Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundvierzigster Band.

(Mit den Portraits von: Conrad Ferdinand Meyer, Alphonse Daudet, Franz von Lenbach.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 44. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1888.

Seite

Ch. Borgeaud in Berlin.
Eine Mondnacht. Novelle 395

Hermann Diels in Berlin.
Antike Heilwunder 29

Joseph Freiherr von Eichendorff.
Preußen und die Konstitution. Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von Heinrich Meisner in Berlin 344

Philipp zu Eulenburg in München.
Ein Blatt preußischer Politik vor hundert Jahren. 254

Ferdinand Groß in Wien.
Alphonse Daudet 167

Carl Hecker in Ludwigsburg.
Die rothe Tasche. Novelle 285

Paul Heyse in München.
Die schwerste Pflicht. Trauerspiel in einem Act 218

B. Jeannine in Paris.
Seltsame Bande. Novelle 1

Paul Lindau in Berlin.
Wer ist der Mörder? Ziethen-Wilhelm 94

Raphael Löwenfeld in Berlin.
Conrad Ferdinand Meyer 76

Felix Mendelssohn-Bartholdy.
Briefe an Moscheles und seine Frau. Veröffentlicht von Felix Moscheles in London 239. 380

Hans Müller in Berlin.
Aeltere badiſche Fürſtenbildniſſe. 187

Ludwig Noiré in Mainz.
Arthur Schopenhauer. Zu ſeiner hundertjährigen Geburtsfeier.... 315

Ludwig Pietſch in Berlin.
Franz von Lenbach. 363

Iwan Turgenjew.
Ein Abend in Sorrent. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Für die deutſche Bühne überſetzt und bearbeitet von Eugen Zabel..... 63

H. Villinger in Karlsruhe.
Fifi. Novelle..... 149

Georg Winter in Marburg.
Der 8. Theil von Rankes Weltgeſchichte. 408

* * *
Berliner Zukunftsbauten..... 44

Bibliographie 131. 274. 412

Bibliographiſche Notizen..... 138. 279. 419

Mit den Portraits von:

Conrad Ferdinand Meyer, radirt von Johann Lindner in München, Alphonſe Daudet und Franz von Lenbach, radirt von L. Kühn in München.

Pages 135 - 137 missing

Band 44. — Heft 130.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIV. Band. — Januar 1888. — Heft 130.

(Mit einem Portrait in Radirung: Conrad Ferdinand Meyer.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1888.

Inhalt.

Seite

B. Jeannine in Paris.
Seltsame Bande. Novelle 1

Hermann Diels in Berlin.
Antike Heilwunder 29

* * *
Berliner Zukunftsbauten 44

Iwan Turgenjew.
Ein Abend in Sorrent. Lustspiel in einem Aufzuge. Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Eugen Zabel 63

Raphael Löwenfeld in Berlin.
Conrad Ferdinand Meyer 76

Paul Lindau in Berlin.
Wer ist der Mörder? Ziethen-Wilhelm 94

Bibliographie 131
Alte und neue Dichtungen. (Mit Illustrationen.) — Rumänien.

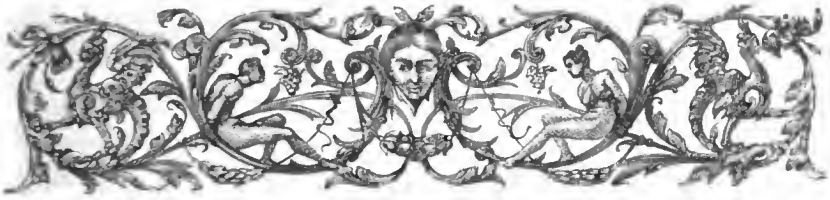
Bibliographische Notizen 138

Hierzu ein Portrait von Conrad Ferdinand Meyer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



UNIV. OF CALIFORNIA

Seltsame Bande.

Novelle

von

B. Jeannine.

— Paris. —

In einem der hübschen Landhäuser, welche die schattigen Alleen einfassen, die nach Passy — diesem kleinstädtisch ruhigen Quartier von Paris — führen, saß Professor Ricardel mit seiner Nichte am Frühstückstisch. Der Professor ist einer der bekannten Gelehrten von Paris. Seine wichtigen Beiträge zur Mikrobenlehre haben seinen Namen selbst in's Ausland gebracht. Die Kühnheit, der Unternehmungsgeist dieses Mannes, sein unermüdliches Bestreben, Neues zu finden, Viel zu wagen, um Etwas zu gewinnen, bilden einen günstigen Gegensatz zu dem Schlendrian der meisten seiner Collegen, die ihre mühsam errungene Stellung als Professoren dazu benützen, auszuruhen und den Fortschritt der Jüngeren durch ihr Mißtrauen zu hemmen.

Sein Privatleben war dasjenige eines ruheliebenden Bürgers. Verwittwet und kinderlos hatte er eine Nichte zu sich genommen, deren Eltern in bedrängten Verhältnissen gestorben und die es verstand, der ernsten Gelehrtenwohnung den häuslichen Reiz zu verleihen, dessen sie sonst entbehrt hätte.

Maria mochte fünfundzwanzig Jahre zählen. Sie konnte nicht schön, nicht einmal hübsch genannt werden. Dazu waren ihre unregelmäßigen Züge zu stark markirt und ihre kleine, magere Gestalt besaß nicht die weichen Formen, die an Frauen gefallen. Aber aus ihrem blassen Gesicht schauten große, dunkle, ausdrucksvolle Augen, in denen sich die innere Gedankenthätigkeit widerspiegelte und die sich in der Unterhaltung mit Anderen aufmerksam auf den Sprecher hefteten, als wollten sie in das

Innerste seiner Rede eindringen. In ihrem ganzen Wesen lag etwas Ruhiges, Geräuschloses.

„A propos," wandte sich der Professor zu seiner Nichte, indem er die Lectüre eines medicinischen Berichtes unterbrach, in die er während der ganzen Mahlzeit vertieft gewesen war, „ich habe diesen Morgen endlich den Menschen gefunden, der mir zu meiner neuen Arbeit nothwendig ist. Du weißt, ich bedarf für mein Werk sehr genauer mikroskopischer Untersuchungen, die mir eine kostbare Zeit rauben. Es war mir also sehr daran gelegen, Jemanden zu finden, der diese Detailarbeit für mich verrichten könnte. Seit längerer Zeit schon fiel mir ein junger Mann auf, der regelmäßig meinem Unterrichte im Hotel Dieu beiwohnt und von dem ich hörte, daß er sich viel mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftige und darin eine große Fertigkeit erlangt habe. Da ich aber zugleich erfuhr, der Betreffende sei in materiell sehr günstigen Verhältnissen, wagte ich es nicht, ihm ein Anerbieten zu machen. Aber er selbst bot mir seine Hülfe an, als er hörte, daß ich an einem neuen Werk arbeite, welches sein wissenschaftliches Interesse erregt. Er wird also fast täglich hier arbeiten und ich brauche Dir nicht besonders zu empfehlen, auch Deinerseits seine Gefälligkeit, für die ich ihm zu großem Dank verpflichtet bin, durch liebenswürdige Zuvorkommenheit zu vergelten."

„Fürchtest Du nicht, lieber Onkel," bemerkte Maria, „daß es vielleicht etwas störend sein werde, in unser stilles Heim einen jungen Mann aufzunehmen, zu dem wir durch die betreffenden Umstände sogleich in nähere Beziehungen treten?"

„Ich wüßte nicht warum," antwortete der Professor. „Pierre Gautier ist mir von Allen, die ihn kennen, als ein feingebildeter Mann gerühmt worden. Er sei etwas ernst und zurückhaltend für sein Alter, aber das kann Dir ja nur als angenehme Eigenschaft erscheinen. Du wirst übrigens bald Gelegenheit haben, selbst zu urtheilen. Er soll nach dem Frühstück, gegen zwei Uhr, hierherkommen und sogleich seine neue Beschäftigung beginnen."

Maria erhob sich, um die Einrichtung eines Zimmers, neben der Bibliothek des Onkels, anzuordnen, in dem der junge Mann auf bequeme und ungestörte Weise arbeiten könne. Als sie nach einiger Zeit in das Studirzimmer des Professors trat, fand sie ihn im Gespräche mit dem Erwarteten. Der Onkel stellte Pierre Gautier seiner Nichte vor und da Maria gerne den neuen Hausgenossen, der so plötzlich in ihre Häuslichkeit hineingeschneit war, näher kennen lernen wollte, so setzte sie sich mit ihrer Arbeit an's Fenster, während die beiden Männer über die bevorstehenden Studien eingänglicher sprachen.

Pierre Gautier hatte ein schön geschnittenes, ernstes Gesicht, dem die scharfgezogenen, in der Mitte vereinigten schwarzen Augenbrauen etwas beinahe Hartes gegeben hätten, wären nicht die tiefen guten Augen gewesen.

In diesen Augen, die nicht groß und von unbestimmter Farbe waren, lag eine ruhige Innigkeit, eine liebevolle Nachsicht, wie wenn der, dem sie gehörten, das Verständniß aller menschlichen Drangsale besäße. Aber der üppige Mund, dessen weiche, rothe Lippen bei einem seltenen und desto erfreulicher wirkenden Lächeln die schönsten Zähne entblößte, gehörte dem vollen, jugendlichen, genießenden Leben an. Seine Haltung hatte etwas in sich Gekehrtes, Gleichgültiges; doch wenn er in der Unterhaltung an Etwas lebhaft theilnahm, wenn er sich aufrichtete und mit seiner breiten, gutmüthigen Hand durch sein dichtes, dunkles Haar fuhr, so bot er das schönste Bild froher Lebenskraft.

Maria, die es gewohnt war, zumeist durch eine natürliche Anlage und auch durch die stille, selbstlose Rolle, die sie im Hause ihres Onkels spielte, in sich selbst zu leben und aus ihren Beobachtungen ein Hauptinteresse ihres bescheidenen Lebens zu machen, fühlte sich angezogen durch die Contraste im Aeußern des jungen Mannes, die auf eine complicirte und, wenn ihr Instinct sie nicht täuschte, edle Seele schließen ließen.

Für heute blieb es denn freilich bei einem Austausch banaler Höflichkeiten. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich so ohne Weiteres einen Platz in Ihrem Hause beanspruche!" und „Es ist vielmehr an uns, Sie um Entschuldigung zu bitten für die Mühe, der Sie sich unterziehen wollen, täglich den Weg nach Passy zu unternehmen" ꝛc. und wie die Formeln heißen, in denen man sich für Etwas entschuldigt, das man mit gegenseitigem Einverständniß angeordnet hat. Aber des Abends, als Maria, nach vollendetem Tagewerk, sich in ihr Zimmer zurückzog, fühlte sie anstatt der müden Gleichgültigkeit, die sie oft überkam, wenn sie an die einförmigen Tage an der Seite ihres despotischen, anspruchsvollen Onkels dachte, ein leises Interesse für das, was der nächste Morgen bringen werde.

Pierre Gautier kam regelmäßig in das Haus des Professors und arbeitete oft lange Stunden, während denen es ihm zum Bedürfniß geworden war, das geräuschlose Walten Marias zu empfinden. Maria glitt fast unbemerkt unter den sie Umgebenden dahin und nur wenn man darüber nachdachte, gewahrte man, daß alles Behagliche, Angenehme von ihr ausging, und daß sie das Störende den Anderen aus dem Wege räumte, ohne je darüber zu sprechen. Nach und nach bekam Gautier, durch seine Beobachtungen und durch Marias Aeußerungen, einen Einblick in ihr häusliches Leben. Dasselbe war nicht leicht. Der Professor, der als Gelehrter so große Vorzüge besaß, war als Mensch egoistisch, kleinlich, despotisch. Er sagte oft, ein Gelehrter dürfe keinerlei störende Sorgen um die ihn Umgebenden haben, Alles um ihn müsse glatt und eben sein, damit er alle seine Kräfte, seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zuwenden könne. Dabei bedachte er aber nicht, daß Diejenige, welche ihm das Leben auf die Art

ordnete, wie er es wünschte, auch ihre Individualität habe, ihre Bedürfnisse, ihr Recht an's Leben. Um Maria kümmerte er sich nur insofern, als er ihre Freiheit beschränkte und sie wie eine Untergebene in gänzlicher Abhängigkeit hielt. Pierre trat bald zu Maria in freundschaftliche Beziehungen und fand in ihr bei näherem Umgang viel Anziehendes.

Der junge Mann hatte bisher wenig mit Frauen verkehrt. Seine Mutter war früh gestorben; sein Vater, von Geschäften und Vergnügungen gänzlich in Anspruch genommen, nahm wenig Interesse an ihm. Man hatte ihn auf ein Gymnasium in der Provinz geschickt. Seine empfindsam angelegte Natur hätte des liebevollen Verständnisses bedurft, um sich normal zu entwickeln. So, von Kindheit an auf sich selbst angewiesen, blieb Vieles in ihm unerweckt, Anderes verbarg er mit übertriebener Scheu in seinem Innersten. Kaum war er nach Paris gekommen, um seine medicinischen Studien zu beginnen, so verlor er seinen Vater und blieb also auch in dieser neuen Periode seines Lebens sich überlassen. Seine Vermögensverhältnisse hätten ihm die Luxusexistenz des unbeschäftigten, reichen Pariserserlaubt, aber eine angeborene Erkenntnißgabe mehr noch als die Mittheilungen seiner Freunde, ließen ihn ahnen, daß er am Ende dieser leichten Genüsse nur Ekel und Müdigkeit empfinden würde. So suchte er die Befriedigung seiner Ansprüche in der Arbeit; aber, obschon dieselbe auf eine ihm interessante Weise seine Zeit ausfüllte, so fühlte er sich doch nicht so glücklich, wie er es gehofft hatte. Ihm schien es, eine ganze Seite seines Wesens — die beste — finde ihre Bestimmung nicht in der Lebensweise, die er gewählt. Er hatte, nach Beendigung seiner Studien, wohl daran gedacht, sich zu verheirathen und einen ganzen Winter lang hatte er, mit diesem Vorsatz, in der Welt, auf Bällen, bei Diners, ausgehalten; aber je mehr junge Mädchen er kennen lernte, desto deutlicher fühlte er sich von einer unbestimmten Furcht befallen. Alle diese Gestalten sahen sich ähnlich. Die hergebrachte Erziehung, für alle Mädchen der guten Gesellschaft dieselbe, die Strenge, mit der ihnen verboten ist, ihre Individualität kund zu geben, breitete über Alle eine neutrale Grundfarbe aus, von der sich selten etwas Lebhafteres abhob. Wie sollte er aus der Menge Diejenige herausfinden, welche, unter der Flamme des neu erwachenden, selbständigen Lebens sich so gestalten würde, wie es sein innerstes Herzensbedürfniß erheischte? Denn — das fühlte er — mit einem annähernden Glück könnte er sich nicht zufrieden geben. Seine Anforderungen an ein Zusammenleben waren so hoch, seine Angst vor einer unabänderlichen Enttäuschung so groß, daß er daran verzweifelte, in der Liebe, so wie er sie verlangte, sein Ideal zu erreichen. Aber es gelüstete ihn oft nach einem freundschaftlichen Verhältniß zu einer Frau, die ihm mit ihrer Güte, ihrer Klugheit, mit ihrem feinen Geist Manches bieten würde, was er bei seinen Studiengenossen vermißte. Er hatte Mutter und Schwester entbehrt; sollte er denn niemals einen Ersatz dafür finden?

Es war also für Pierre eine freudige Ueberraschung, bei näherer Bekanntschaft in Maria eine bedeutende Natur zu entdecken. Sie war sehr gebildet, hatte über Vieles nachgedacht und gelesen, was sonst den Frauen fern liegt, auch war sie sehr musikalisch.

Als er ihr einmal sein Erstaunen über ihr vielseitiges Wissen, ihr Interesse an Allem äußerte, sagte sie: „Das Alles verdanke ich meiner Freundin Lucienne, die Sie hoffentlich bald selbst kennen lernen werden und deren längere Abwesenheit mir noch empfindlicher gewesen wäre, wenn ich nicht im freundschaftlichen Gespräche mit Ihnen eine Entschädigung gefunden hätte."

Auf Gautiers Frage, wer denn eigentlich Lucienne sei, deren Name schon oft im Gespräche mit dem Professor erwähnt worden war, erklärte Maria, Lucienne sei von Kindheit auf mit ihr eng verbunden. Sie waren in derselben Pension erzogen worden. Etwas älter als Maria, habe die Freundin auf ihre ganze Entwicklung den tiefsten Einfluß ausgeübt. Schon seit Jahren sei Lucienne verheirathet an einen bekannten Advocaten, Herrn Dumont, und trotz der zahlreichen, gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihre Zeit vielfach in Anspruch nähmen, sei die Freundin doch stets im innigsten Verkehr mit ihr geblieben und die Stunden, welche sie fast täglich zusammen verbrächten, seien Maria das liebste in ihrem einförmigen Leben.

Der begeisterte Ton, in dem sie von der Freundin sprach, flößte Gautier ein gewisses Mißtrauen gegen Jene ein. Er kannte jetzt schon genugsam Maria, um sich zu denken, daß sie, mit ihrem bescheidenen, selbstlosen, anschmiegenden Wesen sich einer starken, autoritären Natur gänzlich unterordnen werde. Er hatte die Ueberzeugung, daß Lucienne, mehr gebietend als gebend, die Freundin unter dem Joch einer despotischen Zuneigung halte.

„O nein," rief Maria mit Entrüstung, als er ihr seine Vermuthungen mittheilte, „im Gegentheil, was ich bin, verdanke ich Lucienne. Sie werden sich ihrem belebenden Einflusse nicht entziehen können, wenn Sie sie kennen lernen. Es ist wahr, sie hat eine so ausgeprägte Individualität, daß sie nicht eine untergeordnete Rolle spielen kann; aber es ist süß, in den Lichtkreis zu treten, der sie umgiebt. Sie hat so viel eigene innere Kraft, daß Diejenigen, die sich ihr nähern, davon wie magnetisch berührt, erfrischt und gehoben werden. Ihre Art, die gewöhnlichsten Dinge anzusehen, hat etwas so Neues, Besonderes. Nichts ist klein und unbedeutend für sie; sie berührt es mit dem Zauberstab ihrer originellen Auffassung und der Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, der Faden, der das Kleinste mit Großem verbindet, wird Ihnen plötzlich sichtbar. Und was das Beste ist: auch Sie fühlen mit einem Male Ungewohntes in Ihnen erwachen. Die Ideen, die jeder nicht ganz banale Mensch in sich trägt und die nur in günstigen Augenblicken hervorbrechen, werden durch die Berührung mit ihr lebendig und Sie staunen über das, was Sie Alles ungeahnt in sich herumgetragen."

Als sie so sprach, leuchteten die großen Augen Marias und ihre unschönen Züge wurden beinahe lieblich unter der Erregung der Beredtsamkeit.

Gautier war begierig, diese seltene Freundin kennen zu lernen, und als ihm Maria berichtete, Madame Dumont sei nach zweimonatlicher Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt und er würde sie den nächsten Abend bei ihrem Onkel treffen, machte er sich des anderen Tages mit einer gewissen Spannung auf den gewohnten Weg. Er ahnte nicht, daß dieser Abend über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.

Gautier war mit Fräulein Maria und dem Professor auf der Veranda und hörte zerstreut eine Beschreibung der letzten akademischen Sitzung an, als Madame Dumonts Wagen vorfuhr. Sie hatte mit ihren Kindern auf dem nahe gelegenen Landgut einer Verwandten den Nachmittag zugebracht, und wie sie so dasaß in der offenen Victoria, hinter sich einen blühenden Wald von spanischem Flieder und Akazien, mit denen das zurückgeschlagene Verdeck des Wagens ganz angefüllt war, neben sich und auf dem kleinen Sitze ihr gegenüber die zwei reizenden Knaben, — bot sie das lieblichste Bild.

Lucienne war eine Erscheinung, von der ein ganz eigenthümlicher Reiz ausging, dem sich selbst Derjenige nicht entzog, der sie zum ersten Male sah. Nicht in den einzelnen Zügen, im Ganzen lag ihre Schönheit. Ihre körperlichen Vorzüge: das dunkelblonde Haar, die klaren braunen Augen hatte sie mit anderen hübschen, jungen Frauen gemein; was ihr eigen, war das Harmonische aller ihrer Bewegungen, die Art, wie sie elastisch, gleichsam von einer inneren Kraft getragen, dahinschwebte, wie sie ihren reizend geformten Nacken trug, so sicher und leicht und doch nicht herausfordernd.

Sobald sie auf die kalte, leere Veranda trat, erschien gleich Alles, selbst das scharfe Gesicht des Professors, wie von erwärmendem Lichte bestrahlt, und die leidenden, abgespannten Züge Marias belebten sich plötzlich. — Was sprach man? — Unbedeutende Dinge; aber in ihrem Munde bekam Alles einen Reiz, dem sich die Zuhörenden mit einem sozusagen physischen Wohlbehagen hingaben. Sie hatte eine Art, dem Professor seine Schmeicheleien zu sagen, etwas spöttisch, aber mit so viel Geist, daß der Alte sich geschmeichelt fühlen mußte, eine junge Frau für ihn so viel Liebenswürdigkeit entwickeln zu sehen. Ach! Maria hatte es Gautier anvertraut, daß ihrer Freundin halb spaßhafte Weise, verbunden mit ihren zarten Aufmerksamkeiten gegen den egoistischen Professor, es allein vermochte, ihn zum Anhören und Beherzigen nothwendiger Wahrheiten zu bringen, und daß sie Lucienne die geringe Freiheit verdanke, die der Onkel ihr ließ.

Mit ihren beiden Knaben hatte Madame Dumont einen kameradschaftlichen, heiteren Ton. Sie schienen auch mit der glücklichsten Liebe an ihr zu hängen, und Pierre, der eine traurige, liebearme Kindheit hinter

sich hatte, sah mit leichtem Neid auf diese Knaben, welche das Glück kannten, in ihrer jugendlichen, schönen, lebensfrohen Mama die Vereinigung alles Dessen zu besitzen, was das Leben ihnen Wünschenswerthes versprechen konnte.

Nach einem kurzen Besuch verabschiedete sich Madame Dumont, und plötzlich wurden die Zurückbleibenden fröstelnd inne, daß die Frühlingssonne untergegangen, und daß es auf der Veranda ungemüthlich geworden war.

Nach und nach wurde Gautier auch mit Lucienne näher bekannt. Sie kam fast täglich, oft nur auf einen Augenblick, da sie nicht weit vom Hause des Professors entfernt wohnte, und da ihre Lebhaftigkeit, ihr spontaner Geist alle die Präliminarien übersprang, welche die Meisten durchlaufen, ehe sie zu einer interessanten Conversation kommen, so ließen selbst ihre kurzen Besuche, wie ein leuchtender Punkt im grauen Einerlei des Tages, ihre Spur zurück. Ein anregendes Wort, eine originelle Bemerkung blieben im Gedächtniß und gaben Nahrung für weitere Gedanken.

Kurze Zeit nach Luciennes Heimkehr bat der Professor eines Tages den jungen Mann, nach vollendeter Arbeit zum Diner zu bleiben, da auch Madame Dumont mit ihrem Manne kommen und man am Abend musiciren werde.

Pierre fühlte ein sonderbares Gemisch von Neugierde und Abneigung bei dem Gedanken, Herrn Dumont kennen zu lernen. Bis jetzt war ihm Lucienne als eine reizvolle Erscheinung vorgekommen, deren Zauber er sich hingab, ohne Nebengedanken, von der er nur unbestimmt wissen wollte, daß sie durch die gewohnten, herkömmlichen Bande — einen Mann, Kinder, eine Haushaltung — an einen festen Platz im alltäglichen Leben gekettet sei. Zum ersten Male bildete sich seine Phantasie ein schärferes Bild des Mannes dieser Frau und — war es Wunsch oder Ahnung? — das Bild war nicht vortheilhaft.

Zwar, als Herr Dumont hinter seiner Frau in den Salon trat und die Herren einander vorgestellt wurden, mußte sich Gautier gestehen, daß die hohe Gestalt, das regelmäßig geschnittene, schöne Gesicht, die ruhig vornehmen Bewegungen dem jungen Advocaten etwas Bedeutendes gaben, und auch an seiner Unterhaltung war nichts auszusetzen. Es waren die selbstbewußten Aeußerungen eines durchaus correcten, positiven Menschen, dessen Urtheil an Alles den Maßstab der vernünftigen Mittelmäßigkeit legt. Aber eben dieses moralische Gleichgewicht ärgerte Gautier. War es möglich, daß Lucienne, mit ihrer reichen Phantasie, mit ihrem originellen Geist, der ein ihr ganz persönliches Gepräge trug, sich glücklich fühlte neben diesem Manne?

Bei Tisch wurde über Mannigfaltiges gesprochen: über Theater, Musik, Gemälde-Ausstellungen, alle die Genüsse, die Paris in so reichem Maße gewährt und die in Gesellschaft den gewohnten Gesprächsstoff bilden. Unter der Allgemeinheit der besprochenen Gegenstände giebt Jeder seinen bestimmten Geschmack, folglich einen Winkel seines innersten Wesens, kund. — Maria

hörte meist mit verständnißvoller Aufmerksamkeit zu und wenn sie ein besonderes Interesse an dem Gegenstande nahm, so bekamen ihre Augen eine innige Tiefe, wie wenn sich in ihnen Etwas eröffnete, das gewöhnlich verschlossen blieb. Sprach sie, so geschah es mit Ruhe; aber diese Ruhe hatte nichts mit Kälte oder Gleichgültigkeit gemein, sondern sie erweckte ein behagliches, wohlthuendes Gefühl. Ihre Rede hatte etwas Unparteiisches, Objectives, zu dem man sich aus der Discussion der verschiedenen Meinungen mit Freuden flüchtete. In Luciennes Rede vibrirte stets etwas von ihrer Seele. Es schien, wie wenn alle Dinge, durch ihre reiche Persönlichkeit gehend, eine besondere, ihr eigene Färbung annähmen. Schon ihre melodische Stimme gebot über so verschiedene Intonationen, daß ihre Worte dadurch eine Lebendigkeit, einen Ausdruck erhielten, der das Interesse der Zuhörer fesselte.

Man sprach über Musik. Rubinstein hatte eben eine Serie glänzender Concerte gegeben. Der Professor neckte Lucienne damit, daß sie bei Rubinsteins Spiel die Thränen nicht habe zurückhalten können.

„Nun ja, was wollt Ihr," rief sie, „es macht mir nun einmal einen, ich möchte sagen physischen Eindruck, wenn Etwas sich über alle Proportionen der uns umgebenden Welt hinaushebt und uns beweist, daß es eine Vollkommenheit giebt, die wir in bevorzugten Augenblicken ahnen.

„Ach! Wenn wir das Kleinliche, die Nichtigkeit, das Elend, die Inconsequenz des Lebens erkennen, belehrt man uns, das sei eben die Wirklichkeit, das Wahre — und da kommt so eine Offenbarung, sei es durch eine über alles Maß erhabene Leistung, durch ein vollkommenes Kunstwerk oder durch einen Naturgenuß und sagt uns, daß unsere Seele mit ihren übertriebensten Forderungen im Recht ist, da eine Befriedigung derselben möglich.

„Auch das noch hat diese grausame, ironische Macht, die unser Wesen mit seinem Wünschen und Wollen zusammensetzt, uns zur Pein erfunden: daß sie für kurze Momente uns das Höchste bietet, es uns vorspiegelt, damit wir uns nachher des Contrastes desto bewußter würden. Und ihre Grausamkeit geht so weit, Diejenigen, die sie zur Offenbarung dieses Höchsten auserwählt, zugleich Märtyrer ihrer Mission werden zu lassen. Sie sind nicht glücklich, die, denen eine andere Welt erschlossen ist. Seht nur den Ausdruck im Gesichte eines Rubinstein; dieser ergreifende Schmerzenszug über den Augen, der sich während des Spiels so scharf ausprägt, giebt Zeugniß, daß er Alles, was uns so tief erschüttert, in der eigenen Seele trägt."

Gautier bewunderte, wie sie sich so von ihrer Erregung hinreißen ließ, ihr leuchtendes Gesicht, ihre ganze Gestalt, plastisch schön in der Form und harmonisch in jeder Bewegung.

„Was Du Dir doch gleich Außerordentliches einbildest!" sagte Herr Dumont in scharfem Ton, — die Mißbilligung über diese besondere Auffassung war während der Rede seiner Frau deutlich auf seinem Gesichte gelegen.

„Wo nimmst Du nur her, daß Rubinstein ein Märtyrer sei? Er hat einen ungeheuren Zulauf, es gehört zum guten Ton, ihn gehört zu haben. Diese Begeisterung, die ich, nebenbei gesagt, sehr unliebenswürdig für unsere einheimischen Künstler finde, bringt ihm eine Summe ein, wie man sie nie weder für Abgebrannte noch Ueberschwemmte zusammengebracht hat, und Du sprichst von Märtyrerthum!"

Lucienne schien es zu bereuen, in ihrem leidenschaftlichen Ausfall ein Stück von sich selbst preisgegeben zu haben, das sie als unverstandene, an Weltschmerz krankende Frau erscheinen lassen konnte. Sie schlug einen ganz anderen, humoristischen Ton an, erzählte auf geistvoll witzige Art die eben stattgehabte Aufnahme des neuen Akademikers, der sie beigewohnt hatte, und in dem, was sie sagte, offenbarte sich ein so freudiges Interesse an Allem, eine intensive Lebenskraft, die als ureigene, unverwüstliche Gabe ihre Rede durchglühte, daß der Gedanke an ein unbefriedigtes Leben bei Demjenigen, der sie so fröhlich sah, nicht aufkommen konnte.

Gautier wurde beredt unter dem belebenden Einfluß der jungen Frau. Er erzählte in dem humoristischen, etwas paradoxen Ton, der Denjenigen eigen, die im Quartier latin gelebt, von der neuen Strömung, welche sich auf literarischem und künstlerischem Gebiet Bahn gebrochen, von den Literaten der realistischen Schule, den Habitués der Künstlerkneipen zum Chat noir und zum Rat mort; von der Bande jugendlicher Componisten, die mit fanatischer Begeisterung zu Wagners Fahne schwören und ihre Kleider versetzen, um in Brüssel oder gar in München und Bayreuth die Werke des Meisters anzuhören.

Den Professor belustigte es, von dem Treiben der akademischen Jugend zu hören, welche, durch Alter und Stellung in respectvoller Entfernung von ihm gehalten, ihm doch in seinem Berufsleben so nahe stand und für deren Uebertreibungen er ein väterlich nachsichtiges Interesse empfand. Herr Dumont stand noch zu nahe bei der jugendlichen Schaar, um sie objectiv beurtheilen zu können, auch war ihm Alles, was man im Französischen la bohème nennt, alles Revolutionäre, die bestehende Ordnung, das gewohnte Lebensprogramm Bedrohende in der Natur zuwider. Er sprach sehr vernünftig über die socialen Gefahren, welche die neue Richtung für Frankreich heraufbeschwöre. Die beiden Damen nahmen die Sache nicht so ernst. Sie lachten über Gautiers Erzählungen und dieses volle, natürliche Lachen, bei dem sie sich anmuthig zurückbog, gab Lucienne etwas Mädchenhaftes, das sie dem jungen Manne näher brachte.

Nach Tisch, als die Herren aus dem Cabinet des Professors, wo sie geraucht hatten, in den Salon zurückkehrten, fanden sie Madame Dumont und Maria am Clavier. Auf des Professors Bitte sang Lucienne, zuerst französische Lieder von Gounod und Massenet, dann deutsche Musik, mit wahrhaft künstlerischer Begabung. Es war, wie wenn sie jedes Mal etwas ihr ganz Eigenes den Zuhörern mittheilte. Als sie mit ihrer vollen,

weichen, prächtigen Mezzosopranstimme den Schumann'schen Liebesfrühling so zart zurückhaltend, das Innigste ahnen lassend, vor sich hinsang und dann wieder so berauschend selig in Tönen hinausjubelte, da konnte Gautier sich nicht der Frage erwehren: ist das Selbsterlebtes oder hat sie mit künstlerischer Begabung in einer idealen Welt gefunden, was ihr die Wirklichkeit versagt? Und in diesem Zweifel lag für ihn eine ganz besondere Genugthuung.

Dieser Abend ließ einen tiefen Eindruck in Pierre zurück. Es drängte ihn, materielle Thatsachen aus dem Leben Luciennes zu erfahren, aus denen er ihr Seelenleben kennen lernen könnte. Maria gab ihm gern Aufschluß über Alles, was er wissen wollte, und aus seinen eigenen Beobachtungen im näheren Umgang mit den beiden Frauen stellte er sich bald das ganze Wesen der Freundin zusammen.

Madame Dumont war keine Pariserin und hatte sich beim Beginn ihrer Ehe nur mit Mühe an's Pariser Leben gewöhnen können. Sie war den Umgang mit bedeutenden Männern gewöhnt, da ihr Vater, ein bekannter Gelehrter, mit den verschiedensten Menschen verkehrte. Die junge Frau freute sich, in Paris, diesem Mittelpunkt der Intelligenz, allem Wissen näher zu treten, und sie fand eine Gesellschaft, in hundert enge, specielle Kreise eingetheilt, wo wirkliches Interesse nur für Das herrscht, was den Beruf der Betreffenden ausmacht, wo die Geselligkeit zu einem Mittel mißbraucht wird, die Menschen zu ganz niedrigen Zwecken des Ehrgeizes, des persönlichen Vortheiles zusammen zu bringen; und nicht den Geistreichsten, Bedeutendsten huldigte man, sondern den Einflußreichsten. Bei den wenigen Frauen, denen daran lag, einen Salon zu haben, wo literarische, künstlerische, wissenschaftliche Fragen besprochen würden, frappirte sie das Bedürfniß, eine Rolle zu spielen, zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit. Die Damen legten mehr Werth darauf, *wer* bei ihnen sprach, als *was* bei ihnen gesprochen wurde. In die Kreise, in welchen ein allgemeiner, von Coterien freier Ton herrscht, weigerte sich Herr Dumont, seine Frau einzuführen. „Ce n'est pas un monde sérieux," erklärte er, man sähe da ein zu gemischtes Publikum, und da er von seinen Berufspflichten sehr in Anspruch genommen war, machte er es wie die Anderen und suchte nur die Gesellschaft auf, die ihm persönlich von Nutzen sein konnte. So fühlte Madame Dumont sich sehr vereinsamt. Ihr Mann kümmerte sich wenig um sie, lebte ausschließlich seinem Berufe und hatte, seinem Ausspruch nach, Ernsteres zu thun, als darüber nachzudenken, ob seine Frau sich befriedigt fühle oder nicht.

Maria allein kannte alle Gedanken und Empfindungen ihrer Freundin, die Enttäuschungen verschiedenster Art, welche diese jugendliche, begeisterungsfähige, erwartungsvolle Natur bedrückten. Aber so reich war diese Natur, so lebenskräftig, daß, obschon sie in dem ihr Liebsten gekränkt worden, doch keine Bitterkeit, kein Unverstandensein bei ihr zu merken war. Sie

hatte sich in sich selbst ein besonderes Reich geschaffen, eine Welt, die ihr genügte, in der Maria heimisch war und in die auch Pierre nach und nach mit freudigem Erstaunen eintreten durfte.

Es wurde ihm dabei zu Muthe, wie wenn man einen Lieblingsschriftsteller liest, in dem man sich selbst wiederfindet, aber vollständiger; einen Schriftsteller, der Einem, wie man sagt, aus der Seele spricht, durch den man seine dunklen Gefühle ergänzt und klar ausgedrückt findet, der Das, was man im Keime in sich trägt, in vollkommenster Entfaltung uns vor die Augen führt. Tiefe Dankbarkeit erfüllte ihn für Diejenige, welche ihm also den Schlüssel zu seinem eigenen Wesen reichte. Weniger ihre Kenntnisse, deren sie sich mehr als Mittel zum Zweck bediente, als ihre Anschauungsweise überhaupt, war ihm eine Offenbarung und durch das Erschließen ihrer ihm tief verwandten Natur gab sie ihm selbst seine eigentliche Gestalt. Wie eine Binde fiel es ihm von den Augen und die Welt erschien ihm in dem Lichte, das wohl bisweilen in ihm aufgeflackert, aber nicht klar und gleichmäßig Alles beleuchtet hatte.

Ein so mächtiger Einfluß konnte sich nicht von einem Tag zum andern geltend machen. Es bedurfte dazu vieler Stunden vertrauten Gesprächs über Alles, was Geist und Gemüth bewegen kann. Maria war meist zugegen und ihre ruhige, verständnißinnige Art gab den lebhaften Discussionen einen festen Hintergrund. Madame Dumont besaß die Gabe der Beredtsamkeit in berückendem Grade. Wenn sie, mit der vollen Stärke der Ueberzeugung, stets das treffende Wort fand; wenn sich die ganze Wärme ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit über die Zuhörenden ergoß, fühlten sie sich wie durch magnetische Kraft ihr unterworfen.

Dieses Verhältniß dauerte einige Monate. Pierre und Lucienne sahen sich bei Maria, bei Madame Dumont, auf Spaziergängen mit den Kindern. Bald fand Pierre keine Ruhe mehr, fern von der jungen Frau. Sein größtes Glück war, in ihrem Gesichtskreise zu athmen. Ein Tag, an dem er sie nicht sah, schien ihm verloren und er fühlte sich am Ende desselben matt und niedergeschlagen, wie wenn er seiner nöthigen Nahrung entbehrt hätte.

So kam der Tag, an dem die Beiden klar in sich schauten und wo ihr gegenseitiges Gefühl, das sie Freundschaft nannten, ihnen als das erschien, was es wohl schon längst in ihren Herzen war.

Sie hatten einen Ausflug in die Wälder von Ville d'Avray gemacht. Es war ein wonniger Septembertag. Die Luft war so durchsichtig, so klar, und doch lag Etwas über der Landschaft ausgegossen, was die Umrisse weicher, verschmolzener machte. Nichts regte sich, die tiefste Ruhe ringsum, als stände die Natur stille in diesen letzten schönen Tagen und zögere, in den traurigen Spätherbst zu treten.

Pierre und Lucienne saßen still an einem Waldabhang. Die Kinder waren mit Maria zum See hinuntergeeilt, um mit den Ruthen, die Pierre

ihnen geschnitten, zu fischen. Das Gespräch drehte sich um Freundschaft, um den Platz, den ein wirklicher Freund im Leben des anderen einnimmt und Gautier meinte, mit ihrer so reichen Natur genüge Lucienne sich eigentlich selbst.

„O! wie sehr sind Sie im Irrthum!" rief sie lebhaft. „Sie verstehen also nicht, welcher Hochgenuß es ist, ein Herz, ein einziges, ganz sein eigen zu nennen? Haben Sie schon darüber nachgedacht, welche Genugthuung für eine stark ausgeprägte Natur darin liegt, eine andere, schwächere Natur ganz sich anzueignen? Ich meine hier unter Schwäche nichts Erniedrigendes, Demüthigendes. In dem Verhältniß, wie ich es verstehe, ist die schwächere Natur die wirklich großartige, durch ihre Hingebung, ihr gänzliches Selstvergessen.

„Was war mein Dasein bis jetzt? Das in seiner ewigen Anfregung so einförmige Leben der Weltdame. Ich habe den ganzen Weg entlang, an allen Hecken und Büschen etwas von meinen Schätzen hängen lassen. Ich habe die Einen mit meiner Stimme aus ihrer blasirten Gleichgültigkeit aufgerüttelt, die Anderen durch meine paradoxen Einfälle amüsirt. Ich habe durch mein jugendliches Gefühl, meine Begeisterung für alles Schöne, die ich noch nicht genügend in mich verschließen gelernt habe, in Erstaunen gesetzt und für einen Augenblick erwärmt, aber mit all dem, was habe ich erreicht? Es giebt Niemanden, den ich wirklich dadurch für mich gewonnen hätte.

„Da überkommt mich denn manchmal eine wahre Begierde, durch Alles, was ich in mir fühle und dessen ich mir ohne falsche Bescheidenheit bewußt bin, Jemanden wahrhaft an mich zu fesseln, Jemanden, der mich ganz in sich aufnehmen würde, der all das freigebig Verstreute für sich, für sein persönlich Glück auffangen und bewahren würde. Ich möchte, daß Alles, auch das Ungewöhnlichste, was ich denken, fühlen, aussprechen könnte, mit dem feinen Verständniß der wahlverwandten Seele geahnt, aufgenommen und ergänzt würde. O wie herrlich muß es sein, mit dem Dasein eines Anderen zu verwachsen, einem selbst bedeutenden Menschen Alles zu sein! Dies Bewußtsein muß mit berauschendem Stolz und zugleich mit kindlicher Dankbarkeit erfüllen!"

Madame Dumont war unter dem Impuls eines lange verhaltenen, fast unwillkürlich zum Ausbruch kommenden Gefühls aufgesprungen, und so wie sie mit in idealer Leidenschaft aufflammenden Augen, wie selbstvergessen, den Freund anschaute, fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Macht angezogen und mit der seligen Empfindung des Aufgebens seiner selbst stürzte er ihr zu Füßen.

„Laß, o laß mich aufgehen in Dir," flüsterte er, wie in Anbetung, „nimm mich, mein Dasein, mein Herzblut zu Deiner vollständigen Entfaltung."

Im ersten Entzücken ihrer Liebe erschien Pierre und Lucienne Alles umgewandelt, verklärt, veredelt. Sie glaubten sich stark genug, Nichts zu verlangen, was ihrer Ehre zuwider wäre. Gautier versprach der Geliebten, stets so zu handeln, daß sie vor ihrem Manne, ihren Kindern nicht zu erröthen brauche. Es sollte ihnen genügen, in der Gewißheit ihres gegenseitigen, idealen Gefühls glücklich zu sein.

Aber ach! wie verlangend ist das menschliche Herz! und wie unmöglich ist es, der Liebe vorzuschreiben, was sie wünschen soll und was nicht!

Bald lernte Gautier die schrecklichsten Qualen der Eifersucht kennen. Die ruhige Freundlichkeit, die Madame Dumont ihrem Gatten entgegenbrachte und die er früher als einen Beweis ihres weitherzigen, nicht kleinlich empfindlichen Wesens geachtet, war ihm jetzt der Anlaß zu tausend Leiden. Die Art, wie ihr Mann sie vernachlässigte, berührte ihn einerseits peinlich, da er es wie ein Vergehen ansah, daß man sie nicht genügend schätzen konnte; andererseits erfüllte es ihn mit Befriedigung und beobachtete er mit tiefer Genugthuung alle die kleineren und größeren Verstöße, welche Herr Dumont gegen das Gefühl und das ganze Wesen seiner Frau beging. Sogar die Kinder, die ihm doch so herzlich zugethan waren, betrachtete er oft mit Widerwillen, da er wohl fühlte, wie fest dieses Band beide Gatten zusammenhielt.

Sein Leben wurde zum Leiden, aus dem er nicht herauskommen konnte noch wollte. Denn was ihn leiden ließ, machte ihn leben, und er brauchte nur einmal sich ernstlich vorzunehmen, sich von Lucienne loszureißen, um seinen gegenwärtigen Schmerz gering zu achten im Vergleich zu demjenigen, sein Fühlen und Denken nicht mehr von ihr zu empfangen.

Arbeit, Zukunft, Alles wurde ihm Nebensache und gewann ihm nur das Interesse ab, das Lucienne ihm dafür einflößte. Der einzige Ort, außer bei ihr, wo er noch gerne weilte, war bei Maria. Dort fand er die Spur der Geliebten. Alles sprach ihm von ihr, aber milder, beruhigender, als wenn er bei ihr war. Maria ging so verständnißvoll in Alles ein, ohne Vorwurf und ohne Entschuldigung, eben einfach die Lage begreifend und ihn mit diesem innigen Verständniß mehr aufrichtend und tröstend, als mit Warnungen und Beweisgründen.

Madame Dumont, erschreckt über die Wendung, welche ihr Verhältniß zu Pierre genommen, beschwor ihn, durch eine Trennung sich selbst wiederzugewinnen und diese Abhängigkeit von ihr, die sie jetzt wie eine schwere Verantwortlichkeit empfand, von sich abzuschütteln. Er willigte in eine längere Reise ein, aber während seiner Verbannung dachte und wünschte er nur Eins: seine theuern Fesseln wieder aufzunehmen.

Nach Paris zurückgekehrt, steigerten sich seine Leiden womöglich noch mehr. Er wußte nicht, was ihm peinlicher: daß er die Geliebte nicht sein eigen nennen konnte, oder daß sie einem anderen Manne angehörte. Dazu noch die Nothwendigkeit, an ihrem äußeren Leben nur einen dürftigen

Antheil nehmen zu können. Er, der Zeuge ihrer unbedeutendsten Handlungen hätte sein mögen, fühlte sich ausgeschlossen. Die kurzen Stunden, die Lucienne ihm schenken konnte, erschienen seinem Verlangen als ein ärmliches Almosen und wenn er sie verließ, nach einem Beisammensein, das sie mit ihrem ganzen Reiz ihm zum Genuß zu gestalten versucht, während dessen er aber stets den herannahenden Augenblick des Abschieds drückend fühlte — da war er verlassener und bedürftiger als je.

Dazu kam, daß er wirklich seine Besuche zu beschränken für nothwendig hielt, in der Sorge um den Ruf der Geliebten. So lange sie in gänzlicher Unbefangenheit sich sahen, empfanden sie keine Aengstlichkeit um Etwas, was ihnen als natürlich und unschuldig erschien. Jetzt, wo die Unbefangenheit aus ihrem Verkehr verschwunden war, beobachteten sie mit Mißtrauen die sie Umgebenden, stets einen Verdacht wähnend. — Was aber Pierre am meisten zu Herzen ging, war der Gedanke, daß sein Zustand Derjenigen, die er um den Preis seines Lebens hätte glücklich machen wollen, nur Kummer und Sorge schuf. Er, der geglaubt hatte, durch die gänzliche Hingabe seiner selbst ihr Leben zu bereichern, zu verschönern, er fühlte mit Verzweiflung, daß er in dasselbe nur ein beunruhigendes Element gebracht hatte.

Unterdessen hatte sich der Onkel Marias verheirathet. Die junge Frau war eine ungebildete intriguante Person, die den reichen Professor durch ihr hübsches Aeußere gewonnen hatte. Marias Stellung im Hause, welche sie sich durch ihr feines, tactvolles Wesen erworben, war der Neuangekommenen ein Dorn im Auge. Sie that ihr Möglichstes, dem Mädchen den Aufenthalt bei ihrem Onkel so schwierig wie möglich zu machen. Maria litt bitter unter dieser demüthigenden Abhängigkeit, so daß sie zuletzt den Entschluß faßte, auswärts eine ihrer würdigere Stellung zu suchen, die, wenn auch anscheinend untergeordnet, ihr eine Freiheit verschaffen würde, auf welche sie in ihren drückenden häuslichen Verhältnissen nicht rechnen konnte.

So erklärte sie denn eines Tages den Freunden, sie habe sich entschlossen, eine Stelle in Wien bei einer ihr befreundeten älteren Dame anzunehmen.

Diese Eröffnung machte Gautier betroffen. Sollte er die ihm theure Freundin fortgehen lassen, in eine untergeordnete Stellung, sie, deren zarte Gesundheit aller Schonung bedurfte? — Und — er gestand es sich — auch der egoistische Gedanke, das einzige Wesen zu verlieren, in dessen Nähe er auf sanfte, beruhigende Weise der Geliebten gedenken, von ihr sich unterhalten konnte, schmerzte ihn tief.

An einem trüben Wintertag, als Maria in ihrem kleinen Salon dem Freunde von ihrer bevorstehenden Abreise sprach, nicht mit dem erwartungsvollen Lebensmuthe, mit dem man in jungen Jahren in die weite Welt hinaus, in eine neue Umgebung zieht, sondern mit dem ängstlichen Gefühl

des Unbekannten, mit der Müdigkeit einer losgelösten Seele, der die Welt mit ihren gehaltlosen Ueberraschungen gleichgültig ist — da sagte Pierre, ihre Hände ergreifend:

„Warum wollen Sie hinaus, in die Fremde, wo kein besonderes Interesse Sie hinruft, wenn Sie die Ruhe, die Unabhängigkeit und die Stütze des treuesten Freundes hier finden können?"

Sie sah ihn fragend an. Da erklärte er sich deutlicher.

„Sie kennen meine Liebe für Lucienne. Sie wissen, daß dieses Gefühl meine ganze Zukunft ausfüllen wird, und daß ich also nie den Gedanken fassen könnte, mich auf hergebrachte Weise zu verheirathen. Aber meine Freundschaft und Sympathie für Sie machen es zu einem meiner lebhaftesten Wünsche, Sie verhältnißmäßig glücklich und in materieller Unabhängigkeit zu wissen. Ich weiß, daß auch Sie, in Folge einer traurigen Erfahrung, die Sie gemacht, entschlossen sind, auf die Ehe zu verzichten. Erlauben Sie mir also, Ihnen eine bleibende Zuflucht in meinem Hause anzubieten, und da ein solches freies Zusammenleben in den Augen der Welt unmöglich ist, so willigen Sie ein, dasselbe durch die verschiedenen Förmlichkeiten, die eine vollgültige Ehe bedingt, vor jeder Mißdeutung und jedem Angriff zu schützen. Mit andern Worten: werden Sie meine Frau vor der öffentlichen Meinung. Sie kennen mich genugsam, um zu wissen, daß diese Uebereinkunft Ihnen die vollkommenste Freiheit sichert und daß Sie in mir stets den achtungsvollsten, ergebensten Freund finden werden."

In Marias Augen war es beim Beginn seiner Rede wie Schreck aufgestiegen, aber als Gautier geendet, war ihr Gesicht ruhig geworden und nach einem langen Stillschweigen, währenddessen sie nachdenklich ins Feuer geblickt hatte, sagte sie endlich:

„Ihr Vorschlag, werther Freund, ist so außergewöhnlich, daß er in mir ein gewisses Unbehagen erregt, eine Bangigkeit, wie vor etwas Außerordentlichem, nicht in der Natur Liegendem. Ich anerkenne die edeln Beweggründe, die Ihnen dieses seltsame Anerbieten eingeben, aber lassen Sie mir einige Tage Bedenkzeit. Ich weiß nicht, thun wir Recht, uns mit freiem Willen in eine so unnatürliche Lage zu versetzen — und dann," fügte sie mit einigem Zögern hinzu, „möchte ich vor Allem mit Lucienne darüber sprechen. Jetzt erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen, ich fühle das Bedürfniß, mit meinen Gedanken ins Klare zu kommen."

Mit warmem Händedruck schied sie von dem Freunde.

Des andern Tages wurde Gautier zu Maria beschieden, die er mit Madame Dumont in ihrem Zimmer fand.

Maria war etwas blasser als gewöhnlich und ihre matten Augen trugen die Spuren einer schlaflosen Nacht. Lucienne schien in glücklicher Stimmung. Sie kam Pierre mit einer gewissen freudigen Feierlichkeit entgegen und ergriff seine Hand.

„Maria hat mir Ihr Anerbieten mitgetheilt," sagte sie, „und ich

begreife und billige es vollkommen. Mir giebt der Gedanke, unsere treue Freundin in Ihrem Schutz zu wissen, eine innige Beruhigung. Auch Ihr eigenes Leben wird durch die Sorge dieser verständnißvollen Gefährtin geordneter, friedlicher und heiterer werden, und ich brauche mich nicht mehr mit der Frage zu peinigen: was macht er wohl jetzt in seiner Einsamkeit? Unser eigenes Verhältniß, mein lieber Freund," setzte sie nach einer kurzen Pause mit einem tiefen Athemzug hinzu, „wird unter dem heiligenden Schutze Ihrer Verbindung mit Maria reiner, geläuterter und dadurch auch schmerzenfreier als berechtigter, freundschaftlicher Verkehr fortbestehen."

Maria schien, von der lebhaften Theilnahme und Zustimmung der Freundin beeinflußt, die Sache in günstigem Lichte anzusehen und so wurde beschlossen, daß Gautier am folgenden Tage bei dem Professor um die Hand seiner Nichte anhalten solle.

Noch einmal kam Maria auf ihre Bedenklichkeiten zurück, als Madame Dumont sie mit Pierre allein ließ.

„Haben Sie nie daran gedacht," sagte sie langsam und ernst, ohne den jungen Mann anzusehen, „daß Lucienne frei werden könnte und ihrer gegenseitigen Liebe dann kein Hinderniß mehr entgegen stände?"

Pierre erschrak über diese Worte und wie durch einen Blitz beleuchtet sah er einen Augenblick lang das Bild einer seligen Zukunft vor seinen Augen. Aber diese Vorstellung verschwand schnell, wie sie gekommen, und mit ruhiger Stimme antwortete er:

„Der Gedanke, mein Glück dem Eingreifen des Todes zu verdanken, widersteht mir. Zudem ist Luciennes Mann jung, kräftig, voll Lebensmuth, so daß, wenn je einmal Lucienne über ihre Freiheit verfügen könnte, es erst nach langen Jahren sein würde. Dann werden unsere leidenschaftlichen Herzen ruhiger schlagen, und die Freundschaft, die uns jetzt so schmerzliche Opfer kostet, wird uns dann als das höchste Gut erscheinen."

Maria ließ sich von ihm überzeugen. Kurze Zeit darauf wurden sie getraut und Maria zog in das Haus des Freundes.

Mit ihrer Zartheit, ihrem Tact verstand sie es, diese seltsame Verbindung zum schönsten Freundschaftsverhältniß zu gestalten. Sie schuf Gautier ein Heim, in dem er sich äußerlich behaglich fühlte und wo er sicher war, stets ein liebevolles Verständniß zu finden für Alles, was ihn beschäftigen konnte. Die weiche, lindernde Atmosphäre, mit der sie ihn umgab, war für Pierres schmerzendes Gemüth, das sich während so langer Zeit müde gemartert hatte, eine Wohlthat, der er sich ohne Rückhalt hingab.

Nach und nach gewann er wieder Interesse für die Welt um ihn her. Er nahm seine Arbeiten, die er lange vernachlässigt, wieder auf. Die Möglichkeit, sich in jedem Augenblicke aussprechen zu können, entriß ihn sich selbst und seinen stillen Qualen.

Sie vermieden es jedoch mit einer gewissen Scheu, seit sie vereinigt waren, auf directe Weise über Gautiers Gefühl für Lucienne zu sprechen.

Wenn Maria den Freund traurig und in sich gekehrt fand, suchte sie ihn durch ein Gespräch, eine Lectüre, einen Spaziergang zu zerstreuen.

Madame Dumont wurde stets mit Glück und Freude empfangen, und wenn sie muthlos oder nervös aufgeregt schien, was jetzt öfters der Fall war, so boten Pierre und Maria Alles auf, um die alte, lebensfrohe Lucienne wieder zu erwecken.

Eines Abends wohnte Madame Dumont mit ihrem Manne in der Loge des Freundes einer Vorstellung im Théâtre français bei. Man spielte „On ne badine pas avec l'amour" von Musset. Lucienne war sehr belebt. Auf ihren ausdrucksvollen, beweglichen Zügen war deutlich der Eindruck zu lesen, den das Stück in ihrer Seele erweckte. Die Augen glänzten, die feinen Nasenflügel bebten und der kleine Kopf mit dem reizend geordneten blonden Haar drehte sich bei jeder zarten Nuance in Spiel oder Ton mit der raschen Bewegung einer selbstbewußten Natur zu Maria oder dem Freunde, um mit einem Blick die Genugthuung des gemeinsamen Verständnisses zu erhaschen.

Während eines Zwischenactes machte Gautier eine neckende Bemerkung über das jugendliche Interesse, mit dem Madame Dumont das Theater genieße.

„Nun ja," antwortete sie, „ich kann mir keinen Kunstgenuß ohne das lebhafteste Interesse an der Sache vorstellen. Das ist vielleicht der wahre Maßstab, nach dem wir ein Werk messen sollen: ob dasselbe fähig ist, uns für Momente so intensiv zu beschäftigen, daß wir uns selbst entrissen und mit ganzer Seele in die Umgebung, in die Stimmung versetzt werden, in die uns der Schöpfer des Werkes bringen will. Dieses aus sich Heraustreten hat einen ganz besonderen Reiz, wie wenn wir auf kurze Zeit von einer Person getrennt würden, die uns im Ganzen genommen recht sympathisch sein kann, mit der wir aber, gar zu eng verbunden, jeden Augenblick unseres Lebens verbringen müssen. Wir fühlen eine ordentliche Dankbarkeit für den, dem es gelingt, uns durch etwas außer uns Liegendes zu fesseln."

Maria, die etwas leidend aussah, war nicht so mittheilsam. Sie schien mit großer Ruhe, selbst etwas gleichgültig, das Stück zu verfolgen, dessen Aufführung sie schon mehr als ein Mal beigewohnt hatte.

Bei der Scene, in der Delaunay als Perdican mit der ganzen Innigkeit seiner süß eindringlichen Stimme und der jugendlichen Gluth eines seelenvollen Spiels seiner Cousine Camille die Macht der Liebe erklärt und ihr Vergehen an diesem höchsten der Gefühle, das sie nur mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen beurtheilt, lehnte sich Maria etwas an den Schatten der Loge zurück und Lucienne, welche sie zufällig beobachtete, sah zu ihrem Erstaunen zwei schwere Thränen sich in ihren großen

dunklen Augen formen. Mit einer ruhigen Bewegung glitt Marias Hand einen Augenblick über die Augen, und Lucienne würde an einen Irrthum ihrerseits geglaubt haben, hätte sie nicht auf dem Handschuh der Freundin einen feuchten Fleck bemerkt.

Von beängstigenden Gedanken gequält, verbrachte Lucienne die Nacht. Mit dem hellsehenden Blick der Leidenschaft erkannte sie in der Gemüthsbewegung Marias im Theater ein tiefes Gefühl für Pierre. Schon lange hatte sie es geahnt durch den dumpfen Schmerz, den sie im eigenen Herzen empfand, jedes Mal, wenn sie durch ein gutes Wort, eine rücksichtsvolle Aufmerksamkeit des Freundes gegen Maria den Platz erkannte, den Diese mit ihrem sanften, unpersönlichen Wesen, im Dasein des jungen Mannes einnahm. Und sie selbst hatte zu diesem Zusammenleben gerathen! Sie hatte geholfen, die unauflöslichen Bande zu knüpfen, welche die so verschiedenen Wünsche und Gefühle dreier Menschen zu einem harmonischen Ganzen vereinigen sollten. Die widersprechendsten Gefühle wechselten in ihrem Innern. Bald klagte sie die Freundin an, wie wenn sie sich eines Treubruchs schuldig gemacht hätte, bald bestätigte sie in ihrem Herzen mit Rührung und Bewunderung die Selbstlosigkeit Marias, die ihr jetzt, im Bewußtsein des Seelenzustandes der Freundin, als etwas Großartiges erschien. Aber als fester Hintergrund hinter all dem Hin- und Herdenken setzte sich eine Ueberzeugung in ihrer Seele fest, welche die Aufrichtigkeit gegen sich selbst ihr peinlich deutlich machte: sie selbst war das Hinderniß, das ein je mögliches Glück der beiden Freunde unmöglich machte. Ja, wenn sie nicht mehr wäre, dann könnte das neue Verhältniß seine Uebermacht beweisen und selbst den Tod besiegen. Und zum ersten Mal dämmerte in ihrer Seele ein dunkler Gedanke auf, dem sie nicht einen klaren Ausdruck geben mochte.

Der Stachel, den jener Abend im théâtre français Lucienne in's Herz gebohrt, blieb ihr von da an immer fühlbar. Wenn sie, getrieben von einer inneren Unruhe, zu den Freunden eilte und dieselben im Arbeitszimmer des Freundes, oder im Salon Marias, der in allen Details seiner Ausstattung den Stempel des Geschmackes der jungen Frau trug, so ruhig, wie geborgen vor inneren Kämpfen, beisammen fand, so kam sie zurück mit unbestimmten Qualen, die in ihrem Innern wogten.

Aus diesem peinlichen Zustande wurde sie aufgerüttelt durch eine Krankheit ihres Mannes. Herr Dumont hatte sich auf einer Reise eine Lungenentzündung zugezogen und mit erschütternder Schnelle erlag er derselben.

Lucienne war wie betäubt von diesem unerwarteten Schlag. So fern ihr Mann im Leben ihr auch gestanden, vor dem Ernst des Todes verschwanden die eigenen Ansprüche und Enttäuschungen und sie beweinte in ihm den Vater ihrer Knaben.

Aber so sehr sie sich dagegen sträubte, nach einiger Zeit nahmen ihre

Empfindungen, den Freunden gegenüber, wieder die Oberhand. Mit demüthigender Bangigkeit erkannte sie, wie die Macht über sich und ihr Gefühl ihr mehr und mehr entging. Wie vor einer eindringenden Elementarkraft blieb sie machtlos und unthätig. Ihre veränderte Lage wurde ihr zur neuen Pein: jetzt war sie befreit von äußeren Banden, und dennoch gebundener als je! Es gab nur eine Art, diese außergewöhnliche Situation erträglich zu machen: Lucienne mußte ihre Liebe zu Pierre überwinden, dieselbe in reine Freundschaft verwandeln, das fühlte sie. Aber war ihr das möglich? Was konnte sie für ihre leidenschaftliche, persönliche Natur, die sich vor einem solchen Opfer, wie vor einer physischen Abtödtung, sträubte!

Und öfter und deutlicher stieg in ihr der Gedanke auf, ihrem Verhängniß durch ein freiwilliges Verschwinden zu entfliehen.

Wie eine an und für sich unbedeutende Begebenheit von größter Wichtigkeit für uns werden kann, weil sie in gedrängter Form uns typisch das vor Augen führt, was uns auf tausendfache Weise beschäftigt, so genügte zuletzt eine halbstündige Unterredung mit Maria, um Lucienne plötzlich ihr Loos ganz unerträglich erscheinen zu lassen.

Die Freundin war, wie oft des Morgens auf dem Rückweg von einem Gang in die Stadt, einen Augenblick zu Madame Dumont gekommen. Lucienne hatte einen schlimmen Tag. Der strahlende Sommermorgen erschien ihr als eine Ironie, der einförmig blaue Himmel ermüdend und die Sonne zudringlich.

Maria sah gut aus. Der frühe Gang hatte ihr Gesicht geröthet. Mißtrauisch sah Lucienne auf das reizende, gut gemachte Sommerkleid und auf die hübsche Frisur der Freundin. Es war unleugbar: seit einiger Zeit verwendete Maria mehr Sorgfalt auf ihr Aeußeres. Auch in ihren Worten zeigte sich mehr actives Interesse am Leben.

Lucienne ließ sich, wie gewohnt, einen genauen Bericht geben über Alles, was die Freunde getrieben, seit sie dieselben gesehen.

„Gestern Abend," erzählte Maria, „machten wir eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne. Wir fuhren nicht bei Dir vor, da wir wußten, daß Du eine Tante zum Diner hattest. Es war herrlich! Die Luft wie ein frisches Bad nach dem heißen Tag. Der Mond begleitete uns mit seinem milden Licht zwischen den dunklen Zweigen der Bäume hindurch. Nach Hause zurückgekehrt, konnten wir uns nicht entschließen, uns schon in unsere Zimmer einzuschließen. Wir lasen noch lange, bei offenen Fensterthüren, in Goncourt's ‚Madame Gervaisais' und die stimmungsvollen Naturbeschreibungen aus Italien, denen ein ganz besonderer Reiz entströmt, erweckten in uns allerlei Reisegelüste. Wir haben die Absicht, nächsten Winter einige Zeit in Rom zu verbringen."

Dieses einfache Wort gab Lucienne einen Stich in's Herz. Sie fühlte es heiß in sich aufwallen und fast wäre ihr eine brutale Aeußerung

entfahren. Mit welchem Recht verfügte Maria über das Thun und Treiben des Freundes, machte Pläne, an denen Lucienne keinen Theil hatte?

„Vielleicht kannst Du es einrichten, uns zu begleiten," fügte Maria, die Verstimmung der Freundin bemerkend, hinzu.

„Du weißt, das mir das unmöglich ist, jetzt, wo ich allein die Erziehung der Knaben zu leiten habe," gab Madame Dumont kurz zur Antwort.

Und die Conversation plötzlich abbrechend, zeigte sie der jungen Frau eine neue Stickerei mit etwas fieberhafter Hast.

„Ich muß nach Hause," sagte Maria nach einer kurzen Weile. „Pierre bat mich, früh heimzukehren, da er mich nöthig hat für eine Arbeit, bei der ich ihm helfe. Auf Wiedersehen diesen Abend, Liebe, nicht wahr?"

Lucienne antwortete ausweichend und erwiderte nur flüchtig den warmen Kuß Marias.

Nachdem diese verschwunden, blieb Madame Dumont lange auf ihrem Stuhl sitzen und starrte zu Boden. Ihre Hand hatte sie unbewußt auf's Herz gelegt, wo sie einen dumpfen Schmerz fühlte. Ein bitterer Zug zitterte um ihre Lippen.

„Ich muß nach Hause, Pierre hat mich nöthig." Diese letzten Worte der Freundin tönten in ihrer Seele nach. „Ihr Heim ist das seine; ihr Zusammenleben hat schon solche Fortschritte gemacht, daß sie ihm nothwendig ist! In der Gegenwart, in der Zukunft, auf immer ist nur Raum für Zwei in Pierres Dasein. Maria hat das bestimmende Wort; für Lucienne bleibt nur ein Ehrenplatz, außerhalb des Lebens der Freunde."

Mit Verzweiflung stieß sie sich an der Mauer, die dieses fortwährende Zusammensein leise aufgebaut. Die einfache, selbstverständliche Art, mit der Maria über gemeinschaftliche Pläne sprach, zeigte deutlich, wie sichern Fuß sie in ihren neuen Verhältnissen gefaßt hatte.

Lucienne sprang auf.

„Es eilt, wenn ich will, daß mein Fortgehen noch eine unausfüllbare Lücke reißen soll. Noch einige Monate und die ausgleichende Macht der Zeit hat ihre ebnende Hand über Pierres himmelstürmende Gefühle gleiten lassen."

Wie abwehrend streckte sie die Hände vor sich hin. Ein heftiges Bedürfniß, fort zu eilen, den beängstigenden Bildern zu entfliehen, überkam sie. Fern von der Quelle, der nur noch Leiden für sie entströmen konnten, wollte sie ihre Gedanken sammeln — es solle dann kommen was da wolle.

Des Abends erklärte Madame Dumont den Freunden, sie habe beschlossen, mit den Kindern eine Reise in die Schweiz zu machen. Pierre und Maria freuten sich darüber, in der Hoffnung, die Veränderung werde Lucienne an Leib und Seele wohlthun, und wenige Tage später begleiteten sie die kleine Reisegesellschaft an die Bahn. Die Wünsche um eine glückliche Reise und ein frohes Wiedersehen wurden den Abfahrenden nachgerufen.

Noch einige Augenblicke lang sah Lucienne das weiße Tuch und die liebevollen Winke der Zurückbleibenden. Mit innerem Grauen fragte sie sich: „Wie werde ich zurückkehren?“

Es war an einem Abend im August, als Madame Dumont mit den Knaben und einem treuen Diener, den sie von Paris mitgenommen, in Brieg, der letzten Eisenbahnstation im Rhonethal, ankam. Die Reisenden sollten den andern Morgen den Weg nach Leuck im Wagen zurücklegen und von dort zu Fuß über den Gemmipaß nach Kandersteg hinuntersteigen.

Madame Dumont schickte die Knaben früh zu Bett, damit sie für den folgenden Tag ihre Kräfte sammeln könnten; dann trat sie auf den Balkon vor ihrem Fenster, in die milde Sommernacht hinaus. Unter ihr blühte und duftete ein ländlicher Blumengarten, mit engen, buchsumsäumten Wegen. Sie konnte auf den langen Stengeln die Sonnenblumen erkennen, trotz der phantastischen Formen, die alle Gegenstände in dem nächtlichen Lichte annahmen. Bald stieg der Mond hinter den Höhen zwischen Tannenzweigen hinauf, groß, golden leuchtend. Mit lautloser Macht legte sich das Mondlicht über die Erde, die unter ihm so unbeweglich dalag, als ob es einen Zauberbann über Alles ausgösse, der das Beschienene idealisire, festhalte in regungsloser Form, als plastischen Schattenriß.

Etwas von dieser geheimnißvollen Erstarrung kam über Lucienne. Lange saß sie da, so zu sagen nur physisch lebend, die Gedanken umschwebten sie in unbestimmten Formen. Aber dumpf fühlte sie hinter dieser weichen, sie einschließenden Atmosphäre etwas Schweres, Trauriges, das sie erwarte.

Nach und nach wurden ihre Gedanken deutlicher. Die ganze Reihe ihrer Leiden — vergangene, gegenwärtige, zukünftige — trat unbehindert in der Stille der Nacht an sie heran. Es waren jetzt vierzehn Tage, seit sie von den Freunden geschieden und die Trennung, von der sie Besserung erhofft, hatte ihren peinlichen Zustand noch geschärft. Es war, wie wenn Etwas von ihr in Paris geblieben wäre und sie magnetisch dorthin zurückzöge. Eine grausame Neugier folterte sie jeden Augenblick ihres Lebens, den sie nicht in gänzlicher Ermattung oder in traumlosem Schlafe verbringen konnte: was machen sie jetzt? Und dahinter die Gewißheit, welche den Hintergrund ihres ganzen Denkens bildete: es kann nie mehr geändert werden; ich kann nur zu neuen Qualen zurückkehren.

Eine tiefe Müdigkeit überkam sie vor der Nothwendigkeit, von Neuem den Kampf mit sich selbst aufzunehmen.

Sie dachte daran, mit den Knaben Paris ganz zu verlassen, sich ein neues Heim in einer anderen Gegend zu schaffen, vielleicht hier in der Schweiz; — man sagte, die Schulen seien hier ausnehmend gut — sie würde ganz ihren Kindern leben und so könnte es vielleicht noch gute Tage

geben. Ja, wenn sie ihn allein in Paris wüßte, aber an der Seite Marias! Ihr eigenes Bild je mehr und mehr in den Hintergrund tretend und das neue Verhältniß, gekräftigt durch liebe Gewohnheit, seine ganze Macht bethätigend! Bei diesem Gedanken stieg brennende Eifersucht in ihr auf und nahm ihr den Athem. Nein, nein, fort in gänzliche Unempfindlichkeit! Das Bedürfniß, der Pein zu entfliehen, das sie aus Paris fortgetrieben hatte, trieb sie jetzt aus dem Leben.

Sie erinnerte sich, wie sie in ihrer Kindheit nach einem beschämenden Vergehen sich in die höchsten Räume des Hauses flüchtete, oder in den hintersten Winkel des Gartens, ihren Kopf in einen Heuhaufen steckte, oder in die Aeste eines Baumes kletterte, um sich selbst zu entfliehen. Jetzt wollte sie sich in vollkommenes Nichtsein flüchten. Ruhe, Ruhe, Ruhe, — sie wiederholte einige Male das Wort, erst heftig verlangend, dann sanfter, leise und bittend. Und ein so tiefes Mitleid mit sich überkam sie, daß sie in Thränen ausbrach.

Nach und nach wurde es stiller in ihr. Mildere Gedanken zogen durch ihre Seele. Sie dachte an einen Gott, der, verständnißvoller als die besten Menschen, vor der Fülle ihrer Leiden erbarmungsvoll den Schritt zuließ, den sie vorhatte.

Freilich, wie sie sich selbst prüfte, blieb ein dunkler, unreiner Grund, in den hinabzusteigen sie sich scheute: die unbestimmte Befriedigung, die sie empfand, durch ihren Tod das keimende Glück der beiden Freunde zu zerstören. Selbstlos war ihr Entfliehen nicht. Bis zuletzt machte ihre ureigene Natur sich geltend; aber diese demüthigende Erkenntniß erfüllte sie mit Erbarmen für das ganze menschliche Elend, das aus einer scheinbaren Willensfreiheit erwächst, die an tausend Bedingungen geknüpft ist.

Am Ende wurde es so ruhig in ihr, daß ihre Phantasie mit einem losgelösten Interesse, wie wenn sie schon nicht mehr in ihren Körper gebannt wäre, den Lebensgang der beiden Knaben verfolgen konnte. Maria würde sich ganz denselben widmen, das wußte sie — was der Freund thun werde, blieb ihr dunkel — aber unter Marias Leitung würden sie zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Das, was sie in Augenblicken schmerzlich empfunden, wurde ihr jetzt zum Troste: daß Niemand auf dieser Erde den Anderen unentbehrlich ist und daß besonders ihre wohlbegabten, gesunden Knaben Lebensfähigkeit genug besäßen, um der Mutter im Kampf um's Dasein nicht zu bedürfen. Und was das Gefühlsleben anbetraf, würde sie mit ihrem allzu leidenschaftlichen Empfinden auf die Kinder nicht einen Einfluß ausüben, der dieselben zu späteren schweren Leiden bestimmte?

Der Mond war untergegangen und die Luft wurde kühl. Am heller werdenden Himmel erblaßten nach und nach die Sterne. Es ging durch die Natur eine leise Bewegung, wie die Vorbereitung zum nahen Aufgang der Sonne.

Aber Lucienne wollte den Morgen nicht erwarten. Wozu diese Sonne,

deren Untergang sie vielleicht nicht mehr sehen sollte? Denn es stand klar in ihrer Seele: wenn sie den dunkeln Schritt thun wollte, so bot der Uebergang über die Gemmi ihr die beste Gelegenheit dazu.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und schloß die Läden. Dann zündete sie die Kerzen an und begann zu schreiben. Ihr Brief an Pierre und Maria zeigte, wie eine Leidenschaft, die nicht in gesundem Boden, in natürlichen Verhältnissen sich entwickelt, nach und nach Gewissen, Urtheil, Gefühl trübt und fälscht. Diese Frau, die doch mit ihrem Verstand und Herzen einsehen mußte, daß das Schreckliche ihres freiwilligen Todes das Leben der ihr liebsten Wesen auf immer verdüstern werde, sprach mit der natürlichsten Ueberzeugung von ihrem Entschlusse, als der einzig möglichen Lösung einer ihr unerträglichen Situation.

Sie bat um Verzeihung für das, was sie auszuführen gedenke, und legte den Freunden die Sorge um die Kinder an's Herz.

„Sie dürfen nie erfahren," schrieb sie, „wie und warum Ihre Mutter aus dem Leben gegangen ist; so werden sie, nachdem das Schreckliche eines solchen Unfalls, das ich ihnen leider nicht ersparen kann, vorüber, mir ein liebes, heiteres Andenken bewahren."

„Ich scheide," hieß es an einer andern Stelle, „nicht in leidenschaftlicher Verzweiflung, sondern mit ruhiger Ueberlegung und ganz einig mit mir selbst. Nur ein Leben könnte mir lebenswerth erscheinen und das ist mir auf immer verschlossen."

Ihre ganze leidenschaftliche Liebe für den Freund zeigte sich in der Erklärung, warum ihr das Leben unerträglich geworden.

„Die wahre Qual meiner Seele," schrieb sie, „ist nicht der Gedanke, daß meine Freiheit, die mir das höchste Glück hätte bringen können, als Last den Rest meines Lebens bedrücken würde; nein, meine wahre Qual ist die Gewißheit, die ich nach und nach mit dem Scharfblick der Leidenschaft und ach! mit wie viel Schmerzen erlangt habe, daß Maria Liebe zu Dir im Herzen trägt und daß auch Du Dich der wohlthuenden Gewalt dieser edeln und tiefen Natur nicht entziehen kannst."

Der Brief endete mit der Bitte, ihrer liebevoll, doch nicht störend für's eigene Leben zu gedenken.

„Ihr könnt vielleicht noch glücklich werden," meinte sie, „wenn erst mein Bild erblichen."

Konnte sie wirklich glauben, daß auf solchen Trümmern ein spätes Glück erblühen könne, oder wollte sie in diesem äußersten Augenblick sich die grausame Wahrheit nicht eingestehen, die in ihrem Innersten lebte?

Nachdem sie den Brief versiegelt und Pierres Adresse darauf geschrieben, legte sie sich auf ihr Bett und, einer wohlthätigen Abspannung nachgebend, verfiel sie in einen traumlosen Schlaf.

Um die bestimmte Zeit brach Madame Dumont mit ihren Kindern auf. Es ist ein langer, wildschöner Weg bis nach Leuk. Lucienne war in sich gekehrt, doch von milder Freundlichkeit mit den Knaben. Sie, die in letzter Zeit oft aufgeregt oder zerstreut gewesen war, legte ihren Arm jetzt mit innigem Interesse um die Kinder. Dieselben erzählten später, ihre liebe Mama habe so vertraut mit ihnen gesprochen, wie schon lange nicht mehr. Aber in ihrer Art lag etwas Unpersönliches, eine gewisse Losgelöstheit, wie sie oft Kranke beim Herannahen des Todes gegen ihre Liebsten an den Tag legen, wie wenn sie damit schon leise die Bande loslösen wollten, die sie an's Leben fesseln. Von Zeit zu Zeit fühlte sie mit der Hand nach dem Briefe, den sie in die Tasche geschoben hatte. Dieses war mahnende Wirklichkeit für sie, ein handgreifliches Zeichen ihres Vorhabens. Einmal kam ihr plötzlich der Gedanke: Wenn die erste Person, die uns allein begegnet, eine Frau ist, so thue ich es heute, aber sogleich darauf schämte sie sich, das Ernsteste von einem geringfügigen Zufall abhängig zu machen.

In Leuk frühstückten die Reisenden. Jetzt schien Lucienne von einer gewissen Hast befallen. Sie trieb zum Fortgehen und hörte nicht auf die Kinder, welche sich den Ort näher besehen wollten. Vor dem Aufbruch warf sie den inhaltschweren Brief in den Postschalter.

Madame Dumont, die eine gute Fußgängerin war, schlug Tragsessel und Pferd aus und so machte sich die kleine Gesellschaft zu Fuß, in Begleitung von zwei Führern, auf den Weg nach der mächtigen Felswand, die den Hintergrund des grünen Thalkessels bildet.

Die Knaben pflückten von den farbenreichen Alpenblumen und brachten sie ihrer Mama. Sie steckte ein Sträußchen davon in den Gürtel und dachte mit wehmüthigem Lächeln, wie wenn es nicht sie selbst anginge, daß diese letzte Gabe der Kinder bald als rührendes Detail erwähnt werden würde.

Nach einer Stunde begann der Weg im Zickzack die senkrechte Felswand der Gemmi hinauf. Die Knaben klommen behende den schmalen Steig, der oft einer Wendeltreppe ähnlich sieht, hinan und bald entzogen die zahlreichen Biegungen die rüstigen Bergsteiger den Blicken der nachfolgenden Mutter. Dieselbe blieb immer mehr zurück. Sie wußte, daß der Weg bis zur Höhe hinauf anderthalb Stunden in Anspruch nehme. In diesem Zeitraum also mußte es vollbracht werden. Je mehr und mehr zog sich der Gedanke, der bisher in weiten Kreisen durch ihre anderen Gedanken gelaufen war, zusammen zu einem deutlichen, festen Punkt: jetzt muß ich es thun; werde ich den Muth dazu haben? Und mit einer Art fatalistischer Resignation ließ sie es darauf ankommen. Einige Male schon hatte sie sich an einer gefährlichen Stelle über das Geländer hinausgelehnt, aber jedes Mal hielt ein geringfügiger Zwischenfall, der ferne Ruf der Knaben, der Flug eines aufgescheuchten Vogels, sie zurück. Die Entfernung

bis zur Paßhöhe nahm immer mehr ab; sie hätte mögen die fröhlich Voranſteigenden zurückrufen. Zuletzt verſanken alle die Sorgen, die ſie in den Tod trieben und welche ſie bisher in jedem Augenblick ihres Lebens dumpf in ſich gefühlt, vor dem einen Gedanken: werde ich es thun? Zwei, dreimal ging ſie eine Wette mit ſich ein, dort ſoll es geſchehen, weiter gehe ich nicht, und immer wieder ſetzte ſie ihren Weg fort. Da, nicht weit vom Gipfel, kam eine Biegung, deren Ecke frei über dem Abgrund hing. Lucienne blieb an der ſchauerlich ſchönen Stelle ſtehen. Unter ihr, auf dem ſchmalen Pfad, ſah ſie einen Senn mit ſeinem Tragkorb langſam hinaufſteigen. Sie hörte ſchon ſeinen feſten Tritt auf dem Geſtein tönen. „Der ſoll mich nicht überholen, jetzt oder nie.“ Sie lehnte ſich hinaus und ſchloß die Augen. Wie in einem Blitz ſah ſie ſich als kleines Mädchen in ihrem Bett, wie ſie die Augen ſchloß, wenn ſie eine bittere Medizin nehmen mußte, dann ließ ſie ſich in den Abgrund gleiten.

Wenige Tage darauf laſen die Pariſer im Figaro folgende Mittheilung:

„Wir erfahren eine traurige Nachricht, welche in weiten Kreiſen ſchmerzliche Theilnahme erregen wird. Madame Dumont, die junge, ſchöne Gemahlin des kürzlich verſtorbenen, bekannten Advocaten, machte, bald nach dem Tode ihres Mannes, mit ihren zwei Knaben eine Reiſe in die Schweiz. Letzten Mittwoch ſollte die Geſellſchaft die Gemmi paſſiren. Die Knaben waren mit dem Diener und den beiden Führern etwas voraus, als ſie plötzlich, auf der Höhe angelangt, Madame Dumont vermißten. Ihren Nachforſchungen gelang es, den Körper der unglücklichen jungen Frau aufzufinden. Dieſelbe war in den Abgrund geſtürzt, unweit der Selle, wo vor ungefähr zehn Jahren eine franzöſiſche Gräfin mit ihrem Pferd verunglückt iſt. Man vermuthet, Madame Dumont habe ſich an dieſer Stelle, von der man einen beſonders großartigen Blick in die Tiefe genießt, über eine Felsplatte hinausgelehnt, ſei vom Schwindel erfaßt worden und hinabgeſtürzt. — Die ebenſo liebenswürdige, als geiſtreiche Frau, deren prachtvolle Stimme Allen, die ſie einmal ſingen gehört, unvergeßlich bleibt, wird allgemein vermißt und betrauert werden.“

Seit dem traurigen Ereigniß ſind einige Wochen verfloſſen. Pierre und Maria waren, ſogleich bei Empfang von Luciennes Brief, nach der Schweiz geeilt. Sie hatten alle die grauſamen Formalitäten erfüllt, welche ein ſolcher Tod zur Folge hat. Mit der innern Kraft, die uns faſt immer in höchſten Augenblicken zu Gebote ſteht und uns das verrichten läßt, was uns in glücklichen Tagen als unmöglich erſchienen wäre, beſorgte Pierre das Nothwendige. Maria nahm ſich ganz der Kinder an. Am Tage der Ankunft in Paris zog ſie in Luciennes Wohnung zu den Knaben. Nicht eine Nacht mehr wollte ſie mit Pierre zuſammen wohnen. Sie fühlte dumpf,

daß diese schreckliche Lösung auch die Lösung ihres Verhältnisses zu Pierre sei. Mit diesem Tod war eine Scheidewand zwischen ihnen erwachsen und eine schmerzliche Ahnung sagte ihr, daß des Freundes Sympathie für sie nicht mächtig genug sein werde, dieses Hinderniß zu überwinden.

Heute erwartete sie Pierre. Sie hatte ihn um eine entscheidende Unterredung gebeten. Seine kurzen Besuche, während denen er wie gebrochen dasaß, ihren Blick vermeidend und in trüber Zerstreutheit sich mit den Knaben beschäftigend, waren ihr zur unausstehlichen Qual geworden.

Maria, noch blasser in ihrem schwarzen Kleid, erhob sich bei Pierres Eintritt. Sie wies ihm einen Sitz an, wie einem Fremden. Der junge Mann ließ sich auf den Stuhl fallen. Er war gealtert und um den Mund hatte er einen neuen, schmerzlichen Zug.

„Lieber Freund," begann Maria mit einer Stimme, die erst leise zitterte, bald aber fest wurde, „es scheint mir an der Zeit, eine Lage zu besprechen, welche einige Zeit bestehen konnte, die aber auf die Länge für uns Beide peinlich und für die übrige Welt befremdend werden dürfte.

„Es war ganz natürlich, daß ich bei unserer traurigen Heimkehr zu den verwaisten Knaben zog — das war Herzenspflicht — nun aber muß ein endgültiger Entschluß für die Zukunft gefaßt werden."

Sie hielt inne, als wollte sie noch einmal den Augenblick hinausschieben, wo ihr persönliches Loos unwiderruflich bestimmt würde, dann fuhr sie mit einem tiefen Athemzug fort:

„Ich konnte einwilligen, als Freundin Dein Leben zu theilen; aber in demselben zu bleiben als unschuldige Ursache Deines Unglücks — das geht über meine Kräfte. Ich könnte nie mehr den Gedanken los werden, Du sähest Dein grausames Schicksal in mir verkörpert. Eine war zu viel in diesem Bunde und Lucienne hat sich geirrt in der Wahl dieser Einen."

Ein tiefes Schweigen folgte. Maria stand auf und trat an's Fenster. Wer von der Außenseite her in ihr Gesicht hätte sehen können, würde darin bange Erwartung, spannende Angst, leise Hoffnung gelesen haben. Aber je länger das Stillschweigen dauerte, desto mehr verglomm der leidenschaftliche Ausdruck. Es war, wie wenn das Leben langsam aus diesen Zügen entflöhe und als endlich Pierre das Wort nahm, war schon über denselben hoffnungslose Gewißheit ausgebreitet. In diesen inhaltschweren Minuten war das Opfer bitterer Entsagung gebracht worden.

„Es thut mir so leid, liebe Maria," sagte Gautier fast tonlos, „Dir nicht in der unmittelbaren Aufwallung eines warmen Gefühls antworten zu können, daß Deine Freundschaft mir über Alles werth sei und daß ich ohne dieselbe mich noch elender fühle. Du warst stets so vollkommen gut, aufopfernd, selbstlos gegen mich, daß ich Dir diese Befriedigung gewünscht hätte. Aber meine hohe Achtung und meine Dankbarkeit für Dich verbieten

es mir, auch nur einen unwahren Ton in meiner Erklärung mir zu schulden kommen zu lassen. Ich bin Dir die vollständigste Wahrheit schuldig.

„Wohlan denn," — und seine Stimme erhob sich, er richtete sich auf aus seiner gebückten Haltung, seine Augen flammten unter dem Ausbruch eines leidenschaftlichen Gefühls — „es ist wahr, ich kann Dir Nichts mehr bieten — Nichts — weniger als Nichts! Denn Du hast es geahnt: selbst Dein Anblick würde mir unerträglich sein. Was ist Freundschaft, Sympathie, Pflicht, alle diese Gefühle zweiter Ordnung, im Vergleich zu diesem einen, das alle beherrscht, alle in sich verschlingt! Sie hat sich geirrt, wenn sie glaubte, in meinem Herzen sei noch Platz für etwas Anderes, als meine Liebe zu ihr. Ich konnte eine Weile in scheinbarer Beruhigung hinleben; aber es bedurfte nur eines Anlasses, um die ganze ungezähmte Macht meiner Liebe wieder geltend zu machen.

„Nach dem Vorgefallenen ist ein Zusammenleben nicht mehr möglich. Ich würde Dich unfreiwillig verletzen in dem berechtigtesten Deiner Gefühle. Mein Leben ist zertrümmert. Keine Macht der Erde kann es wieder aufbauen.

„Wie ich mit dem körperlichen Theil fertig werde, darüber ist mein Entschluß gefaßt.

„In Aegypten ist wieder einmal die Cholera ausgebrochen. Ich werde mich unter die Zahl der Aerzte aufnehmen lassen, welche die französische Regierung dorthin schickt, um die Krankheit zum Nutzen der Wissenschaft zu studiren. Dort kann ich mein Dasein auf nützliche Weise für Andere loswerden. Vor meiner Abreise werde ich die nöthigen Verfügungen treffen, damit Deine Stellung den Knaben Luciennes gegenüber vollständig geregelt sei. Die Erziehung derselben soll ganz in Deine Hände gelegt werden.

„Und nun, meine liebe Maria," seine Stimme wurde weicher und seine Augen füllten sich mit Thränen, „laß mich einen Augenblick unser trauriges Verhängniß vergessen und mich nur Deiner Güte für mich gedenken, welcher ich die einzigen friedvollen Tage der letzten Jahre verdanke. Dein geistiges Bild wird mir bis an's Ende eine trostvolle Erinnerung sein."

Er beugte sich über Marias Hände, die er einige Male küßte und Thränen fielen auf dieselben. Dann erhob er sich und ging.

Maria fühlte seine Schritte, welche ihn einer vollständigen Entfernung von ihr entgegentrugen, in ihrem Herzen widerhallen. Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände und weinte bitterlich.

In medizinischen Kreisen wurde Gautiers Entschluß, die gefährliche Mission im Dienste der Wissenschaft zu unternehmen, allgemein gelobt und bewundert.

Der junge Arzt fand richtig den Tod in Aegypten. Die Zeitungen machten daraus so zu sagen ein nationales Ereigniß und man sprach davon, diesem Märtyrer der französischen Wissenschaft ein Prachtbegräbniß auf Staatskosten zu Theil werden zu lassen. Mit vieler Mühe brachten die Freunde des Verstorbenen es dazu, seinem letzten Willen gemäß, ihn auf geräuschlose und bescheidene Weise zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten.

Maria widmet ihr Leben ganz den ihr anvertrauten Kindern. Sie hat in Neuilly, nahe beim Bois de Boulogne, ein Landhaus mit großem Garten bezogen und dasselbe zu einem friedlichen und freundlichen Heim gestaltet. Die Knaben hängen mit der herzlichsten Liebe an ihr und entwickeln sich auf eine Weise, die ihr volle Befriedigung geben kann.

Sie ist, nach den schweren Ereignissen ihres Lebens, zu einem Abschluß gekommen, der ihrem ganzen Wesen etwas Harmonisches verleiht, wie wir es bei Solchen finden, die so Schweres durchgemacht, daß ihnen fortan das Leben mit Freud und Leid nichts mehr anhaben kann, da ihnen Alles, mit dem Maßstab des Durchlebten gemessen, als unbedeutend erscheint. Die junge Frau nimmt mit nachsichtigem Verständniß Theil an Allem, was um sie vorgeht, ist heiter mit den heranwachsenden Knaben, aber sie macht den Eindruck, wie wenn sie nach schwer überstandenem Tagwerk noch in ihrer Umgebung verweile, den Anderen gütig nachhelfend, aber für sich gänzlich fertig.

Das giebt ihr denn auch das Gepräge von Ueberlegenheit, das uns bei seltenen Menschen so sehr anzieht. Wir fühlen, daß dieselben geläutert sind von aller eigenen Betheiligung an irdischen Wünschen und Begehren, daß sie über dem stehen, was uns noch so sehr beschäftigt, uns die vollkommene Reinheit in unserm Handeln unmöglich macht, und wir flüchten uns zu ihnen wie zu einer Freistatt, wo wir geborgen sind vor den Anderen und vor uns selbst.

Antike Heilwunder.

Von

Hermann Diels.

— Berlin. —

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Unſer Jahrhundert, das ſich mit ſeinen techniſchen und wiſſenſchaftlichen Entdeckungen brüſtet, das ſich rühmt, Bildung und Aufklärung in die niederſten Hütten zu tragen, ſieht zugleich eine abergläubiſche Myſtik immer drohender und gefährlicher ihr Haupt erheben, eine Myſtik, die aus idealiſtiſchen Antrieben entſprungen, gerade bei den Gebildetſten der gebildeten Nationen ihre zahlreichſten Anhänger zählt. Der Spiritismus — denn dieſen meine ich — hat längſt aufgehört, die Lieblingsbeſchäftigung geheimer Conventikel zu bilden, er iſt nicht nur jenſeits des Meeres, ſondern auch bei uns ſalonfähig geworden. Man bekennt ſich offen dazu und verſteht es, in den beſten Kreiſen der Geſellſchaft und in den angeſehenſten Zeitſchriften erfolgreiche Propaganda zu machen. Wer das merkwürdige Umſichgreifen dieſer Bewegung in Deutſchland, ihren verwirrenden Einfluß auf höchſt gebildete und durchaus nicht urtheilsloſe Männer in der Nähe beobachtet hat, der wird einſehen, daß man dieſen Dingen nicht mehr mit vornehmem Kopfſchütteln aus dem Wege gehen darf. Da auch in dieſer Zeitſchrift der neuen Richtung mehrfach Raum vergönnt worden iſt, und die geiſtreichen Aufſätze du Prels auch in weiteren Kreiſen Aufſehen erregt haben, ſo ſcheint es an der Zeit, ein ernſtes Wörtlein dagegen zu ſprechen und die Ergebniſſe einer myſtiſch angeregten Phantaſie einer nüchternen Kritik zu unterziehen.

Es iſt leicht verſtändlich, daß der moderne Spiritismus den verwandten Richtungen der früheren Jahrhunderte brüderlich die Hand reicht. Was

wir längst in den tiefsten Orcus versenkt wähnten, Mesmerismus und Rosenkreuzerthum, Hexenglaube und Gespensterspuk, Mönchsvision und neuplatonische Extase, das taucht alles in diesen spiritistischen Kreisen wieder auf, wird ernsthaft auf seinen Gehalt an „transcendentalen Thatsachen" geprüft und neben den „mediumistischen" Beweisen der modernen Magier wissenschaftlich gebucht.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß auch das klassische Alterthum, das ewige Vorbild in Kunst und Wissenschaft, von den Vertretern jener modernen Mystik in Anspruch genommen worden ist. Auch dort hat es Cagliostros gegeben, welche die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menschen ausbeuteten. Auch dort haben sich neben den anerkannten Vertretern echter Wissenschaftlichkeit die Apostel des krassesten Aberglaubens breit gemacht.

Die Heilkunst der Griechen, die im Jahrhundert der Aufklärung durch Hippokrates rationell begründet, im Jahrhundert der Wissenschaft durch Erasistratus und Herophilus auf die höchste Stufe gebracht worden war, mußte gleichzeitig die Concurrenz unzähliger Tempelärzte neben sich dulden, welche den göttlichen Nimbus des Asklepios, Serapis u. s. w. zur Bethörung des Publikums schnöde mißbrauchten. Die moderne Mystik hat sich mit liebevoller Pietät dieser Tempelheilungen angenommen. Es ist ja nicht möglich, so heißt es, daß so allgemein verbreiteter Ruhm, so vielfach bezeugte Kuren auf Betrug und Charlatanerie beruhen sollen. Nein, diese alten, weisen Asklepiaden besaßen die Kenntniß der übersinnlichen Kräfte, die auch heute noch gottbegnadete Mittelspersonen zum Wohle der Menschheit ausüben. Sie kannten die Mittel, durch welche der Geist der Leiblichkeit entrückt und zur Erkenntniß des leidenden Zustandes und zum Anschauen der heilkräftigen Arzneien gebracht werden kann. So wird der antike, arg verkannte Tempelschlaf (Incubation) durch die hypnotischen und somnambulen Experimente der Neuzeit gerechtfertigt und jene verleumdeten Asklepiaden reihen sich den modernen Entdeckern der übersinnlichen Welt, den Mesmer und Puységur, Slade und Eglington u. A. würdig an.

Allerdings bilden jene Tempelheilungen und Incubationen der Asklepiadentempels eine genau entsprechende Parallele zum modernen Treiben jener industriellen Medien. Ich fürchte nur, daß, wenn man den Schleier von den antiken Geheimnissen hebt, ein Resultat zum Vorschein kommt, das den ehrenwerthen Anhängern der wissenschaftlichen Mystik ebenso überraschend wie belehrend sein dürfte.

Wir können diesen Schleier lüften, seitdem uns die officiellen Akten der Asklepiospriester vorliegen, wie sie auf dem Höhepunkte dieses Cultus, im Glanze eines in der ganzen Welt damals anerkannten Heilrufes auf herrlichen Steintafeln eingemeißelt worden sind. Die großartigen Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft*) haben 1883 und 1884

*) S. Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1883. 197. 1885, 1.

in Epidauros die Ueberreste des hochberühmten Asklepiostempels zu Tage gefördert und darunter zwei von den sechs Tafeln, welche die staunenden Pilger ehemals in dem Heiligthum des Gottes stehen sahen. Diese im dritten Jahrhundert v. Chr. aufgestellten Tafeln enthalten nun die, wie die Ueberschrift zeigt, officiellen Berichte über die hauptsächlichsten im Heiligthume vorgenommenen Kuren. Und diese Iamata (Heilberichte) setzen uns in den Stand, über das Wesen dieser allerdings erstaunlichen Heilungen aus authentischer Quelle Aufschluß zu erhalten. Sie bestätigen zunächst allerdings die Seelenverwandtschaft, welche zwischen der antiken und modernen Mystik besteht, sie zeigen aber auch, daß die Antike auch auf diesem Gebiete unsere Leistungen bei Weitem in den Schatten stellt.

Solche Kuren, wie sie hier im Asklepiostempel im Traume vollzogen werden, hat weder Mesmer noch einer seiner Nachfolger auch nur im Entferntesten erreicht. Freilich ist Asklepios, der hier den Traum hervorruft und die heilwirkenden „Suggestionen" den Patienten einflößt, ein hellenischer Gott und zeigt sich auch in der Art seiner Behandlung von einer echt griechischen Liebenswürdigkeit, ja zuweilen Grazie, die man heutzutage in der „transcendentalen" Literatur nicht allzuhäufig antrifft.

Die beiden aufgefundenen Tafeln verzeichnen gegen ein halbes Hundert Kuren. Alle möglichen Krankheiten werden in kürzester Frist geheilt. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Stummen erhalten die Sprache, die Steinkranken verlieren ihren Stein, die Kahlköpfigen bekommen üppigen Haarwuchs, die Unfruchtbaren zahlreiche Nachkommenschaft. Bandwürmer, Läuse u. dgl. werden unfehlbar vertrieben. Nichts Menschliches ist dem Gotte fremd. Ein verirrter Knabe wird aus seinem romantischen Versteck dem tiefbetrübten Vater wieder zugeführt, ja sogar der Lieblingsbecher, den der ungeschickte Diener dem Herrn zerbrochen hat, wird wieder geheilt. Nicht blos der Glaube hilft, auch der Ungläubige findet Erhörung. Nur erhält dieser eine kleine Lection mit auf den Weg. Die Auswahl unter diesen köstlichen Geschichten fällt schwer. Ich hebe die belehrendsten im Folgenden aus.

1. Kleo, 5 Jahre schwanger.

Sie war bereits fünf Jahre schwanger, da wandte sie sich hilfesuchend an den Gott, und schlief im Allerheiligsten (Abaton). Kaum hatte sie diesen Raum verlassen und war aus dem heiligen Bezirke getreten, da gebar sie einen Knaben, der sofort nach seiner Geburt sich selbst in der Quelle badete und mit der Mutter umherlief. Als sie solcher Gnade theilhaftig geworden war, ließ sie auf das Weihgeschenk (das sie stiftete) folgende Inschrift setzen:

Nicht die Größe des Steines ist wunderbar, sondern die Gottheit!
Kleo trug fünf Jahre die Bürde unter dem Herzen,
Bis sie hier schlief und der Gott Heilung der Kranken verlieh.

Ist diese Münchhausiade nicht köstlich? Doch sehen wir den Priestern etwas genauer auf die Finger. Das ansehnliche Monument der Kleo

ſtand im Tempel zu Jedermanns Anſicht; die allerdings ſchlechten Verſe ſcheinen die Relation der Tafel zu beſtätigen. Alſo muß doch die Geſchichte wahr ſein. So werden die ſchlichten Frauen, für welche dieſer Bericht beſtimmt war, wohl gedacht haben. Und auch der heutige Anhänger des „Monismus“, der einem Eglington glaubt, daß er durch die Decke des Zimmers geflogen ſei, wird über das frühreife Knäblein der Kleo nicht allzuſehr erſtaunen. Für die Anderen aber iſt die Aufklärung des Wunders ſehr einfach. Die Wahrheit der Inſchrift wird man dahin geſtellt ſein laſſen. Die Frau mag mit oder ohne Hypnotismus von ihrem Leiden befreit worden ſein. Das iſt ja, wie die Inſchrift ſagt, wunderbar, aber nicht unmöglich. Aber von dem wirklichen Wunder ſteht ja gar nichts auf der Inſchrift, von dem Knaben iſt dort gar nicht die Rede. Wie ſollte die gute Frau die Hauptſache vergeſſen haben? Alſo iſt das Wunder auf die einfachſte Weiſe von der Welt entſtanden. Es iſt erlogen in maiorem dei gloriam!

2. Dreijähriges Mädchen.

Ithmonika aus Pellene kam in's Heiligthum betreffs Nachkommenſchaft. Im Tempelſchlaf ſah ſie ein Traumgeſicht. Sie träumte, ſie bitte den Gott, ihr ein Mädchen zu ſchenken. Asklepios aber verheiße ihr, ſie ſolle ſchwanger werden; und wenn ſie ſonſt noch etwas wünſche, ſo wolle er ihr auch das erfüllen. Sie aber antwortete im Traume, ſie bedürfe ſonſt nichts. Danach ward ſie wirklich ſchwanger und die Schwangerſchaft dauerte drei Jahre. Da wandte ſie ſich wieder hülfeſuchend an den Gott. Im Schlafe ſah ſie ein Geſicht. Es träumte ihr, der Gott frage ſie, ob ihr denn nicht alle ihre Wünſche in Erfüllung gegangen, ob ſie denn nicht ſchwanger ſei. Sie habe ja damals in Bezug auf die Niederkunft keinen Wunſch geäußert, obgleich er ihr dieſen weiteren Wunſch nahe gelegt und zu erfüllen verſprochen hatte. Da ſie aber nun jetzt wieder wegen ihrer Niederkunft ſeine Hülfe nachſuche, ſo wolle er, ſagte er, auch dieſen Wunſch ihr erfüllen. Darauf lief ſie eiligſt aus dem Allerheiligſten und kam, wie ſie außerhalb des Tempels war, mit einem Mädchen nieder.

Der Gott zeigt ſich hier von ſeiner ſchalkhaften Seite. Er hat es offenbar von ſeinem Vater Apollon, dem Orakelſpender, gelernt, die armen Menſchlein zu ſchrauben und ſie an ihre Kurzſichtigkeit zu mahnen. Doch iſt er ſtets am Ende hülfbereit, ſogar dem Skeptiker gegenüber, wie die folgende Erzählung zeigt.

3. Ein Mann, an den Fingern gelähmt mit Ausnahme eines einzigen.

Er wandte ſich hülfeſuchend an den Gott. Als er jedoch die im Heiligthum aufgehängten Gemälde*) erblickte, ſchenkte er den Heilungen keinen Glauben und verſpottete die Aufſchriften. Im Schlafe hatte er aber folgenden Traum. Es däuchte ihm, er ſpiele im Tempel Würfel, und wolle gerade einen Wurf thun. Da erſcheine ihm der Gott, ſpringe ihm auf die Hand und recke ihm die Finger aus. Als jener aber heruntergeſtiegen, da habe er im Traume ſeine Hand geballt und einen Finger nach dem anderen

*) Dieſe Sitte, dem Gott durch geweihte Tafeln mit Abbildung des Leidens und erklärenden Aufſchriften zu danken, hat die Sitte katholiſcher Länder (z. B. Tirols) beibehalten.

gerade ausgestreckt. Nachdem er sie alle ausgestreckt, habe ihn der Gott gefragt, ob er denn auch jetzt noch den Gemäldeaufschriften den Glauben versagen wolle. Nein, habe er geantwortet. Nun denn, habe der Gott erwidert, sintemal Du jenen, die nicht unglaublich sind, den Glauben versagtest, so soll Dir fürderhin auch dies Gesicht unglaublich sein. Als es Tag ward, ging er gesund von dannen.

Die humane Art, den ungläubigen Thomas zu bekehren, wird gewiß bei den Anhängern der spiritistischen Zeitschrift „Sphinx" Anklang finden. Sie werden außerdem auch in dem Erscheinen des Gottes selbst eine auffallende Aehnlichkeit mit ihren Séancen finden. Der Gott, der auf die Hand und dann wieder herunterspringt, findet sein Analogon in den modernen Geistern, die den begnadigten Medien kopfüber auf die Kniee hüpfen, wie die erschienenen Geisterphotographien jedem ante oculos demonstriren*). Man sieht aus dieser Geschichte, daß bereits der heilige Cult zu Epidauros trotz aller Wunder mit Zweiflern zu kämpfen hatte. Das nimmt im 3. Jahrhundert nicht Wunder, weil damals der Rationalismus und der offenbare Unglaube bereits die weitesten Kreise angesteckt hatte. Aber auch schon früher hatte Aristophanes, der doch selbst gegen die Gottesleugner und Aufklärer wie Diagoras und Sokrates weidlich losgeschlagen hatte, die Epidaurische Heilanstalt in ganz unverantwortlicher Weise persiflirt. Er giebt uns in seinem „Plutos" die genaue Beschreibung einer Blindenheilung, die den Asklepios als gemeinen Gaukler verhöhnt. Sie ist uns werthvoll namentlich durch die Mittheilung einer Menge von Details, welche in den jetzt gefundenen Iamata ihre volle Bestätigung finden. Athen war freilich auch ein bedenkliches Aufklärernest, wo sogar die Frauen bisweilen auf emancipirte Gedanken kamen. Dies lehrt das Exempel der Ambrosia:

4. Ambrosia aus Athen, auf einem Auge blind.

Sie kam hülfesuchend zum Gotte, aber beim Umhergehen im Heiligthum spottete sie über manche Heilberichte. Es sei unglaublich und unmöglich, daß Lahme und Blinde durch bloßes Träumen gesund werden könnten. Aber im Schlafe hatte sie einen Traum. Es däuchte ihr, der Gott trete zu ihr und verspreche ihr, sie gesund zu machen; nur müsse sie als Lohn ein Weihgeschenk in den Tempel stiften und zwar ein silbernes Schwein, zum Andenken an ihre Dummheit. Nach solcher Rede habe er ihr das kranke Auge aufgeschnitten und Balsam eingeträufelt. Als es Tag geworden, ging sie gesund von dannen.

Ist das nicht witzig ausgedacht, die auf ihre Bildung stolze Athenerin durch ihr Weihgeschenk zu demüthigen! Das Schwein ist den Alten das Sinnbild plumper Unbildung. Die Athener pflegten ihren böotischen Nachbarn diesen Ehrentitel anzuhängen und eine ähnliche Bedeutung hat das Sprüchwort sus Minervam. Das Weihgeschenk sollte aber zugleich von Silber sein. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; und wenn die

*) So die famose Photographie, die Eglington im Beisein des Herrn Staatsrathes Aksakof in London machen ließ. Abgebildet „Sphinx" 1887, Augustheft S. 121, Tafel I.

Hellenengötter im Allgemeinen einen guten Magen hatten, so war der Asklepios von Epidauros durch seine handgreiflichen Wohlthaten vor allen anderen dazu berechtigt, eine hohle Hand zu machen. Das Honorar war in's Belieben der Geheilten gestellt und wurde nachträglich entrichtet. Denn die unfeine Art gewisser moderner Aesculape sich das Honorar pränumerando zahlen zu lassen, würde den Griechen barbarisch vorgekommen sein. Wir wissen zufällig, daß die dankbaren Patienten unter Umständen ihrem Retter sehr beträchtliche Summen verehrten. Wir hören durch Pausanias (X, 38, 1), daß ein Geheilter derselben Zeit, aus der die Iamata stammen, 2000 Goldstateren (etwa 30 000 Mk.) sandte. Das ist ein Capital, mit dem man damals in Athen schon ein Haus machen konnte, also eine recht noble Bezahlung von Seiten eines einfachen Privatmannes. Auch später kamen noch dergleichen königliche Geschenke vor. (Philostrat, Leben d. Apollonius von Tyana I, 10.) In welcher Weise man etwaige Durchgänger zur Zahlung anhalten und zur Strafe ziehen konnte, lehrt Asklepios in einer Doppelgeschichte.

6. Pandaros aus Thessalien, mit den Brandmalen auf der Stirne*).

Er hatte im Schlaf einen Traum. Es schien ihm, der Gott verbinde ihm die Male mit einer Binde und befehle ihm, dieselbe beim Austritt aus dem Allerheiligsten abzunehmen und in den Tempel zu stiften. Als es Tag ward, ging er hinaus und nahm die Binde ab. Da zeigte sich seine Stirne rein von den Brandmalen. Die Schandbuchstaben waren auf die Binde übergegangen, welche er in den Tempel stiftete.

7. Echedoros bekam die Buchstaben des Pandaros zu seinen eigenen hinzu.

Dieser hatte Geld von Pandaros bekommen, um es dem Gotte an dessen Statt nach Epidauros zu stiften. Aber er lieferte es nicht ab. Im Schlafe aber hatte er folgenden Traum. Er träumte, der Gott trete zu ihm und frage ihn, ob er Geld von Pandaros empfangen habe, das er in den Tempel stiften solle. Er habe geantwortet, er habe nichts derart empfangen, aber wenn er ihn gesund mache, wolle er ihm ein Bild stiften. Darauf habe ihm der Gott die Binde des Pandaros um die Brandmale gebunden und ihm befohlen, nach dem Austritt aus dem Allerheiligsten die Binde abzunehmen, sich die Stirne an der Quelle abzuwaschen und dann im Wasser zu beschauen. Als es Tag ward, verließ er das Allerheiligste und nahm die Binde ab. Die Binde trug jedoch nicht die Buchstaben. Vielmehr sah er, als er in's Wasser blickte, daß seine Stirn zu den eigenen Schandbuchstaben auch noch die des Pandaros erhalten hatte.

Eine ähnliche Moral birgt auch folgende kleine Erzählung:

22. Hermon aus Thasos.

Er war blind, er heilte ihn, aber er zahlte später kein Honorar. Da machte ihn

*) Gewisse Verbrecher, namentlich entlaufene Sclaven, wurden mit glühenden Buchstaben auf die Stirne gestempelt. Diese Individuen galten, wie in Frankreich die mit T. F. gestempelten Sträflinge, als der Auswurf der Menschheit. Der liebreiche Gott erbarmt sich also auch der Zöllner und Sünder.

der Gott blind. Aber als er wiederkam*) und im Tempel schlief, machte er ihn wieder sehend.

Der Gott ist streng gegen die Uebelthäter und Undankbaren. Aber er weiß auch die kleinste Gabe der Unschuld zu würdigen, wie diese reizende Geschichte lehrt:

8. Euphones, Knabe aus Epidauros.

Er litt an Steinschmerzen. Im Tempelschlaf träumte ihm, der Gott trete zu ihm mit folgenden Worten: „Was gielst du mir, wenn ich dich gesund mache?" Jener antwortete: „Zehn Spielwürfel." Da lachte der Gott und verhieß ihm die Beseitigung seines Leidens. Als es Tag ward, ging er gesund von dannen.

Der folgende Heilbericht hat wieder eine antiseptische Tendenz. Es ist nicht zu zweifeln, daß wenn die heutige Heilmystik so eclatente Proben übernatürlicher Kraft aufweisen könnte, sie bald über alle ihre Spötter triumphiren würde. Man höre und staune:

9. Ein Mann war hülfesuchend zum Gott gekommen, der auf einem Auge so blind war, daß er nur noch die Lider hatte, während die Augenhöhle vollkommen leer war. Da hielten sich einige der im Tempel Anwesenden über seine Dummheit auf, zu glauben, er werde wieder sehend werden, obwohl er doch gar keinen Rest des Auges mehr hatte, sondern nur noch den leeren Raum. Aber im Schlafe erschien ihm ein Gesicht. Er träumte, der Gott koche ihm einen Trank, öffne ihm die Augenlider und träufle ihm davon hinein. Als es Tag ward, ging er auf beiden Augen sehend davon.

Dergleichen erstaunliche Ophthalmoplastik ist in Epidauros offenbar nichts Seltenes gewesen. Ein ähnlicher Fall wird in Nr. 32 erzählt. Dieser ist noch dadurch complicirt, daß der durch einen Speerstich Erblindete die Spitze in der Wunde mit sich herumtrug. Der Gott legt sie ihm in die Hand und ersetzt ihm die ausgeflossenen Augäpfel durch neue. Aehnlich ist auch die Kur Nr. 11.

Die modernen Geistererscheinungen haben unter dem empfindlichen Uebelstande zu leiden, daß die Geister nicht immer zur Stelle sind, was man doch nicht recht begreift, da sie als transcendente Wesen an die Erbärmlichkeit unserer drei Dimensionen nicht gebunden sind. Auch die antiken Medien hatten dergleichen Fehlsitzungen zu verzeichnen. Aber sie hatten dafür eine kräftige Entschuldigung. Ihr Gebieter Asklepios war ein hellenischer Gott, d. h. kein ätherisches Mondscheinwesen, wie die modernen Geister, durch deren Leib, wie die Photographien**) zeigen, die carrirten Beinkleider des dahinter sitzenden Mediums durchscheinen, sondern ein leibhaftiger Gott, der nicht blos Epidauros, sondern auch andere Heilstätten persönlich zu besuchen hat***). Da hieß es sich gedulden, bis der

*) Natürlich mit vollen Händen.

**) S. die S. 33 Anm. erwähnte „transcendentale" Photographie.

***) Nach der Schlacht bei Chäronäa 338 eilte Asklepios sogar in goldener Waffenrüstung den von Philipp bedrängten Lacedämoniern zu Hülfe, so daß er seine Kranken

Gott wieder erschien. Lehrreich ist dafür eine Erzählung der zweiten Tafel.

25. Sostrata aus Pherai, falsche Schwangerschaft.

Sie war in einem verzweiflungsvollen Zustande und mußte auf einer Sänfte in's Heiligthum getragen werden. Nach ihrer Ankunft daselbst schlief sie ein. Da sie aber keinen deutlichen Traum sah, ließ sie sich wieder nach ihrer Heimat tragen. Darauf kam es ihr vor, als ob ihr und ihren Begleitern in der Gegend von Kornoi ein Mann von schönem Aussehen begegne, der kaum ihren Mißerfolg von ihnen erfahren hatte, als er befahl, die Sänfte niederzustellen, auf der sie die Sostrata trugen. Sodann schnitt er ihr den Leib auf und nahm eine große Menge von Würmern heraus, zwei Becken voll. Dann nähte er ihr den Leib zu und machte die Frau wieder heil. Zugleich gab er sich als Asklepios zu erkennen und befahl, das Honorar nach Epidauros zu zahlen.

Auch hier tritt neben der Menschenfreundlichkeit des Gottes die Sorge um das Honorar deutlich hervor. Aber wie haben wir uns denn nun eigentlich diese erstaunlichen Heilungen zu denken? Ist denn hier auch eine Incubation auf freiem Felde anzunehmen? Ist die berichtete Operation Traum oder Wirklichkeit? Die Sache ist bei diesem Falle unklar, sie muß aber zur Klarheit gebracht werden, wenn man die oben angeregte Frage nach der Natur dieser Heilungen entscheiden will. Bisher hielt man diese Incubationen für Verhüllungen der wirklichen Heilung, insofern die Priester unter der Maske des Asklepios die Heilung selbst bewerkstelligt oder wenigstens die Heilmittel angegeben hätten. Die Entdeckung der somnambulen Natur des Tempelschlafes gab jedoch dieser Sache eine ganz andere Wendung. Jene rationalistische Deutung sei falsch. Vielmehr habe der im Tempelschlaf erscheinende Traum des Kranken nur den Zweck, diesen die Heilmittel finden zu lassen, welche er dann im wachen Zustande anzuwenden habe. Nicht also ein fremder Geist, sondern die im somnambulen Zustand auf die transcendentale Stufe erhobene Seele des Menschen erkenne das ihm heilsame Mittel. Die äußere Form des Traumes sei dabei natürlich gleichgültig. So die Erklärung, welche die „wissenschaftliche Mystik" von den modernen wie antiken Incubations-Heilungen giebt. Glücklicherweise lassen die Epidaurischen Iamata mit vollkommener Deutlichkeit erkennen, daß sich in Bezug wenigstens auf die antike Incubation der besten Zeit*) die wissenschaftliche Mystik gründlich geirrt hat. Es ist zweifellos und alle diese Heilberichte sagen es in Uebereinstimmung mit Aristophanes ausdrücklich, daß das Heilmittel nicht blos indicirt wird

in Epidauros warten lassen mußte. Das berichtet ein Zeitgenosse, der Dichter Ifyllos, dessen Gedichte ebenfalls in Epidauros jüngst zum Vorschein gekommen sind. S. v. Wilamowitz-Möllendorff, Ifyllos v. Epidauros, Philol. Forsch. IX. S. 23 ff. (Berl. 1886).

*) Anders steht es später. In christlicher Zeit hat sich Asklepios den Methoden der gleichzeitigen Medicin [anbequemt und die Kranken erhalten nun eine wirkliche Ordination im Traume. Auch dafür hat Epidauros eine wichtige Inschrift geliefert welche U. v. Wilamowitz a. O. S. 116 ff. sorgfältig erläutert hat.

im Traume, sondern daß die Heilung in der Incubationsnacht ganz und völlig vollzogen wird. „Und als es Tag ward, ging der Kranke geheilt heraus," das ist die stereotype Formel, die jede Zweideutigkeit ausschließt. Also nach der officiellen Darstellung, welche doch diejenigen anerkennen müssen, welche den Priestertrug ausdrücklich in Abrede stellen, findet die völlige Heilung in der Incubationsnacht selbst statt und zwar in Folge nicht nur eines erträumten, sondern auch gleichzeitig wirklich erfolgenden operativen Eingriffes*). Die Kühnheit dieser Operationen setzt uns in Erstaunen. So wird uns erzählt von einem

27. Mann mit Geschwür im Unterleib.

Er sah im Schlafe ein Gesicht. Es däuchte ihm, der Gott gebe seinen ihm folgenden Dienern den Befehl, ihn zu fesseln und festzuhalten, damit er den Leib aufschneiden könne. Er selbst habe fliehen wollen, jene aber hätten ihn ergriffen und an den Thürring festgebunden. Darauf habe Asklepios den Leib aufgeschnitten, das Geschwür herausgeschnitten, ihn wieder zugenäht und er sei der Fesseln entledigt worden. Und danach kam er gesund heraus. Der Fußboden des Allerheiligsten aber war voller Blut.

Aehnlich ist der Fall in

47. Erasippa aus Kaphyai.

Sie hatte eine Krankheit**) im Leibe und war ganz aufgeblasen und konnte nicht gehen. Im Schlafe sah sie einen Traum. Sie träumte, der Gott . . . gebe ihr einen Kuß, dann gebe er ihr eine Schale mit Arznei, die sie austrinken müsse. Dann befehle er ihr zu brechen. Und als sie das gethan, habe sie ihren Mantel voll gemacht. Als es aber Tag ward, sieht sie ihren Mantel voll der bösen Dinge, die sie ausgebrochen hatte. In der Folge ward sie gesund.

Zieht man die Arabesken der Priestertradition ab, so sieht man doch deutlich, daß hier in der Nacht nicht blos ordinirt, sondern auch operirt worden ist. Und das macht auch die Geschichte der Arzneikunst wahrscheinlich. Denn da die wissenschaftliche Medicin der Griechen sich aus den Anfängen der Asklepiadenkunst entwickelt und erst spät ganz von ihr losgelöst hat, so wäre es unbegreiflich, wie nicht nur die pathologische, sondern auch chirurgische Behandlung bereits bei Hippokrates eine solche Höhe erreichen konnte***), wenn nicht alle diese Methoden an den heiligen Stätten ihre allmähliche Ausbildung gefunden hätten. Man wird fragen, wie es möglich war, ohne Narkose solche Operationen auszuführen, wie sie hier geschildert werden; denn wenn man ja auch die unsinnigen Kuren,

*) Dies haben auch, wie es denn ganz unbestreitbar ist, auch Hr. Zacher Hermes XXI 471 und unabhängig davon Hr. Reinach Revue archéologique V. 267 Anm. 1 bemerkt.

**) Der Name der Krankheit ist auf dem Steine nicht zu entziffern.

***) Die Operationen des Hippokrates überraschen öfter durch ihre Kühnheit. So ist namentlich die Indication zur Schädeltrepanation eine viel häufigere als heutzutage, was bei modernen Aerzten Beachtung gefunden hat.

die theilweise hier vorgeführt werden, auf Erfindung oder Ausschmückung der Priestertradition zurückführen muß, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit durch den Nebel dieser „Mystik" den wirklichen Vorgang der Operation erkennen. Da erscheint es auf den ersten Blick klar, daß der Tempelschlaf (mag er nun nach der Annahme des Spiritismus durch magnetisches Streichen oder, was nach einigen Andeutungen der Alten wahrscheinlicher ist, durch Verbrennen narkotischer Substanzen u. dgl. herbeigeführt worden sein) die Function hatte, den Kranken gegen die Operationen unempfindlich und zugleich gegen den Hokuspokus unkritisch zu machen. Die Incubation ist also den Heilzwecken der heiligen Institute sehr förderlich gewesen, aber nothwendig ist sie durchaus nicht. Denn es werden in den Iamata mehrere Fälle erzählt, wo die Heilung des Patienten im wachen Zustande vorgenommen wurde.

16. Nikanor, lahm.

Ein Knabe entriß ihm, während er da saß, im wachen Zustande seine Krücke. Er stand auf und verfolgte ihn und war von Stund an gesund.

Der Fall, wie er hier erzählt wird, ist kein sonderliches Meisterstück. Dergleichen Heilungen von Lahmen kommen ja in Lourdes und ähnlichen Gnadenorten in Folge hochgradiger nervöser Aufregung auch heutzutage noch vor. Aber es ist doch bemerkenswerth, daß hier der bloße Wille des Gottes für ausreichend gi.t, daß weder Incubation noch sonstige Procedur nöthig erachtet wird*). Etwas anders ging es:

20. Thyson aus Hermione, blinder Knabe.

Er wurde in wachem Zustande von einem der im Heiligthum gehaltenen Hunde an den Augen beleckt und ging geheilt von dannen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Heilkraft, die sonst der Hand des Gottes entströmt, hier auf die Hunde übergeht, die auch in Nr. 26 als die „heiligen" heilwirkend auftreten**). Vielleicht sehen die Vertreter des „thierischen" Magnetismus darin eine weitere Bestätigung ihrer Hypothese. Denn da nach ihren Experimenten sogar leblose Gegenstände zu Trägern des Magnetismus werden können, da Glasplatten, Flaschen, Kleider, Taschentücher, Locken, namentlich aber Wasser, auf welche Dinge der Magnetiseur seine Kraft überträgt, dessen Stelle in Abwesenheitsfällen ersetzen können, so ist nicht zu verwundern, daß Asklepios auch vierbeinige Assistenten mit seiner Kraft ausgerüstet hat, welche im Verein mit ihm oder auch in seiner Abwesenheit agiren konnten. Noch weniger verwunderlich

*) Wie man hört, ist auch die moderne metaphysische Heilkunst zu diesem Gipfel gelangt. (Vgl. die Mind Curers und Metaphysical Healers in Amerika und den „Statuvolismus" des Dr. Fahnestock.)

**) S. darüber die interessanten Studien von S. Reinach Les chiens dans le culte d'Esculape, Revue archéologique IV, 129 ff. Gaidoz ebenda S. 117 ff. Clermont-Ganneau, Receuil d'archéologie orient. 1887, S. 235.

ist es, daß die Schlange, welche dem Heros Asklepios als stehendes Attribut zukommt und die überhaupt ein geheimnißvolles Geschöpf ist, in den Dienst des Epidaurischen Heilcultus getreten ist.

17. Mann, von einer Schlange an der Zehe geheilt.

Er befand sich in Folge eines bösartigen Geschwüres an der Zehe recht übel. Da wurde er tagsüber von den Dienern hinausgetragen und auf einen Stuhl gesetzt. Als er eingeschlummert war, kam unterdessen eine Schlange aus dem Allerheiligsten hervorgekrochen. Sie heilte die Zehe mit ihrer Zunge und zog sich dann in das Heiligthum zurück. Beim Erwachen fand er sich geheilt und erzählte seinen Traum. Ein Jüngling schön von Gestalt habe ihm Salbe auf die Zehe gelegt.

Hier ergiebt sich ein Zwiespalt zwischen dem Traume, den der Kranke sieht, und der Wirklichkeit, welche die Begleiter und Priester wahrnehmen. Jener sieht den Asklepios, der regelmäßig als schöner Jüngling erscheint, diese sehen sein dienstbares Thier mit der Heilung beschäftigt. Ebenso helfen bei der Heilung des Blinden im Aristophanischen Plutos (V. 733) zwei große Schlangen wesentlich mit. Dergleichen Decorationen dienen natürlich nur dazu, das heilige Grauen, das den ganzen Ort umgab, zu erhöhen. Diese Priester wußten wohl, daß das Schaudern der Menschheit bester Theil ist, und die Erfolge ihrer modernen Nachfolger beruhen eben hierauf. Selbst die Gans, die ja im Alterthum ein geachtetes und an einigen Orten sogar heiliges Dasein führte, wirkt einmal (Nr. 49) als heilbringendes Medium. Auch hier erfolgt die Heilung, wie ausdrücklich angegeben wird, im wachen Zustande.

Bei vielen dieser Iamata sieht man, wie sich der Mythus an die im Heiligthum aufgestellten Weihgeschenke und Bilder knüpft. Wie in Delphi und anderen Centren des religiösen Lebens der Hellenen sich ein ganzes Sagengeflecht um die hervorragenden Anatheme geschlungen hatte, so erzeugte auch hier jeder Stein, jedes Bild, jedes Geschenk, jede Aufschrift eine Geschichte, die aus Dichtung und Wahrheit wunderlich gemischt den Heilsuchenden mündlich und, wie hier, schriftlich zu Gemüthe geführt wurde. Ein deutliches Beispiel hierfür giebt die bereits mitgetheilte erste Wundergeschichte. Eine andere Nr. 15. Ein großer Stein lag vor dem Allerheiligsten. Der stammte nach der Tempellegende von Hermodikos aus Lampsakos, einem Lahmen. Der Gott hatte ihm im Traume befohlen den größten Stein, den er heben könnte, in's Heiligthum zu schleppen. Der Krüppel raffte sich auf und wirklich durch des Gottes Kraft leistete er das Wunder, das man noch sehen konnte. Die Legende vom Becher ist zu hübsch erzählt, als daß man sie nicht wörtlich wiedergeben sollte.

10. Becher.

Ein Troßknecht war auf dem Wege nach dem Heiligthum. Da stürzte er, als er noch 10 Stadien davon entfernt war, nieder. Nachdem er wieder aufgestanden, öffnete er den Korb und betrachtete das zerbrochene Geschirr. Wie er nun da den Becher zerbrochen sah, aus dem sein Herr zu trinken pflegte, ward er recht traurig. Er setzte

sich nieder, um die Scherben zusammen zu setzen. Bei dieser Arbeit erblickte ihn ein Wanderer: „Was flickst Du da, Aermster," so redete er ihn an, „den Becher vergeblich zusammen? Den könnte auch Asklepios in Epidauros nicht wieder heil machen!" Als er das hörte, raffte der Bursche die Scherben in den Korb und machte sich auf den Weg nach dem Tempel. Als er dort angelangt war, öffnete er den Korb. Der Becher, den er hervorlangte, war ganz geworden. Da meldete er seinem Herrn, was ihm geschehen und gesagt worden war, und als der das hörte, stiftete er dem Gotte den Becher.

Die rührende Geschichte lehrt, daß die Fürsorge des Gottes sich auf das Kleinste erstreckte und daß es ihm ein Leichtes war, auch ohne Tempelschlaf und weitere Förmlichkeiten das Wunder zu thun. Der Glaube hat hier dem frommen Knechte rasch geholfen.

Aus der Aristophanischen Schilderung geht hervor, daß der Incubationsraum des Abaton nicht dunkel war, sondern ein Beobachten des hantirenden Asklepios und seiner Gehülfen gestattete. Da nun die Incubationen in der Regel Nachts stattfanden und an eine künstliche Beleuchtung kaum zu denken ist, so muß angenommen werden, daß dieser Raum von oben her hinreichend Licht erhielt, um bei Mondschein und in der Morgendämmerung den von dem Komiker so köstlich geschilderten Spuk vornehmen zu können. Es ist begreiflich, daß es an Vorwitzigen nicht fehlte, welche die heiligen Vorgänge im Abaton von außen her in Augenschein nehmen wollten. Als warnendes Exempel haben die Priester aufgestellt die Geschichte des

11. Aischinas.

Als die Hülfesuchenden bereits eingeschlafen waren, stieg er auf einen Baum und sah, sich überbeugend, von dort in das Allerheiligste. Da fiel er vom Baume herab und schlug sich an einigen Pfählen die Augen aus. Uebel zugerichtet und erblindet suchte er die Hülfe des Gottes nach und ward geheilt.

Diese Bäume des heiligen Hains standen also ganz nahe am Abaton und man muß sie auch von innen haben erblicken können. Das scheint zu beweisen

18. Alketas aus Halai.

Er war blind und hatte ein Traumgesicht. Er träumte, der Gott nahe ihm und öffne ihm die Augen, und da habe er zuerst die Bäume im heiligen Haine erblickt. Als es dann Tag ward, zog er geheilt von dannen.

Aehnlich schildert auch der geheilte Plutos bei Aristophanes (Nr. 738) die erste Freude des wiedergeschenkten Augenlichtes.

Was unsere geschicktesten Magnetiseure bei günstigen Umständen zu Wege bringen, die Wirkung in die Ferne (Telepathie), sympathetische Kuren ꝛc., das functionirt in Epidauros mit voller Sicherheit. Eine etwas grauliche Heilung der Art wird erzählt in

21. Arata aus Sparta, wassersüchtig.

Während diese in Sparta bleiben mußte, hielt ihre Mutter an ihrer Statt den

Tempelschlaf. Sie hatte folgenden Traum. Es däuchte ihr, der Gott habe ihrer Tochter den Kopf abgeschnitten und den Körper aufgehängt, den Hals nach unten. Nachdem viel Flüssigkeit abgelaufen, habe er den Körper abgenommen und den Kopf wieder auf den Nacken gesetzt. Nachdem sie dies Gesicht gehabt, kehrt sie nach Sparta zurück und trifft ihre Tochter gesund an. Diese hatte unterdeß denselben Traum gehabt.

Mit dieser sympathetischen Kur hat in der Behandlungsweise eine merkwürdige Aehnlichkeit

23. Aristagora aus Troizen.

Sie hatte einen Bandwurm im Leibe, hielt den Tempelschlaf im heiligen Bezirk des Asklepios zu Troizen und hatte daselbst einen Traum. Sie träumte, die Söhne des Gottes hätten ihr, während dieser nicht dort, sondern in Epidauros anwesend war, den Kopf abgeschnitten. Aber da sie ihn nicht wieder aufsetzen konnten, hätten sie einen Boten zum Asklepios geschickt, er solle kommen. Inzwischen bricht der Tag herein und der Priester sieht nun wirklich den Kopf vom Rumpfe getrennt. In der folgenden Nacht hatte Aristagora wieder einen Traum. Sie träumte, der Gott, der von Epidauros gekommen war, habe ihr den Kopf wieder auf den Hals aufgesetzt, darauf den Bauch aufgeschnitten, den Bandwurm herausgenommen und wieder zugenäht. Und von Stund an war sie gesund.

Dieser Heilbericht hat nach mehreren Seiten hin ein hervorragendes Interesse. Erstens hat der Priester, der diesen großartigen Humbug niederschrieb, entschieden die Vorstellung, daß dem Traume correspondirend eine wirkliche Operation ausgeführt werde, deren Spuren am lichten Tage constatirt werden. Dies bestätigt also, was oben über die Kurmethode der Asklepiaden ausgesprochen wurde. Natürlich darf man nicht behaupten, daß die Operationen den Erzählungen dieser Iamata genau entsprochen hätten. Denn Uebertreibung ist ja überall deutlich zu erkennen und hier liegt das reine Märchen vor. Dieses Märchen hat seine Geschichte. Wenn Aelian in seiner Thiergeschichte (IX 33) nicht Unrichtiges berichtet, hat bereits Hippys, ein Historiker des fünften Jahrhunderts, das Wunder in ähnlicher, aber einfacherer Form vorgefunden. „Ein Weib," erzählt er, „hatte einen Bandwurm, an dem die Kunst der bedeutendsten Aerzte zu Schanden wurde. Da ging sie nach Epidauros und bat den Gott, sie von ihren Leiden zu befreien. Der Gott war nicht anwesend, aber die Tempeldiener legten sie in dem gewöhnlichen Heilraum nieder und geboten der Frau, sich ruhig zu verhalten. Die Diener des Gottes machten sich an die Operation. Sie schnitten der Frau den Kopf vom Halse ab und einer holte, in den Leib hinunterlangend, den Wurm heraus, ein gewaltiges Thier. Aber sie konnten den Kopf nicht wieder in die alte Ordnung zurückbringen. Da kam der Gott hinzu, schalt sie aus, daß sie sich an ein Werk gemacht, das über ihre Kräfte ging, und setzte selbst den Kopf in seiner richtigen Lage wieder auf und entließ die Fremde." Nach meinem Urtheil ist es unverkennbar, daß die Iamata des dritten Jahrhunderts die alte Heilgeschichte benutzt, aber zeitgemäß ausgeschmückt haben. Denn die einzige Aenderung, die sie vornehmen, beruht darauf, daß sie den Fehl-

griff von Epidauros auf die Filiale in Troizen abwälzen. Es hätte einen schlechten Eindruck gemacht, wenn die Patienten vor der Kur sich den Fall als möglich vorgestellt hätten, wenn auch nur für einen Tag, kopflos umherzulaufen. So etwas durfte nicht auf Epidauros sitzen bleiben. Auch wird die unrichtige Diagnose gerügt, welche sich die Troizenier zu Schulden kommen ließen, indem sie den Wurm in der Brust- statt in der Bauchhöhle suchten*). Es scheint demnach, daß unsere Iamata nicht alle dem dritten Jahrhundert angehören, daß vielmehr damals bei der Erneuerung der alten Weihtafeln eine zeitgemäße Redaction vorgenommen wurde. Die alten Aufschriften der Bilder in ihrer schwer lesbaren, wohl auch verwischten Schrift übten nicht mehr die gewünschte Reclame aus; so wurde damals, als der Reichthum des Tempels solchen Luxus gestattete, eine glänzende Publication veranstaltet, welche z. T. das alte Material in vermehrter und verbesserter Fassung enthielt. Dadurch fällt auf die Entstehung dieser Kurlegenden ein neues Licht, und die Ungleichheit nicht des Stiles (denn er ist ziemlich stereotyp), aber der Erfindung, indem Witziges und Albernes, Naives und Geklügeltes dicht neben einander steht, findet ihre Erklärung. Neben dem allgemeinen Interesse, das die Geschichte dieser Legende für die Geschichte der Mythologie überhaupt hat, fällt daraus auch ein Licht auf die Organisation der Asklepiadenzunft. Daß die ausübenden Aerzte Söhne des Asklepios oder Asklepiaden genannt wurden, wußten wir lange. Hier in den Iamata treten sie selbständig als die Operateure neben die Priester, welche die Vorbereitungen zu leiten und für den Nimbus zu sorgen hatten. Die Asklepiaden sind die wirklich medicinisch Gebildeten, sie tragen die Verantwortlichkeit. Wenn also etwas schief ging, so war natürlich nicht Asklepios schuld, sondern seine Söhne oder — der Patient, der die vorgeschriebenen Ceremonien, das Fasten, Baden, Beten und Opfern, nicht peinlich genug beobachtet und die Priester und Priesterknechte bis auf den Badeknecht herab**) nicht reichlich genug bedacht hatte. Ein solches Douceur zur richtigen Zeit gegeben, pflegt heutzutage in den Antichambres unserer großen Aesculape Wunder zu wirken. Auch in Epidauros scheint es einen abgekürzten Weg gegeben zu haben, auf dem man alsbald ohne Incubation sein Ziel erreichte. Man überlege sich folgenden Fall:

5. Stummer Knabe.

Er war hülfesuchend wegen seiner Stummheit in's Heiligthum gekommen. Als er sein erstes Opfer gebracht und die üblichen Ceremonien verrichtet hatte, sagte der Opferdiener zum Vater des Knaben gewandt: „Gelobe, wenn Du Deinen Wunsch

*) Freilich bewegen sich die Iamata selbst in ähnlichen Vorstellungen, wenn sie das Wasser einer Wassersüchtigen durch Abschneiden des Kopfes ablaufen lassen (Nr. 21) und verschluckte Blutegel durch Oeffnen der Brust herausholen (Nr. 13).

**) In der erwähnten späteren Inschrift (S. S. 36, Anm.) sorgt der Gott dafür, daß der Patient, der im Bade sich selbst bedienen soll, doch dem Badediener sein (sehr hohes) Trinkgeld nicht vorenthalte.

erreicht hast, binnen Jahresfrist Dein schuldiges Opfer als Heilgebühr darzubringen." Da rief der Knabe plötzlich: „Ich gelobe es." Der Vater aber entsetzte sich und hieß ihn noch einmal reden. Der Knabe redete wieder und war von Stund an geheilt.

Man hat als charakteristisch für die somnambule Natur des antiken Tempelschlafes hervorgehoben, daß damit auch die Wahrsagekunst, der Blick in die zeitliche Ferne, verknüpft ist. Die Alten erzählen in der That manches der Art. Einen Fall ergeben auch die Epidaurischen Tafeln:

29. Agestratos, Kopfschmerz.

Er litt an Schlaflosigkeit in Folge von Kopfschmerz. Nachdem er in's Allerheiligste getreten und eingeschlafen war, hatte er einen Traum. Es däuchte ihm, der Gott heile ihm seinen Kopfschmerz, stelle ihn dann aufrecht nackt hin und zeige ihm die Auslage im Pankration (combinirter Ring- und Faustkampf). Als es Tag ward ging er geheilt von dannen und trug bald danach einen Sieg im Pankration zu Nemea davon.

Der Rationalismus würde diesen merkwürdigen Fall in seiner plumpen Art so erklären, daß die Priester ganz vernünftig dem an Nervosität leidenden Manne gymnastische Uebungen verordnet hätten. Später sei dann als vaticinium ex eventu der Sieg im Pankration in den Heiltraum hineingedichtet worden. Wer an diesen Kniff nicht glauben will, den die alten Priester allerdings nicht selten zur Anwendung gebracht haben, dem wird nichts übrig bleiben, als die mystische Erklärung anzunehmen, daß das in somnambuler Inspiration befindliche „transcendentale" Subject nicht nur Wesen und Heilmittel der Krankheit durchschaut, sondern auch die künftigen Erlebnisse dieses Ichs vorausschauend erblickt habe. Denn erhaben ob Raum und Zeit ist die Seele befreit von der Leiblichkeit.

Fünf der erhaltenen Heilberichte betreffen die Sterilität von Frauen, die natürlich alle nach Jahresfrist mit einem oder mehreren Sprößlingen beschenkt werden. Ihre Träume entziehen sich zum Theil der Mittheilung. Man muß im Interesse der Asklepiossöhne wünschen, daß diesen Traumbildern wenigstens keine reale Action correspondirte. Auch die Vision eines Steinkranken (Nr. 14) bewegt sich auf bedenklichen Bahnen und zeigt, daß die Priester bei der Veröffentlichung dieser Iamata keine Rücksichten der Decenz beobachtet haben.

Vielmehr spiegeln alle diese Iamata in Tugenden und Lastern, in Geist und Sitte getreu die Eigenthümlichkeit des hellenischen Volkes wieder und zwar der unteren Schichten desselben. Sie zeigen, und das ist das hervorstechende culturhistorische Interesse dieser Ausgrabung, neben der wirklich liebenswürdigen Toleranz und Menschenfreundlichkeit auch zugleich die schamlose Betrügerei, Aufschneiderei und Geldschneiderei der Priester. Werden die Freunde der wissenschaftlichen Mystik nach dieser Aufklärung auch ferner noch etwas Sublimes und Nachahmenswerthes in diesem Sumpfe finden wollen?

Berliner Zukunftsbauten.

— * * * —

Die Grundlagen der Bedeutung Berlins haben im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts eine bemerkenswerthe Umwandelung erfahren. Im Mittelalter auf dem Boden der Handelsthätigkeit zu einer nicht geringen Stellung unter den Städten der Mark emporgewachsen, gestaltet sich Berlin mit der Begründung und Befestigung der Herrschaft der Hohenzollern immer ausschließlicher zur politischen Hauptstadt des Staates aus. Friedrich I. und Friedrich der Große schufen sie zur Königstadt um. Die Bauten und Anlagen, welche Berlin ihnen verdankt, sind mit so vorzüglichem Geschmack und so großem Blick entworfen, daß sie noch heut nach ein- bis zweihundert Jahren, und nachdem die Einwohnerzahl der Stadt von 30 000 auf beinahe 1½ Millionen gestiegen ist, die Glanzpunkte der Reichshauptstadt bilden. Die Bauthätigkeit Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. konnte sich darauf beschränken, den im vorigen Jahrhundert geschaffenen glänzenden Rahmen weiter auszufüllen.' Die große Ausdehnung, welche die Residenz seit dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts gewann, übte zunächst einen merkwürdig geringen Einfluß auf die Erscheinung der älteren Stadttheile aus; gleichwohl bereitet sich seitdem die Wandelung vor, welche Berlins Dasein erfahren hat: neben und zu seiner politischen wächst in noch rascherem Zeitmaß seine wirthschaftliche Bedeutung. Es ward binnen dreißig Jahren der wichtigste Vereinigungspunkt des vielverzweigten norddeutschen Eisenbahnnetzes, wozu seine überaus günstige centrale Lage den Anlaß giebt. Handel, Gewerbe und Industrie folgen den eisernen Spuren und wirken

zusammen, um den Schwerpunkt des deutschen Wirthschaftsbetriebes nach dem früher so öden Berlin zu verlegen. Die politischen Umwälzungen der letzten fünfundzwanzig Jahre drücken dieser Entwickelung den amtlichen Stempel auf und beschleunigen den Aufschwung der Stadt in einer Weise, daß dieselbe hinsichtlich ihrer wirthschaftlichen Bedeutung in Europa nur noch von London und Paris übertroffen wird und daß die erste Stadt des Deutschen Reiches den Gedanken, in einigen Jahrzehnten die zweite Stelle anstatt Paris einzunehmen, nicht mehr zu kühn befindet.

Dem Einfluß solches Vorwärtsstrebens hat die äußere Erscheinung der Stadt sich nicht entziehen können. Seit etwa 1½ Jahrzehnten sehen wir die Aenderung vor sich gehen, welche dazu bestimmt ist, die öffentlichen Einrichtungen und Anstalten Berlins auf die Höhe der Anforderungen der modernen Groß- und Weltstadt emporzuheben. Verschwunden ist in einem großen Theil der Stadt das elende Pflaster, die Mehrzahl der alten Pfahlbrücken hat festen und schönen Steinbrücken weichen müssen, die vorzügliche Canalisirung hat Berlin zu einer sauberen und gesunden Stadt gemacht, die öffentlichen Wasserläufe gereinigt. Ein ausgedehntes Straßenbahnnetz ist entstanden und hat zur Verbesserung des öffentlichen Fuhrwesens beigetragen, ein ganzes System von Markthallen, theils fertig, theils in der Herstellung begriffen, ist dazu bestimmt, den Marktverkehr in geregelte großstädtische Bahnen zu lenken, die öffentlichen Plätze von denselben zu entlasten und zu Schmuckanlagen verwendbar zu machen. Mehr noch als alle diese vortrefflichen Einrichtungen hat ein Werk das Straßenbild Berlins in der anziehendsten Weise verändert — die Stadtbahn — einerseits unmittelbar durch ihre großartige und dabei ansprechende Erscheinung und ihren flotten geräuschlosen Betrieb, andererseits durch den Anstoß, welchen sie der Schaffung neuer wichtiger Straßenanlagen in dem Herzen der Stadt gegeben hat.

Nicht auf gleicher Höhe mit dem, was an Wohlfahrts- und Verkehrseinrichtungen entstanden ist, befindet sich die sonstige monumentale Bauthätigkeit Berlins. Abgesehen von der technischen Hochschule und dem erst im Bau begriffenen Reichstagshaus — Gebäuden, auch dadurch bemerkenswerth, daß sie, außerhalb des alten Berlin errichtet, neue architektonische Mittelpunkte für die vergrößerte Stadt bilden — sind in den letzten zwanzig Jahren in Berlin keine Monumentalgebäude geschaffen worden, welche nach Umfang und Aufwand zu den Kunstwerken ersten Ranges gerechnet werden könnten. Das Kunstgewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde, die Nationalgalerie, die Reichsbank, die Bauten in der Invalidenstraße, die neuen Ministerhotels, die großen Bahnhofsbauten und manche andere, soviel Schönheiten sie aufweisen, so gediegen sie meist ausgeführt sind und so sehr sie dazu beitragen, dem Straßenbild Berlins einen ebenso vornehmen und stattlichen Eindruck, wie reizvolle Abwechselung zu geben, keines dieser zahlreichen Gebäude ist von einer solchen Wucht und Macht

der Erscheinung, daß ihm eine die weitere Umgebung beherrschende Bedeutung und Größe zuerkannt werden könnte. Selbst bei der technischen Hochschule ist es zu bedauern, daß die Umstände nicht gestatteten, einen für den Anblick des Gebäudes und die künstlerische Beherrschung seiner Umgebung günstigeren Platz zu wählen; auch bei der günstigsten Entwickelung jener Gegend wird das Bauwerk immer etwas versteckt bleiben und zu keinem seiner Größe entsprechenden Eindruck gelangen.

Die Zurückhaltung des Staates in Bezug auf Entfaltung einer großen schöpferischen Bauthätigkeit erscheint um so auffallender, als in der That eine nicht geringe Zahl von Aufgaben ersten Ranges ihrer Lösung harrt und zum Theil seit Jahren auf dieselbe hindrängt. Die Bebauung der Museumsinsel ist durch die vor mehreren Jahren ausgeschriebene Preisbewerbung als eine dringliche erkannt, die Platzfrage bietet nach Fertigstellung und Inbetriebnahme des neuen Packhofes, sowie nach Erwerb der Speicheranlagen auf dem rechten Spreeufer keine Schwierigkeiten mehr. Für die Unterbringung der Königlichen Bibliothek ist durch den Erwerb des niederländischen Palais Seitens des Staates, beziehungsweise durch den mit Hülfe desselben bewirkten Gebäudeaustausch ein auf die Dauer weniger Jahre berechneter Nothbehelf geschaffen worden. Da die Errichtung eines auf lange Zeit ausreichenden Gebäudes ohnehin vier bis fünf Jahre beanspruchen würde, so würden die baulichen Vorbereitungen, namentlich die Erledigung der Platzfrage nicht zu lange hinausgeschoben werden dürfen, wenn nicht von Neuem Schwierigkeiten für die Unterbringung und handliche Verwerthung der Bücherschätze eintreten sollen. Die wiederholt und zuletzt vor beinahe 20 Jahren in's Auge gefaßte Erbauung eines würdigen evangelischen Domes wird wieder eine dringliche Gestalt annehmen, nachdem durch Schaffung der Kaiser-Wilhelmstraße und der prächtigen Spreebrücke zwischen Dom und Schloß die unschöne Kirche und die daran stoßenden Ruinen mitten in den großen Verkehr hineingezogen und gegen die neuen glänzenden Schöpfungen um so trauriger sich abheben werden.

Der Anlauf, welcher kürzlich von Seiten rühriger industrieller, gewerblicher und handelsthätiger Kreise Berlins genommen wurde, um die Veranstaltung einer größeren Industrie-Ausstellung in der Hauptstadt in's Werk zu setzen, ist zwar bei dem Widerstreben namentlich der rheinischen Großindustrie ergebnißlos verlaufen. Es kann indeß keinem Zweifel unterliegen, daß dem Gedanken wieder näher getreten und das Unternehmen einem besseren Gelingen entgegengeführt wird, wenn der auf vielen Wirthschaftszweigen lastende Druck gewichen ist und eine hoffnungsvollere Stimmung sowohl als auch die Einsicht Platz greift, daß eine mit den nöthigen Mitteln und dem erforderlichen Geschick in Scene gesetzte nationale oder internationale Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Berlin der deutschen Volkswirthschaft von unberechenbarem Nutzen sein kann. Da das Ausstellungswesen einer Reform dringend bedürftig ist und seines mit der Zeit jahr-

marktsartig gewordenen Charakters entkleidet werden muß, wenn die wirthschaftlichen Zwecke keinen Schaden leiden und die von den Einzelnen und der Gesammtheit aufgewendeten Kosten sich lohnen sollen, so würde eine derartige allgemeine deutsche oder internationale Ausstellung von dem Staat in die Hand genommen werden müssen und diesem mit dem größeren Theil der Kosten auch die Leitung zufallen. Es würde dann jedenfalls das Richtigste sein, für die Ausstellungszwecke nicht lediglich Bauten vorübergehender Art zu errichten, sondern einen erheblichen Theil des erforderlichen Raumes zur dauernden Benutzung bereit zu stellen, damit bei späteren Ausstellungen die Beschaffung von Platz und Raum keinen Schwierigkeiten und unnöthigen Kosten begegnet. Ein in der nöthigen Größe hergestellter und mit ausreichenden Umgebungen versehener monumentaler Ausstellungspalast würde einem dauernden Bedürfniß abhelfen, dazu beitragen, daß das Ausstellungswesen in geregelte Bahnen gelenkt wird, der deutschen Industrie, dem deutschen Gewerbe und der Landwirthschaft eine Fülle von Anregung, Belehrung und wirthschaftlichen Vortheilen der mannigfachsten Art zuwenden. Der Staat allein wäre im Stande, eine solche Aufgabe in großem Sinne zu lösen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Verwirklichung entgegenstellen.

Es ist schon lange der berechtigte Wunsch des Abgeordnetenhauses, statt des bald 40 Jahre alten provisorischen Nothbaues ein würdiges und genügend großes Haus zu beziehen. Nachdem dem Reichstag eine so prächtige Stätte für seine Berathungen bereitet wird, möchte die Errichtung eines Landtaggebäudes, welches beide Häuser in sich aufnimmt, eine dringende Nothwendigkeit werden. Endlich würde man sich auf die Dauer nicht der Einsicht verschließen können, daß das Opernhaus des Ersatzes durch ein Bauwerk bedarf, welches den Anforderungen an die Sicherung seines Besuchers gegen Feuersgefahr in höherem Maße entspricht, als das Theater auf dem Opernplatz.

Bei allen diesen mehr oder weniger dringlichen Bauten handelt es sich um architektonische Schöpfungen, welche groß und stillvoll aufgefaßt und in bestem Material unter ausgiebiger Zuhülfenahme von Malerei und Plastik ausgeführt der Hauptstadt das monumentale Gepräge unserer schaffensfreudigen Zeit, unserer mühsam und unter hartem Ringen errungenen künstlerischen, wirthschaftlichen und politischen Fortschritte in reizvoller Weise aufdrücken würden. Mit Vollendung jener Bauten würde die Königstadt Berlin auch architektonisch zur Reichshauptstadt, zur Kaiserstadt auswachsen, sofern es gelingt, die äußerst schwierige Frage der Platzanweisung in vollständig befriedigender Weise zu lösen und sofern gleichzeitig die auf dem Gebiet des Verkehrswesens zu schaffenden Einrichtungen den von Jahr zu Jahr steigenden Anforderungen der Millionenbevölkerung richtig angepaßt werden.

Die Platzbeschaffung würde bei den Museumsbauten keine weiteren

Opfer verlangen. Für die Bibliothek giebt es nur einen brauchbaren Raum: das Rechteck, welches von dem Akademiegebäude nebst den mit demselben in Verbindung stehenden Kasernen und Stallgebäuden eingenommen wird. Es ist dies eine Fläche von etwa 100 Meter Breite (parallel den Linden) und 170 Meter Tiefe (senkrecht zu den Linden), wovon nach ausreichender Verbreiterung der anstoßenden Straßenzüge 70 bis 80 Meter Breite bei 130—140 Meter Tiefe zur Bebauung frei bleiben würden. Auf etwa 10 000 Quadratmeter Grundfläche ließe sich ein Gebäude, umfangreicher als das Rathhaus, mit reichlichem Licht nach allen Seiten, und auf einem vollkommen feuersicheren Standort errichten. In unmittelbarer Nachbarschaft der Universität, in möglichster Nähe der sonstigen größeren wissenschaftlichen Institute und des bisherigen Gebäudes würde die Bibliothek an jener Stelle auch künstlerisch ihre volle Berechtigung haben und das unbedeutende, in seinen Seitenfronten aber geradezu nichtssagende und dürftige Akademiegebäude wirksam ersetzen. Die vollständige Verlegung der Kunstakademie nach der früheren Bauakademie hätte kein Bedenken; ebenso ließe sich die anderweite Unterbringung der Garde du Corps-Kaserne unschwer bewerkstelligen. Ihre und die Verlegung der sonst noch in den Seitenflügeln untergebrachten Königlichen Ställe nach einem in der Nähe belegenen Platz gelingt, wenn die mächtige Fläche zwischen Georgenstraße, Kupfergraben und Spree, die jetzt von Kasernen, Militärdepots, Dienstwohngebäuden von Hofbeamten und Ställen eingenommen ist, in zweckmäßiger Weise verwerthet wird. Sie hat eine Größe von etwa 50 000 Quadratmetern = 20 Morgen, ist etwas größer als der Gensdarmenmarkt und befindet sich im Besitz des Militärfiscus, des Königlichen Hauses und der Stadt Berlin. Die Länge zwischen Spree und Stadtbahn beträgt reichlich 200 Meter, zwischen der östlichen Fluchtlinie der in Aussicht genommenen Verlängerung der Charlottenstraße und dem Kupfergraben 200—300 Meter. Das westliche Drittel in einer Breite von 100 Meter (von West nach Ost gerechnet) und in der Länge von 200 Meter würde zur Bebauung für Zwecke der Königlichen Hofkammer und nöthigenfalls zu einem Kasernengebäude der Garde du Corps vortrefflich geeignete und geräumige Plätze ergeben, auch wenn das Viereck durch eine senkrecht zur Friedrichstraße geführte Straße in zwei kleinere Blocks von etwa 8000 Quadratmeter Größe getheilt wird. Der übrig bleibende Platz von etwa 30 000 Quadratmeter Fläche würde um so mehr im Stande sein, einen Monumentalbau großen Umfangs aufzunehmen, als die Begrenzung durch die Wasserflächen der Spree und des Kupfergrabens auf zwei Seiten die Auslegung besonders breiter Straßenzüge im Norden und Osten überflüssig machen würde. Der neu gewonnene Platz hätte unmittelbaren Zugang von der Friedrichstraße her, die Verbindung mit den Linden durch die Universitätsstraße würde einer nur theilweisen Verbreiterung bedürfen, von Norden würde die Artilleriestraße, von Westen und Südosten die Uferstraßen bequeme

Verbindungen herstellen. Der Viaduct der Stadtbahn würde wenig stören, wenn das zu errichtende Bauwerk entweder möglichst weit nach Norden geschoben, oder schief zu der Achse der Friedrichstraße gestellt wird; in letzterem Fall werden sich wahrscheinlich sehr reizvolle Ausblicke auf den hochragenden Bau von den Linden, von der Friedrichstraße und den Uferstraßen her ergeben. Die Kosten der Platzerwerbung, bestehend in der Herstellung eines neuen Kasernements und Depots außerhalb der Stadt brauchten 5 Millionen nicht zu übersteigen, in Anbetracht der Größe und vortrefflichen Lage ein sehr mäßiger Betrag. (Für den Erwerb der Grundstücke gegenüber dem Reichstagshaus sind 8—9 Millionen bezahlt, lediglich um das Bauwerk nach der Stadtseite hin frei zu stellen.) Die Verwendung des so geschaffenen Raumes ergiebt sich von selbst: hier ist die einzig richtige Stelle für den Dom. Auf dem jetzigen Standort desselben läßt sich ein Bauwerk von größeren Abmessungen nicht frei entwickeln. Trotz der Zuhülfenahme des Spreebettes beträgt die Tiefe des Bauplatzes nur etwa 60 Meter, die Länge (einschließlich des Raumes für den Campo santo) gegen 100 Meter. Die geringe Tiefe würde der Plangestaltung enge Grenzen ziehen, einen anderen als einen annähernd quadratischen Grundriß kaum zulassen und dadurch von selbst zu einem Kuppelbau von beträchtlichen Dimensionen führen, wie er ursprünglich geplant war, der aber bei der unmittelbaren Nachbarschaft der Schloßkuppel schwerlich einen glücklichen Eindruck hervorrufen könnte. Beide Kuppelbauten würden sich gegenseitig stören und in ihrer Wirkung beeinträchtigen, die Harmonie des Lustgartens mit seiner Umgebung empfindliche Einbuße erleiden. Auch praktische Bedenken sprechen gegen die Beibehaltung des Domes auf dem jetzigen Platz. Der erhebliche Verkehr, welcher sich voraussichtlich längs des neuen Straßenzuges unmittelbar neben dem Bauwerk entwickeln wird, kann den Zwecken desselben nicht günstig sein; vor allem aber würde sich im Interesse der Spreeregulirung und der besseren Verwendung des Flußlaufs für den Verkehr innerhalb der Stadt die Wiederbeseitigung der in das Spreebett weit hinein geschobenen Fundamente dringend empfehlen. Dann wird die Tiefe des verfügbaren Raumes so beschränkt, daß ein großer Kirchenbau dort nicht mehr hingesetzt werden könnte. Bei der Errichtung des Domes auf dem vorgeschlagenen Platz dagegen bleibt das Bauwerk möglichst nahe seinem jetzigen Standort, kann ohne Beeinträchtigung anderer Gebäude frei entwickelt werden und würde die Stadt um eine hervorragende Schöpfung bereichern. Während der Bauzeit bliebe die jetzige Kirche ihrer Bestimmung ungestört gewahrt und nach Vollendung des neuen Domes würde ein ausreichender Raum gewonnen, um den Plan eines Erbbegräbnisses des Hohenzollernhauses, vielleicht in der erweiterten Gestalt eines Mausoleums für Alle, welche sich in ganz besonderer Weise um das Herrscherhaus, den Staat, die Gesellschaft, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben, wieder aufzunehmen und auszuführen.

Auch für das Landtagshaus ist der Platz gegeben. Die Grundstücke der alten Porzellanmanufactur und des Herrenhauses haben zusammen eine Größe von 100 zu 300 Meter, also einen Flächeninhalt von etwa 12 Morgen. Die überaus kostbare Fläche müßte allerdings durch Zuhülfenahme eines Theiles des etwa 25 000 Quadratmeter großen Gartens des Kriegsministeriums angemessen verbreitert werden, um genügend freien Raum für ein Bauwerk von ausreichenden Abmessungen zu schaffen. Kommt der Entschluß, den mitten in der Stadt gelegenen herrlichen Garten, wenn auch nur theilweise zu opfern, zu hart an, so wäre ein wahrscheinlich ziemlich kostspieliger Terrainerwerb auf der gegenüberliegenden westlichen Seite nicht zu vermeiden. Der Platz, mit der Leipzigerstraße durch einen breiten Durchbruch verbunden, in der Nähe der großen Mehrzahl der Ministerien, der belebtesten und schönsten Theile der Stadt, nicht zu entfernt von dem künftigen Reichstagshaus bietet zu viel natürliche Vortheile für jenen Zweck, um bei der schließlichen Wahl übergangen werden zu können.

Größere Schwierigkeiten sind bei der Beschaffung einer geeigneten Stelle für Abhaltung größerer Ausstellungen zu überwinden. Es ist nicht nur eine mehrere Hunderttausend Quadratmeter umfassende Fläche erforderlich, dieselbe muß auch für die An- und Abfuhr der Ausstellungsgüter zu Wasser und zu Lande gut belegen sein und bequeme, schnelle und ausreichende Verbindung mit den verschiedenen Stadttheilen haben. Der wunderbare Erfolg der ersten Londoner, das theilweise Mißgeschick der Wiener Ausstellung von 1873 sind nicht zum Wenigsten in der Lage der Ausstellungsplätze zu suchen. Letztere erfreute sich zwar eines sehr schönen und geräumigen Platzes am und im Prater, die Verbindung desselben mit der Stadt durch die überdies nicht mit besonderem Geschick betriebene Pferdebahn war indeß eine unzureichende, um dem großen Andrange zu genügen. Als vor zwei Jahren der Plan einer nationalen Ausstellung in Berlin auftauchte, glaubte man in dem Treptower Park einen allen Anforderungen entsprechenden Platz gefunden zu haben, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Wahl für die Zwecke einer vorübergehenden Benutzung möglichst glücklich getroffen war. Ein mit reizenden Anlagen bestandener Park von 7—800 000 Quadratmeter (300 Morgen) Größe, anmuthig an der stattlichen Oberspree belegen, hätte durch das Entgegenkommen der städtischen Behörden so gut wie unentgeltlich zur Verfügung gestanden, günstige Verbindungen auf der Spree und vermittelst der den Park berührenden Ringbahn waren vorhanden, eine Pferdebahnlinie durchzieht denselben, Vervollständigungen durch verbesserten Anschluß an die Linien innerhalb der Stadt hätten sich unschwer herstellen lassen. Immerhin blieb gegen die Wahl schon für die Zwecke der geplanten Ausstellung ein nicht unwesentliches Bedenken bestehen: die entfernte Lage am äußersten Südostende der Stadt, weitab von dem Mittelpunkt des in der Nähe der Linden naturgemäß concentrirten Fremdenverkehrs und von allen denjenigen

Annehmlichkeiten, welche Einheimische und Fremde vorzugsweise aufsuchen. Die eintönigen, endlosen Straßenzüge, welche der nicht Eisenbahn oder Dampfschiff benutzende Besucher zu passiren hat, um den Park zu erreichen, die Abwesenheit jedes specifisch großstädtischen Reizes auf dem Wege nach demselben, das Fehlen bedeutender anziehender Bauten und Sehenswürdigkeiten in der Nähe, alle diese Mängel hätten einen durchschlagenden und großen Erfolg der Ausstellung immerhin in Frage stellen können. Eine Weltausstellung gar wäre an jenem Ort ganz verfehlt. Bei solchen Gelegenheiten muß die Ausstellungsstadt sich von ihrer glänzendsten Schauseite zeigen und darf den Fremden nicht nöthigen, die Kehrseite des reizvollen Städtebildes bei jedem Besuch zu erblicken. Dies ist so natürlich, daß die großen Erfolge, welche die bisher in dem Palast bei Moabit abgehaltenen Ausstellungen aufzuweisen hatten, zweifellos nicht eingetreten wären, wenn man die Besucher hätte zwingen wollen, nach dem Treptower Park zu pilgern. Letzterer würde überdies für dauernde Ausstellungszwecke nicht verfügbar sein, da sich die Stadt schwerlich entschließen könnte, einen großen Theil der Parkanlage der öffentlichen und allgemeinen Benutzung für immer zu entziehen.

Die Schwierigkeiten, eine Fläche von entsprechender Größe und Lage zu erlangen, sind unüberwindlich, wenn man sich nicht entschließt, an die Lösung einer so großen und segensreichen Aufgabe mit dem Aufgebot ausreichender Mittel heranzutreten. Auf den Platz selbst weisen die Verhältnisse dringend genug hin. Die dem bereits bestehenden Ausstellungspalast gegenüberliegende Ulanenkaserne mit dem dahinter befindlichen ausgedehnten Exercierplatz und das daneben stehende Gebäude der Oberfeuerwerkerschule nehmen ein Rechteck von 500 Meter Breite längs und von 1000 Meter Tiefe senkrecht zu der Invalidenstraße, mithin von 500 000 Quadratmeter (200 Morgen) ein; nimmt man die Strafanstalt mit etwa 50 000 Quadratmetern hinzu und stellt außerdem durch Ueberbrückung der Invalidenstraße eine Verbindung mit dem Ausstellungspark her, so erhält man eine zusammenhängende Fläche von über 600 000 Quadratmeter (gegen 250 Morgen), welche in Bezug auf Größe und Lage allen Anforderungen entsprechen würde. Die Kosten des Grunderwerbs, bestehend in der Verlegung und dem Wiederaufbau der abzubrechenden Gebäude an anderen Stellen, ließen sich mit fünf Millionen Mark wohl bestreiten, ein geringer Preis, wenn man die Vortheile des Platzes berücksichtigt. Drei mächtige Straßenzüge stoßen an demselben zusammen und setzen ihn mit dem Innern der Stadt und mit den dicht bevölkerten Vororten Moabit und Charlottenburg in kürzeste Verbindung. Zwei doppelgeleisige Pferdebahnen und die Stadtbahn berühren den Platz, die Ringbahnstation Moabit liegt in geringer Entfernung von dem nördlichen Ende, der Endbahnhof mehrerer großer Eisenbahnlinien stößt unmittelbar an das Südende des Platzes, welcher nur zehn Minuten von den Glanzpunkten des Berliner Lebens entfernt ist. Zwischen der

gleichfalls in der Nähe befindlichen Spree und dem Ausstellungsterrain ist bequeme Schienenverbindung vorhanden, letztere läßt sich ohne Schwierigkeit bis mitten in die zu bebauende Fläche hineinführen. Kurz hier ist, wie auch schon die Berliner Ausstellungstradition zur Genüge zeigt, alles vereinigt, um einem dauernden Unternehmen das Gelingen zu gewährleisten. Ein aus solidem Material hergestelltes Gebäude von 50—60 000 Quadratmetern Flächeninhalt — der jetzige Ausstellungsraum umfaßt etwa 11 000 Quadratmeter — könnte den Kern bilden, um welchen sich bei allgemeinen Ausstellungen die übrigen Baulichkeiten zu gruppiren hätten, während derselbe ausreichend wäre, Specialausstellungen, selbst größeren Umfangs, in sich aufzunehmen. Die Herstellungskosten der Anlage würden sich durch ihre dauernde Benutzbarkeit reichlich bezahlt machen. Es ist nicht der geringste Vorwurf, welchen man unserem Ausstellungswesen macht, daß dasselbe mit seinen provisorischen Bauten viel zu kostspielig sei und namentlich mit dem Raum eine nachtheilige Verschwendung treibe. Ein massiver Bau würde zur Raumausnützung und zur Beschränkung der Ausstellung auf Gegenstände von wirklichem Werth und Nutzen, zur Fernhaltung der großen Masse der mittelmäßigen Dutzendwaare in wirksamer Weise beitragen.

Ohne Aufwendung gewisser Mittel und Eingriffe in bestehende Verwendungszwecke der ausgedehnten fiskalischen Liegenschaften innerhalb der Stadt lassen sich auch die Plätze für die sonst noch etwa nothwendig werdenden staatlichen Bauten größeren Umfangs schwer beschaffen. Entwöhnt man sich jedoch zu großer Aengstlichkeit und Bedächtigkeit, so würde beispielsweise die an sich nicht leichte Raumfrage für ein den heutigen Anforderungen entsprechendes Opernhaus ohne zu große Opfer befriedigend zu lösen sein. Das jetzige Opernhaus könnte dann zu einem großen Concertsaal umgebaut und dadurch seinem ursprünglichen Zweck näher geführt werden, ohne daß die vornehme und schlichte Schönheit seiner Erscheinung, welche sich so harmonisch in die Umgebung einfügt, andere als vortheilhafte Aenderungen zu erfahren brauchte. So manche nachtheilige Zusätze, welche der Umbau in den vierziger Jahren nothgedrungen mit sich gebracht hat, könnten dann wieder verschwinden, unter anderen das allzuschwere und unschöne Dach.

* * *

Für das wirthschaftliche Gedeihen Berlins und für das Wohlbefinden seiner Bewohner von der einschneidendsten Bedeutung ist der vollständige Ausbau des Verkehrsnetzes, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt bildet und welchem sie ihren heutigen Wohlstand und ihr Gedeihen vornehmlich verdankt. Die von Berlin ausstrahlenden 11 Eisenbahnlinien bedürfen allerdings kaum noch einer Vermehrung, höchstens der Ergänzung durch anschließende Localbahnen. Dagegen harrt das Stadtbahnnetz seiner end-

gültigen Ausgestaltung und wird die durchgreifende Verbesserung der Wasserstraßen in und um Berlin immer dringlicher. Der Ausbau des ersteren, mit der Regelung der Wasserstraßen in Zusammenhang gebracht, würde keine übermäßigen Schwierigkeiten und Kosten bereiten; dem Staat, als alleinigen Eigenthümer der sämmtlichen Locomotivbahnen in Berlin, würde es obliegen das Werk auszuführen. Stadt- und Ringbahn, jene etwa 12, diese mit den Anschlußlinien beinahe 50 Kilometer lang, bewältigen jetzt einen Verkehr von gegen 20 Millionen Personen, wovon 16—17 Millionen (einschließlich des Fernverkehrs) auf die Stadtbahn, 3—4 Millionen auf die Ringbahn entfallen. Welcher Steigerung ein derartiger Verkehr fähig ist, zeigt das Beispiel der Hochbahnen in New-York, welche, seit sieben Jahren bestehend, bereits über 120 Millionen Personen im Jahr befördern, zeigen die Pferdebahnen in Berlin selbst, welche, im Wesentlichen in den letzten 12 Jahren entstanden, bereits von 100 Millionen Fahrgästen jährlich benutzt werden. Der Berliner Verkehr ist dabei noch einer großen Entwickelung fähig und trotz seiner Zunahme keineswegs auf die Höhe gelangt, welche der Größe der Einwohnerzahl entspricht. In Paris sind im Jahre 1884 von der Ringbahn, den Dampfschiffen, den Pferdebahnen und Omnibuslinien 290 Millionen, in Berlin in demselben Jahr von den gleichen Verkehrsmitteln 110 Millionen Personen befördert. Dort ist also jeder Einwohner 126 Mal, hier nur 85 Mal gefahren. In London ist der Verkehr der Untergrundbahn von 42 Millionen Personen im Jahre 1864 auf 115 Millionen Personen im Jahre 1884 gestiegen. Je vollkommener die Beförderungsmittel sind, welche zur Verfügung gestellt werden, um so intensiver werden sie benutzt. Dies gilt für den Stadtverkehr in noch höherem Maße als für den Verkehr des offenen Landes, weil die Ansprüche an Zeitersparniß, Schnelligkeit und Bequemlichkeit dort sehr viel größer sind als hier. Wird das Stadtbahnnetz durch weiteren Ausbau vervollkommnet und dadurch Stadttheilen und Bevölkerungskreisen zugänglich gemacht, welche von der Einrichtung jetzt keinen Gebrauch machen können, so ist mit Sicherheit auf eine sehr viel schnellere Steigerung des Verkehrs zu rechnen, als sie bisher auf der Stadtbahn (1882 10 Millionen, 1886 16—17 Millionen Reisende) stattgefunden hat.

Es ist bekannt, in wie sinnreicher und dabei einfacher Weise der Betrieb auf den beiden Ringen der Stadt- und Ringbahn dadurch sich abwickelt, daß die Mehrzahl der Züge einen Kreislauf beschreibt. Es bliebe im Wesentlichen nur übrig, dieses System durch Einlegen von zwei Halbkreisen derart zu vervollständigen, daß mit Hülfe und unter Mitbenutzung der Stadtbahnlinien zwei neue engere Ringe entstehen, welche Kreisverkehre lediglich innerhalb dicht bebauter und bevölkerter Stadttheile ermöglichen. Dabei müßten natürlich die Vorzüge, durch welche die Berliner Stadtbahn sich so vortheilhaft von den Londoner Untergrund- und den New-Yorker Hochbahnen unterscheiden, beibehalten werden: die Geräuschlosigkeit und Sauber-

keit des Betriebes, die Annehmlichkeit der Beförderung für den Reisenden, die Abwesenheit jeder Störung des Straßenverkehrs und der Anwohner, der gefällige und anziehende Anblick der sämmtlichen Bauwerke der Linien. Den mannigfachen Anforderungen ist um so schwieriger zu entsprechen, als die neuen Anlagen möglichst billig und jedenfalls viel wohlfeiler als die Stadtbahn herzustellen wären. Letztere hat für das Kilometer Bahnlänge gegen sechs Millionen Mark oder reichlich zwanzig Mal so viel gekostet, als im Durchschnitt das Kilometer der preußischen Staatsbahnen überhaupt. Fast die Hälfte der Kosten ist durch den Grunderwerb verursacht, obwohl die Bahn innerhalb der Stadt selbst in ausgiebigem Maße den Wasserläufen gefolgt und dadurch noch größeren Aufwendungen entgangen ist. Das wirksamste Mittel, um nach dieser Richtung bei der neuen Linie möglichst wohlfeil zum Ziele zu kommen, läge ja in der thunlichsten Benutzung breiterer Straßenzüge, welche die Stadt in Ansehung der außerordentlichen Vortheile für die Gesammtheit der Einwohner unentgeltlich oder gegen mäßige Entschädigung zur Verfügung stellen könnte. Ganz zu vermeiden wird auch eine derartige Führung der Linien nicht sein. Immerhin müßte sie auf das äußerste Maß und auf Straßenzüge beschränkt bleiben, welche keine monumentalen Bauten enthalten, und breit genug sind, um den Pfeilerbau der zweigeleisigen (nur um solche im Gegensatz zu der viergeleisigen Stadtbahn handelt es sich) Bahnen ohne Beeinträchtigung der Anwohner aufzunehmen. Der Plan der Firma Siemens & Halske, eine elektrische Pfeilerbahn die Friedrichstraße entlang zu führen, scheiterte bekanntlich unter Anderem an dem lebhaften Widerspruch der Anwohner, welche befürchteten, daß ihren Wohnungen und namentlich den werthvollen Läden Luft und Licht entzogen, und daß der Straßenverkehr durch den Pfeilerbau Störungen erleiden werde, Bedenken, welche bei einer Locomotivbahn in erhöhtem Maße zutreffen würden, und die Zahl der Straßen, deren Benutzung zu Stadtbahnzwecken angängig erscheint, von vornherein sehr einschränkt.

Ein Blick auf den Plan von Berlin zeigt, daß bei dem jetzigen Stadtbahnnetz besonders die südliche Hälfte der Stadt sehr benachtheiligt ist. Die Entfernung zwischen Stadtbahn und Nordring beträgt 2—4 Kilometer, zwischen Stadtbahn und Südring 4—6 Kilometer. Nimmt man den Schlesischen und den Bahnhof Zoologischer Garten als die Endpunkte der dicht bebauten Stadt, so ist der genau in der Mitte gelegene Bahnhof Friedrichstraße vom Bahnhof Gesundbrunnen nur drei, vom Bahnhof Tempelhof dagegen fünf Kilometer entfernt. Die Bewohner des Ostens und Nordwestens von Berlin brauchen selten mehr als ein Kilometer zurückzulegen, um die nächste Stadt- oder Ringbahnstation zu erreichen, im Norden steigt die Entfernung bis auf 1½ Kilometer, im Süden häufig auf mehr als zwei. Dadurch wird die Brauchbarkeit der Stadt- und Ringbahn für eine Bevölkerung von mehreren hunderttausend Menschen vollständig in Frage gestellt, für den übrigen Theil immerhin sehr beschränkt.

Wird dagegen das Maximum jener Entfernungen durchgängig und für alle Einwohner auf etwa ein Kilometer (12—15 Minuten) Weges reducirt, so wäre das Erreichbare geschaffen und dem Berliner Stadtbahnverkehr freier Raum zu einer Entwickelung gegeben, welche unter anderen Vortheilen auch die ausreichende Verzinsung der zur Herstellung des Netzes aufgewendeten Capitalien als wahrscheinlich annehmen läßt. Der Südhälfte von Berlin würde durch eine Verbindung des Schlesischen Bahnhofes mit Station Zoologischer Garten am besten geholfen. Die Linie, oberhalb der Schillingsbrücke über die Spree, die Köpenickerstraße entlang bis zum Louisenstädtischen Canal geführt und dann diesen und den Landwehrgraben bis zur Stadtbahn verfolgend, würde mit verhältnißmäßig sehr geringen Kosten herzustellen sein, wenn die beiden Canäle (mit Ausnahme des östlichen Theiles des Landwehrgrabens von dem Urbau ab) bis zur Charlottenburger Chaussee zugeschüttet, die Geleise etwas tiefer als der jetzige Wasserspiegel gelegt würden, die Bahn also im offenen Einschnitt unter den unverändert bleibenden Brücken hindurch die südlichen Stadttheile auf etwa 8 Kilometer Länge quer durchschnitte. Die Ersteigung der Höhenlage der Stadtbahn an den beiden Endpunkten würde auf Pfeilerbahnen ohne zu starke Neigungen und ohne Schwierigkeiten erfolgen können, wenn die Einführung in die Geleise für den Fernverkehr keinen Bedenken unterliegt. Die Mitbenutzung dieser Geleise würde allerdings einige Aenderungen und Vervollständigungen, namentlich der kleineren Bahnhöfe der Stadtbahn (Thiergarten, Bellevue, Lehrter Bahnhof, Börse, Jannowitzbrücke) bedingen, der Kostenaufwand aber nicht sehr bedeutend sein. Durch die angedeutete Linie würde ein neuer geschlossener Ring von 16 Kilometer Länge hergestellt, welcher durchweg dichtbevölkerte Stadttheile durchschnitte, geringe Grunderwerbskosten und Ausgaben für Hochbauten beanspruchte, den Straßenverkehr in keiner Weise belästigte und einen durchweg geräuschlosen und angenehmen Betrieb ermöglichte. Auf dem zweigeleisigen Ring ließe sich ein Verkehr von 20 Millionen Reisenden jährlich bewältigen, vorausgesetzt, daß der Fernverkehr mit seinen mehr als 100 Zügen täglich erheblich eingeschränkt wird. Schwieriger und auch wohl kostspieliger würde sich die Einschiebung eines zweiten Nordringes gestalten. Hier würde eine ausgiebige Benutzung der breiten Straßenzüge längs der beseitigten Stadtmauer nicht zu vermeiden sein, wenn die Baukosten nicht einen übermäßigen Betrag erreichen sollen.

Die Zuschüttung des Louisenstädtischen Canals, welcher für den Verkehr von sehr geringer Bedeutung ist, dürfte schwerlich begründeten Bedenken begegnen, dagegen würde die Beseitigung des größeren Theiles des Landwehrgrabens ohne ausreichenden Ersatz nicht angängig sein. Berlin verdankt seinen Wasserstraßen einen nicht geringen Theil der gegenwärtigen Größe, insbesondere für das bauliche Wachsthum der Stadt haben sie sich als unentbehrliche Hülfsmittel erwiesen. Ueber die Hälfte der gesammten Güterzufuhr entfällt auf den Wasserverkehr; im Jahre 1884 sind 3 075 000 Tonnen

(zu 1000 kg) Güter auf dem Wasserwege, 2 934 000 Tonnen auf den 11 Eisenbahnlinien Berlin zugeführt. Die Letzteren schaffen vornehmlich Brennmaterialien und Fabrikate aller Art, die Schifffahrt überwiegend die Baumaterialien, beide Verkehrsmittel ziemlich gleichmäßig Lebensmittel und Futterstoffe heran; die der Menge nach sehr viel geringere Abfuhr wird hauptsächlich von den Eisenbahnen besorgt. Die Schifffahrt, vor Erbauung der Eisenbahnen die Grundlage der Berliner Handels- und Gewerbethätigkeit, hat sich auch nachdem eine so große Bedeutung zu bewahren gewußt, daß der Wasserverkehr der Hauptstadt seit dem Jahre 1840 beinahe auf das Vierfache gestiegen ist. Die Wasserverbindungen Berlins, welche sich einerseits tief in das östliche Binnenland, andererseits bis zur Ost- und Nordsee erstrecken, bieten der Schifffahrt eben zu viel Vortheile dar, um nicht ihren Werth für die Versorgung der Hauptstadt auch neben dem weitverzweigten Eisenbahnnetz geltend zu machen. Gleichwohl ist in der Entwickelung des Wasserverkehrs seit etwa zehn Jahren ein gewisser Stillstand eingetreten, welcher um so auffallender ist, wenn man dem gegenüber den gewaltigen Aufschwung berücksichtigt, welchen in demselben Zeitraum die Güterbeförderung auf dem Rhein, zum Theil auch auf der Oder, namentlich aber auf der Elbe genommen hat. Der Wasserverkehr Berlins hat beispielsweise in den zehn Jahren von 1876—1885 um 550 000 Tonnen oder 19 %, der Flußverkehr Hamburgs (also ausschließlich der Seeschifffahrt) um über 1½ Millionen Tonnen oder 156 % zugenommen. Dabei entfällt der größte Theil des Berliner Zuwachses auf den Mehrempfang von Baumaterialien, namentlich Steinen, welche aus geringer Entfernung von den an der Havel und Spree belegenen Ziegeleien herangefahren werden.

Die Gründe für die geringe Entwickelung des Wasserverkehrs der Hauptstadt sind nicht schwer zu finden. In der Flußschifffahrt vollzieht sich seit einer Reihe von Jahren der Uebergang zum Dampfbetrieb mit derselben unaufhaltsamen Nothwendigkeit, wie bei der Seeschifffahrt. Auf dem Rhein herrscht diese Betriebsweise bereits seit geraumer Zeit vor, auf der Elbe und Oder hat sie sich erst neuerdings rascher ausgebreitet. Auf allen drei Strömen hat die Aenderung gleichmäßig zur Folge gehabt, daß man behufs möglichster Ausnutzung der theureren Betriebskraft zur Verwendung immer größerer Fahrzeuge übergegangen ist, was wiederum nur durch die energische und gesteigerte Thätigkeit der Regierungen, namentlich der preußischen, in Bezug auf die Stromregulirungen, Verbesserungen, Vertiefung und Verbreiterung des Fahrwassers möglich geworden ist. Auf dem Rhein, von Mannheim abwärts, ist bei der scharfen Concurrenz der Schifffahrt unter sich und gegen die Eisenbahnen ein lohnender Betrieb nur noch unter Benutzung von Fahrzeugen mit einer Tragfähigkeit von 500—1000 Tonnen (zehntausend bis zwanzigtausend Centnern) möglich, auf der Elbe muß man sich mit Schiffen von 300—600 Tonnen, auf der Oder mit noch kleineren Abmessungen begnügen. Immerhin überragen auch hier die jetzt üblichen

Fahrzeuge den alten Oder- und Elbkahn mit seiner normalen Belastung von 1—2 Tausend Centnern um ein Mehrfaches an Tragkraft. Hierdurch und durch die ungleich größere Regelmäßigkeit und Schnelligkeit des Dampfbetriebes gegenüber der Segelschifffahrt ist die Bewältigung eines Massenverkehrs von früher nicht gekanntem Umfang möglich geworden.

Berlin hat an dieser Umwälzung bisher geringen Antheil gehabt, weil die kostspieligen Flußregulirungen bis vor wenigen Jahren nur den Hauptströmen der Oder und Elbe zugute gekommen und erst seit dem Anfang der achtziger Jahre auch auf die Havel ausgedehnt worden sind. Die Verbesserungen des Havelgebietes werden in kurzer Zeit ihrer Vollendung entgegengehen, auch die Unterspree wird canalisirt, so daß die Elbfahrzeuge mit größerer Tragkraft schon in nächster Zukunft bis nach Berlin gelangen werden. Neuerdings ist ferner die Staatsregierung der Verbesserung des Fahrwassers der Oberspree und der Verbindung derselben mit der Oder näher getreten, die Mittel hierzu im Betrage von über 12 Millionen sind vom Landtag bewilligt, die Ausführung ist bereits im Gange und die Fertigstellung in wenigen Jahren zu erwarten. Durch alle diese einen Kostenaufwand von mehr als 30 Millionen beanspruchenden Verbesserungen wird der Wasserverkehr Berlins in ein ganz neues Stadium der Entwickelung treten, aller Voraussicht nach einen bedeutenden und raschen Aufschwung erfahren und die großen Vortheile des Dampfbetriebes sich ebenso nutzbar machen können, wie dies Rhein, Elbe und Oder bereits gethan haben oder zu thun im Begriff sind. Zur vollen Wirkung für Berlin und seinen Verkehr werden jene Bauten allerdings nur dann gelangen, wenn man nicht zögert, dem Werk seinen Abschluß zu geben — ein Mal durch eine zweckentsprechende Verbindung der Ober- und Unter-Spree, sodann durch Herstellung ausreichender Lösch- und Ladeplätze innerhalb und in der Nähe der Stadt. Ersteres wird durch ein von der Regierung aufgestelltes Project beabsichtigt, wonach der Wasserspiegel der canalisirten Unterspree um beinah ein Meter, der Hochwasserspiegel der Oberspree um fast zwei Meter gesenkt und der Stau des Mühlendammes durch ein bewegliches Wehr mit Schifffahrtschleuße ersetzt werden soll. Der seit Jahrhunderten für die Schifffahrt gesperrte Hauptarm der Spree würde derselben alsdann wieder zugänglich gemacht und dadurch neben dem Kupfergraben ein zweiter brauchbarer Schifffahrtsweg durch Berlin gewonnen werden, welchem man eine erhebliche Entlastung des Landwehrcanals von dem Durchgangsverkehr beimessen zu können glaubt. Man hofft, daß der unter Beihülfe der Stadt Berlin auszuführende Plan die Anforderungen des Verkehrs befriedigen würde, nachdem von der Erbauung eines besonderen neuen Südcanals der Kostspieligkeit der Anlage halber habe abgesehen werden müssen. Die Herstellung von Lösch- und Ladeplätzen soll der hieran in erster Linie interessirten Stadt überlassen bleiben.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Regierungsproject ganz außer-

ordentliche Verbesserungen des unhaltbaren Zustandes der Berliner Wasserstraßen herbeiführen und namentlich der bei den heutigen Verkehrsverhältnissen unnatürlichen Absperrung des Hauptarmes der Spree ein wohlverdientes Ende bereiten würde. Die Stadtverwaltung hat in Berücksichtigung der Vortheile, welche dem Verkehr der inneren Stadt, der Construction der Brücken, der Herstellung von Ladestraßen erwachsen würden, sich bereit erklärt, einen Beitrag zu den Kosten der Ausführung des Planes zu leisten, so daß dieselbe wohl nicht zu lange auf sich warten lassen wird. Dagegen dürfte die Hoffnung, daß hiermit die Berliner Wasserstraßen dauernd oder auch nur in absehbarer Zeit den Verkehrsanforderungen genügen würden, schwerlich gerechtfertigt sein. Die verbesserten Zufuhrwege werden an sich schon den Verkehr steigern: der Dampfbetrieb, welcher jetzt noch nicht 1% der Beförderungsmengen bewältigt, wird in kurzer Zeit um ein Vielfaches wachsen, den Wasserstraßen neue Massen zuführen und Berlin die Bedeutung für den Rohproductenverkehr wiedergeben, welche die Stadt in früheren Jahrzehnten besessen und trotz der vorzüglichen Ausstattung mit Eisenbahnen gegenüber der steigenden Concurrenz der großen Binnenplätze, wie Magdeburg, Dresden, nicht zu behaupten vermocht hat. Der Durchgang, welcher jetzt noch nicht 10% des gesammten Wasserverkehrs Berlins umfaßt (1884 337 000 Tonnen von 3685000 Tonnen), wird nicht minder zunehmen, Local- und Durchgangsverkehr werden nach wie vor auf denselben zum Theil engen Straßen zusammentreffen und sich gegenseitig hemmen und stören. Die Entwickelung der Verhältnisse des Landwehrcanals giebt hierfür ein lehrreiches Beispiel. Derselbe, 1845—1850 zur Entlastung der Spree von dem Durchgangsverkehr hergestellt, hat diesem Zweck je länger je weniger entsprochen. Der Ortsbedarf bemächtigte sich sofort der neuen Straße und nutzte sie für die Zufuhr der Bau- und Brennmaterialien in einer Weise aus, daß der Durchgang nur mühsam und unter großem Zeitverlust im Stande war, den Weg zu passiren. Der Schwerpunkt der Bedeutung des Canals hat von seiner Fertigstellung an in dem Localverkehr gelegen. Dem Landwehrgraben ist in erster Reihe die schnelle Bebauung der südlichen Stadttheile zu verdanken, welche er durch die billige Anfuhr der Baumaterialien in der wirksamsten Weise unterstützt hat. Die Benachtheiligung, welche der Durchgangsverkehr in Folge dessen erfuhr, veranlaßte die Regierung vor einigen Jahren, die Verbreiterung des Canals durch Herstellung steilerer Böschungen vorzunehmen. Hierbei erlitt die Leistungsfähigkeit desselben für den Localverkehr dadurch eine arge Benachtheiligung, daß die in dem Regierungsplan auf Staatskosten vorgesehene Einrichtung von Ladestraßen den Beifall der Landesvertretung nicht fand und unterbleiben mußte, da auch die Stadt sich zur Hergabe der Mittel nicht entschließen konnte. Ob die städtische Vertretung mit dieser Scheu vor einer Ausgabe von 2 400 000 Mk. einen besonderen Scharfblick bewiesen hat, mag dahingestellt bleiben; es scheint, als ob man

neuerdings zu der Einsicht gelangt ist, daß die Stadt ein Interesse daran habe, den jetzigen Zustand nicht fortbestehen zu lassen. Wenn Orte wie Mainz und Frankfurt a. M. Millionen daran wenden, um durch Schaffung von Hafenanlagen dem Verkehr feste Stützpunkte zu schaffen, so darf eine Großstadt von der Bedeutung Berlins nicht vor Opfern zurückschrecken, welche die Möglichkeit der billigen Anfuhr von Rohmaterialien zu Bauten und zur Ernährung der Bevölkerung erhalten und steigern. Fällt dem Staat unzweifelhaft die Aufgabe zu, die öffentlichen Wasserstraßen in einen Zustand zu versetzen, welcher ihre möglichste Ausnutzung für die Güterbewegung gestattet, so ist es nicht minder Sache der Städte, für die Herstellung derjenigen Einrichtungen besorgt zu sein, welche die rasche Ent- und Beladung der Fahrzeuge und die bequemste und billigste Vertheilung der Güter innerhalb des Ortes selbst bezwecken. Der Bau von Ladestraßen, die Errichtung von Hafenanlagen und deren Ausstattung mit Speichern, Ladevorrichtungen, Anschlußgeleisen an die Eisenbahnen — Einrichtungen, ohne welche ein großer Massenverkehr sich nicht bewältigen läßt, und deren Mangel in Berlin den verhältnißmäßigen Stillstand des Wasserverkehrs mit verschuldet hat — wird der Stadt nicht erspart bleiben; je später sie sich dazu entschließt, um so kostspieliger werden die Anlagen ausfallen. Die Thätigkeit des Staates in Bezug auf die Verbesserung des Fahrwassers der Spree und Havel und der Verbindungen derselben mit Oder und Elbe drängt immer mehr zu der Entscheidung über die Gestaltung der Wasserwege in Berlin selbst und ihrer zweckmäßigsten Ausnutzung für den Local- und Durchgangsverkehr. Je eher man in den Kreisen der städtischen Verwaltung zur Klarheit über die unerläßliche Mitwirkung der Stadt und zu dem Entschluß einer planvollen, thatkräftigen und nicht zu sparsamen Förderung seiner Aufgaben gelangt, um so sicherer werden die Interessen der Bevölkerung Berlins und das Gedeihen der Stadt gewahrt werden.

Von so großer und weittragender Bedeutung die Ausführung des Regierungsprojects für die Verbesserung des Spreelaufes unterhalb der Stadt auch sein wird, der Durchgangsverkehr wird wenig davon gewinnen; der vertiefte und mit Ladestraßen versehene Fluß wird vielmehr den Zwecken des Localverkehrs in viel ausgedehnterer Weise dienstbar gemacht werden als bisher und das mit Recht. In einer Länge von 10 bis 12 Kilometer größtentheils dicht bebaute und verkehrsreiche Stadttheile mit großartiger industrieller, gewerblicher und commerzieller Thätigkeit durchschneidend, beherrscht der Fluß für die Zu- und Abfuhr des Localverkehrs mindestens den dritten Theil des städtischen Weichbildes mit etwa der Hälfte der Einwohner Berlins. Bei einer Breite von 50 bis 100 Meter würde die Spree nach Beseitigung der Schifffahrtssperre am Mühlendamm und nach Herstellung von Ladestraßen längs des Oberlaufs, sowie Vervollständigung der bereits vorhandenen des Unterlaufs, einen ausgezeichneten Hafen mitten

in der Stadt darstellen und eine jährliche An- und Abfuhrmenge von 2 bis 3 Millionen Tonnen, d. h. reichlich 3/4 des jetzigen Wasserverkehrs bewältigen können. Für den gleichzeitig gesteigerten Durchgang bliebe dann kaum noch genügender Raum, derselbe wäre wieder auf den Landwehrcanal angewiesen, welcher seiner ganzen Anlage nach den heutigen Anforderungen dieses Verkehrszweiges schon deshalb nicht entspricht, weil Dampfbetrieb dort nicht anwendbar ist.

Alle Umstände weisen daher dringend auf die Herstellung einer Straße hin, welche den Durchgang durch Berlin, sei es vermittelst der Spree, sei es vermittelst des Landwehrcanals, vermeidet, Fahrzeugen größerer Abmessung die Durchfahrt auch mit Hülfe der Dampfkraft gestattet und dabei wenn möglich nicht ohne Nutzen für den Localverkehr ist. Nachdem die fortgeschrittene Bebauung der südlichen Stadttheile die Führung eines solchen Canals in geringer Entfernung von dem Landwehrgraben etwa in der Linie der Gneisenau-, York- und Bülowstraße theils unmöglich, theils zu kostspielig gemacht hat, müßte die Wasserstraße 4 bis 5 Kilometer weiter nach Süden verschoben und südlich der Verbindungsbahn durch den Grunewald nach der Havel geleitet werden. Bei einer Länge von 21 bis 22 Kilometer würde der Canal an den Kosten der Herstellung nicht zu scheitern brauchen, zumal er den Durchgang zwischen Oder und Elbe in einer für absehbare Zeiten vollkommen ausreichenden Weise vermitteln würde. Alsdann wäre der Landwehrgraben für die Durchfuhr und als Vorfluth zur Abführung von Hochwasser überflüssig und nur noch für den Localverkehr von Bedeutung. Nachdem diese in Folge der unterlassenen Ausführung von Ladestraßen bereits eine erhebliche Abminderung erfahren hat, wird die Benutzung des Canals auch aus sonstigen Gründen von Jahr zu Jahr weiter zurückgehen. Die Bebauung längs der Südufer (die der Nordufer ist so gut wie vollendet) ist so weit vorgeschritten, daß die Mehrzahl der Neubauten schon ein Kilometer und darüber von dem Landwehrgraben entfernt ist, jedes Jahr erhöht die Entfernung; nur der östliche Theil weist noch große unbebaute Flächen in der unmittelbaren Nachbarschaft desselben auf. Baumaterialien sind der Hauptverkehrsgegenstand des Canals und gerade deren Abfuhr ist schon jetzt sehr erschwert. Den Anforderungen dieses Verkehrs wird am besten gedient, wenn unmittelbar am Wasser ausgedehnte Stätteplätze mit zweckmäßigen Löschvorrichtungen (Dampfkrahnen) vorhanden sind; am Landwehrcanal lassen sich dergleichen Einrichtungen nicht schaffen. Es wäre daher für alle Theile — Schiffer, Fuhrleute, Bauunternehmer, Häuserbesitzer und Miether — das Beste, wenn man den Canal in seinem mittleren Theil als Wasserstraße ganz beseitigte, den östlichen Theil zu einer ausgedehnten Hafenanlage erweiterte und die hierzu vorzüglich, zur Bebauung mit Wohnhäusern dagegen sehr schlecht geeigneten, der Stadt gehörigen Kölnischen Wiesen benutzte. Dem ordentlich ausgestatteten Hafen könnte bei nicht zu kleinen Abmessungen unschwer eine Leistungsfähigkeit von zwei

Millionen Tonnen gegeben werden, zumal seine Verbindung mit der Ringbahn leicht herzustellen wäre. Wenn man ferner von dem neuen Südcanal aus etwa bei Wilmersdorf einen drei Kilometer langen Stichcanal bis in die Nähe des Zoologischen Gartens führte, so würde derselbe — wenn angängig mit dem westlichen Stumpf des Landwehrcanals in Verbindung gebracht — für den Südwesten die Stelle eines Hafens vertreten und für die Bebauung jener Stadttheile ungleich zweckmäßiger liegen, als der Landwehrgraben. Sämmtliche Wasserstraßen und Hafenanlagen Berlins würden alsdann einen jährlichen Güterumschlag von 8 bis 10 Millionen Tonnen vermitteln und für absehbare Zeiten dem Verkehr genügen. Die Kosten der Ausführung des Stichcanals und des Hafens würden der Stadt zur Last fallen, deren wirthschaftliche Interessen je länger je dringender die Anlagen erfordern und schwerwiegend genug sind, um eine Ausgabe von 10 bis 20 Millionen für solche Zwecke als keineswegs übertrieben erscheinen zu lassen. Mainz mit seinen 60 000 Einwohnern hat erst neuerdings für seinen neuen Hafen 4 bis 5 Millionen, Frankfurt a. M. 5 bis 6 Millionen zu gleichem Zwecke aufgewendet. Für beide Orte kommt dabei vorwiegend oder ausschließlich die Förderung von Handels- und Industrieinteressen in Frage; bei Berlin würde es sich außerdem um schwerwiegende socialpolitische Rücksichten handeln. Soll das Bauen und mithin das Wohnen in der Hauptstadt nicht über alles Maß vertheuert werden, so ist die billige Heranschaffung und die wohlfeile und rasche Entladung der Ziegel, Kalksteine und sonstigen Baumaterialien eines der wesentlichsten und unerläßlichsten Erfordernisse. Die neue Bauordnung mit ihren höchst verständigen, aber auch weitgehenden Bestimmungen gegen den Bebauungswucher wird ohnehin decentralisirend wirken und die Bebauung an der Peripherie der Stadt fördern. Zweckmäßige Regelung des Wasserstraßenverkehrs würde diese Neigung kräftig unterstützen und dazu beitragen, daß manche Erschwernisse der Bauordnung leichter getragen werden und die Wirkung derselben, ohne Erhöhung der Miethspreise gesundere und behaglichere Wohnungen zu schaffen, um so sicherer erreicht wird. Aber auch für einen großen Theil der inneren Stadt und deren zahlreiche Um- und Neubauten wäre die zuverlässige Möglichkeit des billigen Bezuges der Baumaterialien geschaffen, die Anfuhr der Lebensmittel erleichtert. Zahlreiche Zweige von Industrie und Gewerbe würden dauernd in den Stand gesetzt werden, die geringwerthigen Gegenstände ihres Bedarfs mit Hülfe der verbesserten Wasserwege und Ladeplätze wohlfeil und dabei schnell genug zu erlangen. Der Verkehr der Wasserstraßen Berlins endlich würde aus seinem jetzigen ungeordneten Zustand in geregelte Bahnen gelenkt werden und dadurch dem gesammten Wirthschaftsleben der Stadt zum Nutzen gereichen. Allgemeine Landes- und locale Interessen Berlins gehen bei Ausführung vorstehend erörterter Projecte Hand in Hand; ihre für beide Theile unzweifelhaft segensreiche Verwirklichung würde keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen,

wenn dieselbe von Staat und Stadt einmüthig in die Hand genommen wird.

* * *

Wenn vorstehende Ausblicke in die Zukunft der Berliner Bauthätigkeit manche phantastische Ergebnisse geliefert haben sollten, so ist die Thatsache nicht unbeachtet zu lassen, daß nichts phantastischer ist, als die Wirklichkeit selbst. Es kann kaum größere Gegensätze geben, als das Berlin vor zwanzig Jahren und das heutige. Wer 1867 vorausgesagt hätte, daß zwanzig Jahre später Berlin sich eines ausgezeichneten Pflasters, vorzüglicher Canalisation, reinlicher Flußläufe und Straßen, eines ausgedehnten Straßenbahnnetzes mit einer Jahresfrequenz von über hundert Millionen Personen, einer viergeleisigen Locomotivbahn mitten durch die Stadt, zahlreicher Markthallen und Schmuckplätze, mächtiger und vortrefflicher Gasthöfe und vieler anderer Vorzüge zu erfreuen haben würde, welche die Stadt mit wunderbarer Schnelligkeit aus engen kleinstädtischen Verhältnissen zur vornehmen Großstadt umgewandelt haben, — der würde einem allgemeinen Achselzucken begegnet und als Phantast verspottet worden sein. Die beispiellose Gunst politischen und wirthschaftlichen Aufschwunges hat den Umwandelungsproceß gefördert, Staat und Stadt sind mit Verständniß und Thatkraft, namentlich aber mit großen Mitteln an die Aufgaben herangetreten, deren Lösung ihnen die Entwickelung der Stadt auferlegte. War es nach Lage der Umstände die Stadtverwaltung, welcher der wesentlichste Theil der Leistungen der Umgestaltung Berlins zufiel, so wird in den nächsten Jahrzehnten eine stärkere Mitwirkung des Staates erforderlich sein, um Berlins wirthschaftliche und künstlerische Bedeutung dauernd auf der Höhe seines Ansehens als Hauptstadt Preußens und Deutschlands zu erhalten und die Stadt vor denjenigen Gefahren zu bewahren, welche mit der Anhäufung so gewaltiger Menschenmassen auf engem Raume zu leicht verknüpft sind. Ob so weite Ziele mit der jetzigen Organisation des Staatsbauwesens in Berlin zu erreichen sind, ob nicht an Stelle der bestehenden verwickelten, der erforderlichen Zusammenfassung und kräftigen Initiative entbehrenden Verfassung des Localbauwesens der Hauptstadt andere einfachere und wirksamere Einrichtungen zu setzen sein werden — das sind Fragen, welche über den Rahmen dieser Erörterungen hinausgehen und deren Behandlung Berufeneren überlassen bleiben muß.

Ein Abend in Sorrent.

Luſtſpiel in einem Aufzuge

von

Iwan Turgenjew.

Für die deutſche Bühne überſetzt und bearbeitet von Eugen Zabel.

— Berlin. —

Perſonen:

Nadeſchda Pawlowna Jeletzkaja, Wittwe, 30 Jahre.
Marja Petrowna Jeletzkaja, ihre Nichte, 18 Jahre.
Alexei Nikolajewitſch Belski, 28 Jahre.
Sergej Platonowitſch Awakow, 45 Jahre.
Ein italieniſcher Kellner.
Mr. Popelin, Maler.
Ein Sänger.

Die Handlung geht in Sorrent vor ſich in einem Gaſthauſe am Ufer des Meeres.

Das Theater ſtellt ein ziemlich geräumiges Zimmer vor mit der gewöhnlichen Hotel-Einrichtung. Geradezu eine Thür zum Vorzimmer, eine andere zum Schlafzimmer, links zwei Fenſter, rechts eine Thür zum Garten. Auf dem Sopha in der Mitte des Zimmers ſitzt Awakow; er ſchläft, ſein Geſicht iſt mit einem Taſchentuche bedeckt.

Awakow. (ſpricht im Traume undeutliche Worte, endlich ruft er mit verſchlafener Stimme) Iwan! Iwan! (Er ſchüttelt ſich, bemerkt das Taſchentuch und ſieht ſich verwundert um.) Ja wo bin ich denn? (Sieht ſich wieder um und dehnt verdrießlich die Arme.) In Italien? (Pauſe.) Was für einen wundervollen Traum habe ich gehabt, wie ſchön! Ich glaubte auf meinem Gute in Rußland am Fenſter zu ſitzen und zu ſehen, wie draußen die Enten watſcheln. Philipp der Kutſcher wäſcht den Wagen ab, Iwan ſoll mir die Pfeife bringen. Was für ein angenehmer Traum! (Seufzend.) Ach ja! Wollte der Himmel, daß ich das Alles recht

bald wieder zu sehen bekomme. (Steht auf.) Ich bin es müde, wirklich ich bin es müde, meine alten Knochen in den Wirthshäusern herum zu schleppen . . . Das ist nun das dritte Jahr . . . wie viel muß ich zusammenlügen mit grauen Haaren auf dem Kopf und Schmerzen in der Seite . . . (Pause.) Und nun mußten sie noch ausgehen . . . (Geht an die Thür zum Garten.) Im Garten sind sie nicht. (Geht an die Thür zum Schlafzimmer und ruft.) Nadeschda Pawlowna . . . Nadeschda Pawlowna . . . Sind Sie da? Nein. Ich nickte nach Tisch ein klein wenig ein und gleich waren sie fort. Ach! Das ist wieder ein Stückchen von Ihnen, Alexei Nikolajewitsch . . . ich weiß schon . . . Was will der Grünschnabel eigentlich von uns? (Zieht ärgerlich an dem Klingelzuge.) Das fehlte auch noch. (Zieht nochmals.) Als ob wir ohne ihn . . . (Zieht zum dritten Mal. Aus dem Vorzimmer schlüpft ein italienischer Kellner mit gebranntem Haar, die Serviette unter dem Arm.)

Kellner (sich tief verneigend). Eccellenza commanda?

Awakow (sieht ihn von der Seite an). Wie der wieder grinst! Merkwürdig, wie die Kellner in den Gasthöfen sich alle gleichen, in Paris, in Deutschland, hier und überall, es ist immer dasselbe Lied. (Zum Kellner. Awakow spricht stockend und schlecht französisch.) Pourquoi — ne venez vous tout de suite?

Kellner (lacht und zieht an der Serviette). Eccellenza, je, perdonate . . . ce, ce . . .

Awakow. Ou . . . Ou . . . sont ces dames?

Kellner. Sont sorti . . . per passeggiare . . . pour promener . . . Madonna la Comtessa aveca la Signorina et avec Monsieur il Conte, l'altro Conte Russo.

Awakow. C'est bien, c'est bien . . . allez!

Kellner. Si Signore. (Tänzelt ab.)

Awakow. Herr Du mein Gott! Was diese Gesichter mir zuwider sind! (Geht im Zimmer auf und ab.) Sie werden spazieren gegangen sein . . . an's Meer . . . oder vielleicht um Einkäufe zu machen. Ich kann mir denken, wie sich dieses Herrchen dabei in die Brust werfen wird . . . Und sie, ich kenne sie, ihr macht das Vergnügen . . . das gefällt ihr. Was sie an ihm findet, begreife ich nicht. Er ist doch wahrhaftig ein ganz oberflächlicher und unbedeutender Mensch! (Geht wieder im Zimmer hin und her.) Herr Du mein Gott, ein Mal muß sie doch Ruhe finden, ein Mal müssen ihr doch diese neuen Bekanntschaften langweilig werden. (Die Thür zum Vorzimmer wird halb geöffnet und es erscheint Mr. Popelin mit breitem Hut, Halstuch à l'enfant, mit Bart und langen Haaren.)

Mr. Popelin. Pardon, Monsieur.

Awakow (ihn ansehend). Was giebt's denn nun wieder?

Mr. Popelin (noch nicht eintretend). Pardon, c'est içi, que demeure Madame la comtesse de Geletzka?

Awakow (Pause). Non — qu'est — ce que vous voulez?

Mr. Popelin (tritt ein und ſieht ihn einen Augenblick über die Achſel an). Et . . . pardon . . . Madame est — elle à la maison?

Awakow (ſich nicht vom Platze rührend). Non. Qu'est-ce que vous voulez?

Mr. Popelin. Ah! que c'est dommage! pardon monsieur, vous ne savez pas — reviendra-t-elle bientôt?

Awakow. Non — non! qu'est-ce-que vous voulez?

Mr. Popelin (betrachtet ihn erſtaunt.) Pardon, monsieur, . . c'est a monsieur le comte, que j'ai l'honneur de parler?

Awakow (verdrießlich.) Non monsieur, non . . . monsieur . . .

Mr. Popelin. A! Eh bien monsieur, vous avez la complaisance de dire à madame, que Mr. Popelin, artiste, peintre est venu la voir — d'après sa propre invitation, et qu'il regrette beaucoup . . (Sieht, daß Awakow ungeduldig hin und her läuft). Monsieur, j'ai l'honneur, de vous saluer. — (Ab.)

Awakow. Adieu, Monsieur. (Sieht ihm nach und ſagt:) Der auch noch! Der Teufel hole alle dieſe Künſtler, Muſiker und Maler! Wo ſie uns nur ausgekundſchaftet haben! Kaum lernt man ſie kennen, ſind ſie auch ſchon da. Und wie ſoll das enden? Ich weiß ſchon wie! Damit, daß wir uns irgend ein ſchlechtes Bild, oder eine Büſte aufſchwatzen laſſen! Und all den Kram ſoll ich mit auf die Reiſe nehmen! . . . Das iſt ja ſchrecklich. Was mußten wir auch auf dieſe ſogenannten Künſtler hören! . . Hungerleider ſind's, weiter nichts! Ah! . . . (Seufzend, geht im Zimmer hin und her.) Und ſie kommen nicht zurück — Hm! Natürlich, der Spaziergang kommt dem jungen Herrn ſehr gelegen. Draußen dunkelt es ſchon. (Pauſe.) Ich will ihnen doch lieber entgegen gehen. Ja wahrhaftig. (Nimmt den Hut und geht in's Vorzimmer.) Ah, da ſind ſie endlich! (Aus dem Vorzimmer kommen Nadeſchda Pawlowna, Marja Petrowna und Belski. Nadeſchda Pawlowna ſieht etwas verſtimmt aus. Alle ſagen: Guten Abend!) — Weshalb haben Sie mich denn Alle hier ſitzen laſſen?

Nad. Pawlowna (tritt vor den Spiegel rechts und nimmt den Hut ab). Sind Sie ſchon lange aus Ihren Träumen wieder erwacht?

Awakow. O ja! Schon ſehr lange!

Nad. Pawlowna. Und Sie ſind wieder ganz munter?

Awakow. Jawohl! Ich habe überhaupt gar nicht geſchlafen.

Nad. Pawlowna (ihn unterbrechend.) Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon, nur nachgedacht.

Awakow. Ganz gewiß! . . . Nun, und Sie haben ſich während des Spazierganges gewiß ſehr gut unterhalten?

Nad. Pawlowna (trocken). Ja! Iſt Niemand bei mir geweſen?

Awakow. Niemand — ja doch! Es war Jemand da — ſo eine Art Maler.

Nad. Pawlowna (ſchnell). Mr. Popelin?

Awakow. Ja, er war da!

Nad. Pawlowna. Was haben Sie ihm denn gesagt?

Awakow. Ich? Nichts! Er fragte nach Ihnen und ich sollte . . .

Nad. Pawlowna. Ja, aber warum haben Sie ihn nicht gebeten, auf mich zu warten?

Awakow. Ich konnte doch nicht wissen . . .

Nad. Pawlowna (verdrießlich). Ach, immer die alte Geschichte! (Sich zu Belski wendend, der gleich beim Betreten des Zimmers sich mit Marja Petrowna an's Fenster links gestellt hatte.) Nun, haben Sie Marja ordentlich den Hof gemacht?

Belski (verlegen). Womit kann ich Ihnen dienen, Nadeschda Pawlowna?

Nad. Pawlowna. Womit Sie mir dienen können . . . (Pause.) Ja wohl, denken Sie sich, eben war Mr. Popelin hier, der Maler, Sie wissen ja, den ich vor drei Tagen kennen gelernt hatte, er zeigte mir Bilder vom Vesuv. Ich hatte ihn um seinen Besuch gebeten, er kommt, und denken Sie sich, dieser Herr hier (auf Awakow zeigend) läßt ihn wieder fortgehen.

Belski. Ja, aber was wünschen Sie nun?

Nad. Pawlowna. Seit einiger Zeit sind Sie so zerstreut! Sie sollen sogleich zu ihm gehen, ihn suchen und ihn hierher bitten, verstehen Sie? Sogleich sollen Sie ihn holen.

Belski. Aber ich weiß ja seine Adresse nicht.

Nad. Pawlowna. Suchen Sie die zu erfahren, hier, im Gasthaus, wo Sie wollen, aber gehen Sie doch, ich brauche ihn. Schnell, schnell, wie kann man nur so langsam sein!

Belski. (Pause.) Ja wohl! Ich werde Ihnen Ihren Maler mit den Ansichten vom Vesuv bringen! Er muß Ihnen ja außerordentlich gefallen haben. (Sie ansehend.) . . . Ich gehe . . . ich gehe schon. (Ab.)

Nad. Pawlowna (setzt sich auf's Sopha und klopft ungeduldig mit den Füßen auf den Boden. Awakow lächelt verschmitzt — endlich ruft sie). Marja!

Marja Petrowna. Liebe Tante?

Nad. Pawlowna. Liebe Tante . . . Liebe Tante . . . Du giebst mir immer einen so ehrwürdigen Namen, als ob ich schon wer weiß wie alt wäre?

Marja Petrowna. Aber wie sollte ich Sie, Tantchen, denn anders nennen?

Nad. Pawlowna. (Pause.) Was machen wir nur hier am Fenster, wir werden uns noch erkälten.

Marja Petrowna. Aber es ist ja draußen so warm.

Nad. Pawlowna. Ich finde nicht. Aber wir wollten ja hier ein Duett spielen. Sergej Platonowitsch, nicht wahr?

Awakow (fährt zusammen und spielt mit den Fingern der einen Hand in der Luft). Wie, ein Duett? Was für ein Duett? Ich weiß von Nichts!

Nad. Pawlowna (zu Marja Petrowna). Du biſt mir viel zu leicht angezogen, Marja . . . Du ſollteſt Dir lieber ein anderes Kleid anziehen.

Marja Petrowna. Meinen Sie, liebe Tante?

Nad. Pawlowna. Ja, ich meine, liebe Nichte.

Marja Petrowna. Nun, dann will ich mich gleich umkleiden. (Bleibt einige Zeit unbeweglich ſtehen, geht dann lächelnd auf ihre Tante zu und küßt ſie.)

Nad. Pawlowna (lächelnd). Nun, ſchon gut, kleiner Schlaukopf, geh' nur. (Marja Petrowna geht durch die Thür in's Nebenzimmer. Awakow lächelt ebenfalls und reibt ſich die Hände. Nadeſchda Pawlowna ſieht ihn an und macht ein ernſtes Geſicht. Awakow verliert etwas die Faſſung. Kleine Pauſe.)

Awakow. Sie — Sie ſcheinen heute nicht beſonders gelaunt, Nadeſchda Pawlowna!

Nad. Pawlowna. Wer ſagt Ihnen das? Im Gegentheil. Nun können Sie wieder einmal ſehen, wie ſchlecht Sie beobachten, Sergej Platonowitſch, es ſcheint, daß Sie überhaupt Nichts mehr bemerken.

Awakow. Ich? Leider nur zu viel! Mir iſt davon der Kopf ſchon ganz wirr. Dieſes ewige Umherlaufen, dieſer Maler, was ſoll das Alles? Und nun gar Ihre geheimnißvollen Andeutungen wegen eines Duetts. Sie wiſſen ganz gut, daß ich unmuſikaliſch bin.

Nad. Pawlowna. Ganz und gar! Aber das hindert doch nicht, daß wir Beide jetzt, in dieſem Augenblick ein Duett aufführen, nachdem ich aus unſerem vorigen Quartett mit gutem Grunde zwei Stimmen entfernt habe.

Awakow (ſie anſehend). Ah, ah, was meinen Sie? Das wäre ja nicht möglich.

Nad. Pawlowna. Wie Sie ſehen.

Awakow (ſchmollend). Das glaube ich nicht, oder ſagen Sie mir wenigſtens doch, weshalb Sie durchaus dieſen Franzoſen ſprechen wollen.

Nad. Pawlowna. Aber ich will ihn ja gar nicht ſprechen. Ich brauche ihn nicht im Geringſten.

Awakow (ahnungslos). Weshalb ſchicken Sie denn aber Belski zu ihm?

Nad. Pawlowna. (Pauſe.) Ich ſchickte Belski zu ihm, weil — weil es mir unerträglich iſt . . . unerträglich ihn zu ſehen.

Awakow. Wen? Belski?

Nad. Pawlowna (kokett nickend).

Awakow. Das iſt unmöglich!

Nad. Pawlowna. Weshalb unmöglich?

Awakow. Aber das kann ja nicht ſein. Erinnern Sie ſich doch, als wir heute hier zuſammen trafen, wie liebenswürdig Sie zu ihm waren? Und nicht nur heut, die ganze Zeit über, in Rom, auf der Reiſe nach Neapel.

Nad. Pawlowna. Erſtens iſt das nicht wahr.

Awakow. Wie, das wäre nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Und zweitens, wollte ich Sie ein wenig ärgern.

Awakow. So, Nadeschda Pawlowna, mich, mich alten Mann wollten Sie ärgern?

Nad. Pawlowna. Beklagen Sie sich vielleicht deshalb?

Awakow. O, durchaus nicht, durchaus nicht! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß all das — dahinter steckt ganz etwas Anderes. Diese Aufmerksamkeit, die Belski für Sie an den Tag legt . . .

Nad. Pawlowna. Mein guter Sergej Platonowitsch, wir sind hier fortwährend beisammen und Sie sehen und hören Nichts. Er denkt gar nicht daran, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Awakow. Wie?

Nad. Pawlowna. Aber haben Sie denn auf unseren Spaziergängen nichts gemerkt?

Awakow. Was denn?

Nad. Pawlowna. Aber, mein Gott! Ist es Ihnen nicht schon längst aufgefallen, daß er sich für Marja interessirt?

Awakow. Belski?

Nad. Pawlowna. Nun ja.

Awakow. Das ist Verstellung.

Nad. Pawlowna. Wie?

Awakow. Verstellung, Nadeschda Pawlowna, Verstellung, weiter nichts! Ich bitte Sie, das ist doch sonnenklar, wie zwei Mal zwei vier. Verstellung, glauben Sie mir, die alte Geschichte! Er will Sie eifersüchtig machen. Daran ist nicht zu zweifeln.

Nad. Pawlowna. Das glauben Sie, Sergej Platonowitsch?

Awakow. Ganz sicher — glauben Sie mir, ich bin Ihr alter Freund, und Sie wissen, wie es um unsere Freundschaft steht — ich bin Ihnen aufrichtig ergeben. Es ist bloße Verstellung, wie könnte er auch irgend einen anderen Menschen auf der Welt Ihnen vorziehen.

Nad. Pawlowna (schweigt und sieht ihn an).

Awakow (nicht ohne Verlegenheit). Woran denken Sie jetzt?

Nad. Pawlowna. (Pause.) Ich denke daran, daß ich in Ihnen einen braven und aufrichtigen Freund besitze. (Giebt ihm die Hand.)

Awakow (küßt sie mit Entzücken). Nun, Sie könnten wirklich?

Nad. Pawlowna (aufstehend). Was Herrn Belski betrifft, so können Sie mir glauben, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob er sich für Marja oder für mich interessirt. Seine Anwesenheit wird unsere Freundschaft nicht stören, nicht wahr?

Awakow. Wie gut Sie sind. (Pause.) Und doch konnten Sie mich hier allein lassen!

Nad. Pawlowna. Aber ich kenne Sie ja, das Gehen ist doch nicht Ihre Sache, denken Sie nur an die Katakomben in Rom, wie Sie sich da anstellten aus Furcht, es könnte ein Unglück passiren.

Awakow. Ja, aber doch . . .

Nad. Pawlowna. Haſenherz!

Awakow. Aber ich hatte doch nur Ihretwegen ſolche Angſt. Uebrigens . . . Spazierengehen und Spazierengehen iſt Zweierlei. Am Tage, bei ſchönem Wetter, hier am Meeresufer in Sorrent, das macht auch mir Vergnügen . . . Sagen Sie mir aber nur, Nadeſchda Pawlowna, wollen Sie denn gar nicht mehr nach Hauſe? Müſſen Sie denn ganz Europa von einem Ende zum anderen bereiſen? Langweilen Sie denn dieſe ewigen Signori, Mynheers und Monſieurs nicht mit ihrem gekräuſelten Haar und dem albernen Gethue? (Sie nachäffend.)

Nad. Pawlowna (lachend).

Awakow. Ich wundere mich nur, wie Sie mit Ihrem Verſtand nicht einſehen wollen, daß Sie hier überall betrogen werden . . . Sehen Sie es dieſen Menſchen denn nicht an, leſen Sie es ihnen nicht an den Augen ab, daß Sie mit all Ihrem Gelde doch nur zu den Barbaren gerechnet werden. Und was das Schlimmſte iſt, da kommt ſo ein Stutzer hergelaufen, ihm wird das unerhörte Glück zu Theil, daß Sie ihn empfangen und nun redet er ſich ein, daß er Sie erobern könne.

Nad. Pawlowna (lächelnd). Aber ſo glauben Sie mir doch, daß ich die Abſichten dieſer Herren gerade ſo gut kenne wie Sie.

Awakow. Ja . . . Sie wiſſen . . . Wiſſen Sie vielleicht auch, wie die unter einander reden? „Nun, mon cher, womit beſchäftigen Sie ſich jetzt, mon cher?“ „Ich? Mit Nichts, mon cher. In mich hat ſich eine ruſſiſche Fürſtin verliebt!“ Und dabei ſpielt er ſelbſtgefällig mit der Uhrkette, die ihm auf den hungrigen Magen hängt.

Nad. Pawlowna (etwas verſtimmt). Ich weiß nicht, weshalb Sie mir dies Alles erzählen, ich habe jetzt wirklich ganz andere Gedanken im Kopfe.

Awakow (Pauſe, ſeufzend). Ja . . . das glaube ich wohl . . . Sie haben ganz andere Gedanken im Kopfe.

Nad. Pawlowna (lächelnd). Hat es Ihnen leid gethan, daß wir Sie nicht zum Spazierengehen aufforderten?

Awakow. Nun natürlich!

Nad. Pawlowna. Dann kommen Sie jetzt mit mir in den Garten . . . Wollen Sie?

Awakow. Mit dem größten Vergnügen. (Nimmt den Hut.)

Nad. Pawlowna. Halt! Ich glaube, da kommt Belski.

Awakow. Aber ſo laſſen Sie ihn doch, zum Teufel!

Belski (aus dem Vorzimmer kommend). Uff! Iſt das eine Lauferei. (Zu Nad. Pawlowna.) Nadeſchda Pawlowna, Ihr Maler iſt fort!

Nad. Pawlowna. Welcher Maler?

Belski. Welcher Maler? Das iſt nicht übel! Mr. Popelin, derſelbe, den ich Ihnen holen ſollte. Er iſt vor einer halben Stunde nach Neapel gereiſt!

Nad. Pawlowna (sieht ihn ironisch an). Das ist ja sehr interessant! Nein, wie Sie aber außer Athem sind, Alexei Nikolajewitsch. (Lachend.) Wie Sie sich angestrengt haben, um schnell wieder hier zu sein. Sie werden sich doch keine Lungenentzündung geholt haben?

Belski. Ich?

Nad. Pawlowna. Ja . . . Sie, wer weiß, oder vielleicht fühlen Sie starkes Herzklopfen? Ha, ha, ha! Nicht wahr, Sergej Platonowitsch, er scheint herzleidend zu sein?

Awakow. Ja wohl, ha, ha, ha!

Nad. Pawlowna (zu Awakow). Kommen Sie, kommen Sie.

Belski. Wohin gehen Sie denn?

Nad. Pawlowna. Wir wollen ein wenig spazieren gehen.

Belski. Und ich?

Nad. Pawlowna. Und Sie bleiben hier. Weshalb ist es hier aber so dunkel? (Läutet. der Kellner kommt.) Apportez des lumières. (Kellner ab.) Sie können ja, wenn Sie wollen, hier lesen, übrigens lasse ich Sie in Marjas Gesellschaft . . . Sie hatten ihr ja wohl etwas zu sagen. Oder wollen Sie vielleicht noch einmal Mr. Popelin aufsuchen? (Belski sieht sie erstaunt an.) Ach, bitte, sehen Sie mich nicht so verwundert an, Sie sind zu komisch . . . kommen Sie, Sergej Platonowitsch. (Auf Belski blickend.) Hahaha!

Awakow. Hahaha! Er ist wirklich zu komisch! Hahaha!

(Beide gehen in den Garten. Kellner bringt Lichter und eine Lampe und stellt sie an's Fenster. Belski bleibt unbeweglich stehen, hebt dann plötzlich eine Hand. Der Kellner glaubt, daß er ihn rufe, kommt herbei und sagt: „Eccellenza!" aber, da Belski ihn nicht beachtet, verbeugt er sich und geht ab.)

Belski. Was bedeutet das? Hm! Ich begreife Nichts! Irgend eine Grille! (Geht im Zimmer hin und her.) Ich muß gestehen, eine wunderbare Frau! Klug, geistreich und hübsch! Aber jetzt nichts mehr davon. Vor drei Monaten allerdings, als ich sie in Rom traf, hat sie mir den Kopf verdreht, und auch jetzt muß ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart manchmal meine Ruhe verliere. Aber im Herzen wohnt doch . . . ach, ich weiß es nur zu gut, wer mir im Herzen wohnt. Sie sagte es mir ja auch, daß sie mich in Gesellschaft von Marja Petrowna lasse. Aber wo ist sie denn? (Pause.) Lesen soll ich hier . . . lesen! In solcher Nacht und nach unserem heutigen Gespräch. (Geht an's Fenster.) Ach, was für eine prachtvolle Nacht.

Marja Petrowna (kommt aus dem Schlafzimmer, sie erblickt Belski und geht in die Mitte des Zimmers).

Belski (sie erblickend). Ah, Sie sind da, Marja Petrowna.

Marja Petrowna. Ja, ich bin hier. (Zeigt nach dem Schlafzimmer.) Die Tante sagte, ich sollte ein anderes Kleid anziehen.

Belski (sieht sie an). Aber ich sehe gar nicht, daß Sie —

Marja Petrowna. Die Tante meinte auch nur so. Sie wollte mit Sergej Platonowitsch nur allein bleiben. Wo ist sie denn?

Belski. Sie ist mit ihm in den Garten gegangen.

Marja Petrowna. Und Sie sind ihnen nicht gefolgt?

Belski. Ich? Nein, ich sollte hier bleiben.

Marja Petrowna. Wirklich? (Setzt sich.)

Belski. Das heißt, die Wahrheit zu gestehen, sie sagte es mir selbst, daß ich hier bleiben möchte.

Marja Petrowna. Ah! Dann wundere ich mich nicht, armer Freund! Sie thun mir leid.

Belski (geht zu ihr und setzt sich an ihre Seite). Wirklich? Glauben Sie denn, daß ich den alten Brummbär sehr beneide?

Marja Petrowna. Ich verstehe Sie nicht . . . aber Sie thun ihm Unrecht. Awakow ist ein prächtiger Mensch.

Belski. Gewiß.

Marja Petrowna. Wie er an meiner Tante hängt!

Belski. Jawohl! Und deshalb ist es nicht recht, ihn so zu quälen. Ihre Tante ist eine herrliche Frau, aber sie ist so spöttisch.

Marja Petrowna (ihn ansehend). Und doch thut es Ihnen leid, daß Sie ihr nicht in den Garten nachgegangen sind?

Belski. Sie fragen das zum zweiten Male?

Marja Petrowna. Wenigstens sind Sie ihr doch früher niemals von der Seite gewichen.

Belski. Früher! Ja freilich. Ich weiß ganz gut, wie ich ihre Bekanntschaft machte. Es war gerade während des Carnevals, ich sah sie auf dem Balcon am Corso und kann sagen, daß sie damals einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Marja Petrowna. Ja, ich erinnere mich noch, wie Sie ihr von der Straße ein riesiges Blumenbouquet hinaufreichten, wie sie dabei zuerst erschrak, dann lächelte und Ihre Blumen nahm.

Belski. Erinnern Sie sich auch noch jenes langen Engländers daneben, der nachher auf mich so eifersüchtig wurde und eine Nase wie ein Birkhuhn hatte?

Marja Petrowna. Ja wohl, ja wohl!

Belski. Das ist aber Alles drei Monate her und mittlerweile — mittlerweile habe ich eine ganz andere Empfindung kennen gelernt und begriffen, daß alle Künste weiblicher Koketterie nichts sind im Vergleich zu dem ahnungslosen Reize der Jugend.

Marja Petrowna (unruhig). Was wollen Sie damit sagen?

Belski (gleichfalls unruhig). Ich? Ich wollte nichts sagen. (Pause.) Was haben Sie heute gelesen, Marja Petrowna?

Marja Petrowna. Ich? Ich habe Schiller gelesen.

Belski. Was denn?

Marja Petrowna. Die Jungfrau von Orleans.

Belski. Ah! Das ist ein sehr gutes Stück. (Bei Seite.) Ich rede nichts als Dummheiten, Herr Gott! (Steht auf und geht an's Fenster.)

Marja Petrowna. (Pause.) Wonach sehen Sie, Alexei Nikolajewitsch?

Belski. Ich sehe nach dem Himmel, nach den Sternen, nach dem Meere. Hören Sie, wie seine Wellen so harmonisch rauschen, Marja Petrowna? Sagt Ihnen diese Stille, diese Luft, dieses Silberlicht des Mondes, sagt Ihnen diese wundervolle Nacht nichts?

Marja Petrowna (aufstehend). Ich weiß nicht. Was sagt sie Ihnen denn, Alexei Nikolajewitsch?

Belski (unruhig). Mir? Sie sagt mir viel Gutes und Schönes. (Bei Seite.) Nein, das ist nicht länger auszuhalten! Ich muß ihr zu lächerlich erscheinen. Mein Gott, mein Gott, wie mir das Herz schlägt. Ich muß mich erklären, mich endlich erklären und ich kann es nicht. Diese himmlische Ruhe, diese Einsamkeit, ich kann dabei zu keinem Entschluß kommen. Wenn doch nur irgend etwas geschehe, jetzt in dieser Minute. (Am Fenster hört man die Accorde einer Guitarre.)

Marja Petrowna. Was ist das?

Belski (ergreift ihre Hand mit Wärme). Ich weiß es nicht . . . bleiben Sie . . . es scheint ein Sänger zu sein. (Der Sänger stimmt vor dem Fenster eine Serenade an:

„Quando sul cor mi posi
La mano e poi sospiri,
Quando nè miei tu giri
I bruni occhi amorosi.
Io non invidio agl' angeli
L'eterea volutta."

Während er singt, stehen Beide, Belski und Marja Petrowna, unbeweglich bis zum Ende des Verses. Belski geht an's Fenster und ruft:) Bravo, bravo!

Stimme des Sängers. Un soldo per il musico, Signore.

Marja Petrowna (geht zu Belski). Geben Sie ihm etwas.

Belski. Bleiben Sie, so kann er Sie nicht sehen. (Nimmt aus der Tasche Geld, wickelt es in das Papier, das er von den Lichtern abnimmt und wirft es durch's Fenster.)

Stimme des Sängers. Grazie, mille grazie!

Marja Petrowna (die auch Geld in das Papier gewickelt hatte). Geben Sie ihm das auch noch. (Belski wirft es hinaus.)

Stimme des Sängers. Grazie, grazie! (Er singt den zweiten Vers:

„Non mi appellar tua vita!
Anima tua m'apella!
Ahi passeggera è quella!
Ma l'anima è infinita!
Ed infinito, o vergine,
Il nostro amor sarà!"*)

*) Für die Bühnen liegt eine Composition dieses Liedes von Martin Röder vor.

Belski und Marja Petrowna stehen am Fenster und hören zu; als er geendigt, ruft Belski „Bravo“ und wirft ihm noch mehr Geld zu. Marja Petrowna will fortgehen, aber er hält sie an der Hand.)

Belski. Bleiben Sie, Marja Petrowna, bleiben Sie! In diesem Augenblick ist mein Entschluß gefaßt, aber ich möchte dem Sänger so gern danken. (Nimmt das Licht vom Tisch.) Kommen Sie, wir wollen an's Fenster gehen.

Marja Petrowna (geht leicht widerstrebend an's Fenster).

Stimme des Sängers. Ah! Che bella ragazza!

Marja Petrowna (tritt erröthend vom Fenster zurück).

Belski (Stellt das Licht auf den Tisch). Nein, ich bin entschlossen und kann nicht länger schweigen. Dieser unerwartete Gesang, diese süßen italienischen Laute und gerade jetzt, an dieser Stelle, als ich eben im Begriff war, Ihnen zu sagen, wie es mir um's Herz ist. Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht schweigen.

Marja Petrowna (voll Bewegung). Alexei Nikolajewitsch.

Belski. Ich weiß, Sie werden das thöricht finden, Sie werden mir zürnen, aber, was auch geschehen mag, ich kann mich nicht länger verstellen, Marja Petrowna, machen Sie mit mir was Sie wollen, ich liebe Sie wahrhaft und innig.

Marja Petrowna (schweigt mit niedergeschlagenen Augen).

Belski. Ja, ich liebe Sie, Sie müssen das schon lange bemerkt haben und jetzt, wenn Sie mich nicht erhören und meine Frau sein wollen, bleibt mir nur eins übrig: fortzueilen von hier, so schnell wie möglich und so weit wie möglich . . . Ich weiß, daß mein Ungestüm vielleicht Alles verderben kann, aber der Schuldige bin ich nicht . . . das ist jener Sänger. Marja Petrowna, sagen Sie mir, muß ich fort oder darf ich bleiben, muß ich den Sänger verwünschen oder darf ich ihn segnen?

Marja Petrowna. Ich weiß wirklich nicht.

Belski. Sagen Sie . . . Sagen Sie . . .

Marja Petrowna. Ich glaube . . . daß ich dem Sänger nicht böse sein kann.

Belski (sie bei der Hand fassend). Ist es möglich? . . . Mein Gott . . . Ist es möglich? Ist es möglich und ich soll . . .

Marja Petrowna. Ja, aber . . . was wird die Tante dazu sagen?

Belski. Was sie sagen wird? Sie wird ihre Zustimmung geben . . . Da kommt sie gerade . . . sehen Sie.

Marja Petrowna. Belski, was thun Sie?

Belski. Nichts, nichts, Sie werden sehen.

Marja Petrowna (sucht ihn zurückzuhalten. An der Thür zum Garten kommt Nadeschda Pawlowna und Awakow).

Awakow. Weshalb wollten Sie schon so früh nach Hause gehen?

Nad. Pawlowna. Es war hohe Zeit . . . um dieser Beiden willen.

Belski (auf Nad. Pawlowna hastig zugehend). Nadeschda Pawlowna.

Nad. Pawlowna (zusammenfahrend). Was haben Sie denn? Sie erschrecken mich.

Awakow (sieht ihn ängstlich an).

Belski. Nadeschda Pawlowna, ich befinde mich in einer großen Erregung, aber Sie werden mir deshalb nicht zürnen. Ich . . . sehen Sie . . . ich kann es nicht länger verschweigen . . . ich bitte Sie um die Hand . . .

Awakow. Ach, mein Gott . . . das habe ich kommen sehen . . . Alles ist zu Ende . . . (Fällt auf einen Stuhl.)

Belski. . . . um die Hand Ihrer Nichte Marja Petrowna.

Nad. Pawlowna (erstaunt). Meiner Nichte?

Awakow. Was? Wie? (Aufspringend.) Sie halten um Marja Petrowna an? Einverstanden, einverstanden . . . Kinder gebt Euch die Hände . . . (Ergreift die Hand Marjas und fügt sie in die Hand Belskis.) Ich segne Euch und wünsche Euch Glück und alles Gute, Euch und Euren Kindern.

Nad. Pawlowna. Halt, halt, Sergej Platonowitsch, nicht so hastig, was bedeutet denn das Alles? Ich verstehe noch gar nichts, Sie, Alexei Nikolajewitsch, bitten mich um Marjas Hand?

Belski. Ja!

Nad. Pawlowna. Und sie?

Belski. Sie hat mich nicht ausgeschlagen.

Nad. Pawlowna. Mascha, Du bleibst stumm?

Awakow. Aber, was soll das Kind denn sagen? Glauben Sie, daß das Alles ohne ihre Zustimmung geschehen wäre?

Nad. Pawlowna (zu Belski). Ihr Antrag überrascht mich sehr, ich bekenne es frei, aber ich will dem Wohlergehen meiner Nichte nicht im Wege stehen und wenn Sie glauben, daß Sie ihr Glück begründen können . . .

Belski. Sie geben also Ihre Einwilligung . . . (Küßt ihr die Hand.)

Awakow. Na, natürlich giebt sie ihre Einwilligung . . . Hurrah! Marja Petrowna, so kommen Sie doch her.

Marja Petrowna (geht zu Nadeschda Pawlowna). Liebe Tante!

Nad. Pawlowna. Schon gut, schon gut! (Klopft ihr die Wangen.) Du bist meine liebe Nichte. (Sich zu Awakow wendend.) Und jetzt sehen Sie doch, Sergej Platonowitsch, wie fein und richtig Ihr Verdacht war . . .

Awakow. Ja, Irren ist menschlich, aber was doch wahr bleibt, ist, daß ich Ihr aufrichtiger und ergebener Freund bin — das bleibt wahr.

Nad. Pawlowna. Was sagen Sie?

Awakow. Sehen Sie dort diese jungen Leute?

Nad. Pawlowna. Jungen Leute! Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß ich alt und häßlich bin?

Awakow. Ach, Sie verstehen mich ja . . . Nun werden Sie doch

endlich an die Rückreiſe denken . . . und was für ein Leben wir dann führen wollen.

Nad. Pawlowna. Ich ſage noch Nichts . . . zuerſt gehen wir nach Paris.

Awakow (ſich an's Ohr faſſend). O weh! Aber dann doch nach Hauſe, nach Rußland, nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Wie Sie wollen, aber wir gehen unzweifelhaft zuerſt nach Paris . . . dort ſollen die jungen Leute heirathen.

Awakow. Jawohl, dort wollen wir Alle heirathen . . . und dann nach Hauſe.

(Der Sänger hat ſein Lied auf's Neue leiſe angeſtimmt.)

Nad. Pawlowna. Nun ja doch, nur etwas Geduld. Aber wie iſt das Alles ſo glücklich gekommen? (Hört den Sänger.) Ah, ich verſtehe, der Sänger! Nun es iſt möglich, daß er ſein Lied nicht allein für Euch geſungen hat. Sorrent hat es uns Allen angethan und dieſen Abend werden wir nicht ſo leicht vergeſſen. (Zu Awakow.) Nicht wahr?

Awakow (ihr die Hand küſſend). Ich ganz gewiß nicht.

Belski und Marja Petrowna. Und wir auch nicht!

(Während das Lied immer leiſer werdend, ſchließlich ganz verklingt, fällt der Vorhang.)

Conrad Ferdinand Meyer.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Berlin. —

Ist es ein Zufall oder das Ergebniß leicht erkennbarer Voraussetzungen, daß die beiden bedeutendsten Dichter der Gegenwart, die Männer, die unseren literarischen Schatz mit denjenigen Erzeugnissen bereichert haben, denen wir die längste Dauer voraussagen möchten, außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches wohnen? Man glaubt bei der Untersuchuug literarhistorischer Thatsachen nicht gern an Zufälle; man sucht die Blüthe der Gegenwart aus dem Keim der Vergangenheit zu erklären, die Süßigkeit und Vollreife der Frucht aus der Gunst des Bodens zu deuten, dem sie entsprießt, aus der Gunst der Sonne, die sie bestrahlt und erwärmt hat. Es wird auch nicht schwer werden die Umstände herauszufinden, die zumeist der Entwickelung Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers förderlich waren.

Die stürmische Erregung, welche in den Jahrzehnten der Revolution alle begabteren Köpfe Deutschlands ergriffen hatte, stand der Hervorbringung vollendeter poetischer Kunstwerke im Wege. Die Ereignisse der Kriegsjahre erzeugten mit ihren beispiellosen Siegen, ihrer jugendlichen Begeisterung, ihrer fieberhaften Thätigkeit um die Grundlegung des endlich errungenen Staatswesens wohl eine poetische Stimmung, ließen aber nicht zu der Abklärung kommen, die eine glückliche Production erheischt. Und die rüstige Arbeit an dem inneren Ausbau des Reiches fordert wiederum alle bevorzugten Geister für sich. Die Politik ist die Feindin der Kunst; sie zersplittert die Kräfte der Nation, sie nimmt alle Begabung für das ernste Leben in Anspruch und entzieht sie dem heiteren Bereiche der Dichtung. Das

poetische Talent aber bedarf der Ruhe, der Zurückgezogenheit, es bedarf gesicherter staatlicher Verhältnisse, es bedarf vor Allem der vollkommensten Concentrirung. „Es bildet ein Talent sich in der Stille."

Keller und Meyer, in der deutschen Schweiz geboren, haben das Glück, dem großen Volk als Söhne anzugehören, das in dieser Revolutionsperiode sich durch einen Riesenkampf zu dem Jahrhunderte lang angestrebten Ziele hindurchrang, ohne von seinen Stürmen unmittelbar erschüttert zu werden. In voller Theilnahme an dem geistigen Fortschritt der Nation gingen sie unbehindert von äußerlich störenden Einflüssen ihren Weg. Die Gunst des Schicksals gab ihnen so zu sagen mehr als ein Vaterland. Sie sind Schweizer und sind — Deutsche. Sie empfinden auf's Innigste ihre Zusammengehörigkeit mit dem Land, das sie geboren, und fühlen sich trotzdem eins mit dem Geiste, der allen Bestrebungen des deutschen Volkes die Richtung weist.

Das ist das Gemeinsame dieser beiden so verschiedenen Persönlichkeiten, daß sie, ohne Verleugnung der engeren Stammesangehörigkeit, zu Führern ihres geistigen Vaterlands geworden sind. In allem Uebrigen fast sind sie, wenn nicht Gegensätze, so doch äußerst verschieden geartete Eigenmaturen. Keller ist der Fabulist, der naive Poet, dem man kaum glaubt, daß ihn die ganze Bürde unseres Wissens drückt; Meyer der vornehme, zurückhaltende, mit überlegenem Kunstverstande schaffende Denker, dem das reiche Wissen so wohl zu Gesichte steht — ein auferstandener Humanist aus der Zeit der europäischen Neubelebung. Keller plaudert aus dem heiteren schalkhaften Gemüthe eines Kindes; Meyer spricht mit dem gereiften Urtheil des Mannes. Keller wählt moderne Stoffe aus dem Leben, das ihn umgiebt, dem täglichen, wenn auch nicht alltäglichen, er erzählt vorzugsweise Vorgänge, deren Träger die Menschen sind; Meyer schaut zurück in die Vergangenheit und sucht nach wahlverwandten Erscheinungen unter den großen Männern verflossener Jahrhunderte. Er gestaltet Menschen, die Ereignisse sind das Werk ihrer Persönlichkeit. Keller strebt das Allgemeinsame (Typische) an, Meyer das Einzelwesenhafte (Individuelle).

Bei dieser Verschiedenartigkeit der Naturen ist ihnen, wie angedeutet, gemeinsam die Auffassung ihres Verhältnisses zur Schweiz und zu Deutschland.

Der Untergrund aller ihrer Dichtungen ist schweizerisch, der Geist deutsch. Sie suchen durch die Wahl des Schauplatzes, den sie ganz genau aus eigener Anschauung kennen, den festen Boden zu gewinnen für die Entfaltung einer Handlung, empfinden aber gleichzeitig die Engniß des Raumes und sehnen sich über die Grenzpfähle der kleinen schweizerischen Republik hinaus in das weite Reich des deutschen Geistes. Gottfried Keller nennt Deutschland sein „zweites Heimatsland" und wenn er im „Grünen Heinrich" von einem „poetischen und idealen Deutschland" spricht, in welchem er „die ursprüngliche Gluth und Tiefe des germanischen Lebens noch zu finden hofft", die er bei seinen eigenen Stammesbrüdern mit ihrem „nüchternen praktischen Treiben für erkaltet und ausgeartet hält", so leiht er damit

nur seinem persönlichen Gefühle Worte. Meyer giebt seinen deutschen Empfindungen noch einen schärferen Ausdruck:

Verleih' uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!
Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutschen Reich.

Und das sagt derselbe Mann, der seine Berge und Thäler so liebt, daß er trotz allem Leid, das ihn aus der Heimat getrieben, nach der Unrast der Fremde wieder an die Ufer des „hellsten Sees der Schweiz" flüchtet, um an dem Mutterbusen Helvetiens zu gesunden.

Nie prahlt ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

(Ged. S. 75.)

Es lebt in Keller, wenn man so sagen darf, vom Schweizer mehr als vom Deutschen, in Meyer mehr vom Deutschen als vom Schweizer. Und auch das hat Meyer in höherem Grade als Keller mit so vielen großen Geistern unseres Volks gemein, daß er mit der Freude an dem Glück und Leid des Vaterlandes und mit dem Gefühl engster Zugehörigkeit zu seinem Volke das Verständniß für das Allgemeine, für die Menschheit, in gleicher Weise entwickelt hat. Er verbindet, ähnlich wie Lessing, den aufrichtigsten Patriotismus mit dem edelsten Kosmopolitismus.

Meyers Talent hat — um dies gleich hier anzuschließen — auch sonst noch eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Begabung Lessings. Wer kennt nicht die von überschwenglicher Bescheidenheit eingegebene Selbstbeurtheilung Lessings? Man erweise ihm manchmal die Ehre, ihn für einen Dichter zu halten, sagt er, aber nur, weil man ihn verkenne; man schließe zu früh aus einigen dramatischen Versuchen, die in den Jahren hingeschrieben seien, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie halte, und was in den neueren erträglich sei, habe er einzig und allein der Kritik zu verdanken. „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen; ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken." Zieht man von diesen Worten die Bescheidenheit Lessings ab, so bleibt, in unsere Auffassung übertragen, Folgendes von seinem Gedankengange übrig: Ich habe nicht das Glück, leicht zu schaffen; ich forme meine Gestalten langsam und überwache sie mit dem reifen Urtheil eines Kenners von reichster Bildung und

feinstem Geschmack. Und ähnliches kann man von Meyer sagen. Meyer besitzt trotz der großen und edlen Wirkungen seiner Dichtung weit weniger schöpferische Gabe als besonnenen und gereiften Kunstverstand. Zu dieser Einsicht gelangt man aber erst bei kritischer Zergliederung seiner Werke. Läßt man sie unbefangen auf sich wirken, so verwischt sich die Grenzlinie, die zwischen dem schöpferischen Genius und dem berechnenden Kunstverstande liegt — ganz so wie man über der Wirkung von Lessings Emilia Galotti und Nathan dem Weisen den großen Kunstforscher und Gesetzgeber des dichterischen Schaffens vergißt.

Meyer hatte, ehe er zu dieser Kunstreife gelangte, schwere Entwickelungsjahre durchzumachen. Es ist ohne Beispiel in der Geschichte des deutschen Geistes, daß ein Dichter von so kräftigem Talente mit seiner ersten größeren Schöpfung hervortritt, da er die Mittagshöhe des Lebens überschritten hat. Meyers „Huttens letzte Tage" erschien im Jahre 1871, da der Dichter bereits sein fünfundvierzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte. Nicht äußere Verhältnisse hatten hinderlich auf seinen Bildungsgang eingewirkt; es waren lediglich innere Kämpfe: eine gewisse Scheu, Unvollendetes zu schaffen, ein Streben nach völliger Ausreifung und ein Hin- und Herschwanken des Geistes zwischen französischen und deutschen Bildungselementen. Auch dieses Zögern und Tasten erinnert daran, daß Meyers Schaffen mehr demjenigen Lessings ähnlich ist, als etwa dem Goethes, wie man das von Keller sagen könnte. „Ein in leidenschaftlichen inneren Kämpfen gährendes Naturell" — sagt Paul Heyse mit dem ihm besonders zustehenden tiefen Verständniß für das Wesen dichterischen Schaffens — „eine mächtig treibende und sprossende Subjectivität wird früh ans Licht hinausdrängen, während der tiefsinnige Betrachter geschichtlicher Erscheinungen, wenn er es redlich meint, sich selbst vergißt über der Freude an den Gesichten, die ihm zu Theil werden, und sich nicht übereilt, sein Forschen und Nachbilden für abgeschlossen zu erklären." Heyse hat in diesen wenigen Worten die räthselhafte Natur Meyers treffend erklärt. Die Bewunderung des Großen in der Vergangenheit hat seine Zurückhaltung genährt, und die Gegenständlichkeit seines ganzen Schaffens entspricht mehr dem reifen Mannesalter als dem lyrischen Drange der Jugend.

„Reif sein ist alles"; dieses Shakespeare'sche Wort setzt Meyer seiner ersten großen Dichtung als Motto voran, und es zeichnet scharf sein ganzes Wesen und das Wesen seiner Kunst. Wie kaum ein anderer Dichter in unserer reichen Literatur steht Meyer, da er zum ersten Male vor uns hintritt, als ein Fertiger da: die Betrachtung seiner Werke zeigt keine langsame Entwickelung, keinen mählichen Fortschritt. Weder Jugendversuche noch fragmentarische Anläufe! Nicht als ob Meyer seine dichterische Befähigung erst in späteren Jahren entdeckt hätte; wohl aber wußte er seinem Talente den angemessenen Weg nur mit Mühe zu finden.

In französischer Umgebung, mit französischer Muttersprache, unter

undeutschen Verhältnissen aufgewachsen, war seine Geistesrichtung lange Zeit eine durchaus französische, und er schwankte zwischen den Traditionen seiner Geburt und den Einflüssen seiner Bildung, bis er endlich unter dem mächtigen Eindrucke, den der deutsch-französische Krieg der Jahre 1870/71 auf ihn gemacht, sein deutsches Wesen wiederfand und ihm in seiner ersten Dichtung, „Huttens letzte Tage", einen mächtigen Ausdruck gab.

* * *

„Huttens letzte Tage" ist kein Epos in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; es behandelt nicht die Großthaten eines Volkes oder auch nur eines seiner Führer, es ist vielmehr, um mit Gottschall zu sprechen, ein Segment aus der Geschichte, welches trotz seiner Grenzen die Breite des ganzen Kreises in sich aufnimmt, oder, wie Johannes Scherr es treffend genannt hat, ein heroisches Idyll.

Der sieche, körperlich zerrüttete Hutten hat, da er nirgends eine Zuflucht findet, die Insel Ufenau aufgesucht und ist hier, auf diesem grünen stillen Eilande, schon nach zwanzig Tagen gestorben. Meyer begründet Huttens Aufenthalt in dieser Zurückgezogenheit durch eine Einladung des geistesverwandten Zwingli; dadurch wird Huttens Verlassenheit gemildert. Während er in der Geschichte allein dasteht ohne Gesinnungs- und Kampfgenossen und sich verbittert zurückzieht, wird er durch diesen glücklichen Gedanken des Dichters zu dem Gliede einer großen Vereinigung, und zwar einer Vereinigung der edelsten Geister seiner Zeit. Die Dichtung behandelt diese letzten zwanzig Leidenstage in kurzen Selbstgesprächen des müden Freiheitskämpen; Hutten blickt zurück auf seine Vergangenheit, er schaut in die Zukunft und betrachtet alles, was um ihn her vorgeht, mit den Augen des Denkers. Er bemüht sich Fassung und Ruhe zu gewinnen; aber der alte Geist des Widerspruchs wird immer von Neuem in ihm lebendig. So hadert er mit sich und der Welt bis zum letzten Athemzuge.

Hutten ist zu allen bedeutsamen Erscheinungen seiner Zeit in Beziehung gesetzt; dadurch wird die Dichtung trotz ihrer kleinen Dimensionen zu einem vielfarbigen Bilde des Reformationszeitalters, in dem alle Begebnisse von Bedeutung Beachtung gefunden haben. Ob Hutten mit tiefem Verständnisse die ernsten Scherze eines Ariost liest, ob er den Verrath des Erasmus in Gestalt eines polemischen Buches in Händen hält, ob er in seiner vereinsamten Klause Loyola begegnet, ob rings um ihn her die Bilderstürmer verständnißlos gegen die Kunstwerke der Vorzeit wüthen, ob sein gütiger Wirth, der Pfarrer, ihm von Copernicus erzählt, der die neue Lehre von dem Stillstand der Sonne und der ruhelosen Bewegung der Erde soeben der Welt kundgethan, ob Paracelsus, der große schweizerische Arzt, an sein Krankenlager berufen wird — allen diesen Beziehungen Huttens zur Außenwelt entlehnt der Dichter einen Zug zu dem großen Bilde der geistig lebhaft bewegten Zeit.

Hutten erscheint in seinen Selbstbetrachtungen als ein Mann, der seinem Jahrhundert vorausgeeilt ist und für alle neuen Erscheinungen ein tieferes Verständniß hat, als die ihn Umgebenden; darum erfüllt ihn auch schwere Besorgniß beim Anblicke Loyolas, dessen ganze furchtbare Bedeutung er sofort erkennt. Die bewegenden Triebe seiner gesammten Lebensthätigkeit waren die Liebe zum Reiche und die Liebe zur Freiheit. „Zum Henker eine Freiheit, die vergißt, was sie der Reichesehre schuldig ist!" Und diese Gesinnung hält er fest bis an den Tod. Sie bildet den Grundton der ganzen Dichtung. Freiheit und Deutschthum sind gleich werth, eines ohne des andere unnütz. — Von keinem Erzeugniß der siebziger Jahre ist dieser Gedanke in solcher Allgemeinheit und zugleich in solcher Schärfe ausgesprochen worden. Was damals unsere Gemüther bewegte, fand seinen Ausdruck in lyrischen Erzeugnissen, eine epische Dichtung, die so glücklich einen Helden der Vergangenheit zum Mittelpunkte einer Gedanken- und Empfindungswelt zu machen gewußt, die unseren Gedanken und Empfindungen so nahe verwandt ist, besitzen wir nicht; keine auch, die in so schlichter, einfacher Form — das Gedicht ist in fünffüßigen jambischen Reimpaaren geschrieben — einen so reichen vielseitigen Inhalt birgt. —

Conrad Ferdinand Meyers „Gedichte" erschienen gesammelt zum ersten Mal im Jahre 1882. In diese Gesammt-Ausgabe sind zwei kleinere Sammlungen aufgenommen, welche unter dem Titel „Balladen" (1864) und „Romanzen und Bilder" (1870) vorher erschienen waren, ohne die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises zu erregen. Vergleicht man jedoch die Balladen und die Romanzen und Bilder der alten Ausgaben mit der Form, in welcher wir sie in den Gedichten finden, so fordert jedes einzelne Stück der Sammlung zur Bewunderung des Ernstes und des Fleißes seines Schöpfers heraus. Ohne Veränderung ist wohl keine einzige Nummer geblieben. Ueberall merkt man die sorgfältige Feile: da wird ein Reim gebessert, dort eine stilistische Wendung ausgemerzt, oft aber auch der ganze Gedanke in eine neue Form gegossen oder, wie in den Balladen, eine gänzliche Umbildung vorgenommen, die einer Kürzung in Form und Inhalt gleichkommt.

Meyer strebt mit besonderem Nachdruck nach Prägnanz des Wortes; wie in seinen prosaischen Werken legt er auch in den poetischen Werth auf die Genauigkeit und Knappheit des Ausdrucks. Das Gewand der Sprache liegt dem Inhalte so eng und zugleich so edel an, daß — um bei dem Bilde zu bleiben — nirgend eine überflüssige Falte oder ein entbehrlicher Zierrath das Auge stört. Oft allerdings leidet, wie wir meinen, der Gedanke unter diesem Streben und besonders in den Balladen scheint die ältere weitläufigere Fassung bisweilen den Vorzug vor der jüngeren zu verdienen.

Bestimmte Muster, an denen sich Meyer gebildet hat, würden sich schwer nennen lassen. Der wählende Sinn, der dem Geschmack unserer

Zeit besonders eigen ist, waltet auch in Meyers Geschmacksbildung vor; man wird an die großen Muster aller Zeiten erinnert: an Dante, Michel Angelo, an Milton, an Schiller, an Uhland. Merkwürdig genug, Goethe, den großen Lehrer Alldeutschlands, glaubt man nirgend zu vernehmen. Und doch möchte ich glauben, daß Meyers prosaische Schreibweise nicht ganz ohne den Einfluß Goethes zu der großartigen Einfachheit gelangt ist, durch die sie ihre bedeutenden Wirkungen erzielt. Meyer hat eben alle großen Schöpfungen der Literatur mit vollem Verständniß in sich aufgenommen, ohne daß seine kraftvolle Eigennatur von ihrem Wesen eingebüßt hätte. Die Verwandtschaft der (griechisch-römischen) Stoffe in den Balladen erinnert an Schiller; in den Romanzen wetteifert Meyer mit Uhland, und man wird ihm sehr häufig die Palme zu reichen bereit sein. Der Gedankenreichthum und die knappe Form, in der die Gedanken ausgesprochen werden, zeigt Aehnlichkeit mit Michel Angelos Sonetten. An Dante und Milton erinnern der feierliche Ernst und die religiöse Stimmung.

Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heiliger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.

(„Das heilige Feuer", Ged. S. 4.)

So spricht Meyer seine Auffassung von dem Berufe des Dichters aus.

Meyers ganze Lebensanschauung ist eine ernste; sie ist, wie Julian Schmidt sich einmal ausdrückt, eine ethisch-historische. Nicht gerade ein bestimmter Glaube spricht sich in seinen Gedichten aus, wohl aber eine gewisse Gläubigkeit und beruhigende Gottergebung:

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen;
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbinden. (Ged. S. 50.)

Meyers Lyrik hält die Mitte zwischen der sogenannten Gedankenlyrik und dem einfachen Liede. Das letztere entspricht seinem Talente weniger; nur selten gelingt ihm ein Lied, das lediglich einer Stimmung Ausdruck gäbe. Er bedarf einer greifbaren Thatsache, eines leitenden Gedankens. Er versteht aber diesen Gedanken so treffend zu gestalten, giebt ihm eine so handgreiflich sinnliche Einkleidung, daß der Uebergang vom rein Gedachten zum Faßbaren kaum empfunden wird.

Eine Dichtungsgattung, die in Meyers Lyrik in hohem Grade vollendet erscheint, ist das Phantasiebild. Die äußere Form desselben bildet die Erinnerung. Dieser Form bedienen sich, um nur das anzuführen, was

uns am hervorragendsten erscheint, „Die Schlittschuhe", „Reisephantasie", „Venedig", „Nach einem Niederländer", und ganz besonders „Die alte Brücke". Während in den erstgenannten das in die Erinnerung tretende Bild mehr persönlichen Werth hat und nur eine für das Individuum bedeutsame Thatsache aus vergangener Zeit zurückruft, erweitert es sich in „Die alte Brücke" zu einer historischen Rückschau von weiter Perspective. „Die Schlittschuhe" sind der äußere Anstoß zur Erinnerung an eine flüchtige Jugendliebe: der Neffe bittet den Ohm um ein Paar Eisschuhe, die oben unter altem Gerümpel auf dem Boden nutzlos hangen, und während der Ohm mit dem Knaben die Treppe hinaufschreitet, um den Wunsch zu erfüllen, sieht er das Bild seiner Jugend wiederkehren. Eine Scene auf dem Eise tritt vor sein Gedächtniß und in dem Gedanken an die schlanke Gespielin versinkt er in Träume:

„Ei, Ohm, Du träumst? Nicht wahr, Du giebst sie mir
Bevor das Eis geschmolzen . . ." Junge, hier.

In der erwähnten schönen Phantasie „die alte Brücke" klingt auch schon ein Ton an, der in vielen anderen lyrischen Dichtungen Meyers den Grundton bildet: die besondere Auffassung der Naturerscheinungen. Nicht zum Schaden der poetischen Wirkung empfindet man hier mehr als sonst Meyers schweizerische Umgebung: den Berg, den Hügel, den See, hie und da auch die Pflanzenwelt der Alpen. Liest man z. B. „Das weiße Spitzchen", so denkt man unwillkürlich, es müsse das Locken des Schneegipfels noch mehr bedeuten, als ausgesprochen ist, mehr, als die bloße Wirkung des Wandertriebes, vielleicht das Wunschziel eines verwundeten Herzens. Ein ähnliches Stimmungsbild wie „Das weiße Spitzchen" ist das kleine Gedicht „Requiem":

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor:

„Viele Schläge, viele Schläge
Thut an einem Tag das Herz,
Wenig Schläge, wenig Schläge
Thut im Dämmerlicht das Erz!"

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch', mein Kilchberg läutet jetzt!

Solcher schlichten Stimmungsbilder giebt es nur wenige bei Conrad Ferdinand Meyer. Auch hier bedarf er wieder einer Beziehung, eines Gedankens, der ihm die Stütze bietet. Und doch scheinen Gedichte, wie „Der geschändete Baum" und „Venedig", das auch mit den früher betrachteten eine gewisse Verwandtschaft zeigt, — so wenig Proben dieser Gattung es auch giebt — seinem besonderen Talente in hohem Grade zu entsprechen.

Die reiche Ausbeute an lyrisch-epischen Dichtungen erklärt sich aus

dem umfangreichen historischen Wissen und der dem Dichter eigenen historischen Betrachtung aller Erscheinungen. Nur wenige von den erzählenden Dichtungen sind, wie „Das Glöcklein", von Gefühl durchtränkt. Die meisten schildern mit der Anschaulichkeit des Plastikers Einzelvorgänge von gewaltiger oder rührender Bedeutung. Ueberall sind es die Contraste, auf welche Meyer den größten Werth legt. Eine Eigenheit seines Stils wird hier glücklich auf den Inhalt übertragen. Er stellt den Fürsten dem Bettler gegenüber, wie in der „Bettlerballade", den christlichen Pilger der sarazenischen Jungfrau, wie in „Der Pilger und die Sarazenin", den geradsinnigen Schiffer den verderbten Königskindern, wie in „La Blanche Nef", den Genius eines Columbus dem planlos abenteuernden Volke, wie in „Conquistadores", den schöpferischen Menschengeist dem „Werde" der Gottheit, wie in „Michel Angelo". In allen den angeführten Balladen beruht die mächtige Wirkung auf dem hervorgehobenen Gegensatze. Wir haben schon oben angedeutet, daß viele dieser Balladen unter der allzu knappen Form leiden, und daß, wo der Dichter das bessere gewonnen zu haben glaubt, der prüfende Leser ihm nicht immer beistimmen kann. So würden wir beispielsweise die Ballade „Kaiser Ottos Weihnacht" (Balladen S. 78) der Neubearbeitung, welche den Titel „Der gleitende Purpur" trägt, vorziehen. Die weitläufige Form der Ballade „Der Zweikampf" (Balladen S. 33), gewährt ein anschaulicheres Bild des römischen Lagerlebens und bietet somit einen sicherern Maßstab für die Schätzung der Schuld des jungen Manlius, als die kürzere Behandlung in „Der Ritt in den Tod". Die dreiundzwanzig vierzeiligen Strophen der ersten Bearbeitung hat der Dichter in sechs zweizeilige umgewandelt; es ist also ein ganz neues Gedicht daraus entstanden und offenbar war Meyer der Ansicht, die Wirkung dieser knappen Form sei die tiefergehende. Wir möchten jedoch meinen, daß „Der Ritt in den Tod" in seiner jetzigen Form kaum verständlich ist für die große Zahl Derjenigen, denen die geschichtliche Thatsache von Manlius des Vaters großer Selbstüberwindung nicht bekannt ist. Das Kunstwerk aber muß seine Wirkung ohne die Voraussetzung dieser Kenntniß üben. Die prächtige Ballade „Der Hugenott" (Ballade S. 125) scheint uns in ihrer breiteren Ausmalung der Umstände „Die Füße im Feuer", die Neubearbeitung desselben Gegenstands (Ged. S. 341), bei Weitem zu übertreffen. — „Mit zwei Worten" behandelt denselben Stoff, der in der Novelle „Der Heilige" eines der Motive bildet, welche die Unvereinbarkeit der beiden Hauptcharaktere erklären soll. Mit zwei Worten — London, Gilbert — gelangt die Sarazenin nach der Weltstadt und findet dort den wieder, den sie dereinst in Palästina geliebt hat, den Pilger Gilbert Becket:

Den gebräunt in Sklavenketten
Glüher Wüste Sonnenschein,
Dem die Bande löste heimlich
Eines Emirs Töchterlein.

Diese Ballade und die „Drei gemalten Ritter" entfernen sich von der Meyer sonst eigenen Art. „Die drei gemalten Ritter" insonderheit schlagen einen Ton an, der in den lyrischen Dichtungen Meyers nur selten vernommen wird und dem wir bei der Betrachtung seiner „Kleinen Novellen" wieder begegnen werden, den — schalkhaften Scherzes. Meyer hat kein zweites Gedicht in diesem Ton geschrieben, und das ist recht bedauerlich, denn die Wirkung dieses ist eine ganz frappante.

Ganz modernes Leben spricht aus Meyers Gedichten, abgesehen von dem, was das Individuelle des Dichters betrifft, nur selten. Gerad als ob es ihn störte, ruft er bei dem Summen des elektrischen Drahtes aus:

Jammer! Was hör' ich? Ein schrilles Gesurre: „Gemordet ist Garfield!
Bismarck zürnt im Gezelt, väterlich segnet der Papst."
Schwirrt in der Luft ein Gerücht? Was gewahr ich? Ein schwärzliches Glöcklein
Unter dem Fenstergesims bebt der elektrische Draht,
Der, wie die Schläge des Pulses beseelend den Körper der Menschheit,
Durch das entlegenste Thal trägt die Gebärde der Zeit. (Ged. S. 92.)

Dies Gedicht unterscheidet sich auch dadurch von den meisten der Meyer'schen Sammlung, daß es in Distichen geschrieben ist. Meyer legt keinen Werth auf künstliche Formen, er strebt nach künstlerischer Abrundung des einfachen, dem Deutschen so angemessenen jambischen Verses. In diesem sind fast alle seine Gedichte geschrieben.

In der erwähnten Ballade, „Der Pilger und die Sarazenin" wendet Meyer zum ersten Mal ein Kunstmittel an, daß er in seinen Prosaschöpfungen zu höchster Vollendung ausgebildet hat: die sogenannte Rahmenerzählung. Die Geschichte von dem frommen Pilger und der treuen Sarazenin erzählt nicht der Dichter selbst: er läßt sie vielmehr von einem Mönch als die Erläuterung zu einem alten in dem Kloster am Libanon befindlichen Bilde vortragen. In dem Munde des harmlosen, gläubigen Mönchs aber gewinnt die Handlung des Christen wie der Mohamedanerin an Wahrscheinlichkeit. Und der moderne Dichter gewinnt dadurch für seine Gestalten die Beleuchtung, deren sie zu ihrer vollen Wirkung bedürfen.

* * *

Wie der griechische Halbgott aus der Berührung mit seiner Mutter Erde immer neue Kräfte zum Kampfe schöpft, so steigert sich auch das Talent des schweizerischen Dichters, wenn er sich an die Geschichte des heimatlichen Bodens klammert. In „Huttens letzte Tage" ist trotz der allgemein-deutschen Färbung, trotz der kosmopolitischen Bedeutung des gesammten Gedankeninhalts, alles einzelne schweizerisch: die menschliche Umgebung, der Duft der Landschaft und der Wechsel der Jahreszeiten. Den Kampf des Priesters mit dem Könige, wie er sich im „Heiligen" abspielt, knüpft Meyer an ein Kirchenfest in Einsiedeln. Seinen „Plautus im Nonnenkloster" verlegt er nach Constanz in die Zeit, wo das große Concil

abgehalten wird. Der „Schuß von der Kanzel“ spielt an den Ufern seines Heimatsees, und auch den Helden des Amulets schickt er aus der Schweiz in die französische Hauptstadt. Es liegt in dieser Stoffwahl ein gewisses Streben nach greifbarer Sinnlichkeit, und wie sie einerseits dem schaffenden Künstler seiner Aufgabe erleichtert, so ist sie andererseits dem Kunstwerke selbst von größtem Nutzen, vorausgesetzt, daß der Dichter nicht haften bleibt an den engen Verhältnissen, die er täglich und stündlich schaut, und daß es ihm gelingt, die unbedeutenden Erlebnisse localer Helden mit den großen Ereignissen der Weltgeschichte und den bewegenden Trieben der Weltereignisse zu verknüpfen.

Diese Aufgabe hat sich Meyer in der Bündenergeschichte „Jürg Jenatsch“ (1876) gestellt und mit dem größten Glücke gelöst. Das kleine Ländchen Bünden wird zum Zankapfel zweier großen Nationen gemacht, zweier Riesen — wie der Dichter sagt — die sich lange bekriegen und das arme Ländchen, das bald die Beute des einen, bald das Ziel der gierigen Blicke des andern wird, hineinziehen in die großen Verhältnisse ihrer eigenen Geschichte. Hier Frankreich, dort Spanien, die um die Weltherrschaft kämpfen; hier der bedrohte Katholicismus, dort der heranwachsende Protestantismus; hier eine fanatische Vertretung religiöser Interessen, dort ein leichtsinniges Spiel mit dem Glauben des Volks, und über allem schwebt die drohende Wolke des herannahenden fürchterlichen Krieges, der Deutschland volle dreißig Jahre aufs Tiefste erregen sollte.

In diesem kleinen Bünden, das nicht arm ist an Männern, „die mit dem nordischen Phlegma die südliche Verschlagenheit in glücklicher Mischung vereinigen,“ lebt Jürg Jenatsch. Ein Mann voll Ehrgeiz, voll kräftiger Handelsantriebe, von jugendlichem Feuer, voll glühender Begeisterung für das Recht und voll von der Rücksichtslosigkeit, die dem politischen Führer, will er anders Großes leisten, eine unentbehrliche Waffe ist. Aber alle seine Eigenschaften stehen im Dienste einer großen Idee, im Dienste seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Das Geschick seines Heimatländchens ist die Triebfeder all' seiner Handlungen. Für Bünden zieht er das Ornat des Pfarrers aus und gürtet das Schwert des Ritters um, für Bünden vergißt er seine Jugendliebe und zähmt die verzehrende Qual in seiner Brust, für Bünden wird er zum Verräther an seinem größten Wohlthäter, für Bünden endlich tritt er zum alten Glauben zurück, bricht er stolz mit seiner ganzen Vergangenheit. Um in die schwankende Wage des Geschicks seiner unglücklichen Heimat das entscheidende Gewicht zu werfen, macht er sich vor sich selbst verächtlich und wird ein Opfer seiner eigenen Größe.

Die Poesie des Gegensatzes (des Contrastes) findet in Jürg Jenatsch ihre edelsten Wirkungen. Jürg der Protestant, liebt Lucretia, die Tochter des alten katholischen Hauses der Planta und wird zum Mörder ihres Vaters. Lucretia, die seit ihrer Jugend eine schwärmerische Liebe zu Jenatsch trägt, fühlt sich zur Blutrache berufen und tödtet mit demselben

Schwerte, von dem ihr Vater getroffen wurde, den geliebten Mann. Der stolze, wilde Jenatsch, der Niemandem gehorchen kann, beugt sich demüthig vor der edlen Natur des Herzogs von Rohan. Er unterdrückt seinen eigenen Willen, weil der französische Held seinem Vaterlande das Heil bringen soll; da er aber einsieht, daß Rohan in seiner kindlich reinen Güte nur ein blindes Werkzeug Richeliens ist und daß der französische Cardinal die Versprechungen Rohans nicht zu halten gewillt sein würde, überwindet er seine Zuneigung zu dem Hugenottenführer, schließt einen Pact mit seinen ärgsten Feinden, den Spaniern, nimmt Rohan gefangen und — rettet sein Vaterland. So erscheint der Verrath geadelt — eine künstlerische Wirkung vornehmster Art, die an die Unschuld des sündigen Gretchens und an die Reinheit des Brutus erinnert, der seinen Freund und Beschützer gemordet.

Auch in dem „Heiligen" ist eine ähnliche Wandlung in ähnlicher Weise begründet; aber erscheinen auch die Ursachen für die Sinnesänderung dort gleicherweise natürlich und begreiflich, so groß und edel sind sie nicht. Meyer hat den von der Geschichte überlieferten Rohstoff fast unverändert in seine Dichtung hinübergenommen; er gestattet sich nur Zuthaten und diese dienen lediglich der psychologischen Erklärung der von der Geschichte verbrieften Vorgänge.

Thomas Becket, der dem Könige bisher in musterhafter Treue ergeben war, wird plötzlich, da ihn sein Wohlthäter zum Erzbischof von Canterbury macht, zu seinem ärgsten Feinde. Der Sprößling eines heidnischen Geschlechts, mitten unter dem unterworfenen und verachteten Stamme der Sachsen geboren, stirbt von dem gesammten Volke, von Eroberern und unterjochten Germanen und Sachsen als ein Heiliger verehrt. Wie war diese plötzliche Wandlung in der Gesinnung des Mannes, wie die Veränderung des Volkes zu erklären? Hier war ein Räthsel gegeben, wie es einzig die Phantasie des Poeten zu lösen im Stande ist.

Der Dichter giebt dem Mächtigen eine blühende Tochter. Grace, die er von seinen Wanderungen aus Spanien mitgebracht, nachdem die sarazenische Mutter dort gestorben war, wohnt in einem wundervollen, im maurischen Stile erbauten Schlößchen, abgelegen von dem gefährlichen Treiben der Welt und von dem Einfluß des zuchtlosen Hofes. Und dort findet Heinrich II. den Weg zu dem im Verborgenen blühenden Veilchen, und er vernichtet das Leben des Mädchens „von unmündiger Seele und kaum reifem Leibe". Dies ist die Ursache der plötzlichen Umwandlung in Beckets Verhältniß zu dem König. Thomas hatte nur das eine Kind; es war die Hoffnung seines Lebens, die Zukunft seines Ehrgeizes. Manchmal war ihm der Gedanke der Verbindung seiner Grace mit einem königlichen Prinzen, Richard dem Löwenherzen, dem er mit besonderer Liebe zugethan war, durch den Kopf gegangen. Grace war das einzige Band, daß ihn mit einer glücklichen Jugend verknüpfte. Alles das war auf einmal für ihn verloren, und der Räuber seines Glückes war der König,

sein Wohlthäter. Lange noch verbirgt Becket den nagenden Kummer und den täglich wachsenden Groll. Da ihm aber der König im blinden Vertrauen die höchste Stelle im Lande anbietet, um ihn, den so ergebenen Diener, zum Werkzeug gegen den Einfluß der Geistlichkeit zu machen, da enthüllt sich Beckets ganzes Innere. Was er bisher in dem Gefühl seiner Ohnmacht kräftig niedergehalten, es dringt mit verdoppelter Kraft an die Oberfläche; die Waffe, die ihm seine Stellung als Erzbischof von Canterbury und sein überlegener Geist, der bisher im Dienste des Königs gewaltet hat, an die Hand giebt, kann er nicht ungenutzt lassen, und so wird er zum fürchterlichen Feinde des Königs. Er bedient sich aller Mittel, um in dem Volke den Glauben zu erwecken, er sei vom Könige verfolgt und beleidigt.

Das ist die glückliche Lösung des Räthsels. Nur durch ein fürchterliches Unrecht Heinrichs II. an Thomas Becket findet des Problem seine Erklärung. Nur so begreift man, wie Heinrich zum Morde des Erzbischofs förmlich auffordern konnte, und wie er dann der mächtigen Stimme des Volkes gehorchend die Füße des Steinbildes auf dem Sarkophage des Märtyrers küssen und das Opfer seines eigenen Leichtsinns um den Sieg über seine Söhne anflehen mußte.

Die Ereignisse werden von einem deutschen Armbruster erzählt, der vor Jahren in Heinrichs Diensten gestanden und der durch eine seltsame Verschlingung der Thatsachen neben den beiden Hauptpersonen an Allem den gewichtigsten Antheil genommen hat. Daraus ergiebt sich ein zwiefacher Vortheil für die Wirkung des Kunstwerkes: was ein Augenzeuge erzählt, gewinnt an eindringlicher Wahrheit, und was der Zeitgenosse schildert, erscheint weit mehr im Lichte damaliger Anschauungen als was der moderne Dichter selbst vortragen würde.

Dies Kunstmittel der Verflechtung des Schildernden in die Ereignisse selber ist aber nirgend mit solcher Meisterschaft verwerthet, wie in „Die Hochzeit des Mönchs". Hier sind Fabel und Rahmen zu dem vollendetsten Zusammenklang gebracht. Entgegen den Ansichten maßgebender Kritiker, deren Urtheil uns sonst vielfach Zustimmung abringt, stellen wir diese Erzählung unmittelbar neben „Jürg Jenatsch" und den „Heiligen". Ja, in einer Beziehung übertrifft „Die Hochzeit des Mönchs" die genannten Werke: in dem Reichthum der Thatsachen, deren Gruppirung zudem eine überaus klare und deren Aufeinanderfolge eine so gleichmäßig logische ist. Der Untergang des Schiffes, welches das Brautpaar und die Hochzeitsgäste an's Land setzen soll, der Tod des Bräutigams, die Flucht der Braut in das Haus ihres Schwiegervaters, der sterbend seinem einzigen zurückgebliebenen Sohne, dem Mönch Astorre, die Pflicht aufdrängt, seine Kutte abzulegen und weltlich zu werden, um den Stamm der Vicedomini zu erhalten, die Verbindung Astorres mit Diana, der jungfräulichen Wittwe seines Bruders, des Mönchs unfreiwilliges Verlöbniß mit Antiope, seine stets wachsende Liebe zu diesem Kinde der geisteskranken Olympia, die

Beleidigung Antiopes durch Diana, Astorres Werbung im Namen seines Schwagers Germano, die Rache dieses Letzteren und endlich das Gericht Ezzelins und der Tod Antiopes und der beiden vor Zeiten eng befreundeten Jünglinge Astorre und Germano — diese Bilder werden vor unseren Augen in fliegender Hast vorübergeführt und doch in so heller Beleuchtung und wirksamer Anordnung, daß selbst die bis an die äußerste Grenze der Wahrscheinlichkeit gerückten Verhältnisse wahrhaft erscheinen.

Und kein Geringerer erzählt diese Thatsachen als der Dichter der Göttlichen Komödie. Dante ist in der Verbannung. Sein Gastfreund, Cangrande, Tyrann von Verona, bittet den trüb gestimmten Dichter, an dem harmlosen Spiele der Hofleute theilzunehmen. „Laß Dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen." Dante bittet, ihm ein Thema zu nennen und nachdem die Aufgabe gestellt ist, den entkutteten Mönch zu behandeln, entwickelt er aus einem Grabstein seine ganze vielverschlungene Erzählung. Jeder der Anwesenden muß darin eine Rolle spielen: in den Frauen, die den Tyrannen von Verona umgeben, spiegeln sich die Frauen der Handlung in Dantes Stegreifdichtung; der Narr wird von dem Hofe Cangrandes an den Ezzelins versetzt, und der ganze Hof muß es sich gefallen lassen, in einem Ereigniß, das um Jahrhunderte hinausgeschoben wird, sein eigenes Bild zu sehen.

Die Kunst des Dichters hat sich hier an ein Problem schwierigster Art gewagt: an die Darstellung des dichterischen Schaffens selber, in der Person eines der größten Dichter aller Zeiten. Aber das Wagniß ist gelungen. Wir halten diese Scene, in welcher Dante mitten unter den Hofleuten sich erhebt, um der Aufforderung des Fürsten nachzukommen, für das Schönste, was Meyer geschaffen hat.

Ein ähnliches Verhältniß wie hier zwischen Dante und dem Hofe des italienischen Kleinfürsten herrscht in der Erzählung „Das Leiden eines Knaben" zwischen Fagon, dem Leibarzte Ludwigs XIV., und diesem Könige und Frau Maintenon. Fagon trägt diesen Beiden mit aller Feinheit höfischer Erzählungskunst ein Erlebniß vor, das trotz seiner scheinbaren Unbedeutendheit Gelegenheit giebt, die Starrheit der Väter Jesu zu beleuchten und den König gegen sie einzunehmen. Mit den wenigen Strichen, die der Dichter auf die Zeichnung der beiden Zuhörer verwendet, stehen sie doch in ihrer ganzen Bedeutung vor uns. Fagon selbst ist meisterhaft gezeichnet; er findet innerhalb der Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers ein Seitenstück nur in dem Humanisten Poggio, welcher in der zierlichen Novelle „Plautus im Nonnenkloster" die Stelle des Erzählers einnimmt.

Daß „Das Leiden eines Knaben" im Ganzen die Wirkung nicht übt, die wir in den andern Werken Meyers empfangen, liegt an der Geringfügigkeit des Hauptmotivs; der unbegabte Sohn des Generals Bouffler, der bisher wegen des großen Einflusses seines Vaters die weitest gehenden Rücksichten von seinen Lehrern, den Jesuiten, erfahren hat, wird auf einmal

in seiner ganzen geistigen Schwäche bloßgestellt und mit so grausamer Nichtbeachtung seiner geringen Anlage behandelt, daß er, an seiner Ehre und an seinem Körper gekränkt, in Folge dieser Mißhandlung stirbt. Und alles dies, weil Bouffler in einer Streitsache den Jesuiten, denen er in gerechtester Weise Urtel gesprochen, Schriftstücke vorenthalten hat, welche sie zu ihrer eigenen Sicherheit glaubten besitzen zu müssen. Das Motiv ist, wie gesagt, ein wenig dürftig. Dadurch fehlt der Erzählung der Theil der Wirkung, die ihr eigentlicher Inhalt machen müßte; und so reich die Grazie des Vortrags und die einzelnen Feinheiten der Charakteristik auch hier wieder entschädigen mögen — die Gesammtwirkung steht nicht auf der Höhe von Meyers anderen Werken.

Ueberall zeigt sich Meyers Vorliebe für große historische Gestalten. Dieselbe Neigung, die ihn zu Thomas Becket, zu Dante und zu Ludwig XIV. hingezogen hat, führt ihn auch zu den bedeutsamen Ereignissen der Weltgeschichte, die wir unter dem Namen des Constanzer Concils und der Bartholomäusnacht kennen. Sie bilden eigentlich nur den Hintergrund der Erlebnisse eines verhältnißmäßig wenig bedeutenden Mannes oder, wie wir in einem Falle sagen müßten, kaum erwachsenen Jünglings. Aber die Ereignisse der Weltgeschichte sind so eng und so geschickt mit den Thatsachen aus dem Einzelleben der Hauptgestalten verknüpft, daß diese Letzteren zu wichtigen Mitwirkenden an den großen geschichtlichen Bewegungen anwachsen.

In der Bartholomäusnacht spielt „Das Amulett". Alle Schrecken und Grausen dieser fürchterlichen That der Unduldsamkeit ziehen an uns vorüber. Der Führer der Hugenotten selbst ragt mit dem Gewichte seiner Persönlichkeit und seinem Einfluß auf die Begebenheiten hinein in das bescheidene Leben eines schweizer Jünglings. — Der junge Schandau ist genöthigt, aus seiner Heimat zu fliehen. Er kommt nach Paris, wird durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen Secretär Colignys, tödtet im Zweikampfe einen Katholiken und giebt so den letzten Anstoß zum Ausbruch des lange schon wachsenden Hasses und des klüglich vorbereiteten Massenmordes. Ein Mündel Colignys, die schöne Gasparde, die wenige Stunden vor dem Ausbruche der Hugenottenverfolgung seine Ehefrau geworden ist und in den Schrecken der Bartholomäusnacht mit ihrem Vater allein geblieben war, soll eben das Opfer der wüthenden Katholiken werden, als der junge Schandau herbeieilt und sie glücklich im letzten Augenblicke der Gefahr entreißt. Mit Mühe entkommen sie über die französische Grenze und gründen auf dem angestammten Besitze in der Schweiz ihr Heim.

Stets bleibt der junge Schandau der Mittelpunkt der Erzählung, und doch gruppiren sich um ihn her die furchtbaren weltgeschichtlichen Ereignisse mit solcher Klarheit, solcher Einfachheit, solcher Nothwendigkeit, doch ist sein bescheidenes Leben so eng verknüpft mit all' den großen Vorgängen, daß sich das kleine Bild seines kurzen Pariser Aufenthalts zu einem

ergreifenden Gemälde der Hugenottenverfolgung erweitert. Der junge Schweizer, möchten wir sagen, steht im Vordergrund einer weiten Perspective, die den freien Blick auf alle ihn umgebenden und sein Geschick berührenden Weltereignisse gestattet.

Ein ähnliches Verhältniß waltet in „Gustav Adolfs Page". Wir werden mitten in das Lagerleben des dreißigjährigen Kriegs hineingeführt. Protestanten und Katholische stehen sich gegenüber; die beiden größten Feldherren des großen Krieges, Gustav Adolf und Wallenstein, stehen vor der Entscheidung einer großen Schlacht. Und wiederum ist es das Schicksal eines Einzelnen, eines schlichten schwärmerischen Mädchens, in dem, wie in einem Spiegel, die Kriegsgestalten ihr Abbild sehen lassen. Auguste Leubelfing, ein Kind des Lagers, war für ihren Vetter, den zaghaften Kaufmannssohn in Nürnberg, eingesprungen. Der alte Kaufherr hatte vor Gustav Adolf bei seiner Anwesenheit in Nürnberg mit unberechtigtem Stolze die Tapferkeit seines Söhnchens und seine Anhänglichkeit an den schwedischen König gerühmt und Gustav Adolf bot ihm die Stelle eines Pagen in seiner nächsten Umgebung an. Nun bedauert der alte Leubelfing sein voreiliges Wort, und nur durch die Entschlossenheit der jetzt in seinem Hause lebenden Base wird seine Sorge gehoben. Auguste ist dem Könige in unklarer Neigung ergeben. Sie ist beständig in seiner Nähe. Ihre Bewunderung wird zur Liebe, und das, was Gustav Adolf in dem Glauben, einen Knaben vor sich zu haben, im Scherze wagt, wird bei dem Mädchen zur Erregung einer Leidenschaft, die sich nicht mehr niederhalten läßt. Ein unwesentliches Ereigniß im Lager, die Beschuldigung eines Fürsten, ein kroatisches Mädchen bei sich im Zelte zu haben und damit seiner Frau ein Aergerniß zu geben, veranlaßt Auguste, den König einige Zeit zu meiden, um nicht auch den frommen züchtigen Herrscher in den Verdacht derselben Sünde zu bringen. Als aber der Kanonendonner die beginnende Schlacht verkündet, eilt sie wieder in seine Nähe und stirbt hier bei Lützen mit ihrem bewunderten Könige den Heldentod. —

Zu Constanz, während der Zeit des großen Kirchenconcils spielt die Haupt-Fabel der feinen humoristischen Erzählung „Plautus im Nonnenkloster". Es sind eigentlich zwei nebeneinander herlaufende Ereignisse, die geschildert werden: die Entdeckung der ersten Plautushandschrift durch Poggio, und die Entlarvung eines Klosterbetruges von beispielloser Naivetät. Beide Thatsachen werden von Poggio selbst „vor einem Casino der mediceischen Gärten" vorgetragen, wo sich „zum Genusse der Abendkühle eine Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmos Medici, den Vater des Vaterlandes, versammelt" hatte; und in der Art und Weise, wie Poggio vorträgt, wie sein Vortrag auf die Anwesenden wirkt, wie er nur ganz beiläufig Streiflichter auf die Männer des Concils und ihre Arbeiten während der Berathungen fallen läßt, wie er das Kloster, welches seine Plautushandschrift aufbewahrte, in seltsamster Weise aufbewahrte,

schildert — gerade darin liegt die wunderbare Wirkung der an Umfang kleinsten Novelle Meyers. Nirgend zeigt sich so glänzend die weithin herrschende Kenntniß der Geschichte, das Eindringen in die Sitten und Strebungen vergangener Zeiten wie hier. In Poggio spricht ein Geistesverwandter des Dichters. Der Ernst des Gelehrten, die feine Ironie des überlegenen Kopfes, der Stolz des glücklichen Finders, die Eleganz des Hofmannes und die vielseitige freie Bildung des Humanisten sind mit wenigen Strichen und doch mit solcher Sicherheit und Klarheit gezeichnet, daß in gewissem Sinne dieser Poggio als die abgerundetste Gestalt, die Meyer geschaffen hat, zu betrachten ist, und daß die Novelle „Plautus im Nonnenkloster", wenn man dieses Wort von einem Kunstwerk in so kleinem Maßstabe gebrauchen will, die vollendetste Erzählung des Dichters genannt werden kann.

Ein wenig gewagt ist die Aufgabe, die sich Meyer in „Der Schuß von der Kanzel" stellt. Dieselbe Feinheit in der Zeichnung der Menschen, dieselbe Treue in der Schilderung der Oertlichkeiten, dieselbe Sicherheit in der Wiedergabe der Zeitverhältnisse — die Erzählung spielt am Zurichersee in den Tagen der Lohenstein und Hoffmannswaldau — aber eine Kühnheit in der Erfindung der Fabel, die etwas verwunderlich ist. Ein Geistlicher, der seine Stellung verscherzt, weil ihn seine Leidenschaft zu Flinten und Pistolen soweit hinreißt, daß er sogar während der Predigt auf der Kanzel nicht unterlassen kann, das kleine Pistol in seiner Tasche zu berühren und zu prüfen, ist immerhin eine gewagte, nicht unbedingt wahrscheinlich zu machende Gestalt. Der Dichter bemüht sich, das Ereigniß durch zahlreiche Umstände zu begründen, und diese Begründung selbst ist von so feinem, schalkhaftem Humor, daß man an ihr seine herzliche Freude hat, wie an den Menschen selber. Aber die Thatsache, auf die es ankommt, glaubt man nur ungern, trotz der einfachen naiven Umgebung, in welche der Pfarrer gestellt ist, und trotz des überlegenen Witzes und Einflusses, den sein Bruder, der General, auf seine Umgebung ausübt.

Die vier Erzählungen, die Meyer als „Kleine Novellen" zusammenfaßt — Das Amulett, Gustav Adolfs Page, Plautus im Nonnenkloster, Der Schuß von der Kanzel — unterscheiden sich nur an Umfang von seinen größeren Schöpfungen; der Geist, der in ihnen waltet, ist derselbe. Ueberall das Bestreben, culturhistorisch interessante Phasen der Geschichte in einen größeren oder kleineren Spiegel zu reflectiren.

In Meyers jüngstem Erzeugniß „Die Richterin" ist es die ragende Gestalt Karls des Großen, welche die Handlung eröffnet und abschließt. Zu Beginn der Ereignisse ist er in Rom, nach der Krönung mit der Kaiserkrone, „welche ihn unlängst zu seinem herzlichen Erstaunen Papst Leo in rascher Begeisterung auf das Haupt gesetzt". Zum Schluß begegnen wir ihm in Rhätien. Er war auf den Ruf der Judicatrix Stemma hingeeilt, um die Lombarden zu züchtigen und dem Gau einen Herzog zu geben. Stemma, die das Bewußtsein einer alten Sünde sechszehn Jahre mit sich herumgetragen,

und die es durch ſtrenge Verwaltung des Richteramtes zu ſühnen gehofft, wird in einer Nacht von dem Bilde ihrer eigenen Phantaſie ſo mächtig erſchüttert, daß ſie in lauten Worten ihre Schuld bekennt, und ihr eigenes Kind, die Frucht ihres Fehls, wird die Zeugin dieſes Bekenntniſſes. Palma Novella, welche unter dem fürchterlichen Druck der Vorſtellung lebte, ihren Bruder Wulfrin ſündhaft zu lieben, erfährt plötzlich, daß ihnen beiden kein Blutstropfen gemein ſei. Und Wulfrin, der ſich deſſelben Verbrechens geziehen, fordert von dem herannahenden Kaiſer ſtrengen Urtheilsſpruch. Aber der Kaiſer tritt ſein Amt an die Richterin ab. „Wenn dieſe hier," beginnt Stemma vor allem Volke, „nicht das Kind Deines Vaters, nicht Deine Schweſter, ſondern eine Andere und Fremde wäre — Dein Frevel zerfiele in ſich ſelbſt." Und auf die vor ihr liegende Leiche der ſündigen Fauſtine deutend, fährt ſie fort: „Auch ich war das Weib eines Todten, auch ich habe den Gatten ermordet, die Herrin iſt wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes iſt dieſen zweien gemeinſam." Mit dieſer Selbſtbezichtigung hat ſie ſich das Todesurtheil geſprochen; ſie nimmt den Kryſtall aus dem Buſen, der den Reſt deſſelben Gifts enthält, das ſie ihrem Gatten gereicht hatte, leert das Fläſchchen und ſinkt entſeelt zu Boden.

Wieder ſind es die beiden mächtigen Geſtalten Karls und der Judicatrix, welche die Thatſachen ganz beherrſchen; und ohne Aufdringlichkeit in Einzelheiten oder gar in Wortfügungen und alterthümelnden Ausdrücken erſteht die Zeit vor uns, welcher Karl der Große ſeinen Charakter aufgeprägt hat. —

Meyers ſchöpferiſche Thätigkeit umfaßt keinen großen Zeitraum und — denkt man an die Fruchtbarkeit der meiſten unſerer zeitgenöſſiſchen Schriftſteller — eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Werken. Trotzdem erſtreckt ſie ſich über das ganze Gebiet der epiſchen und lyriſchen Dichtung. Der dramatiſchen ſteht Meyer fern, obwohl der Kenner ſeiner Werke aus der großen Fähigkeit, markige, geſchloſſene Geſtalten zu ſchaffen, aus der Tiefe der Motivirung der Ereigniſſe und ganz beſonders aus der von keinem modernen Dichter übertroffenen Sicherheit der Compoſition und Gruppirung ſchließen möchte, daß die hiſtoriſche Tragödie ſeinem Talente nahe liegen müßte. Vielleicht haben wir ein Werk dieſer Gattung noch zu erwarten.

Der Roman und die hiſtoriſchen Novellen, mit welchen Meyer bis heute unſer Schriftthum bereichert hat, zählen zu dem Vollendetſten, was die erzählende Dichtung in Deutſchland aufweiſen kann. Sie machen die peſſimiſtiſche Anſchauung von unſerm Epigonenthum zu Schanden. Iſt es unſerer Zeit auch nicht beſchieden, auf dem Gebiete der lyriſchen und der dramatiſchen Dichtung über unſere klaſſiſche Literaturperiode hinauszugehen, ſo wird man ihr doch einen ungeheuren Fortſchritt auf dem Felde der epiſchen Proſadichtung zuerkennen müſſen.

Wer iſt der Mörder?

Ziethen-Wilhelm.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

In größeren Zwiſchenräumen leſen wir in den Zeitungen immer wieder von da und von dort die erſchütternde Nachricht, daß ſich die Unſchuld eines Unglücklichen herausſtellt, der wegen eines ſchweren, gewöhnlich ſogar wegen des ſchwerſten Verbrechens zu den härteſten Strafen, zu lebenslänglichem Zuchthaus, ja zum Tode verurtheilt worden iſt. Bei der peinlichen Gewiſſenhaftigkeit, mit der die Rechtspflege bei uns gehandhabt wird, bei der geläuterten Bildung, dem makelloſen Charakter und der ſittlichen Bedeutung unſerer richterlichen Beamten ſind dieſe wenigen, aber darum doch nicht minder tieftraurigen Fälle nur dadurch zu erklären, daß eben alle menſchlichen Einrichtungen unvollkommene, und daß Allweisheit und Allgerechtigkeit die ausſchließlichen Attribute der Gottheit ſind.

Durch das Zuſammenwirken von zufälligen Umſtänden kann ſich der Schein einer begangenen Schuld vor den prüfenden Augen ſo verweſentlichen, daß ſich des unbefangenen Richters die Ueberzeugung von dem unzweifelhaften Vorhandenſein dieſer Schuld bemächtigen muß. Wer ſich die Mühe gegeben hat, den einzelnen Fällen der Verurtheilung Unſchuldiger, wie dieſe in jüngſter Zeit an's Licht gezogen und öffentlich zur Sprache gebracht worden ſind, nachzuſpüren, wird jedesmal die Wahrnehmung gemacht haben, daß der einzelne Fall, ſo wie er zur Zeit der Verurtheilung des Angeklagten der Entſcheidung ſich darbot, kaum anders beurtheilt werden konnte, als er damals beurtheilt worden iſt. Für die Unſchuld des Angeklagten ſprach immer nur er ſelbſt. Und da in den meiſten Fällen die Schuldigen die begangene That mit derſelben Beſtimmtheit leugnen, wie

hier die unschuldig Angeklagten ihre Unschuld betheuerten, da die Schuld, die sich der Strafe entziehen will, unter Umständen derselben eindringlichen und ergreifenden Sprache mächtig ist, wie die ungerecht verfolgte Unschuld, so verfehlten die leidenschaftlichen Betheuerungen des unverdient Belasteten ihren überzeugenden Eindruck auf die Richter. Waren diese Richter doch daran gewöhnt, immer dieselben feierlichen Anrufungen des allmächtigen Gottes, dieselben verzweifelten Drohungen gegen die Geschworenen für den Fall, daß diese das Schuldig sprechen sollten, auch aus dem Munde derer zu vernehmen, deren Schuld über allen Zweifel nachgewiesen war, und die sich dann auch später, in der Einsamkeit der Zelle ihren eigenen Gedanken überlassen, sehr oft durch ihr Gewissen dazu gedrängt gefühlt haben, ihr Verbrechen zu bekennen.

Fast alle Fälle der Verurtheilung Unschuldiger sind in ihrer tragischen Wahrheit dadurch an's Licht gekommen, daß sich der wahre Schuldige, von den Qualen des Gewissens bis zur Besinnungslosigkeit gefoltert, selbst den Gerichten gestellt und ein umfassendes Geständniß abgelegt hat. Und fast immer sind bei diesen Selbstanzeigen Thatsachen zum Vorschein gekommen, die zur Zeit der Verhandlung des Processes kein Sterblicher außer dem Schuldigen selbst wissen konnte.

Es kommt als sehr wichtiges Moment noch dazu, daß die unter der Anklage eines schweren Verbrechens vor den Richter gestellten Persönlichkeiten in den meisten Fällen einen sehr schlechten persönlichen Eindruck machen, daß von ihnen Dinge bekannt werden, die die Betreffenden als solche, bei welchen „man sich der That wohl versehen könne", hinzustellen geeignet sind; daß aus ihrem Vorleben eine Reihe von Thatsachen zur Sprache kommen, die nur für ihren unsittlichen und lasterhaften Charakter sprechen. Glaubwürdig erscheinen diese Personen fast nie. Man erfährt aus ihrem ganzen Leben von früher Kindheit bis zu dem Augenblick, da sie uns auf der Anklagebank gegenüberstehen, eine Reihe von häßlichen, nichtswürdigen und abscheulichen Handlungen, die unwillkürlich zu einer gewissen Voreingenommenheit gegen den der That Beschuldigten bestimmen müssen. Kommt nun noch dazu, daß eine ganze Gruppe von sachlichen Umständen, deren zufällige tückische Verknüpfung kein Sterblicher zu durchschauen vermag, den Angeklagten der verbrecherischen That beschuldigen, so wird uns der Mann, den wir aus zahlreichen früheren Vorkommnissen als einen Lügner, Schwindler, Betrüger, als einen rohen und gewaltsamen Menschen kennen gelernt haben, und den nun das Sachliche mit der dunklen That in engsten Zusammenhang zu bringen scheint, schwerlich von seiner Unschuld überzeugen können, wenn er für diese eben nichts Anderes, als seine bestimmte feierliche Versicherung geltend machen kann. Wir glauben ihm nicht! Er hat früher gelogen, geschwindelt, sich an fremdem Eigenthum vergriffen, lästerliche Drohungen ausgestoßen, er ist am Orte der That zur Zeit, da die That begangen worden ist, gesehen worden, oder er hat mit

dem Opfer in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, oder man findet bei ihm irgend einen Gegenstand, der ihn der Schuld zu bezichtigen geeignet erscheint, seine eigenen Erklärungen erscheinen wenig glaubhaft — da hat sich der Geschworene nach seiner Ehre und seinem Gewissen seine Ueberzeugung von der Schuld gebildet und muß ihn verurtheilen! Alles spricht gegen den Angeklagten, für ihn spricht nur sein eigener Mund, und man weiß, daß alle Verbrecher bis zum letzten Augenblick, so lange noch ein Fünkchen von Hoffnung, der Strafe sich entziehen zu können, glimmt, mit eherner Stirn lügen und schwindeln.

Einen geradezu typischen Fall für die, wenn ich mich so ausdrücken darf, nothgedrungene Irreleitung des richterlichen Urtheils verdanke ich einer Mittheilung Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Wir sprachen einmal gelegentlich über sogenannte „Justizmorde", die ich lieber als fahrlässige Tödtungen durch die Justiz bezeichnen möchte, und da theilte mir der Herzog aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen das Folgende mit:

In einem thüringischen Dorfe wurde vor einer langen Reihe von Jahren ein Mord entdeckt. Man fand einen Bauer in der Vorderstube seines etwas abseits liegenden Häuschens erschlagen. Der Mörder war von hinten eingestiegen. Er hatte eine Leiter angelegt und das Fenster des hintern Zimmers eingedrückt, war durchgekrochen, hatte sich dann nach vorn geschlichen, den Bauer überfallen und niedergeschlagen. Der Mörder hatte die Kommode und den Schrank erbrochen und alles baare Geld mitgenommen. In dem hintern Zimmer, durch das er seinen Rückzug nahm, waren verschiedene Eßwaaren aufgehängt. Von den dortigen Vorräthen fehlten verschiedene Sachen, unter andern ein Schinken und einige Würste.

Man stellte sofort umfassende Untersuchungen an, und es fand sich ein Zeuge, der in der vorgerückten Abendstunde einen Menschen unter den verdächtigsten Umständen aus dem Hause des Erschlagenen hatte kommen sehen. Der Mensch schien unter seiner abgerissenen Kleidung einen größeren Gegenstand, der wohl der geraubte Schinken sein konnte, zu verbergen. Sobald dieser Mensch den Zeugen erblickte, lief er was er konnte querfeldein. Der Betreffende wurde dann in einiger Entfernung davon auch von andern Leuten gesehen.

Die Aussagen aller dieser Zeugen stimmten überein und lenkten den Verdacht auf einen notorischen Landstreicher und Verbrecher, der erst vor wenigen Tagen aus dem Zuchthause entlassen worden war. Man fahndete auf ihn, ergriff ihn schon am Tage darauf und fand bei ihm in der That einen angeschnittenen Schinken. Außerdem wurde festgestellt, daß er eine Wurst verkauft hatte. Er wurde verhaftet.

In der Untersuchungshaft leugnete er zunächst Alles. Aber den erdrückenden Beweisen gegenüber verstand er sich widerwillig und unter immer neuen Ausflüchten und Lügen zu einem halben Geständniß. Er gab zu,

daß er den Schinken und die Würste allerdings gestohlen habe, von dem Morde aber wollte er durchaus nichts wissen. Er erzählte eine ganz unglaubwürdige Geschichte: er sei bei dem Hause vorübergestrolcht, es sei halb dunkel gewesen, er habe da eine Leiter an ein Fenster gelehnt stehen sehen, sei eingestiegen, habe die betreffenden Gegenstände gestohlen und sich dann davon gemacht.

Der Mensch war wegen schwerer Verbrechen: wegen Körperverletzung, wegen Diebstahls mit Einbruch, schon oft und hart bestraft. Er war als roher Patron überall bekannt. Er war nebenbei ein verschmitzter Bursche, dem man sehr wohl zutrauen konnte, daß er schlau genug sei, den Diebstahl einzugestehen, da dieser nicht mehr geleugnet werden konnte, um durch das Geständniß des einen Verbrechens den Zweifel an seiner Thäterschaft des von ihm hartnäckig in Abrede gestellten andern Verbrechens hervorzurufen. Er wurde vor die Geschworenen gestellt, schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt.

Als das Todesurtheil der landesherrlichen Genehmigung unterbreitet wurde, ließ sich der Herzog, wie immer in solchen Fällen, die Acten kommen. Und so sehr auch er von der Schuld überzeugt sein mußte, nahm er doch Abstand davon, das Urtheil zu bestätigen. Die That selbst hatte eben keinen Zeugen gehabt. Der Angeklagte versicherte vom ersten Augenblick bis zum letzten unausgesetzt, daß er den Bauer nicht ermordet habe. Und da die Schuld an dem Morde eben nur aus den Umständen gefolgert wurde, daß man den Betreffenden zur Zeit, da das Verbrechen begangen sein mußte, aus dem Mordhause hatte herauskommen sehen, daß er von den dem Ermordeten geraubten Gegenständen einige an sich gebracht hatte, und daß der Angeklagte ein wüstes, sittenloses, verwahrloses Individuum war, so wandelte der Herzog die Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe um.

Die Sache war längst in Vergessenheit gerathen, der Betreffende saß seit wohl zehn Jahren im Zuchthause, da ereignete sich Folgendes. In einem andern Zuchthause in Bayern liegt ein alter Verbrecher in den letzten Zügen. Er weiß, daß sein Leben nur noch nach Stunden gezählt ist. Er läßt den Prediger kommen und sagt ihm nun Folgendes: „Ehe ich vor den ewigen Richter trete, will ich meine Seele noch von einer schweren Sündenlast befreien. Den Bauer in Thüringen habe ich ermordet. Ich habe die Leiter angelegt, habe die Scheiben eingedrückt, bin durch die Speisekammer nach vorn gedrungen, habe den Bauer erschlagen, habe den Schrank und die Kommode erbrochen und das Geld mit mir genommen. Als ich mich wieder hinausschleichen wollte, hörte ich in der Vorrathskammer Geräusch. Ich wartete, bis es wieder ruhig war, und machte mich dann aus dem Staube. Niemand hat mich gesehen. Ich bin gleich am andern Tage über die bayerische Grenze gegangen und habe da das Geld langsam ausgegeben. Ich habe wohl gehört, daß man einen Andern gefaßt hätte, aber was aus dem geworden ist, weiß ich nicht. Später bin ich wegen

eines andern Verbrechens, eines Raubanfalls, zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, die ich hier verbüße. Ich will aber nicht sterben, ohne vorher die Wahrheit gesagt zu haben."

Der alte Sünder überlebte sein Geständniß in der That nur wenige Stunden. Der Geistliche machte die betreffende Anzeige. Die Untersuchung wurde wieder aufgenommen, und es stellte sich heraus, daß der bayerische Zuchthäusler die volle Wahrheit gesagt hatte.

Es waren also an demselben Orte und zu gleicher Zeit von zwei Verschiedenen, die ganz unabhängig von einander handelten, und die nichts von einander wußten, zwei verschiedene Verbrechen verübt worden. In der Vorderstube war ein Mord, in der Hinterstube ein schwerer Diebstahl begangen. Dieses verhängnißvolle Zusammenwirken von zufälligen Umständen führte natürlich dazu, daß man den Menschen, der des einen Verbrechens überführt worden war, und der hoch und theuer sich verschwor, keinen Mitthäter gehabt zu haben, der nebenbei ein Mensch war, dem man einen Mord sehr wohl zutrauen konnte, der beiden Verbrechen für schuldig hielt.

Ein anderer Fall, der sich vor zehn Jahren in Wien abgespielt hat, ist zu allgemeinster Kenntniß gelangt und wohl nicht vergessen worden.

In einem alten, seitdem längst abgebrochenen Gasthofe in der Kärntnerstraße, „Zum wilden Mann", hausten zu Anfang der siebziger Jahre verschiedene Frauenzimmer von schlechtem Lebenswandel. Unter diesen Mädchen gab es oft Streit. Es kam bisweilen auch zu Handgemengen. Namentlich zwischen den beiden Nachbarinnen im dritten Stock, einer gewissen Katharine Balogh und Katharine Steiner, deren beide Zimmer eine gemeinsame Thür hatten, kam es häufig zu den widerwärtigsten Auftritten. Die Balogh war ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren, immer guter Laune, die Steiner, obgleich auch erst vierundzwanzig Jahre alt, doch schon verblüht, jähzornig, frech und gewaltthätig. Die Steiner ärgerte sich namentlich darüber, daß die Balogh viel größere Erfolge hatte als sie. Auf wüste Schimpfreden folgten Schlägereien. Die Steiner sprang der Balogh auch einmal an die Gurgel, und sie äußerte sich über ihre jugendfrischere und liebenswürdigere Nebenbuhlerin in der rohsten Weise; einmal sagte sie: sie werde die Balogh caput machen u. s. w.

Am 3. April 1878 wurden die Bewohner des Gasthofs „Zum wilden Mann" durch Schreie erschreckt. Die Steiner schrie um Hülfe. Sie war in das Zimmer der Balogh getreten und hatte diese todt am Boden ausgestreckt gefunden. Die Leiche war in einer Lage, die auf eine gewisse Fürsorge schließen ließ: die Kleider waren geglättet und die Haare über das Gesicht gelegt. Man fand in der Nähe ein geleertes Glas und schloß im ersten Augenblick auf Vergiftung. Als der herbeigerufene Arzt aber constatirte, daß die Balogh erwürgt worden war, stand es für alle Hausbewohner fest, daß die That von keinem Andern als von der Steiner verübt sein konnte. Die Beiden hatten am Tage vorher noch Streit gehabt.

Die Steiner und noch eine andere Person, die dasselbe Leben führte, wurden verhaftet. Diese letztgenannte beschuldigte die Steiner noch sehr schwer durch verschiedene verfängliche Angaben. Die Steiner benahm sich vor Gericht überaus ungeberdig und frech. Sie behauptete, sie wisse von dem Morde nichts. Indessen hatte ihr Benehmen an der Leiche bei allen Zeugen den Verdacht hervorgerufen, daß nur die Steiner es gewesen sein könne. Sie hatte zugleich die thörichtsten Sachen gesagt und behauptet, sie wisse ganz genau, der Teufel sei dagewesen und habe die Balogh ermordet. Verschiedene sachliche Kleinigkeiten belasteten die Steiner noch mehr, und da kein genügend erscheinender Anhaltspunkt dafür gefunden werden konnte, daß ein Anderer den Mord begangen haben könne, wurde die Steiner, die während der ganzen Verhandlungen durch ihre Koketterien mit dem Publikum, ihre wüsten Beschimpfungen unbequemer Zeugen, ihr freches Verhalten den Richtern gegenüber den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht hatte, von den Geschworenen schuldig gesprochen und vom Gerichtshofe zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Der oberste Gerichtshof änderte auf Antrag des Vertheidigers Dr. Max Neuda das Urtheil ab. Der oberste Gerichtshof erklärte, daß, da nachweislich ein Zeuge, der auf das Bestimmteste ausgesagt hatte, die Steiner habe gedroht, der Balogh ein Leid zuzufügen, irrsinnig gewesen sei, für die Annahme eines Mordes kein begründetes Motiv vorliege; allein es müsse andererseits „mit fast apodiktischer Gewißheit" angenommen werden, daß nur die Katharine Steiner die That verübt haben könne. Die umfassendsten Nachforschungen, ob nicht etwa ein junger Mann, der die Nacht bei der Balogh verbracht und mit ihr noch gefrühstückt hatte, diese That begangen habe — der Vertheidiger hielt die Möglichkeit des sogenannten Lustmordes nicht für ausgeschlossen — hätten zu keinem Ergebniß geführt, und es liege auch nicht das Geringste vor, das eine andere Person dieser That belaste. Der Cassationshof nahm den letzten Zank zwischen der Balogh und der Steiner als das Motiv der That an und verurtheilte nun Katharine Steiner wegen Todtschlags zu sechs Jahren schweren Kerkers.

Die Steiner hatte ihre Strafe noch nicht abgebüßt, als sich in dem mährischen Städtchen Znaim im Februar 1882 ein der Armee angehöriger junger Mann, Namens Waschauer, der Sohn eines angesehenen Beamten, der Behörde mit der Selbstanklage stellte, daß er den Mord begangen habe. Er war von der Balogh in der Kärntnerstraße angesprochen worden und dieser auf ihr Zimmer gefolgt. Der junge Mann trug sich damals mit Selbstmordgedanken. Er behauptete, Blausäure bei sich geführt zu haben, und er habe sich auf dem Zimmer der Balogh das Leben nehmen wollen. Er habe die Blausäure in den Kaffee gegossen. Die Balogh habe durch einen unglücklichen Zufall diesen Kaffee getrunken, und um ihr Röcheln zu ersticken, habe er sie erwürgt. In der Leiche waren damals Spuren von Blausäure nicht entdeckt worden. Da der junge Mann sich ein wenig

mit Chemie abgegeben und sich die Blausäure selbst bereitet hatte, ist es sehr wohl möglich, daß er ein mangelhaftes und schlechtes Fabrikat hergestellt hat, das der Balogh vielleicht ernsthafte Schmerzen bereitet, aber doch keine erkennbaren Spuren hinterlassen hat. Vielleicht ist auch die ganze Blausäuregeschichte erfunden. Jedenfalls erschienen die Angaben des Waschauer in allem Wesentlichen so glaubhaft, daß das Verfahren gegen die Steiner wieder aufgenommen wurde. Nun wurde die Nichtschuld der Verurtheilten bis zur Evidenz bewiesen. Katharine Steiner wurde, nachdem sie vier Jahre schweren Kerkers verbüßt hatte, auf freien Fuß gesetzt. Durch das beständige Weinen hatten ihre Augen so gelitten, daß sie beinahe erblindet war. Waschauer wurde, da sein Geisteszustand eine strafrechtliche Verfolgung und Bestrafung ausschloß, einem Irrenhause übergeben.

Als sehr charakteristisch ist hervorzuheben, daß in diesem Falle, wie fast immer, die öffentliche Meinung sich zunächst energisch dagegen gesträubt hat, die Selbstanzeige als eine begründete anzuerkennen.

Es kommt in der That sehr häufig vor, daß sich Geisteskranke der schwersten Verbrechen bezichtigen, an denen sie vollkommen unschuldig sind. Und gerade mysteriöse Mordprocesse, die die öffentliche Meinung in fieberhafte Erregung versetzen, sind ganz dazu angethan, eine krankhafte Phantasie zu erhitzen und zu den sinnlosesten Lügen zu veranlassen. Es ist auch vorgekommen, daß verbrecherische Frivolität, die krankhafte Sucht, von sich reden zu machen, zu falschen Selbstdenunciationen verleitet hat. Aeußerste Vorsicht ist also diesen Selbstangebern gegenüber auf alle Fälle geboten, und man begreift, daß die öffentliche Meinung, die zu unserem Glücke das vollste Vertrauen zu unserer Rechtsprechung hat, zunächst lieber an eine Verirrung eines Wahnwitzigen, als an einen Irrthum unserer in der allgemeinen Achtung höchststehenden und mit Recht verehrtesten Mitbürger glauben mag.

Erst langsam, bedächtig und widerstrebend lassen wir uns nach der Schuldigsprechung davon überführen, daß derjenige, der aus sachlichen und persönlichen Gründen hat verurtheilt werden müssen, unschuldig verurtheilt worden ist, und daß den bisher im Dunkel gebliebenen Thäter, der nun plötzlich hervortritt, die verdiente Strafe zu treffen hat.

Es müssen gar verschiedene Motive zusammentreffen, um in uns die Ueberzeugung von der Schuld des zuerst Verurtheilten zu erschüttern und uns nachträglich an die Schuld des Selbstangebers glauben zu lassen.

Wir müssen, nachdem wir uns von dem Eindruck, den die Verurtheilung in uns hervorgerufen hat, völlig freizumachen versucht haben, bei nochmaliger aufmerksamer und unbefangener Prüfung des sachlichen und persönlichen Materials, das zu jener Verurtheilung geführt hatte, uns davon überzeugen, daß die Angaben des bereits Verurtheilten, wenn wir dieselben nun unter dem neuen Gesichtspunkte, der uns durch die Selbstanzeige eines Anderen gegeben worden ist, in's Auge fassen, wahr sein

können. Wir müssen uns überzeugen, daß alle Einzelheiten, welche der Selbstangeber über die angeblich von ihm begangene That mittheilt, wahr sein können. Wir haben genau zu prüfen, ob wir in dem Selbstangeber auch einen vollkommen zurechnungsfähigen Menschen vor uns haben. Wir haben die Beweggründe zu prüfen, die ihn bisher zum Schweigen und jetzt zum Sprechen veranlaßt haben können. Wir haben zu prüfen, ob sich die Betheuerungen des früher Verurtheilten mit der Selbstanklage des sich nun als Thäter Bekennenden in Einklang bringen lassen. Mit einem Worte: wir müssen aus allen den Umständen, die wir jetzt erst vollkommen überschauen, aus den früheren Verhandlungen und den Mittheilungen des Selbstdenuncianten, uns ein klares anschauliches Bild jenes Vorgangs machen können, der uns freilich schon früher aufgeklärt zu sein schien, da wir eben den Worten des zunächst der That Beschuldigten keinen Glauben beizumessen im Stande waren, der sich jetzt aber bei nochmaliger Prüfung unter den veränderten Verhältnissen doch darstellt als ein in vielen Punkten noch unaufgeklärter und dunkler, und der erst jetzt durch die Selbstanzeige seine völlige Klärung erhält.

Treffen alle diese Umstände zusammen, so wird man genöthigt sein, an einen verhängnißvollen Irrthum, der die Verurtheilung des zunächst Beschuldigten herbeigeführt hat, zu glauben; so wird man das schmerzlichste Bedauern darüber empfinden müssen, daß aller Fürsorge und aller Gewissenhaftigkeit zum Trotz selbst in den denkbar ernstesten Fragen, die über Freiheit und Leben des Mitmenschen entscheiden, unser menschliches Irren so großes Unheil anrichten kann.

Und Jedermann, der ein lebendiges Gefühl für das Wahre und Sittliche in sich trägt, wird sich gedrungen fühlen, das Wenige, was der Einzelne vermag, zur Beseitigung des gewaltigen Unrechts und des unverschuldeten Leidens beizutragen.

Frevelhaft und schändlich wäre es, den Richtern, die durch die unglückliche Verkettung von Verhältnissen auf die falsche Bahn gedrängt worden sind, einen Vorwurf zu machen. Man schlage sich doch an seine eigene Brust, man frage sich: wie würdest du geurtheilt haben, wenn dir die Sachlage so vor Augen gelegen hätte, wie sie sich damals darstellte, und bevor dir die Wahrheit, wie sie jetzt durch die Selbstanzeige erst zum Durchbruch kommt, bekannt sein konnte? Und mit tiefer Bekümmerniß wird man eingestehen müßen, daß man sich selbst an dem gräßlichen Irrthum betheiligt haben würde.

Ein noch größeres und beleidigenderes Unrecht aber würde man unseren Richtern zufügen, wollte man ihnen die schmachvolle Vermuthung unterschieben, daß sie sich der Macht der Wahrheit deshalb widersetzten, weil diese Wahrheit im Widerspruch steht mit jenen Dingen, die sie früher für wahrhafte gehalten, die die Unterlage ihrer früheren Verurtheilung gebildet haben, daß sie, um sich das demüthigende Gefühl zu ersparen, in folgenschwerster

Weise geirrt zu haben, lieber den alten Irrthum aufrecht erhalten, als den Irrthum nachträglich anerkennen wollen.

Nein und abermals nein! Unsere Rechtsprechung steht zu hoch, als daß sie zur Rechthaberei hinabsteigen könnte! Mag sie die alleräußerste Consequenz ziehen und sagen: „Fiat justitia et pereat mundus“ — den Satz: „Fiat injuria et pereat mundus“ verstehen wir nicht, werden deutsche Richter nie verstehen.

II.

Es ist der Fall Ziethen-Wilhelm, der zu diesen allgemeineren Betrachtungen die Veranlassung gegeben hat.*)

Die Sachen liegen hier so verworren und verwickelt wie nur möglich. Ehe wir sie in ihren Einzelheiten schildern, wollen wir hier nur die gröbsten Umrisse ziehen.

Ziethen wird beschuldigt, am 25. October 1883 seine Frau ermordet zu haben, und am 2. Februar 1884 von den Elberfelder Geschworenen zum Tode verurtheilt. Die Todesstrafe wird durch die Gnade des Kaisers in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. In den ersten Tagen des Juni 1887 meldet sich Ziethens Lehrling, Wilhelm und erklärt, er habe Frau Ziethen ermordet; Ziethen wisse nichts von der Sache. Infolgedessen wird Wilhelm verhaftet. Als er im Gefängniß sitzt, nimmt er sein Geständniß zurück. Nach einiger Zeit nimmt er diesen Widerruf wieder zurück und bezeichnet ihn als eine Lüge. Er bleibt bei seiner früheren Aussage, daß er den Mord begangen habe. Infolge dieser Selbstdenunciation werden die nöthigen Schritte gethan zur Wiederaufnahme des Verfahrens. Das Elberfelder Landgericht beschließt am 14. October d. J. mit sehr eingehender Begründung, das Verfahren wieder aufzunehmen. Der Staatsanwalt beruhigt sich nicht dabei, und die Sache geht nun an die Beschwerdeinstanz, das Oberlandesgericht zu Köln. Dieses hebt den Beschluß des Elberfelder

*) Als der Barbierlehrling August Wilhelm im Juni d. J. sich den Behörden mit der Anzeige stellte, daß er Frau Ziethen ermordet habe und diese Angabe durch eine Reihe von Einzelheiten, die mit dem Thatbestande in Einklang standen, glaubhaft zu machen wußte, schrieb ich über die „Verurtheilung eines Ungeständigen und Selbstanklage eines Freigesprochenen“ eine Reihe von Aufsätzen, die das „Berliner Tageblatt“ in seinem Feuilleton vom 12. bis 16. Juli veröffentlicht hat. Ich gab damals einen möglichst vollständigen und übersichtlichen Bericht des Thatbestandes, wie er sich zunächst bei den Verhandlungen gegen Ziethen dargestellt hatte, und wie er sich nun nach der Selbstdenunciation Wilhelms unter den dadurch veränderten Bedingungen darstellte. Da ich mich zu meiner gegenwärtigen Arbeit gezwungen sehe, über die thatsächlichen Vorgänge vor, während und nach der Ermordung der Frau Ziethen zu berichten, und sich diese seitdem natürlich nicht verändert haben, werde ich nicht umhin können, von meiner früheren Arbeit, zu deren Urheberschaft ich mich nun zu bekennen habe, Einiges zu benutzen. Die Anordnung und Vertheilung des Stoffes muß für den gegenwärtigen Aufsatz natürlich eine ganz andere sein.

P. L.

Landgerichts auf und weist den Antrag auf die Wiederaufnahme des Verfahrens zurück. Das Oberlandesgericht zu Köln hält den allerdings sehr verlogenen Wilhelm für einen Schwindler und Lügner, auf dessen Aussage nichts zu geben sei, und erklärt Ziethen für genügend belastet. Ziethen bleibt also im Zuchthause, Wilhelm wird auf freien Fuß gesetzt.

Wie man sieht, haben hier zwei richterliche Collegien, das Elberfelder Landgericht und das Kölner Oberlandesgericht, widersprechende Beschlüsse erlassen. Eines der beiden hat sich sicherlich geirrt, entweder das Elberfelder oder das Kölner Collegium.

In einer Frage wie dieser aber, in der es sich thatsächlich um Leben und Tod handelt, oder doch um Freiheit und lebenslängliches Zuchthaus, was dem Tode am nächsten steht, ist es schon an und für sich recht betrübend, wenn zwei Richtercollegien, die aus gleich ausgezeichneten, einsichtigen, gewissenhaften und hochgeachteten Männern bestehen, grundverschiedene Beschlüsse fällen, wenn die Einen durch ihren Beschluß zu verstehen geben, daß Wilhelm möglicherweise der Thäter und Ziethen unschuldig verurtheilt sein könne, die Andern aber der Ueberzeugung sind, daß Ziethen der Mörder und daß Wilhelm ein nichtswürdiger, frivoler Lümmel und Lügner sei, der sich mit dem, was uns auf Erden als das Höchste gilt, mit dem Rechte ein ruchloses Spiel erlaubt hat.

Wenn nun auch der Spruch des höchsten Gerichtshofs ausschlaggebend für das Geschick Ziethens ist, so bleibt darum doch die Thatsache bestehen, daß andere Richter, die die Verhältnisse gerade so gut zu beurtheilen im Stande sind, wie die Mitglieder des Kölner Oberlandesgerichts, nämlich die Mitglieder des Elberfelder Landgerichts, der Ansicht sind, daß Ziethen das Opfer eines verhängnißvollen richterlichen Irrthums sein könne, und daß es jedenfalls der Mühe verlohne, den Wilhelm nicht einfach als einen Lügner, dessen Aussagen keinerlei Bedeutung hätten, vor der Schwelle abzuweisen und die Sache unter den veränderten Bedingungen, die sie durch Wilhelms Aussage erhalten hat, noch einmal mit aller Genauigkeit und aller Gewissenhaftigkeit zu prüfen.

Das ist die Ansicht der Elberfelder Richter, und es wird Jedermann gestattet sein, diese Ansicht zu theilen und sich dadurch in Widerspruch mit dem bedeutsamen Beschlusse des Kölner Oberlandesgerichts zu setzen.

Ich habe diese Angelegenheit aus dem sehr ausführlichen und von keiner Seite bemängelten, als stenographisch bezeichneten und nahezu wörtlichen Berichte der „Elberfelder Zeitung" auf das Aufmerksamste und in allen Einzelheiten durchgearbeitet. Bei der Oeffentlichkeit unseres gerichtlichen Verfahrens giebt es keine Geheimnisse und Verborgenheiten. Ich darf also ohne Ueberhebung behaupten, daß ich die Sache gerade so gut kenne wie jeder Andere. Und ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich aus den öffentlich bekannt gewordenen Thatsachen zu jener Ueberzeugung

gedrängt worden bin, aus welcher der Beschluß des Elberfelder Landgerichts, das Verfahren gegen Ziethen wieder aufzunehmen, hervorgegangen ist.

Sollte man mich fragen wollen, woher ich das Mandat genommen habe, in dieser Sache, die durch den unabänderlichen Spruch unparteiischer Richter eines höchsten Gerichtshofs abgethan ist, noch einmal das Wort zu ergreifen, so könnte ich darauf nur erwidern: Ich habe kein anderes Mandat, als das mir von meinem menschlichen Gefühl ertheilte. Nicht leichtfertig, nicht ohne harten innern Kampf, nicht ohne gewissenhafteste Prüfung habe ich mich dazu entschlossen, da zu sprechen, wo Schweigen so viel bequemer wäre. Aber die Sache ließ mir keine Ruhe. Sie ist zwar entschieden, aber wie ich trotz aller schuldigen Ehrerbietung vor dem Richterspruche sagen darf, noch immer nicht aufgeklärt. Der Kölner Urtheilsspruch hat den Elberfelder Beschluß umstoßen können, er hat aber das bei Vielen herrschende Vertrauen zur Gerechtigkeit des Elberfelder Spruchs nicht zu erschüttern vermocht. In der Oeffentlichkeit, die dieser Angelegenheit die ernsthafteste und berechtigtste Theilnahme entgegenbringt, steht noch immer Meinung gegen Meinung. Unser Rechtsgefühl lehnt sich dagegen auf, das unanfechtbare kirchliche „Roma locuta est" auch auf dem Gebiete des Rechts gelten zu lassen. Die Rechtskraft schafft unabänderliche Thatsachen; aber die durch die Ueberzeugung erzwungene und in respectvollster Form gehaltene Kritik schließt sie deswegen nicht aus.

Das Elberfelder Landgericht hat angenommen, daß die Mittheilungen, welche August Wilhelm im Juni über die Ermordung der Frau Ziethen machte, genügend erhebliche seien, um die Wiederaufnahme des Verfahrens zu rechtfertigen. Die Entscheidungsgründe der Elberfelder Richter sind bis zur Stunde nicht bekannt geworden. Aber nach dem, was allgemein bekannt geworden ist, erscheint dieser Beschluß in der That sehr erklärlich.

Im Augenblicke seiner Verhaftung, während der Untersuchungshaft, während der Verhandlungen und nach der Verurtheilung im Zuchthause hat Ziethen unablässig und in der energischsten und feierlichsten Weise betheuert, daß er unschuldig sei. Er hat sich niemals in Widersprüche verwickelt. Das, was abgesehen von seinen allgemeinen Charaktereigenschaften als ihn in diesem besonderen Falle belastend angeführt worden ist, ist, wie wir später sehen werden, von erstaunlicher Geringfügigkeit.

Da meldet sich nun also im Juni d. J. der Barbierlehrling August Wilhelm, der zugleich mit Ziethen mitangeklagt gewesen, von den Geschworenen aber freigesprochen worden war, und der früher die belastendsten Aussagen gegen Ziethen gemacht hatte, und sagt: „Ich habe damals gelogen. Ich bin der Mörder gewesen. Ziethen hat von der ganzen Sache nichts gewußt. Er ist sehr bald nach vollbrachter That hinzugekommen, hat Lärm gemacht, und man hat nun ihn für den Mörder gehalten. Aber ich hab's gethan." Und er giebt nun eine Reihe von Einzelheiten an, die allesammt wahr sein können, die sich genau und richtig einfügen in die Lücken, die das

bisherige Ergebniß der thatsächlichen Feststellung gelassen hatte, die offenbare Widersprüche beseitigen, manchen dunklen Punkt aufklären und die sonst unvereinbaren Angaben über die genaue Zeit des Verbrechens auf einmal mit aller Bestimmtheit richtig- und feststellen.

Nun ist der Wilhelm freilich ein durch und durch verlogener Bursche. Er hat hundert Mal gelogen, weshalb soll er nicht jetzt wieder lügen? Würden seine Angaben unwahrscheinlich klingen, müßten sie der Unterstützung durch glaubwürdige Zeugen entbehren, so wäre ihnen gewiß kein Glauben beizumessen. Aber sie erweisen sich als so zutreffende, daß diesem Menschen ein ganz ungewöhnlicher Scharfsinn zugeschrieben werden müßte, wenn er sich all die Sachen ersonnen haben sollte. Er hätte sich dies Märchen construiren müssen aus all den zahlreichen genauen Feststellungen, die er kaum hat kennen können, die er sicherlich nicht im Gedächtniß bewahrt haben wird, und zugleich aus den Aussagen verschiedener Zeugen und gerade solcher, die bei der öffentlichen Verhandlung zumeist kaum beachtet worden sind, weil eben die Verhandlungen einen ganz anderen Verlauf genommen hatten und gerade diese Zeugen damals wenig belangreich erschienen. Nun aber rücken jene damals kaum beachteten Zeugen in den Vordergrund, und das, was sie aussagen, und zwar in der unverfänglichsten Weise aussagen, ohne eine Ahnung davon haben zu können, welche Wichtigkeit ihre Aussage später gewinnen wird, gerade das wird nun durch Wilhelms Selbstanklage von schwerwiegender Bedeutung.

Bei diesem Zusammentreffen ist es ganz einerlei, ob Wilhelm im Allgemeinen ein verlogener Mensch ist oder nicht. Hier hat er die Wahrheit gesagt, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Der gewohnheitsmäßige Lügner spricht doch auch mitunter ein wahres Wort.

Nehmen wir also an, daß Wilhelm, als er, sei es durch den Zwang seines Gewissens, sei es durch Einschüchterung, Bedrohung, Versprechen einer Belohnung, sei es aus welchen Motiven immer, im Juni d. J. sich als den Mörder der Frau Ziethen anzeigte, die Wahrheit gesagt habe — und diese Annahme ist keine willkürliche, denn sie wird durch die Uebereinstimmung der Angabe Wilhelms mit allen Aussagen glaubwürdiger Zeugen gestützt — so würden sich die Vorgänge, die uns beschäftigen, zu folgendem Bilde gestalten.

III.

Es war an einem Donnerstage, am 25. October 1883. Albert Ziethen, der in seinem in der Bachstraße gelegenen Hause zu Elberfeld ein Barbiergeschäft, eine kleine Gastwirthschaft und nebenbei noch eine Samenhandlung betrieb, war wieder einmal, wie fast regelmäßig an allen Donnerstagen, in Köln bei seiner Liebsten, bei Emma Alberts, die früher Dienstmädchen in seinem Hause gewesen war. Die Alberts hatte auch ein

Kind von Ziethen, das indessen bald nach der Geburt starb, und jetzt fühlte sie sich zum zweiten Male Mutter.

Ziethen empfand für seine Geliebte eine leidenschaftliche Zärtlichkeit. Er hatte sie in Köln eingemiethet, er ermöglichte es ihr, unter anständigen Bedingungen zu leben, er hatte mit ihr kostspielige Reisen gemacht, er hatte ihr einen Trauring geschenkt, den sie jetzt, um in ihrem Zustande als verheirathete Frau zu gelten, auch trug. Er hatte ihr glühende Briefe geschrieben, in denen er ihr betheuert hatte, daß er sie heirathen wolle, wenn er frei sein werde. Er hatte von seiner Frau in jenen Briefen in den verächtlichsten und häßlichsten Ausdrücken gesprochen. Er hoffte auf deren Tod, denn seine Frau war schwächlich.

So liebevoll und vorsorglich Ziethen mit seiner Geliebten verkehrte, so brutal, gewaltthätig und unmenschlich benahm er sich seiner still duldenden Frau gegenüber. Es war eine gute, brave, unglückliche Frau, die Marie Ziethen, geb. Hertel, die sich nie das Geringste hatte zu Schulden kommen lassen, die aufmerksam und freundlich im Hause war, den Hausstand gut besorgte und im Geschäfte tüchtig mithalf. Ziethen haßte diese arme Person. Er prügelte und mißhandelte sie beständig bei dem geringsten Anlaß und sogar ohne Veranlassung. Er nahm nicht einmal Rücksicht auf fremde Leute, die unwillkürliche und entrüstete Zeugen dieser widerwärtigen Auftritte sein mußten. Die Mißhandlungen erreichten bisweilen den Höhepunkt des Bestialischen. Er zog seiner Frau ein offenes Rasirmesser durch die Hand, er würgte sie einmal so lange, daß ihr die Zunge aus dem Halse heraushing, und daß sie ganz blau wurde, er trat sie mit Füßen und bedrohte sie, mit den Rasirmesser in der Hand, ihr den Hals abzuschneiden. Er beschimpfte sie vor Zeugen beständig in der unfläthigsten Weise. Man sah die arme Frau fast nie anders als mit blutrünstigen Augen und mit blauen Flecken. Und fragte man sie, so suchte sie nach einer beschönigenden Erklärung; niemals beschwerte sie sich über ihren Mann.

Auch sonst war der Ziethen als ein gewaltthätiger, wild leidenschaftlicher nnd jähzorniger Mann bekannt. Einen seiner Miether, mit dem er wegen einer Wohnungsfrage in Streit gerieth, schlng er mit dem Schlüssel auf den Kopf, daß dieser eine tiefe Wmde davontrug nnd längere Zeit ärztlich gepflegt werden mußte. Seine Lehrjungen prügelte er braun und blau; besonders seinen jetzigen, den Wilhelm, der ein lüderlicher, verlogener, leichtsinniger Bengel war und allerdings seinem Meister manchen Grund zur Klage gab. Einmal prügelte Ziethen diesen Wilhelm so unbarmherzig, daß der Junge davonlief, sich Tage lang versteckte und bei einer seiner Anverwandten Schntz suchte. Diese brachte ihn indessen zu Ziethen zurück und ließ sich von ihm versprechen, auf den Jungen künftig nicht mehr so unbarmherzig loszuschlagen. Seitdem hatte sich Ziethen auch etwas gemäßigt. Schläge setzte es natürlich noch immer.

Während nun Ziethen an jenem Donnerstage mit seiner Liebsten in

Köln zusammen war, nebenbei auch Geschäftliches erledigte und sich recht gut unterhielt, benutzte Wilhelm die Zeit, da er ohne Aufsicht war, um sich zu betrinken. Es war nicht das erste Mal; der Junge hatte seinem Meister schon oft Schnaps gestohlen und war mitunter Mittags ein Uhr schon vollkommen betrunken.

Der Lehrling war damals noch nicht achtzehn Jahre alt. Trotz seiner Jugend hatte er bereits ein festes Liebesverhältniß mit einem jungen Mädchen in der Nachbarschaft angeknüpft, und um diese nächtlich zu besuchen und sich sonst herumzutreiben, hatte er auch seinem Meister den Hausschlüssel entwendet. Wilhelm war als „verstockter und lügnerischer Mensch" der Polizei bekannt und war auch schon wegen Mißhandlung bestraft worden.

In der Abendstunde zwischen sechs und sieben war ein Gast in der Wirthsstube. Da benahm sich Wilhelm schon so auffällig, daß Frau Ziethen sagte: „Der Junge scheint besoffen zu sein."

Wilhelm hat übrigens selbst zugegeben, daß er an jenem Tage schwer getrunken habe. Er hatte mit noch zwei andern Jungen eine Flasche Branntwein geleert. „Wir thaten um die Wette trinken, wer am meisten vertragen konnte, und später habe ich noch einen Cognac bei Faßbender getrunken."

Wilhelm schlief mit dem jüngeren, fünfzehn Jahre alten Lehrling Volberg in einer Stube im höheren Stock. Um zehn Uhr wollte sich der junge Volberg schlafen legen, da sagte Wilhelm zu ihm: „Warte noch, ich will einmal ausgehen, ich komme gleich wieder."

Wilhelm ging in die nahe gelegene Restauration zu Faßbender und ließ sich dort den Cognac geben, von dem er gesprochen hat. Er suchte nach dem Mädchen, mit dem er eine Liebschaft hatte, fand sie aber nicht. Er sah sehr erregt aus, und der Wirth Faßbender sagte zu seiner Frau, die an der Schänke stand: „Wie sieht der Wilhelm heute Abend nur aus!"

Nachdem Wilhelm seinen Cognac getrunken hatte, kehrte er in die Ziethen'sche Wohnung zurück, traf da den Lehrling Volberg, der auf ihn gewartet hatte, und die Beiden begaben sich in ihr Schlafzimmer. Das Licht wurde ausgeblasen, und der jüngere Lehrling schlief sogleich ein.

Der schwer angetrunkene Wilhelm konnte keine Ruhe finden. Es war ihm nichts Neues mehr, daß er, nachdem er seiner Umgebung den Glauben beigebracht hatte, daß er schlafen gehe, wieder aufstand; und so machte er es auch heute.

Welche Gelüste sich in dem berauschten Burschen geregt haben, ist schwer zu sagen. Die später ermittelten Thatsachen geben keinen bestimmten Anhaltspunkt dafür, ob er seine erregten Sinne hat befriedigen, ob er hat rauben wollen. Vielleicht das Eine und das Andere. Wilhelm giebt nur das Erstere zu.

Inzwischen war die Wirthschaft geschlossen. Es muß ungefähr dreiviertel elf Uhr gewesen sein. Frau Ziethen war unten allein in der Wirthsstube geblieben. Als Wilhelm eintrat und die Frau merkte, daß er mit

unsittlichen Absichten sich ihr näherte, wies sie entrüstet den Jungen zurück und drohte ihm, daß sie ihrem Manne Alles sagen wolle, der bald aus Köln zurückkommen mußte. Darauf machte sie sich mit dem Gasometer, das sie schließen wollte, zu schaffen.

Wilhelm, aus Furcht vor einer neuen und grausamen Züchtigung, vielleicht auch von dem verbrecherischen durch den Rausch gezeitigten Gedanken erfüllt, seine viehischen Begierden an der Widerstandsunfähigen zu befriedigen, vielleicht auch um sie zu berauben, ergriff in wahrscheinlich besinnungslosem Zustande einen Hammer, und während Frau Ziethen sich über das Gasometer bog, führte er einen starken Schlag auf ihren Hinterkopf, so daß sie bewußtlos rücküber fiel. Am Gasometer ist die unglückliche Frau in der That später gefunden worden, und zwar unter Bedingungen, die darauf schließen lassen, daß das Verbrechen den Berauschten noch nicht ernüchtert hatte.

Nachdem sie bewußtlos am Boden lag, versetzte ihr der Verbrecher noch mehrere Schläge mit dem Hammer auf die Stirn, die so dicht nebeneinander saßen, daß bei den Sachverständigen ein Zweifel darüber entstehen konnte, ob es nur eine Wunde sei, die mit einem Beile oder einem Todtschläger beigebracht worden war, oder ob mit einem kleineren Werkzeuge, also einem Hammer, die Wunde durch mehrere dicht nebeneinander sitzende Schläge bewirkt worden war.

Frau Ziethen hatte die Kniee in die Höhe gezogen, ihre Kleider waren aufgestreift, sie wurden erst später von dem Polizeibeamten heruntergezogen. Aus den Wunden strömte das Blut. Die falschen Zöpfe der Geschlagenen lagen in einer Blutlache. Die kleine Geldtasche war ihr vom Leibe gerissen und lag einige Schritte von ihr. Aus der Tasche waren verschiedene Silberstücke auf den Boden gerollt.

Dieser Befund läßt also beide Deutungen zu. Es muß dahingestellt bleiben, ob der Mörder einen Lust- oder einen Raubmord oder beides hat begehen wollen.

Allmählich erwachte in dem Trunkenen doch das Bewußtsein, und er suchte nun die Spuren des begangenen Verbrechens zu beseitigen.

Der Stiel des Hammers war mit Blut bedeckt. Wilhelm schlich sich hinaus und versuchte ihn am Brunnen abzuspülen. Kurz nach elf Uhr hörte die Zeugin Dahlmann die Pumpe gehen, deren eigenthümlich kreischendes Geräusch sie sehr wohl kannte. Auch andere Zeugen haben um diese Zeit das Kreischen der Pumpe auf dem Ziethen'schen Hofe gehört.

Das Abwaschen des Stieles hatte natürlich nichts genutzt. Der Mörder zog sein Messer hervor und schabte den Stiel ab. Er wußte, daß Ziethen bald kommen mußte, und die Unglückliche stöhnte noch immer, stöhnte so laut, daß es im Hause gehört wurde. „Schon gegen elf Uhr," berichtet uns der Herr Vorsitzende, „haben die Hausbewohner ein dumpfes Wimmern

gehört, das etwa zehn Minuten gedauert hat. Dann hat das Gestöhne aufgehört."

Hier war also Wilhelms Verbleiben nicht länger. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, daß Ziethen eintraf oder daß die Hausbewohner zusammenliefen. Er zog also seine Stiefel aus und schlich die Treppe hinauf.

Die Frau des Schneidermeisters Romann, die gerade neben dem Schlafzimmer der Lehrburschen schlief, hörte „etwa einviertel auf zwölf Uhr" die Treppe knarren und vernahm deutlich, „wie Jemand auf den Strümpfen sich heraufschlich. Die Thür von Wilhelms Zimmer ging auf. Gleich darauf hörte ich ihn die Stiefel hinsetzen. Es fiel mir auf, daß Wilhelm an diesem Tage so spät zu Bette ging. Er ging öfter auf den Strümpfen herunter, aber nie habe ich ihn auf den Strümpfen heraufkommen hören."

Auch die andere Zimmernachbarin des Wilhelm, die Zeugin Ida Mostmann, hat deutlich gehört, wie sich Jemand auf den Strümpfen die Treppe hinaufgeschlichen hat, zu derselben Zeit. Der Lehrling Volberg war aus seinem Schlafe nicht aufgeweckt worden.

Währenddem war nun Ziethen aus Köln zurückgekommen. Der Zug war elf Uhr acht Minuten in Elberfeld eingetroffen. Ziethen hatte unterwegs geschlafen, es fror ihn, und über die ziemlich lange Brücke, die von der Bahn zur Stadt führt, ging er in schnellem Schritt, um sich zu erwärmen. Die Bachstraße liegt vom Bahnhof etwa zehn Minuten entfernt. In schnellem Tempo lassen sich vielleicht noch zwei Minuten gewinnen. Ziethen dürfte demnach etwa zwischen elf Uhr sechzehn bis elf Uhr achtzehn Minuten vor seinem Hause eingetroffen sein. Das stimmt genau überein mit den Angaben aller Zeugen, von denen wir später hören werden.

Das Ziethen'sche Haus in der Bachstraße hat zwei Eingänge, den einen von der Straße, den andern, zu dem man durch ein Nebengäßchen gelangt. Die Hausthür nach der Straße zu war verschlossen. Ziethen ging deshalb durch das Seitengäßchen. Hier war die Thür offen. Wenn man diesen Eingang benutzt, so tritt man zunächst in die Küche und von da in die Wirthsstube. Die Verbindungsthür zwischen Küche und Wirthsstube stand ebenfalls offen.

Ziethen trat ein und sah nun in der Wirthsstube seine Frau auf dem Rücken liegen, in der Stellung, die wir eben geschildert haben, mit dem linken Arme gewaltsam schlagend. Als Ziethen seine Frau in diesem Zustande erblickte, rief er entsetzt aus: „Allmächtiger Gott und Vater, was ist geschehen!"

Dieser Ruf ist von den Zeugen Klees und Frau Heinrichs, die gerade an dem Hause vorüberkamen, gehört worden. Das war ziemlich genau elf Uhr neunzehn oder elf Uhr zwanzig Minuten, stimmt also

vollkommen überein mit Ziethens Angaben. Die genannten Zeugen waren beim Rathhause vorübergekommen, da wies die Uhr genau elf Uhr fünfzehn Minuten. Die Postuhr schlug auch gerade einviertel zwölf, als sie an dem Postgebäude vorüberkamen. Von da bis zu Ziethens Hause braucht man knapp fünf Minuten.

Was sich sonst zwischen Ziethen und seiner Frau in diesem schrecklichen Augenblick ereignet hat, ob er den Versuch gemacht hat, die Unglückliche aufzurichten oder nicht, hat nicht ermittelt werden können. Ziethen selbst wird kaum wissen, was er in der ersten Bestürzung gethan hat, und die andere Zeugin ist todt. Die Unglückliche vermochte auf Ziethens Frage, wer ihr das gethan habe, keine Antwort zu geben. Sie stöhnte und wimmerte. „Ich hörte nur: höhöhö!" sagt Ziethen.

Nun stürzte Ziethen aus dem Zimmer und rief das Dienstmädchen Johanna Pasche. Zwischen Ziethen und dem Mädchen entspann sich durch die verschlossene Thür folgendes Zwiegespräch.

„Wann sind Sie zu Bett gegangen?"

„Um zehn."

„Meiner Frau ist die Hirnschale eingeschlagen. Haben Sie Jemand gesehen?"

„Nein."

„Kommen Sie schnell nach unten! Wo ist der August?"

„Er schläft."

„Laufen Sie hinauf und wecken Sie ihn!"

Das Mädchen brauchte etwa fünf Minuten, um sich anzuziehen. Ziethen war wieder nach unten gelaufen. Er hatte die Geldcassette, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob diese überhaupt noch da und unberührt sei — denn er hatte zunächst an einen Raubmord gedacht — aus der Wirthsstube genommen und in die Rasirstube gebracht.

Darauf eilte er zu seiner noch immer wimmernden Frau zurück und machte den Versuch, sie aufzurichten. Er brachte es nicht fertig, da er zu erregt war. Wieder lief er aus dem Zimmer hinaus und schrie: „Meine Frau schwimmt im Blute!"

Ziethens Hülferufe waren auch von den andern Hausbewohnern vernommen worden. Der Erste, der herbeieilte, war ein gewisser Frenzel, eben jener Miether, mit dem Ziethen auf dem denkbar schlechtesten Fuße stand, dem er mit einem Schlüssel eine schwere Wunde am Kopf beigebracht, der sich gegen Zahlung von hundert Mark durch Frau Ziethen hatte bestimmen lassen, die Denunciation, die er gegen Ziethen eingereicht hatte, zurückzunehmen.

Dieser Frenzel machte sich zuerst um die Verunglückte zu schaffen. Er hob sie auf, stützte sie und veranlaßte Ziethen, der den Kopf ganz verloren zu haben schien und wie unsinnig im Zimmer umherlief und immer wieder

fragte: „Mariechen, so sage mir doch, wer hat Dich geschlagen?“ das zu thun, was sofort geschehen mußte, nämlich zum Doctor zu laufen.

Ziethen war wie gesagt halb wahnsinnig, und Frenzel mußte seine Aufforderung: „Holen Sie doch einen Arzt!“ mehrfach wiederholen.

Ziethen eilte aus dem Hause und um die versäumte Zeit wieder einzuholen, lief er wie toll durch die Straßen zum nächstwohnenden Arzte.

Inzwischen hatte sich das Dienstmädchen Johanna Pasche schnell angekleidet und war vor die Thür von Wilhelms Schlafzimmer geeilt. Sie klopfte derb an und rief: „August, August, steh schnell auf! Es ist was passirt!“ Die Zeuginnen Romann und Mostmann haben das Klopfen und den Ruf der Magd deutlich gehört. Das war ganz kurze Zeit, nachdem die Beiden Wilhelm auf Strümpfen in sein Zimmer haben schleichen hören, nur wenige Minuten später, sie sagen drei Minuten, es können etwa fünf Minuten gewesen sein. Wilhelm stellte sich schlaftrunken. Er gab Antwort, „als ob er eben aus dem Schlafe erwache“. (Zeugin Mostmann.)

Durch das Klopfen war der in demselben Zimmer schlafende Lehrling Volberg natürlich auch aufgeweckt worden. Als er die Augen aufschlug, „saß Wilhelm noch aufrecht im Bett. Ich fragte Wilhelm, wieviel Uhr es sei, und er sagte mir, halb zwölf.“

Wilhelm ging nun nach unten. Er war entschlossen, die Komödie des Schlaftrunkenen weiter zu spielen. Aber zunächst interessirte es ihn, zu erfahren, wohin Ziethen gelaufen war. Er ging also sogleich auf die Straße, um zu sehen, wie es dort ausschaue. „An der Thür des Ziethen'schen Hauses,“ erklärt der Zeuge Schwartmann, „stand Einer in gebückter Stellung und sah die Straße herauf und herunter, als ob er auf Jemand warte oder sich nach Jemand umsehe. Ziethen war es nicht, denn diesen kenne ich genau. Ob es der Angeklagte Wilhelm war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es fiel mir an dem Abend noch das frische rothe Aussehen dieser Person auf (gerade wie auch dem Zeugen Faßbender das merkwürdige Aussehen Wilhelms an demselben Tage aufgefallen war). Ich bin aber nicht stehen geblieben,“ fährt der Zeuge fort, „sondern ich habe meinen Weg fortgesetzt, und als ich unten an die Ecke kam, schlug es auf der Kirche halb zwölf.“

Wilhelm giebt selbst zu, daß diese Mittheilung richtig ist. Er ist auf der Straße gewesen, „um zu sehen, wohin Ziethen ging“.

Nun trat er in das Haus wieder zurück, ging nach hinten durch die Küche in die Wirthsstube und spielte da die Komödie des Schlaftrunkenen weiter.

„Was ist denn los?“ fragte er.

Zeuge Klees antwortete ihm: „Das kannst Du wohl sehen. Da liegt Euere Frau ganz zerschlagen.“

„Da schlug er die Hände zusammen. Erst erkannte er die Frau gar nicht." (Zeuge Klees.)

„Er sah aus, als sei er eben aus dem Bett aufgestanden." (Zeugin Henriette Heinrichs.)

„Wilhelm setzte sich nun in eine Ecke hinter den Tisch und starrte Frau Ziethen an." (Zeugin Wittwe Storck.) Während der nächsten Minuten blieb er in der Ecke und wurde nicht weiter beachtet.

Als Wilhelm seine Schlafstube verlassen, und der jüngere Lehrling Volberg sich angekleidet hatte, sah dieser auf Wilhelms Koffer dessen Messer offen liegen. Er klappte es zu, steckte es ein und nahm es mit nach unten, um es dort Wilhelm zu geben. Aber das, was er da sah, die schrecklichen Einzelheiten des Mordes, regte den jungen Lehrling so auf, daß er nun nicht mehr daran dachte, das Messer an Wilhelm abzugeben. Er behielt es in der Tasche und legte es am anderen Morgen wieder auf Wilhelms Koffer.

Was aus dem Messer geworden ist, weiß der junge Volberg nicht. Man hat das Messer nicht untersucht. Es ist während der Verhandlungen von diesem Messer nie wieder die Rede gewesen!

Während dieser Zeit raste Ziethen durch die nächtlichen Straßen. Jedermann, dem er begegnete, rief er in seiner besinnungslosen Aufregung zu, er müsse zum Arzte, seine Frau sei erschlagen. Er erzählte das auch einem Wächter, dem er begegnete, und einem Polizeibeamten, dem Wachtmeister Weinreich. Diese begaben sich sogleich an den Ort der That.

Der erste Arzt, bei dem er anklingelte, war nicht zu Hause. Er ließ sich einen zweiten nennen und lief so schnell er konnte zu diesem, Dr. Hertmanni. Er sprang auch zu seinem Schwager hinauf, mit dem er auf dem schlechtesten Fuße stand, dem Bruder der Erschlagenen, weckte diesen aus dem Schlafe und theilte ihm die Schreckenskunde mit. Es erscheint psychologisch nicht unwichtig, daß Ziethen jetzt allen Groll gegen seinen Schwager vergessen konnte und den Bruder der Unglücklichen, die in ihrem Blute schwamm, freiwillig aufsuchte.

Inzwischen hatte sich die Wirthsstube gefüllt. Frenzel, dessen Tochter, das Dienstmädchen Johanna Pasche, die beiden Lehrburschen August Wilhelm und Volberg und andere Hausbewohner hatten sich um die Geschlagene versammelt. Wilhelm saß hinten in der Ecke. Auch die von Ziethen auf der Straße herbeigerufenen Beamten, der Wächter Pfeifer und der Wachtmeister Weinreich, sowie Vorübergehende, die durch den Lärm aufmerksam gemacht worden waren, wie der Zeuge Klees, Frau Heinrichs u. s. w., befanden sich nun auf dem Schauplatze der That.

Auf die erste und natürliche Frage: Wer kann das gewesen sein? gab es keine andere Antwort als die: Ziethen, der eigene Mann, der die unglückliche Frau schon mit dem Tode bedroht, der sie in wüstester Weise mißhandelt, der sie beinahe erwürgt hat, der eine Liebschaft in Köln hat

und seine Frau loswerden möchte, um sich mit seinem Liebchen zu verheirathen! Ziethen ist es gewesen und kein Anderer.

Unter diesem Eindrucke wurden die ersten Fragen an die tödtlich getroffene Frau gestellt.

Der Wachtmeister Weinreich war es, der Frau Ziethen zuerst befragte: „Wer hat Sie geschlagen, Frau Ziethen?" Darauf erfolgte zunächst keine Antwort. Nach einer kurzen Pause fragte er wieder: „Frau Ziethen, war es Ihr Mann, der Sie geschlagen hat?" Darauf sagte sie leise, aber deutlich: „Nein." Dann fragte er sie: „Wer war es denn, Frau Ziethen?" „Darauf hörte ich deutlich von der Stimme der Frau den Namen Roßbach." (Zeuge Mittelstraß.)

Nach einer andern Version hat sie zuerst geantwortet: „Der Anstreicher," und auf die Frage: „Welcher Anstreicher?" „Roßbach" hinzugefügt.

Dann nannte sie noch verschiedene andere Namen: Werner, Frenzel, Sturm, endlich sagte sie auch: „Ja, Ziethen, mein Mann."

Zwischen den Zeugenaussagen herrscht ein Widerspruch über die Art und Weise, wie die Frage gestellt worden ist. Weinreich behauptet, er habe gefragt: „Wer hat Sie geschlagen?" während andere Zeugen (Mittelstraß und Dienstmädchen Pasche) behaupten, er habe gefragt: „Hat Ziethen, Ihr Mann, Sie geschlagen?" und sie habe darauf geantwortet: „Ja, Ziethen, mein Mann."

Das hat schließlich nur noch eine untergeordnete Bedeutung, denn es ist außer allem Zweifel, daß die Unglückliche seit dem tödtlichen Schlage nicht mehr im Vollbesitze der Besinnung gewesen ist. Sie hat diese Aussage wiederholt, sie hat noch andere Aussagen gemacht. Sie hat über das Verbrechen selbst, über das Werkzeug, mit dem es verübt worden ist, über die Art der Verwundung u. s. w. sich in einer Weise geäußert, die es außer allem Zweifel läßt, daß Marie Ziethen sich seit der furchtbaren Verwundung nicht mehr im zurechnungsfähigen Zustande befunden hat. Aber sie hatte nun gesagt: „Ziethen, mein Mann," und das war ja die Antwort, die man hören wollte, das war die Antwort, die alle Welt erwarten mußte!

Man erwartete ja keine Auskunft, man erwartete nur eine Bestätigung.

Ziethen hatte keinen Augenblick verloren. Er hatte die beiden Aerzte aufgesucht, er war bei seinem Schwager gewesen, und acht Minuten nachdem er das Unglückshaus verlassen hatte, kam er athemlos wieder zurück. Kurz nach halb zwölf Uhr betrat er keuchend sein Zimmer.

In demselben Augenblick schritt der Wachtmeister Weinreich auf ihn zu und rief: „Wissen Sie, wer der Mörder ist? Das sind Sie selbst!"

Ziethen taumelte zurück. Er wurde leichenblaß, seine Beine schlotterten, er sah mit stieren Blicken um sich, und ganz verstört rief er aus: „Ich, ich soll meine Frau erschlagen, ich soll meine Frau ermordet haben!"

„Bei diesem Ausrufe machte er eine ängstliche Bewegung nach rückwärts.“ (Zeuge Wächter Pfeifer.)

Da sprang August Wilhelm, auf den man in seiner dunklen Ecke nicht weiter geachtet hatte, plötzlich hervor, und rief: „Wie können Sie das wagen? Ziethen ist der Mörder nicht!“ (Zeuge Wachtmeister Weinreich.)

Dieser Auftritt veranlaßte den Wachtmeister, auch den Jungen mitzunehmen. Er mochte voraussetzen, daß derselbe bei dem Verbrechen irgendwie betheiligt sei oder durch seine Aeußerung verrathen habe, daß er genau darum wisse.

Die Beiden wurden abgeführt.

Nun kamen die beiden Aerzte, Dr. Hertmanni, den Ziethen gerufen hatte, und Dr. Berger, der auf Anordnung des Wachtmeisters Weinreich vom Zeugen Klees herbeigeholt worden war. Die Aerzte waren übereinstimmend der Ansicht, daß die Wunde eine tödtliche sei. Auch von diesen wurde Frau Ziethen gefragt, wer sie geschlagen habe. Sie gab confuse Antworten. „Sie war offenbar in dem Moment nicht bei Sinnen, denn sie machte fortwährend unzweckmäßige Bewegungen mit der Hand und wischte sich das Gehirn und Blut in's Gesicht, trotzdem ich sie manchmal aufforderte, sich ruhig zu verhalten.“ (Dr. Hertmanni.)

Inzwischen war eine Droschke vorgefahren, die die Besinnungslose nach dem Krankenhause brachte.

Ziethen und Wilhelm waren nach dem Polizeigewahrsam gebracht und da von einander abgesondert worden. Wie das immer üblich ist, wurden da den Verhafteten alle Gegenstände, die sie bei sich trugen, abgenommen. Zum Glück für sich hatte der Lehrling Wilhelm sein Messer, das der junge Volberg offen auf Wilhelms Koffer hatte liegen sehen und zu sich gesteckt hatte, nicht bei sich. Bei Wilhelm wurde also nichts Verfängliches gefunden. Man suchte wohl auch gar nicht mit besonderem Eifer danach. War man doch überzeugt, daß man in Ziethen den eigentlichen, wahrscheinlich den alleinigen Thäter gefaßt hatte.

Auch die Kleider Wilhelms wurden nicht untersucht, wenigstens ist damals weder in der Voruntersuchung, noch während der Verhandlungen, noch später die Rede davon gewesen.

Diese Unterlassung ist in höchstem Grade beklagenswerth! Denn jene Blutspuren, nach denen man bei Ziethen mit so berechtigter Sorgfalt suchte, ohne sie zu finden — bei Wilhelm würden diese stummen und mächtigen Ankläger sicherlich wahrgenommen worden sein, wenn man den Lehrling ernstlich beargwohnt, seinen Anzug und seine Hände genau geprüft hätte. Verhängnißvoll ist diese Unterlassung geworden! Sie ist leider bei dem gegen Ziethen herrschenden und durchaus berechtigten Vorurtheil menschlich erklärlich.

Ziethen, der mit verschiedenen Polizeibeamten in der Wachtstube blieb, bat dort um die Erlaubniß, sich die Hände zu waschen, und da Niemand

widersprach, that er dies. Er hat die einfachste und natürlichste Erklärung dafür, indem er sagt: „Ich glaubte, daß ich, während ich mich um meine schwerverwundete Frau, aus deren Kopfwunden das Blut in dicken Strömen floß, bemühte, mich mit Blut befleckt hätte.“ Bei einem Barbier und Heilgehülfen, der geschäftsmäßig auf Sauberkeit der Hände zu halten hat, ist das durchaus erklärlich. Es ist geradezu wunderbar, daß man an Ziethen keine nachweisbaren Spuren des von seiner armen Frau so reichlich vergossenen Blutes gefunden hat! Die Aussage des Zeugen Frenzel, daß Ziethen seine Frau überhaupt nicht angefaßt, und daß der Zeuge Frenzel allein die Unglückliche aufgerichtet habe, gewinnt dadurch stark an Glaubwürdigkeit.

Der Mörder, der sich an der Pumpe die Hände gewaschen hatte, brauchte sich im Polizeigewahrsam die Hände nicht zu waschen! Dieses Waschen der Hände, das man als belastend für Ziethen angeführt hat, scheint mir im Gegentheil sehr stark entlastend zu sein.

An Ziethens Kleidern und Wäsche, die am folgenden Tage von Sachverständigen auf das Genaueste untersucht wurden, fand man nicht die geringste Blutspur. Auf einer Manchette waren einige kaum erkennbare kleine Pünktchen von der Größe einer Nadelspitze, also Flecke, wie sie, in der Wäsche überall vorkommen können. Der Sachverständige erklärte, daß kein Anhaltspunkt dafür vorhanden sei, diese Tüpfchen für Blutflecken zu erklären. Er fügte hinzu, daß, wenn der Thäter diese Manchette an hatte, und das spritzende Blut den Thäter erreichen konnte, eine viel größere Masse Blut an der Manchette hätte gewesen sein müssen.

Der Sachverständige Dr. Berger erklärt: „Ich habe Alles genau untersucht, ich habe nichts gefunden, weder an seinen Manchetten, noch an seinen schwarzen Kleidern. Auf dem Stiefel bemerkte ich eine röthlichweiße Masse, welche wie Gehirnmasse aussah. Das bewies aber nichts, das hätte ich eben so gut an meine Kleider bekommen können, da ich es für möglich halte, daß die Gehirnmasse durch das Herumgehen in der Stube auf den Stiefel gekommen war.“ Wir wissen, daß Ziethen wie ein Wahnsinniger in der Stube, auf deren Boden das Blut und die Gehirnmasse der tödtlich Verwundeten geströmt war, umhergelaufen war.

Die Ziethen abgenommenen Gegenstände schienen zunächst für das Verbrechen gar nichts beweisen zu können. Es waren Dinge, wie sie Jedermann bei sich führt: Portemonnaie, Schlüssel, Taschentuch, Notizbuch, ein Messer — ein unscheinbares, gewöhnliches, viel gebrauchtes Messer.

Das Messer wurde natürlich mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft. Jeder der anwesenden Polizeibeamten nahm es in die Hand und sah es sich genau an. Man öffnete es. Der Eine wollte da ein Krümchen entdecken, das er für Schwarzbrod hielt, ein Anderer sah etwas Anderes, das er für Fleisch oder Knochen hielt, ein Dritter bemerkte gar nichts.

Ziethen erklärte, daß er das Messer zum letzten Mal in Deutz aus der Tasche genommen habe, um sich eine Cigarre abzuschneiden, seitdem habe er es nicht wieder benutzt.

IV.

Am andern Tage verbreitete sich nun wie ein Lauffeuer durch Elberfeld die Nachricht: Ziethen hat seine Frau erschlagen! Und die Frau selbst, die noch lebt, hat ihn als den Thäter bezeichnet!

Man hatte es kommen sehen! Das mußte ja so enden!

Unter diesem Eindrucke, der ganz allgemein war, wurde die Voruntersuchung geleitet. Es handelte sich nicht darum, den Thäter zu finden, — den hatte man ja! — es handelte sich nur darum, den Ungeständigen zum Geständniß zu bringen. Ausschließlich auf dieses Ziel hin waren die Bemühungen der untersuchenden Behörden gerichtet. Es galt, dem der Schuld schon Ueberführten durch unwiderlegliche Beweisgründe klar zu machen, daß sein freches Leugnen nichts nütze.

An demselben Tage, 26. October, wurde nun der Thatort genauer untersucht, und da fand man den Hammer mit dem abgeschabten Stiele, der sich noch feucht anfühlte, da fand man die vom Stiel abgeschabten Holzspähne am Boden, die deutliche Blutspuren zeigten; ebenso zeigten sich an den Eisentheilen noch Blutspuren, die man durch Wasser zu beseitigen versucht hatte.

Das mußte eine für die Feststellung des Thatsächlichen unendlich wichtige Entdeckung werden. Und als solche wurde sie auch sofort von dem scharfsinnigen Polizeicommissar Gottschalk aufgefaßt.

Der Hammer war mit einem Messer abgeschabt, Ziethen war bekanntlich der Mörder, man hatte bei ihm ein Messer gefunden, also mußte man an dem Messer auch Spuren der Abschabung wahrnehmen können!

Der Polizeicommissar Gottschalk nahm nun das Messer wieder zur Hand und besichtigte es auf das Genaueste, ganz und gar von dem Streben erfüllt, in diesem Messer den unscheinbaren, aber wichtigsten Vermittler zwischen Ziethen und der That zu entdecken.

Und da fand er auch, was er suchte!

Er bemerkte fest an der Schneide ein kaum erkennbares mikroskopisches Spähnchen, das sich hart angedrückt hatte. Für ihn war es nun zweifellos, daß dies Spähnchen abgeschabtes Holz des Hammers sei.

Sobald er diese für den Beamten sehr erfolgreiche Entdeckung gemacht hatte, trat er vor Ziethen hin und erklärte ihm: „Wir haben an dem Messer einen Spahn gefunden. Nun werden Sie nicht mehr streiten, daß Sie der Mörder sind."

„Herr Commissar!" rief Ziethen heftig aus, „wie können Sie mich so beschuldigen? Ich habe das Messer seit Deutz nicht in Händen gehabt!

Die sämmtlichen Herren haben es nachgesehen und nichts darin gefunden, und Sie finden einen Holzspahn an der Schneide! Das ist unmöglich!"

„Wir haben den Holzspahn gefunden. Ihr Leugnen hilft Ihnen nichts!"

„Wenn jetzt etwas Verdächtiges an dem Messer ist," fügte Ziethen mit vollster Bestimmtheit hinzu, „dann hat man es später hineingebracht, dann ist es gefälscht worden. Ich habe das Messer nicht gebraucht."

Am Abend vorher war es derselbe Polizeicommissar Gottschalk gewesen, der an dem Messer ein Krümchen Schwarzbrod gesehen haben wollte. Blutspuren wurden an dem Messer nicht entdeckt.

Dieses Spähnchen, das „Partikelchen", wie es später in den Verhandlungen beständig genannt worden ist, bildet den einzigen gegenständlichen Beweis, den die Anklage für den Zusammenhang Ziethens mit dem Verbrechen vorgebracht hat!

Auf den Umstand, daß Ziethen an seinen Kleidern nicht die geringste Blutspur zeigte, auf den glänzenden Alibibeweis Ziethens, der thatsächlich später in Elberfeld eingetroffen ist, als das Wimmern und Stöhnen, das Kreischen der Pumpe von den Hausbewohnern gehört worden ist, auf sein Verhalten unmittelbar nach der That, das, wenn man es unbefangen und nicht unter der vorhergefaßten Meinung, daß Ziethen der Mörder sein müsse, betrachtet, für ihn nur den günstigsten Eindruck hervorrufen mußte: wie er, kaum in's Haus getreten, sobald er die Erschlagene erblickt, das ganze Haus alarmirt, nach dem Gelde sieht, da er an einen Raubmord denkt, mit rasender Eile zu den Aerzten läuft, auf der Straße die Leute anhält, ihnen sein Unglück erzählt, zu seinem Schwager hinaufstürzt, mit dem er sich verfeindet hat, — auf Alles das glaubte die anklagende Behörde in der ihr durch das wüste und rohe Vorleben Ziethens aufgenöthigten Ueberzeugung, daß Ziethen der Mörder sei, kein Gewicht legen zu sollen!

Ein Zufall konnte ihn ja davor bewahrt haben, daß er bei der Verübung der blutigen That von Blutflecken rein geblieben war; die Zeugen konnten sich in der Zeitangabe irren; seine kopflose Erregung konnte als Komödianterei hingestellt werden. Man hatte das Partikelchen am Messer und das war genug!

Was war denn das nun für ein Partikelchen? Der Sachverständige August Lehn belehrt uns: es war etwa ein Millimeter lang!

Um unseren Lesern recht anschaulich vor die Augen zu führen, welche Größe das Spähnchen hatte, wollen wir hier einen ein Millimeter langen Strich machen:

Dieses Partikelchen also, das der Eine für Schwarzbrod, der Andere für Fleisch oder Knochen zuerst gehalten hatte, und das sich bei genauer

Untersuchung allerdings als ein Holztheilchen dargestellt hat, ist für die Verurtheilung Ziethens ausschlaggebend gewesen.

Ich gestehe ganz offen, daß mir das Verständniß dafür fehlt, wie man einem solchen Dingelchen diese furchtbare Bedeutung hat beilegen können. Wenn man in einem Messer, das man täglich gebraucht, mit dem man die Cigarre abschneidet, Bleistifte spitzt, vielleicht auch gelegentlich einmal Brod oder Fleisch schneidet, in einem Messer, das man beständig in der Tasche bei sich trägt, — wenn man in einem solchen Messer bei genauer Prüfung ein Krümchen, ein Spähnchen oder Stoffliches findet, das sich vom Taschenfutter losgelöst hat, ist das zu verwundern? Ich behaupte, es giebt überhaupt kein Taschenmesser in Gebrauch, in dem sich nicht derartige Dinge vorfinden!

Ich habe, nachdem durch den Ziethen'schen Proceß einem „Partikelchen" so große Wichtigkeit beigelegt worden war, mit meinem Messer wiederholt den Versuch gemacht, die Klinge geöffnet und das Messer ausgeklopft, und es ist jedesmal irgend ein solches Partikelchen, über das ich keine Auskunft geben konnte, herausgefallen. Und bei allem Respecte vor den Sachverständigen erkläre ich doch: derjenige, der mit vollster Bestimmtheit behauptet, jenes im Ziethen'schen Messer gefundene Partikelchen rühre von dem Holze des Hammerstieles her, den der Mörder in der Hand gehabt hat, — *gerade von jenem Holze und keinem andern*, — überzeugt mich in keiner Weise! Man braucht nicht nach phantastischen Erklärungen zu suchen, um das Vorhandensein eines mikroskopischen Holztheilchens in einem Taschenmesser begreiflich zu finden. Und so lange die Welt steht, ist es gewiß noch nicht vorgekommen, daß auf ein solches Indicium hin ein *Todesurtheil* gefällt worden ist!

Die unglückliche Frau Ziethen kam im Krankenhause nicht wieder zur Besinnung. Sie hatte einige lichte Momente, wie sie in diesem Zustande immer einmal eintreten, sie bemerkte unter anderem einmal, daß sie etwas Wein verschüttet hatte, sie wußte, daß sie mit einem Geistlichen sprach, aber das war eben nur ein vorübergehendes Aufleuchten des umnachteten Bewußtseins.

Sie kannte ihren Taufnamen nicht mehr, sie wußte nicht, wie alt sie war, sie sang Kirchenlieder und Gassenhauer, und auf die an sie beständig gestellte und immer wiederholte Frage, wer der Thäter gewesen sei, nannte sie bald den, bald den, natürlich auch ihren Mann, und sie fügte auf die Frage: „Wer hat Sie geschlagen?" einmal hinzu: „Der Albert, wie immer." Es war in der That natürlich, daß die Erinnerung an die rohen Mißhandlungen in dem umdüsterten Geiste noch einmal auftauchen mußte.

Sie wußte nicht mehr, wo sie geschlagen war; sie sagte: „Auf den Rücken." Sie wußte noch weniger, womit sie geschlagen war; gewöhnlich

antwortete sie: „Mit einem Stöckchen.“ So dämmerte die Unglückliche aus der Besinnungslosigkeit nach wenigen Tagen zum ewigen Schlafe hinüber.

Begreiflicherweise legte man auf das, was die Sterbende gesprochen hatte, gar kein Gewicht, so lange es sich um offenbare Unmöglichkeiten handelte. Daß Marie Ziethen nicht mit einem „Stöckchen“ „auf den Rücken“ geschlagen war, das lehrte der schreckliche Augenschein! Sobald sie aber auf die immer wieder an sie gerichtete Frage nach dem Thäter sagte, es sei ihr Mann gewesen, da erlangte die Aussage der Unzurechnungsfähigen für die Zuhörer eine ganz ungewöhnliche Wichtigkeit; denn das erwartete man ja zu hören.

Auch der Untersuchungsrichter mußte davon Notiz nehmen. Auch er war ja, wie alle Welt, überzeugt, daß Ziethen und nur Ziethen der Thäter sein könne. Als Ziethen in einem Verhöre den Antrag stellte, man möge doch eine Prämie aussetzen für denjenigen, der zur Ermittelung des Thäters beitrüge, er selbst wolle diese Prämie zahlen, antwortete der Untersuchungsrichter: „Wir brauchen keine Prämien auszusetzen, den Mörder haben wir schon!“

Der Untersuchungsrichter theilte auch Ziethen mit, daß nunmehr auch Frau Ziethen ihren Mann des Mordes bezichtigt habe.

Da rief Ziethen in größter Erregung aus: „Das ist unmöglich! Das kann meine Frau nicht gesagt haben! Es ist nicht wahr! Ich bitte Sie, stellen Sie mich meiner Frau gegenüber. Ich will es von ihr selbst hören. Ich kann es nicht glauben.“

Der Untersuchungsrichter glaubte diesem Verlangen nicht Folge geben zu sollen. Er fürchtete, und gewiß mit Recht, daß eine solche Scene die Sterbende auf's Aeußerste erregen müßte. Da übrigens kein Vernünftigdenkender auf die Aussagen der Frau Ziethen irgend etwas geben konnte, so konnte in der That von dieser Gegenüberstellung Abstand genommen werden.

Ziethen blieb unerschüttert bei seiner Aussage stehen: er wisse nichts von dem Morde, er sei in Köln gewesen und habe bei seiner Rückkehr seine Frau röchelnd am Boden gefunden.

Eben so erfolglos waren die ersten Vernehmungen Wilhelms. Von Wilhelm wußte man bisher nichts weiter, als daß er bei der Verhaftung Ziethens hervorgesprungen war und erklärt hatte, Ziethen sei nicht der Mörder. Sonst hatte man sich um den Jungen nicht mehr bekümmert.

Der Untersuchungsrichter glaubte aus dieser auffälligen Aeußerung des Lehrlings schließen zu müssen, daß Wilhelm Kenntniß von dem Thatbestande habe, und der Thatbestand war in den Augen des Untersuchungsrichters kein anderer, als daß eben Ziethen gemordet hatte. Also Wilhelm mußte wissen, daß Ziethen der Mörder war.

Daraufhin leitete er alle Bemühungen seiner Untersuchung; er hielt dem verstockten Burschen vor: er müsse doch gesehen haben, daß Ziethen seine Frau erschlagen habe; er müsse ja dabei gewesen sein; man habe ihn ja auf Strümpfen die Treppe heraufkommen hören!

In der Einsamkeit seiner Zelle mochte sich Wilhelm doch klar gemacht haben, welche Strafe ihn bedrohte, wenn man ihn als den Thäter ermitteln würde. Er haßte seinen Meister, der ihn unmenschlich mißhandelt hatte. Er war Zeuge zahlreicher häuslicher Auftritte gewesen. Er wußte, daß man einem so rohen, gewaltthätigen und jähzornigen Menschen wie Ziethen sehr wohl die That zutrauen konnte. Er ersah aus der ganzen Art und Weise, wie der Untersuchungsrichter ihn vernahm, daß man von Ziethens Schuld überzeugt war. Und der sittlich verwahrloste, verlogene, verlüderte, trunksüchtige Bursche sah nun einen Weg zu seiner eigenen Rettung. Er selbst beschuldigte Ziethen.

Aus dem Munde des Herrn Vorsitzenden des Schwurgerichts wissen wir, daß Wilhelm das erste Mal „nichts gestanden" hat, ebensowenig das zweite Mal.

„Erst auf Vorhalten des Herrn Untersuchungsrichters bei Deinem dritten Verhör gestehst Du ein, daß die Sache sich verhält, wie Du heute gesagt, und nicht so, wie Du damals angegeben hast." Das heißt, daß Ziethen seine Frau erschlagen hat.

Auf Vorhalten des Herrn Untersuchungsrichters!

Da also, während der Untersuchung den Weg erspähend, auf dem er entschlüpfen kann, erklärt Wilhelm im dritten Verhör: er habe gesehen, wie Ziethen aus Köln zurückgekommen sei. Ziethen hätte mit seiner Frau Streit gehabt, sie hätten sich gegenseitig beschimpft, darauf habe Ziethen den Hammer genommen und die Frau erschlagen. Ziethen habe auf die Frau noch mehrere Male, als sie zu Boden gestreckt war, losgeschlagen, sei dann auf den Hof gegangen und habe ihn nach seiner Rückkehr in die Wirthsstube gerufen. Ziethen habe ihm gesagt: „August, Du hast Alles mit angesehen, schweig aber davon, dann kann mich Niemand bestrafen." Er habe ihn noch mit dem Hammer bedroht und deswegen habe Wilhelm bis jetzt geschwiegen.

Von dieser wichtig erscheinenden Mittheilung wurde natürlich Ziethen in Kenntniß gesetzt. Ziethen war sprachlos.

„Das kann der Junge nicht gesagt haben!" rief er in äußerster Aufregung aus. „Wilhelm ist ein schlechter Mensch, aber so schlecht kann er nicht sein! Stellen Sie mir den Jungen gegenüber, veranlassen Sie ihn, daß er mir das ins Gesicht sagt, was er hinter meinem Rücken sagt. Es ist unmöglich! So kann der Junge nicht lügen!"

Der Herr Untersuchungsrichter, der, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, Ziethen damals bereits für „des Mordes vollkommen überführt"

hielt, glaubte auch diesem Verlangen des Angeklagten nicht entsprechen zu sollen.

Ziethen hatte verlangt, daß man eine Prämie für die Ermittelung des Mörders aussetze — es war ihm abgeschlagen worden; er hatte verlangt, aus dem Munde seiner Frau die Beschuldigung zu hören, daß er der Mörder sei — es war ihm abgeschlagen worden; er verlangte nun, aus dem Munde Wilhelms die Beschuldigung wider sich zu vernehmen — es wurde ihm ebenfalls abgeschlagen. Der Untersuchungsrichter war eben mit aller Welt davon überzeugt, daß der Thatbestand vollkommen aufgeklärt war, daß Ziethen und kein Anderer seine Frau erschlagen hatte, und daß die Gewährung der von Ziethen ausgesprochenen Bitten nur dazu führen konnte, den Thatbestand zu verdunkeln. Er wiederholte Ziethen, daß Wilhelm ihn thatsächlich des Mordes bezichtigt habe.

Da rief Ziethen in Verzweiflung aus: „Wenn der Junge so lügen kann, dann ist er selbst der Mörder!"

Weiteres von Wichtigkeit wurde während der Untersuchungshaft der Beiden nicht mehr zu Tage gefördert.

V.

Hier scheint mir eine Lücke zu klaffen, die ich auszufüllen nicht vermag. Ob an Wilhelm in der Voruntersuchung die Fragen, die ich jetzt berühren will, gestellt worden sind, und welche Antworten er darauf zu geben vermocht hat, weiß ich nicht. In der öffentlichen Verhandlung, die für die Verurtheilung Ziethens doch ausschlaggebend gewesen ist, sind die Punkte, die ich nun hervorzuheben habe, nicht berührt worden.

Wir wissen, daß Wilhelm, nachdem er noch einen Cognac bei Faßbender getrunken hat, kurz nach zehn Uhr sich mit dem Lehrling Volberg zusammen nach oben begeben hat, und daß sich die Beiden schlafen gelegt haben. Nun will er aber Zeuge des Mordes unten gewesen sein. Er muß also unbedingt, nachdem Volberg eingeschlafen, die gemeinsame Schlafstube wieder verlassen und sich nach den unteren Wohn- und Wirthschaftsräumen Ziethens begeben haben. Ich vermisse nun in den Berichten über die Verhandlungen die natürlichste Frage, die sich da aufdrängt, die Frage, die an Wilhelm zu richten war: „Weswegen bist Du denn aufgestanden? Weswegen bist Du noch einmal nach unten gegangen? Du wußtest, daß Ziethen, Dein strenger Meister, zwischen ein viertel und halb zwölf aus Köln ankommen mußte. Weshalb hast Du ihn erwartet? Was hast Du denn zu der Stunde, zu der Du längst im Bett sein solltest, da unten zu schaffen gehabt? Du konntest doch nicht ahnen, daß Du ein wichtiger Zeuge für ein Verbrechen werden solltest."

Ueber die Motive, die Wilhelm veranlaßt haben, seine Schlafstube, nachdem Volberg eingeschlafen war, heimlich zu verlassen und sich nach den

unteren Räumen des Hauses zu begeben, wo das Verbrechen begangen worden ist, ist er in der öffentlichen Verhandlung nicht befragt worden. Er hat darauf also auch nicht zu antworten brauchen.

Aber nun weiter. Lassen wir diese wichtige Frage sogar bei Seite. Nehmen wir an, was ja erwiesen ist, daß Wilhelm in der That, wie er auch sagt, nachdem er sich ausgezogen hatte, gleichviel aus welchen Gründen, wieder aufgestanden und nach unten gegangen ist, so müssen wir doch festzustellen suchen, ob es überhaupt möglich ist, daß sich die Ereignisse, deren Zeuge er gewesen sein will, so abgespielt haben *können*, wie er behauptet, ob seine Aussage glaubhaft oder auch nur möglich ist. Ich kann mir diese Möglichkeit nicht erklären.

Wilhelm sagt, er habe den Meister aus Köln kommen sehen. Durch die amtliche Mittheilung der Eisenbahn-Direction ist festgestellt, daß jener Zug, wie wir schon wissen, um 11 Uhr 8 Minuten im Elberfelder Bahnhof eingelaufen ist. Bei der Entfernung des Ziethen'schen Hauses vom Bahnhofe kann Ziethen unmöglich vor 11 Uhr 16 Minuten in seinem Hause gewesen sein. 11 Uhr 19 oder 11 Uhr 20 Minuten ist der Schreckensruf von Ziethen: „Allmächtiger Gott, was ist geschehen!" von den Vorübergehenden gehört worden. Etwa eine Minute später hat Ziethen das ganze Haus zusammengerufen, zunächst das Dienstmädchen und durch diese den Wilhelm wecken lassen. 11 Uhr 23 oder 24 Minuten hat er, nachdem der zuerst herbeigeeilte Zeuge Frenzel sich der tödtlich verwundeten Frau angenommen hatte, das Haus verlassen, um den Arzt zu holen und seinen Schwager zu benachrichtigen. 8 Minuten ist er fortgeblieben und wenige Minuten nach halb 12 verhaftet worden. Diese Zeitangaben stehen unerschütterlich durch die Aussagen aller von einander unabhängigen Zeugen fest.

Demnach müßte der Mord geschehen sein genau zwischen 11 Uhr 16 oder 17 Minuten und 11 Uhr 20 bis 21 Minuten. In diesen 4 Minuten hätte sich, wenn Wilhelms Angaben richtig sind, Folgendes vollzogen: Ziethen hätte mit seiner Frau Streit bekommen, er hätte den Hammer ergriffen, sie zuerst auf den Hinterkopf geschlagen, daß sie bewußtlos nach hinten taumelte, und ihr dann verschiedene Schläge mit dem Hammer auf die Stirn beigebracht. Vor oder nach dieser That hätte er ihr noch die falschen Zöpfe abgerissen, die kleine Geldtasche abgerissen, die Kleider aufgestreift. Dann wäre er mit dem blutbefleckten Hammer auf den Hof gelaufen und hätte an der Pumpe das Mordwerkzeug vom Blut zu reinigen gesucht. Dann hätte er mit Wilhelm das bekannte Zwiegespräch gehabt, diesem geboten, das tiefste Stillschweigen zu bewahren, und ihn mit dem Hammer bedroht. Dann hätte er Wilhelm auf sein Zimmer geschickt und alsdann den Hammer mit seinem Messer abgeschabt. Nachdem dies geschehen, hätte er die Komödie aufgeführt, den Schreckensruf ausgestoßen, der von

den Vorübergehenden gehört worden ist, und alsdann die Leute im Hause geweckt.

Das Alles müßte sich innerhalb drei bis vier Minuten vollzogen haben.

Wir wollen wiederum annehmen, daß in drei bis vier Minuten, die ja lang sind, Alles das hätte geschehen können. Aber wie lassen sich damit die bestimmten Zeugenaussagen vereinbaren? Es steht fest, daß man um 11 Uhr bereits Frau Ziethen hat stöhnen und wimmern hören, daß diese Klagelaute etwa 10 Minuten gedauert haben, daß es dann still geworden ist, und daß man dann erst Ziethen die Treppe hat heraufpoltern und ihn nach dem Mädchen hat schreien hören. Es steht ferner fest, daß zwischen dem von verschiedenen Zeugen gehörten Kreischen der Pumpe und dem ebenfalls von den Zeugen gehörten Heraufschleichen Wilhelms ein Zeitraum von 8 bis 10 Minuten liegt. Es steht endlich fest, daß Ziethen frühestens 3 Minuten, nachdem Wilhelm sich heraufgeschlichen hatte, um Hülfe gerufen hat.

Es ist also absolut unmöglich, daß sich die Sachen so verhalten können, wie Wilhelm sie angiebt. Wir wiederholen: Ziethen ist frühestens um 11 Uhr 16 Minuten zu Hause angekommen. Nun soll er sogleich Streit bekommen und in derselben Minute seine Frau erschlagen haben. Die Frau hat 10 Minuten gestöhnt. Das macht 11 Uhr 26 Minuten. Erst als sie ruhig geworden ist, hat man Ziethens Hülferufe vernommen. Der Zeuge Frenzel soll nicht mehr als eine Minute gebraucht haben, um sich anzukleiden und nach unten zu begeben. Das wäre 11 Uhr 27 Minuten gewesen. Frenzel ist wenigstens 2 Minuten mit Ziethen zusammen geblieben, hat die am Boden liegende Erschlagene aufgehoben und Ziethen wiederholt aufgefordert, zum Arzte zu eilen. Ziethen hat darauf das Haus verlassen. Das wäre also 11 Uhr 29 Minuten. Er ist 8 Minuten fortgewesen. Er ist aber bereits 2 oder 3 Minuten nach halb 12 verhaftet worden. Da fehlen 5 bis 7 Minuten, die nicht einzubringen sind, wenn man die allerungünstigsten Bedingungen für Ziethen annimmt. Unsere Berechnung ist so knapp wie irgend denkbar. In Wahrheit wird es sich nicht um 5 bis 7 Minuten, sondern um eine gute Viertelstunde handeln.

Nehmen wir dagegen Wilhelms Aussage, wie er sie in der Selbstdenunciation gemacht hat, als richtig an, so stimmt Alles auf die Minute. Dann wäre also der Mord geschehen um die elfte Stunde, kurz vorher oder kurz nachher. Das Wimmern der Unglücklichen ist um diese Zeit gehört worden. Nach der vollbrachten That hätte Wilhelm an der Pumpe den Hammer zu reinigen versucht, und kurz nach 11 ist das Kreischen der Pumpe gehört worden. Darauf hätte Wilhelm also den Hammerstiel abgeschabt und den Hammer in den Tischkasten geworfen. Etwa ein viertel auf 12 wäre Wilhelm heraufgeschlichen, und einige Minuten später, nach Angabe der Zeugen 3 Minuten später, hat man den Schreckensruf

Ziethens vernommen, etwa 11 Uhr 18 oder 19 Minuten. Zu dieser Zeit ist er in der That gehört worden. Gleich darauf hat Ziethen die Hausbewohner geweckt. Er ist dann noch etwa 3 oder 4 Minuten im Hause geblieben, bis er von Frenzel zum Arzt geschickt wurde. Das war ziemlich genau 11 Uhr 23 Minuten. Er ist acht Minuten fortgeblieben und gleich nach halb 12 verhaftet worden.

Ueber diese beiden wichtigsten Fragen: Was hat Wilhelm dazu veranlaßt, nachdem er sich anscheinend zur Ruhe begeben hatte, wieder aufzustehen und nach unten zu kommen? und: Wie lassen sich seine Angaben mit den bestimmten Aussagen der Zeugen zeitlich vereinbaren? haben uns die öffentlichen Verhandlungen keinen Aufschluß zu geben vermocht.

VI.

Belastet wurde Ziethen also durch die Aussage seiner sterbenden Frau, die unter Andern auf die immer wieder an sie gestellte Frage auch einige Male gesagt hatte, ihr Mann habe sie erschlagen, durch die Aussage des Lehrlings Wilhelm, der auf Vorhalten des Untersuchungsrichters im dritten Verhör erklärt hatte, daß er Augenzeuge der That gewesen sei, und durch das ein Millimeter lange Partikelchen, das der Polizeicommissar Gottschalk in Ziethens Messer gefunden.

Die Frau war besinnungslos und Wilhelm ein lüderlicher, trunksüchtiger, verlogener Bursche, der wußte, daß es sich um Kopf und Kragen handelte, und der allerdings, um sich aus der Gefahr zu erretten, des Schlimmsten fähig sein konnte. Ueber die Beweiskraft des „Partikelchens" habe ich meine Meinung schon ausgedrückt.

Entlastet wurde Ziethen durch die Zeit. Er war um elf Uhr acht Minuten auf dem Elberfelder Bahnhof angekommen. Er war elf Uhr sechszehn oder elf Uhr siebzehn Minuten in seiner Wohnung angelangt. Er hatte unmittelbar darauf das ganze Haus alarmirt, war zu den Doctoren gelaufen, hatte seinen Schwager benachrichtigt und wurde kurz nach halb zwölf bereits verhaftet.

Dagegen hatten die verschiedenen Hausbewohner bereits um elf Uhr — und die Betreffenden, die Ziethen sammt und sonders sehr unfreundlich gesinnt sind, stimmen in den Angaben der Zeit auf das Vollkommenste überein — das Wimmern und Gestöhn in Ziethens Stube vernommen, hatten das Kreischen der Pumpe auf dem Hofe gehört, an der der Mörder den Hammer vom Blut zu reinigen versucht hatte.

Für Ziethen spricht ferner der Zustand seiner Kleidung, an der die sorgfältigste Untersuchung auch nicht die geringste Blutspur hat wahrnehmen können.

Für ihn spricht sein Verhalten unmittelbar nach der That, sein Verhalten während der Verhaftung, während der Untersuchung, sein dringendes

Verlangen der Aussetzung einer Prämie für den Ermittler des Thäters und der Gegenüberstellung mit denjenigen Personen, die gegen ihn die ihm unmöglich scheinende Beschuldigung des Mordes erheben.

Die Belastungsmomente erscheinen in Anbetracht der Schwere des Verbrechens so unglaublich dürftig, und der kräftigste Entlastungsbeweis, das Alibi, hat so wenig erschüttert werden können, daß unter diesen Umständen die Erhebung der Anklage des Mordes gegen Ziethen und die Einleitung des schwurgerichtlichen Verfahrens wider ihn kaum begreiflich erscheinen würde, wenn nicht noch etwas Anderes hinzugekommen wäre, das mit fürchterlicherer Stimme die Anklage gegen Ziethen erhob, als die beiden im höchsten Grade verdächtigen Augenzeugen, die unglückliche Frau und der Lehrbursche, und als jenes erbärmliche winzige Partikelchen.

Und dieser gewaltige Ankläger war: die öffentliche Meinung, war das empörende Vorleben Ziethens, seine unmenschlichen Mißhandlungen und Rohheiten, das Verhältniß zu seiner Buhlerin.

Der Mann, der seiner Frau das Messer durch die Finger gezogen, der sie fast erdrosselt, mit Füßen getreten, mit der Faust in's Gesicht geschlagen, mit dem Tode bedroht hatte, der Mann, der seiner Liebsten in Köln, die zum zweiten Mal Mutter werden sollte, den Trauring auf den Finger gesteckt, ihr in verfänglichen Briefen ewige Liebe und Treue und, sobald er frei sein werde, die Ehe versprochen hatte, der Mann war gewiß der Mörder!

„Ziethen ist der Mörder! Die Frau hat's vor dem Tode gesagt; nun hat's auch der Lehrbursche zugegeben, der die ganze Sache mit angesehen hat. Und dann hat man an seinem Messer das Holz vom Stiele jenes Hammers gefunden, mit dem Ziethen seine Frau erschlagen hat. Wir haben es ja kommen sehen, daß dieser schlechte, rohe Mensch, der seine arme Frau in empörendster Weise beschimpft und mißhandelt hat, auch vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken würde, um sich mit seiner Kölner Geliebten vereinigen zu können!"

So ging es von Mund zu Munde, so sagten Alle, und Keiner widersprach, und allesammt standen unter dem verhängnißvollen Banne dieser öffentlichen Meinung! Allesammt: die Beamten, die die Verhaftung vorgenommen hatten, die das Partikelchen im Messer fanden, die Richter der Voruntersuchung, die ihre Bemühungen ausschließlich darauf lenkten, Ziethen der Thäterschaft zu überführen, und gar nicht daran dachten, daß Wilhelm mit der That irgend etwas zu schaffen haben dürfte.

Und unter der Herrschaft dieser gewaltigen öffentlichen Meinung begannen auch die schwurgerichtlichen Verhandlungen.

Und alle, die daran theilnahmen: der Vorsitzende, die Sachverständigen, die Geschworenen, die Zeugen, vom Staatsanwalt gar nicht zu reden, alle-

sammt waren überzeugt, daß sie in Ziethen den Mörder seiner Frau vor sich hatten.

Der Herr Vorsitzende des Schwurgerichts erklärte noch während der öffentlichen Verhandlungen von Wilhelm, daß dieser „offenbar mit der Sache nichts zu schaffen habe".

Der als Zeuge geladene Untersuchungsrichter erklärte, daß er schon während der Untersuchung Ziethen „des Mordes für vollkommen überführt" angesehen habe.

Die Belastungszeugen entwickelten auf Grund der tief in ihnen wurzelnden Ueberzeugung von der Schuld Ziethens eine überzeugende Beredtsamkeit, und selbst die Entlastungszeugen, die namentlich zur Feststellung der Zeit herangeholt waren, waren nicht minder von Ziethens Schuld durchdrungen. Von der öffentlichen Meinung war Ziethen schon verurtheilt, bevor noch die Frage des Schuldig hatte gestellt werden können.

Die Verhandlungen gaben ein vollständiges Bild jener Vorgänge, die hier in aller Ausführlichkeit geschildert worden sind.

Wilhelm, der hier zum ersten Mal seinem Meister gegenüberstand, blieb bei seiner letzten Aussage stehen. Er behauptete, daß er Ziethen seine Frau habe morden sehen.

Ziethen war fassungslos, als er das hörte. „Ist das möglich, Herr Präsident!" rief er geradezu entsetzt aus. „Ist das möglich!"

Er traut seinen Ohren nicht. Er bittet den Präsidenten, den Jungen noch einmal zu fragen, ob denn das wirklich wahr sei, was der Bursche da gesagt habe. Er kann dem Jungen soviel Schlechtigkeit nicht zutrauen!

„Wenn ich verurtheilt werde," ruft er aus, „so werde ich unschuldig verurtheilt! Meine Unschuld muß sich herausstellen! Ich habe nur einen einzigen Zeugen, das ist die Uhr. Die muß es bekunden, Herr Präsident, daß ich es nicht gethan haben kann. Um elf Uhr acht Minuten ist der Zug, wie constatirt worden ist, hier angekommen. Ich mußte, wie ferner constatirt worden ist, acht Minuten brauchen bis zu meiner Wohnung. Als ich dort ankam, war es also elf Uhr sechszehn Minuten. Wie kann ich nun in vierzehn Minuten mich erst ausgezogen haben, mit meiner Frau Streit gekriegt, dieselbe ermordet, ferner den Hammer gereinigt und mit dem Messer abgeschabt haben? Und dann soll ich zweimal an der Pumpe gewesen sein. Dann habe ich das Dienstmädchen geweckt, das Mädchen hat den August geweckt. Da war es elf Uhr zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Minuten. Wie kann ich nun die That begangen haben?" Dabei vergißt Ziethen noch das Wichtigste, daß man die Pumpe bereits um elf Uhr hat gehen hören, daß man um dieselbe Stunde bereits das Wimmern und Stöhnen der unglücklichen Frau vernommen hat — um elf Uhr, als Ziethen zwischen Vohwinkel und Elberfeld auf der Bahn war.

Bei einer belastenden Aussage eines andern Zeugen springt er in größter Erregung von seinem Sitze und ruft: „Bei Gott dem Allmächtigen!

es ist nicht wahr! Wenn ich das Verbrechen wirklich begangen hätte, so wird doch wohl um Gottes willen kein Mensch glauben, daß ich so etwas sagen würde!"

Und nach dem Schluß der Verhandlungen, nach den Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger, erhebt sich Ziethen auf die Frage, ob er noch etwas anzuführen habe, und sagt: „Meine Herren Geschworenen! Ich wollte Ihnen sagen, daß ich schreckliches Unglück gehabt habe. Ich habe ja sehr unrecht gehandelt, ich sehe das ein. Aber von der That, von der weiß ich nichts. Ich weiß, daß ich sehr schlecht gehandelt habe an meiner Frau und meinen Kindern. Aber ich habe harte Strafe genug bereits erlebt. Wenn ich freikomme, habe ich nicht einmal eine Heimat mehr. Von dieser That weiß ich bei Gott dem Allmächtigen so wenig, wie einer von den Herren Geschworenen hier! Die Aussagen des August sind nicht wahr. Ich habe nicht ein einziges Wort von dem gesagt, was er angiebt, das weiß ich so sicher, als ich hier stehe."

Wie furchtbar stark muß das allgemeine Vorurtheil gegen Ziethen gewesen sein, um diese eindringlichen, einfachen, wuchtigen Worte ihrer Wirkung zu berauben. Aber das Bollwerk, welches das Vorurtheil vielleicht unwissend vor sich aufgethürmt hatte, war unüberwindlich.

Vergeblich bemühte sich der Vertheidiger Grommes mit Aufgebot eines ungewöhnlichen Talentes, mit schärfster Logik und glühender Beredtsamkeit, mit den wärmsten Tönen der Ueberzeugung gegen die ungeheure Macht dieser Voreingenommenheit anzukämpfen. Die Geschworenen sprachen das Schuldig aus. Der Gerichtshof verurtheilte Ziethen am 2. Februar 1884 zum Tode.

Der öffentlichen Meinung war Genüge geschehen! Mit lauten Beifallsrufen wurde diese Verurtheilung zum Tode von den Zuhörern begrüßt!

Durch die Gnade des Kaisers wurde die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt.

Das Weitere ist bekannt. Ziethen und dessen Anverwandte erachteten mit der Schuldigsprechung die Sache nicht für abgethan. Sie bemühten sich rastlos, alle Beweise für die Unschuld Ziethens oder vielmehr für die Schuld eines Anderen zusammenzutragen. Natürlich ließen sie auch den Wilhelm, der freigesprochen worden war, und dessen Aussage die schwerste Beschuldigung Ziethens gebildet hatte, nicht aus den Augen. Es ist nicht genau bekannt geworden, welche Motive Wilhelm veranlaßt haben, im Juni d. J. sich den Behörden als der Mörder der Frau Ziethen zu stellen. Er machte diese Aussage hier in Berlin, er wiederholte sie vor der hiesigen Criminalpolizei, und seine Verhaftung wurde beschlossen. Als er im Gefängniß saß, wurde er in seinen Angaben widerspruchsvoll. Nach einiger Zeit nahm er seine Selbstdenunciation zurück und erklärte, er sei dazu beredet worden, es sei doch so wahr, wie er es vor Gericht ausgesagt

habe. Darauf nahm er wiederum diese letzte Aussage zurück und sagte, er habe gelogen, weil er habe frei werden wollen, aber sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe, er sei doch der Mörder gewesen. Bei dieser Aussage ist er im Wesentlichen stehen geblieben.

Das Elberfelder Gericht beschloß unter diesen Verhältnissen, nach genauer Prüfung aller Umstände, das Verfahren gegen Ziethen wieder aufzunehmen. Das Kölner Oberlandesgericht hat diesen Beschluß verworfen. Wilhelm ist in Freiheit gesetzt, und Ziethen bleibt lebenslänglich im Zuchthause.

Der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens kann erneuert werden, wenn schwerwiegende sachliche Momente für die Berechtigung eines solchen Antrags sprechen. Die Möglichkeit, daß Ziethen doch noch früher oder später aus dem Zuchthause entlassen werde, ist also noch immer nicht ausgeschlossen.

Man muß nun die Frage stellen: Aber wenn Wilhelm der Mörder nicht ist, wenn seine Selbstanzeige unbegründet ist, wenn er also in frivolster und unverantwortlichster Weise die richterlichen Behörden zu narren, die öffentliche Meinung von ganz Deutschland in Erregung zu setzen versucht hat, um sich einen frevelhaften bübischen Scherz zu erlauben — kann er dann straffrei ausgehen?

Das, was Wilhelm in diesem Falle verübt haben würde, ließe sich vielleicht unter den weiten Begriff des groben Unfugs einreihen, und Wilhelm könnte dann „wegen Uebertretung" mit 150 Mark oder mit Haft bestraft werden. Wahrscheinlich würde Wilhelm aber aus Paragraph 257 des Strafgesetzbuches zu bestrafen sein, wenn ihm nachgewiesen werden könnte, daß er zu dem Zwecke sich selbst denuncirt hat, um Ziethen der Bestrafung zu entziehen und zugleich sich einen Vortheil zu verschaffen. Es ist auf diese Strafthat Gefängniß bis zu fünf Jahren angedroht.

Nun könnte sich aber sehr gut der Fall ereignen, daß der Richter, der über dies Vergehen resp. über diese Uebertretung Wilhelms zu urtheilen hätte, zu der Ueberzeugung gelangte, daß Wilhelm wegen dieser Verstöße gegen das Strafgesetzbuch nicht zu bestrafen sei. Der Richter könnte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Wilhelm allerdings den Mord verübt und also keine falsche Selbstdenunciation begangen habe. Dann würde Wilhelm abermals freizusprechen sein, und die Sache würde sich dann in einer Weise verwickeln, die geeignet wäre, unser Rechtsbewußtsein auf das Tiefste zu erschüttern, und die wir aufrichtigst zu beklagen hätten. Während das Kölner Oberlandesgericht das Wiederaufnahmeverfahren rechtsgültig ablehnt, weil Wilhelm der Mörder nicht ist, würde der zweite Richter Wilhelm von dem ihm zur Last gelegten Vergehen der Begünstigung freisprechen, weil er der Mörder ist.

Gegen den Beschluß des Oberlandesgerichts giebt es kein Rechtsmittel mehr. Der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens ist rechtskräftig zurückgewiesen. Dagegen hilft weder eine Petition noch ein Gnadengesuch, weil diese bestehende Gesetze nicht ändern können. Das ist das Thatsächliche, das unumstößlich ist.

Und doch lehnt sich unser Empfinden dagegen auf. Wir können unser Gewissen nicht dazu zwingen, der Erörterung der Frage fern zu bleiben: Wenn nun doch ein Unrecht geschehen wäre? Die Elberfelder oder die Kölner Richter haben geirrt. Wenn es nun doch die Kölner wären, — was dann?

Der Fall Ziethen bietet in seinem Wesentlichen merkwürdig übereinstimmende Züge mit jenem Fall Katharine Steiner, von dem wir schon gesprochen haben. Gerade wie Ziethen wurde auch die Steiner verurtheilt, weil ihr Vorleben einen widerwärtigen Eindruck machte, weil man wußte, daß sie mit der Ermordeten auf schlechtem Fuße stand, daß sie sich mit dieser geschlagen hatte. Auch die Steiner fiel als das Opfer ihres schlechten Rufes. Der hervorragende und heldenmüthige Vertheidiger dieser armen Person, Dr. Max Neuda in Wien, war von der Unschuld der Steiner geradeso überzeugt, wie der Rechtsanwalt Groumes in Köln von der Unschuld Ziethens überzeugt ist. Und als die Steiner bereits seit über zwei Jahren im Zuchthause saß, nannte Dr. Max Neuda die unglückliche Person in einem Vortrage, den er am 4. März 1880 hielt, eine „offenbar schuldlos Verurtheilte". „Ich aber hoffe noch immer, daß einst der Tag kommen wird, wo die Unschuld dieser Person erkannt werden wird!" rief er damals aus.

Für die unglückliche Steiner ist der Tag gekommen. Als sich am 16. Februar 1882 Ferdinand Waschauer bei der Militärbehörde meldete und erklärte, daß er der Mörder der Balogh sei, als er diese Behauptung durch eine ganze Reihe von Angaben, deren Richtigkeit sich nun herausstellte, begründete, und das Wiederaufnahmeverfahren infolgedessen beschlossen wurde, erlangte Katharine Steiner ihre Freiheit wieder. Damals wurden einige hundert Gulden dem Vertheidiger Dr. Neuda von den Geschworenen, die die Steiner verurtheilt hatten, für dieselbe übergeben. Jetzt aber, nachdem sie diese Gaben verzehrt hat, ist sie, krank geworden durch die lange Haft, hülflos und bettelt!

Aber so bejammernswerth ihr Schicksal auch ist, sie ist doch noch glücklich zu preisen, denn der furchtbare Verdacht, einen Menschen gemordet zu haben, ist von ihr genommen.

Und beneidenswerth erscheint ihr Loos im Vergleich zu dem jenes Unglücklichen, der als Gattenmörder bis an sein Lebensende im Zuchthause sitzt, weil eine besinnungslose Frau ihn gelegentlich neben vielen Anderen auch einige Male als Thäter bezeichnet hat, weil in seinem Messer ein

kaum erkennbares Spälnchen Holz gefunden worden ist, und weil man dem Lehrburschen Wilhelm geglaubt hat, als er sagte, er habe den Mord gesehen, ihm aber nicht geglaubt hat, als er sagte, er selbst habe die blutige That verübt.

Ist Ziethen unschuldig, wie er so Vielen, die das vorliegende Material auf das Sorgfältigste geprüft haben, erscheint, so wird auch für ihn die Stunde der Befreiung noch schlagen; denn unser Vertrauen zur Gerechtigkeit ist ein unbegrenztes und unerschütterliches.

Die Darstellung, die ich hier von dem Fall Ziethen-Wilhelm gegeben habe, ist aus meiner tiefsten Ueberzeugung hervorgegangen, die ich Niemand aufnöthigen will, der aber — gerade wie Dr. Max Nenda der seinigen von der Schuldlosigkeit der Katharine Steiner — Ausdruck zu geben ich für mein publicistisches Recht und damit auch für meine Pflicht halte. Schweigen ist nicht immer Gold.

> . . . Servi ut taceant: jumenta loquentur
> Et canis et postes et marmora,

sagt Juvenal; und aus dem Munde des erhabensten Verkündigers alles Sittlichen und Wahren wissen wir: Wenn Menschen schweigen, werden die Steine schreien.

Aus: Ertl. „Liebesmärchen." A. G. Liebeskind. Leipzig.

Aus: Friedrich Rückert. „Liebesfrühling."
J. T. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.

Illustrirte Bibliographie.

Die Weihnachtszeit bringt auch in den Verkehr des Büchermarkts Abwechselung und Freude. Das Ernste tritt zurück und macht dem Heiteren Raum. Die kahle Broschüre weicht dem Prachtbande, und neben den in schönste Formen und mannigfache Farben gekleideten Büchern für Erwachsene tummelt sich eine Heerschaar von lustigen und belehrenden Büchern für unsere Kleinen in buntem Bilderschmuck. Auch auf diesen Gebieten haben die Fortschritte der letzten Jahrzehnte außerordentliche Veränderung hervorgerufen. Was unsere Eltern ein Prachtwerk nannten, würde sich nicht im Entferntesten messen können mit dem, was wir auf die Büchertische unserer Prunkzimmer legen. In jeder Hinsicht ist der Buchhandel vorwärts gegangen: die Einbanddecken zeigen nicht mehr die grellen, häßlichen, unharmonischen Farben, die Gold- und Farbenpressung zeugt von edlerem Geschmack, Papier und Druck sind ohne Vergleich schöner (wenn vielleicht das Papier auch weniger haltbar ist), und vor Allem die Zeichnungen und ihre Vervielfältigung, besonders die letztere, sind in bewunderungswerther Weise verbessert worden. Die schnell fortschreitende Vervollkommnung der Vervielfältigungsweisen ist vielleicht die Hauptursache für den allgemeinen Fortschritt in der sogenannten Prachtwerk-Literatur.

Man darf von seinem hohen Standpunkt nicht spöttisch herabsehen auf diese Geistes-Erzeugnisse im Festkleide. Wir Büchermenschen bedürfen wohl der äußeren Anlockung nicht, wir lesen das Buch um des Inhalts willen und sehen es vielleicht gern in vornehmer, wenn auch nicht prunkender Ausstattung. Es giebt aber eine Anzahl von Menschen, denen erst das schöne Aeußere des Buches die Neugier weckt, und oft genug haben wir erfahren, daß der Erfolg selbst großer Talente bedeutend gefördert wurde durch die äußere Ausstattung.

Da kommen sie wieder auf den Weihnachtsmarkt, die zierlichen Bände aus dem Verlage von A. G. Liebeskind; als zwölftes Tausend erscheinen die „Sommermärchen" von Rudolf Baumbach; von seinen „Abenteuern und Schwänken",

alten Meistern nacherzählt, erhalten wir das sechste Tausend. Gewiß hätte der Dichter der „Frau Holde", des „Zlatorog," der „Spielmannslieder" u. s. w. auch sonst den Weg zu unseren Herzen gefunden, aber unstreitig lag in der wahrhaft geschmackvollen Ausstattung der erste Anreiz für den Käufer und den Leser. Wie manches werthvolle Buch verschwindet, da es dieses äußeren Anreizes entbehrt, unter der Fülle der Erscheinungen, unter welcher selbst der ernsthafte Kritiker nicht immer das Rechte herausfinden kann. Und es ist ein Glück für junge Autoren, wenn ihre Schöpfungen dem Publikum in solcher Gewandung geboten werden. Wir gestehen gern, daß uns zur Lectüre der „Liebesmärchen" von Emil Ertl (Leipzig, A. G. Liebeskind) und der Dichtung „Werner von Kuonefalk" von Max Marterſteig (Leipzig, A. G. Liebeskind) zunächst das Vertrauen zu der Verlagsfirma veranlaßt hat, die sich offen-

Aus: Marterſteig. „Werner von Kuonefalk." A. G. Liebeskind, Leipzig.

Aus: Julius Wolff. „Der wilde Jäger". G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin.

bar die Aufgabe stellt, bessere Erzeugnisse bei unserem der gereimten Dichtung abholden Publikum durch die reizende Ausstattung einzuführen. Und in der That verdienen sowohl die in Prosa geschriebenen „Liebesmärchen" Ertls, die reiche Phantasie und glücklichen Humor aufweisen, wie die hübsche epische Dichtung „Werner von Kuonefalk", die eine Liebesepisode auf dem belebten Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges vorführt, die volle Anerkennung. Die jüngsten Gaben der Verlagshandlung, aus dem-

Aus: Julius Wolff. „Der Wilde Jäger." G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin.

selben Streben hervorgegangen, sind „Anatolische Volkslieder" aus der „Kaba Dili" von Leopold Grünfeld und „Lieder vom goldenen Horn" von Karl Foy. Die Kaba Dili ist die Volkssprache der Türken. Der Türke zählt die Lieder und Märchen in dieser Sprache, die noch nirgends niedergeschrieben, gar nicht zur osmanischen Literatur, und doch sind sie vielleicht die am meisten poetischen Erzeugnisse des türkischen Sprachstammes. Wir werden von Grünfeld in ein völlig unbekanntes und doch die Kenntniß so sehr verdienendes Gebiet der Weltliteratur eingeführt. Wie weit sich die schönen

Umdichtungen von den Originalen entfernen, können wir ja nicht beurtheilen. Natürlich klingen häufig die Motive an, die in allen Zungen von der Dichtung wiederholt werden:

Könnt' ich wie eine Nachtigall
Mich in die Zweige schwingen,
Wie sollte meines Liedes Schall
Dein taubes Ohr bezwingen!

erinnert es nicht vollkommen an unser „Wenn ich ein Vöglein wär'!" Und gerade das ist das Interessante an solchen Sammlungen, daß sie die Gedanken und Empfindungen, die die Seele eines jeden Volkes in gleicher Weise hegt, in der eigenen Auffassung eines jeden zeigen. Die Lieder „Vom goldenen Horn" sind nicht, wie man leicht glauben könnte, Nachdichtungen, sondern Originale. Ihr Schauplatz ist zum großen Theil Konstantinopel und vielfach nehmen sie ihren Ausgangspunkt von türkischen Motiven; hie und da ahmen sie auch Persisches nach, im Allgemeinen aber sind sie selbständig. Das Lyrische des Bändchens zeigt auch auf diesem Gebiete, auf dem sich jüngere Dichter so selten unabhängig von den großen Mustern bewegen, viel Selbständigkeit. Einzelne Balladen — oder bezeichnet man die Dichtungen besser als Romanzen? — sind vortrefflich und die Spruchdichtung ist reich an sehr Gelungenem. Zwei kleine Beispiele:

Aus: Julius Wolff. „Der Wilde Jäger." G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Wie Viele lieben dach den Baum
Und wallen van ihm essen;
Dach brachen sie erst seine Frucht.
Sa ist der Baum vergessen.

Oder das „Nahen des Genies":

Es braucht ein Meister
Viel kleine Geister —
Sie treten ihm den Weg daran,
Daß er gemächlich wandeln kann.

Aus: Ertl. „Liebesmärchen." A. G. Liebeskind, Leipzig.

Von Prachtwerken im hergebrachten Sinne erwähnen wir der fünften Auflage von Friedrich Rückerts „Liebesfrühling" mit 4 Vollbildern, gemalt von Hermann Kaulbach, und 80 Initialen nach von Grundherr, Klimsch u. a. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.) Rückerts Liebesfrühling bedarf keiner Empfehlung, es ist eines der gelesensten und beliebtesten Bücher der Nation. Wir brauchen uns nur mit den Illustrationen zu beschäftigen. Die Vollbilder Kaulbachs, welche Sehnen, Bangen, Hoffen, Glück, erstere drei durch je eine Mädchengestalt,

Aus: Julius Wolf. „Der Wilde Jäger". G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

das letztere durch ein Paar darstellen, das auf einem klaren Bergsee in einer „Fortuna" genannten Gondel segelt, deren Steuerruder der kleine Amor regiert — diese vier Vollbilder sind in der Ausführung und Wiedergabe vortrefflich, die Seiteneinfassungen zierlich wie so häufig die Versificirung im Liebesfrühling, und die Initialen, an denen das Werk überreich ist, sind mit ausgesuchtem Geschmacke gemacht. Gerade an diesem Werke kann man den Fortschritt der letzten Jahre wahrnehmen, denn der „Liebesfrühling" ist eines der ältesten Prachtwerke. Es zählt ein Vierteljahrhundert und gehörte zu den Lieblingsbüchern unserer Eltern.

Die neuere Dichtung ist glänzend vertreten durch die wahrhaft prächtige Ausgabe der Waidmannsmär: „Der Wilde Jäger“ von Julius Wolff, illustrirt von Woldemar Friedrich (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung). Auch hier brauchen wir über die Dichtung selbst nicht zu sprechen. Das Buch in der vorliegenden Gestalt sucht seinen Platz nicht im Bücherschrank, sondern auf dem kleinen Tischchen des

Aus: Friedrich Rückert. „Liebesfrühling“. J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.

Salons, auf dem man in Mußestunden in den Werken seiner Lieblingsdichter blättert. Und hierfür ist es sehr geeignet. Vornehm in Papier und Druck und reich an großen ganzseitigen und kleineren Bildern (von welch letzteren wir einige Proben bieten). Der Ton der Dichtung, der heitere sowohl wie der düstere, ist von dem Zeichner glücklich nachempfunden. Oft gelingt ihm auch tiefere Charakteristik, wie beispielsweise in dem Bilde, welches den Abt im Gespräche mit Johannes darstellt. „Der wilde Jäger“ wird in dieser Prachtgestalt verhältnißmäßig eine ebenso große Verbreitung finden, wie in der kleineren Textausgabe.

Aus: Grtl. „Liebesmärchen“ A. G. Liebeskind Leipzig

Rumänien.

Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. J. U. Kern (Max Müller), Breslau.

Der Verfasser, der sich schon 1884 durch eine Darstellung von Siebenbürgen einen guten Namen gemacht hat, giebt im ersten Theile dieses mit 26 guten Illustrationen und einer zuverlässigen Karte (1:1700000) ausgestatteten Buches seine Reiseeindrücke wieder. Er schildert zunächst in lebhafter und ansprechender Weise die weitläufig gebaute glänzende Villen- und Gartenstadt Bukuresçt, ihr vorzügliches Fuhrwesen, den grenzenlosen Luxus und die galanten Abenteuer ihrer Damenwelt und die Seichtheit der meisten in Paris gebildeten jungen Rumänen, zu der die Gediegenheit der aus Siebenbürgen durch die Magyaren verdrängten rumänischen Elemente im wohlthuendem Gegensatze steht: ihnen verdankt das Königreich seine besten Lehrer und Offiziere. Die deutschen Gasthofsbesitzer, Apotheker und Handwerker werden im Allgemeinen gelobt,

letzteren aber übergroßer Durst nachsagt. Dann führt uns Bergner durch die Städte der Moldau, in die erhabene Einsamkeit der noch fast unberührten Karpatenwälder, die er auf einem Floß die Bistriza abwärts durchfuhr, und in die Rohrwüste des Donaudeltas. Galaz, einst „das rumänische Hamburg" genannt, geht seit Eröffnung der Eisenbahnanschlüsse entschieden zurück, da der Export jetzt nur noch etwa zur Hälfte den Seeweg nimmt, dagegen ist Constanza mit seiner bunt genischen Bevölkerung ein lebhaftes Seebad geworden und wird nach Herstellung der Donaubrücke bei Tschernavoda sich weiter heben. Die Klagen des deutschen Colonisten in der Dobrudscha über die rumänische Regierung findet Bergner meist unbegründet, in den bulgarischen Donaustädten macht ihm nur „das stramme bulgarische Militär" einen günstigen Eindruck, sonst herrscht überall noch orientalische Schläfrigkeit gegenüber dem frischen Aufschwunge Rumäniens.

Der zweite, wissenschaftliche Theil des Werkes beginnt mit einem Ueberblick über die Geschichte der Rumänen. Hier wird die Frage unentschieden gelassen, ob die Rumänen wirklich Nachkommen der trojanischen Colonisten in Dacien seien, oder ob sich ihre Nation aus den romanisirten Provinzialen südlich der Donau gebildet, erst gegen das Jahr 1200 die Donau überschritten und die Urwälder Siebenbürgens besetzt habe.

Für jene Hypothese haben sich Mommsen und Jung ausgesprochen und sie gilt im Lande selbst als Dogma, die Ungarn und Siebenbürgen-Sachsen schwärmen für die entgegengesetzte Ansicht und haben in dem Grazer Professor Robert Rösler einen geschickten Vorkämpfer gefunden. Erst um 1240 beginnt die wirkliche Geschichte der Rumänen, freilich bis in die neueste Zeit eine Leidensgeschichte schlimmster Art, besonders seit dem Eingreifen der Türken von 1391 an. Anfangs ließen sie den beiden Fürstenthümern Walachei und Moldau noch eingeborene Hospodare, doch seit 1716 wurden stets reiche Griechen des Phanar gegen hohe Geldsummen auf höchstens sechs Jahre eingesetzt, die das unglückliche Volk schrecklich aussaugten. Dazu kam seit 1776 der russische Einfluß, der zwar die Macht der Türken brach, aber für das Land selbst keine Besserung brachte. Endlich hörte 1821 nach dem mißglückten Aufstande des Hospodaren Alexander Ypsilanti die Phanariotenwirthschaft auf, und durch den Krimkrieg wurde 1854 das russische Protectorat beseitigt. Die Rumänen konnten endlich frei aufathmen; in den höheren Schichten fand die von Napoleon III. begünstigte Nationalitätsidee Eingang und führte 1859 zur Vereinigung beider Fürstenthümer durch die gemeinsame Wahl des Fürsten Kusa, der auch 1861 von den Großmächten und der Türkei als Fürst von Rumänien anerkannt, aber 1866 durch eine Revolution vertrieben wurde. Es folgte die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, der seitdem, unterstützt von Juan Bratianu, „dem Bismarck Rumäniens," die Geschicke seines neuen Vaterlands mit fester Hand geleitet, ihm 1877 vor Plewna den ersten kriegerischen Ruhm und 1878 die volle Unabhängigkeit verschafft hat; 1881 erhielt er mit seiner Gemahlin Elisabeth (unter dem Namen Carmen Sylva als Dichterin verehrt) die Königskrone.

„Ureigenstes Werk" des Königs Karol I. ist die Reorganisation der Armee, die zwar äußerlich französische Muster copirt, doch mehr und mehr Preußen zum Vorbild nimmt. Sie zerfällt in reguläre Armee (50 000), Territorialarmee (100 000) und Miliz (50 000), zusammen 200 000 Mann, außerdem ist noch ein Landsturm von 50 000 Mann vorhanden. Auf große Operationen im Felde ist diese Armee freilich nicht berechnet, sondern auf die Vertheidigung der Centralfestung Bukuresçht, für deren Bau 200 Millionen Lei (Francs) bewilligt sind.

Volksbildung und Sanitätswesen zeigen einen erfreulichen Aufschwung, auch die Finanzlage bessert sich zusehends, dagegen bleibt der Ackerbau beim alten Schlendrian (Holzpflug, ein mit Dornen besteckter Gestell statt der Egge, Dreschen durch Pferde), und Viehzucht, Obst- und Leincultur gehen sogar zurück; auch der Weinbau ist durch die Reblaus stark bedroht. Die Lage des Bauern ist trotz der Ertheilung der persönlichen Freiheit materiell eine höchst traurige geblieben. Der Bergbau auf Salz blüht, aber die Wälder werden schonungslos verwüstet, denn es giebt weder ein Forst-, noch ein Jagd- oder Fischereigesetz. Die Industrie ist noch ganz unentwickelt und liegt meist in fremden Händen, ebenso wie der Handel, dem jetzt zwar über 2000 Kilometer Eisenbahnen zur Verfügung stehen, der aber unter dem 1886 von Ungarn provocirten Zollkrieg viel zu leiden hat.

Alle diese Angaben machen einen durchaus wahrheitsgetreuen Eindruck; der Verfasser hat zwar offenbar große Sympathien für das rumänische Volk, geht aber auch mit dessen Fehlern scharf in's Gericht und räth ihm dringend, sich von dem französischen Vorbilde ab- und dem deutschen zuzuwenden. Ob er damit bei den Rumänen Anklang finden wird, ist freilich sehr die Frage; ebenso werden die Rumänen die ihrem Lande so nothwendigen Colonisten gewiß lieber aus dem stammverwandten Siebenbürgen nehmen, als aus Deutschland, wie Bergner ihnen räth.

Aus alledem geht hervor, daß in Rumänien zwar noch viele Culturarbeit zu leisten, daß aber das Land doch in unleugbarem Aufschwunge begriffen ist und unsere vollen Sympathien verdient. Das vorliegende Buch ist höchst geeignet, diese zu erwecken und zu befestigen. G. W—dt.

Bibliographische Notizen.

Die Kunst für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. 2. Jahrgang. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Wir haben wiederholt über diese ebenso zeitgemäße wie in künstlerischer und redactioneller Hinsicht trefflich durchgeführte Zeitschrift gesprochen. Wir waren auch in der Lage, unseren Lesern Illustrationsproben aus dem Blatte zu geben. Nun liegt ein ganzer Jahrgang in geschmackvollem Einbande vor uns und man kann aus voller Ueberzeugung einen solchen Band der „Kunst für Alle" als ein werthvolles Geschenk-Buch für alle Diejenigen bezeichnen, welche Freude an der zeitgenössischen Kunst haben und sachverständige Belehrung darüber in gefälligem Gewande suchen.

Telepathie. Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preyer. Von Edmund Gurney. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Wieder ein Beweis, wie ein klarer, gescheidter, exacter Kopf dem geheimnißvollen Locken mystischer Vorstellungen verfallen kann! Denn jene Qualitäten muß man dem Verfasser nach seiner Diction und seinem Stil zuerkennen, von denen man nur bedauern kann, daß sie solcher Sache dienen. Selbstverständlich handelt es sich um die Vertheidigung der Realität bestimmter subjectiver Hallucinationen, um die Inanspruchnahme wissenschaftlicher Discussion für spiritistische „Beobachtungen". Es will den Herren, so vorzügliche Naturforscher sich unter ihnen befinden, nicht in den Querkopf hinein, daß die objective Forschung sich nie mit sporadisch-subjectiven Ueberzeugungen befassen kann, daß nur das allgemein Gültige, Anerkannte, Beobachtbare, Erweisbare in ihren Bereich fällt. Um einen Zusammenhang zwischen zwei Thatsachen annehmen zu können, muß derselbe nicht, wie der Verfasser annimmt, stets constatirt werden, aber er muß allgemein constatirt werden können. Deshalb beweist es eine wahre Kluft in seiner Logik, daß er die Beziehung zwischen Donner und Blitz, Regen und Regenbogen, weil sie nicht immer zusammentreffen, in Vergleich stellt zu den subjectiven Ahnungen, Visionen ꝛc., von denen er selber an anderer Stelle sagt, daß sie „gewissermaßen das Monopol von zwei Personen" sind. Daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, und daß sie auf dem Gebiete des Seelen- und Nervenlebens sich besonders fleißig tummeln, wird kein Vernünftiger bestreiten, und wenn der Verfasser einen Theil von ihnen als „Telepathie" zusammenfassen will, so mag auch das hingehen, zumal die „—pathie" darin das Wesentliche ist! Im Uebrigen spricht Referent die Hoffnung aus, daß des Verfassers Appell an Deutschland, sich an der Sammlung telepathischer Beobachtungen zu betheiligen, nichts fruchten wird; wir haben an unseren Hypnotismusarbeiten peinlichen Angedenkens gerade genug und sind froh, daß des Verfassers „Society for psychical research" in Deutschland nur ein correspondirendes Mitglied aufzuweisen vermag. jl.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Von Wilhelm Förster. II. Folge. Berlin, Georg Reimer.

Es ist eine schöne und hervorragende Gabe, die der Director der Berliner Sternwarte hier den Gebildeten seiner Nation darbringt. Auf dem Grunde

astronomischer Forschung aufgebaut und diesem Gebiete den wesentlichsten Stoff entnehmend, führt uns die „Sammlung“ zwölf Vorträge vor, welche durch Gediegenheit des Inhalts und anregende Gedankenfülle gleich ausgezeichnet sind. Leider gehört der Verfasser zu den Gelehrten, deren Stil etwas breit und deren Darstellung stellenweise etwas dunkel und zu parentheſenreich ist: indessen werden diese Eigenschaften des Buches zwar seiner Popularität im Wege sein, jedoch den Gebildeten nicht am Genusse hindern. Man befindet sich, wenn man dem Verfasser folgt, stets auf der Höhe des Denkens und des Wissens des Jahrhunderts, und man athmet — was heutzutage selten geworden und um so höher anzuschlagen ist — eine freie, unabhängige stolze Gesinnung. In der letzteren Hinsicht möchten wir dem ersten Vortrag der Sammlung, „Geistesfreiheit und Gesittung“, den Preis ertheilen. Wie selten sind die deutschen Professoren geworden, die gegen den Lärm der herrschenden Richtung, in der Religion und nur in ihr ruhe die Bürgschaft für die Cultur des Volkes, Einspruch erheben, die den „immer noch auf den Schulen lastenden Bann kirchlicher Reaction gänzlich abschütteln“ wollen! Wie befreiend wirkt es, daß der Verfasser sich nicht vor dem jetzt üblich gewordenen Belächeln rein idealer Anschauungen scheut und ernst zu prüfen räth, „ob denn nicht auch im politischen und wirthschaftlichen Verkehr der Culturstaaten dauernd aus dem Faustrecht herauszukommen und in gesichertere Rechtszustände mit wirksamen internationalen Rechtsordnungen hinüberzulenken ist“. In der schönen Studie „über Genauigkeit“ beklagt der Verfasser, daß kritische Strenge zur Zeit so gering geachtet ist, weil „ein Theil unserer Volksgenossen von enthusiastischer Anbetung der Kraft erfüllt, ein anderer Theil von Erbitterung ergriffen ist“. Bemerkenswerth ist auch die offene und warme Anhänglichkeit, mit der sich der Verfasser zur Darwin'schen Entwickelungslehre bekennt. Genug, es erquickt, die freie Meinung eines freien Mannes zu hören, ein Genuß, der jetzt in Deutschland nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. jl.

Die Arische Periode und ihre Zustände. Von Dr. F. Spiegel. Leipzig, W. Friedrich.

Die nahen Beziehungen, welche zwischen Indern und Iraniern in vorhistorischer Zeit geherrscht haben, sind mehrfach zum Gegenstand gelehrter Forschung gemacht worden, ohne bisher eine systematische Darstellung erfahren zu haben. Der um die Erforschung der zarathustrischen Religion hochverdiente Erlanger Gelehrte hat es sich in seinem neuesten Werk darum zur Aufgabe gemacht, diesen Zusammenhängen nachzugehen und den Zustand jener alten Culturgemeinschaft quellenmäßig zu ermitteln, welche auf verschiedenen Gebieten des Völkerlebens, besonders aber im Bereich der Religion und Sagenbildung hervortritt. Wir wissen beispielsweise, daß beide Stämme die Sonne unter dem Namen Mitra verehrten, daß sie aus der berühmten Somapflanze einen Trank bereiteten, der den Göttern wohlschmeckend und den Menschen heilbringend war, daß aus der gemeinsamen Bezeichnung für Götter Asura. d. i. Herr (welche bei den Iraniern zu Ahura — Ahura Mazda — wurde), die Teufel der Inder und aus den Göttern, Devas, der Inder die Teufel der Iranier entstanden, ähnlich wie der Beelzebub der Juden nichts anderes als ein Gott der Philister war. Es ist erfreulich, daß eine so verläßliche und bewährte Hand wie die Spiegels die mannigfachen Anzeichen, welche gleich dem beispielsweise erwähnten auf eine reiche Vorgeschichte beider Völker hinweisen, zu einer einheitlichen Darstellung verschmolz, welche nicht nur für die Specialforschung, sondern auch für die allgemeine Culturgeschichte von Interesse und Bedeutung ist. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Herr Verfasser für „arisch“ „indoiranisch“ gesagt und den Namen „arisch“ für die große Sprachgruppe, der wir gleich Iraniern und Indern angehören, reservirt hätte. Denn der Name „indogermanisch“, welchen man gewöhnlich braucht, ist unpassend und der Name „indokeltisch“, dessen Spiegel sich bedient, verwirrend. h.

Vaterland. Drei Dramen von Karl Bleibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Selbst Bleibtreus entschiedenste Gegner, die ihm alle literarischen Eigenschaften absprechen, müssen ihm doch eins lassen — seinen ernsten Fleiß. Mag man seine Fehler noch so unerbittlich hervorheben, das läßt sich nicht leugnen, daß seinem Schaffen kein bloßes Streben zu Grunde liegt, sondern ein ernstes Streben, dem das literarische Schaffen Selbstzweck ist. — Eine gemeinsame Idee lebt in den drei Dramen des vorliegenden Bandes. Es ist der nationale Gedanke, es ist das

Bekenntniß, daß man für das Vaterland nicht nur sterben, sondern auch sündigen kann. Die Leidenschaft des Patriotismus in ihren Erscheinungsformen darzustellen, war die Absicht des Dichters. Im „Harold" begeht der Held bewußten Meineid, um sein Vaterland vor der Gefahr der feindlichen Ueberrumpelung zu befreien, und sühnt denselben mit dem Tode im Kampfe gegen den Angreifer. Cäsar Borgia (der Dämon) treibt Maria von Mediei in den Tod, um sein Vaterland zu einigen, weil ihre geplante Verheirathung mit Orsini die Fortdauer der Kleinstaaterei bedeuten würde, und giebt sich selbst den Tod, als er seine Einigungsversuche scheitern sieht. In „Volk und Vaterland" sehen wir, wie aller Parteienstreit und Klassenhaß in Deutschland verstummt, sobald das Vaterland in Gefahr ist, und selbst der Socialismus vor der Stimme der Vaterlandsliebe schweigt. Diese Gedanken sind mit Kraft durchgeführt, aber den Dramen fehlt bisweilen die straffe, technische Concentration. Bleibtreu legt den Hauptwerth auf die psychologischen Wandlungen, vernachlässigt aber zu sehr die äußere Motivirung. Das Drama besteht nicht nur aus psychologischen Wandlungen, sondern auch aus einer logisch zusammenhängenden Reihe äußerer, nach bestimmten Gesetzen gruppirter Vorgänge, und diese verlangen eben auch eine äußerliche, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit geschaffene Begründung, sonst geräth das Publikum im Theater trotz aller psychologischen Feinheiten und alles culturgeschichtlichen Beiwerks in Heiterkeit. ca.

Verkettungen. Novellen von B. von Suttner. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Die Verfasserin ist eine geistvolle Dame von hervorragender Begabung, welche sowohl in graziösem Feuilleton-Styl anmuthig zu plaudern versteht, wie in einzelnen Novelletten der vorliegenden Sammlung, als sie auch andererseits schwere Conflicte mit kundiger Hand zum Gegenstand ihrer Erzählungen macht. Sie ist keine prüde Natur, die selbst vor den gewagtesten Situationen nicht zurückschreckt, aber sie thut dies nicht in frivoler Weise, sondern im Interesse einer höheren Moral und verfällt niemals in häßlichen Naturalismus. — Mit der Wahl ihrer Stoffe können wir uns nicht immer einverstanden erklären, die eine der Novellen behandelt ein so krasses Sujet, daß es trotz aller Erzählungskunst abstößt. mz.

Gipfel und Abgrund. Zeitroman von Gregor Samarow. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Samarow hat es von jeher verstanden, die Zeitgeschichte und ihre Helden literarisch zu verwerthen und das Lesebedürfniß des sensationshungrigen Publikums mit solch pikanter Kost zu befriedigen. Neu ist das Genre ja nicht, Samarow hat nur den Faden da wieder aufgenommen, wo er der Mühlbach seligen Angedenkens entfallen ist; merkwürdigerweise hat sich der Geschmack des Publikums auch noch nicht gewandelt und die Samarow'schen Werke, deren Bändezahl eine kleine Bibliothek auszufüllen vermöchte, erfreuen sich in demselben Grade des Beifalls unserer Generation, wie die umfangreichen Romane von Louise Mühlbach in einer vergangenen Zeit.

Daß der Autor sich einen so dankbaren Stoff, wie den verstorbnen König von Baiern, nicht entgehen lassen würde, war zu erwarten. Ist doch dieser unglückliche König mit seinem tragischen Ende und dem Mythenkranz, welcher sich um seine Person gebildet hatte, eine Romanfigur par excellence. Samarows Roman ist eine geschickte Umgestaltung der furchtbaren Wahrheit. Allerdings ist von einer Vertiefung und Ausarbeitung der Charaktere keine Rede. Auch gestattet sich der Autor eine behagliche Breitschweifigkeit, die geradezu ermüdend wirkt. Das Episoden-Werk nimmt einen zu großen Raum ein: es laufen nämlich einige oberbaierische Dorfgeschichten neben der Haupthandlung her, welche mit dieser in gar zu losem Zusammenhang stehen. Dagegen hat Samarow mit vielem Geschick diejenigen Momente aus der ersten Regierungszeit des Königs hervorgehoben, die sein Andenken für immer unsterblich machen, und aus der Periode, in welcher der Mysticismus zu überwuchern begann und die ersten Anfänge jener schrecklichen Krankheit in die Erscheinung traten, welcher der bedauernswerthe König zum Opfer fiel, ist mit vielem Tact verwerthet, was die heikele Materie zuläßt.

Wie weit die antideutschen Einflüsse, welche der Verfasser in der Person des Grafen d'Herbigny in die Handlung eingreifen läßt, auf beglaubigten Thatsachen beruhen, vermögen wir nicht zu beurtheilen, — wer Persönlichkeiten und Ereignisse, welche der Geschichte angehören, im Bilde des Romans kennen lernen will, muß der freien Phantasie des Dichters einen gewissen Spielraum gestatten. mz.

Die beiden Republiken. Roman von S. Riemann. Leipzig, Eugen Peterson.

Der Roman spielt in Danzig in der Zeit des tiefsten Niederganges unseres Staatswesens nach dem Tilsiter Frieden, in welchem diese Stadt von dem corsischen Eroberer das Danaergeschenk der freien Selbstbestimmung empfangen hatte und zu einer Republik unter dem Schutze des Königs von Preußen und von Sachsen umgeschaffen worden war. In Wahrheit aber war sie eine französische Garnisonstadt und stand unter dem eisernen Drucke eines französischen Gouverneurs. Alle die Schrecken der Fremdherrschaft lernen wir am besten in der Familie von Weikhmer kennen, eine der angesehensten Patrizierfamilien Danzigs, in welcher uns der Verfasser die andere Republik vorführt, weil auch hier jedes der zusammenlebenden erwachsenen Geschwister das Recht der freien Selbstbestimmung für sich in Anspruch nimmt und damit gar oft mit den Anschauungen der anderen in Conflict geräth. Charlotte von Weikhmer, ist ein Charakter von ebenso vornehmer als herrischer Gesinnung: sie, eine Schülerin Fichtes, blieb sich alle Zeit gleich und wich nicht um eines Haares Breite von ihrem Deutschthum und ihrem Patriotismus.

Das Buch beginnt mit dem Tilsiter Frieden und endet mit der Befreiung Danzigs durch die verbündeten Heere. Der Verfasser giebt ein dramatisch belebtes Bild der wechselvollen Vorgänge in dieser ereignißreichen Zeit, in welcher Danzig dem Kriegstheater so nahe lag und wohin sich diejenigen flüchteten, welche bei dem Untergang der großen Armee in Rußland das nackte Leben gerettet hatten. Aber nicht minder ansprechend als diese breit ausgesponennen Schilderungen ist der eigentliche Roman, welcher hauptsächlich die Schicksale der Familie Weikhmer umfaßt, weil jede der in die Handlung eingreifenden Personen ein Charakter ist, der das Interesse des Lesers zu fesseln vermag. mz.

Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Der geistvolle Verfasser behandelt in dem vorliegenden Roman das uralte, unerschöpfliche Thema der Ehe, um an zwei Beispielen seine Anschauungen über dieselbe zu exemplificiren. Die erste Abtheilung, welche er Buch der Liebe nennt, ist die Exposition. Wir machen in einem Seebade die Bekanntschaft von zwei jungen Paaren. Das eine, ein schon zwei Jahre verheirathetes Ehepaar, lebt seinen Liebesfrühling noch so ungestört wie am ersten Tage nach der Hochzeit, Beide sind von der Ueberzeugung durchdrungen, eines in dem andern die nothwendige Ergänzung des eignen Ichs gefunden zu haben, und die junge Frau, welche von Welt und Leben genau so viel versteht, wie eine Kloster-Pensionärin, ist wie weiches Wachs in den Händen des um mehrere Jahre älteren Mannes. Das andere Paar lernt sich hier erst kennen und lieben; wir begegnen in ihnen zwei fertigen Individualitäten, er ein Russe aus der höchsten Gesellschaft, welcher die Mitte der dreißig bereits überschritten hat, Alles kennt, Alles genossen hat und von den Frauen auf's Aeußerste verwöhnt worden, sie eine Rheinländerin von vornehmer Herkunft, als Schönheit gefeiert, hat die zwanzig bereits um einige Jahre überschritten, und ist ebenfalls ein fertiger, gefestigter Charakter. Trotz aller Zuneigung, welche die Beiden zu einander zieht, empfindet ein jedes ein heimliches Bedenken, ob die gegenseitige Vereinigung ihnen das erhoffte Glück bringen werde. Er liebt indeß zu leidenschaftlich, um nicht schließlich seine Freiheit zu opfern, und auch sie läßt sich besiegen und wird die Seine.

Buch der Beunruhigung heißt der zweite Theil, in welchem der Conflict sich entwickelt: — bei dem ersten Ehepaar wird er künstlich durch Dritte hineingetragen, indem zu Feinden gewordene Freunde in böswilliger Absicht den Gatten bei seiner Frau verdächtigen, und die weltunerfahrene Frau fühlt sich namenlos unglücklich, weil ihr nicht auch die Vergangenheit des ihr angetrauten Mannes gehört, und sie nicht die Erste ist, der er seine Liebe geschenkt hat. Bei dem andern Paare sind es Reibungen der beiden verschiedenen Charaktere, keines will dem andern etwas von der eigenen Individualität opfern, Mißverständnisse verschärfen die Gegensätze und trotz der scheinbaren äußeren Harmonie krankt ein jedes an dem Bewußtsein, das erwünschte Glück nicht voll und ganz gefunden zu haben.

Im „Buche der Versöhnung" werden die Dissonanzen gelöst, der Verfasser gelangt zu einem äußerst befriedigenden, fast zu philisterhaften Schlusse, selbst der unvermeidliche Hausfreund, der unverbesserliche alte Junggeselle, welcher sich in beide Frauen fast gleichzeitig verliebt, vermag den Seelenfrieden derselben in keiner Weise zu stören, denn nur er selbst leidet

unter seiner Leidenschaft, die beiden Frauen haben nicht einmal eine Ahnung von derselben.

Alles in Allem ist das Buch recht unterhaltend, die eingestreuten Reflexionen sind stets geistvoll und sprechen an, selbst wenn man sich mit ihnen nicht in Uebereinstimmung befindet. Wenn wir etwas auszusetzen hätten, so wären es die bisweilen all zu kühnen und gesuchten Bilder und Vergleiche, welche Friedmann in den Naturschilderungen und bei der Darstellung von Seelenzuständen anwendet; es wird dadurch die Klarheit der Diction beeinträchtigt und die Stimmung zestört.

Zu den interessanten Erscheinungen, unter den vielen, welche sich jetzt auf den Büchermarkt drängen, gehört das Buch unter allen Umständen mz.

Für gesellige Kreise. Von Olga Morgenstern. Berlin, Verlag von Rosenbaum und Hart.

Das Buch ist eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke, nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten. Olga Morgenstern, eine Schülerin der unvergessenen Frieb-Blumauer, hatte im Vertause ihrer Studien bei der genannten Meisterin Gelegenheit, sich ein ganzes Repertoire werthvoller Dichtungen zu eigen zu machen, welche für den Vortrag besonders brauchbar sind. Auf die Anregung der Frau Frieb-Blumauer, welche die Veröffentlichung einer nach bestimmten Grundsätzen geordneten Sammlung von Vortragsstücken für ein entschiedenes Bedürfniß hielt, hat nun Olga Morgenstern ihre Sammlung herausgegeben. Der Empfehlungsbrief, den die Verfasserin ihrem Buche facsimilirt vorausschickt, ist eigentlich überflüssig; das Buch empfiehlt sich von selbst. Es ist zunächst in zwei Haupttheile gegliedert: ernstere und heitere Gedichte. Die Unterabtheilungen der ernsteren sind Stimmungsbilder, erzählende Gedichte aus dem Leben und drittens Balladen, Romanzen, Legenden. Der zweite Theil, reichhaltiger als der erste, offenbar mit Rücksicht darauf, daß gesellige Kreise mehr heiter unterhalten als ernst angeregt sein wollen. In beiden Abtheilungen sind werthvolle Erzeugnisse (zum Theil auch bisher noch ungedruckte) unserer ersten Autoren enthalten, und wir betrachten es als ein Verdienst der Verfasserin, daß sie besonders die jüngeren berücksichtigt hat. Das Buch könnte leicht noch bereichert werden durch Balladen von Dahn und C. F. Meyer, die für declamatorischen Vortrag ganz besonders geeignet sind. Man darf erwarten, daß in einer zweiten Auflage die Bereicherung um diese beiden Autoren und vielleicht noch manchen anderen wohl stattfinden wird.

Distichen. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts. Politisches und Unpolitisches von Wilhelm Neuling, Leipzig, Veit & Comp.

Der Verfasser dieser anmuthigen Spruchsammlung hat zuerst seine Distichen, in denen er berühmte Rechtslehrer feiert, in Grünhuts juristischer Zeitschrift veröffentlicht; der Beifall, den dieselben fanden, veranlaßte ihn, auch bei anderen Gelegenheiten Verse zu schmieden, und diese sind nicht minder gelungen. Unvermerkt ist ihm die Rede zum schneidigen Schwert geworden, und glänzende Geistesfunken sprühen von seinen Hieben. Man höre die Verse über „Fürst Bismarck" (S. 35).

„Sonderbares Geschick! So viele unseres Volkes
Preisen stets was er that, tadeln stets was er thut."

Manches ist scharf, aber stets witzig und treffend, z. B. S. 75:

„Was nicht die Mode vermag! Sie macht das Unglaubliche möglich,
Daß sich die sittsamste Frau schamlos als Dirne maskirt."

Ueber „Graefs Märchen" lesen wir auf S. 111:

„Nicht dem Schaume des Meeres entstieg sie; ein Kind der Kloake
Stellt sie im Bilde sich dar, wie sie gehauset — im Sumpf."

Diese Beispiele sind nur auf's Gerathewohl herausgegriffen; geistvoll und scharf pointirt sind sämmtliche Nummern der Sammlung, die der Verfasser deshalb recht bald erweitern und fortsetzen möge. fv.

Mimi Schlichting. Ein Berliner Roman von Friedrich Roßneck. Berlin, R. Jacobsthal.

Der jugendliche Verfasser dieser Erzählung — seine Jugend verräth das Vorwort — zeigt das ehrliche Bestreben, seinen spröden und für deutsche Leser allzu „pikanten" Stoff künstlerisch zu be-

handeln; er ist ein directer Nachahmer Zolas, dem er sogar einzelne Kunstgriffe, wie die Beschreibung des Details, abgelauscht hat, aber das angeeignete Gut ist noch nicht recht sein eigen geworden. Der Gedanke, daß ein ehrenhafter Mann in Liebe zu einer Dirne entbrennt, von ihr nicht mehr lassen kann und nun in dem zwiefachen Kampfe gegen die herrschende Sitte und gegen das unausrottbare Laster, von dem Mimi sich nicht lossagen kann, untergeht, gilt bei den Franzosen wohl als literarisch berechtigt; der Deutsche bemitleidet den Helden, umsomehr, da ihn der Verfasser im Wahnsinn enden läßt, bemitleidet auch die Gefallene, die ebenfalls stirbt, aber verdammt den Dichter, und wir meinen mit Recht, denn der deutsche Realismus hat andere Fragen dichterisch zu lösen, als derartige Demimonde-Angelegenheiten. Sehen wir von diesem Irrthum ab, so läßt sich Roßneck ein gewandtes Erzählertalent nicht absprechen, das am besten in den ganz ideal empfundenen Schilderungen von dem ersten glücklichen Zusammenleben des Liebespaares in Paris zur Geltung kommt. Wenn der Dichter derartige Schilderungen weiterhin pflegt, so kann er wohl Tüchtiges leisten, kann auch ohne Scheu gelegentlich ähnliche sittliche Probleme behandeln. Nur darf der Prostitutions-Roman nicht das Endziel sein, dazu fehlt uns nun einmal sowohl das Interesse, wie auch wirklich das Verständniß. fv.

Görbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Die Novellen besitzen mit Ausnahme einer einzigen nicht viel Görbersdorfer Localcolorit, was wir ihnen zum Vorzug anrechnen, und könnten sich eben so gut an jedem anderen Curplatze abspielen; die eine macht allerdings den Eindruck einer Reclame für die erste Cur-Anstalt des Ortes, was der Verfasser doch gewiß nicht beabsichtigt hat. Einzelne derselben wie „Die Schachmutter" und „Das krause Paar" zeugen von außerordentlicher Gemüthstiefe und Gefühlsinnigkeit, während in der kleinen Erzählung „Istikar" ein schalkhafter Humor angenehm anspricht. Da der Verfasser gleichzeitig recht liebenswürdig zu plaudern versteht, verdanken wir ihm einige angenehme Stunden.

mz.

Für Herz und Gemüth. Zwölf Phototypien nach Originalgemälden von Robert Beyschlag, Franz v. Defregger, Theodor Grosse, Ludwig Hofmann-Zeitz, Hermann Kaulbach, Wilhelm Menzler, Eduard Niesky, Georg Papperitz, Karl Raupp, Alfert Seifert und Karl Sohn. Mit Gedichten von Julius Grosse. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Ein nach Form und Inhalt gleicherweise ausgezeichnetes Prachtwerk. Die Maler, die zu dem Werke beigesteuert haben, treten fast alle mit Schöpfungen auf, die ihrem eigensten Gebiete angehören, und Grosses Verse erläutern den Gedanken des Künstlers in reizender und zutreffender Weise. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Um die Erde auf dem Zweirad. Bearbeitet nach dem Englischen des Thomas Stevens durch Dr. F. M. Schröter. Von San Francisco nach Teheran. Mit dem Porträt des Verfassers und 105 Abbildungen im Text. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Die Reise wie die Beschreibung derselben sind originell. Stevens hat, ohne eigentlich schriftstellerische Gaben zu besitzen, seine Fahrt mit Geschick beschrieben, da er offenbar einen klaren Blick für alles Interessante besitzt und eben erzählt — wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Amerika, Europa und Asien hat er auf dem Zweirad besucht, eine Leistung, die vor ihm noch Niemand zu Wege gebracht hat.

Otto Spamers illustrirtes Conversations-Lexikon, zugleich ein orbis pictus für die studirende Jugend. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

In dieser zweiten Auflage des vielverbreiteten Buches sind bisher 90 Lieferungen erschienen. Das Wesentliche des Spamer'schen Lexikons sind, wie schon der Untertitel erkennen läßt, die Bilder. Sie sind in der That sehr zahlreich und, der Anlage eines Lexikons entsprechend, sehr mannigfaltig. Für die Jugend besonders ist dieses Spamer'sche Lexikon, neben den großen, die ja doch mehr für den gebildeten Erwachsenen geschrieben sind, ein vortreffliches Buch. Denn die Bilder regen den Lernenden an, und der Text ist zuverlässig und in leichter Schreibweise gehalten.

Der Trompeter von Säkkingen, in Bildern von C. Schweninger jr. Berlin, Verlag von Hanfstängls Nachfolger.

Alle Künste haben sich bereits der volksthümlichen Gestalt des Scheffel'schen Trompeters bemächtigt. Die Musik läßt ihn aus allen Tonarten singen, die Maler oder richtiger die Illustratoren wetteifern in der Darstellung einzelner Momente der uns liebgewordenen Dichtung. Schweninger, ein junger Wiener Maler, der, wenn wir nicht irren, auf einer der letzten Berliner Ausstellungen allgemeinere Aufmerksamkeit erregte, schildert sechs Scenen, die er als „Jung Werner beim Grafen", „Ueberraschung", „Der erste Kuß", „Liebesdienst", „Abschied" (Behüet Dich Gott, es wär zu schön gewesen) und „Sehnsucht" bezeichnet. Der Ton der Dichtung in seiner Einfachheit und Schlichtheit ist recht gut wiedergegeben; am stimmungsvollsten sind „Abschied" und „Ueberraschung". In diesen beiden Bildern sind der Held und die Heldin in eine glücklich aufgefaßte Umgebung gesetzt. Das Ganze, das offenbar als Geschenk für Freunde der Dichtung und der Oper berechnet ist, darf gewiß auf große Verbreitung rechnen.

Boudoir. Von Frn. Zmurko. Leipzig, Rudolf Giegler.

Eine Sammlung von 14 Frauenköpfen, von denen einzelne in ihrer vortrefflichen Ausführung an Piglhein erinnern, andere in Auffassung und Zeichnung verfehlt erscheinen. Ganz reizend ist Nr. 5, „Après la noce" bezeichnet; Nr. 7 „Au bain de mer" zeigt, daß man viel wagen und doch ein poetisches Gemüth ansprechen kann, während Nr. 6 uns häßlich berührt. Es ist eben nicht immer die Grenzlinie zwischen dem Pikanten und doch Aesthetisch-Schönen und dem, zart besaitete Gemüther unangenehm Berührenden innegehalten. Als das Gelungenste möchten wir Nr. 10, „En négligé", bezeichnen. Im Ganzen zeigt sich in der Auffassung der Frauencharaktere eine scharfe Beobachtung und in der Ausführung große malerische Begabung. Der photographische Druck (aus dem Institut von Stengel und Markert in Dresden) verdient alle Anerkennung.

Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen, mit Text von G. Ch. Lichtenberg; revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. 3 Auflage. Reudnitz bei Leipzig, A. L. Payne.

Die neue Auflage dieses Werkes wird zu Weihnachten abgeschlossen werden. Noch immer erfreuen sich Hogarths Zeichnungen einer großen Popularität, und die vorliegende Ausgabe ist so leicht zugänglich, daß sie zum Wachsen dieser Popularität noch beitragen wird. Ein größeres Publikum aber noch als die Bilder hat Lichtenbergs Text; ihm verdankt Hogarth seine Volksthümlichkeit in Deutschland. Witz und Frische der Darstellung geben den Lichtenberg'schen Erklärungen auch für unsere Zeit noch einen großen Werth. Die Stahlstiche sind gut ausgeführt, wenn auch die eine oder die andere Platte schon ein wenig abgenutzt erscheint.

Schatzkästlein des guten Raths. Herausgegeben von Wilhelm Spemann. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Ein seltsames Büchlein; es verspricht nichts Geringeres, als auf die tausend Fragen des täglichen Lebens eine Antwort zu geben. „Sucht im Schatzkästlein," sagt der Verfasser, „und ich denke sie wird nicht fehlen." Man sollte glauben, daß darin eine Uebertreibung liege; aber wenn man sich in das Buch ein wenig hineingelesen hat, so gewinnt man Zutrauen zu dem Sammler und seinen sachverständigen Mitarbeitern; man erhält in der That tausendfachen Rath: Jedermann über die Pflege der „Gesundheit", die Einrichtung seiner „Haushaltung", über „Unser Recht", unsere „Thierischen Hausfreunde", den „Hausgarten" u. A.; die Frau über ihre „Frauenarbeit", der Mann über seine Thätigkeit am „Schreibtisch", der Heranwachsende über die „Berufswahl", der Gesellschaftsmensch über die „Gute Lebensart", Erzieher und Kinder über „Spiele". Man liest mit Vergnügen die einzelnen Capitel des Buches, und wünscht man nur über eine bestimmte Frage Auskunft, so sucht man in dem alphabetischen Register. Wir können aus eigener Erfahrung, nachdem wir, halb im Ernst, halb im Scherz nach den verschiedenartigsten Dingen gesucht haben, das „Schatzkästlein" als ein sehr nützliches Nachschlagebuch empfohlen.

Hundert Erzählungen aus der Kinderzeit, aus Kinderstube und Kindergarten. Von Lina Morgenstern. Mit acht farbigen Bildern nach Aquarellen von L. von Kramer. Stuttgart, K. Thiemanns Verlag, Gebrüder Hoffmann.

Die bewährte Verfasserin so vieler nützlichen Schriften für unsere Frauen und unsere Kinder erwirbt sich durch ihre

jüngste Gabe ein neues Verdienst. Die hundert Erzählungen, hübsch erfunden, oder richtiger gesagt, dem Leben der Kinder nach getreuester Beobachtung nacherzählt, werden in ihrer schlichten Vortragsweise das Herz der Kleinen erfreuen und bildend auf ihr Gemüth wirken. Geschickt hat die Verfasserin den Erzählungen eine gewisse Einheitlichkeit dadurch gegeben, daß sie alle an einem Orte spielen läßt: auf der Storchstraße. Die Kinder, die in den Erzählungen auftreten, kennen sich alle; sie sind, wie das eben in den Kinderjahren der Fall ist, wo die Unterschiede der Geburt und Bildung so wenig ausmachen, alle mit einander befreundet. Das Buch ist als Geschenk für jüngere Knaben und Mädchen sehr zu empfehlen.

Laßt Euch erzählen. Märchen von Luise Glaß. Leipzig, Eugen Peterson.

Das Buch enthält dreizehn neuerfundene, gut erzählte Märchen.

Lebensbilder. Erzählungen für die männliche Jugend von K. G. Paul. Leipzig, Eugen Peterson.

Fünf Erzählungen, von denen drei das Leben und die Erfolge hervorragender Männer schildern, die durch eigene Kraft sich einen Namen errungen — Davy, Faraday, Edison — frei von allem Moralisiren vorgetragen, bilden den Inhalt dieses, heranwachsenden Knaben sehr zu empfehlenden Buches.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arit, Ferdinand, Meine Erlebnisse. Mit zwei Portraits und der Facsimile-Reproduction eines Briefes. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Adelung, Sophie von, Zwei Mädchenbilder in Pastell. Erzählungen für junge Mädchen. Dresden, A. Dieckmann.

Asboth, Joh. von, Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien. Mit 35 ganzseitigen und 187 Text-Illustrationen. Erste Abtheilung. Wien, Alfred Hölder.

Bernecck, K. G. v.. und E. **Schnackenburg**, Neues Soldatenbuch. Die Welt in Waffen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. II. Kriegswesen und Kriegführung vom Ausbruch der französ. Revolution im Jahre 1789 bis zum Jahre 1860. Mit 188 Text-Abbild. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Bürger, Lucian (Ch. Niese) Auf halb verwischten Spuren. Eine Familiengeschichte. Itzehoe, Ad. Nusser.

Benet, Carl Freiherr von, Abadonna. Ein Schattenbild. Vevey, B. Benda.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. Nn. 151—159. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Bismeneu, Emil, Cantares. Aus dem Spanischen in das Deutsche übertragen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Dahn, Felix, Was ist die Liebe? Erzählung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Dante Alighieri, Die Hölle. (Göttliche Komödie I.) Metrisch übertragen von C. Bertrand. Heidelberg, G. Koester.

Degen, Alexander von, „Zufall oder nicht?" Roman aus unseren Adelskreisen. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Der Märchenquell. Eine Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt für die Jugend gesammelt von Victor Blüthgen. Mit 70 Holzschnitt-Illustrationen, 8 Tonbildern und 8 buntfarbigen Lithographien nach Originalzeichnungen von Wold. Friedrich, Paul Thumann, Ludw. Richter, Oscar Pletsch u. A. Leipzig, Ambr. Abel.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in 4 Acten. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Dostojewski, F. M.. Die Besessenen. Roman Deutsch von Hubert Putze. 3 Bände. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Friedrichs, Hermann, Liebeskämpfe. Novellen. Zürich, Verlags-Magazin.

Glaser, Adolf, Masaniello. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Mit 30 Abbildungen u. einem Titelbilde. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.

Godin, Amélie, Gedichte. Mit Bildniss. München, Th. Ackermann.

Greinz, Rudolf Heinrich, Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute.

Güssfeldt, Paul, Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Mit 1 Uebersichtskarte und 2 Specialkarten. Berlin, Gebrüder Paetel.

Haggenmacher, Otto, Still und Bewegt. Neue Dichtungen. Zürich, Meyer u. Zeller.

Hardy, Edward Joh., und Bertha **Katscher**, Die Kunst, Mensch zu sein. Herzensworte und Lebensweisheit. Durchgesehen und herausg. v. Leopold Katscher. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

Hasse, Hermann Gustav, Geschichte der Sächsischen Klöster in der Mark Meissen und Oberlausitz. Gotha, Fried. Andreas Perthes.

Hevesi, Ludwig, Almanaccando. Bilder aus Italien. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Hermann und J. Jastrow. IV. Jahrgang 1887. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, H. Heyfelder.

Jordan, Wilhelm, Zwei Wiegen. Roman. Zwei Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagebuchhandlung.

Klönne, Hulda, Aus Kindermund. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Kohut, Ad., Leuchtende Fackeln. Beiträge zur Cultur-, Theater- und Kunstgeschichte der

letzten Jahrhunderte. Essays und Skizzen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Kohut, Ad., Ragonde Gipfel. Essays und Skizzen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Laddey, Emma, Alpenröschen. Drei Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Mit sechzehn Illustrationen von Maler R. E. Kepler und Paul Hey. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag. (Süddeutsches Verlags-Institut.)

Leben, Organische Philosophie und Poesie, Geistes-Ehe. Meran, F. W. Ellmenreichs Verlag.

Levin, Th., Zur Frage der Bilderfälschung Düsseldorf, Felix Bagel.

Linke, Oskar, Antinous, des Kaisers Liebling. Ein Seelengemälde aus dem Alterthum. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Das Leben Jesu. Ein Roman in zwei Büchern. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Satan. Eine Faschingsphantasie als Epilog zu meinem Leben Jesu. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Die Fürstin dieser Welt. Berliner Novelle. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

— Die Bienen. Ein neuer Xenienalmanach. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Mallottl, Filippo, Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 2 Bände. Hamburg, J. F. Richter.

Meinardus, Ludwig, Die Bedeutung der Musik im socialen Leben des deutschen Volkes. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Merlan, Hans, Die Urahnen. Ein Cyklus vorsündfluthlicher Romane. Leipzig, Reinh. Werther.

Muchall, C., Das A-B-C des Gas-Consumenten. Mit Abbildungen. Dritte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Neuhaus, J. C., Die Sagen von den Göttern und Heroen der Griechen und Römer. Ein mythol. Handbüchlein für die Schüler der unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Mit 25 Abbildungen. Zweite Auflage. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagsbuchhandlung.

Novellenschatz, Neuer deutscher, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Band 21. 22. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Pasqué, Ernst, Musikanten-Geschichten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Pessimistheet-Blüthen jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von Schmidt-Cabanis. Berlin, Friedrich Pfeilstücker.

Prel, Carl du, Das weltliche Kloster. Eine Vision. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

— Die monistische Seelenlehre. Ein Beitrag zur Lösung des Menschenräthsels. Leipzig, E. Günthers Verlag.

Pröll, Karl, Sturmvögel. Deutschnationale Kämpfe. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Reden des Fürsten von Bismarck. Herausgegeben von Otto de Grahl. Band 5. 6. Cöthen, Paul Schettler's Erben.

Remin, Ernst, Jahre des Gährens. Band 2. (Engelhorns allg. Roman-Bibliothek. 4. Jahrgang Band 6.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. Nebst Einleitung: Der rumänische Volksgeist nach seinen dichterischen Erzeugnissen. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf.

Say, Léon, Turgot. Paris, Hachette & Co.

Schanz, Frida, Mit Ränzel und Stab. Eine Pensions- und Reisegeschichte. Mit zwölf grossen Buntbildern. Leipzig, Ambr. Abel.

Schmidt, Ferdinand, Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. 2. Auflage. 3 Bände. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Schmidt-Weissenfels, Krupp und sein Werk. Lebensbild einer industriellen Grösse dieses Jahrhunderts. Mit einem Bildniss Alfred Krupps. Berlin, Rosenbaum u. Hart.

Schwartzkoppen, C. v., Gesammelte Novellen. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Schwebel, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Erste Lieferung. Berlin, Brachvogel u. Ranft.

Siddy, Räthsel. Eine moderne Liebesgeschichte in Versen. Wien, Karl Konegen.

Stuart Phelps, Miss, Der stille Theilhaber. Frei dem Englischen nacherzählt von A. v. Schaeffer. Hameln, Th. Fuendling.

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. u. P. Lehmann.

Suttner, B. v., Schriftsteller-Roman. Dresden, u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Urbanitzky, Alfr. Ritter v., Die Elektricität des Himmels und der Erde. Mit 400 Illustrationen. Lieferung 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV. No. 8. Berlin, Dietrich Reimer.

Villari, P., Donatello und seine Werke. Festrede gehalten im Künstlerverein zu Florenz am Abend des 16. Mai 1887. A. d. Italienischen übers. von H. N. — D. A. Jena, Gustav Fischer.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Enge Schranken. — Stärkere Gewalten. — Morgendämmerung. — Gute Tage. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Weddigen, Friedr. Heinr. Otto, Neue Märchen und Fabeln. Mit 17 Holzschnitt-Illustrationen von Carl Gehrts. München, Georg D. W. Callwey.

Weber, Georg, Jugendeindrücke und Erlebnisse. Ein historisches Zeitbild. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Weltbrecht R. und Paul **Lang**. Aus schwäbischen Gauen. Zwei Erzählungen aus Schwabens Vergangenheit. Mit 20 Illustrationen von Fritz Bergen und W. Eissel. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag. (Süddeutsches Verlags-Institut.)

Werner, A. v. Allerlei Blumen-, Kinder- und Vogelgeschichten. Mit Text von Fran von Freyhoff, geb. Freiin von Cornberg. Stuttgart, Emil Hänselmann's Verlag. (Süddeutsches Verlags-Institut.)

Wilser, Ludwig, Ariovist. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung.

Wolter, Eugen, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Erster Theil. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder).

Zola, Emile, Mutter Erde. (La terre.) Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von Armin Schwarz. 2 Bände. Budapest, G. Grimm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58·20 R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41·8 "
Theresienbrunn	17·1 "
Neubrunn . .	47·3 "
Marktbrunn .	34·5 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33·4 "
Kaiserbrunn.	39·1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 44. — Heft 131.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1888.

Inhalt.

Seite

H. Villinger in Karlsruhe.
Fiſi. Novelle. 149

Ferdinand Groß in Wien.
Alphonſe Daudet. 167

Hans Müller in Berlin.
Aeltere badiſche Fürſtenbildniſſe. 187

Paul Heyſe in München.
Die ſchwerſte Pflicht. Trauerſpiel in einem Act. 218

Felix Mendelsſohn-Bartholdy.
Briefe an Moſcheles und ſeine Frau. Veröffentlicht von Felix Moſcheles in London. 239

Philipp zu Eulenburg in München.
Ein Blatt preußiſcher Politik vor hundert Jahren. 254

Bibliographie. 274
Die Kunſtſchätze Italiens in geographiſch-hiſtoriſcher Ueberſicht, geſchildert von Carl von Lützow. (Mit Illuſtrationen.)

Bibliographiſche Notizen. 279

Hierzu ein Portrait von Alphonſe Daudet.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Berlin W.,
v. d. Heydtſtraße 1.

Beilagen zu dieſem Hefte
von
Grunow, Fr. Wilh., in Leipzig. (Die chriſtliche Welt.)
Liebesklind, A. G., in Leipzig. (Hans Grasberger.)

Alphonse Daudet

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIV. Band. — Februar 1888. — Heft 131.

(Mit einem Portrait in Radirung: Alphonse Daudet.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Sifi.

Fifi.

Von

H. Villinger.

— Karlsruhe. —

Im Saale des Curhauſes ertönte ein außergewöhnlich lebhafter Applaus, Blumen und Düten flogen auf das Podium, die ein ungefähr zehnjähriges Mädchen mit freudig leuchtenden Augen auflas und in ein Körbchen ſammelte. Dann ſtand ſie ſtill, im rechten Arm das Körbchen, aus dem dann und wann eine Roſe fiel; die Linke ſtützte ſie auf eine kleine Säule, die mit Süßigkeiten und Blumen ganz beladen war. Hinten am Flügel ſaß ein Menſch von dem Umfange eines Fallſtaff und ſpielte die Einleitung zu der Arie aus Mozarts Figaro: O ſäume länger nicht! Das Kind ſchaute ruhig und ernſthaft in den Zuſchauerraum, aus dem ihm lauter lächelnde entzückte Mienen entgegen nickten; manchmal winkte auch jemand mit dem Taſchentuch, oder ein kleiner roſiger Mund ſchickte ein laut ſchallendes Kußhändchen.

Ohne Noten, feſt und ſicher, ſetzte die kleine Sängerin ein; Todesſtille herrſchte im Saale, niemand wagte ſich zu räuſpern; alles lauſchte mit angehaltenem Athem. Ohne von dem Sinn der Worte eine Ahnung zu haben, ſchmiegte ſich der ſüße klagende Ton der ſilberreinen Kinderſtimme wie von ſelbſt Muſik und Worten an. Die kleine Künſtlerin ſchien keine Schwierigkeiten zu kennen; man glaubte dem Zwitſchern eines Vogels zuzuhören, und ein kleines Mädchen fragte ganz laut mitten in die athemloſe Stille hinein: „Mama, iſt's eine Fee?"

Von Zeit zu Zeit tauchte das ungemein gutmüthige, freudeſtrahlende Geſicht des Begleiters hinter den Noten auf und riß die andächtigen Zu-

hörer für einen Augenblick aus ihrer Versunkenheit. Ein neuer Blumenregen überschüttete die Kleine zum Schluß der Arie; sie konnte mit dem Einsammeln der Blumen kaum fertig werden. Einige fürstliche Damen ließen sich das Kind herunter holen, und es wurde geküßt und gehätschelt, was es müde, mit halb geschlossenen Augen über sich ergehen ließ. Jemand fragte die Kleine: „Was macht Dir denn Freude, Kind?“ — „Blumen,“ lautete die leise Antwort. Dann kam der Fallstaff-artige Mensch mit seinem glücklichen Vaterlächeln und zog das müde Kind mit sich fort. Unter der Thüre des Concertsaales stand die Mutter mit drei Knaben, die sich mit dem Blumenreichthum schleppten. Es waren nur wenig Schritte bis zur Wohnung, welche das Künstlerpaar inne hatte. Nach unabläßigem Wechsel wegen des nächtlichen Kindergeschreies waren sie endlich bei einem alten, im Ruhestand lebenden Volksschullehrer gelandet, der mit seiner Ehehälfte zur Sommerszeit in einem hinteren Stübchen hauste und die drei vorderen an Fremde vermiethete. Der Lärm schadete den alten Leuten nichts, denn sie waren halb taub. Die Mittelstube, deren Tapete vor lauter Heiligenbildern kaum zu erkennen war, diente den Miethern als Eß- und Wohnstube, und obwohl die alte Lehrersfrau in Abwesenheit ihrer Gäste immerfort aufräumte, hatten ihre Bemühungen nie den geringsten Erfolg. Der gipserne Erzengel, welcher auf dem Ofen stand, war nun einmal dazu auserkoren, dem rothen Rembrandt der Künstlersgattin als Hutständer zu dienen, während das ausgestreckte Schwert des Engels dem Gatten höchst bequem für das Aufspießen sauberer und schmutziger Kragen erschien.

„Fifi, mein Engel,“ sagte die Mutter und warf ihre Mantille über den Tisch, „was darf ich Dir geben, bist Du hungrig, mein liebes Kind?“

Die Kleine, welche wie eine geknickte Blume in einem breiten Armsessel lag, schüttelte das Köpfchen.

„Ein wenig Confitür,“ drang die Mutter in sie und begann Fifi wie ein Vögelchen zu füttern. Der Gatte saß unterdessen am anderen Ende des Tisches, die Lehrersfrau hatte ihm ein mächtiges Stück Braten hingestellt, das er mit großem Appetit verzehrte. Von Zeit zu Zeit streckte ihm einer der Knaben, die sich an den Süßigkeiten verlustirten, den offenen Mund hin, und der Vater ließ ein Bratenstückchen drein versinken.

Dieses freundliche Familienbild wurde durch die Ankunft dreier Fremden gestört — das heißt, das Künstlerpaar war an dergleichen nachconcertliche Besuche so gewöhnt, daß es sich überhaupt nicht stören ließ. Er riß sich nur die Kinderschürze, die er sich anstatt einer Serviette umgebunden hatte, vom Hals und begrüßte die Herren, welche er in seinem Leben nicht gesehen, wie alte Bekannte. Er stellte die Gattin vor, Madame Olivia Bergen — sie machte eine großartige Verbeugung, und der älteste Knabe holte Stühle herbei. Bergen überließ das Nestchen

Braten seinen Söhnen, und Madame Olivia zerlegte eine Apfelsine, die sie den Herren mit der Würde einer Königin anbot. Der eine von ihnen war ein Russe; man sah es ihm an, daß er sich höchlich amüsirte über die Künstlerwirthschaft; dem anderen, einem Engländer, sah man gar nichts an. Der dritte saß so viel wie möglich im Hintergrund und machte den Eindruck eines verlegenen Deutschen.

„Ich bin," sagte der Russe, „ein Verwandter der Fürstin, die sich ungemein für die kleine Künstlerin interessirt; sie wünschte das Kind bei sich aufzunehmen und es erziehen und ausbilden zu lassen. Vielleicht willigen Sie aus Rücksicht für die Zartheit der Kleinen ein, der das viele Singen auf die Dauer unmöglich zuträglich sein kann.

Die noch eben sorglos heitern Mienen der Eltern nahmen auf diese Worte hin einen Ausdruck tiefster Bestürzung an; wie auf Verabredung umdrängten die drei Knaben der Schwester Stuhl, sie mit großen ängstlichen Blicken anstarrend.

In diesem Augenblick erschien auf der Schwelle der dunklen Nebenstube die entzückende Gestalt eines kaum dreijährigen Burschen, nur von einem kurzen Nachthemdchen bekleidet. Den Finger im Mund, schaute er mit schelmisch lachenden Augen unter einem Wald rothblonder Locken hervor. „Dodo," rief Madame Olivia, „dieser Herr will uns unsere Fifi nehmen!"

Der kleine Kerl setzte seine drallen Beinchen in Bewegung und warf sich in lautes Schluchzen ausbrechend über den Schooß der Schwester hin, die er mit den Händchen fest umklammerte. Fifi streichelte den Lockenkopf. „Nein," sagte sie, „ich laß die Kinder nicht verhungern — sei ruhig, Dodo —"

Und nun lachte der Kleine lustig zu ihr auf, und die andern Buben lachten auch; sie setzten Dodo neben Fifi in den Lehnstuhl und fütterten ihn mit Süßigkeiten, ohne Rücksicht für das Spitzenkleid der kleinen Sängerin.

„Sie haben noch mehr Kinder?" fragte der Russe.

„Da drin liegen sie noch massenhaft," erwiderte Bergen. „Aber Fifi ist unsere einzige Tochter," unterbrach ihn Madame Olivia, „sie ist das enfant terrible — (damit meinte sie chéri) — der Familie, ohne das wir nicht leben möchten. Es giebt freilich Zeiten, da geht es etwas schmalproper bei uns her, allein dafür wird Fifi von einer Sphäre von Liebe getragen, wie ihr das bei Fremden nie werden kann —"

„Wir lassen die Fürstin unterthänig bitten," unterbrach hier Bergen die Worte der Gattin, „unserm Kinde auch fernerhin ihr geneigtes Wohlwollen zu schenken und bleiben dero ergebenster Diener Bergen nebst Gattin."

Der Russe erhob sich, er verneigte sich gegen die Eltern und richtete ein paar Abschiedsworte an Fifi, die sie dadurch erwiderte, daß sie leicht

die Fingerspitzen nach ihm küßte. Jetzt räusperte sich der Engländer; er trug einen karirten, fest unter dem Hals zugeknöpften Rock, zwischen den Händen hielt er eine karirte Mütze. Gesprochen hatte er noch kein Wort; nachdem der Russe gegangen war, wendete er den Oberkörper nach der Richtung hin, wo der Deutsche saß, ihm in einem befehlenden, schnarrenden Ton etwas durchaus Unverständliches zurufend. Sofort erhob sich der junge Mann, mit großer Schüchternheit näher tretend.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," begann er, „ich bin Mr. Greens Dolmetscher; Mr. Green spricht kein Wort Deutsch, versteht aber Alles; er hat eine hohe Wette eingegangen, ganz Europa zu bereisen, ohne eine andere Sprache als seine eigene zu sprechen. Sollte dies für den ersten Augenblick etwas absonderlich erscheinen, so füge ich hinzu, daß Mr. Green ein großer Wohlthäter der Armen, ein —"

Der Engländer fuhr auf seinem Stuhl herum, zog die Augenbrauen bis unter die über die Stirne gekämmten Haare und murmelte zwei Worte. Dieselben schienen dem Dolmetscher keine geringe Schwierigkeit zu bieten. „Mr. Green," stotterte er, ist ein Mann von schnellen Entschlüssen, er ist ein Mann von großer Willenskraft. Seine Absicht ist nämlich, Ihnen die Erklärung zu machen, daß, wenn auch nicht gleich, er doch für die Zukunft gewillt ist, mit Ihrer Erlaubniß um die Hand Ihrer jetzt noch unerwachsenen Tochter anzuhalten — Mr. Green —"

Allein dieser schien hiermit für den Abend genug gesagt zu haben, denn er machte eine energische Bewegung mit der Hand, was den Dolmetscher veranlaßte, sich so schnell wie möglich nach der Thüre zurück zu ziehen, nach deren Klinke er so lange suchte, bis ihm Bergen beisprang und hinaushalf. Hierauf wandte sich der Künstler an den Engländer:

„Die Ehre ist meinerseits groß, Mr. Green, ich stelle Ihnen hiermit einen Mann vor, der vielfach in seinen Berufswahlen gestört worden ist. Früh verpflichtete mich mein seliger Vater meine Jugend auf einem Comptoirstuhle abzusitzen, allein die bedeutenden musikalischen Anlagen zogen mich zur Bühne, wo ich die Welt durch meinen Tenor hinriß, bis ich meines Umfanges wegen jede Idee an ein Engagement aufgeben mußte. Ich bildete mich in Kurzem zu einem Fagotbläser ersten Ranges aus und würde heute noch blasen, wenn ich nicht das Unglück hätte durch eine chronische Herzverfettung daran gehindert zu werden. Als die Noth am größten war, riß uns das unvergleichliche Talent unserer Fifi aus der Tiefe der Verzweiflung. Seit zwei Jahren befinden wir uns auf der Kunstreise. Dies, Mr. Green, die Geschichte Ihres ergebensten Hofsängers a. D. Michael Bergen."

Madame Olivia hatte mit großer Ungeduld die Schlußworte ihres Gatten abgewartet und nahm nun mit der Miene einer sich geehrt fühlenden und doch wieder bestürzten Mutter das Wort:

„Geschätzter Mr. Grün —" „Green", unterbrach sie der Engländer, „Grün", wiederholte sie nachdrücklich, „auch in meinem Leben haben die Männer ein frühes Wort mitgesprochen; die Grausamen achteten so wenig den unsagbar drängenden Kunstdrang in mir, daß sie alles thaten, um mich von dem Schritt auf die Bretter zurückzuhalten, welche die Welt bedeuten. Mein Lehrer hatte die Gewissenlosigkeit, mit mir nach kaum zurückgelegter Lehrzeit das Weite zu suchen; mein erster Auftritt auf einer Provinzialbühne wurde durch den dortigen Liebhaber gekreuzt; als ich mich später dem inneren Drange gemäß abermals der Bühne zuwenden wollte, kam Herr Bergen und heirathete mich. Ich bin die Künstlerin nicht geworden, die in mir steckte," schloß Madame Olivia mit einem tiefen Seufzer.

Mr. Green schaute sie mit einem Blick an, als wollte er sagen: Dafür hältst Du Dich wohl jetzt schadlos — hierauf glitt dieser Blick von der affectirten Mutter auf die zarte, edle Kindergestalt und in dem trockenen Gesicht des Engländers bildete sich ein ängstlicher Zug.

„Fifi," sagte Madame Olivia, „willst Du Mr. Grün heirathen?" „Ach nein," erwiderte das Kind, „ich bin zu müde." Sofort kniete die Mutter vor den Lehnstuhl und begann der Kleinen Schuhe und Strümpfe abzuziehen. Sie küßte die weißen Füßchen, die zum Vorschein kamen, und wenn auch die Liebesworte, die sie dem Kinde gab, wie ein Kauderwelsch verschiedener Sprachen klangen, die Blicke, mit denen sie begleitet wurden, waren echt. Aus der offenen Nebenthür ertönte jetzt energisches Kindergeschrei, um das sich aber niemand weiter kümmerte, als der älteste der Knaben, der etwa dreizehn Jahre zählen mochte. Er nahm den schlafenden Dodo aus der Stuhlecke, hielt ihn der Mutter zu einem Kuß hin und trug ihn in die Nebenstube.

„Es ist Friedrich, der Sohn aus meiner ersten Ehe," flüsterte Bergen dem stummen Engländer zu, „meine Gattin nennt ihn Friede, denn er verliert nie den Kopf und bringt die ärgsten Schreier zur Ruhe. Seine Mutter war keine geniale Frau, trotzdem halte ich ihr Andenken in Ehren. Sehen Sie," unterbrach er sich, auf einen der beiden anderen Knaben deutend, der eifrig die übrig gebliebenen Süßigkeiten in eine Büchse sammelte, „das ist Tituschen, so zu sagen unsere Vorrathskammer, denn wir wären gewiß schon etliche Mal verhungert ohne den glücklichen Instinct dieses Kindes, das in guten Zeiten, was es an Lebensmitteln erreichen kann, still auf die Seite bringt, um in schlechten Zeiten damit hervorzutreten. Ja, wenn wir unsere Kinder nicht hätten!"

Fifi war inzwischen von der Mutter zu Bett gebracht worden und zwar in der hintersten Ecke der mittleren Stube, wo sie am ungestörtesten ruhte. Madame Olivia wandte sich dann mit der Lampe in der Hand und den Worten an Mr. Green:

„Sie müssen unsere Kleinen noch sehen."

Ein Nachtlicht brannte in der Nebenstube, Friede kochte Milch auf einer Spirirusflamme. Dodo und noch ein anderer, um ein Jahr älterer Knabe, schliefen bombenfest; rothwangig mit geballten Fäustchen lagen sie da, die Decke halb auf der Erde; im Bett nebenan ging's um so lauter zu; das Kleinste, kaum ein Jahr alt, schrie mit der ganzen Kraft einer urgefunden Lunge, neben ihm ein ungefähr zweijähriger Blondkopf, saß aufrecht und bemühte sich, des Brüderleins Stimme zu übertönen. Madame Olivia stellte die Lampe hin und hielt sich die Ohren zu:

„Es ist entsetzlich, wenn sie so zusammen schreien, ich verliere immer gleich den Kopf, ist Friede nicht ein Ideal, Mr. Grün — sehen Sie blos, mit welcher Ruhe er die Milch kocht — als Gott ihn mir schenkte, weinte ich Freudethränen, denn er lag in meinen Armen wie ein vom Himmel gestiegener Cherubim."

Es war dies ein Satz, den Madame Olivia mit Vorliebe im Munde führte, so oft von einem der Kinder die Rede war. Daß er auf Friede nicht paßte, störte sie nicht. Der tauchte eben den Finger in die Milch, um sie zu versuchen, füllte zwei Flaschen mit der Flüssigkeit und näherte sich damit dem Bette der Kleinen, deren Geschrei sofort verstummte. Noch stürzten zwar einzelne Thränen über die runden Wangen, aber nichts kam dem Ausdruck wonniger Zufriedenheit gleich, mit der sie nun ihrer Beschäftigung oblagen. Titus und sein Zwillingsbruder hatten sich inzwischen ausgekleidet und fielen ihren Vater an, um, wie sie sagten, über's Gebirg in's Bett zu wandern. Bergen ließ sie geduldig an sich hinauf klettern und von seinen Schultern in's gemeinsame Lager springen. Mr. Green warf noch einen letzten Blick über das vor Gesundheit strotzende Kindervolk, verneigte sich gegen die Eltern, durchschritt auf den Zehspitzen die große Stube, um Fifi nicht zu wecken, und trat dann in die schöne, stille Sommernacht hinaus.

Mr. Green war sehr praktisch erzogen worden von seinen fünf ledigen Tanten; die Eltern hatte er früh verloren. Trotzdem er erst zweiundzwanzig Jahre zählte, wußte er sich in jedem Lande und in jeder Lebenslage vollendet zu benehmen. Das Schweigen hatte er sich seinen redseligen Tanten gegenüber früh angewöhnt, und indem sie ihn mit Rathschlägen, Ermahnungen und Beherzigungen aller Art überschütteten, wandelte er mit gewissenhafter Ausdauer seinen eigenen Weg. Seit einem Jahre reiste er, sich die Dinge und Menschen mit der unerschütterlichsten Ruhe anschauend, bis ihn die süße Kinderstimme zum ersten Mal in seinem Leben stutzig machte. Sie tönte ihm in das trockene Dasein hinein wie eine leise rührende Mahnung an jene Seite des Lebens, die ihm bisher unbekannt geblieben war. Ein Gefühl der Sehnsucht regte sich in ihm und praktisch, wie er in allen Dingen war, faßte er sofort den Entschluß, sich des Gegen-

standes, der diese neuen, schönen Gefühle in ihm wachrief, für die Dauer seines Lebens zu sichern. Er hatte sich überzeugt, daß es schwer hielt, Fifi von den Eltern zu trennen, allein Gesundheit und Charakter des Kindes verlangten dies ausdrücklich. Jetzt war sie noch ein Engel an Unschuld, ein zartes unbefangenes Kind, aber wie lange konnte es dauern, bis der Mutter verderblicher Einfluß aus dem Kinde machte, was sie selber war! Mr. Green war entschlossen, Fifi zu retten; sie sollte bei einer seiner Tanten auf dem Lande untergebracht und mit Beefsteaks, Turnen und kalten Douchen zu einem schönen Mädchen herangezogen werden. Er sah sie schon groß, mit leuchtenden Gesichtsfarben aus der getäfelten Eßstube seiner Tante Kitty treten, wenn er kam, um die Braut zu begrüßen, und dieses schöne Bild erfüllte ihn mit einer ruhigen Genugthuung.

Im Gasthaus erwartete ihn sein Dolmetscher, und die Herren setzten sich zum Speisen nieder. Sie boten keinen geringen Gegensatz sowohl in Haltung als Benehmen; alles an Mr. Green drückte ein Durchdrungensein von der behaglichen Empfindung aus: ich habe ein Recht mich selbst zu behaupten. Der Dolmetscher hingegen stellte die menschgewordene Entschuldigungsbitte ob seiner eigenen Existenz dar. Die spitzigen Ellenbogen waren ihm wie an die Seiten gewachsen, brachte er sie einmal in die Höhe, geschah's nur, um irgend eine Ungeschicktheit zu begehen. Mr. Green machte seine Bekanntschaft in dem Hause einer englischen Familie, bei der der junge Doctor eben als Erzieher des einzigen Sohnes eingetroffen war. Der schüchterne, unbeholfene Mensch machte den ungünstigsten Eindruck, und der Engländer, der sich gerade auf der Suche nach einem gebildeten jungen Mann befand, wurde binnen Kurzem mit dem Doctor einig. Für diesen war es ein großes Glück, gleich eine Stelle zu finden, da er mit den Studien auch all' seine Mittel erschöpft hatte; daß die Ansprüche, welche Mr. Green an ihn stellte, so wenig anstrengender Natur waren, durfte dem jungen Mann um so willkommener sein, da dessen armseliger Körper Zeit seines Lebens zu einer kläglichen Nebenrolle verurtheilt gewesen war. Für später wollte ihm Mr. Green einer Erzieherstelle in England vermitteln. Als Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle ließ er den Doctor die Geringschätzung, die ihm dessen linkisches Benehmen einflößte, niemals empfinden; er schloß nur von ihm auf ganz Deutschland und schrieb an seine Tanten:

„Es ist eine Nation ohne Selbstbewußtsein und Stolz; welche haben so viel gelernt, daß sie über alles reden können wie ein Buch, verschütten aber bei Tisch die Saucen, und anstatt daß sie sich mit Stolz als Deutsche bekennen, scheinen sie vielmehr eine gewisse Verlegenheit darüber zu empfinden, nicht Franzose oder Engländer zu sein."

Fifi mußte am folgenden Abend abermals im Cursaal singen, zu welchem Zweck ihr die russische Fürstin ein neues, noch schöneres Kleidchen

als das vorige sandte. Auch der Blumenregen übertraf alles bisher Dagewesene. Mr. Green, der einen ganzen Korb voll geliefert hatte, verfügte sich des Abends zu dem Künstlerpaar, das ihn wie einen alten Freund aufnahm. Da er sah, wie sich Fifi, die sich weniger müde als am vergangenen Abend zu fühlen schien, mit dem Unterbringen ihrer Blumen beschäftigte, schickte er den Doctor mit dem Auftrage fort, herbei zu schaffen, was er an Vasen und Glaskörbchen aufzutreiben vermöge. Alsdann gab's ein großes Fest für die Kleinen, alle wollten helfen, auch die, welche schon in den Betten lagen, kamen zum Vorschein. Immer von Neuem mußte die Lehrersfrau die Wasserflasche füllen und immer bedenklicher wurde ihr Gesicht beim Anblick der tropfenden Blumen, die Boden, Tische und Stühle überschwemmten. Aber so lebhaft es herging, so täppisch sich oft die Jüngsten geberdeten, Fifis zarte Stimme hielt sie alle im Zaum; jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt, nie fiel ein hartes oder unwirsches Wort ihr gegenüber, und gab's zwischen den Brüdern Zwist, so genügte ein Blick der Schwester, um Ruhe herzustellen. Madame Olivia schaukelte sich anmuthig auf den zwei hinteren Beinen ihres Stuhles, sich am Arme des neben ihr sitzenden Gatten festhaltend, so oft sie Gefahr lief, hintenüber zu fallen. Sie sprach unaufhörlich, machte die Herren mit Einzelheiten ihres wenig erquicklichen Lebenswandels bekannt und schwelgte in Fremdwörtern. Mr. Green, der unbeweglich wie ein Bild von Stein unter der lauten Gesellschaft saß, überkam wieder eine Angst um die reine Natur des Kindes; er wandte sich, unbekümmert um Madame Olivias Geschwätz, mit ein paar eindringlichen Worten an den Doctor, der sich sofort bereit zeigte, Mr. Greens Aufforderung nachzukommen; „Mr. Green," hub er an, „läßt Ihnen durch mich eröffnen, daß er mit Ihrer Erlaubniß seine zukünftige Braut zu seinen Tanten nach England bringen möchte, respective würde eine der Tanten kommen und Fifi abholen. Mr. Green ist der Ansicht, daß des Kindes Zartheit ein ruhiges regelmäßiges Leben erfordere, und ist gewillt, den Eltern eine Summe zur Erziehung der anderen Kinder zu hinterlegen. Mr. Green fügt hinzu, daß es Pflicht der Eltern sei, für das Wohl ihrer Kinder einzustehen. Es ist unter allen Umständen Mr. Greens Meinung — daß — kurz, daß für gewöhnlich die Eltern für die Kinder sorgten und nicht umgekehrt."

Die Stille, welche auf diese Worte folgte, beengte sogar Mr. Green. Madame Olivia vergaß zum ersten Mal an sich selbst zu denken, und öffnete mit Natürlichkeit den Mund, erst den Dolmetscher, dann den Engländer anstarrend. Er, Bergen, knickte förmlich zusammen: „Ein Unstern waltet über mir," keuchte er, „was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie mich an mein grenzenloses Elend erinnern!"

Fifi war aufmerksam geworden; in jeder Hand ein paar Blumen trat sie in den Kreis der Großen, eines nach dem andern fragend an-

blickend. Als sie ihren Vater ächzen hörte, ging sie auf ihn zu und setzte sich auf seine Knie, das Köpfchen zärtlich gegen seine Brust lehnend.

„Liebling," rief Madame Olivia und warf sich zu des Kindes Füßen, „Mr. Grün meint, es sei nicht recht, daß Du für uns singst, es reibe Dich auf — Du möchtest mit ihm kommen, meint er —"

Fifi richtete ihr großes Auge strafend auf den Engländer und schaute ihn so eine ganze Weile unverwandt an, dann sagte sie: „Was soll aus den Kindern werden, wenn ich nicht mehr singe?"

„Er sagte, er wolle für Deine Brüder sorgen," flüsterte Bergen über Fifis Haupt hin. Eine leise Röthe färbte das feine Gesichtchen: „So gut wie ich kann er's gewiß nicht, niemand kann's" — erklärte sie, hierauf sprang sie mit dem Ausruf von des Vaters Schooß: „Dodo, Du wirfst mir meine Blumen untereinander —"

Und unbekümmert um das, was ferner geredet wurde, versenkte sie sich ganz in ihre Lieblingsbeschäftigung. Madame Olivia aber schaukelte sich wieder in alter Sorglosigkeit auf ihren zwei Stuhlbeinen, und Bergens Miene brachte niemanden auf den Gedanken, daß er ein Elend mit sich herumtrage. Mr. Green hatte abermals ein paar Worte an seinen Dolmetscher gerichtet und dieser entledigte sich diesmal seiner Aufgabe mit großer Bereitwilligkeit, handelte es sich doch um eine Sache, die ihn längst interessirte. Ohne zu beschönigen, stellte er die Eltern ob ihrer Sorglosigkeit in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder zur Rede; er richtete die Frage an sie, was eigentlich aus den kleinen Burschen einmal werden solle, wenn sie einstens ohne genügende Schulkenntnisse an die Wahl eines Berufes denken müßten? Weder Herr noch Frau Bergen waren im Stande hierauf eine befriedigende Antwort zu geben, geberdeten sich aber unendlich dankbar und glücklich als sie von Mr. Greens Absicht erfuhren, die Kinder durch den Doctor unterrichten zu lassen.

Es war nicht allein die Sorge um die Zukunft seiner kleinen Schwäger, welche Mr. Green veranlaßte, diesen Schritt zu thun. Er hoffte durch die Unterrichtsstunden, denen er beiwohnte, nach und nach Fifis Zutrauen zu gewinnen, so daß sie schließlich doch einwilligte, seinem Wunsch zu folgen. Mit jedem Tag wuchs die Sehnsucht in ihm, die ideale Gestalt des Kindes vor dem Schicksal des Sinkens zu bewahren, und mit diesem Wunsch wuchs gleichzeitig eine immer lebhaftere Abneigung gegen Madame Olivia. Was die Unterrichtsstunden anbelangte, so hatten diese einen durchaus eigenthümlichen Charakter, gegen den weder die Pedanterie des Doctors, noch die Energie des Engländers etwas auszurichten vermochten. Es wurde schließlich ignorirt, wenn die Kinder, statt an dem Tisch zu sitzen, darauf saßen oder lagen; ebenso wenn es Dodo beliebte, an Mr. Greens Rücken emporzuklettern, um über dessen Schulter den Unterricht mit anzusehen. Gewisse Dinge aber gingen bei Mr. Green nicht durch; so zum Beispiel,

wenn Friede seine Stunde mit dem Jüngsten auf dem Arme nehmen sollte, während Madame Olivia auf dem Sopha lag und einen Roman las. Der Engländer pflegte das Kind dann mit großer Vorsicht hinten beim Röckchen zu nehmen, und es so über den Tisch hinüber der Mutter in den Schooß spazieren zu lassen. Eine unbedingte Verehrung für den zukünftigen Schwiegersohn machte Madame Olivia gegen seine Eingriffe unempfindlich. War endlich alles Störende in Gestalt des Kleinsten und der anderen sieben Sachen, welche auf dem Tisch herumlagen, und von Mr. Green nur mit dem Stöckchen berührt wurden, glücklich auf die Seite geschafft, so nahm der Unterricht seinen Anfang. Der linkische Dolmetscher entpuppte sich als ein wahrhaft tüchtiger Lehrer, der es vortrefflich verstand, das kleine, unruhige Volk zur Aufmerksamkeit zu zwingen; Mr. Green war erstaunt über die lebhaften Aeußerungen von Begeisterung, Unwille und Abscheu, die den Kindern entfuhren, gab ihnen der Lehrer zum Schluß der Stunde eine edle oder schlechte That aus der Geschichte zum Besten. Er sprach sich darüber gegen den Doctor aus, den er jetzt erst, seit er seinem Unterrichten beigewohnt, für einen Menschen hielt, mit dem sich möglicherweise dann und wann eine Meinung austauschen ließ.

„Diesen Kindern," sagte der junge Mann, „fehlt nichts als Erziehung; begabt, begeisterungsfähig, warmherzig, ohne Falsch, sind es reine Naturproducte, in einer Atmosphäre von Liebe aufgewachsen, was ihnen bis jetzt das Zuträglichste war. Später macht sie Untüchtigkeit zu irgend welcher Arbeit entweder zu Schwächlingen, wie der Alte einer ist, oder ist ihr Begehrungsvermögen schärfer entwickelt, zu Verbrechern. Hier fände sich ein schönes Material für den Pädagogen und wenn es Ihre Absicht ist, aus diesen sieben gesunden lebensfrischen Burschen tüchtige Weltbürger zu machen, so hätte das unmündige Elternpaar seine Vorsehung gefunden, Sie aber, Mr. Green —" Der Engländer steckte plötzlich die Hände in die Tasche, und rannte wie besessen über den Marktplatz des Badeortes; er war für seine Würde besorgt wie ein Fürst; persönliche Anspielungen oder gar Belobungen, wie sie der Doctor mit Vorliebe im Munde führte, paßten für Kinder und nicht für ihn. Mit großer Mühe suchte der Dolmetscher mit seiner zusammengedrückten Brust und den ungeschickten Beinen an des hochgewachsenen Mannes Seite zu bleiben.

„Ich habe, Mr. Green, von frühester Jugend Kinder unterrichtet und Gelegenheit gehabt, die verschiedenartigsten kennen zu lernen und zu beobachten, aber nie ist mir eine Erscheinung vorgekommen, Mr. Green, wie die Fifis, welche ich weit über ihre Jahre geistig entwickelt nennen möchte, obwohl sie weder lesen noch schreiben gelernt, sich sogar ausdrücklich weigert, an den Stunden der Brüder theilzunehmen. Gewiß haben Sie, M. Green, so gut wie ich bemerkt, welch ein schläfriges, durchaus mattes Wesen die Kleine den Tag über zur Schau trägt, um des Abends plötzlich zu einem

doppelten Leben zu erwachen. Je näher die Stunde kommt, in der sie ihre Aufgaben erwartet, desto fanatischer glänzen ihre Augen, desto lebhafter röthen sich ihre Wangen; der ganze kleine Körper scheint durchglüht von dem Bewußtsein einer hohen Aufgabe, und ist diese gelöst, erschöpft sich das krankhaft erregte Gemüth des Kindes mit seiner letzten Kraft in der beinah unheimlichen Leidenschaft für Blumen. Ist es nicht, als habe sich alle Ueberschwenglichkeit der Eltern in diese zarte Knospe geflüchtet, während die anderen Kinder sich einer vollkommenen geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen? Ich habe ihr genau die Uebel beschrieben, welche daraus entstehen, wenn Kinder nichts lernen wollen. Haben Sie gehört, was sie mir darauf erwiderte? ‚Das ist Alles nicht traurig, es wäre nur traurig, wenn ich nicht mehr singen könnte.'"

„O," sagte der Engländer, „ich habe es schon mit ganz anderen Dingen aufgenommen, als mit einem Kinderkopf."

Während nun der Doctor bald ganz in der Freude über seine begabten Zöglinge schwelgte, gereichten auch dem Engländer die Stunden in dem Künstlerheim mehr und mehr zum Vergnügen. Er sah mit Staunen, wie sich die genialen Kindernaturen dem pedantischen, aber wohlwollenden Lehrer unterordneten; er begann sich für ihre Charaktereigenschaften zu interessiren, ließ ihnen englische Anzüge machen und rannte mit ihnen spazieren.

Eines Morgens beim Frühstück theilte er dem Doctor seinen Plan mit, Fifi den Eltern zu rauben, da er sonst keine Möglichkeit fände, das Kind vor einer unglücklichen Zukunft zu bewahren. Er stieß aber bei seinem Dolmetscher auf keinen geringen Widerstand. Der sonst so bescheidene, sich in alles fügende Mensch kehrte plötzlich eine Festigkeit heraus, die der Engländer nie bei ihm vermuthet hätte; er war der Ansicht, daß der Raub eines Kindes eine ungesetzliche That sei, die nichts beschönige, nicht einmal der Vortheil, der dem Kinde daraus entstehe.

Mr. Green zerlegte während der Rede des Doctors mit großer Ruhe seine Hammelscotelette und verspeiste sie, hierauf rührte er seinen Thee um, nahm einen Schluck und sagte zwischen diesem und dem zweiten: „Ich werde meinen Willen durchsetzen, wenn auch nicht auf diesem Wege; wetten wir einige hundert Pfund."

Der Doctor erklärte, daß er nichts zu verwetten habe, was den Engländer zu dem großmüthigen Anerbieten veranlaßte: „Verlieren Sie, genügt mir Ihre Erklärung, daß ich Recht gehabt; verliere ich, zahle ich Ihnen die Summe aus."

Eben mit neuen Plänen für sein Unternehmen beschäftigt, erhielt Mr. Green ein Telegramm, das ihn schleunigst nach England an das Todtenbett seiner Tante Mab rief. Der Doctor sollte zurückbleiben und fortfahren die Kinder zu unterrichten. Mr. Green übergab ihm seine Adresse und fügte eine Summe Geldes für etwaige Verlegenheiten der Familie

hinzu; in längstens drei Monaten gedachte er zurück zu sein. Der Doctor, der sich zum ersten Mal im Besitze einer ansehnlichen Summe sah, kämpfte mit schlaflosen Nächten als Hüter derselben.

Was das Künstlerpaar anbelangte, so glaubte dieses das Möglich[e] geleistet zu haben, indem es vier Wochen an demselben Orte ausgehalten. Auch war nicht nur Mr. Green, sondern auch die russische Fürstin, welche Fifi mit Anzügen und die Kinder mit Süßigkeiten versorgt, abgereist. Ein Badeort in der Schweiz wurde zum Aufenthalt erwählt, und der Doctor, der Fifi sehr elend aussehend fand, hoffte von der höheren Luft Stärkung ihrer Gesundheit. Mit dem Herannahen der Abreise erschien ein Heer von Rechnungen in der Künstlerwohnung; auch ein Gläubiger des vorigen Aufenthaltes kam mit nicht unbedeutenden Forderungen. Es stellte sich heraus, daß von der reichlichen Einnahme der letzten Wochen nichts erübrigt worden war, und der Doctor griff in den ihm anvertrauten Beutel. Er erschrak über das Loch, den dieser Griff zurückließ, und als nun noch die Reisekosten der ganzen Familie dazu kamen, verlor der junge Mann, der sich niemals mit großen Ausgaben abgegeben hatte, vollends den Kopf. Er machte den Eltern bescheidene Vorstellungen, daß es nicht in dieser Weise weiter gehen könne, er stotterte etwas von grenzenloser Verlegenheit, in die man durch Mangel an wirthschaftlicher Ordnung gerathe, allein obgleich das Künstlerpaar den Lehrer der Kinder mit liebenswürdiger Geduld ausreden ließ, der Eindruck seiner Worte war nur ein geringer.

Für die ersten Wochen fand sich in dem kleinen Städchen wirklich ein begeistertes Publikum, das immer wieder kam, und von dem Gesang und der eigenen Anmuth des Kindes hingerissen, nicht müde wurde, Blumen und Süßigkeiten zu spenden. Allein keine russische Fürstin versorgte mehr die kleine Künstlerin mit Spitzenkleidchen und mehr und mehr verrieth die Erscheinung des Kindes einen Mangel an Ordnung und gutem Geschmack. Auch bemerkte der Doctor mit Schrecken, daß Fifis Stimme zuweilen wie verschleiert klang, und ihr die hohen Töne eine merkliche Anstrengung verursachten. Er wollte die Eltern darauf aufmerksam machen, allein diesen klang die Stimme des Lieblings ganz so hell wie früher, und da Fifi auf ihre Frage, ob sie das Singen anstrenge, mit einem entschiedenen nein antwortete, so lächelten sie über die besorgte Miene des Doctors. Der junge Mann befand sich in einer verzweifelten Lage. Er konnte das leichtsinnige Thun und Treiben seiner Umgebung nicht gut heißen, hatte aber die Energie nicht, sich dagegen aufzulehnen. Bergens überschütteten ihn mit Aufmerksamkeiten; Geschenke der theuersten und unpraktischsten Art bauten sich in seiner Stube auf. In der Weise, wie sie ihm überreicht wurden, verrieth Madame Olivia eine wahrhaft liebenswürdige Phantasie. Bald war es Fifi, die ihn beim Frühstück überraschte; mit der Anmuth einer Fee brachte sie ihm die Gabe der Eltern dar, Verse, welche die Mutter gedichtet, durch die Lieblichkeit ihrer Stimme veredelnd. Oder es war

Dodo, den er die Treppe heraufstampfen hörte, und der dann mit einem Teller schwerer Trauben beladen über seine Schwelle fiel oder stolperte, Ranken im lockigen Haar. Verfügte sich der Doctor, nachdem die Kinder ihn verlassen, in heller Wuth in's Familienzimmer, um die Eltern ob all' der Uebertriebenheiten ohne Sinn und Verstand zur Rede zu stellen, ließ ihn gewöhnlich seine Entrüstung im Stich Angesichts dieser sorglos freundlichen Menschen.

Der Fremdenverkehr in dem Badestädtchen war ein zu geringer, als daß die Concerte auf die Dauer einen gleich lebhaften Besuch erfahren hätten. Ein neuer Ortswechsel erfolgte, nachdem der Doctor unter einem Berg von Rechnungen auch die für seine kostbaren Geschenke entdeckt und bezahlt.

Als die Blätter Fifis Ruhm in dem neuen lebhaft besuchten Badeorte ausposaunt hatten und sie zum ersten Mal in dem von eleganter Welt strotzenden Cursaale stand, erschrak der arme Doctor bis in's Innerste seiner Seele ob der wenig vortheilhaften Erscheinung des Kindes. Madame Olivia hatte die holde Gestalt durch ein Uebermaß von Schleifen verunziert, deren grelles Roth die geisterhafte Bläße des schmalen Gesichtes um so schärfer hervortreten ließ. Ihr Gesang erweckte nicht mehr Thränen der Bewunderung, sondern Thränen des Mitleids, und so flogen zum Schluß des Concertes dem Kinde ein paar Blumensträuße lautlos zu Füßen. Der Director des Curhauses aber bedeutete dem Doctor, daß die Stimme des Kindes für den Cursaal nicht ausreiche, ein ferneres Auftreten daher nicht statt haben könne.

In welcher Angst, in welch' stotternden Lauten suchte der Doctor den Eltern die Trauerbotschaft zu überbringen! Allein der Eindruck seiner Worte war ein ganz anderer als er erwartet; blind für Fifis Verwandlung, wandte sich die ganze Wuth der Eltern gegen das kunstunverständige Badepublikum, und ihre Kränkung machte sich in der Verachtung Luft, die sie für die künstlerisch ungebildeten Menschen empfanden. Schlaflos wälzte sich der Doctor die darauf folgende Nacht auf seinem Lager. Die Summe, welche ihm Mr. Green gegeben, und die ihm so groß erschienen, schmolz mit erschreckender Schnelligkeit dahin; brachte Fifis Gesang nichts mehr ein, so wußte er nicht, was aus der Familie werden sollte bis zu Mr. Greens Rückkehr — und falls er nichts von sich hören ließe — hieß es in des Doctors Innern, was dann? Mußte er nicht mit zu Grunde gehen, da ihm die Kinder an's Herz gewachsen waren wie eigene, und er keine ruhige Stunde in dem Bewußtsein gehabt hätte, sie einem jammervollen Schicksal zu überlassen.

Als der Doctor am Morgen erwachte, ertönte aus den Räumen seiner Schützlinge ein so grenzenloser Jubel, ein so markerschütterndes Freudegeschrei, daß des jungen Mannes erster Gedanken war: Mr. Green ist da! Schnell fuhr er in die Kleider und hinüber. Im Mittelzimmer tanzten die Buben wie von Sinnen zwischen Tischen und Stühlen herum und

rannten nun alle mit einander dem Doctor entgegen, ihn umschlingend, an ihm hinauf strebend. Bergen aber kam mit ausgestreckten Armen aus der Nebenstube und verkündete mit einer Stimme und mit einem Gesicht, als ob sich so etwas nur alle hundert Jahre zutrage, daß ihm der Himmel den achten Sohn geschenkt. Erst knickte der Doctor wie von einem schweren Schlag getroffen in die Kniee, dann aber blieb ihm nichts Anderes übrig als zu lachen, womit er in die Arme des glücklichen Vaters sank. Der zog ihn in die Nebenstube, wo Madame Olivia, eine liebliche Schwäche zur Schau tragend, lag, das Neugeborene in den Armen, das sie dem Doctor mit den Worten hinreichte: „Ist's nicht der reine Cherubim?"

Des Doctors Bemühungen gelang es, in einer Concerthalle zweiten Ranges für Fifi Aufnahme zu finden, denn sie bestand darauf zu singen. Er selber rannte herum und bot sich zum Stundengeben an. Einige Eltern waren glücklicherweise gleich bereit, den höchst gewissenhaft aussehenden Menschen ihre Kinder für ein paar Stunden des Tages anzuvertrauen, froh, sie so lange los zu sein. Sank dem Doctor der Muth ob der vielen Pflichten, die er sich aufgebürdet, so richtete er sich an Friedes Beispiel auf, der unverdrossen sein Tagewerk that, die Kinder besorgte, mit Eifer lernte, alle Aufträge gewissenhaft erledigte, und wenn endlich jeder ruhte, des Nachts alle zwei Stunden aufstand, dem schreienden Neugeborenen Milch kochte und ihn herum trug, dazu mit heller Stimme die oft gehörten Arien Fifis singend, denen er den Text seiner zuletzt gelernten Lectionen unterlegte. Und dieses nächtliche Concert beruhigte nicht nur den Säugling, sondern auch des Doctors aufgeregte Lebensgeister, so daß er jeden Morgen mit frischem Muth an seine undankbare Arbeit ging.

Das Volk lauschte jetzt auf Fifis Gesang, und die Silber- und Goldstücke, welche sonst die Kasse gefüllt, verwandelten sich in Kupfer. Die guten Leute, so erfreut sie sich über des Kindes Gesang und dessen Erscheinung zeigten, sie spendeten keine Blumen. Als der Doctor sah, wie Fifis Augen immer größer und schmerzlicher wurden, wie sie nach jedem Lied wie suchend umherflogen und sich schließlich mit Thränen füllten, lief er schnell fort und kehrte nach wenigen Minuten mit einem Strauß wieder, den er dem Kinde in der nächsten Pause zuwarf. Im folgenden Concert that er's wieder, und da flog auch ein zweiter Strauß zu Fifis Füßen.

Allabendlich nun flogen die beiden Sträuße und allabendlich nahmen die Zuschauer mählig und mählig ab. Erst machte sich Mangel in dem Familienkreise fühlbar, dann kam die Noth. Des Doctors Stundengelder reichten knapp zur Ernährung der Kleinsten, die ganze, ihm anvertraute Summe war dahin. Er überwand das Gefühl der Scham, in so kurzer Zeit damit fertig geworden zu sein und schrieb einen langen Brief an Mr. Green, ihm die mit jedem Tag trostloser werdende Lage der Familie schildernd.

Es ging nun etwas ſtiller her in dem ſonſt ſo fröhlichen Kreis; das Abendbrot blieb entweder aus oder erſchien in ſo magerer Weiſe, daß an ſattwerden nicht zu denken war. Madame Olivia flickte die Kleider ihrer Kinder und hungerte mit Heroismus, indem ſie Fifi ihren Antheil zuſchob, die ihn wieder unter die Kleinen austheilte. Bergen ſtieß von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus, fand aber trotzdem immer noch Mittel und Wege, in Begeiſterung auszubrechen, ſo über Titus, der an einem beſonders traurigen Abend plötzlich mit ernſthafter Miene ſeine Blechbüchſe voll hart gewordener Leckerbiſſen auf den Tiſch leerte, damit eine wahre Feſttagslaune hervorrufend. Ein anderes Mal war es Dodo, der die hungrige Familie damit ergötzte, daß er unter der Thüre der Schlafſtube erſchien, Madame Olivias ſehr herabgekommenen Rembrandt mit der ganzen Kraft ſeiner kleinen Fäuſte auf den Lockenkopf drückend, an der entzückenden Kindergeſtalt hingen die unweſentlichen Ueberreſte eines ehemaligen Nachthemdchens.

Es geſchah auch, daß der Doctor ſich einmal ein Herz faßte und Bergen den Vorſchlag machte, Muſikſtunden zu geben. Dagegen aber erhob Madame Olivia ein großes Wehgeſchrei.

„Soll mein Gatte erſticken," ſchluchzte ſie den Doctor an, „haben Sie kein Herz für Athemmoth, der Sie ſonſt ſo viel Herz haben! Sehen Sie nicht die Flecken an ſeiner Weſte und ſeinem Rocke, kann ein Mann wie Michael Bergen ſo unter Menſchen gehen?"

„Gegen Flecken ſoll's verſchiedene Mittel geben," wagte der Doctor zu erinnern, und Bergen klopfte ihm wie immer wohlwollend auf die Schulter und erklärte, er wolle ſich den Fall überlegen.

Eines Abends ſang Fifi mit tonloſer Stimme und eingefallenen Wangen ihre Arien vor einigen wenigen Menſchen; der Doctor war zu Hauſe geblieben; er konnte den Jammer nicht mehr mit anſehen. Da trat Bergen, ſein Kind in den Armen, ſchluchzend und ſchnaufend in die Stube der Seinen. — „Sie hat," ſtammelte er und reichte das bewußtloſe Kind der aufſchreienden Mutter hin, „ſie hat keine Blumen bekommen, das brach ihr das Herz." —

Der Doctor rannte nach dem Arzt; als dieſer kam, ſtürzte ihm Madame Olivia völlig aufgelöſt entgegen, beinah ſchreiend die Worte hervorſtoßend:

„Retten Sie mein Kind, mein einziges Kind!"

Der Arzt fragte mit einem Blick auf das zarte engelhafte Weſen, an deſſen Lager er geführt wurde, warum man ihn nicht längſt gerufen.

„Längſt," rief die unglückliche Mutter, „das Kind iſt ja erſt heute Abend krank geworden, es war bisher kerngeſund — es hat vor einer Stunde noch im Concert geſungen!" —

Der Arzt schaute ganz erstaunt drein.

„Gesungen — bis jetzt —"

„Alle zwei Abende," bestätigte Bergen, „seit wir hier sind — es werden vier Wochen."

„Geben Sie dem Kind Champagner," verordnete der Arzt, „morgen früh komme ich wieder."

Der Doctor begleitete ihn hinaus.

„Es ist Gefahr?" stotterte er.

„Gefahr?" wiederholte der Arzt, „das Kind hat die Schwindsucht im höchsten Grad, daß das niemand bemerkt haben soll —

„Mein Gott," sagte der Doctor, während ihm die Thränen aus den Augen stürzten, „ich hatte den Kopf so voller Sorgen — die blinde Zuversicht der Eltern lullte mich ein, und das Kind klagte nie."

Er eilte in die Nacht hinaus, um ein Telegramm an Mr. Green zu senden. Auch Madame Olivia schrieb an den fernen Freund, ohne es jedoch für nöthig zu finden, sich nach dessen Adresse zu erkundigen; sie sandte ihren Brief an Mr. Grün in England, vormals im Bade X., und dies veranlaßte die Post, das Schreiben direct nach dem Badeort zu senden, wo Mr. Green gerade eintraf, um den verkleckten unordentlichen Brief in Empfang zu nehmen. Des Doctors Nachrichten hatten ihn nicht mehr in England getroffen.

„Euer Wohlgeboren, theuerster Mister Grün," lauteten Madame Olivias Worte.

„In der Noth meines Herzens mit dem Schrei einer getroffenen Mutter wende ich mich an den fernen Freund. Wen die Götter lieben, dem schenken sie einen Freund, an dessen Trost und Güte man sich aufrichte in der Stunde der Gefahr. Es ist Ebbe eingetreten in dem Meere unseres Lebens, eine harte Prise hat uns auf eine wüste Sandbank geworfen, wo Raben nisten statt Menschen, die schwarzen Herzens und regungslos dem Gesang unseres Lieblings lauschen und oh, keine Blumen werfen! Dieser Engel in Menschengestalt, der von uns Allen heiß geliebte Doctor, warf von seinem schwerverdienten Geld allabendlich ein Sträußchen so wie ich, die ich das nicht unterlassen konnte. Aber oh, Mr. Grün, der Frauen Loos ist vor allem kläglich schlecht auf Erden, es kam ein Abend, da lag mein Herz in wildem Mutterstreite, indem die Kleinen nach Milch schrieen und so gewaltiger Jammer mein Herz erweichte, daß ich die letzten Groschen für sie hingab und damit die Möglichkeit, unserer angebeteten Fifi ein Sträußchen zu werfen. Da ging die Thür weit auf und mein Michael, der geliebte Gatte meines Herzens, erschien, das leblose Kind in den Armen mit gebrochenem Herzen. Still liegt sie in ihrem Bettchen, es schluchzt der arme Mann im Schlaf, von Zeit zu Zeit erscheint der Doctor, dieser Engel in Menschengestalt in Strümpfen und beugt sich

über das holde Kind. Mit kräftigen, stärkenden Mitteln zum Beispiel wie der Arzt sagt, mit Schampagner wäre ihr bald geholfen, allein es weigern sich die Menschen, wo wir auch anfragen, uns eine Summe zu leihen.

So helfen Sie uns, seien Sie unser Retter in der Noth, hören Sie den Schrei eines Mutterherzens und Gott segne Ihre sämmtlichen Absichten und Verwandten. Ich selbst aber bin in ernsten Studien begriffen, um anstatt unserer armen Fifi, die vorläufig nicht singen soll und um uns vor dem Hungertode zu bewahren, einen öffentlichen Vortrag über die Würde der Frauen im Concertsaale zu halten.

Indem ich Sie nochmals im Namen Fifis und ihrer hungrigen Brüder, zu denen sich ein achter Cherubim gesellt, der den Namen Euer Wohlgeboren tragen soll und den ich nicht kenne.

Ihre gebrochene
Olivia."

Das erste, was Mr. Green that, nachdem er diesen Brief gelesen, war, sich in einen Wagen zu werfen, der ihn vor eine gut belemmundete Knabenerziehungsanstalt brachte, wo er sich in Zeit von fünf Minuten mit dem Director dahin verständigte, daß dieser vier der Bergen'schen Knaben zur Erziehung nehmen und daß die anderen mit ihrem sechsten Jahr bei ihm eintreten sollten. Auch für den Doctor fand sich eine Stelle in dem Hause, indem der Director sich gerade mit der Anstellnng eines neuen Lehrers trug, und von Mr. Greens kurzer, aber energischer Empfehlung beeinflußt, sich bereit erklärte, es mit dessen Schützling zu versuchen. Hierauf verfügte sich Mr. Green mit einem Dolmetscher zu dem alten Lehrerpaare, wo vormals Bergens gewohnt, und machte hier einen festen Preis aus für Kost und Wohnung des Künstlerpaares, sowie der jüngeren Kinder.

Im Laufe des anderen Morgens trat er, den Arm voll der schönsten Rosen, in der Behausung des Künstlerpaares ein. Er fand die ganze Familie um das Krankenbett des Lieblings versammelt; der Säugling ruhte etwas abseits in Madame Olivias rothem Rembrandt, den Friede zuweilen geränschlos über den Tisch schob. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte beim Anblick des Freundes; er konnte keinen Schritt weiter thun, so hingen sich die großen und kleinen Burschen an ihn.

„Nun wird sie gesunden," schluchzte Madame Olivia, „o, nun lächelt sie wieder —"

Mr. Green stand und schaute verblüfft auf das schattenhafte Geschöpfchen hin, das kaum noch dieser Erde anzugehören schien. Er schritt, sich mit einem Ruck von den Knaben befreiend, zu dem Krankenlager und legte seine Rosenlast auf der Decke nieder. Heiß stieg's ihm in die Kehle, als er zwei durchsichtige Händchen mit Hast die Blumen umklammern und an sich ziehen sah. Wie durch einen Schleier gewahrte er das gramdurch-

furchte Antlitz des schwerathmenden Bergen, neben ihm den zum Erschrecken abgemagerten Doctor.

„Willst Du etwas, Liebling, was willst Du?“ flüsterte Madame Olivia, da Fifi eine Anstrengung machte, wie um das Köpfchen zu erheben. Das Kind richtete den großen Blick, in den sich die letzte Lebensflamme gerettet zu haben schien, auf den jungen Mann, und dieser beugte sich wie gezwungen zu dem sich leise bewegenden Munde nieder. „Die Kinder“ — kam es wie ein Hauch von den erblassenden Lippen. Und Mr. Green sprach die ersten deutschen Worte seines Lebens· „Ich sorge für sie — auf meine Ehre!“

Der kleine Körper streckte sich, Fifi hatte ihre Schuldigkeit gethan.

Alphonse Daudet.

Von

Ferdinand Groß.

— Wien. —

Wenn wir den Namen nennen, welcher dieſen Zeilen als Ueberſchrift dient, dann ſteigen Erinnerungen an Genüſſe erleſenſter Art vor uns auf. Ob unſerem Gedächtniſſe der Autor ſich als von Laune überſprudelnder Karrikaturenzeichner oder als zart beſaiteter Verkünder feinſter Empfindung oder als peſſimiſtiſch angehauchter Beobachter menſchlicher Schwächen oder als Urheber ergreifender Verwickelungen und tragiſcher Schickſale uns darſtellt — immer verſpüren wir die Nähe eines vornehmen Geiſtes, den Athem eines Poeten, und das harmoniſche Bild ſeiner Geſammterſcheinung wird uns kaum durch den leiſeſten Makel getrübt. Nicht als hätte Daudet kein Fehl, keine Schwäche; die ſtrenge Kritik weiſt ihm manche Sünde nach, ſie rügt an ſeinen Romanen, daß dieſe mehr muſiviſch geſtaltet, mehr in's Breite geſtreckt ſind, als daß ſie ſich in organiſcher Einheitlichkeit ſchlank aufbauen; das Publikum, welches Daudet, den Erzähler, als Liebling verhätſchelt, kommt Daudet, dem Dramatiker, mit Mißtrauen entgegen; aber im Großen und Ganzen macht unſer Autor einen wohlthuend erfreulichen Eindruck, weil ſein Geſchmack auf der Höhe ſeiner Begabung ſteht und ihn zwar nicht vor jedem Irrthum, aber vor jeder Verwilderung, vor jeder Brutalität, vor jeder Phraſenhaftigkeit bewahrt und ihn — ſelbſt wenn Daudet hart an den Rand eines gefährlichen Abgrundes geräth — noch im letzten Augenblicke zurückreißt und vor jenen Abſcheulichkeiten rettet, an denen ſo mancher talentvolle Genoſſe und Landsmann Daudets traurig zu Grunde geht. Um ſich einen klaren Beriff davon zu machen, von welch ſicherem Tacte Daudet geleitet

wird, braucht man sich nur gegenwärtig zu halten, wie Daudet trotz seiner flammenden Vaterlandsliebe sich nur höchst selten hinreißen läßt, ein ungerechtes Wort wider die Deutschen, die Sieger von 1870/71, auszusprechen. Entschlüpft ihm eines, so gewinnt man den Eindruck, als werde er rasch von Scham darüber erfaßt. Dem Chauvinismus geht er an den Leib, freilich nicht unmittelbar polemisch, aber doch indem er ihn als eine belächelnswerthe Schwäche ironisirt. In „Sappho", dem Roman, den er „seinen Söhnen zum Alter von zwanzig Jahren" widmet — offenbar als Warnung vor der darin behandelten Gefährlichkeit einer Verlorenen — streift er so bedenkliche Gebiete des sexuellen Lebens, wie Zola in „Nana", und zwar in den Beziehungen der Nana zu Mademoiselle Satin, aber wenn irgendwo, so wird hier Einem klar, daß wenn Zwei dasselbe thun, es nicht das Nämliche ist. Was bei Zola verletzt, huscht bei Daudet leicht beschwingt vorüber. Einmal — in der Skizze „Mari-Anto" — überkömmt Daudet die Lust, ein wenig Rabelais zu spielen, aber er geräth von diesem Irrpfade bald wieder ab, er besinnt sich auf sich und zeigt uns wieder sein uns lieb gewordenes Gesicht. Wohlwollende Götter haben Daudet das schöne Geschenk der Selbstkritik in die Wiege gelegt; er vertraut nicht blindlings seiner Phantasie, er hält nicht Alles, was ihm durch den Sinn fährt, für gut und reif genug, um vor die Oeffentlichkeit gebracht zu werden. Man merkt es seinen Büchern an, daß sie das Fegefeuer passiren mußten, ehe sie Eingang fanden in's Paradies. Dadurch unterscheidet er sich unsäglich vortheilhaft von jenen Realisten, Experimentalisten und Naturalisten, welche sich für unfehlbar erklären und in jedem sie treffenden Tadel nur einen Ausfluß persönlicher Feindschaft, hämischen Neides erblicken. Einer der intimsten Kenner des Autors, sein Bruder Ernest*) nennt es denn auch unthunlich, ihn in eine der modernen Schulen einzuschachteln: „Er ist dazu zu wenig der Mann eines Dogmas, zu sehr Gegner jedes Ostracismus, zu unabhängig und zu viel Künstler! Die Anstrengung, ihm eine Etikette aufzukleben, muß vergeblich bleiben. Alphonse Daudet ist er selbst, darin liegt die Wesenheit seiner angeborenen Originalität, der persönliche Stempel seiner Werke." Die Bruderliebe hat in diesem Falle nicht übertrieben; wohl erkennt Alphonse Daudet Gustave Flaubert und die beiden Goncourt als seine Meister an, aber wenn er sich als ihr Jünger declarirt, ist er doch Niemandes Nachahmer, er trinkt aus seinem eigenen Glase. Er bemüht sich, die Wirlichkeit zu belauschen, er wurzelt tief im Thatsächlichen, aber was er gehört und geschaut, das erhebt er zu sich, das vergeistigt er, und über das alltägliche Ereigniß breitet er etwas von der Sonne und von der Farbe des Südens, der ihn geboren. In das Paris, das ihm, dem Meridionalen, schier nordisch erscheinen mag, rettete er sich ein Stück seiner geliebten Provence, aus der er gekommen

*) Mon frère et moi. Souvenirs d'enfance et de jeunesse.

— um Alfred de Mussets hübsches Wort zu gebrauchen — „un rayon de soleil dans le coeur". Daudets Production hat fast durchwegs den Reiz einer süßen, schwellenden Frucht, die einem von der Natur bevorzugten Boden entsproß. Die Mühe des Hervorbringens ist ihr keineswegs merklich anhaften geblieben; wir brauchen uns nicht durch Gestrüpp zu winden, um dahin vorzudringen, wo der Dichter uns etwas zu pflücken giebt; die purpurnen Rosen und die goldenen Orangen fallen uns in den Schooß, gar oft freilich, während ein wehmüthiges Lied uns umschwirrt, denn auf Daudets Lippen wohnt ein schmerzliches Zittern, und Daudet läßt uns Gräber schauen, auch wenn er sie mit düfteschweren Blumen bedeckt.

Uns Deutschen ist kaum irgend ein französischer Autor so verwandt wie Daudet, dessen unter Thränen lächelnder Humor sich ausnimmt, als wäre er germanischen Ursprunges. In „Le petit Chose", seiner halb wahren, halb erdichteten Autobiographie, in der er sich als Daniel Eyssette und seinen Bruder Erneste — den guten Genius seiner schriftstellerischen Anfänge — als Jacques Eyssette wegen seiner Fürsorge und Zärtlichkeit auch „Tante Jacques" vorführt, erinnert er geradezu frappant an Boz Dickens. Ein später entstandenes Werk: „Jack" ruft ebenfalls unabweisliche Reminiscenzen an den großen Romancier angelsächsischer Race wach. Dieser mag, soweit die letztgenannte Schrift in Frage steht, auf ihn eingewirkt haben, die erstere jedoch entstand, ohne daß Daudet einen Tropfen literarischen Engländerthums in sich aufgenommen hätte. Auf eine directe Erkundigung gab Daudet mir zur Antwort: „Was Sie mich über Dickens fragen, würde einen längeren Brief und mehr Muße, als ich habe, verlangen. Ich habe oft versichert, daß, als ich „Le petit Chose" schrieb — jenes meiner Bücher, das am meisten von Dickens beeinflußt erscheint — ich nicht eine Zeile von dem großen Romancier gelesen hatte. Seither habe ich ihn allerdings gelesen, ihn lieben gelernt und war bemüht, ihn nicht nachzuahmen. Das wurde mir oft schwer genug . . ." In „Le petit Chose" formt er mit Freiheit künstlerisch, was Erneste Daudet in dem schon erwähnten Buche auf die wirklichen Ereignisse reducirt, und Erneste's Buch darf als unentbehrlich gelten für Jeden, der sich mit Alphonse ernsthaft beschäftigen will; namentlich für die Geschichte seiner Anfänge ist es ein entscheidendes Document.

In Nimes am 13. Mai 1840 geboren, scheint Daudet, wie die meisten bedeutenden Schriftsteller, die Lust am Fabuliren von seiner Mutter geerbt zu haben. Diese wird von Erneste geschildert als eine „träumerische, romantische, für Lectüre begeisterte Natur, die lieber mit den Helden der ihre Phantasie beschäftigenden Geschichten als mit den Gestalten der Wirklichkeit lebte". Durch die Verarmung der Eltern mußten die zwei Brüder — der älteste, Henri, starb in früher Jugend — schon in den Knabenjahren Noth und Kümmerniß durchmachen. In der Schule in Lyon verrieth Alphonse durch eine Ode an Homer sein literarisches Talent und er zählte erst fünfzehn

Jahre, als er für die „Gazette de Lyon“ einen Roman: „Léo et Chrétienne Fleury“ schrieb. Das Journal ging ein, bevor der Roman ganz darin publicirt war, und das Manuscript gerieth in Verlust. „Obwohl,“ äußert sich der brüderliche Biograph, „seither mehr als fünfundzwanzig Jahre verflossen sind, ist der Eindruck, den „Léo et Chrétienne Fleury“ auf mich hervorgebracht, noch lebhaft genug, auf daß ich mit Recht sagen kann, dieser Roman, wenn er die Oeffentlichkeit erblickt hätte, würde sich neben den übrigen Werken meines Bruders mit Ehren behaupten.“ Trotz der schon erfolgten literarischen Bethätigung mußte Alphonse sich im Alter von sechzehn Jahren in Alais als Maître des études — spöttisch „Pion“ geheißen — verdingen. Der völlige Zusammenbruch des väterlichen Hauses zwang Erneste, sich in Paris eine kleine journalistische Stellung zu suchen. Er ließ Alphonse in die Hauptstadt nachkommen, und hier vollzog sich für diesen eine günstig entscheidende Wendung. Seine unter dem Titel: „Les Amoureuses“ erschienenen Gedichte erregten die Aufmerksamkeit der Kaiserin Eugenie; diese empfahl ihn dem Herzog von Morny, des Kaisers Halbbruder, und bei ihm fand Alphonse einen Posten als Privatsecretär. Daudet bedachte sich einen Augenblick, ob er diese Sinecure annehmen dürfe; er bekannte dem Herzoge, daß er Legitimist sei, und schüttelte dazu seine Löwenmähne. „Das thut nichts,“ lautete die Erwiderung, „ist doch die Kaiserin selbst Legitimistin, aber lassen Sie sich die Haare schneiden . . .“ Zu gleicher Zeit öffnete Villemessant ihm die Spalten des „Figaro“, wo er von 1859 bis 1861 jene Geschichten in Prosa schrieb, welche zart sind, als wären sie aus Mondschein und Blumenseele gewoben, dabei aber klar und sorgfältig ausgeführt und voll Verheißungen der größer angelegten Arbeiten, welche ihnen in der That nachfolgten. Es sind die „Contes du lundi“, die allein genügen würden, um Daudet einen Ehrenplatz in der Geschichte des modernen Schriftthums zu sichern. Zunächst trat er als Dramatiker mit „La dernière idole“, „Les absents“ und „L'oeillet blanc“ auf und 1866 ließ er in „Evénement“ die „Lettres de mon moulin“ drucken, entzückende Historietten und Stimmungsbilder, graziös in der Erfindung, tadellos in der Form, jedes Capitel für sich ein Kunstwerk. Unter allen Büchern Daudets sind die Briefe aus seiner Mühle mir das theuerste; ich möchte sagen, daß Daudet nirgends so voll und ganz Daudet ist wie in diesem. Er hat nichts Vornehmeres geschrieben, nichts, was uns mit so einfachen Mitteln gefangen nimmt, unser Ohr so berauscht mit Melodien, die er mehr andeutet als singt. Auf diesen dem Umfange nach eingeengten Stücken liegt der Abglanz der Jugend; der Dichter, ein neuer Minstrel, steckt einen Rosmarinstrauch an seinen Hut, und sinnend und träumend weilt er in der von ihm gewollten Einsamkeit in der Mühle von Pamparigouste, „gelegen im Rhonethale, mitten in der Provence, auf einem von Fichten und immergrünen Eichen bestandenen Hügel“. Er hat die alte Mühle eigens gekauft, weil sie ihm wie gemacht dazu erschien, um

in ihren Mauern zu grübeln und zu singen . . . Und verläßt er sie, so stört ihn nichts in der nahen Umgebung. Wenn er umherzieht und Land und Leute betrachtet, so ergiebt sich ihm immer neue Anregung. Er fragt Francet Mamai, den Dorfpfeifer, um Auskunft über ein provencalisches Sprichwort. „Das finden Sie nur in der Bibliothek der Grillen.“ Und Daudet läßt sich des Näheren vernehmen: „Es ist eine herrliche Bibliothek, wunderbar eingerichtet. Den Poeten steht sie Tag und Nacht offen, und kleine Bibliothekare hüpfen hin und her und zirpen unaufhörlich ihr Lied. Da habe ich manch köstlichen Tag verbracht, und nach einer Woche Suchens auf sonnigen Rasenhalden auf dem Rücken liegend, fand ich, was ich gewollt.“ Man möchte, um Daudet zu charakterisiren, die Meinung aussprechen, alle seine Werke seien der „Bibliothek der Grillen“ entnommen, denn alle haben das gleiche Aroma, die kurze Geschichte, die short-story, wie der in großen Zügen gehaltene Sittenroman. Wir hören einen mehr oder minder deutlichen Nachklang der „Lettres de mon moulin“ sogar in dem komischen Meisterstücke: „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“, in dessen burleske Elemente wie etwas Selbstverständliches ein Schimmer provencalischen Lichtes hineinspielt. Zwischen die einzelnen Erzählungswerke Daudets fallen immer wieder dramatische Versuche, und zwar außer den vorhin citirten noch: „Le sacrifice“, „Lise Tavernier“, „L'Arlésienne“ „Le frère âiné“ und ein Operntext: „Le char d'or“ (im Vereine mit Paul Arène, Musik von Pessard). Als Sammlungen zerstreut erschienener Aufsätze präsentiren sich: „Les femmes d'artistes“, „Les tableaux de la guerre“, „Robert Helmont“. Den weitreichenden Ruhm Daudets haben seine Romane begründet: „Fromont jeune et Risler aîné“, „Jack“, „Les rois en exil“, „Le Nabab“, „Sappho“, „L'évangeliste“, „Numa Roumestan“ und zuletzt „Tartarin dans les Alpes“, womit der Autor das Sprichwort bestätigt, daß man immer zu seiner ersten Liebe zurückkehrt, und seinen köstlichen Tartarin, der uns schon vor Jahren vorgestellt wurde, in der neuen Rolle des Bergsteigers auftreten läßt. Mehrere seiner Romane hat Daudet mit Hülfe geübter Theatertechniker für die Bühne bearbeitet; diese Adaptirungen, die nur zum Theile auf seine persönliche Rechnung kommen, hatten große Erfolge, während die von ihm direct als solche geschriebenen Dramen nur ein Scheinleben führten und rasch vom Repertoire verschwanden. Eines schickt sich eben nicht für Alle, und Daudet führt einen zu zarten, discreten Pinsel, als daß er die theatralische Decorationsmalerei zu Stande brächte, und die geschickte Schürzung und Lösung eines complicirten Knotens liegt ihm ferne. Die Thätigkeit als Dramatiker, so wenig Lorbeeren sie ihm brachte, muß aber registrirt werden, wenn wir einen Ueberblick über sein Thun und Leben gewinnen wollen. Aus dem Letzteren sind als wichtigere Momente hervorzuheben: 1861 wegen schwerer Krankheit ein Aufenthalt in Algier, 1862 in Corsica, 1863 im heimatlichen Südfrank-

reich, 1867 Verehelichung mit Julie Allard — die ein allerliebstes Buch: „Erinnerungen einer Pariserin" veröffentlicht hat — 1870 Dienst in der Nationalgarde.

Kehren wir nach solch flüchtiger Umschau zu Daudets Anfängen zurück, um seinen markantesten Werken näherzutreten, so machen wir bei den „Amoureuses" Halt, welche Edouard Thierry zu dem Ausspruche begeisterten: „Alfred de Musset hat bei seinem Tode zwei Federn zurückgelassen, jene der Prosa und jene des Verses. Octave Feuillet hat die erstere, Alphonse Daudet die letztere geerbt." Thierry beweist mit diesem Dictum, daß auch die bedeutenden Kritiker nicht unfehlbar sind. Daudet als Lyriker hat keinen Anspruch auf einen ersten Rang. Aus ihm dichteten die Jugend, die Provence, die Unkenntniß der Welt, sein Temperament mußte sich irgendwie Luft machen, und so drückte er in zierlichen Versen aus, was er in den Sternen und in den Thautropfen las, was Blume und Schmetterling ihm dictirten. Emile Zola*) erkennt als hervorstechendste Seite der „Amoureuses" die „note attendrie" und erweist sich als unparteiischer Richter, wenn er bemerkt: „Ohne Zweifel ist die Stelle, die Daudet in der zeitgenössischen Lyrik einnimmt, eine bescheidene, und ich beklage mich wahrlich nicht darüber, daß er sich auf die Prosa beschränkt." Es ist nothwendig, festzustellen, daß ein katholicisirender Zug, welcher die „Amoureuses" vielleicht den Tuilerien werth gemacht haben mag, für uns ein Schaden der Gedichte ist, in denen übrigens trotz alledem das Talent des Verfassers unbestreitbar hervortritt. In dem Gedächtnisse des französischen Publikums hat sich nur eines von Daudets Gedichten lebendig erhalten: „Les prunes", aber auch dieses nur, weil einige beliebte Schauspieler, wie Coquelin der Jüngere, es in den Pariser Salons vorzutragen pflegen. Der Poet erzählt da, seine Cousine und er hätten einander lieben gelernt wegen nichts und wieder nichts — „pour des prunes", wie die unübersetzbare französische Redensart lautet. Die Cousine beißt im Garten in eine Pflaume und giebt sie dann dem Vetter, seine Zähne folgen den Spuren der ihrigen, und „pour des prunes" kommt über Beide die Liebe . . . Den Kindern singt er zu, sie seien jedem Hause, was die Blume dem Rasen, was der helle Stern dem Himmel, was ein wenig Wasser dem gebeugten Rohre ist . . . Er preist die Vögel eines Friedhofes, welche ihre süßen Lieder leise ertönen lassen, um die Todten nicht zu wecken . . . Er feiert ein Paar Mädchenschuhe, halb Seide, halb Ziegenleder, und giebt im Refrain ihr Knistern und Knarren wieder: „Klick! Klack. Das müsset ihr sehen, wie ihre zierliche Sohle sich bäumt — Klick! Klack! — unter silbernen Schnallen, niemals müssig, eilen sie hin und her — Klick! Klack! — und sehen aus wie zwei gescheidte Mäuschen — Klick! Klack! — sie haben den Gang eines Königs, die Eleganz eines Stutzers — Klick! Klack! —

*) Documents littéraires.

und dazu ein gewisses Etwas von Narrethei, von Spottsucht, von Zärtlichkeit — Klick! Klack! — im Winter beim warmen Feuer, wenn das Reisig prasselt und flammt — Klick! Klack! — da lachen sie gern ein wenig, „en laissant voir un bout de jambe“ — Klick! Klack! — leichtfertig sind sie, aber nicht schlecht — Klick! Klack! — und thun von alledem nichts, was viele andere Schuhe vielleicht thun — Klick! Klack! — wir tanzen keine heimliche Polka — Klick! Klack! — auf dem Maskenball in der Oper oder im Casino zu Asnières — Klick! Klack! — höchstens, daß wir zwei Male monatlich in aller Ehrbarkeit — Klick! Klack! — in den Salons befreundeter Stiefeletten ein wenig Bewegung machen — Klick! Klack! — und haben wir uns ausgehüpft, so beten wir Abends, wie es sich gebührt — Klick! Klack! — mit der ganzen Würde zweier Klosterpförtnerinnen — Klick! Klack! — Soll ich euch sagen, wo ich diese Wunder von Niedlichkeit kennen gelernt? — Klick! Klack! — Jedes Klatschmaul kann euch die Geschichte erzählen — Klick! Klack! — nur soviel gestehe ich offen, es passirt mir nicht selten — Klick! Klack! — daß, wenn ich sie sehe, eine Thräne mir entschlüpft — Klick! Klack! — Ich denke daran, daß Alles auf Erden enden muß, auch ein heiteres Gedicht — Klick! Klack! — und daß ein Tag kommen kann, der mich traurig und vereinsamt findet — Klick! Klack! — dann, wenn diese Vögelchen einmal ausfliegen — Klick Klick! — und ich gramerfüllt höre, wie es über die Treppe hinab verklingt: — Klick! Klack!“

Daudet hatte sich erst gefunden, als er sich definitiv auf das Gebiet der Prosa zurückzog. Auf diesem entwickelte er sich Schritt für Schritt. Wir können verfolgen, wie er den Weg nach aufwärts nahm. In seinen kurzen Geschichten finden wir die Keime seiner Romane. Er schlägt Töne an, denen wir später wieder begegnen. Manche seiner „Contes du lundi“ erscheinen uns wie die maquettes, welche die Theatermaler anfertigen, um für die im großen Maßstabe zu bewerkstelligende Ausführung Modelle zu haben. Lesen wir den Roman „Le nabab“, diese Fixirung der Unsittlichkeit, der socialen Verderbniß Frankreichs zur Blüthezeit des zweiten Kaiserreiches, so erinnern wir uns daran, in einer der Contourenzeichnungen, die Daudet ehedem mit freigebiger Hand verstreute, den Nabob, in dessen Wohnung es aussah wie im Salon eines Passagierdampfers, und auch den Massageprofessor, einen der Träger des Romans, gefunden zu haben. In den kleinen Arbeiten taucht auch das Leitmotiv der größeren schon deutlich auf: die Ausgestaltung der „ratés“ (von rater = Versagen einer Schußwaffe, Mißlingen, Fehlschlagen) und der „déclassés“. Er liebt es, Menschen zu schildern, die ihr Ziel nicht erreicht haben, sich über ihre Mißerfolge jedoch Täuschungen hingeben; verfehlte Existenzen, die sich vom Scheine nähren, weil die reale Welt ihnen nichts geboten hat; auf halbem Wege Stehengebliebene, die in beharrlichen Selbsttäuschungen befangen sind; Schriftsteller ohne Verleger, Schauspieler ohne Engagement, Journalisten

ohne Zeitung, Aerzte ohne Patienten, Geschäftsleute ohne Kunden, Diplomaten ohne Posten, Advocaten ohne Clienten, Dichter ohne Einfälle, Bankdirectoren ohne Banken, Bohémiens, die sich einbilden, keine zu sein, Verkannte, welche die Mitwelt für urtheilslos erklären, er giebt diesen Leuten die aus der kirchlichen Terminologie geholte Bezeichnung: „in partibus infidelium", und in „Les rois en exil" leistet er nach dieser Richtung das Höchste, indem er die Könige ohne Land, die Bohémiens aus fürstlichem Geblüte, unter seine Loupe bringt . . . In Tartarin, dem Helden, der sich immer fürchtet, zieht er diese Gattung Menschen auf das Gebiet unwiderstehlicher Komik hinüber. Sonst betrachtet er sie mit Lächeln und mit Bedauern zugleich, und wenn er mit der Aufzählung ihrer Eigenheiten unsere Lachlust, so weckt er damit doch auch unser tiefes Mitleid, und wir möchten weinen über all' die seltsamen Gesellen, die sich und die Anderen betrügen. In einer seiner ersten Schriften, in „Les femmes artistes" — einem Plaidoyer dagegen, daß Künstler und Künstlerinnen untereinander heirathen — erscheint der Mann, „der Proudhon gelesen hat" und deshalb von seiner Umgebung Respect fordert. In den „Montagsgeschichten" benutzt Daudet die Humoreske: „Die Vertheidigung von Tarascon," um gleich eine ganze Schaar von Leuten vorzuführen, welche mehr in der Einbildung leben als in der Wirklichkeit, Kämpfer in partibus infidelium. Während des deutsch-französischen Krieges singen die Gesangvereine von Tarascon den Chant du départ, trotzdem sie zu Hause bleiben; auf der Esplanade wird ein historischer Aufzug zum Besten der Verwundeten abgehalten, die Bevölkerung theilt sich in ein sesshaftes und in ein marschirendes Bataillon, obzwar keines von beiden den Ort verläßt . . . Ein anderes Mal zeigt sich der Unternehmer, welchem Emile de Girardin dreimalhunderttausend Francs zur Gründung eines Journals — versprochen hat. Diese Summe bekommt er nie, aber er nimmt Schriftstellern gegenüber eine Protectormiene an und bestellt bei ihnen Beiträge für das neue Unternehmen . . . Sogar in seinen für die Bühne bestimmten Werken weist Daudet den déclassés, den ratés einen Platz an. Er stellt in sein Schauspiel „Le sacrifice" den Maler Jourdeuil, einen Stümper, der sich einbildet, ein Lionardo da Vinci zu sein, weil er lange Haare trägt, und den seine Frau darob bewundert, daß er es unter seiner Würde hält, für sie und die Kinder Geld zu erwerben. Seine ständigen Redensarten sind: „Die Kunst ist eine Religion", „Man muß kämpfen" u. s. w. Auf seinen Sohn, der als Maler Talent besitzt, ist er eifersüchtig und imponirt ihm mit seiner im Jahre 1825 errungenen Medaille, nicht ohne die boshafte Glosse zu machen: „Damals war das schwerer als heute." Der Sohn behauptet, die Bilder des Vaters nach Amerika zu verkaufen. In Wirklichkeit stellt er dessen Sudeleien auf den Dachboden und bezahlt die durch die angeblichen Verkäufe erzielten Preise aus seiner eigenen Tasche. Um sich dieses Geldopfer weiterhin auferlegen zu können, muß er sich als Zeichner in einer Tapetenfabrik verdingen, und der eitle, undankbare, in

sich verliebte Vater behandelt ihn fortan verächtlich als Einen, der die wahre Kunst um schnöden Judaslohn verrathen hat . . . In „Fromont jeune et Risler aîné“ läßt Daudet seiner Freude an den ratés unbehindert die Zügel schießen, er gönnt sich eine gründliche Befriedigung seiner Passion. Mit einer Sorgfalt, welche eine Frucht des vollsten Behagens ist, schildert er seine Leute. Da ist Herr Chèbe, der Vater Sidoniens, der weiblichen Hauptfigur. Er macht die größten Pläne und ist zu faul, um auch nur den kleinsten auszuführen. Die Mitgift seiner Frau hat er verthan. Aber er betont, daß er zu jung sei, um sich zur Ruhe zu setzen. Nachdem seine Tochter Sidonie den Fabrikanten Wilhelm Risler geheirathet hat, miethet Chèbe einen Laden, schreibt auf eine Tafel davor: „Commission — Exportation“, wiederholt immer wieder die Phrase: „Ich bin ein Kaufmann, der Sohn eines Kaufmanns,“ arbeitet aber in seinem Geschäfte nicht das Mindeste und tröstet sich mit der Ausrede, er sei nicht für sitzende Lebensweise gemacht, er tauge nur für den „commerce debout“. Seitdem er einmal aus einem Wagen gefallen ist, setzt er seinen Stolz darein, daß ihm dasselbe passirt ist wie dem Herzoge von Orleans. Wenn er für seine Familie zwei Brioches für drei Sous eingekauft hat, kommt er ermüdet nach Hause und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Der Schauspieler Delobelle übertrumpft den alten Chèbe bei weitem. Seit fünfzehn Jahren sind die Bühnenleiter so boshaft, ihn nicht zu engagiren, trotzdem er von den Abonnenten in Alençon einst einen goldenen Lorbeerkranz bekommen. Vorderhand muß er sich von Frau und Tochter, die mühsam Handarbeiten machen, erhalten lassen. Er posirt immer, und da er keine Gelegenheit findet, aufzutreten, macht er die Welt zum Theater und faßt sein bürgerliches Dasein als dankbare Rolle auf. Wir werfen einen Blick in sein Wesen, während er dem Hochzeitsmahle von Sidonie Chèbe und Wilhelm Risler beiwohnt: „Man möchte sagen, daß er angesichts eines vollen Hauses an einer Mahlzeit von cachirten Gerichten Theil nahm; um so mehr machte er den Eindruck, eine Rolle zu spielen, als er sicher darauf rechnete, im Laufe des Abends sein Talent in Anspruch genommen zu sehen, und seit Beginn der Tafel seine schönsten Declamationsstücke durchging, wodurch sein Gesicht einen unbestimmten, zerstreuten Ausdruck bekam, jenen Ausdruck erkünstelter Aufmerksamkeit, wie ihn der Schauspieler auf der Scene hat, wenn er sich den Anschein geben muß, als höre er auf die Reden der Anderen, während er in Wirklichkeit nur sein Stichwort erwartet.“ Seine Frau, welche den Glauben an ihn nicht verloren hat, theilt mit ihm die Ueberzeugung, daß er kein Recht habe, der Kunst zu entsagen. Droht er, zu resigniren, so beschwört Madame Delobelle ihn, das nicht zu thun, und der gute Mann giebt nach und gedenkt mit Rührung der Erfolge von ehemals, von denen außer ihm Niemand etwas weiß. Zum Nachtessen erscheint er sehr spät, weil der Schauspieler über die Abendstunden nicht frei verfüge. Im Laufe der Zeit wechselt er — immer „in partibus infidelium“

— mehrmals das Rollenfach, und um dieses auszuüben, fehlt ihm lediglich ein intelligenter Director. Während seine Tochter Désirée todtkrank darniederliegt und er darüber wirklich erschüttert ist, spielt er auf den Boulevards den verzweifelten Vater; er führt in den Schauspieler-Cafehäusern seine gerötheten Augen und seine blassen Wangen spazieren, und wenn man ihn nach seinem Befinden fragt, schüttelt er mit einer nervösen Bewegung den Kopf, hält mit sichtlicher Mühe die Thränen zurück und wirft einen Blick voll Ingrimms gegen den Himmel. Désirée stirbt, und beim Leichenbegängnisse kommen sie Alle zusammen, die Kameraden Delobelles, und gruppiren sich, auf der einen Seite die berühmten, auf der anderen die unberühmten, Alle in schwarzen Handschuhen und mit gebrannten Haaren, theilen stumme Händedrücke aus und nehmen Jeder genau die Miene an, welche ihrem Rollenfache entspricht.

Eine Generalversammlung aller erdenklichen ratés veranstaltet Daudet auch in „Jack" in dem „Buche des Mitleids, des Zornes und der Ironie", wie er selbst es auf dem Widmungsblatte nennt. Im Vordergrunde steht der Dichter d'Argenton, der große Dichter, der seit zehn Jahren den Titel seiner Dichtung „Die Tochter des Faust" fertig hat und in den Zeitungen regelmäßig nachsieht, ob dieselben sich nicht mit dem unsterblichen Werke beschäftigen, das er zu diesem Titel schaffen wird. Auf die „Tochter des Faust" sollen lyrische Gedichte: „Les passiflores" und blutige Satiren: „Les cordes d'airain" folgen; von alledem ist aber nicht eine Zeile niedergeschrieben, d'Argenton producirt nur Aufschriften und Bücherrücken. Bis auf Weiteres versorgt ihn Ida von Barancy, die Wittwe eines Edelmannes, der nie gelebt hat, und er erbaut sich auf ihre Kosten ein Dichterheim mit der Devise: „Parva domus, magna quies." Mit Zeitungsherausgebern und Bühnenleitern verkehrt er nur, um ihnen — wie er hinter ihrem Rücken behauptet — niederschmetternde Worte zu sagen, die in Ida eine bedingungslose Bewundererin finden. Hie und da verzweifelt er über den schweren Beruf des Schriftstellers, spricht von seinen harten Kämpfen — ganz wie der Maler Jourdeuil und der Schauspieler Delobelle es machen — und eifert unerbittlich gegen alle müßiggängerischen Träumer. Den bedauernswerthen Knaben Idas — den Sohn eines vornehmen Herrn — regalirt er unaufhörlich mit dem Weisheitssatze: „Das Leben ist kein Roman", und während er sich als Genie geberdet und die für ein Genie obligaten Nervenanfälle hat, verschuldet er, daß Jack elend zu Grund geht. Sogar dessen persönliches Besitzthum vergeudet er, um eine „Revue des races futures" herauszugeben, die nur einen einzigen Abonnenten findet: den Vater Jacks. Als Ida den großen Dichter kennen lernte, war er Literaturprofessor im Institut Moronval. Herr Moronval und dessen Frau, geborene Decostère, haben eine neuartige Aussprache des Französischen erfunden, repräsentiren also das declassirte Zigeunerthum im Lehrfache. Zu den Intimen dieses edlen Paares gehört außer d'Argenton auch Labassindre, ein Sänger, welcher ver-

sichert, er bekomme nur deshalb kein Engagement an der Großen Oper, weil er ehedem Arbeiter war und man keine aus dem Volke hervorgegangenen Künstler wolle, ferner Doctor Hirsch, ein Arzt ohne Diplom, der alte Schriften über indische und chaldäische Medicin studirt hat und den Leuten heimlich Medicamente in die Suppe streut, um die dann eintretende Wirkung zu beobachten. Sogar unter den Zöglingen des Instituts befindet sich ein Declassirter: Madou-Ghézo, der kleine Sohn des Königs von Dahomey. Im Anfange, so lange die Pension für den exotischen Prinzen bezahlt wird, gilt er als der vornehmste Knabe. Nach des Vaters Entthronung muß Madou-Ghézo Bedientendienste thun und wird schließlich von Doctor Hirsch zu Tode kurirt. Nebenher laufen in Jack noch allerlei andere Leute, die ihr Nichtsthum maskiren: der Schlosser Ribarot, der nie arbeitet, aber immer seinen Lederschurz und in der Hand seinen Hammer trägt; die Näherin Levindré, die erst dann wieder ihrem Berufe obliegen will, wenn sie eine große Nähmaschine für 600 Francs kaufen kann, die aber zu dieser Summe nicht einen Sou besitzt; ihr Gatte, Herr Levindré, ein Goldarbeiter, der keinen Posten annimmt, sondern seinem Berufe nur als selbständiger Unternehmer obliegen mag.

In „Le nabab" macht die Finanz-Bohème sich geltend, aber jene Bohème, die es — gleich Delobelle, d'Argenton und tutti quanti — nicht Wort haben will, daß sie täglich über vierundzwanzig Mußestunden verfügt. Paganetti di Porto Vecchio, der Bankgouverneur, der absolut nichts in der Welt gouvernirt, steht da an der Spitze der ratés. Delobelle wechselt von Buch zu Buch den Namen und das Aeußere. Er führt in „Numa Roumestan" den Namen Bompard. „Er ist kein Lügner," sagt Numa von ihm „er ist nur ein Mensch von Phantasie, ein erwachter Schläfer, der seine Träume erzählt." In „Les rois en exil" nennt Delobelle sich Christian von Illyrien, und als entthronter König schmuggelt er hinter dem Rücken seiner stolzen Gattin in die mit ihnen in die Fremde gewanderte Krone falsche Edelsteine an Stelle der echten. Er fällt übrigens aus der Rolle, wird seiner Position als König ohne Königthum müde und macht sich über seine Unglücksgenossen weidlich lustig, indem er einmal berichtet: „Jüngst lief ein Bourbon, ein wirklicher Bourbon hinter dem Omnibus her. ‚Complett, mein Herr!' Er lief trotzdem weiter nach. ‚Wenn man Ihnen schon sagt, daß der Wagen voll ist, armer alter Mann!' Er wurde böse, denn er wollte ‚Monseigneur' angesprochen sein. Als ob man Einem den Rang an der Cravatte ansähe!" . . . Auch unter die Diplomaten geht Delobelle. Als solcher führt er in „L'evangéliste" den Namen Lorie-Dufresne und ist abberufener und momentan außer Dienst befindlicher algierischer Unter-Präfect. Er hofft, wieder angestellt zu werden, obzwar nichts ihn zu dieser Hoffnung berechtigt. Vorderhand lebt dieser verwittwete Delobelle mit zwei Kindern in einem Winkelgasthofe in Paris, und um seinen einzigen Anzug zu schonen, trägt er zu Hause als

Schlafrock seine verschossene, mit Silber gestickte Amtsuniform. Um etwas zu erwerben, beschäftigt er sich heimlich als Abschreiber von Bühnenmanuscripten. Er besorgt dieses Gewerbe, das er mit seiner diplomatischen Stellung für unvereinbar zu halten geneigt ist, in einem Copir-Bureau inmitten einer Reihe von Genossen. „Sie saßen da," berichtet Daudet, „ein Dutzend rings um einen großen Tisch im Halbgeschosse eines elenden Hotels oder vielmehr eines Nachtasyls in der rue Montmartre, und in dem finsteren Raume, in welchem den ganzen Tag Gaslicht gebrannt wurde, schrieben sie, ohne ein Wort zu sprechen, fast ohne einander zu kennen — durchwegs ausgehungerte arme Teufel mit verfieberten Augen und abgewetzten Rockärmeln, und es roch hier nach Armuth oder noch Schlimmerem. Manchmal tauchte zwischen ihnen ein reinlicher, wohlgenährter pensionirter Militär — im Knopfloche das gelbe Bändchen — auf, der in den Nachmittagsstunden einen Beitrag zu seinem kleinen Ruhegehalt verdienen wollte." Lorie-Dufresne erarbeitet sich täglich 3—4 Francs. Daß er damit nicht sehr opulent leben kann, liegt auf der Hand. „Ihn frappirte die große Zahl ausgezeichneter Mahlzeiten, welche in den Theaterstücken genommen werden: immer Champagner, Hummer, Wildpretpasteten, immer Leute, welche mit vollem Munde, die Serviette unter dem Kinn, plaudern; während er diese Einzelheiten der Inscenirung zu Papier brachte, frühstückte er ein Kipfel für zwei Sous, das er verschämt in der Tasche abbröckelte. Daraus schloß er, daß Bühne und Leben zwei ganz verschieden geartete Dinge sind." Manche in diese Kategorie gehörige Figuren tragen den Stempel der Uebertreibung; Daudet führt mit Freude am Detail aus, was die Wirklichkeit vielleicht nur obenhin skizzirt hat; aber es darf als sicher angenommen werden, daß sich für die überwiegende Anzahl der in seinen Werken enthaltenen Gestalten die Originale eruiren lassen. Er bekennt, daß er mehr *findet* als *erfindet*, er geht meist den Spuren des Thatsächlichen nach. So kommt es, daß man in vielen seiner Schriften „romans à clef" sieht. In „Le nabab" soll der Herzog von Mora mehr oder minder identisch sein mit dem Herzoge von Morny, der Nabob Jansoulet mit dem ehemaligen Deputirten Francois Bravay, die Bildhauerin Felicia Ruys mit Sarah Bernhardt. Hinter der Maske des Numa Roumestan hat man Gambetta gesucht, den ehemaligen Kameraden Daudets in den Tagen der jugendlichen Bohème. Prinz Axel in „Les rois en exil" gilt als Pseudonym jenes Prinzen von Oranien, der vor wenigen Jahren in Folge des ausschweifenden Lebenswandels, den er in Paris geführt, starb. Zu einer besonders schönen Ausgabe seiner Werke hat Daudet Vorreden verfaßt, in denen er aber keineswegs Dogmen und Theorie verkündet, keineswegs seine irdische Mission lehrhaft auseinandersetzt, sondern eine anekdotische Entstehungsgeschichte der Schriften mittheilt. Merkwürdigerweise beruht sogar Jack, dasjenige Buch Daudets, dem man am heftigsten den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit um des Effects willen

machte, auf wirklichen Daten. Jack hieß Raoul D . . ., und mutatis mutandis erlebte er an seiner Mutter ähnliche Dinge wie Jack an Ida de Barancy. Unser Autor ist zu sehr Künstler, als daß er eine Person sklavisch abschriebe; aber er fühlt sich wohl wie der Fisch im Wasser, wenn er einem Modell begegnet, und dann verwendet er nicht nur dessen Eigenheiten, sondern behält, wenn möglich, auch dessen Namen bei. Als er eines Tages mit seinem Bruder Ernste einen Spaziergang im Walde von Sénart machte, begegnete ihm ein mit einem dicken Knüttel bewaffneter Bauer, der ihn zuerst als Monsieur Laudet ansprach, ihn dann richtig Daudet nannte und ihm drohend zurief: „Sie sind es also, der mein Weib in die Bücher bringt! Na, Sie sollen mich kennen lernen!" Es war der Mann der in „Jack" vorkommenden Bäuerin Salé. Herr Salé wollte den Dichter durchprügeln, ließ sich aber beschwichtigen . . . Von Auflage zu Auflage des „Nabob" mußte Daudet die Namen der Personen ändern, weil Mitlebende sich getroffen fühlten; zuletzt erklärte er nothgedrungen, daß Alles, was er in „Le nabab" über die tunesische Regierung erzählt habe, eine Fiction sei. Solche Episoden beweisen, wie entschieden Daudet sich an die Wirklichkeit anlehnt, und daß er den ausgemachten Realisten beizuzählen ist. Sogar da bleibt Daudet ein Realist, wo er sich der tollustigsten Fiction hingiebt. Das thatsächliche Ereigniß, vom Poeten bearbeitet, nimmt manchmal den Charakter des Unwahrscheinlichen an, und die Berufung auf Ort, Tag und Stunde nützt nicht viel; dagegen giebt es Zwischenfälle, die sich nie und nimmer ereignet haben können und dennoch wahr sind im höheren Sinne. Solche Wahrheit wohnt Daudets beiden Tartarin-Büchern inne, zwischen denen beinahe zwanzig Jahre liegen. Unablässig beschäftigt Daudet sich mit dem Süden; er hänselt die Südländer und übt damit ein Stück anmuthiger Selbstironie. In Tartarin überträgt er den Don Quixote in's Südfranzösische. Anstatt in der Mancha hat dieser Held seinen Sitz in Tarascon, unweit von Daudets Geburtsort. Tartarin hat nie in der Armee gedient, er zittert vor einem geladenen Gewehr, besitzt aber eine stattliche Waffensammlung, welche den Schmuck seiner Wohnung bildet. Bis zum Alter von fünfundvierzig Jahren hat er Tarascon nicht verlassen, aber er liest fortwährend Bücher über große Reisen und verwegene Jagden. Er scheut keinen Feind. Muthig geht er jeden Abend Schlag neun Uhr in's Casino, um mit dem Commandanten Bravida einige Partien Bézigue zu spielen. Dazu ist er bewaffnet von Kopf bis Fuß; wenn er das Gitter seines Hauses öffnet, schaut er sorgsam um sich, ob Niemand ihm auflauere, und hat er sich hierüber beruhigt, so schreitet er furchtlos weiter und bleibt immer hübsch mitten in der Straße, von wegen der Fenster, die auf ihn herab fallen könnten. Er sehnt sich nach Kampf und Gefahr, und deshalb bedauert er, daß auf dem Wege zum Casino *sie* ihm niemals begegnen. „*Sie*", die Feinde nämlich, die er niederstechen, niederbrennen, in Stücke hauen würde, wenn sie in seine

Nähe kämen „Sie, das war Alles, was angreift, was kämpft, was beißt, was anpackt, was skalpirt, was heult, was brüllt.“ Tartarin gilt unter den Tarasconesen nebenbei auch als ein Mann, der in chinesischen Angelegenheiten vorzüglich Bescheid weiß. Zwei Landsleute, die in Shanghai etablirt sind, boten ihm einmal eine Stellung an. Er lehnte ab, allein über seine Reise war so viel gesprochen worden, daß man sich schließlich einbildete, er sei in Shanghai gewesen, und sich Abends im Casino von ihm über Leben, Sitten und Klima in Shanghai, über das Opium und den chinesischen Handel unterrichten ließ. Unter der Sonne des französischen Südens sieht ein Mann, der nach Shanghai gehen *wollte*, täuschend einem Manne ähnlich, der nach Shanghai gegangen *ist* . . . Eines Tages muß Tartarin den kühnen Sprung von erträumten Thaten zu wirklichen unternehmen. Die Anwesenheit eines Menageriebesitzers veranlaßt Tartarin zu derartigen Prahlereien, daß er schließlich, um nicht sogar in Tarascon lächerlich zu werden, sich auf die Löwenjagd nach Algier begiebt. Er kauft zwei Waffenkisten, ein Tagebuch, um seine Eindrücke darin zu verzeichnen, eine Ladung Conserven, Bouillontäfelchen, ein zusammenlegbares Zelt, Matrosenstiefel, zwei Regenschirme, einen Waterproof, eine blaue Brille und eine Reiseapotheke. Er legt eine phantastische Gewandung an: Pluderhose aus weißer Leinwand, hohe Weste mit Metallknöpfen, breite rothe Schärpe um die Hüften, auf dem Haupte eine riesige rothe Mütze mit einer unendlichen blauen Quaste daran. Um jede Achsel hat er ein schweres Gewehr gehängt, in den Gürtel ein großes Jagdmesser gesteckt, auf dem Bauche baumelt ihm eine Patrontasche, an der Seite ein Revolver in lederneum Futteral. Ruhig, stolz, aber etwas blaß zieht er in Begleitung von ganz Tarascon zum Bahnhofe. Auf der Ueberfahrt heult und weint er, weil er seekrank, und vom Jammer geht er zum Schrecken über, sobald er in Algier die schwarzen Lastträger gewahrt, die er für Piraten hält und bei deren Anblick er in den Ruf ausbricht: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Gleich nach der Ankunft in Algier geht er auf die Löwenjagd und erlegt einen Esel, der unter Brüdern 10 Francs werth ist, und für den er 500 Francs Schadenersatz leisten muß. Mitten in seine Thätigkeit als Löwenjäger fällt seine Bekanntschaft mit dem geheimnißvollen Prinzen Gregory von Montenegro und mit der schönen Maurin Baïa. Seine Hoheit der Prinz geruht ein Gauner zu sein und den leichtgläubigen Tartarin mit dessen Brieftasche durchzubrennen. Die Maurin entpuppt sich als Chansonettensängerin aus Südfrankreich. Nach mancherlei Fährlichkeiten gelingt es Tartarin in der That, einen Löwen zu tödten, aber es ist ein blinder Löwe, der mit hundert anderen zusammen in dem von Mohamed ben Aouda gegründeten Löwenkloster gezähmt und großgezogen wurde. Der Spaß kostet 2500 Francs, und da Prinz Gregory, wie gesagt, mit Tartarins Baarschaft verschwunden ist, muß dieser seine Waffen und was er sonst an Werthsachen hat, zu Geld

machen. Fast nichts bleibt ihm übrig, als das Fell des blinden Löwen und ein Kameel, welches der Prinz für ihn angekauft hat. Das Löwenfell schickt er als Trophäe nach Tarascon. Das Kameel möchte er an Mann bringen, aber Niemand will dieses „Schiff der Wüste" erwerben, und zu Tartarins Entsetzen hat es eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Er bemüht sich, es zu verlieren, es kommt wieder. Er läuft, um ihm zu entkommen, es hält Schritt mit ihm. Er wirft Steine nach ihm, es blickt ihn vorwurfsvoll an und bleibt an seiner Seite. In der Nähe von Algier glaubt er es glücklich los zu sein. Er besteigt die Barke, die ihn zum Dampfer führen soll; da steht das Kameel am Quai — ein vierfüßiger râté, ein déclassé der Thierwelt. „Gehört das Thier Ihnen?" fragt der Capitän. „Keine Spur." Der Capitän nimmt es trotzdem an Bord, in der Absicht, es dem zoologischen Garten in Marseille zu schenken. Auf dem Dampfer wagt Tartarin nicht, auf Deck zu gehen, er fürchtet, das Kameel könne ihn bemerken und durch Zärtlichkeit compromittiren. In Marseille besteigt er den Eisenbahnwaggon, das Kameel jagt neben dem Zuge her, zum Gaudium der Reisenden. Tartarin will darob schier verzweifeln, aber wie er in Tarascon, festlich empfangen, einzieht, das unerschütterliche Kameel hinter ihm, sagt er stolz: „Das ist mein Kameel. Ein herrliches Thier! Es war immer dabei, wenn ich Löwen tödtete" . . . Und nun zeigt Tartarin sich ein zweites Mal unserem Auge. Aus dem Löwenjäger ist ein Alpen-Enthusiast geworden, der d'Argenton, der Delobelle der Bergbesteigung. Der neue Tartarin unterscheidet sich vom alten dadurch, daß dieser ganz und gar im Reiche der Einbildung lebt, während jener wirkliche Erlebnisse hat. Der Löwenjäger ist beherzt den Wagnissen gegenüber, welche seine Phantasie ihm vorspiegelt. Der Bergsteiger besteht allen Ernstes Gefahren, aber er lebt in der Idee, daß es keine sind, und deshalb überkommt ihn keine Furcht. Feig ist der Eine wie der Andere, das Thema von der Feigheit wird nur variirt. Nachdem Tartarin der Löwenjägerei Valet gesagt, wurde er zum Präsidenten des Club alpin gewählt. Er übt sich, indem er im Gebirgsschritte nach rückwärts spazieren geht und am Rande seines Bassins dahinbalancirt wie ein Seiltänzer. Er sieht ein, daß er etwas Großes, etwas Ungewöhnliches thun muß, wenn Costecalde, Vicepräsident des Club alpin, ihn nicht verdunkeln soll. So faßt er den heroischen Entschluß, in die Schweiz zu reisen. Wir sehen ihn im Hotel auf dem Rigi-Kulm anlangen, gewappnet mit Steigeisen, Alpenstock, Eishacke u. s. w., bei welcher Gelegenheit wir unwillkürlich daran denken, wie er zur Zeit des Löwenjägerthums sich für die Expedition nach Algier ausrüstete. In der ersten Nacht läßt er sich zum Sonnenaufgange wecken, er glaubt angesichts des großartigen Naturschauspiels, es sei ein Brand ausgebrochen, fürchtet sich namenlos, thut aber, als wolle er die von der Feuersbrunst bedrohten Hotelgäste retten helfen. Da oben trifft er einen Tarasconesen Namens

Bompard als Courier einer peruanischen Familie. Bompard ist unter seinen Landsleuten als Lügner verrufen — man mag sich vorstellen, was der Mann auf dem Gebiete des Lügens leistet! Tartarin und Bompard überbieten einander in Unwahrheiten, und Letzterer fabelt Tartarin so viel von der Ungefährlichkeit der Schweizer Berge vor, daß Tartarin die Jungfrau heiter und harmlos besteigt, als sei das eine nichtssagende Promenade. Er wird deshalb angestaunt. „So lange es Führer auf den Alpen gab, hatte man einen solchen Bergsteiger noch nicht gesehen." Neben den touristischen erlebt Tartarin noch andere Abenteuer, von denen ich hier nur herausheben will, daß er in zarte Beziehungen zu Sonia, einer russischen Nihilistin, tritt und einmal ans Mißverständniß arretirt wird. Auf der Heimreise begriffen, liest Tartarin in einem Blatte, Costecalde — sein Rivale — beabsichtigte, den Montblanc zu besteigen. Das läßt ihn nicht ruhen. Mit Bompard wieder zusammengetroffen, erfährt er von diesem zwar, die Harmlosigkeit der Schweizer Berge sei eine scherzhafte Erfindung, aber Costecalde soll nicht triumphiren, Tartarin kämpft gegen seine eigene Feigheit an und faßt den Entschluß, im Vereine mit Bompard den Montblanc zu bezwingen. Auf der Bergfahrt machen sie Halt auf einem scharfen Grat — Jeder sucht sich zu retten, indem er das Seil, das ihn mit dem Anderen verbindet, heimlich abschneidet und nun in die Tiefe kollert. Jeder hält den Anderen für verunglückt, sich selbst aber für den Mörder des Begleiters. Bompard kommt als Erster in Tarascon an. Er läßt eine Trauerfeier für Tartarin veranstalten. Während diese düstere Ceremonie sich abspielt, ist auch Tartarin heimgekommen. Da er sich schämt, seinen Plan nicht ausgeführt zu haben, steigt er noch vor Tarascon aus dem Waggon und zieht als Fußgänger bescheiden ein. Bompard schildert, wie Tartarin in die Schlucht fiel und er, Bompard, sich an einem zweihundert Fuß langen Seile hinabließ: „Mehr als zwanzig Mal, meine Herren, was sage ich! mehr als neunzig Mal habe ich mich in den riesigen Abgrund hinabgelassen, ohne bis zu unserem unglücklichen Präsidenten gelangen zu können, dessen Sturz an jenem Orte ich leider durch einige an den Vorsprüngen des Eises von ihm zurückgebliebene Reste festzustellen vermochte" . . . Und indem er so sprach, breitete er auf der grünen Decke ein Stück von einem Backenknochen, einige Barthaare, einen Fetzen von einer Weste, die Schnalle von einem Hosenträger aus . . . In diesem düsteren Augenblicke tritt Tartarin heil und gesund ein. „Und diese Race ist so sonderbar, so leichtgläubig gegenüber den unwahrscheinlichsten Geschichten, den kühnsten, dabei rasch widerlegten Lügen, daß das Auftreten des großen Mannes, von dem die angeblichen Bruchstücke noch auf dem Tische lagen, nur geringe Ueberraschung im Saale hervorrief . . . Man lachte, man drückte einander die Hände, während draußen die Trompetenmusik, der man vergebens Schweigen gebot, hartnäckig den Trauermarsch fortsetzte . . ." Das Alles ist nur der Rahmen, in welchen

sich eine Menge der prächtigsten Humoresken einfügt. Man muß es an der Quelle nachlesen, wie Tartarin und Bompard auf dem Montblanc angesichts ihrer lebensgefährlichen Situation sich gedrängt fühlen, einander ihre Lügenhaftigkeit zu bekennen, Bompard freilich mit der beschönigenden Erklärung: „So wie ich nur den Mund aufthue, werde ich vom meinem provencalischen Temperament gepackt.“ Man muß Daudet zuhören, wie er Bompard die Fabel entwickeln läßt, die Schweiz sei ein auf Actien gegründetes Casino-Panorama mit künstlichen Seen, Bergen und Gewässern, dem Touristen könne absolut kein Unfall widerfahren, und sogar in der Tiefe jeder Gletscherspalte sei zur Sicherheit der Reisenden ein Bediensteter der Actiengesellschaft postirt.

In einem literarischen Bildnisse Daudets kann der humoristische Zug nicht ausdrücklich genug betont werden, denn der Humor in seiner höchsten Ausbildung ist seine wichtigste Seite. Wohl behandelt Daudet in seinen Romanen spannende und packende Conflicte, wohl greift er hochinteressante Sittengemälde aus unserer Zeit heraus, aber dieses Können theilt er mit anderen französischen Schriftstellern. Seinen Humor hat er für sich allein. Wir lauschen in ihm einem Enkel des Cervantes. Daß Lachen und Weinen bei ihm hart nebeneinander wohnen, thut der hier ausgesprochenen Meinung keinen Eintrag. Der Humor hat das Traurige erkannt und schwebt lächelnd über Glück und Unglück. Er erweist seine Kraft als Gegensatz zu dem Tragischen, das ihm nicht fremd geblieben, und er breitet über vieles Düstere versöhnend seinen lichten Schleier. Dasjenige Buch Daudets, das am meisten Bitterkeit enthält: „Jack“, überquillt geradezu von Humor, von dem Humor eines Weisen, der hinter so mancher Uebelthat weniger die Schlechtigkeit als die lächerliche, eitle Verblendung des Sterblichen sucht. D'Argenton ist ein Schurke, aber zugleich ein Sclave seiner Selbstüberhebung, die ihn sein eigenes Dasein mit läppischen, für uns geradezu komischen Nichtigkeiten vergeuden läßt. Auf dem Todtenbette wird er sich eingestehen, daß es denn doch ein verfehltes Leben war, welches er damit verbrachte, den Titel des nie geborenen Poems: „Die Tochter des Faust“ zur Welt zu bringen.

Wo Daudets Art von Humor am wenigsten zu Tage tritt: in seinen Theaterstücken, da liegt auch am wenigsten Anlaß vor, den Dichter zu feiern. Diese Stücke enthalten hübsche Episoden, kleine und feine Liebenswürdigkeiten, bewegte Stimmungen — aber es pulsirt in ihnen nicht das dramatische Blut, sie sind mehr Entwürfe zu Dramen als Dramen selbst, Bleistiftzeichnungen und Aquarelle, aber keine kräftig gemalten Bilder, welche das Lampenlicht vertragen. Wenn man sie ausstreicht, fehlt kein Blatt in dem Lorbeerkranze Daudets. In den Romanen, in welchen die Ereignisse ruhig und langsam vorbereitet werden dürfen, findet Daudet mächtige Effecte. Das Buch verlangt diese nicht so unmittelbar, nicht so rapid wie die Bühne. Als Roman hat „Fromont jeune et Risler

aîné" Furore gemacht, das Theaterstück dieses Namens blieb bei einem halben Erfolge stehen. Im Buche verfolgen wir tiefbewegt die Schicksale des ehrlichen Wilhelm Risler, der sein Leben an die kokette, leichtsinnige, im Innersten verderbte Sidonie Chèbe kettet — diese Sidonie, die nicht nur ihn, sondern auch seinen Bruder Franz verräth und verdirbt, und als Rislers Gattin Fromonts Maitresse ist, um ihren luxuriösen Neigungen fröhnen zu können. Als reinigendes Element geht der alte Kassirer Planus durch den Roman; er vertritt das makellose Gewissen gegenüber der Verlorenheit. Wilhelm bringt sich um, nachdem er erfahren, daß sein Bruder Franz auch in den Netzen der Elenden geschmachtet. Wie Sidonie endet, das erfahren wir nicht. Nachdem sie ihre Schändlichkeit entdeckt sieht, ergreift sie die Flucht aus ihres Mannes Hause, und Wilhelm und Planus entdecken sie später als Chansonettensängerin in einem Café chantant. Weiter hören wir nichts von ihr. Daudet überläßt es uns, zu errathen, zu combiniren, was ihr weiterhin beschieden sein mag, ob ein trauriger Abschluß als Sühne, ob jene Straflosigkeit, welche in dieser besten der Welten manchmal dem Laster blüht . . . der alte Planus, wie er seinen gewohnten Gang nach der Fabrik wieder antritt, blickt vom Montmartre auf Paris, und er schreit, die Faust ballend mit einer Bewegung schrecklicher Entrüstung: „Elende! Elende!" Und man weiß nicht, ob er zu dem Weibe oder zu der Stadt sprach, ob er Sidonie oder Paris meint . . . Die Charakterstudie ist für Daudet das Wichtigste in seinen Romanen. Er läßt diese lieber mit einem Accord ausklingen, als daß er sie mit einer Begebenheit abschließt. Ida de Barancy, die weibliche Hauptfigur in „Jack", lebt über die letzte Seite des Buches hinaus. Wir vermuthen, daß sie ihre Tage traurig beschließen wird, nachdem sie Vermögen, Glück, und Leben ihres Kindes dem großen Dichter mit den ewig ungeschriebenen Werken, dem tragikomischen d'Argenton geopfert . . . Eine eclatante Probe dieser Manier, mit der letzten Seite eines Romanes unserer Phantasie noch weitere Arbeit zu überlassen, liegt in dem Ende von „Sappho". Der von seiner Liebe zu der unwürdigen Fanny Legrand wie ein willenloser Gegenstand hin- und hergeschleuderte Jean Gaussain verläßt Frankreich, wo er einem braven, mit allen Fibern an ihm hängenden Mädchen das Herz gebrochen hat. Er nimmt einen überseeischen Consulatsposten an, Fanny soll ihm nachkommen, Sappho aber — wie Fanny in galanten Kreisen genannt wird, weil sie einem Bildhauer für eine Büste der lesbischen Sängerin Modell stand — ist seiner überdrüssig, heirathet ihren ehemaligen Geliebten Flamant, der um ihretwillen Falschmünzer geworden, und brieflich sendet sie Jean den Laufpaß: „Du bist frei, Du wirst nie mehr von mir hören." Aber Jean? Wird die Entfernung ihn von seiner unseligen Leidenschaft heilen? Das sagt uns Daudet nicht. Jeder von uns mag sich nach seinem Geschmacke die ferneren Erlebnisse des jungen Mannes denken . . .

Kehren wir noch einmal zu „Jack" zurück, und wir müssen eingestehen,

daß nur Dickens in „Oliver Twist" in so rührender Weise das Trauerspiel eines Kindes in Worte gefaßt hat. Niemand wird anders als innig erschüttert den Lebenslauf des Knaben verfolgen, dem das Unglück eine Frau „mit einem Vogelgehirn" zur Mutter und einen vor Eigenliebe kranken raté zum Quasi-Stiefvater gab. Und unsägliche Wehmuth muß uns ergreifen, wenn wir hören, daß Ida de Barancy, nachdem sie d'Argenton in seiner ganzen Hohlheit und Schlechtigkeit erkannt und nachdem sie in lichten Momenten versucht hat, sich an die Brust des Sohnes zu flüchten, diesen vereinsamt im Spital enden läßt und erst mit Gewalt an sein Lager geschleppt werden muß, da es schon zu spät ist. „Todt?" fragt sie. — „Nein," antwortet man ihr mit Recht, „befreit" . . .

Die französischen Leser entzückte Daudet mehr als je zuvor mit „Le nabab" und „Numa Roumestan", weil er da in das Netz des Erzählungswerkes das moderne Frankreich und die Vorgänge hinter den Coulissen des politischen Theaters einfing. Uebrigens ist „Le nabab" als einheitliche Composition vielleicht Daudets gelungenster Roman als solcher. Hier geht er sicheren Schrittes der Versuchung aus dem Wege, den Stoff in tausend Details auseinanderflattern zu lassen — eine Versuchung, welcher er in „Jack" keineswegs so glücklich auswich. Mit „Les rois en exil" beschäftigte sich das große Publikum hauptsächlich deshalb, weil es in dem Buche pikante Enthüllungen über entthronte Fürstenfamilien zu finden hoffte. Diese und jene Stelle kann auf Ex-Fürstlichkeiten gedeutet werden, aber nicht deshalb, sondern trotzdem begegnet das Buch unseren Sympathien; es enthält dichterische Schönheiten, welche den Schwärmern für den roman à clef vielleicht entgehen, so z. B. die Scene, wie die Königin von Illyrien wegen ihres kranken Kindes einen berühmten Arzt aufsucht, und wie wir sehen, daß vor diesem die Fürstin und die Bäuerin völlig gleich sind: bekümmerte Mütter und sonst nichts . . . Eine Culturstudie voll zeitgeschichtlichen Werthes liegt dem Roman „L'évangéliste" zu Grunde. Dieser legt dar, wie protestantische Proselytenmacherei ein weibliches Wesen langsam in das von ihr ausgeworfene Netz zieht. „L'évangéliste" bedeutet ein Seitenstück zur „Madame Gervais" der Brüder Goncourt, jenem merkwürdigen Buche, in welchem die römische Kirche so zielbewußt und energisch nach einem Opfer greift, wie hier die evangelische.

Flüchtig sind hier die einzelnen Schriften Daudets gestreift. Eine literarische Charakterskizze hat nur in allgemeinen Linien einen Autor zu zeichnen. Zudem befindet sich Daudet in der Vollkraft des Schaffens, er hat uns gewiß noch viel zu sagen, und so gehört eine abschließende Darstellung seiner literarischen Wesenheit der Zukunft an. Wir beurtheilen, was er uns bisher geschenkt hat. Aus der Summe dieser Gaben ziehen wir Folgerungen, welche uns nöthigen, Daudet als eine der hervorragendsten Erscheinungen des zeitgenössischen Schriftthums anzuerkennen. Am werthesten ist uns Daudet als Humorist. Als solchen verstehen wir Deutsche ihn,

gleich einem der unserigen, gleich Fleische von unserem Fleische, Blute von unserem Blute. Er hat Bücher geschrieben, welche uns nicht vergessen lassen, daß er ein Franzose ist, andere aber — und die haben wir besonders ins Herz geschlossen — in denen er die Sprache der guten Geister aller Nationen spricht. Wer die „Lettres de mon moulin" verfaßt hat, der ist der Bruder sämmtlicher gebildeten und empfänglichen Leser auf dem Erdenrunde. Und würden wir ihn — frei nach der Frage des Cardinals von Este an Ariosto: „Herr Ludwig, woher habt Ihr alle die Narenspossen?" — interpelliren, er gäbe uns, mit Francet Mamai, zur Antwort: „Das finden Sie in der Bibliothek der Grillen."

Aeltere badiſche Fürſtenbildniſſe.

Von

Hans Müller.

— Berlin. —

Unter die erſten und unmittelbarſten Geſchichtſchreiber können die Künſtler gerechnet werden, welche ſich mit der Porträtirung beſtimmter Menſchen, die der Geſchichte angehören, befaſſen und durch ihre Darſtellungen nach der Natur ein für allemal die charakteriſtiſche, in die äußere Erſcheinung tretende Perſönlichkeit feſthalten. Sie vermitteln uns nicht allein aus direkter Quelle die zuverläſſigſte Anſicht von hervorſtechenden Individuen und Coſtümen ihrer Zeitepochen, ſondern ſie weiſen auch ſelbſt durch das mehr oder minder große Maß ihrer Geſchicklichkeit auf den allgemeinen Culturzuſtand und auf die künſtleriſchen Fähigkeiten ihrer Tage hin. Ihre Erzeugniſſe können demgemäß als weſentliche Hülfsmittel der Geſchichtsforſchung betrachtet werden.

Die Art und Weiſe dieſer Darſtellungen iſt eine mannigfaltige. Wir begegnen den Porträtkünſtlern auf den meiſten Gebieten der bildenden Kunſt und auf manchen Gebieten des Kunſtgewerbes. Die Freskomalerei, Miniaturmalerei, Oelmalerei, Paſtellmalerei, Glasmalerei, die graphiſchen Künſte wie Zeichnung von verſchiedenſter Ausführung, Holzſchnitt, Kupferſtich und Stahlſtich von mancherlei Technik, ferner die Bildhauerkunſt und ſchließlich die Numismatik, Keramik und Steinſchneidekunſt, alle ſind an der Aufgabe betheiligt, die Geſtalt und das Anſehen des menſchlichen Geſchlechtes zu verewigen, wenn auch der äußere Zweck nicht immer derſelbe ſein mag. Hierbei iſt aber von vornherein zwiſchen dem künſtleriſchen und dem hiſtoriſchen Werthe dieſer Arbeiten zu unterſcheiden. Es giebt manche Kunſtwerke, die von höchſter künſtleriſcher Bedeutung ſein können und der hiſtoriſchen Wiſſen-

schaft dennoch keinen Dienst leisten, weil sie sich nicht an die Wirklichkeit gehalten haben, sondern vorzugsweise oder ganz der Phantasie ihrer Urheber entsprungen sind, und viele Porträtschöpfungen, namentlich in älteren Zeiten, welche den Anforderungen der Kunst nur theilweise oder gar nicht entsprechen, können für die Geschichtsforschung von zweifelloser Wichtigkeit sein, weil sie mit möglichster Treue nach der Natur und dem Leben gefertigt sind. Wo sich Kunst und geschichtliche Wahrheit in schönster Harmonie vereinigt, wird der beste, der dauerndste Werth erzielt.

Unzweifelhaft ist dasjenige Porträt das anerkennenswürdigste, auf welchem der Mensch die Hauptsache bildet, eine Forderung, die trotz ihrer Selbstverständlichkeit nur zu häufig außer Acht gelassen wird. Namentlich hat in neuerer Zeit die Vorliebe zu kunstgewerblichen Gegenständen und die Virtuosität in geschickter Versinnlichung von allerhand Decorationen, Stoffen, Schmucksachen, Möbeln und Teppichen manchen Künstler verleitet, die Toiletten, Ausstattungen und Arrangements für Hauptsache und die darzustellende Persönlichkeit für Nebensache zu halten. Es kommt nicht selten vor, daß angesehene Bildnißmaler zunächst die Kleider und Nebendinge malen und erst zu guterletzt den Kopf hineinsetzen. Das Porträt wird damit zum Genrebild oder Stillleben verändert. Eine weitere wichtige Forderung besteht darin, daß im Porträt ausschließlich ein Zustand dargestellt werden muß. Die Figuren sollen in einfacher, unbeweglicher Ruhe und nicht in Handlung vorgeführt werden. Wir wünschen von der gemalten Persönlichkeit nicht zu wissen, was sie thut, wie sie sich in einem bestimmten Augenblicke beschäftigt, wie sie wohnt, wie reich sie ist, oder dergleichen, sondern sie soll uns die gewisse Ueberzeugung einprägen, wie sie aussieht, wie sie ist, wie sie fühlt und denkt. Eine wahrheitsgetreu aufgefaßte und vorgestellte Physiognomie soll uns ihre volle intellectuelle und moralische Bedeutung klarlegen. Es ist das hohe und schöne Ziel des Porträtkünstlers, uns für alle Zeit das eigentliche Wesen, die gleichmäßige, dauernde Charakteristik, den Gesammteindruck des ganzen äußeren und inneren Menschen wiederzugeben. Alles Accessorische, alles Zufällige und Vorübergehende muß ferngehalten werden. Eine Einzelfigur zum Beispiel, auch wenn es sich um ein junges Mädchen oder eine junge Frau handelt, darzustellen, die lächelt, ist von vornherein verfehlt, da selbst das gottbegnadetste Glückskind nicht immer lächeln wird. Begründet würde dies nur durch einen weiteren Bestandtheil des Bildes werden können, wenn zum Beispiel eine junge Frau mit ihrem Kinde vorgeführt würde, die im herzlichen Augenblick vollsten, seligsten Mutterglückes ihre innere Freude in strahlendem Gesichtsausdruck zu erkennen giebt — und alsdann hätten wir es eben wieder mit einem Genrebild zu thun. Auf alle Fälle nimmt der Künstler, der das Hauptgewicht auf eine vertiefte, wahrheitsgemäße und zuverlässige Charakteristik und Individualisirung zu legen versteht, einen weit bedeutungsvolleren Standpunkt ein, als derjenige, der nur eine rein physische Aehnlichkeit der

äußeren Züge anstrebt und trifft, wie sie nöthigenfalls auch der Handwerker oder Schüler nach einem Modell genau wiederzugeben im Stande ist. Das Kunstwerk soll keine todte Copie, sondern eine lebendige Darstellung der Natur sein. In dieser Beziehung wird das Studium der alten flandrischen, holländischen, deutschen und italienischen Meister der Bildnißmalerei dauernd den erfolgreichsten Nutzen stiften.

Jede Sammlung von Familien- oder Ahnenbildern bildet für den pietätvollen Menschen einen großen Genuß, der um so größer sein wird, je mehr die Erinnerung an die Vorfahren durch kunstvolle Darstellungen erfreut wird. Um Vieles werthvoller und allgemein fesselnder wirkt aber die Porträtgeschichte eines erlauchten Fürstengeschlechtes, das sich durch Jahrhunderte hindurch in der Geschichte hervorgethan hat und an den wichtigsten historischen Ereignissen thätlich betheiligt war. Die Geschichte eines Landes ist durchgängig eng verknüpft mit derjenigen seiner Regenten, da der Hof für alle politischen und culturellen Entwickelungen gemeiniglich den Ton angiebt, und so steht auch die Kunstgeschichte in mannigfacher Wechselwirkung zu den Herrscherhäusern, die in erster Linie die Auftraggeber der bildenden Künste sind. Das Studium der Bildnisse eines ruhmreichen Fürstengeschlechtes giebt demnach nach allen Seiten hin eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Das badische Fürstenhaus ist eines der ältesten unter den regierenden Häusern in Deutschland. Die beglaubigte Geschichte der großherzoglichen Familie beginnt bereits in der Mitte des elften Jahrhunderts, da ein streitbarer Recke, Berchtold der Bärtige, als Graf im Breisgau, in der Ortenau und im Albgau zuerst urkundlich erwähnt wird, welcher 1061 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona belehnt wurde und, soweit bis jetzt erwiesen ist, seit dem Jahre 1078 seinem Namen denjenigen der Burg Zähringen im Breisgau beigelegt hat. Während sein ältester, gleichnamiger Sohn mit noch drei folgenden Herzögen desselben Namens die zähringische Hauptlinie bis zum Jahre 1218 — in welchem Jahre der letzte männliche Sproß starb, der die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hat — für sich fortführten, wurde Berchtolds des Ersten zweiter Sohn Hermann I., Graf von Lintburg, der 1074 als Mönch im Kloster Clugny starb, der Stammvater des jetzt regierenden Herrscherhauses von Baden. Seine Linie führte während acht Jahrhunderten den markgräflichen Titel. Sein Sohn Hermann II. († 1130) nannte sich Urkunden zufolge zuerst nach seiner Burg Baden. Mit ihm begann eine lange Reihe tüchtiger, thatkräftiger Fürsten, welche allezeit treu zu Kaiser und Reich hielten, ihren Besitz durch Heirath, Vertrag und Waffengewalt stetig zu vergrößern wußten und das ganze Mittelalter hindurch eine hochgeachtete Stellung unter den deutschen Landesherren einnahmen. Nicht wenige traten auch schon damals aus dem Rahmen einer speciellen Landesgeschichte heraus und erwarben sich einen Platz in der Weltgeschichte. Mehrfache Theilungen

des Landbesitzes unter mehrere Erben wurden anfangs durch bald erfolgte Wiedervereinigung wieder aufgehoben. Zum letzten Male vor einer langwierigen Spaltung war die gesammte Markgrafschaft durch Christof I. († 1527) unter einer Hand vereinigt. Alsdann schied sich der badische Besitz auf zweiundeinhalb Jahrhunderte in zwei Theile, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, bis erst im Jahre 1771 durch den Tod des kinderlosen Markgrafen August Georg von Baden-Baden beide Länder auf Grund eines Erbvertrags vom Jahre 1765 wieder unter eine gemeinschaftliche Herrschaft gelangten und durch den Markgrafen Karl Friedrich in die erste Rangklasse der deutschen Fürstenthümer, zunächst 1803 zu einem Kurfürstenthum und 1806 zu einem Großherzogthum erhoben wurden. Während dieser langen Zeit hat sich der Name der badischen Herrscher nach allen Seiten hin ausgezeichnet. Fast Seite für Seite begegnen wir auf den Blättern der deutschen Geschichte verdienstvollen Mitgliedern dieses Hauses. Beide Markgrafschaften waren reich an hervorragenden Kriegshelden und Staatsmännern, die ihre Fähigkeiten und Mittel nicht nur in den Dienst des engeren Vaterlandes stellten, sondern mit lebhaftestem Eifer an der geistigen und culturellen Entwickelung des deutschen Volkes in erweitertem Sinne Antheil nahmen, wozu die Zeiten der Reformation, die langwierigen Friedensstörungen des dreißigjährigen Krieges, die gefahrvollen Bedrohungen des Abendlandes durch die Türken und die oftmaligen Eroberungsgelüste der Franzosen in den deutschen Landen die vielfachsten Anlässe boten. Die von Christofs I. ältestem Sohne Bernhard I. begründete bernhardinische oder baden-badensche Linie zählte neben dem tapferen, auf dem Feld der Ehre gefallenen Markgrafen Philibert (1536—1569), dem kunstsinnigen und einsichtsvollen Philipp II. (1559—1588), dem gerechtigkeitsliebenden und friedlichen Kammerrichter Wilhelm (1593—1677), dem glorreichen Türkenbesieger und Franzosenfeind Ludwig Wilhelm (1655 bis 1707), einen der populärsten Kriegsführer seiner Zeit zu ihren Regenten, dessen Heldenthaten gegen Deutschlands gefährlichste Feinde im Osten und im Westen mit goldenen Lettern in der Weltgeschichte verzeichnet sind; und die von Bernhards Bruder begründete ernestinische oder baden-durlacher Linie sah außer Karl II. (1529—1577), der 1556 die evangelische Lehre in seine Lande einführte, den thatkräftigen Ernst Friedrich (1560—1604), den tapferen, aber unglücklichen Georg Friedrich (1573—1638), die beiden friedliebenden, um die innere Verwaltung ihres Landes hochverdienten Friedrich V. (1594—1659) und Friedrich VI. (1617—1677), den von Kriegsnoth schwer heimgesuchten Friedrich Magnus (1647—1709) und den lebensfrohen Erbauer Karlsruhes, Karl Wilhelm (1679—1738), an ihrer Spitze. Mit der Regierungsübernahme durch dessen Enkel und Nachfolger Karl Friedrich (1728—1811), der den Beginn einer neuen Epoche der badischen Geschichte bezeichnet, endet die folgende Betrachtung. Nicht minder haben sich auch eine Reihe hochbegabter, wohlthätiger und thatkräftiger

Fürstinnen eine dauernde Erinnerung in den Herzen ihres treuen Volkes gesichert.

Ein Fürstengeschlecht von einer so alten Vergangenheit sieht nicht nur auf eine reiche politische Geschichte, sondern auch auf eine interessante Kunstgeschichte zurück, an der es selbst mitgewirkt hat, und eine Sammlung und Beschreibung seiner beglaubigten Ahnenbildnisse fördert manches Bemerkenswerthe zu Tage.

Von den Bildnissen des Mittelalters muß füglich Abstand genommen werden. Wir wissen, daß die deutsche Porträtmalerei nach dem Leben infolge flandrischer Einflüsse erst in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zur künstlerischen Entwickelung gehangt ist, und daß auch den plastischen Darstellungen vor der Renaissancezeit mit geringen Ausnahmen kein allzugroßer Werth beizulegen ist, was wahrheitsgetreue Arbeit nach der Natur angeht. Alles was vor dieser Zeit an Bildwerken vorhanden ist, muß anstandslos auf das Gebiet der Phantasie und Schablone verwiesen werden. Dasselbe gilt, soweit es sich auf die ältere Zeit bezieht, von den Sammlungen von Ahnenbildnissen, denen wir begreiflicher Weise mehrfach begegnen. Daß kunstliebende badische Fürsten des öfteren solche Sammlungen anlegten, ist feststehend. Sowohl in dem von Karl II. von Baden-Durlach († 1577) erbauten Schlosse zu Durlach wie in dem von Philipp II. von Baden-Baden († 1588) neu ausgestatteten Schloß zu Baden sind solche Ahnengallerien gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß beide Sammlungen auf eine ältere Anlage zurückgingen. Von dem Schloßbau zu Baden ist bekannt, daß die von Tobias Stimmer — einem aus Schaffhausen gebürtigen Maler, Zeichner und Formenschneider, der in Schaffhausen, Straßburg und Frankfurt viele Häuser mit Freskomalereien geschmückt hat — im Jahre 1579 vollendeten Saaldecorationen vornehmlich überlebensgroße Figuren der zur Regierung gelangten Markgrafen in Waffenschmuck enthielten. Wir besitzen nämlich aus dem 17. Jahrhundert eine dem Pater Johannes Gamans zugeschriebene und von Krieg von Hochfelden (Die beiden Schlösser zu Baden S. 166—176) abgedruckte genaue Beschreibung des im Jahre 1689 gestörten Prachtsaales (Descriptio Aulae, quae est Badenis Marchiacis in Palatio Serenissimorum Principum Marchionum Badensium). Ob es sich hier um eine Sammlung älterer Bilder oder um neue Werke handelte, ist schwerlich festzustellen. Wahrscheinlich wurde altes benutzt und neues hinzugemalt. Eine fernere Sammlung, die sich aber nur auf Zeitgenossen beschränkte, wird der Anregung Friedrichs VI. von Baden-Durlach († 1677), des Begründers des badischen Münzcabinets, zugeschrieben. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde dann in den von dem Türkenhelden Ludwig Wilhelm († 1707) erbauten Schlosse zu Rastatt eine Sammlung von Oelgemälden begonnen, die sich jetzt in Baden befindet, und gleichzeitig wurde die nach der Zerstörung von 1678 während der Jahre 1724—1727 neu aufgebaute Kloster-

kirche von St. Peter im Schwarzwalde in der Nähe von Freiburg im Breisgau mit hierher bezüglichen Statuen und Freskogemälden ausgeschmückt.

Es lag nahe, eine Publication von Einzelbildern nach diesen zerstreuten Sammlungen erscheinen zu lassen, und so kam im Jahr 1829 ein Werk unter dem Titel „Abbildungen der Regenten des fürstlichen Hauses Baden nach den Originalgemälden, welche sich in den Schlössern zu Karlsruhe, Baden 2c. befinden, getreu auf Stein gezeichnet von verschiedenen Künstlern und herausgegeben von Johann Velten (in Karlsruhe)" zu Stande. Die Publication enthielt ein Titelblatt, eine Widmung an den Großherzog Ludwig Wilhelm August, das badische Wappen und 46, auch colorirt erschienene Porträts, zu denen später noch als 47. Blatt das Bildniß des Großherzogs Leopold hinzutrat. Im selben Jahre erschienen bei dem Herausgeber Johann Velten desgleichen Textausgaben zu den Abbildungen: 1. „Kurze Lebensbeschreibung der Regenten des Durchlauchtigsten Hauses Baden, verfaßt von Pfarrrector Herr"; dieselbe mag wohl in manchen eigenthümlichen Ausdrücken und Aeußerungen berechtigterweise ohne Beifall geblieben sein; 2. „Biographische Notizen zu den Abbildungen der Regenten des großherzoglichen Hauses Baden von Dr. A. Schreiber", eine sachgemäßere und knapper abgefaßte Textbeigabe. Eigentlich populär aber ist diese Porträtsammlung, die ausschließlich Bilder von zur Regierung gelangten Fürsten darstellt, wohl niemals geworden. Künstlerischen Werth besitzt sie ebensowenig wie kritischen. Von einer zuverlässigen Porträtähnlichkeit ist nur auf vereinzelten Blättern die Rede. Die Abbildungen nach mittelalterlichen Vorlagen sind werthlose Phantasiestücke. Für die letzten mehr oder weniger ähnlichen Porträts wendet man sich besser an die Originalbildnisse selbst.

So wird man denn überhaupt bei einer mit dem gehörigen Kunstverständniß zu unternehmenden Betrachtung der zahlreich erhaltenen Bildnisse des badischen Hauses gut thun, wenn man auf die Quellen direct zurückgeht. Und hier wird sich des Schönen und Mittheilenswerthen genug finden. Treffen wir doch in alten Tagen Namen von bestem Klange wie Baldung, Cranach, Burgkmair, Beham, Schöpfer, Amberger und viele andere unter den sicheren und angeblichen Künstlern, welche Mitglieder der fürstlichen Familie porträtirt haben, und bis in die neueste Zeit hinein finden sich fortwährend die trefflichsten Kunstwerke in dieser reichen Porträtgeschichte. Das Vorzüglichste bis auf Karl Friedrich soll im Folgenden erwähnt werden.

Ein umfassendes kritisches Verzeichniß wird damit keineswegs gegeben. In dieser Beziehung muß nach anderer Richtung hin verwiesen werden. Es galt hier vornehmlich, auf das für die Kunstgeschichte Bedeutungsvolle hinzudeuten.

Eine grundlegende kritische Arbeit von hervorragendem Werthe bilden Wilhelm Brambachs „Bildnisse zur Geschichte des badischen Fürstenhauses.

Vorarbeiten zu einem kritischen Verzeichnisse badischer Fürstenporträts", erschienen als Nr. V der Mittheilungen aus der Großherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek und Münzsammlung (herausgegeben von W. Brambach und A. Holder), die inzwischen handschriftlich auf das Reichste ergänzt und erweitert worden sind. Hier werden alle bekannt gewordenen Bildnisse des ganzen Fürstenhauses von Berchtold I. († 1078) ab bis auf die allerneueste Zeit in historischer Reihenfolge aufgezählt, in einer Ausführlichkeit, die das Erstaunen des Sammlers erregen muß, und die alle Gebiete der oben erwähnten Darstellungsarten der Porträtkunst umfaßt. Das im Jahre 1884 gedruckte Verzeichniß weist allein 786 Nummern auf, und inzwischen dürfte sich wohl das Material um das Doppelte vermehrt haben. Zu gleicher Zeit hat die Großherzoglich badische Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe eine Sammlung der erhältlichen Blätter und Reproductionen begonnen und damit den Grund zu einer für Geschichte, Kunstgeschichte und Costümkunde gleich interessanten Porträtsammlung gelegt, wie sie wohl bisher noch nirgendwo unternommen worden ist.

Bildhauerarbeiten und Grabdenkmäler wurden bei der folgenden Besprechung grundsätzlich ausgeschlossen. Letztere würden sich in einer Sammlung von lebenden Porträts nicht gut ausnehmen. An guten Büsten nach dem Leben ist auch nicht gerade Ueberfluß vorhanden. Größere Denkmäler sind zumeist, wie dies bis in die jüngste Zeit Gebrauch war, erst nach dem Tode angefertigt und theilweise, besonders in älterer Zeit, reine Erfindungen der Phantasie. Was die besondere Art der Grabmäler angeht, so sind die Stiftskirche zu Baden-Baden und die Schloßkirche in Pforzheim vor Allem reich an hervorragenden Bildhauerarbeiten der Renaissancezeit. Unter den für das Haus Baden thätigen Bildhauern dieser Kunstepoche ragt vor allem Hans Trarbach (1530—1586), Bildhauer und Schultheiß in Simmern auf dem Hunsrück, hervor, der das Prachtdenkmal Karls II. und seiner beiden Frauen in Pforzheim und nach Waags neuesten Forschungen auch das Grabmal des Markgrafen Philibert und der Markgräfin Mechtildis in der baden-badener Stiftskirche verfertigt hat.

Desgleichen wurden auch die Porträtarbeiten der Kleinkunst und des Kunstgewerbes beiseite gelassen, da sie selten das Verdienst historischer Treue besitzen und nur den zahlreichen Münzen und Medaillen, welche Bildnisse der badischen Fürstenfamilie enthalten, und deren gerade die badische Münzgeschichte eine vortreffliche Auswahl bietet, wurde zum Schluß die gebührende Beachtung eingeräumt.

Von alten Freskobildern, die hierher gehören, hat sich nur eines erhalten, aber auch dieses ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen und leider durch die Zeit theilweise fast zur Unkenntlichkeit verdorben. Dasselbe befindet sich im Münster zu Konstanz über dem Grabdenkmal des Bischofs Otto III. von Hachberg († 1451) und stellt eine Kreuzigung Christi dar mit den knieenden Figuren eines Bischofs und eines Ritters. Die Annahme,

daß hier die erstere Figur Otto III. und die letztere einen seiner Brüder Rudolf († 1420) oder Wilhelm († nach 21. Mai 1473) wiedergiebt, ist nicht zu beweisen, hat aber große Wahrscheinlichkeit für sich. Eine Abbildung des Ritters befindet sich bei Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters (2. Ausg. 1879 ff. V. 5 t. 296. Vergl. auch „Kunstdenkmäler d. Großherzogth. Baden, Freiburg 1887. I. S. 176—177".) Interessante ältere Freskomalereien sind sonst in den badischen Landen überhaupt nicht viel zu Hause, und was etwa vorhanden war, ist den Kriegszerstörungen anheimgefallen, denen fast kein Land so häufig und nachhaltig ausgesetzt war, wie das exponirt gelegene Baden, das Jahrhunderte lang den Durchgangspunkt verheerender Kriegsmärsche von hüben und drüben dem Rheine bildete.

Mehr hat sich schon aus den zahlreichen Klöstern des Schwarzwaldes an Aeußerungen der Kleinmalerei erhalten, die von Flandern nach Deutschland kam. Auch hier finden wir die vortrefflichsten, fleißigsten Arbeiten in ihrer Art, ohne aber jemals Grund zur Annahme zu haben, daß sich bekannte erste Künstler mit der Illuminirkunst und Malerei in Deckfarben auf Pergament beschäftigt haben, wie man in neuerer Zeit fälschlich annehmen wollte.

Die Miniaturmalerei, welche schon bei den Griechen und Römern bekannt war, hat sich auch hin und wieder auf das Porträt verlegt. Im Mittelalter kann hierbei wiederum von keiner Aehnlichkeit die Rede sein. Die Mönche, die sich mit dem Illuminiren alter Handschriften befaßten, haben wohl in den seltensten Fällen ihre Modelle von Angesicht zu Angesicht gesehen und schwerlich jemals die stolzen Herren der Welt zu einer Sitzung für ihre kleinen Werke zu bewegen vermocht. Sie mögen wohl auch nicht darnach verlangt haben, arbeiteten für sich in abgeschlossener Klause und ließen ihrer naiven Phantasie freien Spielraum. Späterhin, seit dem dreizehnten Jahrhundert, nahmen sich aber auch tüchtige, weltliche Maler der Kleinmalerei an. Dieselben waren jedoch immer Specialisten in ihrem Fache, „Verlichters", und bildeten mit Schreibern und Buchbindern eine besondere Körperschaft. An den Höfen wurden solche Künstler, die sich mit der geduldigen, sorgfältigen Wiedergabe von Details, Geräthen, Gegenständen abgaben, auch zur Porträtirung immer mehr beliebt und gesucht.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert weist die Geschichte des badischen Fürstengeschlechtes einige gute Beispiele des Miniaturporträts auf. So befindet sich in dem an kostbaren Miniaturen reichen Codex Durlacensis 1 — früher 95a — (fol. 10v) der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek eine zierlich ausgeführte Arbeit, in welcher Christof I. (1453—1527) unverkennbar abgebildet ist, wie er seinem Schutzpatron, dem heiligen Christophorus mit dem Jesuskinde, die Hand reicht. Desgleichen ist seine Ehefrau Ottilia von Katzenellenbogen († 1517) als heilige Ottilia wiedergegeben. Das Baden-Sponheimische Wappen und die Aehnlichkeit der Gesichtszüge lassen keinen Zweifel an dieser Behauptung zu. Einige Blätter weiter findet

man in derselben Handschrift (fol. 18v) das Bildniß eines vollständig gerüsteten jugendlichen Ritters mit dem Baden-Sponheimischen Wappen, der knieend sein Gebet verrichtet. Auch hier geht man wohl nicht fehl, wenn man in dem schönen Ritter das Porträt Philipp I. (1479—1508), des begabten Sohnes von Christof und Ottilia, erkennt, der nach der von seinem Bruder Ernst verfaßten Grabschrift in der Stiftskirche zu Baden „durch Kraft des Körpers und Schönheit der Gestalt ausgezeichnet" war. Eine Aehnlichkeit mit seinem Porträt auf dem Karlsruher Votivbilde von Hans Baldung ist nicht zu verkennen. Aus der Inschrift T. S. O. E., die durch den ganzen Codex bei allen Miniaturen wiederkehrt, läßt sich leider nichts herausbringen. Da sich außer dem unten zu besprechenden Bilde Baldungs und der gepanzerten und auf dem Paradebett liegenden Grabfigur in der Badener Stiftskirche auffallender Weise bisher kein anderes Bildniß Philipps aufgefunden hat — in München, dem kunstsinnigen Hofhalt seiner Tochter Jakoba, wäre ein solches zu erwarten gewesen — so bildet diese Miniatur eine erfreuliche Bereicherung dieser Porträtgeschichte.

Von besonderem künstlerischem Werthe sind dann ferner zwei Miniaturporträts der genannten Markgräfin Jakoba (1507—1580), der Gemahlin des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, welche, wie wir sehen werden, manchen Künstler und zwar in den verschiedensten Lebensaltern beschäftigt hat. Sie stellen beide die Fürstin in höheren Jahren dar und rühren von Hans Mielich oder Mühlich her, jenem mit Recht angesehenen Miniator, der unter anderem die berühmten Schmucksachen der Herzogin Anna, Gemahlin Albrechts V., malte. Aus dem Büchlein, das die kleineren Schmuckgegenstände enthält (1552) und im Jahre 1843 von König Ludwig I. von Bayern angekauft und der Hof- und Staatsbibliothek in München als Geschenk überwiesen wurde, ist die Rückseite des ersten Blattes (klein Quart) bemerkenswerth und bereits von v. Aretin „Alterthümer des bayerischen Herrscherhauses (München 1854—71, Lieferung VIII.) abgebildet worden. Man sieht hier in vortrefflichster Ausführung den Herzog Albrecht und Herzogin Anna Schach spielend an einem Tisch sitzen, während im Hintergrunde eine Reihe von distinguirten Persönlichkeiten des Hofes mit offenbarster Porträtähnlichkeit abgebildet ist. Das Bild ist von einer staunenswerthen Feinheit und Sorgfalt im Detail und wahrscheinlich nach dem Leben gemalt worden. Mit Recht bedauert der Herausgeber, daß die acht zuschauenden Personen nicht namentlich bekannt sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber die dort abgebildete ältere Frau mit der weißen Haube, welche dem Beschauer das würdige Antlitz voll zuwendet, Albrechts Mutter, Jakoba von Baden, und die sogenannte Zofe dürfte fraglos ihre Tochter Mechthildis († 1565), Markgraf Philiberts Gemahlin, vorstellen. Das andere Bildchen Mielichs, welches Jakoba wiedergiebt, findet sich auf einem Großfolioblatt in dem kostbaren Codex „Orlando Lasso. Buß-

pfalmen" auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (cod. ms. A. vol. II. No. 130 = Cimel. 51. tom. II). Auch hier kommt Jakoba in älteren Jahren auf dem Bilde der Familie und Hofgesellschaft vor. Hans Mielich, über den Max Zimmermann eine lesenswerthe Abhandlung geschrieben hat (Hans Mühlich, Inaug.-Diss. München 1885), hat sich in diesen Werken als ein ausgezeichneter Künstler gezeigt, der das Individuelle treffend zu charakterisiren versteht und einen Fleiß an den Tag legt, der manchem neueren Maler als Beispiel vorgehalten werden kann.

Von Jakoba ist hier schließlich noch ein reizvolles kleines Miniaturporträt auf Kupfer zu erwähnen, das die Herzogin in ihrem siebzigsten Lebensjahre vorstellt (ÆTA: LXX. AN: M. D. LXXVIII.) und im Münchener Nationalmuseum, dritter Stock Saal IV, aufbewahrt wird (Sammlung von Miniaturporträts in Buchform, angeblich gemalt von Schöpfer).

Weit wichtiger für die Kunstgeschichte, als diese vereinzelten Darstellungen von Miniaturmalern, sind die Oelporträts der markgräflichen Familie, die aus der guten Zeit der deutschen Malkunst herstammen und an den verschiedensten Orten verstreut sind.

Einer der bedeutendsten Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, der nachgewiesenermaßen von dem badischen Fürstenhause beschäftigt wurde, ist Hans Baldung, mit dem Beinamen Grien oder Grün, aus Schwäbisch-Gmünd, geboren zwischen 1475 und 1480, gestorben 1545 zu Straßburg. Urkunden nach gehörten zu verschiedenen Zeiten Mitglieder seiner Familie dem Frauenkloster Lichtenthal bei Baden-Baden an, — auch seine beiden Töchter wurden dort Klosterfrauen —, welches im Jahre 1245 von der badischen Markgräfin Irmengard, der Gemahlin Hermanns V., gestiftet wurde und bis auf den heutigen Tag sich der besonderen Gunst des badischen Hofes erfreut. Durch diese Beziehungen mag wohl Baldung seine ersten Aufträge für das Kloster erhalten haben. Dieselben bestanden in zwei Altarbildern für die dortige Todtenkapelle, sind mit der Jahreszahl 1496 und dem aus den Buchstaben H und B zusammengesetzten Monogramm versehen und stehen noch ganz unter dem Einfluß der milden und zarten Kunstweise Martin Schongauers und seiner Schule. Für dieselbe Todtenkapelle malte dann Baldung das jetzt in der großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe befindliche Votivbild des badischen Markgrafen Christof I. und seiner zahlreichen Familie (Nr. 88 n. d. Katalog von Karl Koelitz 1881), wie Schöpflin meint, auf Betreiben von Christofs fünftem Sohne, Philipp, der vor den übrigen die Künste geliebt haben soll. Zu Schöpflins Zeit gehörte das Gemälde zu der Sammlung der Baden-Durlacher Familie im Schloß zu Basel; der Kupferstich, den er seinem Werke (Historia Zaringo Badensis II., 1764) beigiebt, trägt die Unterschriften: Hiero. Holzach del. Basil. und Mart. Weis sculp. Argent. Die Entstehungszeit des

interessanten Bildes ist nicht sicher. Wahrscheinlich stammt es aus Baldungs mittleren Jahren, nachdem sich der Künstler bereits die Errungenschaften der Dürer'schen Schule zu eigen gemacht hatte, wenngleich er wohl mit Rücksicht auf den Gegenstand, wenig von der späteren phantastischen Leidenschaftlichkeit und Originalität des Künstlers anfweist. Daß das Gemälde später als 1503 gemalt wurde, beweist schon der Umstand, daß Jakob III. hier in vollem erzbischöflichem Ornat erscheint, denn Jakob erhielt die erzbischöfliche Würde erst in diesem Jahre. Auch spricht der Thatbestand, daß alle fünfzehn Kinder des markgräflichen Paares in erwachsenem Alter abgebildet sind — die jüngsten sind 1492 und 1493 geboren — für eine spätere Entstehung. Auffallend berührt allerdings hierbei, daß Baldung auch die beiden in zartester Kindheit verstorbenen Söhne, Johannes und Georg, wenn auch nur im Hintergrunde, als ausgewachsene Männer vorführt. Er erfüllte damit gewiß einen Wunsch der Donatoren, welche ihre gesammte Familie auf dem Votivgemälde vereinigt wissen wollten. Vielleicht arbeitete der Künstler um dieselbe Zeit für das badische Markgrafenhaus, als er auf Veranlassung des ihm befreundeten Grafen Bernhard IV. von Eberstein, eine Reihe von Ahnenbildnissen „uff dem Haus neuen Eberstein" malte, und als die vortrefflichen Tafeln für den Freiburger Hochaltar entstanden (1516). Das Votivbild gehört nicht gerade zu den besten Bildern Baldungs und leidet wie alle derartigen Gruppenbilder jener Zeit unter den conventionellen Gebräuchen in der Anordnung. Trotz aller Härte und Steifheit in der Gruppirung zeigt es aber immerhin in manchen Einzelheiten des Künstlers energische Gestaltung und Charakteristik, ein kraftvolles Colorit und Sinn für naturwahre Lichtwirkung. Wir sehen in der Mitte des Gemäldes auf einem von Vorhängen abgeschlossenen Sitze die Madonna mit dem Kinde in liebenswürdiger, natürlicher Auffassung, und die heilige Anna mit einem Buche, in welchem das Jesuskind blättert, während zur Rechten der Bank der Markgraf Christof in voller goldener Rüstung und goldener Haube, mit dem Orden des goldenen Vließes, und seine zehn Söhne, zumeist nach Tracht und Haltung leicht erkennbar, und zur Linken die Markgräfin Ottilia in kostbarer Gewandung und ihre fünf Töchter, der Reihe nach gleichfalls leicht zu bestimmen, ihr Gebet verrichten. Die Wappen des Markgrafen und der Markgräfin sind in großem Verhältniß dazugemalt. Die Söhne sind durchschnittlich recht alt wiedergegeben, während ihre Mutter einen ziemlich jugendlichen Eindruck macht und offenbar verjüngt oder nach älteren Bildnissen gemalt ist. Ueberhaupt sind die weiblichen Mitglieder der markgräflichen Familie nicht so charakteristisch individualisirt, wie die männlichen, wie denn Baldung zeitlebens mehr Veranlagung für das Kräftige, Markige und Mannhafte als für das Schöne, Liebliche und Frauenhafte bewiesen hat.

Von Christof I. befindet sich ferner in derselben Karlsruher Gemäldegallerie ein vielbewundertes Brustbild, das gleichfalls allgemein dem Pinsel

Hans Baldungs zugeschrieben wird und den Stammhalter von Baden-Baden und Baden-Durlach in schwarzem Barett und schwarzer Pelzhaube, mit der Kette des goldenen Vließes um den Hals, in einer Wendung nach rechts zur Darstellung bringt. Im rechten oberen Winkel befindet sich das in Baden und Sponheim (weiß und roth geschacht) geviertete Hauswappen, umgeben von der Kette des goldenen Vließes. Die Inschrift lautet: „V(on) G(ottes G(naden) CRISTOFF MARGRAVE ZU BADEN UND HOCHBERG DEM GOTT GNAD.“ Die Inschrift ist also später, nach dem Tode des Fürsten (1527) eingetragen, oder das ganze Bild ist, wenn auch noch im 16. Jahrhundert, wofür die Behandlung des Porträts spricht, nach dem Hingang Christofs gemalt worden und zwar — was schon Bayersdorffer wohl mit Recht vermuthet hat — nicht von Baldung selbst, sondern von einem anderen jüngerer Künstler. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man das Porträt mit dem nebenan hängenden Votivbilde in nähere Vergleichung bringt. Hier haben wir es unzweifelhaft mit einem echten Hans Baldung zu thun, der ungleich härter und starrer in der Behandlung ist, als das frische und flotte Brustbildniß, und zweifellos nach dem Leben gemalt wurde. Die beiderseitige Aehnlichkeit der Gesichtszüge ist unleugbar, wenn sich auch die Bartform des Fürsten auf beiden Bildern als eine andere zeigt. Sofort fällt aber auf, daß der Markgraf auf dem Votivbilde dunkelbraune und auf dem Brustbild helle blaue Augen besitzt. Der Maler des Brustbildes hat demnach wahrscheinlich den Markgrafen nicht gekannt und sein Werk nicht nach der Natur, sondern nach einem anderen vorhandenen Bildniß gefertigt, und dieses andere Bildniß dürfte voraussichtlich desselben Hans Baldung vortrefflicher Holzschnitt vom Jahre 1511 gewesen sein, welcher mit dem Oelporträt übereinstimmt und daher irriger Weise gemeiniglich als eine Reproduction desselben angesehen wird. Ein mit der Jahreszahl 1515 bezeichnetes Porträt in der alten Pinakothek zu München (Katal. amtl. Ausg. von 1884, Nr. 287), das offenbar auch Christof I. darstellt, giebt den Markgrafen gleichfalls mit braunen, hafelnußfarbenen Augen wieder. Nebenbei kann darauf hingewiesen werden, daß ein großer Theil der Porträts mit Inschriften, wie sie das schöne Porträt der Karlsruher Gallerie trägt, Copien nach Bildern ohne Inschrift sind. Keinesfalls büßt das Karlsruher Bild an seiner Bedeutung auf dem Gebiete der Porträtkunst im 16. Jahrhundert ein, wenn es auch nicht von Baldungs Hand herrührt und von nun ab einem unbekannten Meister zugeschrieben werden muß.

Noch einer anderen Streitfrage begegnen wir bei dieser Gelegenheit, die einer Besprechung würdig ist.

Baldungs Skizzenbuch, welches dem Karlsruher Kupferstichcabinet zugehört, enthält unter der doppelten Aufschrift „Markgraf Bernhard zu Baden“ eine Silberstiftzeichnung von mannigfachem Interesse. H. A. Mays hat die Vermuthung ausgesprochen, daß hier aus Versehen „Bernhard“

statt „Christof" geschrieben sei, und in der That hat diese Vermuthung mancherlei für sich. Eine endgültige Entscheidung in der Frage dürfte indessen auf Schwierigkeiten stoßen. Die obere Inschrift der Zeichnung „Margrau, Bernhardt zu Baden der Alte" ist zweifellos jünger, als die Zeichnung und als die untere Inschrift „Margrau Bernhart zu Baden", welche gleichzeitig mit der Zeichnung, mit dem Monogramm und mit der Jahreszahl 1512 eingetragen zu sein scheint. Bei genauerer Betrachtung hat es den Anschein, als wenn die Jahreszahl 1512 aus 1532 corrigirt sei. Wäre die erstere Zahl richtig, so würde allerdings die Aufnahme dem Alter Bernhards nicht recht entsprechen, da das Porträt einen Mann darstellt, welcher entschieden älter als 38 Jahre ist, und soviel zählte Bernhard im Jahre 1512. Ist dagegen die Zahl 1532 die richtige, so paßt das Porträt recht gut auf Bernhard und entspricht vollkommen den von Hagenauer, dem trefflichen, um das Jahr 1530 in Augsburg thätigen Künstler, modellirten und geschnittenen Medaillen (Berstett, Münzgeschichte d. Zähr. Bad. Fürstenhauses, Freiburg 1846), im besonderen der Doppelbüste Bernhards mit Ernst vom Jahre 1533. Eine große Familienähnlichkeit läßt sich keinesfalls verkennen. Auch sind Verwechselungen für jene Zeiten durchaus nichts seltenes. Als eine Skizze oder Vorlage zu dem ausgezeichneten Holzschnitt Christof I. von Baldungs Hand, mit seinem Monogramm bezeichnet, der weiß auf schwarzem Grunde die Unterschrift „CRISTOFER' MARCHIO BADENSIS" enthält, kann die Zeichnung nicht gelten, da der Holzschnitt die Jahreszahl 1511 (links oben) aufweist. Trotz mannigfacher Aehnlichkeit, so in der Gesichtsbildung und im Schnitt des Bartes, weichen die beiden Darstellungen überdies im Detail und vor allem im geistigen Ausdruck, der auf dem Holzschnitt geradezu bedeutend wirkt, von einander ab. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Silberstiftzeichnung eine Aufnahme bietet, welche dem bereits erwähnten Oelgemälde der Münchener alten Pinakothek von 1515 Nr. 287) zu Grunde liegt, welches angeblich Christof I. darstellt und in der That wegen des unzweifelhaft höheren Alters des Dargestellten eher auf Christof als auf Bernhard hindeutet, obwohl die Ueberlieferung in der Bezeichnung des Bildes eine schwankende war.

Ein beglaubigtes Porträt Bernhard III., Brustbild, fast Gürtelbild, das Gesicht voll rechtshin gewendet, ist uns in einem Oelgemälde auf Holz von einem unbekannten Meister der Regensburger Schule um 1520 erhalten, das sich in der Schleißheimer Sammlung befindet. Adrien von Lafabrique „Mahlerey Beschreibung de anno 1761" (Inventar der Schleißheimer Gallerie. Manuscript im Besitze der Direction zu München, angelegt im Juli 1761, Nr. 52) hat keinen Künstlernamen beigeschrieben, jedoch Wertinger als Maler angenommen. Das Bild (nach dem Katalog von 1885, Nr. 118) hat die alte, gleichzeitige Inschrift (oben): BERNHARDVS MARCHIO BADENSIS, welche auf einem Zettel der Rück-

seite wiederholt ist, und gelangte wohl durch Jakoba, deren Onkel Bernhard war, nach Bayern, wo sich auffallender Weise bis jetzt kein Bild ihres Vaters Philipp I. aufgefunden hat. Das in der amtlichen Katalogausgabe 1884, Nr. 286, früher 740) der alten Pinakothek zu München unter Hans Baldung registrirte „Brustbild des Markgrafen Philipp Christof von Baden" stellt, wie schon Brambach richtig gestellt hat, nicht Philipp I. von Baden dar. Diese Angabe beruht auf einer älteren, irrigen Bestimmung, und sowohl die Titulatur: PHI: CO: PA: wie Altersangabe und Jahreszahl weisen auf den Pfalzgrafen Philipp, den Kriegerischen, hin.

Von Jakoba ((1507—80), Tochter Philipps I. von Baden und Gemahlin des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, welche bereits oben Erwähnung fand, kommt zunächst ein in der Münchener alten Pinakothek (Ausgabe 1884, Nr. 224) befindliches, angeblich von Hans Burgkmair 1526 gemaltes Brustbild in Betracht, nach welchen ein sogenannter Lucas Cranach d. Ä. 1526 im Baron S. von Brukenthal'schen Museum zu Hermannstadt copirt zu sein scheint. Das Gemälde bringt die Herzogin in reicher Gewandung und kostbarem Schmuck zur Darstellung. Im Ornament der unteren, schwersten der drei Halsketten befindet sich das von zwei Händen gehaltene Monogramm W ihres Gemahles in mehrfacher Wiederholung. In das Mieder der Fürstin ist wiederholtermaßen ein Spruch A BON FINE eingestickt. Ihr Blick ist ernst, die Gesichtszüge angenehm. Den Hintergrund bildet eine heitere Wasserlandschaft mit Bergen, vermuthlich der Starnberger See. Das Pendant des Bildes (Nr. 223) stellt den Herzog Wilhelm vor und hat auf der Rückseite ein beachtenswerthes Alliance-Wappen von Bayern und Baden. Woltmanns (Gesch. d. Malerei 1882. II. S. 450) Urtheil, daß die Bildnisse etwas leer und vielleicht nur von Schülerhand seien, scheint hart und ungerechtfertigt. Die Behauptung dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß die beiden Bilder allerdings nicht von Burgkmair, sondern von dem Augsburger Maler Christof Amberger herrühren, der sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in trefflichen Porträts bekannter Persönlichkeiten (1532 Karl V. in Siena, Copie in Berlin) ausgezeichnet hat und dessen liebevoll durchgearbeitete Werke noch heute vielfach den Namen Holbein tragen. Auch wurden die betreffenden Stücke früher offenbar dafür gehalten. In der bereits genannten handschriftlichen Malereibeschreibung von Lafabrique steht für unser Bild ausdrücklich die Bezeichnung: „N 46 Amberger a° 1526 ist zu Starnberg gewesen "2' 1¼ "h. 1' 4½" br. franz Maß.

Ein anderes bemerkenswerthes Porträt der Markgräfin Jakoba, welche unter den badischen Fürsten und Fürstinen in alten Tagen die vielfachste und beste Verewigung durch Künstlerhand an dem kunstsinnigen bayerischen Hofe erfahren hat, rührt von der bewährten Meisterhand Barthel Behams her und befindet sich in der Schleißheimer Ahnengallerie, in Kupfer gestochen von dem bayerischen Hofkupferstecher Josef Anton

Zimmermann (1705—1796) gr 8., welcher 151 Porträts des bayerischen Fürstengeschlechtes nach den Bildern der Residenzschlösser zu München, Dachau, Schleißheim, Neuburg und Amras (Tirol) angefertigt hat. Dasselbe trägt oben links die Jahreszahl 1533 (wurde also etwas später gemalt) und Behams Monogramm BB. In der Halskette steht der Spruch: VBI: AMOR: IBI: FIDES:. Die Angaben Legers („Erklärendes Verzeichniß der Denkmäler in der Graimberger Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses" 1838 Nr. 508) und des alten Kataloges sind daher irrig. Doch befindet sich ein weiteres Portrait Jakobas von 1531 („IRS. ALTERS. XXV. IAR.") noch im Depot zu Schleißheim. Ferner besitzt die Galerie Nostiz zu Prag ein angebliches Bildniß der Markgräfin von Barthel Beham (Meyers Künstler-Lexikon III. S. 314 Nr. 37: „Unter Cranachs Namen gest. von Ant. Pazzi in Fol.") und die Zeichnung dazu befindet sich in der Albertina zu Wien. Barthel Beham (1502—1540) hat in der Ahnengallerie des Schleißheimer Schlosses eine Reihe von Bildnissen bayerischer Fürsten geschaffen, von denen noch 15 bekannt sind. Doch können allerdings gerade diese nicht als gleichwerthig gelten, da sie zum Theil eine fabrikmäßige Arbeit bekunden, während im Allgemeinen gerade Behams Kunst- und Schönheitssinn, vereinigt mit deutscher Gründlichkeit und italienischem Formenadel, alles, was seine Zeitgenossen sonst hinterlassen haben, bei Weitem überragt. Beham war um 1527 in den Dienst des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern getreten und hat dort gerade seine besten Oelbilder gemalt. Dieselben sind aber schwerlich immer von ihm ausschließlich hergestellt, sondern vielfach von Schülerhand gearbeitet worden und reichen in keiner Weise an die genialen Kupferstiche heran, durch die er seine ausgezeichnete Begabung, auf kleineren Flächen eine große Wirkung hervorzurufen, in reichhaltigstem Maße an den Tag gelegt hat.

Ein ganz vortreffliches Bild ist das beglaubigte Hauptporträt des jugendlichen Markgrafen Philibert, der 1569 in der Schlacht bei Moncontour den Heldentod starb, vom Jahre 1549, welches sich im germanischen Museum zu Nürnberg (Katalog 1882 Nr. 255) befindet und von dem eine weniger bedeutende Wiederholung in der alten Pinakothek zu München aufbewahrt wird (Katalog Amtl. Ausg. 1884. Nr. 300). Das letztere Bild war früher in Schleißheim und wird von dem öfters erwähnten Lafabrique dem Maler Amberger Ao. 1549 zugeschrieben (Nr. 60) mit der irrigen Bemerkung, daß es den Markgrafen Christof darstelle „seines Alters = 12 Jahr, Ein Bruder der Jacobaea Herzogin in Bayern". Der Maler des Originalporträts scheint indessen Hans Schöpfer der Aeltere gewesen zu sein, ein Künstler, über dessen Leben wenig bekannt ist, der häufig wegen der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Monogramme mit Hans Schäuffelin verwechselt wurde, der aber nach den Zunftzetteln um das Jahr 1549 wohl in München gewesen sein und den jungen, damals am bayerischen Hofe anwesenden Markgrafen für dessen Verwandte gemalt haben

kann. Jedenfalls ist das durch Inschrift beglaubigte Bild Philiberts eine Perle der Sammlung, wenn auch der Maler nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Von Philiberts früh verstorbener Gemahlin Mechthildis wird ein Kniestück 1557 von Barthel Beham erwähnt, doch ist das Original noch nicht aufgefunden. Die Bestimmung stützt sich bis jetzt nur auf die moderne Inschrift eines Kupferstichs von J. A. Zimmermann (Series imaginum Augustae domus Boicae. Monachii 1773). Die Datirung nach Th. A. Legers Verzeichniß der Denkmäler in der Graimbergischen Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses: „im 25. Lebensjahre im Jahre 1757 (sic)" ist nicht zu controliren, und seine Angabe, daß der Zimmermann'sche Stich „nach dem ursprünglichen Gem. des Bartel Böhm" gefertigt sei, paßt nicht, da Beham 1540 starb und nur ein Kinderporträt der Prinzessin (geb. 1532) gemalt haben könnte. Der schöne Stich ist vielleicht nur deshalb aus Versehen auf ein Original Bartel Behams bezogen, weil er sich an die Zimmermann'schen Blätter nach den Beham'schen Fürstenporträts zu Schleißheim (Künstlerlexikon h. v. Meyer III S. 314. Nr. 39—53) anschließt. Nebenbei bemerkt, erscheint das Costüm bei Zimmermann modernisirt. Ein Bild unbekannten Ursprungs, das Mechthildis darstellt und vielleicht von Hans Schöpfer dem Aelteren oder dem Jüngeren herrührt, Kniestück, befindet sich in Schleißheim (Nr. 19), und eine Copie nach dem Schleißheimer Bilde 1556 von geringer Bedeutung, Halbfigur, ist im Münchener Nationalmuseum dritter Stock hinter dem Fuggerstübchen zu sehen. Im Nationalmuseum zu München dritter Stock, Durchgang zu Saal 6—7, wird ferner ein anonymes schönes Oelgemälde der unglücklichen Jakoba von Baden aufbewahrt, welche als Herzogin von Jülich-Cleve-Berg ihr tragisches Ende zu Düsseldorf fand († 1597).

Aus derselben Zeit stammt ein nahezu lebensgroßes Oelgemälde der Markgräfin Margaretha Gräfin von Oettingen, einer Tochter des Stifters der ernestinischen Linie des Hauses Baden, Ernst, aus seiner zweiten Ehe mit Ursula von Rosenfeld, in Schleißheim (Depôt Nr. 3109 Invent. v. 1855) vom Jahre 1549, welches nach Bayersdorffers Vermuthung gleichfalls von Hans Schöpfer herrührt. Erwähnenswerth sind des ferneren noch zwei Gemälde des unbekannten Meisters NK, welche sich im Besitz des Freiherrn von Ow auf Wachendorf, eines Nachkommens des Ritters Johann von Ow, befinden, welcher Christofs I. vierte Tochter Rosina (1487—1554) heirathete. Das eine derselben ist ein Familienbild und stellt die Markgräfin, ihren Gemahl, zwei Knaben, Markgraf Ernst von Baden und Truchseß Georg von Waldburg vor; das andere bringt die Markgräfin allein zur Anschauung.

Damit ist die bisher bekannt gewordene Reihe der besseren Bilder des 16. Jahrhunderts beschlossen, und wir gelangen in das folgende Jahr-

hundert, welches durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges und ihre langen traurigen Nachwirkungen, besonders in Baden, wenig ergiebig für tüchtige künstlerische Erzeugnisse ist. Auch begann jetzt der Kupferstich mehr und mehr seine Herrschaft auf dem Gebiete des Porträts auszuüben; gute Oelbildnisse wurden immer seltener, und die meisten jener Künstler sind heute so gut wie vergessen, wenn ihre Arbeiten auch vielfach bei besonders hervorstechenden Persönlichkeiten durch den Kupferstich vervielfältigt wurden.

Der Markgraf Gustav Adolf, welcher unter dem Namen Bernhard Gustav (1631—1677) die Würde eines Cardinals bekleidete, wurde von Ferdinand Voet gemalt, einem Antwerpener Maler, der, nachdem er sich bei J. d'Agar ausgebildet hatte, zumeist in Italien und Paris (um 1660) thätig gewesen zu sein scheint. In Florenz befindet sich das Selbstbildniß dieses Künstlers, der auch geschichtliche und landschaftliche Bilder gefertigt haben soll. Kupferstiche nach seinen Porträts sind von P. van Schuppen, G. Edelink, J. Hainzelmann und Anderen vorhanden. Er malte auch den Papst Clemens IX., welcher Gustav Adolfs Uebertritt aus dem Kriegerstande in den Benediktinerorden und in seine hohen geistlichen Stellen gefördert hat. Das Porträt des Markgrafen wurde von Albert Clovet (Clowet) einem auch aus Antwerpen herstammenden Kupferstecher (1624 bis 1687), dem Neffen des bekannten Pierre Clovet, gestochen, der gleichfalls in Italien wirkte und außer manchen sorgfältigen Arbeiten nach Gemälden in Rom und Florenz eine Anzahl von Bildnissen für Bellori's Vite de' pittori (1672) und die bei Rossi in Rom erschienene Sammlung Effigies cardinalium nunc viventium gestochen hat.

Ein Maler Namens Johann Caspar Widemann stand um 1670 in directen Diensten des Markgrafen von Baden-Durlach. Doch wurde über seine Lebensumstände nichts Näheres bekannt. Von seinen Arbeiten ist das von Philipp Kilian gestochene Porträt des Markgrafen Friedrich V. (1594—1659) in der Reproduction erhalten, sowie das der Herzogin Maria Dorothea Sophia von Württemberg. Die Originalplatte des erstgenannten trefflichen Stiches befindet sich in der Karlsruher Gallerie. Wahrscheinlich stand Widemann in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem um 1640 bis 1660 in Wien thätigen Kupferstecher Elias Widemann, von dem auch ein Blatt, das den Markgrafen Leopold Wilhelm als Feldherrn gegen die Türken darstellt, auf uns gekommen ist.

Um dieselbe Zeit arbeitete der Architekt und Maler Johann Georg Wagner aus Nürnberg, Schüler von D. Preißler und italienischen Meistern, gestorben 1686 in Darmstadt, für die süddeutschen Höfe und malte unter anderem ein Brustbild des Markgrafen Friedrich Magnus (1647—1709), welches von Philipp Kilian in hoch Folio gestochen wurde. Die vortrefflich erhaltene Originalplatte besitzt gleichfalls die Karlsruher Gallerie.

Der Maler, der uns das Hauptbild von Badens ruhmreichstem Kriegs-

helden, Ludwig Wilhelm, dem Sieger von Salankemen, geliefert hat, Johann Closterman (1656—1710), ein später in Paris und London ansässiger deutscher Künstler, war seiner Zeit besonders angesehen und beliebt und zeichnete sich durch wahrheitsgetreue, kraftvolle Charakteristik und dunkles warmes Colorit aus. Seine Arbeiten wurden denjenigen von Gottfried Kneller gleichgesetzt, und sein Porträt des Bildhauers Gibbons, der Königin Anna, der Kinder des Herzogs von Somerset, des Herzogs von Rutland und der gesammten Familie des Herzogs von Malborough galten als Zierden der Porträtkunst. Ludwig Wilhelms Bildniß, das den Türkenbesieger in voller Rüstung mit dem Marschallstab, langwallender Allongeperrücke und entschlossener, ernster Miene zur Erscheinung bringt, nicht ohne die charakteristische starke Nase und die Warze auf der rechten Wange in das richtige Licht zu setzen, reiht sich diesen Werken ebenbürtig an und giebt des Künstlers realistische Auffassungsweise wieder. Das Bild wurde von Peter Schenk in Amsterdam († 1715), dem bekannten und um die Verbreitung des Farbendrucks verdienten, aus Elberfeld gebürtigen Kupferstecher gestochen. Von den übrigen zahlreichen Blättern, die den Markgrafen darstellen, sind die Schabkunstblätter von E. C. Heiß in Wien lobenswerth und außerordentlich verbreitet und die von J. Gole in Amsterdam trefflich, aber nicht ähnlich.

Beiläufig sei hier ein seltener und interessanter Einblattdruck mit Kupferstich erwähnt, der bei Johannes de Ranc in Amsterdam erschienen ist, den Künstlernamen R. de Hooge und die Jahreszahl 1691 trägt und die „Gelukkige en seer groote Victorie door Sijne Doorluchtigheyd den Heer Markgraaf Lodewyk van Baden tegens de Turksche Armée bevochten, tusschen Peter Waradyn ende Salankement, den 19. Augusti 1691 in breiter, detaillirter Behandlung zur Anschauung bringt. Das Bild rührt von dem etwas sagenhaften Maler, Zeichner und Kupferstecher Romain de Hooghe her, von welchem Nagler im Künstlerlexikon eine größere Anzahl von Blättern verschiedenartigster Stoffe aufzählt. Recht anschaulich erzählt der Text des Einblattes von dem Markgrafen, der das „Opper-Commando“ in der Schlacht bei Salankemen führte und hier links von dem Türkenzelte des Großveziers abgebildet ist, wie er sich hoch zu Roß fechtend durch die Feinde schlägt: „hebbende Sijné Doorl: van Baden 2. Turken met eijgener hand de koppen afgeslagen, ende een derde met sijn Pistool gedood. Gedurende het Gevecht wierd sijne Doorl: tot tweemaal toe vermist. In't plonderen heeft sich sijne Doorl: seer mild jegens de Soldaten getoont.“

Im achtzehnten Jahrhundert arbeitete der aus Mähren gebürtige und in Augsburg ansässige Historienmaler und Kupferstecher Gottfried Bernhard Goetz (1708—1774) für die markgräfliche Familie von Baden-Baden vielleicht eingeführt und empfohlen durch Kaiser Karl VII., den Schwiegervater Ludwig Georgs, der ihn zum Cabinetsmaler am Hofe in München

ernannte, und der ebenso wie sein Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone, Franz I., nebst seiner Gemahlin Maria Theresia von ihm gemalt und in Kupfer gestochen wurde. Von der badischen Markgrafenfamilie sind Ludwig Georg, seine erste Frau Maria Anna — ob die zweite Maria Josefa Anna, die Tochter Karls VII. ist fraglich — seine Tochter Elisabetha Augusta und sein Bruder August Georg von diesem Künstler gemalt worden. Die darnach angefertigten, nicht allzu schönen Miniaturkupferstiche in Cartoucheform — eine von Götz und Glauben in Augsburg beliebte Specialität — sind diversen lateinischen und deutschen, in Karlsruhe, Rastatt und Bruchsal erschienenen Ausgaben des Donatus a transfiguratione Domini, dem Werke eines badischen Professors der Philosophie und Theologie, beigegeben, doch erkennt man darin wenig des Malers einstmals gepriesene Vorzüge, welche in größeren Altarbildern und Frescobildern, deren Augsburgs Kirchen und Häuserwände früher manche aufwiesen, namentlich was Erfindung und Colorit angeht, zu Tage getreten sein sollen.

Ein Künstler, der ferner hier nicht unerwähnt gelassen werden darf, ist Franz von Stampart aus Antwerpen († 1750 in Wien, 75 Jahre alt), vornehmlich Porträtmaler, aber auch Kupferstecher, wie aus seinen im Verein mit A. Prenner herausgegebenen Werken „Theatrum artis pictoriae" (1728—1733) und „Prodromus" (1735) hervorgeht. Nagler berichtet von ihm im Künstlerlexikon, er habe, um seine Personen des langen Sitzens zu entheben, zuerst den Kopf und die Hände mit schwarzer und rother Kreide gezeichnet und die Lichter mit Weiß aufgehöht. Nach diesen Zeichnungen untermalte er dann diese Theile mit Fleischfarbe und vollendete das Bild nach dem Leben. Stampart war seit 1698 Hofmaler des Kaisers Leopold in Wien und hat dort eine große Anzahl von Fürsten porträtirt. Seine Leichtigkeit in der Auffassung der Natur und sein Studium guter flandrischer Meister erkennt man aus dem Bildniß der Markgräfin Sibylla Augusta, der Gemahlin des Türkenludwig, welches 1724 nach dem Leben gemalt wurde und die seit 1707 verwittwete Fürstin mit dem Wittwenschleier darstellt. Das gute Bild hängt in dem von dieser Markgräfin 1725 im Barockstil erbauten Lustschlößchen Favorite bei Rastatt, wo auch ein Oelgemälde Ludwig Wilhelms auf Stamparts Urheberschaft zurückzugehen scheint („Copie von Maler Stambarth 1744 [?]"). Ob dieser Künstler auch für die baden-durlacher Linie gearbeitet hat, ist nicht gesagt. Einige anonyme Porträts im Rathhaus zu Durlach, so die Kniestücke der Markgräfin Catharina Barbara († 1733) und der Markgräfin Magdalene Wilhelmine († 1742), könnten der Manier nach von seinem Pinsel herrühren.

Unter den älteren Zeichnungen, die das Haus Baden betreffen, ist eine vortrefflich ausgeführte Kreidezeichnung der Maria Magdalena von Oettingen-Katzenstein, Gemahlin Wilhelm des Kammerrichters, von Wallerant

Vaillant (1623—1677) bemerkenswerth, die sich im Besitz der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe befindet. Der Künstler war nach Sandrart ein Gehülfe Ruprechts von der Pfalz, des kunstbegabten Sohnes der Winterkönigs, welchem vielfach die im siebzehnten Jahrhundert unter dem Namen Schwarzkunst, Schabkunst, Schraapkunst, Mezzo Tinto, Incisione a fumo, foggia nera, gravure d'épargne bekannte neuerfundene Art, Kupferstiche zu bereiten, zugeschrieben worden ist, während der Ruhm dieser Erfindung nach genaueren Erhebungen einem deutschen Künstler, Ludwig von Siegen, zukommt, und ist namentlich durch eine große Anzahl von trefflichen Schabkunstblättern bekannt geworden, in denen die neue Manier zuerst von einem bedeutenden Meister gehandhabt ist und den Ehrenplatz neben den vorhergegangenen Werken des Grabstichels, der Radirnadel und des Holzstockes erobert hat. (Vergl. J. E. Wessely, Wallerant Vaillant. Verzeichniß seiner Kupferstiche und Schabkunstblätter. Wien 1865.) Vaillant, zu Lille in Flandern geboren und in Antwerpen bei Erasmus Quellinus herangebildet, genoß schon frühzeitig einen großen Ruf als geschickter Zeichner und Porträtkünstler und war bei der Kaiserkrönung Leopolds I. zu Frankfurt a. M. 1658 zugegen, wo er alle Hände voll zu thun bekam. Er erhielt nicht allein den ehrenvollen Auftrag, den Kaiser selbst zu zeichnen, dessen Bild er im selben Jahre auch radirt hat, sondern eine stattliche Reihe von Fürsten und Großen ließen sich ihr Bildniß von dem Künstler anfertigen. Das Kupferstichcabinet zu Dresden besitzt allein zwölf Zeichnungen in Lebensgröße von ihm*). Von Frankfurt nahm ihn der Herzog von Grammond mit nach Paris, wo er vier Jahre am Hofe thätig war, um sich alsdann bis zu seinem Tode in Amsterdam niederzulassen. Das Bild der Markgräfin Maria Magdalena, das Vaillant laut eigenhändiger Bezeichnung 1656 gefertigt hat,

*) „Originalia dorer Churfürstlichen und anderen hohen Standespersonen so bey der Wahl des Röm. Keysers Leopoldi Ao 1658 zu Franckfurt am Mayn zugegen gewesen von W. Vaillant berühmten Mahler bey dem Wahl-Tag zu Franckfurt am Mayn 1658 verfertigt."

1. Leopoldus Rom. Imp. semper Augustus etc. etc.
2. Joannes Philippus Archiepisc. Mogunt. etc. de Schönborne.
3. Carolus Caspar Archiepisc. Trevir. etc. von der Leipert.
4. Maximilianus Henricus Archiepisc. Colon. etc. etc. Bavariae Dux.
5. Joan. Georgius II. Dux Saxoniae etc. etc.
6. Carolus Ludovicus Comes Palat. ad Rhen. etc. etc. Dux Bavariae.
7. Ferdinandus Maria, Dux Bavariae et Palat. Sup. S. R. Imp. Archidapif. etc.
8. Josephus Maria Sanfelicius Nuntius Apostolicus.
9. Fridericus Wilhelmus Marchio Brandenb. etc.
10. Antonius Dux de Grandmont. Mareschallus Franciae etc.
11. Joannes Mauritius S. R. J. Princeps Nassov. etc. Sereniss. Elect. Brandeb. ad Comit. Electo. Fruct. Plenipot. Principal.
12. Ist ohne namentliche Bezeichnung.

verräth eine außerordentlich fleißige Durchbildung, gute Technik und wohlgemeinte Charakteristik.

Auch ein anderer, mehr genannter und vielleicht zu seiner Zeit ein wenig überschätzter Künstler entfaltete im Jahre 1658 gelegentlich der Kaiserkrönung Leopolds I. in Frankfurt eine staunenswerthe Thätigkeit in der Bildnißmalerei der dort anwesenden deutschen Fürsten und Staatsmänner. Es war Matthäus Merian der Jüngere, das berühmteste Mitglied der weltbekannten, aus Basel herstammenden und seit 1624 in Frankfurt am Main ansäßigen Buchhändler- und Künstlerfamilie, deren topographische Meisterwerke dauernde Zeugnisse deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit abgeben. Matthäus Merian der Jüngere war 1621 in Basel geboren und eines der zehn Kinder des zweimal verheirathet gewesenen älteren Matthäus Merian. Er erhielt eine Ausbildung, wie sie nicht glücklicher sein konnte. Sein erster Lehrer und Rathgeber war Joachim von Sandrart. Auf längeren Reisen durch Holland, England, Flandern, Frankreich, Italien lernte er die guten alten Meister nicht weniger wie die lebenden Künstler von Bedeutung kennen. Die besten Zeitgenossen van Dyk, Rubens, Jordaens, Vouet, le Sueur, Sacchi nahmen sich seiner freundschaftlich an, und seine Kunst war neben seinen reichen Kenntnissen, Erfahrungen und guten Sitten allgemein geschätzt und bewundert. Sowohl als Kupferstecher, wie als Maler und Zeichner ist sein Name auf das Vortheilhafteste bekannt geworden. Sein Tod fällt in das Jahr 1687.

In der Kunstgeschichte Badens nimmt Matthäus Merian eine besondere Stellung ein. Nach dem Vorbilde des Kaisers Leopold I., des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und anderer hervorragender Fürsten ließen sich auch die Markgrafen von Baden und Durlach von ihm malen. Er erhielt sogar ausdrücklich den Titel eines badischen Hofrathes für seine künstlerischen Verdienste. In Gemeinschaft mit einem Augsburger Maler, Johann Ulrich Mayr, der gleichfalls bei Rembrandt und Jordaens ausgebildet war und als Bildnißmaler seiner Zeit einen großen Ruf im In- und Auslande genoß, insonderheit auch an den Höfen des Kaisers und der deutschen Fürsten, und vierundsiebzig Jahre alt 1704 starb, stellte Merian eine Sammlung von badischen Fürstenporträts her, ausschließlich von Zeitgenossen, die also vollen Individualcharakter besaßen. Es geschah dies auf Anregung des auch von Merian gemalten Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach hin, des treuen Hüters von Kunst und Wissenschaft, dessen Bücher- und Münzsammlungen nicht minder bekannt waren als seine Bestrebungen für Malerei und Baukunst. Nach dieser Porträtsammlung sind acht Porträts von M. Küsel und Philipp und Bartholomäus Kilian gestochen und einem Werke beigegeben, welches den Titel führt: „Möglichst kürtzeste, jedoch gründliche Genealogische Herführung von uralter Her- und Ankunfft Beyder Hochfürstlichen Häuser Baden und Holstein (Frankfurt a. M. 1672)", und zu dieser Publikation schrieb nach seiner eigenen Aussage auf Anregung des allzu früh verunglückten Markgrafen Ferdinand Maximilian

von Baden-Baden Philipp Jacob Spener den genealogischen Theil. Erschienen ist das Werk gelegentlich der Vermählung des Markgrafen Friedrich Magnus mit Augusta Maria von Holstein. Neben dem genealogischen Theil und den ausführlichen Verwandtschaftstabellen enthält dieses auch culturgeschichtlich interessante Buch eine genaue Beschreibung der Festlichkeiten auf der „Carolsburg bei Durlach", mehrere für den Geschmack der damaligen Zeit bemerkenswerthe Willkommsgedichte in lateinischer und deutscher Sprache und ein dramatisches Liebestriumph-Ballet in Versen „durch anwesende Hochfürstl. Gräfl. und adeliche Personen vorgestellet", in welchem unter Anderen neben dem „Dantzmeister" auch zwei Kinder Friedrich VI. Karl Gustav und die schöne Katharina Barbara, mitwirkten.

Von den Zeichnungen, die vermuthlich mit dieser Porträtsammlung in Beziehung stehen, ist eine von Merians Hand herrührende Kreidezeichnung vom Jahre 1669 besonders hervorzuheben, welche den jugendlichen Türkenhelden Ludwig Wilhelm in seinem fünfzehnten Lebensjahre mit langer Perrücke darstellt, und in ihrer weichen, liebenswürdigen Kunstweise eine angenehme Wirkung ausübt. Das treffliche Blatt ist jetzt im Besitz der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe.

Das genannte genealogische Werk, das in Merians Verlag erschien, enthält Arbeiten von verschiedenartigem Werthe. Wir lernen sowohl Merian wie Mayr als tüchtige Künstler kennen, denen es um eine vertiefte Charakteristik und Individualisirung zu thun ist. Von den Stechern ist der sonst verdienstvolle Kupferstecher Mathäus Küsel (1621—1682), auch ein Augsburger von Geburt, am wenigsten glücklich, während die beiden Brüder Philipp Kilian (1628—1693) und Bartholomäus Kilian (1630 bis 1696), die tüchtigsten Glieder der Augsburger Kupferstecherfamilie dieses Namens, von denen der Letztere und Bedeutendere drei Jahre lang bei Merian thätig war, ihrer Aufgabe auf das Beste gerecht wurden.

Wir sind hiermit bereits auf das Gebiet der vervielfältigenden graphischen Künste getreten, und hier ist begreiflicher Weise ein großer Reichthum an Porträts aller Art aufzuweisen. Gleichzeitig hat man sich hier aber am meisten vor der Gefahr zu hüten, Phantasiestücke und Fabrikarbeiten für glaubwürdige Bildnisse nach dem Leben zu halten. Es war in alten Zeiten nicht anders als heutzutage, wo die vervielfältigende Kunst die unglaublichsten Wiedergaben bekannter und vielgenannter Persönlichkeiten auf den Markt bringt. Die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnende Ausstattung von illustrirten Chroniken und Weltbeschreibungen mit Porträts in Holzschnitten hat die leichtfertigsten Werke in dieser Beziehung gezeitigt. Die Bildnisse wurden in den Officinen zum größten Theil rein fabrikmäßig und ohne jeden zuverlässigen Anhalt an die Natur nach freiem Ermessen der Phantasie angefertigt. Die Porträtkunst artete zur Schablone aus. Man scheute sich nicht, die Porträts beliebig

zu verwechseln und sogar verschiedene Persönlichkeiten durch ein und dieselbe Figur darzustellen. Die Holzstöcke wanderten vielfach von Geschäft zu Geschäft. Für Porträtstudien sind demnach die Illustrationswerke der deutschen Renaissance nur mit großer Vorsicht zu verwenden.

Die beiden ersten Bildnisse badischer Fürstlichkeiten, welchen man mit einer gewissen Begründung Porträtähnlichkeit beilegen könnte, kommen in den von Gerhardus de Roo verfaßten „Annales, oder Historische Chronik der durchleuchtigisten Fürsten vnd Herren Ertzhertzogen zu Oesterreich, Habspurgischen Stammens, nachmals auff vnkosten Herrn Conrad Dietzen von Weidenberg außgangen auch von jhme auß Lateinischer in vnser Teutsche Sprach vbersetzt, durchsehen vnnd inn Druck gegeben, Augspurg bey Johann Schultes", vom Jahre 1621 vor. Man findet dort auf Seite 224 (irrig 324) und 225 zwei Brustbilder in Holzschnitt, welche laut Ueberschrift „Marggraf Carl von Baden" († 1475) und „Catharina deß Marggrafen von Baden Gmahel" († 1493) darstellen und immerhin nach Originalporträts aus dem 15. Jahrhundert auf Holz übertragen sein können. Das Costüm der Bildnisse paßt in den früheren Zeitraum, und daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Individualbildnisse gemalt worden sind, darf als sicher angenommen werden. Da Katharina als Tochter Herzog Ernsts des Eisernen von Oesterreich und als Schwester Kaiser Friedrichs III. nahe Beziehungen zu Oesterreich hatte, und Friedrich III. mit Karl in engem Freundschaftsverhältniß stand, so ist es leicht möglich, daß der Kaiser irgend welche Originalbilder seiner Schwester und seines Schwagers besaß und daß der Holzschneider später nach denselben gearbeitet hat, um so mehr da die Autoren der Chronik, sowohl de Roo wie Dietz von Weidenberg, in erzherzoglichen Diensten standen. Die schiefe Stellung des rechten Auges bei Markgraf Karl auf dem Holzschnitt erklärt sich aus dem Umstande, daß Karl von seiner Verwundung in der Schlacht bei Seckenheim 1462 her und wohl infolge schlechter Heilung während der Zeit seiner darauf folgenden Gefangenschaft in Heidelberg ein schiefes Gesicht behalten haben soll.

Von den mit Kupferwerken gezierten Illustrationswerken seien hier nur zwei der bekannteren genannt. Ein geschickter Verleger und Stecher Namens Dominicus Custos, begann im Jahre 1600 unter dem Titel „Atrium heroicum" eine jetzt selten gewordene Sammlung von Kupferbildnissen hervorragender Persönlichkeiten „Caesarum, regum aliorumque summatum ac procerum qui intra proximum seculum vixere aut hodie supersunt", welche größtentheils, besonders was die barbari angeht, Phantasiestücke und nur zum Theil nach dem Leben und nach Vorlagen gearbeitet sein dürften. Die einzelnen Blätter sind von ungleichem Werthe. Neben Ausgezeichnetem findet sich Mittelmäßiges und Schlechtes, namentlich Conventionelles. Die epigrammatischen Unterschriften sind von Marcus Henning, der gleich Custos in Augsburg wirkte. Der zweite und dritte Theil erschien 1601, der

vierte 1602. Der letzte enthielt die Bildnisse der beiden Brüder Ernst Friedrich und Jacob von Baden, offenbar keine der schönsten Blätter der Sammlung und schwerlich nach dem Leben gestochen. Die Aehnlichkeit Beider scheint aber gut getroffen.

Das berühmteste, mehrfach aufgelegte illustrirte Werk historisch-geographischer Natur ist das auch heute noch unentbehrliche Theatrum Europaeum das von dem älteren Matthäus Merian in Frankfurt a. M. begonnen und von seinem Sohne fortgeführt wurde (21 Bände) und dessen erster Band folgenden Titel trägt: „Theatrum Europaeum oder warhaffte Beschreibung aller Denckwürdigen Geschichten so hin vnd wieder für nemblich in Europa: hernach auch an andern Orthen der Welt sowol in Religion- als Policeywesen vom Jahre Christi 1617 biß auff das Jahr 1629 sich zugetragen mit Kupfferstücken geziert vnndt verlegt Durch Matthaeum Merian in Frauncfurtt." Es enthält neben seinen Karten, Stadtansichten, Schlachtenbildern u. s. f. eine ganze Anzahl von Porträts, die mehr oder minder gelungen sind und anfangs nebensächlich im Text abgedruckt wurden. In den späteren Bänden erschienen diese Porträts in Folio, und man bemerkt unbedingt den wohlthätigen Einfluß des jüngeren Merian auf eine künstlerische Ausführung. Badischen Fürstenporträts begegnen wir an mehreren Stellen, doch verdient eigentlich nur dasjenige des Markgrafen Hermann (1628—1691) als wirklich tüchtig hervorgehoben zu werden, und hier hat wohl Matthäus Merian jun. selbst Hand angelegt. Ein anderes gleichzeitiges Bildniß dieses Fürsten befindet sich im dritten Bande von Gualdo-Priorato's Historia di Leopoldo Cesare (Vienna I—III. 1670 bis 74), einem mit vielen Kupfern gezierten Geschichtswerke; doch läßt sich von diesem Brustbild — „A. Bloem del Corn. Meyssens Fe" — nichts besonders Lobenswerthes sagen.

An werthvollen Einzelblättern in Kupferstich ist dagegen kein Mangel, indessen sei nur das Wesentliche erwähnt.

Unter den älteren Kupferstichen ist ein Porträt der unglücklichen Markgräfin Jakoba, die als Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Cleve, 1597 einen unnatürlichen Tod in Düsseldorf fand, interessant, welches von Crispin van de Passe herrührt und dessen Originalplatte sich im Besitze des Notars Strauven in Düsseldorf befindet. Das Bild ist durch die gleichzeitige Inschrift durchaus sicher und zuverlässig und für die Trachtenkunde — die Markgräfin trägt ein Staatskleid, wahrscheinlich Brautgewand, mit perlenumsetzter Krause, desgleichen Haube und reichem Schmucke — höchst charakteristisch. Die Züge sind allerdings nicht in dem Maße schön und lieblich, wie die Tradition sie schildert und wie sie auf einem anderen, aber nicht vollbeglaubigten Bildniß wiedergegeben sind, das E. Thelott gestochen und Th. von Haupt seiner Schrift „Jakobe Herzogin zu Jülich, Coblenz 1820" als Titelbild beigegeben hat. Ob der Kupferstich von dem älteren oder jüngeren Crispin van de Passe angefertigt ist, läßt sich bei

der Gleichartigkeit der Arbeiten beider nicht genau feststellen, doch ist anzunehmen, daß der Vater und Chef des Geschäftes, geboren um 1540, während seines Aufenthaltes in Köln das Porträt der jungen Fürstin, deren Vermählung mit großen Pomp gefeiert wurde, in Auftrag erhielt. Der jüngere Crispin van de Passe wurde überdies erst um 1570 oder gar 1576 geboren und war demzufolge zur Zeit der Vermählung wohl noch zu jung zum selbständigen Schaffen. Das Blatt ist im Uebrigen in fleißiger aber etwas trockener Manier gearbeitet und bedarf zur vollen Erkenntniß der Bedeutung seines Urhebers der Ergänzung durch andere, bedeutendere Werke dieses Künstlers, welcher mit großem Ernste zu schaffen pflegte und außerordentlich vielseitig war. Sein für Studienzwecke bedeutsames Zeichnungselementarwerk, welches die Proportion des menschlichen Körpers und der Thiere, das Zeichen und perspectivische Darstellung des lebenden Modells sowie den Gebrauch der Gliederpuppe bei Bekleidung von Figuren darlegte (Della luce del dipingere e disegnare etc Amsterdam 1624), ferner seine Darstellung von Reitübungen (L'instruction du Roy [Louis XIII.] en l'exercice de monter à cheval par Messire A. de Pluvinel, Paris 1628), sein mythologisches Sammelwerk über Ovids Metamorphosen („Metamorphoseon Ovidianarum . . . Zeeland 1602" 130 Blätter), das seine Anlehnung an Rubens klar macht, sowie seine zahllosen Stiche religiösen und allegorischen Inhalts und Porträts werden immer einen beachtenswerthen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen.

Auch von der intriganten Gegnerin der unglücklichen Jakoba, Sibylla von Jülich-Cleve-Berg, hat sich ein trefflicher Kupferstich vom Jahre 1576 erhalten, der sehr getreu den unangenehmen Charakter der Fürstin wiedergiebt und auch mit Bezug auf Tracht und Schmuck bemerkenswerth ist. Das Blatt wurde zwölf Jahre vor der Verlobung Sibyllas mit Philipp II. von Baden gestochen, nach dessen frühem Tod sie sich mit Karl von Burgund vermählte.

Ein tüchtiger Kupferstecher, der für die badischen Fürsten direct thätig war, ist Jakob van Heyden, um 1570 zu Straßburg geboren und später zu Frankfurt a. M. ansäßig. Wir besitzen von diesem sorgfältigen und fleißigen Künstler zunächst ein sprechendes Porträt Georg Friedrichs von der ernestinischen Linie (1573—1638) mit reicher ornamentaler Ausstattung im Renaissancegeschmack, vom Jahre 1603, dessen Unterschrift uns gleichzeitig belehrt, daß dieser Künstler, über dessen Leben wenig bekannt ist, einen Maler Johannes ab Heyden als Vater hatte. Von dem Letzteren rührt wohl das Oelbild her, und man geht gewiß nicht fehl, denselben mit dem von Nagler angeführten Künstler gleichen Namens zu identificiren, der um 1650 (?) zu Straßburg geblüht haben soll, nach Brulliots Angabe um 1570 zu Straßburg geboren wurde, und nach welchem F. Jakobus das Bildniß des Januschius Radzivil mit Kriegstrophäen gestochen hat. Jakob van Heyden hat, wie wir dem Verzeichnisse Brambachs entnehmen, den Mark-

grafen Georg Friedrich mehrfach dargestellt, doch ist das genannte Stück unstreitig das beste und auch verbreitetste. Ein treffliches Blatt ist ferner das Gürtelbild des Markgrafen Wilhelm des Kammerrichters (1593—1677) in Feldherrnrüstung mit dem Commandostabe vom Jahre 1635, dem sich ein Brustbild von 1628 passend zugesellt. Auch Friedrich V. (1594—1659) wurde zwei Mal von diesem Künstler in Kupfer gestochen.

Als ein berühmtes Blatt muß dann der von Theoder Kaspar von Fürstenberg, einem Domherrn von Mainz und Speier, der als ein Schüler des Ludwig von Siegen genannt wird, herrührender Kupferstich (geschabt und Nadelarbeit) erwähnt werden, welcher den Markgrafen Friedrich VI (1617—1677) wiedergiebt und dessen Originalplatte die Karlsruher Gallerie besitzt.

Ein sehr gutes Schabkunstblatt, das den auf der Jagd verunglückten Vater Ludwig Wilhelms, den Markgrafen Ferdinand Maximilian († 1669) in langer mit Lorbeerkranz bekrönter Allongeperrücke darstellt, rührt von Jan van Somer, einem gegen 1645 zu Amsterdam geborenen und auch dort seßhaften Künstler her, dessen Lebensumstände wenig bekannt sind. Jan van Somer, oder Someren und ein Kupferstecher gleichen Namens mit dem Vornamen Paul, geboren 1649 zu Amsterdam, herangebildet in Paris und wohnhaft in London, beide vielleicht mit dem von C. van Mander in seinem Schilderboek (1604) erwähnten Antwerpener Maler Paulus von Somer verwandt, haben eine ganze Reihe nicht immer aus einander zu haltender gestochener, radirter und geschabter Blätter hinterlassen, die sich in der Ausführung aber als ungleich erweisen. Am werthvollsten sind die Schabkunstblätter, da sie aus den ersten Zeiten der Erfindung dieser Manier stammen und im Ganzen auch mehr Sorgfalt und Fleiß bekunden, vielleicht gerade wegen der Neuheit der Aufgabe. Das Blatt, das den Markgrafen Ferdinand Maximilian wiedergiebt, verräth bereits eine große technische Fertigkeit und ist von J. van Somer gezeichnet, der sich den ihm zugeschriebenen Blättern zufolge mit Vorliebe politische Persönlichkeiten zum Vorwurf nahm.

Nicht minder verdient ein Schwarzkunstblatt von Elias Christof Heiß Lob, das ein Porträt von P. H. Müller „ad vivum figurab" zur Vorlage hat und die Markgräfin Johann Elisabetha Herzogin von Württemberg, 1680—1775, zur Anschauung bringt. Das Bildniß macht den Eindruck, als sei es nach einer Medaille gefertigt, und in der That hat der vielgeschätzte Stempelschneider Philipp Heinrich Müller aus Augsburg die Fürstin mit ihrem Gemahl Eberhard Ludwig von Württemberg auf einer Medaille vom Jahre 1705 dargestellt. Heiß stammte aus Memmingen, lebte größtentheils in Augsburg und starb 71 Jahre alt auf seinem durch Fleiß erworbenen Rittergute Trunkelsberg 1731.

Er gehörte auch zu den Ersten, welche sich in Deutschland mit Erfolg der Schwarzkunst zuwandten, und verlegte sich, obwohl er zuerst als Maler

thätig gewesen war, später ganz auf die neue Manier, die sich denn auch besonders einträglich für seine Kasse erwiesen hat.

Erwähnenswerth ist hier auch, daß ein sehr seltenes Schwarzkunstblatt des Frankfurter Meisters Ludwig Pfanstill, welcher wohl bei Gelegenheit der Kaiserkrönung Leopolds I. 1658 durch Wallerant Vaillant oder Johann Thomas von Upern die neue Kunst erlernte, eine in Oval gearbeitete Pietà der Markgräfin Anna von Baden „Liberalium artium Minervae incomparabili“ gewidmet ist.

Der berühmte Joachim von Sandrart aus Frankfurt a. M. (1606 bis 1688), der zu seiner Zeit mehr als Künstler wie als Kunstschriftsteller geschätzt wurde, während in unseren Tagen mit größerem Recht das Umgekehrte eingetreten ist, hat nach einer Beschreibung in dem Verzeichniß der seltenen Kunstsammlungen des H. von Derschau (Nürnberg 1825) die Markgräfin Maria Juliana, Gemahlin des Markgrafen Karl Magnus, im Jahre 1650 porträtirt: „Die Fürstin steht in ganzer Figur, in einem weißen Gewand, bey einem Tisch; von dem Künstler zu Frankfurt a. M. nach dem Leben gemalt.“ Doch ist über den Verbleib des Gemäldes nichts Sicheres zu berichten.

Von Joachims Neffe, Jakob von Sandrart, geboren 1630 zu Frankfurt, dagegen, der sich nach vielen Irrfahrten in Nürnberg niederließ, 1662 mit Gödler die Aufsicht über die dort neuerrichtete Akademie führte, eine Kunsthandlung daselbst gründete und nach einer besonders reichen Thätigkeit auf dem Gebiete des Kupferstiches — er stach allein gegen 400 Porträts — 1708 verstarb, besitzen wir ein liebvoll und zierlich ausgeführtes Porträt der Markgräfin Johanna Elisabetha von Brandenburg-Ansbach (1651—80), einer Tochter Friedrichs VI. von Baden-Durlach, das der Unterschrift gemäß nach dem frühen Tode derselben angefertigt wurde, aber als Vorlage ein Bildniß nach dem Leben von Wolfgang Ludwig Hopfer, einem kurpfälzischen Hofmaler aus Nürnberg († 1689), hatte, welches sich recht sympathisch giebt. Weniger Günstiges läßt sich von einem Reiterbilde dieses Sandrart sagen, welches den Feldmarschall Leopold Wilhelm (1626 bis 1671) hoch zu Roß in voller Rüstung mit dem Commandostab wiedergiebt und stark an fabrikmäßige Arbeit erinnert, während sonst dem Künstler eine sorgfältige Behandlung seiner Porträtstiche und Landkarten nachgerühmt werden kann. In letzterer Beziehung machte 1666 sein Nachstich der großen aretinischen Karte von Böhmen geradezu Aufsehen, da sie genauer und inhaltvoller als das Original und zudem mit bildlichen Ansichten von Städten und Schlössern geschmückt ist. Ein interessantes Porträt des Markgrafen Leopold Wilhelm in türkischer Kleidung mit einem Hund in Oel hat sich in der Wallerstein'schen Sammlung zu Maihingen gefunden; dasselbe hat den einstmals vielbeschäftigten, 1631 in Lübeck geborenen und später in Regensburg ansäßigen Maler Benjamin Block

zum Urheber, von dem auch ein geschabtes Bildniß des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm vorhanden ist.

Auch unter den badischen Fürstenmitgliedern selbst begegnen wir — dies sei noch gesagt — einigen Künstlern oder vielmehr Künstlerinnen, denn nur weibliche Mitglieder sind mit Kunsterzeugnissen hervorgetreten. Sehr gerühmt wurden ihrer Zeit die Miniaturen der frommen Markgräfin Katharina Barbara, 1650—1733, welche wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und Herzensvorzüge von Kaiser Leopold I. zur Gemahlin begehrt wurde, die Werbung aber ausschlug, weil sie ihre Religion nicht mit der katholischen vertauschen wollte, und unvermählt starb. In einem zu Karlsruhe befindlichen Manuscripte des Durlacher Handschriftencabinets (jetzt General-Landes-Archiv) finden wir eine Porträt-Handzeichnung der kunstsinnigen Prinzessin Anna, 1573—1638, welche ebenso wie ihre Schwester Elisabeth den freien Künsten, namentlich der Poesie, ergeben war; dieselbe stellt den Vater der Markgräfin, den tapfern und unglücklichen Georg Friedrich, dar und scheint ziemlich sicher nach einem Kupferstich gearbeitet zu sein. Elisabeth (1620—1692) hat sich durch eine anspruchslose aber ungemein ansprechende Gedicht-Sammlung bekannt gemacht, welche erstmalig 1685 in Durlach unter dem Titel „Tausendt merkwürdige Gedenk-Sprüch auß vnderschiedlichen Authoren zusammengezogen Und in Teutsche Verse übersetzt" erschienen sind. In neuerer Zeit thaten sich die erste Gemahlin Karl Friedrichs, des Stifters des Großherzogthums, Karoline Luise, Landgräfin von Hessen-Darmstadt († 1783), und Christiane Luise von Nassau-Usingen († 1829), Gemahlin des Markgrafen Friedrich (1756—1817), durch Porträtzeichnungen hervor. Von der ersteren Fürstin ist ein Brustbild Karl Friedrichs bekannt, nach einer Zeichnung in Kupfer gestochen zu Basel (chez Chr. de Mechel. kl. 4). Von der letzteren rührt anscheinend ein Brustbild der ersteren her, „gezeichnet im letzten Jahre Ihres Lebens 1783".

Wir kommen schließlich noch mit einigen Worten auf die hauptsächlichsten Medaillen des badischen Fürstenhauses zu sprechen, die zu dieser Porträtgeschichte gehören.

Die neuere Medaillenkunst seit der Wiedergeburt der Künste in Italien gilt allerdings als eine Abtheilung der Plastik, aber sie hat doch neben dem Anstoß durch die Antike ihre ursprüngliche Erfindung und Veranlassung nicht zum Geringsten der Kunst der Malerei zu verdanken, da die nach der Natur schaffenden Maler in alten Tagen gewohnt waren, ihre Porträtaufgaben zunächst in Wachs zu modelliren und bei der leichten Zerstörbarkeit dieser Modelle bald aus praktischen Gründen auf den Metallguß kamen, woran sich in nicht zu langer Zeit die Verwendung der Porträtmodelle zu Erinnerungsmünzen an bestimmte Personen und auf der Kehrseite an gewisse auf die dargestellten Personen bezügliche Begebenheiten angeschlossen haben mag. Jedenfalls hat sie in ihrer Entwickelung allemal gleichen Gang mit

den Fortschritten der Malerei nicht minder wie mit denen der Plastik gehalten. Ja, man machte in vereinzelten Fällen selbst malerische emaillirte und polychrome Versuche mit ihr. Die Medaillenkunst hat sich auf diese Weise vom fünfzehnten Jahrhundert ab mehr und mehr zu einer selbständigen, eigenartigen Kunstgattung ausgebildet, die nicht wie in der Antike, wo jeder Gebrauchsgegenstand der Schönheit geweiht war, dem alltäglichen, gemeinen Verkehr diente, sondern höhere Zwecke verfolgte und schnell eine große Vollkommenheit in der Technik und im künstlerischen Ausdruck erlangte. Neben den gegossenen Medaillen wurden getriebene, geprägte und niellirte Werke angefertigt. Italien und Deutschland sind die Werkstätten der besten Schaumünzen gewesen, und es liegt in der Natur der Sache, daß diese Kunst vornehmlich von weltlichen und geistlichen Fürsten, sowie von vornehmen Adelshäusern und Patrizierfamilien gefördert wurde. Was den Gebrauch der Medaillen angeht, so wurden dieselben sowohl als Schmuck an Hüten und Baretten wie als Ehrengeschenk an Ketten um den Hals getragen. Die Porträtmedaillen sind im sechzehnten Jahrhundert, namentlich in Deutschland zu einer staunenswerthen, noch heute als Vorbild dienenden Blüthe entwickelt worden, während in Italien durchgehends die Meisterschaft der Composition vorwiegend war. Vollendete Technik, einfache sprechende Charakteristik, liebevolle und fleißige Durchführung rufen in den deutschen Porträtmünzen unsere volle Bewunderung hervor.

Die badische Münzgeschichte, welche vielfach eingehende und belehrende Bearbeitung erfahren hat, ist reich an Beispielen der deutschen Medaillen- und Prägekunst.

Abgesehen von einem mittelalterlichen Porträtsiegel des Markgrafen Rudolph I. († 1288) vom Jahre 1277, das nur beiläufig hier erwähnt sein möge, finden wir bereits im fünfzehnten Jahrhundert auf verschiedenen Münzen Bildnisse des Markgrafen Christoph I. († 1527), sowie in dem folgenden Jahrhundert seiner Tochter Beatrix (1492—1535) und seiner Enkelin Jakoba (1507—1580), von welch letzterer zwei Stücke von 1534 und 1535 vorhanden sind. Ein ganz vorzüglicher deutscher Künstler ist dann für Christophs beide Söhne Bernhard III. (1474—1536) und Ernst (1482—1553), die Stifter der beiden badener Linien, thätig gewesen, von dem sich leider nur spärliche Nachrichten erhalten haben. Es ist dies der in Straßburg gebürtige Medailleur Friedrich Hagenauer, welcher sich selbst einen „Porträter und Bildhauer" genannt und seiner eigenen Aussage nach an vielen Höfen und Orten Ehre mit seiner Kunst eingelegt hat. Um 1530 wirkte Hagenauer eine Zeit lang in Augsburg, wie es scheint, ohne Berechtigung, da sich die Bürger dort über ihn beschwerten. Daß er die beiden Markgrafen mehrfach porträtirte, beweist das Ansehen, in dem er zu seiner Zeit stand. Sowohl von Bernhard wie von Ernst ist ein vortreffliches Einzelbrustbild in feiner Ausführung und beträchtlicher Größe auf uns gekommen und eine Doppelbüste der beiden Brüder auf die brüder-

liche Eintracht wurde aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls von ihm modellirt und geschnitten. Sonst sind auch eine Reihe von Bildnissen angesehener Augsburger Bürger und fürstlicher Personen dieses Künstlers, dessen Buchstaben H. F. erst in neuerer Zeit entziffert wurden, erhalten.

In der Folge begegnen wir einer größeren Anzahl meisterhafter Porträtmedaillen des sechzehnten Jahrhunderts, welche Mitglieder des badischen Fürstenhauses darstellen, und in manchen Fällen, wo keine beglaubigten Bildnisse von Malern oder Kupferstechern vorhanden sind, diese Porträtgeschichte dankenswerth vervollständigen. Als ganz vorzügliche Stücke müssen die Schaumünzen Karls II. (1529—1577) von 1559 und 1572, seiner Gemahlin Anna († 1586), des frühverstorbenen Markgrafen Philipp II. (1559 bis 1588) und die energisch gearbeitete ovale Medaille des unglückseligen Eduard Fortunatus (1565—1600), von dessen Mutter Cäcilia († 1627) gleichfalls eine vor 1564 gefertigte Medaille (als Braut des Grafen Tencin) vorhanden ist, hervorgehoben werden. Leider sind von allen diesen die Künstler nicht bekannt. Doch kann man als sicher annehmen, daß die Arbeiten zumeist von Nürnberger oder Augsburger Medailleuren und Goldschmieden herrühren, da diese beiden Städte im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen das Monopol für diese Kunst besaßen, während die Medaillenkunst in Italien an den verschiedensten Orten eine Heimstätte aufgeschlagen hatte.

Auch die Medaillen des siebzehnten Jahrhunderts sind zum größten Theile anonym erschienen und man muß sich an den meisten schönen Stücken erfreuen, ohne ihren Verfertigern nach gebührendem Verdienst einen ehrenvollen Namen in der Münzgeschichte geben zu können. Von Friedrich VI. (1617 bis 1677) von der ernestinischen Linie, dem Begründer des reichhaltigen badischen Münzcabinets in Karlsruhe, besitzen wir nur drei chiffrirte Medaillenbildnisse, deren Urheberschaft vielleicht auf den Münzmeister Peter Pfeifer (1623—1630 in Baden thätig) zurückgeht. Seine Söhne Friedrich Magnus (1647—1709) und Karl Gustav (1648—1703) dagegen wurden von einem angesehenen deutschen Künstler Anton Meybusch porträtirt, der in Schweden und Dänemark arbeitete, und es ist anzunehmen, daß Friedrich VI. durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Schweden — seine Gemahlin Christine Magdalena war die Schwester Karls X. Gustav und die Nichte Gustav Adolfs — diesen Künstler gekannt, wenn nicht gar vorübergehend an seinen Hof herangezogen hat. Meybuschs Darstellung der beiden Markgrafen verrathen Fleiß und gute Technik, ohne aber den Arbeiten des vorhergehenden Jahrhunderts gleichzukommen. Der Künstler, der später zumeist für den dänischen Königshof in Kopenhagen gewirkt hat, scheint auch eine Zeit lang in Paris gewesen zu sein, da es von ihm einige Medaillen nach Zeichnungen oder Modellen französischer Künstler zur Geschichte Ludwig XIV. giebt. Friedrichs VI. Tochter Christina (1645—1705), zuerst an den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und dann an den Herzog von Sachsen-Gotha ver-

mählt, wurde im Jahre 1705 von dem sächsischen Medailleur Christian Wermuth portraitirt, der, geboren 1661 zu Altenburg und gestorben 1739 zu Gotha, mit mehreren Söhnen und einer Tochter seine Kunst ausübte und mehr fabrikmäßig thätig war, wovon die Anzahl seiner Medaillen, deren man ihm dreizehnhundert zuschreibt, beredtes Zeugniß abgiebt.

Einer der geschicktesten und berühmtesten deutschen Medailleure aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der für die badischen Fürsten arbeitete, ist ferner Philipp Heinrich Müller gewesen. Dieser Künstler wurde 1653 in Augsburg geboren, erlernte dort die Goldschmiedekunst, siedelte aber, nachdem er sich ganz auf das Stempelschneiden verlegt hatte, nach Nürnberg über, wo Friedrich Kleinert und Kaspar Gottlieb Lauffer ein Privilegium, Schaumünzen zu prägen, besaßen, und mehrere gute Künstler beschäftigten, und kehrte erst nach langjähriger Thätigkeit in vorgerücktem Alter nach Augsburg zurück, wo er 1718 starb. Seine Söhne führten das einträgliche und renommirte Geschäft ihres Vaters fort. Wir besitzen von diesem Künstler Medaillenbildnisse des großen Türkenbesiegers Ludwig Wilhelm (1655—1707), der Markgräfin Johanna Elisabetha (1680—1757), welches als Vorlage des obengenannten Schabkunstblattes von G. E. Heiß diente, und ein Brustbild derselben Fürstin vom Jahre 1705 mit ihrem Gemahl Eberhard Ludwig von Württemberg, sowie schließlich eine Schaumünze des Erbauers von Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm (1679—1738), die alle einen guten Eindruck zu machen im Stande sind. Erwähnenswerth ist hier ferner eine Medaille Karl Wilhelms, die der berühmten Künstlerschaft des Genfers Jean Dassier (1676—1763) entstammt, jenes Meisters der Medaillenkunst, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen großen Namen in den Auslanden erwarb, in Paris die 72 Könige von Frankreich und die Reformatoren, in London die englischen Könige von Wilhelm dem Eroberer bis auf Georg II. und in Italien den König von Sardinien (1743) und verschiedene vornehme Persönlichkeiten in Medaillen verewigte und sammt seinem Sohne Jacques Antoine Dassier (1715—1759) unstreitig unter die tüchtigsten und strebsamsten Künstler seines Faches zu zählen ist.

Auch von dem diesen Künstlern an Ruhm und Talent noch überlegenen, im Kanton Schwyz geborenen Joh. Karl Hedlinger (1691—1771), der sich an den Höfen von Paris, Petersburg, Kopenhagen, Rom und namentlich Stockholm einen Weltruf erwarb, besitzt unsere Porträtgeschichte eine meisterhafte Arbeit, das Brustbild des Markgrafen August Georg (1706—1771), mit welchem die bernhardinische Linie Badens erlosch.

Eine große Anzahl der bemerkenswerthesten badischen Porträtmedaillen ist in Schöpflins Historia Zaringo-Badensis (1713—1766) und in Berstetts Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses (1846) abgebildet worden.

Die ſchwerſte Pflicht.

Trauerſpiel in einem Act.

Von

Paul Heyſe.

— München. —

Perſonen.

Ludwig Hochſtetten, Legationsrath a. D.
Juliane, ſeine Frau.
Dr. Eduard Eckart, Arzt.
Martin, Hochſtetten's alter Diener.

Elegantes Wohnzimmer in Hochſtetten's Villa vor dem Thor einer Reſidenzſtadt. Thüren rechts, links und in der Mitte. Es iſt Abend. Mehrere Lampen brennen auf dem Kaminſims und verſchiedenen Tiſchen.

Erſte Scene.

Martin (am Kamin, beſchäftigt, das Feuer zu ſchüren.) Juliane (von links, tritt haſtig ein, in nervöſer Erregung).

Juliane. Iſt der Herr noch nicht zurückgekommen?

Martin (ſich aufrichtend). Noch nicht, gnädige Frau.

Juliane. Wohin iſt er geritten?

Martin. Ich weiß es nicht, gnädige Frau; 's iſt aber ſchon eine Stunde her. Der gnädige Herr hat ſich wieder den ungariſchen Hengſt, den Sandor, ſatteln laſſen. Wenn gnädige Frau ihm einmal vorſtellen

wollten: das Thier ist so feurig, unsern Stallknecht läßt es nicht aufsitzen. Es giebt noch einmal ein Unglück.

Juliane. Wie oft hab' ich ihn gewarnt! Er hört nicht auf mich. Er verachtet die Gefahr.

Martin. Aber heut bei dem Glatteis — die Eisen sind dem Gaul noch nicht geschärft — wer konnte auch denken, daß es schon Anfang November Frost geben würde!

Juliane (ist zu dem Tischchen vor dem Divan hingetreten, hat ein Buch in die Hand genommen, es aufgeschlagen und wieder hingelegt). Der Herr ist ein vorzüglicher Reiter und seines Thieres sicher. Sie werden sehen, Martin, er kommt bald wieder.

Martin. Aber wie, gnädige Frau! Wie das letzte Mal: der Herr und der Gaul in Schweiß gebadet, die Sporen blutig, und dem Thier zitterten noch eine halbe Stunde lang die Flanken. O gnädige Frau —

Juliane (ist nach der Uhr auf dem Kaminsims gegangen). Sieben Uhr. Um halb sollte der Zug kommen. Der Herr erwartet ja den Doctor. Er könnte schon da sein.

Martin. Der Weg vom Bahnhof bis zu uns heraus ist weit. Aber da fährt ein Wagen vor.

Juliane (fährt zusammen; für sich). O mein Gott! (horcht.) Er wird es sein. Wer sollte sonst um diese Stunde — Sehen Sie nach, Martin, ob es der Herr Doctor ist, und führen ihn dann herein. Ist sein Zimmer in Ordnung?

Martin. Die Lampe brennt drinnen, und es ist warm.

Juliane. Gehen Sie, gehen Sie! (Martin ab.)

Zweite Scene.

Juliane. Dann Eckart.

Juliane (die Hand aufs Herz gepreßt). Ich dachte, ich hätte es überwunden, es wäre hier Alles todt und still. Aber womit wird man denn fertig, was uns einmal ans Leben ging? Das ist sein Schritt, seine Stimme — Ruhig! ruhig! (tritt wieder an das Tischchen, schlägt die Blätter des Buches mechanisch um, drüber hinweg zu Boden blickend.)

Eckart (tritt ein, bleibt an der Schwelle stehen. Martin nimmt ihm den Mantel ab, entfernt sich dann.) Sie haben befohlen, gnädige Frau —

Juliane (wendet sich, geht ihm langsam entgegen). Guten Abend, lieber Freund. Seien Sie herzlich willkommen! Ich danke Ihnen, daß Sie den Wunsch meines Mannes erfüllt haben.

Eckart (ihre Hand, die sie ihm bietet, nicht fassend, mit einer Verbeugung). Den Wunsch Ihres Mannes? Ihren Wunsch, Ihren ausdrücklichen Befehl. O Frau Juliane, warum haben Sie mir das gethan!

Juliane (überhörend). Sie treffen mich noch allein; Ludwig ist ausgeritten; in seinem aufgeregten Zustande bedarf er Luft und Bewegung. Aber wollen Sie sich nicht setzen? Soll ich Ihnen eine Tasse Thee geben? — Martin!

Eckart (rasch vortretend). Rufen Sie ihn nicht, gnädige Frau. Ich bedarf Nichts. Ich werde mich nur so lange aufhalten, als meine ärztliche Pflicht gegen Ludwig es erfordert.

Juliane. Sie wollen nicht bei uns übernachten? Das wird mein Mann nimmermehr zugeben. Seine ganze Hoffnung sind Sie.

Eckart (sieht sie traurig an, sie wendet sich ab, läßt sich auf den Divan nieder). O, Frau Juliane, gab es kein Mittel, mir dies Wiedersehen zu ersparen? Als ich Ludwig's Brief erhielt, in dem er mich beschwor, ihm Hülfe zu bringen in seiner Noth, stand es bei mir fest, daß ich dem Ruf nicht folgen dürfe. Dann schrieben Sie mir, ich müsse kommen, — und hier bin ich, und Alles ist, wie es war, und auch Sie können den Augenblick nicht erwarten, wo ich Ihnen wieder aus den Augen komme.

Juliane (sehr ernst und ruhig). Lassen Sie das Vergangene ruhen, Eckart. Ich habe es ausgelöscht in meiner Erinnerung. Ich sehe in Ihnen nur noch den Freund meines unglücklichen Mannes, den einzigen, treuesten, an den er sich mit all seinen Hoffnungen leidenschaftlich anklammert. Können Sie sich ihm so rasch wieder entziehen und sein Vertrauen täuschen?

Eckart. Sein Vertrauen — hab' ich es nicht schon einmal so schwer getäuscht? Und war die Buße für mein Vergehen nicht gerecht? Dürfen Sie mit gutem Gewissen sagen, daß ich nun genug gebüßt habe?

Juliane. Zwei Jahre, mein Freund, sind eine lange Zeit. Ich hab' es an mir selbst erfahren. Ich habe es über mich gewonnen, ohne Groll an Ihre Verirrung zu denken.

Eckart. Weil Sie glaubten, Buße müsse Besserung wirken. Aber wenn es nun nicht so wäre, Frau Juliane? Wenn der unselige Mensch, den Sie damals für immer aus Ihrer Nähe verbannten, weil er in einem Augenblick unverzeihlicher Schwäche sich so weit vergessen hatte, der Frau seines Jugendfreundes zu gestehen —

Juliane (steht auf). Nicht weiter, Eckart! Ich verbiete es Ihnen, das Gespenst jener unglücklichen Stunde mit Gewalt wieder heraufzubeschwören.

Eckart. Mit Gewalt! O es braucht keiner Beschwörung, es kommt ungerufen, es hat mich diese zwei Jahre hindurch nicht verlassen. Und jetzt — da ich Sie wiedersehe —

Juliane (mit Nachdruck). Wenn ich es nicht bereuen soll, an den Adel Ihrer Gesinnung und Ihre Freundschaft für meinen Gatten geglaubt zu haben, so sprechen wir nur von dem, was Sie hierher geführt. Ludwig hat Ihnen geschrieben, wie schwer er leidet. Mir hat er's lange verschwiegen und den Stachel nur geschärft, indem er ihn einsam nach innen bohrte. Sie kennen ihn von Jugend auf. Sagen Sie mir, Doctor, was

ist es, das ihm bei scheinbar voller Gesundheit das Leben zur Last macht? Ist es mehr als Einbildung? Sein Vater, weiß ich, war ein Hypochonder, der seinem Leben in einem Anfall von Schwermuth selbst ein Ende machte. Auch Ludwig, als ich vor fünf Jahren sein Weib wurde — er hatte dunkle Stunden, Anwandlungen der bittersten Menschenscheu. (zögernd, ohne ihn anzublicken.) Sie wissen vielleicht nicht, daß ich gerade darum, als er um mich warb, ihm meine Hand nicht versagen wollte. Er beschwor mich so rührend, sein guter Engel zu werden, ihn ins Helle und Heitere hinauszuführen — Sie selbst waren oft genug Zeuge, wie wenig mir das gelang!

(drückt ihr Tuch gegen die Augen.)

Eckart. War nicht das meine einzige Entschuldigung, daß ich Sie leiden sah unter seinen wilden Launen, seinem jähzornigen Trübsinn — Sie, für die ich jeden Blutstropfen meines Herzens hingegeben hätte, Ihnen ein Loos zu bereiten, das Ihrer würdig gewesen wäre?

Juliane (abwehrend). Still! Was haben Sie mir versprochen? Sie sind Arzt und sollten besser als Andere wissen, wie wenig wir vermögen gegen die unverantwortlichen Mächte in unserem Blut. Ich habe meine Pflicht, ihm treu zur Seite zu bleiben, redlich gethan, aber meine Kraft ist fast zu Ende. Darum rief ich Sie als meinen Gehülfen, meinen Bundesgenossen im Kampf gegen dies jammervolle Schicksal. Sie müssen ihm helfen, lieber Freund, das wird auch für Sie die sicherste Hülfe sein. Wenn Sie sehen, wie er die Krankheit überwindet durch Ihren Rath, Ihren treuen Beistand, wird auch Ihr Gemüth sich beruhigen und all der krankhaften Regungen Herr werden. Und dann werden wir Drei traulich wieder neben einander leben können.

Eckart. Meinen Sie, Frau Juliane? Aber selbst wenn ich an diese Idylle glaubte, die Sie mir so lockend ausmalen — ich könnte keine Rolle darin übernehmen; ich habe mich bereits anderweitig verpflichtet.

Juliane (sieht ihn fragend an).

Eckart. Vor wenigen Tagen habe ich den Vertrag unterzeichnet, als Schiffsarzt eine Expedition in das Polarmeer zu begleiten. Es fuhr mir so durch den Kopf, da droben im ewigen Eise würde ich vielleicht das Fieber loswerden, das bisher alles Chinins und aller Sympathiemittel gespottet hat.

Juliane. Mein Gott — Sie wollten — eine so gefahrvolle Reise — wie Viele sind nie wiedergekommen! Nein, nein, das dürfen Sie nicht — das würde ich nie verwinden. Immer müßte ich denken — Aber still! Ich höre Hufschlag im Hof. Versprechen Sie mir —

Eckart. Alles was in meiner Macht steht.

Juliane. Sie dürfen auf keinen Fall, nachdem Sie Ludwig gesehen, sich fortstehlen, ohne noch mit mir gesprochen zu haben. Ich rechne bestimmt darauf, und wenn es wahr ist, daß Ihnen mein Glück und die Ruhe meines Herzens theuer ist —

Eckart (sich verneigend). Sie können auf mich rechnen, gnädige Frau!

Dritte Scene.

Vorige. (Durch die Mitte) Hochstetten (im Reitanzuge).

Hochstetten. Ist er's? — Er ist es wirklich! (wirft Hut und Reitpeitsche weg.) An mein Herz, getreuer Eckart! (umarmt ihn.) Nein, daß du da bist! Du glaubst nicht, wie mir's wohl thut! — Juliane, was sagst du? Die Treue ist doch kein leerer Wahn. — Martin! Martin!

Juliane. Was wünschest du?

Hochstetten. Wein! Wein! Meine Kehle ist so ausgedörrt wie meine Seele. Wir wollen beide ein bischen anfrischen, nicht wahr, mein Junge? — Martin! — Wo bleibt die Schnecke?

Juliane. Er wird in Eckart's Zimmer sein. Ich will selbst gehen.

Hochstetten. Nein, bleib! Es hat Zeit. (Er faßt sie am Handgelenk, führt sie Eckart entgegen.) Sieh diese Frau, Eduard. Dies blasse Gesicht, diesen feinen Kopf — bemerkst du nichts daran?

Eckart. Was meinst du?

Juliane. Aber Ludwig, ich bitte dich —

Hochstetten. Nein, es ist wirklich Nichts zu sehen. Es ist auch nur ein frommes Märchen, daß die Märtyrerinnen Heiligenscheine getragen hätten. Aber wenn je Eine so einen blanken Kopfschmuck als Zeugniß ihrer Tugenden sich verdient hat, müßte diese Frau ihn aus purem Golde tragen.

Juliane (mit mühsamem Lächeln). Da sehen Sie, Eckart, wie nöthig es ist, daß Sie ihn in die Cur nehmen. Er phantasirt, er leidet am hitzigen Fieber der Ueberschätzung.

Hochstetten (küßt ihr die Hand). Nein, meine liebe Heilige, er weiß, daß ich meine fünf Sinne durchaus beisammen habe, wenn ich dich für das beste Weib unter der Sonne erkläre. Nur etwas mehr Verstand hättest du haben sollen, etwas weniger Leichtsinn, als du dich zum Heirathen entschlossest.

Juliane. Lieber Ludwig! (drückt ihm die Hand.)

Hochstetten. Warum ist dein Herz mit deinem Kopf durchgegangen? Und wahrhaftig, diese mitleidige Thorheit hast du schwer gebüßt. Wie hab' ich dich belohnt für deine himmlische Güte, deine Geduld und Tapferkeit diese fünf Jahre hindurch! Ein Lebensgefährte, der dir dein junges Leben so gründlich verbitterte — trübsinnige Grillen — Berserkerlaunen — Eifersucht — Stell dir vor, Eduard, sogar das hab' ich ihr anthun können, daß ich ihre Mienen ausspähte, wenn sie in Gesellschaft über die albernen Späße irgend eines Laffen von Courmachers sich zu lachen bemühte, um ihr Gähnen zu verbergen. Und sie, dieser Engel —

Juliane. Ich will Martin rufen. Du bist erschöpft und aufgeregt vom Reiten. (will gehen.)

Hochstetten (hält sie). Nein, du bleibst — du sollst erst hören — hier, jetzt, vor diesem alten Getreuen will ich mir Alles vom Herzen reden, was mir so lange daran gefressen hat, dir's abbitten, was ich an deinem Glück gefrevelt habe, zu deinen Füßen dich anflehen: Begnadige mich! Trage meine Sünden mir nicht nach. Denn beim ewigen Gott: wenn ich dir weh that, ich selbst litt schwerer darunter, als du, arme heilige Dulderin!

(Er hat ihre Hände ergriffen, sinkt neben ihr nieder, drückt das Gesicht gegen ihre Hand.)

Juliane. Um Gotteswillen, Ludwig, lieber, lieber Mann, du bist außer dir! Was thust du? Was soll unser Freund denken? Bitte, bitte, steh auf! (Er läßt sich widerstrebend aufrichten.) Wußt' ich nicht, daß du zuweilen an krankhafter Schwermuth littest, die dich in trüben Stunden dir selbst entfremdete? Ludwig, ich beschwöre dich —

Hochstetten (läßt ihre Hände los, fährt sich düster über die Stirn). Ja, Kind, du sagst es. Ich war nicht ich selbst, wenn ich dir weh thun konnte, dir, von der alles Glück ausging, das ich je im Leben genossen habe. Ist es denn wahr? Du trägst es mir nicht nach? Sag mir's noch einmal, vor diesem alten Freunde hier, daß du mir vergeben hast.

Juliane. Wirst du nun aufhören? Was werden Sie denken, Eckart! Als hätten wir die unglücklichste Ehe geführt.

Eckart. Nichts denk' ich, Frau Juliane, als daß er Recht hat, wenn er Sie verehrt, wie ein überirdisches Wesen.

Hochstetten. Ich danke dir, mein Alter. Wenn du sie erst kenntest wie ich! — Aber nun nichts mehr davon! Nun wollen wir lachen und es uns wohl sein lassen. Ist mein Nothhelfer nicht da, der mich von allen Gebresten des Leibes und der Seele heilen wird? Du sollst sehen, liebes Herz, hinfort werde ich dir keine böse Stunde mehr machen, werde sanft und friedlich sein wie ein Lamm und dir nichts mehr abzubitten haben. (stirnrunzelnd) Du lächelst ungläubig?

Juliane. Nur verwundert, Lieber, warum du so viel überflüssige Worte machst. Aber ich will gehen und euch den Wein schicken. Auf Wiedersehen, Eckart! (geht nach der Mittelthür.)

Hochstetten (blickt ihr nach). Juliane!

Juliane (wendet sich). Was wünschest du noch?

Hochstetten (geht auf sie zu). Der gute Kamerad da — er nimmt es nicht übel, wenn zwei alte Eheleute sich in seiner Gegenwart nun den Hals fallen. Mein treues, geliebtes Weib! (umarmt sie.)

Juliane (leise). Du bist so sonderbar. Trink lieber keinen Wein. Ich will den Theetisch decken lassen.

Hochstetten. Nein! Im Wein ist Wahrheit. Wir wollen die alte Freundschaft leben lassen und uns das Herz leicht schwatzen. — Lebwohl, mein Glück, mein Leben — lebwohl! (Er betrachtet sie einen Augenblick mit leidenschaftlicher Innigkeit, läßt dann ihre Hände fahren.) Geh! Geh! (Sie geht. Er steht in sich versunken und blickt ihr nach.

Vierte Scene.

Hochstetten. Eckart.

Hochstetten (vor sich hin). Vorbei! Versunken! Mein einziger Stern! O Gott, die ewige Finsterniß ist doch schauerlich! (wendet sich langsam um, kommt in den Vordergrund.)

Eckart. Willst du mir nun sagen, lieber Freund —

Hochstetten (aufblickend). Ja so! Ich vergaß — Verzeih, Eduard, ich war nicht bei dir, mein Herz folgte ihren Tritten. Scheiden thut weh, weißt du ja.

Eckart. Scheiden, für eine halbe Stunde?

Hochstetten. Es ist wahr, wenn man schläft, spürt man nicht, daß die Zeit vergeht. Aber nimm Platz, mach es dir bequem. Oder willst du erst in dein Zimmer gehen?

Eckart (setzt sich). Ich kann eure Gastfreundschaft nicht annehmen, Ludwig. Morgen mit dem Frühesten muß ich wieder fort, und ich störe nicht gern den Morgenschlaf meiner Wirthe.

Hochstetten (immer halb abwesend, mit zerstreutem Blick). Morgen mit dem Frühesten — O, meinen Schlaf würdest du nicht stören; und auch Juliane — aber wie du willst, Eckart, ganz wie du willst. Jedenfalls danke ich dir unendlich, daß du überhaupt gekommen bist. (Martin bringt den Wein.) Und da ist auch der Wein. Stell ihn nur hin, Martin. Ich werde selbst einschenken. Sieh, sieh, Juliane hat nicht vergessen, daß du unsern Burgunder besonders gern trankst. (Martin ab. Hochstetten schenkt ein.) Wann vergäße sie auch je etwas, womit sie Anderen wohlthun kann!

Eckart. Ich trinke jetzt nicht, Ludwig, nur um dir Bescheid zu thun. (klingt an.) Auf deine Gesundheit!

Hochstetten. Auf meine — haha! Aber freilich, du bist ja gekommen, den Unheilbaren in die Cur zu nehmen. Prosit! (stürzt das Glas hinunter.)

Eckart. Unheilbar! Dein altes Wahngespenst!

Hochstetten (wirft sich auf den Divan). Nein, Bester, kein mitleidiges Possenspiel. Du weißt ganz gut, warum ich dich gerufen habe: nicht um mir gegen dein Wissen und Gewissen flauen Trost einsprechen zu lassen, daß du hernach, wenn du mir den Rücken gewendet, mit einem freundschaftlichen Achselzucken sagen müßtest: der arme Narr! Er kennt sein Schicksal, aber er ist schwach genug, sich selbst die Binde vor die Augen zu drücken. Du sollst besser von mir denken. Soweit hat die Mordart, die an meiner Wurzel nascht, mir das Mark noch nicht versehrt, noch bin ich ein Mann und stehe aufrecht und bettle nicht um eine elende Galgenfrist. Jetzt, da auch das Schwerste überstanden ist, der Abschied von dieser Frau —

Eckart (steht auf). Nein, nein, du verzweifelst zu früh, du siehst zu

schwarz. Lieber, Theuerster, laß uns ruhig darüber reden! (tritt zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter.)

Hochstetten. Willst du meinen Puls fühlen? Man kann nicht ruhiger sein. Aber ich sehe, was ich sehe — es schwebt über mir wie der böse schwarze Vogel über unser Aller Ahnherrn, dem armen Prometheus, dem er an der Leber fraß. Ja, mein Alter, ich habe das Erbe meiner Väter angetreten.

(Pause.)

Hochstetten. Komm, setz dich zu mir. Wir wollen leise reden, und recht vernünftig. Nicht wahr, auch du hast gehofft, das Entsetzliche würde noch abzuwenden sein durch das Glück, dieses Weib zu besitzen. O Eduard, es war ein schöner, aber frevelhafter Traum. Nie hätte ich ihr Leben an meines ketten sollen. Aber ich redete mir vor, in die Nähe eines solchen Engels würden die Furien sich nicht wagen. Haben sie nicht selbst von dem Muttermörder ablassen müssen, als er in den heiligen Bezirk des Tempels eintrat? Und ich, was hab' ich verschuldet? Daß ich auf die Welt kam als Sohn und Enkel guter redlicher Menschen, die für irgend eine vorsintflutliche Erbsünde von einem gnadenlosen Gotte mit dem Fluch des Wahnsinns beladen wurden? Denn ich selbst, Eduard — du bist mein Zeuge — für einen Menschen, der heißes Blut hat und Geld in seinen Beutel thun konnte, hab' ich mich recht wacker gehalten, weder beim Wein noch mit Weibern meine Kräfte vergeudet, mir alle Mühe gegeben, einen philisterhaft nüchternen Wandel zu führen und dem Dämon seine Beute zu entreißen — und dennoch jetzt, statt als gesunder Jubelgreis dereinst im Kreise von blühenden Kindern und Enkeln friedlich einzuschlafen, muß ich in meinen jungen Jahren — — o ich möchte wissen, wie selbst der treuherzigste Köhlerglaube diese Jammergeschichte mit der Allgüte und Allgerechtigkeit einer väterlichen Vorsehung reimen wollte! (Er springt auf, tritt wieder an den Tisch und schenkt langsam sein Glas wieder voll, ohne es an die Lippen zu setzen.)

Eckart. Ich kann es noch immer nicht glauben, Ludwig. Erblichkeit — es wird so viel Mißbrauch mit diesem großen Wort getrieben. Wie Manchen hat die bloße Angst vor diesem Schreckbild ihm in die Arme gehetzt! Aus der Marotte wurde dann Wirklichkeit. Bei dir fing es schon früh an, ich sah wie es in deiner Phantasie zu spuken begann, während Blut und Nerven ganz gesund waren. Wie es Menschen giebt, die aus bloßer Todesfurcht sterben, so kann man aus Furcht vor dem Wahnsinn um den Verstand kommen. Nein, Lieber, du mußt mir erst ausführlich berichten —

Hochstetten (leert das Glas). Meine Krankheitsgeschichte? Damit will ich dich verschonen. Aber du kannst dein Gewissen beruhigen. Dreien der ersten Specialisten in diesem Fach habe ich ausführlich gebeichtet und ihr Ehrenwort ihnen abgefordert, mir die volle Wahrheit zu sagen, und alle drei hochweisen Männer zuckten die Achseln und entließen mich mit

dem Troſt: man dürfe trotz alledem nicht verzweifeln, es geſchähen oft noch Wunder. Du wirſt zugeben, daß dies in dem Munde deiner Herren Collegen ſo viel wie ein Todesurtheil iſt.

Eckart. An wen haſt du dich gewandt? Was haſt du ihnen geſagt?

Hochſtetten (heftig). Ich wiederhole dir, es waren gute Leute, denen auch du deinen Kopf anvertrauen würdeſt, wenn er dir aus den Fugen zu gehen drohte. Im Grunde konnten ſie mir nichts Neues ſagen. Ich bin ja ſelbſt eine Art Specialiſt in dieſer ſublimen Wiſſenſchaft geworden, habe alle Symptome gründlich ſtudirt — bei meinem armen Papa. Ich ſage dir, mein Junge, bei mir iſt der Teufelsſpuk ſchon herrlich weit gediehen — ſo ungefähr bis ins dritte Stadium. Ich könnt' ein Buch drüber ſchreiben. Aber du trinkſt nicht?

Eckart. Das dritte Stadium?

Hochſtetten (der wieder getrunken hat). Wo man Geſichte ſieht, Stimmen hört, in furchtbarer Angſt Jemand herankommen ſieht, der ſeine Hand ausſtreckt, einen in ein Thier zu verwandeln. Und bei allem Grauen fühlt man ein niederträchtiges Gelüſt, ſich zu entmenſchen, ein Lechzen auf der Zunge, das nur Blut ſtillen könnte, — das man nur bändigen kann, wenn man die Zähne in die eigene Fauſt verbeißt — da ſieh her! (Er ſtreckt ihm die linke Hand hin.)

Eckart (für ſich). Um Gotteswillen! Schon ſo weit!

Hochſtetten. Juliane ahnt Nichts, ſie glaubt, ich hätte mir das durch einen ungeſchickten Schnitt zugefügt. So viel Verſtand hab' ich mir doch noch bewahrt, um meine Qualen vor ihr zu verbergen. Da drüben, ſieh! dort iſt mein Reich, im dritten Zimmer. Die zwei Thüren dazwiſchen muß Martin jeden Abend von außen zuſchließen, und die meinige iſt gepolſtert, damit kein Laut herausdringen kann, wenn meine Quälgeiſter es einmal gar zu arg treiben. Denn nie geh' ich zu Bett, ohne zu denken, ich möchte dieſe Mitternacht als ein completter Währwolf aufſpringen und dann — Gott Gnade dem unſchuldigen Lamm, das mir in den Wurf käme! (wirft ſich in einen Seſſel, ſtützt den Kopf in die Hände.)

(Pauſe)

Eckart (ſteht auf, geht zu ihm hin, legt ihm die Hand auf das Haupt). Mein armer, armer Freund! Laß uns ruhig darüber reden. Du biſt jung, könnteſt glücklich ſein, haſt einen feſten Willen —

Hochſtetten (blickt auf, reicht ihm mit einem ſtillen Blick die Hand). Den hab' ich Gott ſei Dank, hab' ihn noch. Und eh mir auch der gebrochen wird, ſoll er mir helfen, ein Ende zu machen als ein Menſch, eh ich als Beſtie todtgeſchlagen werden muß. Dazu aber brauch' ich deine Freundſchaft, mein Alter.

Eckart (zuſammenfahrend). Meine Freundſchaft?

Hochſtetten. Erinnere dich, was du mir gelobt haſt — es ſind jetzt zehn oder elf Jahre. Zum erſten Mal hatt' ich dir mein ganzes Innere

aufgeschlossen, die ganze Qual meiner geängsteten Seele in deinen Busen geschüttet. Und als ich zuletzt dich fragte: wenn es mit mir so weit kommt, Eduard, wenn ich dem Fluch meiner Väter nicht entrinnen kann und zu schwach oder zu feige wäre, die Pforte einzustoßen, durch die meine arme Seele sich in die ewige Nacht hinüberretten kann, wirst du mir dann beistehen? — Zähle auf mich, sagtest du damals — noch heut fühle ich den Druck deiner Hand bei diesem Wort, und wie mir's warm und leicht ums Herz wurde. Ich weiß, fügtest du hinzu, daß der Freund dem Freunde auch diese schwerste Pflicht schuldig ist. Ich werde sie erfüllen. Ist dir's noch so zu Muth — oder bist du mein Freund nicht mehr?

(Pause)

Eckart. Was forderst du von mir! Und du bedenkst nicht: der Freund dem Freunde — immerhin! Aber der Arzt, Ludwig, der Arzt, der sich feierlich verpflichtet hat, das Leben Derer, die sich ihm anvertrauen, zu verlängern, nicht es eigenmächtig auszulöschen!

Hochstetten. Auch wenn das Leben verlängern nichts Anderes heißt, als die Qualen verlängern? Vor elf Jahren dachtest du darüber anders, vielleicht gesetzwidriger, aber menschlicher.

Eckart. Vor elf Jahren war ich noch nicht Arzt, Ludwig, hatte jenen Eid noch nicht geleistet, der — nun ja, den zu halten mich jetzt oft genug einen schweren Kampf mit meinem menschlichen Erbarmen kostet. Und dennoch — sieh die Sache mit kälterer Ueberlegung an: möchtest du meiner ganzen Zunft einen Freibrief geben, jedes Leben mitleidig zu verkürzen, das ihrer oft so kurzsichtigen Weisheit verloren scheint?

Hochstetten. Sei's immerhin! So hätten wir wieder einen Fall, wo der Einzelne der Staatsmoral zu Liebe zu Grunde gehen muß. Ich wenigstens — unter diesem Zwange, der mich zu etwas Unmenschlichem verpflichtet, möcht' ich kein Arzt geworden sein. Aber hab' ich dich als Arzt gerufen, dich an meinem Leibe herumauscultiren zu lassen? Das haben deine Collegen hinlänglich besorgt und mir auch den schönen lateinischen Namen für den garstigen Wurm genannt, der mir im Gehirn nistet. Nein, Eduard, keine armseligen Ausflüchte! Willst du mir, der Freund dem Freunde, der Mensch dem bedrängten Bruder, aus meinem Kerker heraushelfen, eh ich die Stirne gegen seine Wände einrenne? Ja oder nein!

Eckart (dumpf). Wenn du denn unwiderruflich entschlossen bist: warum brauchst du Hülfe?

Hochstetten. Nun sprichst du vernünftig. Ja das muß ich dir freilich erklären. Unter uns gesagt (tritt dicht an ihn heran, leise ihm in's Ohr) — ich habe schon ein paar Mal angesetzt, bin aber nicht damit zu Stande gekommen. (zu Martin, der wieder hereintritt) Was willst du, Martin? Was hast du hier herumzuschnüffeln?

Martin. Ich wollte nur nach dem Feuer sehen, gnädiger Herr!

Hochstetten. Fort! Ich brauche dich nicht. 's ist ohnedies zum

Ersticken heiß. (überlaut) Fort, sag' ich —! (wirft dem Abgehenden das Glas nach, das er eben wieder hat füllen wollen.)

Eckart. Ich bitte dich um Alles in der Welt, lieber Theuerster — (führt ihn sanft zum Divan, zwingt ihn sich zu setzen.) Trinke nicht mehr, gieße nicht Oel ins Feuer!

Hochstetten. Du meinst, ich wolle mir Muth trinken? O daran fehlt es mir nicht. Aber an der Geschicklichkeit. Jeden Tag hab' ich mein Pferd bestiegen mit dem stillen Wunsch, es möchte stürzen und sich und mir den Hals brechen. Und im Kriege, weißt du — ich prahle nicht mit meiner Bravour, aber mein eisernes Kreuz hab' ich mir redlich verdient. Nur siehst du, so im stillen Zimmer — wenn ich schon die Hand ausstreckte nach dem Revolver oder irgend einem Trank, der eilig trunken machen sollte — gleich sah ich das bleiche Gesicht meines armen Papa's, der es zweimal ungeschickt anfing und noch beim dritten Mal — in welchen Höllenschmerzen sah ich ihn sich winden, bis das gequälte Herz seinen letzten Schlag gethan hatte. Das hat mir immer die Hand gelähmt, Eduard. Ja wenn wir noch Sklaven hätten, wie im alten Rom, da riefe ich den guten Martin und geböte ihm, mir das Schwert zu halten, in das ich mich hineinstürzen könnte, und wenn ich's nicht richtig zu Stande brächte, gäbe er mir den Gnadenstoß. Aber wir sind zahme, humane Menschen geworden; auch unsere Executionen richten wir manierlich ein. Und so hab' ich mir gedacht, es müsse ganz traulich sein, sein letztes Stündlein mit einem guten Freunde zu verplaudern — wie wir jetzt thun — sich in einem guten Glase Wein Valet zuzutrinken, noch einmal nach Jean Paul's Vorschrift sich an die schönsten Stunden des Lebens in der letzten zu erinnern, und dann griffe man ganz gemüthlich nach der Waffe und ließe sich von dem Freunde, der Anatomie studirt hätte, die Hand führen, genau nach der Stelle, wo der Sitz des Lebens wäre — sagte ihm noch eine gute Nacht und tausend Dank — — das Losdrücken würde man schon selbst besorgen! (springt auf, geht, die Hände in den Taschen, durchs Zimmer, bleibt vor Eckart stehen.) Was hättest du gegen diesen Vorschlag zur Güte einzuwenden?

Eckart (vor sich hinstarrend, nach einer Pause). Du weißt nicht — was du verlangst!

Hochstetten. Ich weiß es, Eduard. Ich weiß aber auch, daß du immer thust, was du für recht erkannt hast. Und wir waren doch stets darüber einverstanden, daß der Mensch Herr sei über das Eigenste, was er besitze, sein bischen Dasein, daß wir Alle der Natur einen Tod schuldig seien und die Schuld bezahlen dürften, wenn die Last, die wir damit auf uns genommen, unerträglich würde und uns keine anderen Verpflichtungen davon abhielten. Nun, was das Letztere betrifft: ich habe keine Kinder, die ich als Waisen zurückließe — so gnädig wenigstens hat mich der Himmel behütet, daß das Erbe meiner Väter nicht fortgepflanzt werden sollte bis

ins siebente Glied. Und Juliane — ist es nicht der letzte ritterliche Liebesdienst, den ich ihr leisten kann, wenn ich ihr Leben, das ich in schnöder Eigensucht an mich gerissen, ihr zurückgebe? Was also zaudern wir noch?

Eckart. Ludwig, es ist furchtbar!

Hochstetten. Freilich, mein Alter, es ist kein Kinderspiel. Wir haben einander schon Manches zu Gefallen gethan, was vergnüglicher war. Aber am Ende: wenn du dich zu einer schweren Operation rüstest, ist dir auch nicht lustig zu Muth, und doch thust du deine Pflicht. Und weißt nicht einmal sicher, ob der Kranke davonkommt. Ich dagegen — haha! ich komme ganz gewiß davon, das muß dir doch tröstlich sein. Den hab' ich durchgebracht, kannst du dir sagen; ohne mich litte der arme Teufel noch am Leben. Und die Operation war so leicht — ein Druck des Fingers, und Alles war geschehen.

Eckart (erhebt sich). Nein, Ludwig, du verlangst Uebermenschliches. Du wirst begreifen, daß ich mich erst besinnen, erst überlegen muß —

Hochstetten (auffahrend). Ueberlegen? Nur zu! Hat nicht ein großer Menschenkenner gesagt: wer überlegt, sucht Gründe, nicht zu wollen? So geh, edler Freund, suche, suche Gründe, ich wette, du findest sie. Mir aber verzeih, daß ich dich verkannt habe.

Eckart. Ludwig!

Hochstetten. Nein, nein, du hast Recht, ich muthe dir Unmögliches, Unmenschliches zu. Du bist ein humaner Mensch, du kannst keine Motte mit halbverbrannten Flügeln herumtaumeln sehen, ohne ihre Agonie mit einem Fingerdruck abzukürzen; aber wenn du deinen Freund in tödtlichen Aengsten sich winden und verzehren siehst, so hütest du dich weislich, ihm zu nahe zu kommen, um ja seinen Lebenshauch nicht um eine Secunde zu verkürzen. Geht, geht, ihr heuchlerischen Thoren, die ihr von Nächstenliebe trieft und an einem armen Tropf, den ihr vom Baum abgeschnitten habt, Wiederbelebungsversuche anstellt, damit er den grausamen Todeskampf womöglich zum zweiten Mal kämpfe. Verzeih, daß ich dich für etwas Besseres hielt, als für einen gewissenhaften Tränkchenverschreiber, dessen Ehrgeiz es ist, das verglimmendste Lebenslämpchen armseliger Sterblicher noch mit einem Tröpfchen Oel zu speisen. Man irrt sich ja wohl in seinen besten Freunden. Aber so hätten wir uns nichts mehr zu sagen. Lebewohl, und bleibe gesund — und sans rancune! (wendet sich nach rechts, als ob er gehen wollte.)

Eckart. Du folterst mich, Ludwig!

Hochstetten. Thu' ich das? Nun bei Gott, auch mit mir wird nicht sänftlich umgegangen. Was liegt am Ende an mir! Aber der Engel von einem Weibe, der mir bis heute zur Seite ging!

Eckart (dumpf vor sich hin). Juliane!

Hochstetten. Wenn die Verzweiflung mich in einer finsteren Stunde

beim Schopfe packt, mich kopfüber zum Fenster hinausdrängt, daß ich mit zerschelltem Schädel vom Pflaster drunten aufgelesen werde — oder ich sprenge in einem Wuthanfall Schlösser und Riegel, zerre das arme Weib, das sich in den Schlaf geweint hat, aus dem Bett empor und — die Wehrwolfsklauen um ihren Hals gekrallt —

Eckart. Halt ein! Nicht weiter! Was machst du aus mir! Ich bleibe — ich will es thun!

Hochstetten (schreit auf). Eduard! Du willst? (eilt auf ihn zu, umarmt ihn stürmisch.) Ich danke dir! O ich wußt' es, ich konnte auf dich rechnen. Aber nun keine finstere Miene mehr! Komm! (zieht ihn nach dem Tische.) Wir haben nur noch ein Glas. So gute, treue Freunde, wie wir, können sich wohl mit Einem behelfen. Der letzte Tropfen — wem soll er gelten? Der Tod soll leben, mein Alter, er, der letzte, zuverlässigste, bestverleumdete Menschenfreund! Morituros te salutat! Trink! (nachdem Eckart halb widerstrebend an dem Glase genippt hat) Und nun mir die Neige! (leert das Glas rasch) — und in Scherben das Glas! (wirft es in den Kamin.) Nun ist mir wohl, ganz wohl! (nimmt ihn unter den Arm, geht mit ihm auf und ab, immer hastig sprechend.) Das Leben, siehst du, das Leben ist schön, aber tückisch, eine reizende Geliebte, aber während sie dich umarmt, stiehlt sie dir die Börse aus der Tasche und schleudert dich dann lachend weg, um sich an einen Reicheren zu hängen. Ich habe mich nicht lange von diesen spitzbübischen Caressen betrügen lassen, ich wußte, daß mir die Gaben fehlten, das wankelmüthige Weib zu fesseln. Sei's drum! Ich habe doch mein Theil genossen, Freundschaft und Liebe und das bischen Ehre, das man sich macht, wenn man ein honetter Mensch ist. Nun bin ich bankerott geworden an Hoffnungen und Illusionen und tauge nicht mehr in muntere Gesellschaft. Da ist es das Klügste, sich auf französisch zu empfehlen. Grüß mir die liebenswürdige Wirthin und entschuldige mich — ein Herzschlag habe mir's unmöglich gemacht, ihr noch einmal feierlich adieu zu sagen, ein Herzschlag, hörst du? Du kannst ja drauf schwören, daß das Herz wirklich auf einmal still gestanden, wie eine abgelaufene Uhr. Und dann steh der armen Frau ein wenig bei, über den ersten Schrecken hinüberzukommen. Hernach — ich hoffe und wünsche, sie findet noch einmal ein besseres Glück, als ich armer, mit der Erbsünde beladener Mensch ihr bieten konnte. Versprich mir das, Eduard! (Eckart überläßt ihm abgewandt die Hand.) So, und jetzt — ich habe noch einen kleinen Brief zu schreiben — in einer Viertelstunde — mein Koffer ist schon lange gepackt.

Eckart (zusammenfahrend). Jetzt, jetzt gleich?

Hochstetten. Worauf sollt' ich noch warten? Das Wetter ist zum Reisen nicht gerade einladend. Aber da es keine Vergnügungsreise ist — Martin!

Eckart (in wachsender Erregung). Lieber Ludwig —

Hochstetten (lauter). Martin! (Martin erscheint.) Die Lampe bei mir

anzünden! Frisches Wasser! (Martin ab nach rechts.) Nein, nein, kein erbärmliches Zaudern und Hinzerren! Ich lasse dich rufen, wenn's so weit ist. A tantôt, mein Junge! (wendet sich, geht nach der Thür: rechts, bleibt stehen.) Sieh doch einmal — dort — siehst du nichts?

Eckart. Wo? Was?

Hochstetten (ihn anfassend, mit allen Zeichen des Entsetzens). Da hinten, neben der Thür, da wo das Licht der Straßenlaterne hereinfällt — alle guten Geister!

Eckart. Es ist nichts, Ludwig; deine Sinne täuschen dich — der Wein —

Hochstetten (halblaut). O ich bin ganz nüchtern. Das da — kenn' ich auch schon. Auch fürcht' ich es gar nicht. Es ist ja nur — mein guter Papa — er sieht sich nach seinem armen Sohn zuweilen um, es läßt ihn nicht schlafen, daß er dem so ein schlimmes Erbtheil hinterlassen hat. Da! Siehst du? Er nickt mit dem Kopf, er wendet sich, wie wenn er sagen wollte: Komm mir nach! Was hast du hier noch zu suchen? (macht sich plötzlich von Eckart los). Ja, arme Seele, du sollst Ruhe haben! Ich komme, Vater, ich komme! (stürzt ab nach rechts.)

Fünfte Scene.

Eckart (allein).

Entsetzlich! — Grauenhaft! — Der arme, arme Mensch! O, es ist schlimmer als ich dachte. Und doch — jetzt zu ihm gehen, wie ein Operateur zu einem Patienten — bloß auf eine Diagnose hin, die ein Anderer gestellt hat — es ist denn doch ein starkes Stück, und man braucht kein Feigling zu sein, um sich Bedenkzeit auszubitten. Wenn er sich entschlösse, mit mir zu Schiff zu gehen, vielleicht würde es seinen Gespenstern zu kalt sein im ewigen Eise — vielleicht — aber nein, die sind abgehärtet, ganz wie das, was mir nachgeht. Nur könnte das, was ihm Noth thut, da oben geschehen ohne Lärm zu machen. Will's ihm doch einmal vorschlagen! Ich fürchte nur, es eilt ihm zu sehr! Warum bin ich auch gekommen! Es warnte mich was, aber die geheime Sehnsucht, sie wiederzusehen — O sie, sie! Wenn sie jetzt ahnte, wozu sie mich hergerufen hat! Und sie liebt ihn, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten hat, dies herrliche Weib hängt an dem Unglückseligen mit allen Fasern ihres Herzens. Wenn sie es je erfährt, welchen Antheil ich an diesem Ausgang gehabt, — und welche dunkle That kommt nicht einmal an die Sonne? — sie muß mich hassen, da ich ihr jetzt nur gleichgültig bin, sie wird am Ende glauben, es sei doch noch Rettung gewesen, und ich, der falsche Freund, weil ich mir eingebildet, wenn sie erst frei wäre, würde meine Leidenschaft doch endlich zum Ziele gelangen — — ich wäre auf ewig gebrandmarkt in ihren Augen! (steht in Gedanken verloren.) Nein, nein! Auch Nächstenliebe hat ihre Grenzen. Auch mir bin ich etwas schuldig.

Er suche sich einen Anderen! Für Geld und gute Worte wird doch wohl Jemand zu finden sein, der ihm auf die Stelle, wo es grade ins Herz geht, ein Kreuz zeichnet. Und jetzt fort von hier, wo er mich überrumpeln wollte. Was brauch' ich nur für einen Vorwand, daß wir's bis morgen aufschieben müssen? (zieht ein Taschenbuch heraus, schickt sich zum schreiben an.) Vielleicht wenn ich sagte —

Sechste Scene.

Eckart. Juliane (ist leise durch die Mitte eingetreten).

Juliane. Ich störe Sie. Sie waren im Begriff, eine Verordnung für Ludwig aufzuschreiben?

Eckart (bestürzt, steckt das Buch rasch wieder ein). Nicht doch, Frau Juliane. Ich machte mir nur — ein paar Notizen.

Juliane. Was hat er Ihnen gesagt? Was ist Ihre Meinung?

Eckart (sucht nach Worten). Unser Freund — in der That — er leidet schwer, schwerer als ich gefürchtet.

Juliane (sinkt in einen Sessel). O Gott! Also doch! Und ich, die ihm im Stillen vorwarf, es sei nur Einbildung, und er könne sich nicht genug beherrschen! Aber sagen Sie, nicht wahr? er kann geheilt werden? Sie werden ihn heilen?

Eckart. Nur eine heroische Kur könnte ihn völlig von seinen Leiden befreien. Ich aber — Sie wissen, meines Bleibens ist hier nicht, ich reise schon morgen.

Juliane (erhebt sich). Sie werden nicht reisen, Eckart. Sie werden sich Ihrem Freunde nicht entziehen.

Eckart (ohne sie anzusehen). Sie wissen, was mich hinwegtreibt.

Juliane. Nein, Eckart, Sie dürfen nicht. Jene Schuld, die Ihrem zarten Ehrgefühl noch immer zu schaffen macht und Sie aus meiner Nähe verbannt — o mein Freund, wäre es nicht die schönste, edelste Sühne, wenn Sie nun dem Freunde, gegen den Sie gefehlt haben, Lebensmuth und Seelenfrieden zurückgäben?

Eckart. Sie vergessen, gnädige Frau, daß ich jene Schuld noch täglich erneuere, wenn auch nur in hoffnungslosen Gedanken.

Juliane (geht langsam an den Tisch, starrt auf die Lampe). Und darum zürnen Sie sich so schwer und wollen sich selbst verbannen bis ans Ende der Welt? Nein, mein Freund, ich kann das nicht mit ansehen, daß Sie mit sich selbst so unversöhnlich entzweit sind. Was können wir für unser Herz? Nur für unsere Handlungen sind wir verantwortlich, nicht für unsere Gefühle, so wenig wie für das Böse, das der Edelste von uns zuweilen im Traume thut. Wäre es anders — so wäre ich selbst eine große Sünderin.

Eckart. Sie, Juliane?

Juliane (tonlos). Auch ich! Denn Sie müssen wissen, Eckart, ich habe nur Ludwig's Bitten, nicht einem tiefen Wunsch meines eigenen Herzens nachgegeben, als ich seine Frau wurde. Er bestürmte mich mit leidenschaftlicher Werbung, er beschwor mich, durch das Glück meines Besitzes den Geist der Schwermuth zu bannen, der sein Leben überschatte — ich war jung und leicht zu rühren, und so überwand ich das heimliche Grauen, das mich manchmal in seiner Nähe überkam, und daß ich es nur gestehe: es schmeichelte meinem Ehrgeiz, mich als seine Erlöserin von den dunklen Mächten zu erweisen, die ihm seine Jugend verdüstert hatten.

Eckart. Sie waren eine Heldin, Juliane.

Juliane (schüttelt schmerzlich den Kopf.) O nein, nur ein schwaches Weib, das aber nicht feige war und Jahre lang redlich kämpfte, seine Pflicht zu thun. Dann kamen Sie. Da geschah mir's wie jener Heldin von Orleans, die von ihrem guten Geist verlassen wurde, als sie menschlich zu fühlen begann. Mein letzter Sieg war, daß ich Sie für immer von mir trieb und Sie nicht merken ließ, wie schwer mir's wurde!

Eckart. Juliane! O Gott, warum sagen Sie mir das!

Juliane. Damit Sie wissen, daß Sie nicht allein gelitten haben, daß ich die Schuld, wenn es eine war, mit Ihnen theile, daß ich aber uns Beide freispreche, wenn wir fortfahren unsere Schuldigkeit zu thun. Wir haben von nun an keine höhere Pflicht, als unser Herz, wenn es laut werden will, still zu machen und ihm, der uns Beide liebt, auf uns Beide vertraut, das Leben tragen zu helfen, wenn volle Genesung unmöglich ist. Und darum müssen Sie bleiben.

Eckart. Juliane — Sie wissen nicht — ich kann Ihnen nicht sagen —

Juliane. Von dem, was ich Ihnen soeben anvertraut, nie wieder ein Wort zwischen uns! Geloben Sie mir das! (Er legt die Hand aufs Herz.) Wir werden uns hinfort begegnen wie zwei Abgeschiedene, die in der letzten Stunde sich ihr innerstes Herz gezeigt haben. Auch in diesem Jenseits, mein Freund, ist es kühl, wie unter dem nordischen Himmel, zu dem Sie flüchten wollten. Fühlen Sie meine Hand. Sie bebt nicht mehr in der Ihrigen. Und nun bleiben Sie und helfen Ihrem Freunde! (Sie nickt ihm mit sanfter Freundlichkeit zu und geht nach links ab.)

Siebente Scene.

Eckart

(allein, schlägt die Hände vor's Gesicht, steht einen Augenblick wie betäubt).

Hab' ich denn recht gehört? War sie denn eben hier und sagte — und gestand mir — Aber das ist ja nun selbst wahnsinnig zu werden! Himmel und Hölle in demselben Wort! Wenn ich jetzt mich fortschleiche und Alles gehen lasse wie es kann und muß, und der Aermste drüben verfällt über kurz oder lang seinem Schicksal — ohne mich, so ist sie frei,

und ich bin da, und wir dürfen uns angehören. Kann ich's denn fassen, das namenlose Glück: Juliane mein Weib — ohne Raub an ihm, ohne Verrath der Freundschaft, ohne Sünde — Ohne Sünde? Wirklich ohne Sünde? Und wie heißt das, wenn mein Bruder in Todesangst die Hand nach mir ausstreckt und ich gehe achselzuckend vorbei und sage: Hilf dir selbst. Ich darf meine Hand nicht beflecken. Ich muß einen Schatz heben, der verschwindet, wenn ein Tropfen deines Blutes mich anspritzt!? — Ihn noch eine Weile sich hinfristen lassen in seinen Qualen, bis Grauen und Verzweiflung ihn endlich dazu treibt, die Stirn an der Mauer einzurennen, oder mit zitternder Hand wie sein Vater — (steht in tiefer Verstörung. fährt zusammen, da Martin leise eintritt.)

Achte Scene.

Eckart. Martin.

Eckart. Wer ist da? Sie sind's, Martin? Ist der Herr schon zu Bett?

Martin. Nicht doch, Herr Doctor. Der gnädige Herr, geht nie vor Mitternacht zu Bett, manchmal erst gegen Morgen. Und immer schläft er schlecht. Ach, Herr Doctor —

Eckert (geht hin und her, zu Boden blickend). Was, guter Freund?

Martin. Ich wollt' Ihnen nur sagen, Herr Doctor — 's ist accurat wie bei dem seligen Herrn Vater — bei dem fing's auch so an — ich war ja elf und ein halbes Jahr in seinem Dienst. Ein guter gnädiger Herr, Herr Doctor, ganz so menschenfreundlich und cordial, wie der Herr Sohn, aber wenn die Anfälle kamen — einem treuen Dienstboten mußte das Haar zu Berge stehen, und das Herz hätte einem brechen mögen.

Eckart. Ich weiß, ich weiß.

Martin. Aber nicht wahr, Herr Doctor, so braucht's nicht zu endigen mit unserm jungen gnädigen Herrn. Der Herr Doctor wissen schon noch Rath. Du sollst sehen, Martin, sagte mein gnädiger Herr eben, während er am Schreibtisch saß, jetzt wird es besser mit mir werden, ganz gut. Du wirst nicht mehr deine Noth mit mir haben, treue Seele! — so sagte er, und dann gab er mir die Hand und sagte: wenn ich manchmal heftig zu dir war, Alter, verzeih es mir! Du weißt, ich konnte Nichts dafür. Aber von heut an werde ich ganz sanft sein, das sollst du sehen — und dann wollt' er mir seine Börse voll Gold schenken, aber ich nahm es nicht an, denn er war so sonderbar, als wüßte er nicht recht, was er that und redete, es wäre gewesen, als hätt' ich's ihm gestohlen. Und dann schickte er mich fort, ich sollte Sie fragen, ob Sie noch ein halb Stündchen Zeit für ihn hätten. (Es klingelt aus Hochstetten's Zimmer.) Da — das ist seine Klingel. Er will noch was von mir.

Eckart (aus seinem Brüten auffahrend). Nein, Martin, das gilt mir. Er wird ungeduldig — er fürchtet, ich möchte nicht kommen. Bleiben Sie!

Martin. Haben Sie's ihm denn versprochen, Herr Doctor?

Eckart (nickt, geht langsam nach der Thüre rechts, bleibt an der Schwelle stehen). Besorgen Sie mir eine Droschke, Martin. Ich — ich werde mich nicht lange aufhalten, ich muß dann gleich fort —

Martin. Der Herr Doctor sind so blaß, es hat Sie angegriffen. Wenn der Herr Doctor erst noch ein Glas Wein befehlen — ja so! (sieht sich um.) Auch das zweite Glas —

Eckart. Einen Gruß an die gnädige Frau, wenn ich sie nicht mehr sehen sollte. Bleiben Sie ihr treu, Martin. Sagen Sie ihr — nein, sagen Sie ihr Nichts. (Man hört wieder die Klingel.) Ist es dir denn so eilig, armer Freund? Du hast Recht: jede Minute steigert die Qual, deine — und meine! (geht hastig ab nach rechts.)

Neunte Scene.

Martin, (dann) Juliane.

Martin. Auch das zweite Glas — und die Flasche ist leer. Aber er wird drum nicht besser schlafen. Wie er mich eben ansah — solche Augen konnte auch sein Herr Vater machen; solche Augen sehen nicht lange die Sonne. (nimmt das Brett und die Flasche vom Tisch, bückt sich dann, das zerbrochene Glas vom Boden aufzuheben.)

Juliane (tritt ein). Was thun Sie da, Martin?

Martin. Ich, gnädige Frau — ich lese nur die paar Scherben auf, habe das Glas fallen lassen, wie ich's hinaustragen wollte — ich bin so ungeschickt, gnädige Frau, weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

Juliane. Es thut nichts, Martin. Glück und Glas — Sagen Sie, wo ist der Herr Doctor geblieben?

Martin. Er ging eben noch einmal zum gnädigen Herrn. Er kann aber nicht lange bleiben, ich soll ihm eine Droschke besorgen.

Juliane. Er will fort?

Martin. Ja, und er hat mir einen Gruß aufgetragen an die gnädige Frau, wenn er Sie nicht mehr sehen sollte. Er wollte der gnädigen Frau noch sonst etwas sagen lassen, aber dann hat er's doch für sich behalten. Glauben gnädige Frau, daß er unserm Herrn wird helfen können?

Juliane (zerstreut). Holen Sie den Wagen noch nicht, Martin, hören Sie? Ich will den Herrn Doctor hier erwarten. Vielleicht ändert er doch seinen Entschluß.

Martin. Zu Befehl, gnädige Frau. (ab durch die Mitte.)

Zehnte Scene.

Juliane (allein).

Hätt' ich es ihm doch nicht sagen sollen? Aber ich mußte, werde nun daraus, was wolle. Nur so lang es noch unausgesprochen war, hatte es Macht über mich. Jetzt ist es still in mir, und auch er — er meidet mich noch, weil er seiner selbst mir gegenüber nicht ganz sicher ist, — aber er ist einer von Denen, die immer Schwereres vollbringen, je mehr man ihnen zutraut. Wenn er in Ludwig's Nähe bleibt — es ist unmöglich, daß er nicht Einfluß auf ihn gewinnt — selbst ohne alle ärztliche Behandlung, nur von Mensch zu Mensch. Denn wenn es so fortginge, so von Tag zu Tag trauriger würde — O nur einen Tröpfen Glück zur Stärkung in meiner harten Pflicht! (sinkt auf den Divan.) War das noch bloße Aufgeregtheit, Schwermuth und Nervenschwäche, — oder schon —! Diese stürmische Scene vorhin, wie er sich selbst vor einem fremden Auge nicht mehr beherrschen konnte — Ich will Eckart fragen. Er sagt mir wohl die Wahrheit! (steht wieder auf.) Wo er nur so lange bleibt? Und hier so todtenstill — ich halt' es nicht aus. Warum steh' ich auch hier und gehe nicht zu ihnen? Hab' ich nicht ein Recht darauf, zu erfahren, was meinem eignen Manne fehlt? Er will nicht, daß ich sein Zimmer betrete; das war auch anders in den ersten Jahren, da konnt' ich nie genug um ihn sein, und jetzt verschließt er sich vor mir, als ob meine Nähe ihn peinigte. O als er um mich warb, mir mit Thränen zu Füßen fiel und mir betheuerte, nur meine Stimme zu hören, sei ihm wie eine Botschaft der Erlösung von allem Erdenweh! (bitter lächelnd) Eine Heilige nannte er mich. Aber meine Gnadenmittel verschmäht er. — Noch immer nicht! Ich ertrag' es nicht länger, ich will endlich wissen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe.

(Sie wendet sich entschlossen nach der Thüre rechts. In diesem Augenblick wird sie rasch aufgestoßen.)

Elfte Scene.

Juliane. Eckart (steht todtenbleich an der Schwelle, streckt die Hand gegen sie aus, indem er sich in tiefer Erschöpfung an den Thürpfosten lehnt).

Eckart. Wo wollen Sie hin, Juliane? Zu ihm? Gehen Sie nicht zu ihm. Er schläft!

Juliane. Er schläft? Gott sei Dank! Er hat schon lange nicht mehr so früh einschlafen können. Sie haben ihm ein Schlafmittel gegeben?

(Eckart nickt, kommt mühsam sich aufrecht haltend nach vorn.)

Juliane. Wenn Sie ihm nur auch die Träume abwehren könnten, die Wahngestalten, die ihn so ängstigen.

Eckart. In seinem Schlaf — werden ihm keine Träume kommen.

Juliane. Was ist Ihnen? Sie sind todtenblaß — mein Gott, was

ist geschehen? Sprechen Sie — ich kann Alles hören — Ludwig — (schreit auf) ist todt?

(Eckart schweigt. Juliane sinkt auf das Sopha. — Pause. — Dann rafft sie sich gewaltsam auf, will mit wankenden Schritten nach rechts.)

Eckart. Juliane — bleiben Sie — Sie dürfen nicht — es ist aus! Er ist entschlafen, augenblicklich und ohne Schmerz — ihm ist wohl nach großen Qualen.

Juliane (sieht ihn mit einem entgeisterten Gesicht einen Augenblick fest an, sagt dann tonlos) Er hat — sich selbst —

Eckart (nach einer Pause). Seine letzte Bitte war, Ihnen zu sagen, ein Herzschlag habe ihn hingerafft. Aber ich kann keine Lüge über die Lippen bringen, wenn Ihre Augen auf mir ruhen. — Juliane, fassen Sie sich, preisen Sie ihn glücklich, daß er überwunden hat, sein Zustand war grauenhaft und hoffnungslos. Die ehernen Arme des Wahnsinns streckten sich nach ihm aus, das Schicksal seiner Väter grinst'e ihn an, dürfen wir es ihm verdenken, daß er das wundgehetzte Leben wegwarf, ehe die Furien es ihm Stück für Stück zerfleischten? Und er hat Sie geliebt, Juliane; um Sie zu schonen —

(Juliane hat sich nach dem nächsten Sessel hingetastet, bricht jetzt auf ihm zusammen, die Augen starr ins Leere gerichtet, die Arme regungslos herabhängend.)

Eckart. Und so war's vollbracht, ohne Kampf, wie ein Weiser und Held vom Leben scheidet. Daß auch Fleisch und Blut nicht mehr zu kämpfen hatten, dazu — habe ich — ein wenig beigetragen.

Juliane (aufzuckend). Sie — Sie haben —

Eckart. Er bat mich darum, er forderte es als die letzte schwerste Pflicht unserer alten Freundschaft. Das blutige Gespenst seines Vaters, der zweimal den Sprung in das Nichts gewagt und zweimal den Anlauf zu kurz genommen hatte, stand schreckend vor seiner Seele. Hätte ich ihm meine Hülfe weigern dürfen? ihm die Hand nicht führen sollen, die unbehülflich nach dem Sitz des Lebens tastete? Wenn Sie ihn gesehen hätten, Juliane, den Blick des Dankes, mit dem er mir „Gute Nacht" zuflüsterte — (Juliane macht eine Bewegung.) Aber Sie haben Recht, der Henker, auch wenn er nur widerstrebend seine traurige Pflicht thut — der Henker ist unehrlich, und allen friedlichen Menschen graut vor ihm. Das muß nun getragen werden. Und so will ich gehen!

Juliane (erhebt sich). Gehen Sie noch nicht, Eckart. Haben Sie Nachsicht mit meiner Schwäche! — Das Furchtbare — ich muß es erst als Wahrheit fassen lernen. Nein, mir graut nicht vor Ihrer Nähe. Kommen Sie, begleiten Sie mich hin!

Eckart. Zu ihm? Verlangen Sie das wirklich? Es kostet mich — ein wenig Anstrengung — aber auch das noch! Auch hat er Sie ja meiner Freundschaft ausdrücklich empfohlen. Diese Nacht also bleib' ich an Ihrer Seite. Morgen früh —

Juliane. Morgen? Werden wir denn noch ein „morgen" haben?

Eckart. Sie haben Recht, Juliane. Wir haben kein morgen. Was ich gethan, scheidet uns für immer. Diese schwerste Pflicht durfte ich nur üben, wenn sie mir keinen andern Lohn eintrug, als mein reines Bewußtsein, dem Freunde Treue gehalten zu haben bis in den Tod. Wenn ich je daran denken könnte, ihn zu beerben, würde die Wohlthat sich in Mord verwandeln. Ist es nicht so, meine Freundin?

Juliane (nickt langsam dreimal). Sie haben Recht. Es ist so.

Eckart. Und keine Macht der Welt kann es ändern. Ich gehe von Ihnen, und wir werden bis zu unserm letzten Hauch an einander denken, mitten im Leben wie Abgeschiedene — so sagten Sie selbst. Sie sprachen von einer Sühne; ich hoffe, Sie halten sie für vollbracht und gestehen mir zu, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Juliane (nach einer Pause). Ich danke Ihnen, mein Freund, in seinem und meinem Namen. Nein, ziehen Sie Ihre Hand nicht zurück, sie ist keine Mörderhand: eine ehrliche, treue, tapfere Freundeshand, deren Druck auch mich in dieser bitterschweren Stunde stärkt. Aber nun geb' ich sie wieder frei. Nun müssen wir scheiden — für immer!

Eckart. Schon jetzt? Und all das Schwere, Traurige, das Ihrer drüben wartet — kann ich es Ihnen allein überlassen?

Juliane. Wir Beide dürfen nicht mehr Eine Luft zusammen athmen. Entweihen wir nicht den großen heiligen Schmerz durch kleinmüthiges Zaudern — leben Sie wohl, mein geliebter Freund! (Sie wendet sich nach rechts, zum Abgehen.)

Eckart (in tiefster Erschütterung, macht eine Bewegung, als ob er ihr folgen wolle.) Juliane!

Juliane (mit einem letzten Blick ihn an seine Stelle bannend). Lebwohl!

(Der Vorhang fällt.)

Briefe von Felix Mendelsſohn-Bartholdy an Moſcheles und ſeine Frau.

Veröffentlicht von

Felix Moſcheles.

— London. —

I. Briefe an Frau Moſcheles.

Die Briefe Mendelsſohns an meine Mutter ergänzen die zahlreichen an meinen Vater gerichteten, und auch dieſer bei weitem kleinere Theil der lebhaften Correſpondenz zwiſchen dem großen Componiſten und meinen Eltern*) giebt uns in anmuthigſter Weiſe ein getreues Bild von dem Freundſchaftsbunde, in welchem die Dritte meine Mutter war. Obgleich nur fünf Jahre älter als Mendelsſohn, mußte ſie bei ſeinem Eintritte in die Londoner Welt gleichſam die Mentor-Stelle übernehmen: ſie nannte ſich oft ſcherzhaft ſeine Großmutter. Ein halbes Jahrhundert iſt darüber vergangen. Sie iſt Großmutter geworden, ja, Urgroßmutter vieler Urenkel, und jetzt, im dreiundachtzigſten Jahr, lebt ſie noch in Geiſtes- wie in Herzensfriſche, ſich an der Vergangenheit erbauend und mit der Gegenwart weiterſtrebend. Und wenn ſie auf die lange Reihe verſtorbener Freunde zurückblickt, ſo leuchtet ihr Mendelsſohn doch als der hellſte Stern, und wir horchen gern, Groß und Klein, wenn ſie von ihm erzählt.

Auch ich kann allerlei erzählen, wenn wir unter uns ſind. Freilich habe ich nur ganz jugendliche Erinnerungen, kindliche Eindrücke wiederzugeben. Aber was der Eltern beſter Freund und mein geliebter Pathe ſagte oder that, ſein Aeußeres, ſeine Stimme — das Alles hat ſich unauslöſchlich in mein Gedächtniß eingeprägt. Solch einen Kameraden, mit

*) Die Correſpondenz erſcheint demnächſt unter dem Titel Briefe Mendelsſohns an Moſcheles und ſeine Frau im Verlage von Duncker und Humblot, Leipzig.

dem man die furchtbarsten Schneeball-Schlachten geliefert hat, vergißt man auch so leicht nicht. Mit Dankbarkeit gedenke ich noch heute seiner Hülfe bei meiner Zeichnung eines Beils: die eine runde Linie wollte mir durchaus nicht glücken. Ueberhaupt, an meinen Arbeiten, meinen Fortschritten, welcher Art sie auch sein mochten, nahm er immer den lebendigsten Antheil. Auch manchen schweren Abschied von der Wohnstube, in der er den Mittelpunkt bildete, habe ich nicht vergessen, den unglücklichen Moment, wenn die tyrannische Stunde schlug, die mich zu Bette rief. Glücklich bin ich aber, daß ich es mir an dem einen Abend erbat oder erzwang, noch eine Weile aufbleiben zu dürfen. War ich doch schon in meinem fünfzehnten Jahr; konnte man es da verlangen, daß ich discret verschwinde, wenn gerade Mendelssohn und mein Vater sich in heiterster Laune an's Klavier setzen um zusammen zu phantasiren, wie es nur die Beiden konnten! Theils zusammen, theils abwechselnd spielend, überschütteten sie sich gegenseitig mit musikalischen Gedanken. Wie ein zugeworfener Ball wurde das Motiv aufgefangen, von dem Einen kühn in die Luft geschleudert oder zart in der Schwebe erhalten, von dem Andern zurückgefordert, kunstvoll zerlegt, schulgerecht secirt, um dann vielleicht in neuer Form triumphirend von vier Händen in andere Welten getragen zu werden. Vier Hände und eine Seele, so klang's manchmal. Wenn sie auch bisweilen stolperten, so kamen sie mit nie fehlender Geistesgegenwart schnell wieder in's Geleise. Sie griffen sich in und unter die Finger, oder besser, sie lagen sich in den Fingern, wenn der Eine dieses oder jenes Motiv aus den Werken des Andern zur Geltung bringen wollte, und Jener es ihm entriß, um es mit genialer Wendung wieder in eine Melodie aus der Feder des Freundes zu verwandeln. Ich sehe Mendelssohns geist- und freudestrahlendes Auge an jenem Abend, da es ihm gelungen war, meinen Vater melodisch zu überwinden. „Halt," sagte aber dieser schon in den nächsten Accorden, „diesmal bist Du in die Falle gegangen. Da hab ich Dich!" Und so ging der Wettkampf weiter bis zum Bravour-Schluß, der so klang, als sei er geschrieben und gestochen, und als werde er nun von zwei Meistern vorgetragen.

Von solchen heiteren Kunstleistungen darf ich aber nicht sprechen, ohne der ernsteren Erwähnung zu thun. Selbstverständlich herrschte ein reger musikalischer Verkehr zwischen den beiden Freunden, und dabei war wohl ihr Motto die bekannte Inschrift im Leipziger Gewandhaussaal: „Res severa verum gaudium". Ich horchte oft mit Andacht, sei es der Musik, sei es den Gesprächen; mitunter aber durfte ich dem Interessantesten nur ein halbes Ohr leihen, denn ich machte gerade lateinische Schularbeiten oder lernte griechische Verben, während im Nebenzimmer Mendelssohn eben Componirtes aus dem Elias meinem Vater vorspielte. Solche Umgebung und solche Vorkommnisse schienen mir damals ganz natürlich, und ich dachte wohl, das müsse nur so sein und immer so fortdauern.

Die Erwähnung meiner Schularbeiten erinnert mich an einen Scherz,

der echt Mendelssohnisch war. Den Abend des 8. October 1847 verbrachten wir in seinem Hause. Er, Rietz, David und mein Vater hatten abwechselnd und zusammen gespielt. Darnach entspann sich eine eifrige Debatte über, ich weiß nicht welche, Kunstfrage. Immer lebhafter vertrat Jeder seinen Standpunkt, und ein Schlußaccord schien fern, als Mendelssohn plötzlich abbrechend, sich zu mir mit der Frage wandte: „Wie heißt der aoristus primus von τυπτω, Felix?" — Mich schnell von der ersten Ueberraschung erholend, gab ich die Antwort. „Gut," sagte er, und nun ging's zum Abendessen und die kitzliche Kunstfrage war somit gelöst.

Die ernsten, wie die heiteren Klänge, sollten bald verstummen. Am folgenden Tage, dem 9. October, erkrankte Mendelssohn. Am 4. November starb er. Kurz nach seinem Tode verbrachte ich manche Stunde im Trauerhause. Cecilie Mendelssohn, seine Gattin, trug ihre schwere Last mit Würde und Ergebung. Sein Studirzimmer hatte sie verschlossen. „Keine Feder, kein Papier," sagte sie in einem Brief an meinen Vater, „komte ich bisher an einen anderen Fleck legen, und ich muß täglich die Ordnung bewundern, die Sie im Leben an ihm gekannt haben. Das Zimmer, diese Sachen, diese Noten sollen noch eine Weile mein Heiligthum, mein liebstes Geheimniß bleiben."

Auch ich betrat das Zimmer mit einer heiligen Scheu, als sie es mir wenige Zeit darauf erschloß. Sie gestattete mir dort manche Stunde zeichnend zuzubringen. Ich führte damals in meinen freien Stunden mit Vorliebe den Bleistift oder Pinsel, und war glücklich, mir und den Meinigen ein Aquarell zum Andenken an das Zimmer machen zu können, in dem der Meister und Freund gearbeitet hatte: rechts das kleine altmodische Klavier, ein Silbermann auf Rabenfedern, auf dem er so viel componirte, am Fenster das Stehpult, an den Wänden Aquarelle von seiner eigenen Hand; links die Musikschränke, auf den die Büsten von Goethe und Bach standen. Auf dem Schreibtisch lagen noch all' die Dinge, die von ihm sprachen; die noch kaum getrocknete Feder und Dieses und Jenes, das ich noch vor Kurzem in seiner Hand gesehen hatte. Mir war's ganz unheimlich, in diesem mir geheiligten Zimmer zu sitzen, und mir schien, als sei mein Eindringen, mein kleines Bestreben, hier den Pinsel zu führen, eine Entweihung. Cecile Mendelssohn kam und ging; sie sprach wenig; kein Seufzer, keine Klage entschlüpfte ihr. — — —

* * *

Die ersten hier folgenden Briefe sind geschrieben, kurz nachdem Mendelssohn nach Berlin zurückgekehrt war.

Berlin, den 25. Juli 1832.

Liebe Madame Moscheles!

Wenn dies doch ein Billet wäre, und unten wartete der dienstbare Geist und trüge es in einer Minute zu Ihnen; aber Brief, und Post,

und Dampf und Meer, das klingt so ernsthaft und geschichtlich, und doch habe ich nichts Ernsthaftes zu sagen, sondern sehne mich gerade jetzt einmal darnach, ein wenig mit Ihnen zu sprechen, die Welt durchzuhecheln, Phrenologie anzugreifen, von unten eine matthändige Schülerin ein langsames Presto spielen zu hören und dazwischen, wenn sie es gar zu arg macht, ein Paar blitzende Töne von einer anderen Hand, kurz nach Chester Place*) gehen zu können. Denn wenn ich mit Ihnen sprechen möchte, so will ich mich gar nicht sprechen hören, sondern Sie, also mag ich eigentlich gar keinen Brief schreiben, sondern einen lesen; es hilft aber zu nichts. Warum haben Sie mir auch verboten, mich nur ein ganz klein wenig zu bedanken? Ich thäte es so gern und darf doch nicht, denn ich sehe Sie darüber lachen. Man kann aber für frohe Zeit gar nicht danken; sobald man sie übersieht, ist sie schon weg, und so lange man drin lebt, ist es Alles so natürlich; denn ich habe es natürlich gefunden, wenn Sie und Moscheles mir Alles zu Liebe und alles Freundliche thaten, was ich mir jemals wünschen kann; mir fiel gar nicht ein, daß es irgend anders sein könnte; jetzt aber sehe ich doch zuweilen, daß es zu alledem auch ein Glück war, und daß sich Alles gar nicht so von selbst versteht. Das klingt Alles dumm, aber wüßten Sie nur, wie sehr sonderbar mir nun in den letzten Wochen hier gewesen ist, ich kam zu keinem ruhigen Wort, zu keinem Gedanken kommen. Als ich den Freitag Abend von Ihnen ging und aufs Dampfboot nach Hamburg, da dachte ich mir meine Familie, das ganze Haus wer weiß wie verändert zu finden — 2 Jahre und verheirathete Schwestern und so fort. Nun komme ich an, und nach den ersten zwei Tagen leben wir Alle so gemüthlich und ruhig nebeneinander fort, als sei dazwischen keine Reise, keine Jahre, keine Veränderung getreten. Ich begreife nicht, daß ich einmal habe fort sein können, und wenn ich nicht an die lieben Freunde denke, die ich während dessen gefunden habe, so ist mir die ganze Zwischenzeit wie eine lebhafte Erzählung, die ich gehört habe. Das geht nun aber eben mit mir gar nicht, auf jedem Schritt fällt mir eine frische Reiseerinnerung ein, der folge ich, und träume so eine Zeitlang weiter und bin weit fort, dann komme ich wieder zu den Eltern und Schwestern, und mit jedem Wort, das sie sprechen und mit jedem Schritt, den wir im Garten thun, kommt wieder eine andere Erinnerung von vor der Reise, und steht plötzlich ganz neu da, als sei sie nie weggewesen, und so kreuzen sich die verschiedensten Erinnerungen, und durchschneiden sich und lassen mich zu keiner Ruhe kommen. Ob das sich ordnen wird, weiß ich nicht, aber bis jetzt bin ich dadurch wie auseinander gerissen und habe keinen Anhaltpunkt. Gegenwart und Vergangenheit hängen noch so sehr zusammen, und doch muß ich mich daran gewöhnen, daß die Vergangenheit vergangen sei. Es thut auch nichts, das Beste bleibt davon, drum schreibe ich Ihnen jetzt auch den Brief hier, und schicke ihn ab, so wenig daran ist. Sie haben es mir zuweilen nachgesehen, wenn ich sehr unausstehlich war, und behaupteten wohl gar, es sei genial; das ist es nun wohl nicht, aber das Herz ist schwarz, wie der Küster sagt (die betreffende Geschichte

*) Moscheles' Wohnung im Regents Park, Chester Place.

lassen Sie sich von Klingemann erzählen, wenn Sie sie nicht kennen)*). Denken Sie sich nebenbei, daß ich, seit ich hier bin, noch keine Note habe componiren können. Das ist eigentlich das Schlimmste, denn hätte ich zu arbeiten, so wäre auch alles Andere gleich vorüber. Haben Sie denn keinen deutschen oder sonstigen Liedertext, den ich componiren könnte? Für eine Singstimme bis f hinauf und c hinunter, versteht sich, und ich könnte es dann etwa 1833 auf dem Erard begleiten, und von unten hörte man wieder das langsame Presto. Aber auch ein Lied wüßte ich jetzt kaum zu schreiben; wie soll man denn den Frühling besingen, wenn man im Juli friert, wenn die Blätter im Sommer abfallen, und die Blumen verfaulen, und die Früchte verderben? So sieht es nämlich hier aus; die Leute heizen ein, der Regen kommt in Strömen herunter, kalte Fieber und Cholera, und Bundestagsbeschluß sind die Gespräche, und ich, der in Guildhall meine Rolle gespielt habe, muß nun hier behutsam und wohlwollend sprechen, um nicht zu radical zu erscheinen. Heut ist die Cholera wieder angekündigt, obwohl nicht auf Begehren; aber dies russische Geschenk wird nun wohl fürs erste vorhalten, und uns nicht wieder verlassen. Nur ist es gut, daß jetzt keine Hemmungen mehr dabei sind, sonst könnten sich Hamburg und Berlin wechselweise gegeneinander sperren, und mir wäre das aus Gründen sehr ungelegen. Als ich zwar in Hamburg ein Wort davon fallen ließ, daß Sie oder doch Moscheles vielleicht hierher kommen möchten, da hatte ich mit einem Male Alles verscherzt. Man sah mich sehr böse an, was denn in Berlin zu holen sei, wer sich denn da für Musik interessire? Ich citirte mich, aber das gefiel wenig, man fand mich nach und nach immer abscheulicher; ein rechter Berliner dachte man, dann wurde ich ein Fremder, dann gar ein fremder Musiker, dann wurde man ganz höflich, aber ich brach geschwind ab, und erinnerte mich an Ihre Lehren, daß ich mich hübsch einschmeicheln sollte. So sagte ich, Sie würden auch wahrscheinlich nicht kommen, und da war man wieder gut. Aber heimlich sage ich nun doch: O kommen Sie, kommen Sie, so gut es Einem in Berlin gemacht werden kann, so wollen wir es schon machen, und wenn mir Moscheles schriebe, daß er im October käme, so finge ich von heute an, mich bis auf den 1. October zu freuen. Im Schnellpostcoupé ist so schöner Platz für zwei Personen, und die Fahrt geht so gemächlich — Sie sollten es doch thun. Aber heut' quäle ich noch gar nicht, sondern ich bitte Sie nur, lassen Sie mich es wissen, wenn Sie nach Hamburg gehen, dann aber schreibe ich Ihnen einen 16stimmigen Brief, und alle Stimmen sollen rufen: Hierher.

Berlin 3. Sept. 1842.

Liebe Madame Moscheles!

Ich bin wohl ein Sünder, daß ich auf Ihre so große und erfreuende Freundlichkeit so ganz verstockt schweige; aber daß ich Ihnen Ihren Brief

*) Mendelssohn erzählte gern diese Geschichte. Ein Küster antwortete dem Prediger, der ihn bei einer Begräbnißfeier wegen seiner rothen Weste tadelte: „Ach, Herr Pastor, die Weste macht's nicht, wenn's Herz nur schwarz ist."

von Herzen danke, und daß es mir ein Fest gewesen ist, als er ankam, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, und alles Andere, was ich Ihnen von mir melden könnte, ist unerfreulich wie der Nebelwind. — — — — —

Es giebt so Zeiten, wo ich am liebsten ein Tischler oder Drechsler geworden wäre, wo mich Alles so verdrießlich ansieht, als müßte ich mir Heiterkeit und frohe Zeit erst aus einer ganz fremden Sprache übersetzen lassen; das liegt mir Alles so weit ab. Solche Zeit nun habe ich nie ärger erlebt als in diesen letzten Wochen, mir ist's unsäglich dumm zu Muthe. Aber Sie fragen, warum ich mir einfallen lasse, Ihnen das zu schreiben? Weil Neukomm mir gestern Abend die schönste Rede hielt, die gar nichts half, und mir alle möglichen guten Mittel angab, die ich aber nicht brauchen mag, und mir in's Gewissen predigte, was ich aber selbst eben so gut kann, und mich endlich frug, warum ich Ihnen auf Ihren lieben Brief wohl nicht geantwortet hätte? Weil ich grimmig sei, sagte ich; er aber meinte, man müßte durchaus nur schreiben wie Einem zu Muthe sei, und Sie würden das gar nicht übelnehmen, sondern natürlich finden. Auf seine Verantwortung hin habe ich's nun gethan; sind Sie mir doch darum böse, so habe ich besser prophezeit als er, denn ich wollte bessere Zeit abwarten, um Ihnen einen lustigen Brief zu schreiben; er sagte aber, daraus machen Sie sich gar nichts. — — — — — — — —

Aber wie gern ich wollte, daß Sie mir einmal ein wenig Moral predigten, wie Sie es sonst wohl thaten! denn ich weiß nicht, wo ich mit meiner tiefen Verstimmung hin soll. Verzeihen Sie den dummen Brief; ist mir doch nicht anders zu Muthe, und grüßen Sie was Ihnen nahe steht, von Ihrem ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Im October 1832 machten meine Eltern einen zwölftägigen Aufenthalt in Berlin, und das Tagebuch meines Vaters berichtet auf jeder Seite über gesellschaftlichen Verkehr und musikalischen Austausch im Mendelssohnschen Hause.

Nach London zurückgekehrt, schreibt Frau Moscheles an Mendelssohn ihm mittheilend, daß von der philharmonischen Gesellschaft ihm der Antrag gemacht werden sollte, drei Compositionen für 100 Guineen zu schreiben. Dann folgt Ausführliches über die rege musikalische Thätigkeit ihres Mannes, namentlich auch über die gemüthlichen Stunden, die Beide in der lang entbehrten Häuslichkeit zubringen. „Moscheles" so schließt sie, „macht eben von einer Siesta vor seinem comfortablen fireside auf — betrachten Sie dieses Blatt als seinen Traum, denn wachend denkt er oft genug an Sie."

Darauf seine Antwort:

Berlin, 17. Jan. 1833.

Liebe Madame Moscheles!

Auf einen so lieben Brief wie den Ihrigen so spät und auf einem ungeeirten halben Bogen zu antworten, ist unverzeihlich und deshalb hoffe ich gewiß, Sie werden es mir verzeihen; kleine Diebe hängt man, und

die großen läßt man laufen. Prächtig ist es aber von Ihnen, daß Sie mir so schön ausführlich geschrieben haben; da wird Einem wieder wohl und bekannt zu Muthe, wenn man die fireside und Moscheles in seiner Siesta und das ganze comfortable Hauswesen vor sich sieht; ich freue mich wie ein Kind auf den Frühling, meine Gevatterwürde, das grüne England, und so mancherlei. Ueberhaupt fängt meine Melancholie an, ein wenig zu weichen, ich habe wieder lebhafte Freude an Musik und Musikern gehabt, habe auch wieder hie und da einige Kleinigkeiten componirt; obwohl sie schlecht sind, so geben sie mir doch die Hoffnung, einmal etwas Besseres zu machen: kurz ich sehe wieder Lust und Licht vor mir. Ob ich aber im Stande sein werde, etwas ordentlich Neues mit nach London zu bringen, das weiß Gott; doch hoffe ich es, denn ich möchte außer als Pathe gar zu gern auch als Musiker figuriren; das erste aber ist die Hauptsache, und ich will das ernsteste Gesicht machen, das ich vorräthig habe, und den besten Wunsch, den ich mir ersinnen kann; nur was am glücklichsten macht, das möchte ich Alles zusammen fassen können, um es als Angebinde hinzulegen. Moscheles ist schon wieder thätig, wie ich höre; Klingemann hat ein Wort von einem Septett fallen lassen, das mich sehr erfreut hat; für welche Instrumente wird es? Aus welchem Tone geht es? Ist's blond oder braun? Das muß er mir Alles genau schreiben. Und wird es noch ein anderer ehrlicher Mann spielen können, oder wird es wieder so zu seinem Privatgebrauche wie das letzte Stück des Es-dur Concerts, über das alle Dilettanten stolpern und seufzen, und es doch nicht rauskriegen. Bitte, lassen Sie mich von diesem Septett hören, denn ich bin neugierig und fast neidisch auf die, die es nun so nach und nach entstehen sehen können. Das Philharmonic hat sich wirklich meine lebhafteste Dankbarkeit erworben; daß dieser schöne Auftrag gerade in diese Zeit fiel, wo ich sonst so sehr verstimmt und grimmig lebte, ist mir viel werth; aber Sie schreiben mir gar nicht, daß Moscheles auch zu demselben Zweck componiren soll; wird er es annehmen? Und was wird er schreiben? Meine Symphonie will ich fertig mitbringen, vielleicht auch noch ein Stück, aber alle drei wohl schwerlich. Glauben Sie nur nicht, daß ich über die Cölner Geschichte böse bin; ich habe deren selbst lustige erlebt, und zwar Berliner, die erst ganz besonders bitter schmecken. Gebe ich doch übermorgen mein drittes Concert, also weiß ich, was es auf sich hat, ein großer Berliner Mann zu sein. Nachdem sie sich mit Mühe entschlossen hatten, sich die Einnahme von mir schenken zu lassen, war es im ersten Concert, wo ich meine Symphonie aus d, mein Concert, eine Claviersonate von Beethoven, den Sommernachtstraum ꝛc. gab, sehr voll und die Leute hatten Berliner Enthusiasmus, d. h. göttlich und himmlisch war so viel wie sonst passabel. Nun hätten Sie hören sollen, wie höflich dieselben Leute wurden, die sich früher gesperrt hatten, wie mein edles Herz und meine wohlthätigen Gesinnungen und meine einzige Belohnung — o weh, es hätte verdient, in einer hiesigen Zeitung zu stehen; es kam gerade vier Wochen zu spät; vorher hätte mich Entgegenkommen gefreut, nun war es mir fatal, wie überhaupt das ganze Nest mit seinem Strohfeuer. Im zweiten Concert hatte ich meine Meeresstille, spielte ein

Concert von Sebastian Bach, eine Sonate von Beethoven und mein h-moll Capriccio, die Milder sang einige Scenen von Gluck, und das Concert fing mit einer Symphonie von Berger an; ich hatte sie gegeben, um ihm Freude zu machen, und nach der Aufführung fand er den Applaus, den sie gehabt hatte, so unter seiner Erwartung und die Execution so schlecht, daß ich nur mit großer Mühe einer gänzlichen Brouillerie entgangen bin. Nun soll im dritten Concert die Isles of Fingal, die Walpurgisnacht, ein Concert von Beethoven und eine Sonate von Weber für Pianoforte und Clarinette, die ich mit Bärmann aus München spielen will, vorkommen; dann bin ich die Ehre und Freude los. Verzeihen Sie nur, daß ich dies so breit beschreibe, aber es giebt sonst wirklich von Musik fast nichts zu erzählen. Bärmann hat kürzlich ein Concert gegeben und uns alle (ich meine, uns Leipziger Straße und uns Berliner) gar sehr entzückt. Lafont erwartet man in den nächsten Tagen. Die Schneider ist aufgetreten und hat ziemlich gut gefallen; ihr Vater ist Capellmeister, ihr Bruder ist Sänger, ihr Onkel dort angestellt, ihre Tante die Frau von dem Vater von der Kammerfrau von irgend einer Prinzessin — das braucht man Alles hier in Berlin. Graf Redern hat mich plötzlich in Affection genommen, mir gesagt, es könne was aus mir werden, drum wolle er mich protegiren, und mir einen Operntext bei Scribe bestellen; Gott gebe, daß er gut werde, ich glaube nicht daran. Uebrigens sind wir hier gebildete Leute, wir kriegen Telegraphen so gut wie Sie; à propos, es gehen die beiden Elslers nach London, die man hier Telegraphinnen nennt; wenn die auch Briefe an Sie mitbringen, und wenn Sie die auch bei sich sehen müssen, so lache ich mich todt, aber dabei sein muß ich. Was wird dann John sagen, dem schon Madame Devrient nicht fein genug war? Was macht denn Dlle Blahetka? und ist Madame Belleville wieder da? Spontini will sein Instrument verkaufen und zwar für 1600 Thlr. Wenn Sie Erard sehen und wollen ihm auf viele Complimente eins erwidern, so sagen Sie ihm doch, mein Instrument sei trefflich und ich freute mich sehr darüber. Nun grüß ich das ganze Chester Place und sehr herzlich und wünsche Glück und Freude und Musik und alles Gute für's neue Jahr, worin wir uns wiedersehen wollen. Bis dahin stets

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Berlin d. 17. März 1833.

Liebe Madame Moscheles!

Hoffentlich sind Sie nicht zu Hause, wenn dieser Brief ankommt, und der Felix (der zukünftige) spielt mit einer Kinderklapper, oder schreit ganz entsetzlich auf Englisch, d. h. hoffentlich sind Sie und der neue Ankömmling ganz so wohl, wie ich es wünsche und hoffe. Klingemann gab in seinem letzten Brief gute Nachricht, und so wünsche ich denn nochmals von ganzem Herzen Glück und Freude dazu. Ich kann mir nicht helfen, ich denke jedesmal, solch ein wichtiges Ereigniß, solch eine Veränderung der ganzen Familie, der nächsten Umgebung, solch ein Zuwachs an Glück und Sorgen müsse die Leute ganz und gar verändern; ich werde nun bald kommen, um mich davon

u überzeugeu; aber wenn ich nicht vorher noch das Gegentheil erfahre, twa durch schlimme Schelte wegen meiner Schreibfaulheit, oder vielmehr wegen meines schlechten letzten Briefs, oder durch eine kleine Satyre wegen des Genies, oder sonst wie, so bin ich den ersten Abend in Chester Place befangen und ängstige mich, wenn ich Ihnen mal vorspielen soll. Sind Sie aber für den 21. April nicht engagirt? Wenn Sie zu Hause sind, so möchte ich gern zu Ihnen kommen mit Klingemann; der mich abholt, denn ich habe stark vor, den 20. April in London zu sein; eben fährt eine Schnellpost vorüber, und ich denke, bald sitze ich wieder drin. Sonderbar ist es, seit ich hier ins Arbeiten gekommen bin und die Ueberzeugung erlangt habe, daß die Berliner Geselligkeit ein gräuliches Monstrum ist, seitdem bliebe ich gern länger hier, fühle mich wohl; es wird mir fast schwer, wieder auf die Reise zu gehen. Des Morgens klopft es fortwährend an meine Thüre, aber ich mache nicht auf, und bin glücklich, wenn ich bedenke, welcher Langeweile ich ohne Zweifel entgangen bin, ohne es zu wissen; aber wenn ich dann Abends hinüber zu den Eltern gehen kann, und wir tüchtig durcheinander streiten und lachen, das ist auch wohl prächtig, und es ist nicht leicht, es zu verlassen, ohne sich sagen zu können, wann man es wieder findet.

Auf Wiedersehen!

Stets Ihr Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf 31. May 1833.

Liebe Madame Moscheles!

Lauter Buße!

Aber ich bin dermaßen belagert gewesen, wie noch niemals, so daß ich Abends förmlich hinfiel aufs Bett und nicht schreiben und denken, kaum sprechen konnte. Das klingt zwar rührend, aber doch wahr. Drum seien Sie mir nicht zu böse. Es ist der erste freie Tag und ich schreibe:

Daß ich, so Gott will, Mittwoch den 5. abends wieder in town bin, bereit zu taufen, zu spielen, zu dirigiren, sogar genial zu sein.

Alles dann mündlich.

Nun leben Sie wohl, auf Wiedersehen.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, 15. Mai 1834.

Liebe Madame Moscheles. Denselben Tag, als ich Ihr liebes freundliches Briefchen, und das schöne. Geschenk dabei erhielt, wollte ich Ihnen recht ausführlich schreiben und danken, da erhielt ich von Hause die Nachricht, daß meine Mutter gefährlich krank sei und obwohl gleich darauf bessere Berichte folgten, so können Sie doch wohl denken, daß die Unruhe und Besorgniß dieselbe blieb, und ich Ihnen nicht gern in so betrübter Stimmung schreiben wollte, und Sie vielleicht auf einen Augenblick mit verdrießlich machen, während mir Ihre Briefe immer den ganzen Tag vergnügt und heiter schaffen; und wie dankbar bin ich Dir, lieber Moscheles dafür, daß

Du meinem Rondo die Ehre anthust, es in Deinem Concerte zu spielen. Du kannst mir glauben, daß ich's wohl zu schätzen weiß, und wohl einsehe, wie schmeichelhaft und rühmlich es für mich ist; und jetzt mag mir Einer darauf schelten, so viel er will, so hab ich das Stück lieb, und es wird mir recht dadurch. Bitte aber schreibe mir dann auch, wie sich's mit der Orchesterbegleitung macht, und ob Du in diesem Punkte nicht Manches zu tadeln hast; ich werde vielleicht noch etwas der Art in diesem Jahre schreiben, und möchte dann dieselben Fehler vermeiden. Die Halsbinde aber, Madame Moscheles, that ich gleich um und ritt damit spazieren (Sie müssen nämlich wissen, daß ich mir ein nettes braunes Pferd gekauft habe und ungeheueres Plaisir davon habe); und als ich Abends zu Hübners ging, frug Madame Hübner, ob die Halsbinde auch englisch sei? Ich bestellte dann Ihre Grüße und sie ließ sie sehr vielmal erwiedern. Aber Sie haben mir nicht gesagt, was für eine Art Composition ich in der ersparten Zeit machen soll, und da ich sie Ihnen verdanke, so erwarte ich auch von Ihnen die Bestimmung, wie ich sie verwenden soll, zu Liedern oder Claviersachen, oder wie sonst? Haben die Leute im Philharmonic meine Melusina nicht gemocht? Ei was, ich sterbe davon nicht. Zwar that mir es doch leid, als Sie mir's schrieben, und ich spielte mir geschwind die ganze Ouvertüre einmal durch, um zu sehen, ob sie mir nun auch nicht gefiele — aber sie machte mir doch Vergnügen, und somit thut es mir nicht sehr viel zu Leide. Oder meinen Sie, daß Sie mich deßhalb weniger freundlich bei meinem nächsten Besuche aufnehmen würden? Das wäre schade, und sollte mir sehr leid thun, aber ich hoffe es doch nicht. Und vielleicht gefällt sie anderswo, oder wo nicht, so mache ich wieder etwas anderes und das gefällt besser. Ueberhaupt ist meine Hauptfreude bei alledem, wenn solch ein Ding geschrieben dasteht, und wird mir's nachher noch so gut, daß mir so freundliche Worte darüber zu Theil werden, wie von Ihnen und Moscheles, so ist es auch gut aufgenommen worden, und ich kann ruhig weiter arbeiten. Daß Sie mir aber dasselbe von Moscheles' neuem Concerte schreiben, ist mir unbegreiflich; ich dächte, daß müßte sonnenklar sein, daß ihnen das gefiele, und noch dazu, wenn er's ihnen spielt! Aber wann kommt es heraus? Von wegen Drüberherfallen. Ach Gott, entschuldigen Sie nur diesen confusen Stil und Brief: Ries (der Violinspieler) ist hier (Sie erinnern sich vielleicht, daß er in Berlin Moscheles sein Trio begleitete), und will morgen Concert geben, und da bin ich schon zehn Mal durch Listenträger, und Cassirer und Orchesterdiener 2c. unterbrochen worden, und muß täglich probiren, so daß mein Pferd schon seit drei Tagen im Stalle steht (Sie sehen, dies ist das Hauptthema). Pfingsten muß ich nach Aachen zum Musikfeste, wozu ich gar keine Lust habe, weil sie Sachen geben, die gegen mein musikalisches Gewissen sind; aber ich muß es, um des Friedens willen, weil die Leute hier Ries und mich als Gegenpäpste betrachten, und da nun Ries dirigirt, meinen sie, ich würde gelb vor Aerger, und ginge nicht hin. Ich aber trinke Maitrank (das ist ein gutes Getränke hier, weißer Wein mit vielen aromatischen Kräutern drin und Zucker), und gehe hin. Himmlisch Wetter ist die ganze Zeit her, man wird sehr versucht, gar nichts zu thun, den ganzen Tag spazieren

zu schlendern, und sich den Titel eines Nachtigalleninspectors zu erwerben, den sie hier einem alten faineant geben. Warme Tage, und sind so schön lang! Ich habe auch mein Oratorium schon angefangen. Drum kann ich aber auch zum festival in Westminster nicht kommen, muß mich nun den Sommer über dran halten. Ein paar Clavier-Capricen (oder Phantasien, oder —) habe ich gemacht, die gefallen mir gut, aber eine abscheulich schlechte Etude. — Wenn Ghys nicht in's Fis kommt, ist mir Dis angenehm. Ein schlechter Witz, ich sehe Sie drüber die Stirn in Falten ziehen. Heut früh ist mir nach langer Zeit wieder ein Liedchen beschcert gewesen, da wird mir immer ganz gut zu Muthe. Ach, ich muß es Ihnen herschreiben, obwohl es leider gar nicht für ihre Stimme ist, sondern für einen Tenor; Sie brauchen's also gar nicht mal zu spielen, aber ich schreib's doch in den Brief, Moscheles brummt die Singstimme für sich: (hier folgt das bekannte Mailied „Leucht heller als die Sonne".)

Düsseldorf, den 10. Januar 1835.

Liebe Madame Moscheles! Wenn man auf Erbsen knieen und dabei schreiben könnte, so sollte ich diesen Brief so schreiben, ich großer Verbrecher; aber geistig knie' ich wirklich auf Erbsen, und bereue mein langes Stillschweigen auf Ihren letzten gar so lieben Brief (nach dem Birmingham festival) und möchte, Sie erlaubten mir bald wieder aufzustehen und vergeben mir meine Stummheit. Wenn nicht morgen der Courier ginge, der das längstversprochene Bildchen, das ich für Sie gemalt habe, mitnimmt, so glaube ich, daß ich auch heute noch nicht zum Schreiben käme, und statt daß dies meine Schuld schlimmer macht, meine ich, es sollte mich entschuldigen. Denn Sie wissen, daß ich Zeiten habe, wo ich an mir sehr wenig finden kann, und mich scheue, viel von mir selbst zu sprechen und zu denken, und solche Zeiten kommen mir hier denn auch manchmal über den Hals, schlimmer als anderswo, weil hier eigentlich gar Niemand ist, dem ich dergleichen anvertrauen möchte. Trifft nun gerade dann ein Brief ein, wie Ihr letzter war, der mich mitten in das lebendige und vielbewegte Leben, das Sie führen, mit hinübernimmt, so kommt mir das meinige doppelt einförmig vor, und ich weiß auch kein Wort davon zu sagen; müßte denn von mir und meinen Arbeiten erzählen; das verstimmt mich in solcher Zeit dann wieder; kurz, ich habe eine Vorliebe für den spleen wie für alles andere Englische, und er erwidert die Vorliebe. Da ist mir dann, als müßte ich Ihnen langweilig werden und ich kann keinen Brief anfangen. Wenigstens war das so. Heut ist's aber anders und ich muß mein Bild überreichen, welches ich denn hiermit zierlich thun will (eine Reverenz müssen Sie sich hinzu denken): es ist die Seufzerbrücke in Venedig, die ich im October 1830 dort auf diese Art gezeichnet habe; sollte die Perspective falsch sein, so bitte ich Sie anzunehmen, es sei nicht mein Fehler, sondern der Dogenpalast falle eben ein, und stehe deshalb schief. Das Wasser ist die partie honteuse, ich habe heut noch den ganzen Morgen daran gearbeitet, es ein wenig klarer zu machen, aber statt dessen wird es immer schmutziger. Also müssen Sie wieder annehmen, es sei Ebbe, wo in ganz Venedig das Wasser sehr trübe und sumpfig wird, und also vielleicht so häßlich aussehen

könnte. Ferner ist der Himmel ein wenig fleckig, aber ein gewisser Nicolai in Berlin hat jetzt ein dummes Buch herausgegeben, worin er beweisen will, an Italien sei gar nichts, das Land nicht schön, die Bilder zu dunkel, die Menschen nicht genial genug, kein Weißbier, auch keine Orangen, und der Himmel nicht hübscher, als bei uns. Im Falle er Recht hätte, könnte mein Himmel also ähnlich sein. Wenn Ihnen aber trotz alledem meine Malereien nicht zu kindisch vorkommen, so sagen Sie mir, daß ich Ihnen noch ein Bildchen malen darf; denn ich mache jetzt Fortschritte und das nächste wird gewiß besser werden, und ich machte dann eine Schweizerlandschaft mit Wiesen und Häusern, wobei ich mich selbst immer prächtig amüsire. — Und nun möchte ich nur gleich, ich brächte es selbst hin, und könnte bei der Gelegenheit es noch abändern und ausbessern nach Belieben. Aber ich will froh sein, wenn ich im Frühjahr kommen kann; denn so sehr ich es von Herzen wünsche, weiß ich doch noch nicht, ob's möglich sein wird. Meine Arbeiten werden wohl sämmtlich fertig bis dahin, wie ich sie mir vorgenommen, aber ich weiß nicht recht, ob ich nicht lieber wieder neue anfangen und ruhig arbeiten soll, statt mir wieder solch ein Vergnügen zu erlauben. Das weiß ich aber, wenn es mir doch so gut wird, wieder in diesem Jahre nach England zu kommen, so führe ich ein ander Leben in London, als bisher — setze meine hiesige Stille und Ruhe so viel ich kann, fort — gehe nicht in Gesellschaften, wenn ich nicht muß — und will Sie so belästigen, als es Ihre Geduld nur immer erlaubt. Bis dahin muß ich auch noch wieder tüchtig Clavier studiren, denn ich fürchte, ich habe viel verlernt; neulich aber erzählte ich mal einem Bekannten, wie Moscheles und ich zuweilen vierhändig phantasirt hätten, und spielte ihm Stellen daraus vor, und in dem Augenblicke wäre ich am liebsten gleich aufgestanden, fortgegangen, und nach London gefahren, um wieder einmal diese Freude zu haben; denn nicht einmal zum Spielen komme ich hier recht, geschweige denn zum Hören. Aber dafür sind die guten Tage hier auch doppelt hübsch, und wenn die Arbeit so recht vorwärts rückt, und ich den ganzen Morgen vor mir habe, und in meiner ruhigen Stube bleiben kann, das ist ein gutes Leben. Wie sieht es denn nun im Hause bei Ihnen aus? Macht irgend eine Miß schon wieder ihre Tonleitern unten, oder hat Moscheles noch Componir- und Musikzeit für sich? Schreit Felix sehr? und wie groß ist Emily geworden? Denn vor dem letzteren (Emilys Großwerden) habe ich, wie Sie wissen, besondere Furcht. Ich wollte Ihnen heute wieder ein Lied schicken, aber es ist nicht recht gerathen; das ärgert mich eigentlich, und Sie müssen mit diesem unmusikalischen trockenen Brief vorlieb nehmen. Nun leben Sie wohl, und seien Sie und alle Ihrigen froh und glücklich im neuen Jahre, das Ihnen alles Gute bringe, und mir auch das vergnügte Wiedersehen mit Moscheles und Ihnen. Die Meinigen tragen mir oft Grüße auf, die ich immer nicht bestelle; wie oft mein Vater es auch erwähnt und Ihrer Freundlichkeit gedenkt, wissen Sie . . .

Im October 1835 war Moscheles in Leipzig, diesmal ohne seine Frau. Der folgende Brief berichtet über sein öffentliches Auftreten im Gewandhaus.

Leipzig, den 11. October 1835.

Das Vergnügen kann ich mir nicht nehmen lassen, Ihnen, liebe Madame Moscheles, von dem gestrigen und vorgestrigen Tage zu erzählen, wenn ich auch von Visiten und Musikern gehetzt bin, so daß das Format und die Erzählung nur klein werden können. Aber allzu hübsch war es, und gar zu Schade, daß Sie nicht dabei waren, um die Freude mitzugenießen, die Moscheles uns Allen hier gemacht hat. Es waren einmal wirklich musikalische Tage und eine rechte Aufregung, ein rechter Enthusiasmus unter allen Leuten. Erst das Concert vorgestern; was gegeben wurde, wissen Sie, und wie Moscheles spielt, wissen Sie auch, also nach dem Concert fantastique brach der Jubel los und dauerte nun den ganzen Abend über, durch die gestrige Probe durch und verspricht uns heut noch zum Concert den lustigsten Abend. Denn die Leipziger waren wie toll; daß es nebenbei das überfüllteste Concert seit Jahren war, wissen Sie auch; aber das große Interesse und die Freude auf allen Gesichtern war das beste dabei. Als wir in unserm Duett*) (welches aber auch gut ging) gegen das Ende kamen, brach der Scandal etwa ein 8—10 Tacte vor dem Schluß los. Ob wir richtig aufgehört haben, weiß niemand, wir auch nicht, und der Publicus konnte gar nicht genug schreien und stampfen, bis wir zum zweiten Male vorkamen und schöne, zweistimmige Diener machten. Nun können sie sich denken, wie toll sie nach der freien Fantasie waren, wo Moscheles auch allerdings einige Hexenkünste vorbrachte, die ich bis auf den heutigen Tag nicht verstehe, obwohl er behauptet, es sei ja gar nichts. Wie gesagt, die Leute waren gehoben, in aufgeregter froher Stimmung; das machte die Sache so hübsch. Eine blaue Engländerin wollte introduced sein, und machte ihrem Enthusiasmus Luft, während eine Menge Leipzigerinnen von allen Farben warteten, bis die Engländerin ihnen Platz machen würde (hier ist der Ort, wo ich nicht verschweigen kann, daß Moscheles eine Leipzigerin zu wiederholen Malen auffallend schön gefunden, und mir dies auch zweimal leise gesagt hat, worauf ich ihm drohte, ich würde es Ihnen wiedererzählen, was hiermit geschieht); die Leipzigerinnen kamen also nach dem Concert an die Ballustrade des Orchesters und Moscheles bückte sich herunter; dann kamen Honoratioren, dann einer und der andere Redacteur, die lobten mit Gründen; endlich kam die Concert-Direction (d. h. nicht eine Dame, sondern 12 Herren) und baten sich die Ouvertüre zur Jungfrau**) für das heutige Concert noch einmal aus; so ein Stück ist dem Publicum, so wie dem Orchester das erste Mal immer zu neu und unerwartet, als daß sie ganz hineinkommen könnten, und darum ist es prächtig, daß wir es heute wiederhören, denn nun hat das Orchester es vier Tage nach einander gespielt und es wird schön gehen; schon gestern in der Probe klang es ganz neu und viel schöner. Auch das Duett müssen wir auf Begehren wiederholen, und da Moscheles schon früher zugesagt hatte, das G moll-Concert (blue devils***) zu spielen, so giebt es heut wieder einen

*) Moscheles Hommage à Händel op. 92.

**) Moscheles Ouverture zur Jungfrau von Orleans. op. 91.

***) So von Mendelssohn scherzweise benannt, weil es Malinconico überschrieben ist.

herrlichen Abend. Nun nur noch das, daß Moscheles dies Concert gestern in der Probe so vortrefflich gespielt hat, wie ich ihn vielleicht noch nicht gehört habe, und das will was sagen — ich glaube, der allgemeine Jubel machte ihm auch Spaß. Es war das letzte Stück der Probe, die Ouvertüre war schön gegangen, und nun bildeten wir alle zusammen (die Unbeschäftigten) einen großen Kreis um Moscheles, Demoiselle Grabau drehte um, die anderen Sängerinnen standen zunächst, ein Kammerherr, der weit vom Lande deswegen gekommen war und sich für einen guten Clavierspieler hielt, sah immer auf die Finger, das Orchester nahm sich aus allen Kräften zusammen, und so spielte Moscheles das Stück zu unser aller Entzücken ganz wunderherrlich. Ich wollte nur, er und auch Sie hätten das Lachen und Zwicken aller Leute und des Orchesters, die heimlichen Ausrufungszeichen, den panischen Schrecken des Kammerherrn so recht sehen können — wie gewohnt er auch dergleichen Dinge sein mag, ist es doch immer wieder ein Vergnügen. Was mir selbst aber nebenbei durch Moscheles Aufenthalt für eine Freude bereitet ist, das kann ich gar nicht sagen; leider geht sie nun bald zu Ende, da er übermorgen wieder zu Ihnen reisen will; aber es sind frohe Tage, an die man lange denken und sich an ihnen ergötzen kann. Ich werde wieder gestört und erwarte Moscheles in einer Stunde, um mit ihm zu seiner Mutter zu gehen, und ihr vorzuspielen: so muß ich jetzt schließen.

Wir überspringen die zunächst folgenden Briefe, und wählen zum Schluß nur den letzten, den Mendelssohn bald nach dem Tode seiner Schwester Fanny Hensel, und nur 5 Monate vor seinem eigenen Ende an Frau Moscheles schrieb.

Baden-Baden den 9. Juni 1847.

Meine liebe Mm. Moscheles!

Als ich Ihren freundlichen lieben Brief empfing, und ihn in den tollen, ganz vollgepfropften Londoner Tagen nicht gleich beantworten konnte, da hatte ich es mir gar zu hübsch ausgedacht, Ihnen von irgend einem Lieblingspunkt der Schweiz sehr lustig und wohlgemuth zu schreiben — etwa einen illustrirten Brief oder dergleichen. Das ist nun anders gekommen. Sie wissen, welches schwere Unglück uns betroffen, und wie unser inneres und äußeres Leben dadurch für lange lange, ja wohl für immer schmerzlich und in seinen innersten Tiefen erschüttert ist. Sie haben gewiß an unserem unersetzlichem Verlust Antheil genommen, obwohl Sie und Moscheles meine Schwester doch nur wenig gekannt haben; Sie können sich aber wohl denken, wie mir es ist, dem sie jede Stunde und bei jedem Musikstück und bei allem, was ich Gutes und Böses erleben konnte, so gegenwärtig war — und so ist es eigentlich uns allen. Das sagen die Worte nicht. Und doch weiß ich auch von nichts Anderem zu sagen. Drum verzeihen Sie, wenn in diesen Zeilen wenig mehr steht als der herzlichste Dank für Ihren damaligen Brief, der wieder eine neue Londoner Freundlichkeit von Ihnen war, zu den vielen vielen alten, deren ich damals auf jedem Schritt und Tritt zu gedenken hatte.

Wir werden nicht nach der Schweiz gehen, wo wir doch kein rechtes, wahres Vergnügen haben könnten, und wahrscheinlich komme ich eher nach dem Norden zurück, als ich dachte. Es treibt mich zuweilen gar zu sehr nach Berlin, wo meine jüngere Schwester nun allein ist. Mein Bruder ist seit acht Tagen auch hier, und allerdings thut Nichts uns Beiden so wohl, als in die Wälder spazieren zu gehen und recht einsam und still zu leben, und namentlich viel mit den Kindern zu sein. Er hat die seinigen auch mit bei sich, und sie sowohl wie meine Kinder sind sehr wohl und lustig und machen allen Leuten Freude, die sie sehen. Auch Cecilie ist Gottlob wohl und gesund, aber freilich tief betrübt, wie wir.

Hoffentlich höre ich bald gute Nachrichten über den Zweck Ihres jetzigen englischen Aufenthalts und hoffentlich verlängern Sie ihn nicht gar zu sehr, damit die Leipziger, und darunter namentlich die Bildungssehnsüchtigen Klavierspieler nicht gar zu kurz kommen. Freilich werden die Londoner dasselbe sagen, denke ich mir — aber dort haben Sie sich so lange Jahre eingewohnt, nun müssen Sie auch was für die deutschen Spießbürger, oder Kleinstädter, oder wie Sie sie nennen wollen, thun, deren Fehler ich wahrscheinlich so gut kenne wie einer, die aber auch ihr Gutes und Herrliches haben, wenn man nur erst über die Spießbürgerei, den Zopf und alle Dinge dieser Art hinweg ist. Und dazu gehört Zeit, und darum wollte ich, Sie blieben nicht zu lange fort! — „Um sich an den Zopf zu gewöhnen?" sagen Sie. — „Um ihn mehr und mehr ausrotten zu helfen!" sage ich aber.

Grüßen Sie alle die lieben dortigen Freunde — daß an Moscheles der Brief mit ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Himmel gebe Ihnen und den Ihrigen Allen Gesundheit und gedenken Sie freundlich Ihres ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Ein Blatt preußiſcher Politik vor hundert Jahren.

(Die Veranlaſſung zu der militäriſchen Intervention Preußens in Holland im Jahre 1787.)

Von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

Das niederländiſche Volk hatte ſich unter blutigen Kämpfen von der drückenden Laſt ſpaniſcher Herrſchaft befreit. Die ruhmreichen Thaten der Väter und das Bewußtſein, ſelbſtändig die Staatsform geſchaffen zu haben, unter der das Vaterland eine bedeutſame Stellung faſt zweihundert Jahre lang in Europa einnahm, hatten den republikaniſchen Geiſt der Niederländer begründet und entwickelt. Wenn daher aus zwingender Nothwendigkeit die Führung der unabhängigen ſieben Provinzen den Händen *eines* Oberhauptes anvertraut wurde, ſo geſchah es in dem Bewußtſein, daß die Macht dieſes Oberhauptes abhängig von dem Willen des ſouveränen Volkes war und bleiben ſollte. Die Prinzen von Oranien, denen die Stellung dieſes Oberhauptes mit dem Titel eines Statthalters ſeit der Befreiung der Niederlande von der ſpaniſchen Herrſchaft mit einigen Unterbrechungen bis zu dem Zeitpunkt der hier näher zu erörternden Verhältniſſe verliehen war, gehörten einer Familie an, deren energiſcher Geiſt dem Lande bei gefahrvollen Lagen Rettung und Hülfe gebracht hatte, und der das niederländiſche Volk unzweifelhaft zu großem Danke verpflichtet war, die aber, um dieſer Herrſchertugenden willen, anderſeits das Beſtreben nicht verleugnen konnte, auf Koſten der republikaniſchen Freiheit des Landes ihre eigene Machtſphäre zu vergrößern. Die Oranier, deren politiſche Stellung den abſoluten Fürſten der vornehmſten Länder Europas gleich kam, ja dieſelbe an Be-

deutung vielfach überragte, haben stets jene Abhängigkeit von dem souveränen Volkswillen in einer Zeit, wo sich die meisten Fürstenhäuser Europas uneingeschränkter Selbständigkeit erfreuten, als Zwang empfunden, und diese Empfindung hat, so lange das Statthalteramt mit dem Hause Oranien verbunden war, Gegensätze hervorgerufen, die sich je schärfer markirten, je bedeutender die Bestrebungen des Oranischen Hauses hervortraten, auf Kosten der freiheitlichen Institutionen des Landes ihre Prärogative zu erweitern.

Es ist möglich, daß diese Gegensätze, die schon zu verschiedenen Zeiten und schließlich in den hier zu erörternden Verwickelungen zu ernstlichen Unruhen führten, nicht in jener schroffen, bedenklichen Weise hervorgetreten wären, wenn eine klare und bis in die äußersten Details ausgeführte Verfassung die Stellung der Verwaltungsbehörden des Landes dem Statthalter gegenüber festgestellt hätte.

Dies war jedoch keineswegs der Fall.

Als die Republik der vereinigten Provinzen, bedroht durch den Angriff Ludwig XV., Wilhelm IV. von Oranien 1747 zum Statthalter wählte, bestätigten die Generalstaaten dem neuen Oberhaupte die Rechte und Privilegien seiner Vorfahren, die sie ihm sogar als erbliche für seine männliche und weibliche Descendenz verliehen. Es wurde jedoch die neue Regierungsform eilig und ohne die erforderliche Gründlichkeit und Sorgsamkeit abgefaßt.

Allerdings erschwerte die historische Entwickelung der Verfassung der einzelnen sieben Provinzen ungemein eine präcise Form für die allgemeine Verfassung des Staatenbundes. Denn nach und nach hatten sich die Provinzen von der spanischen Herrschaft losgetrennt. Jede hatte sich unter Wahrung ihrer eigenthümlichen Regierungsform den übrigen angeschlossen, und so hatten schließlich sieben Provinzen ihre gesonderten Provinzialrechte und Vertretungen!

In jeder dieser Provinzen hatte sich eine Conföderation vieler einzelnen Gemeinwesen gebildet, die wiederum unabhängig von einander durch Magistrate regiert wurden, welche entweder von den Bürgern gewählt waren oder sich selbst ergänzten.

Der Adel, als Repräsentant aller freien Leute, die auf dem Lande wohnten, war jener Conföderation der Gemeinden beigetreten, die nunmehr unter dem Namen der „Provinzial-Staaten" die Zügel der Regierung einer Provinz führten. Die Vereinigung der Deputirten aller sieben Provinzen hatte sich den Namen der Generalstaaten*) beigelegt.

Die Generalstaaten, denen die Besorgung der allgemeinen Angelegen-

*) Das eigenthümliche Verhältniß der Provinzialstaaten zu den Generalstaaten trotz dieses gemeinsamen Actors geht zur Genüge aus dem Umstande hervor, daß einzelne der Provinzen für eigene Rechnung besondere, selbst befehligte Truppen halten und Verträge mit fremden Mächten abschließen konnten, ohne den Generalstaaten Mittheilung davon zu machen.

heiten der vereinigten Niederlande oblagen und deren erstes Mitglied der Statthalter war, beschlossen nach Stimmenmehrheit, und zwar hatte der Vertreter jeder Provinz, unabhängig von Größe und Bedeutung derselben, je eine Stimme.

In gleicher Weise aber, wie in den Provinzialstaaten der Provinz Holland die Stadt Amsterdam durch ihre Bedeutung ein factisches Uebergewicht hatte, machte sich das Uebergewicht der Provinz Holland (deren Beitrag zu den Staatslasten 56 zu 100 Gulden betrug) in den Generalstaaten geltend und wurde factisch — freilich unter steter Mißgunst der übrigen Provinzen — dadurch anerkannt, daß der Vertreter dieser Provinz, der sogenannte Großpensionär, einen ständigen Sitz in den Generalstaaten hatte, während die übrigen Deputirten wechselten.

Es lag daher der Schwerpunkt der inneren politischen Verhältnisse Hollands in der Stellung der Provinzialstaaten zu der Macht des Statthalters, die durch die Regierungsform von 1748 an Möglichkeit der Ausdehnung gewonnen hatte.

Diese Möglichkeit war durch die Bestimmung der neuen Regierungsform hervorgerufen, daß dem Statthalter eine Aufsicht über die Provinzen aufgetragen war. Damit waren thatsächlich die Municipalrechte oder die Rechte der Magistrate, welche die Grundlage der Republik bildeten, eingeschränkt; doch machte es die unklare Fassung dieser Bestimmung möglich, daß die Provinzen, auf denselben Bestimmungen fußend, ihrerseits ihre Befugnisse zu erweitern suchten.

Eine andere Unklarheit, die wesentlich dazu beitrug, die Mißstimmung zwischen der Partei des Statthalters und den Provinzialstaaten zu vermehren, war die schwankende Begrenzung der Souveränitätsrechte der vereinigten Provinzen.

Wie weit dieselben den Generalstaaten, wie weit den Provinzialstaaten, wie weit endlich den Magistraten der einzelnen Städte, von denen nicht weniger als 55 ihre selbständige und freie Verfassung hatten, zugerechnet werden mußten, war dem ehrgeizigen Ermessen einzelner Deputirter überlassen und förderte Mißtrauen und Zwietracht in bedenklicher Weise. Ebensowenig aber präcisirte die neue Regierungsform die Stellung des Statthalters gegenüber diesen Souveränitätsrechten der vereinigten Provinzen.

Die Stände betonten, und wohl mit Recht, bei dem sich schärfer und schärfer markirenden Streite der achtziger Jahre die Souveränität der Generalstaaten und sahen in dem Statthalter einen Beamten derselben, während die Partei des Statthalters die Ansicht vertrat, es sei ein Theil dieser Souveränität auf denselben übertragen und mit seiner Würde verbunden worden.

Wilhelm IV. von Oranien war im Jahre 1751 gestorben.

Seine Gemahlin, die Tochter König Georg I. von England, folgte demselben als Gouvernante der vereinigten Provinzen und als Vormünderin

seiner unmündigen Kinder, indem sie den Herzog Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel als Rath oder Mitregenten zur Seite hatte.

Bald nach dem Tode Wilhelm IV. der in der versöhnlichsten Weise und ausgleichend zwischen den Parteien gestanden hatte, wuchsen die Gegensätze zu bedenklicher Schärfe. Das Bestreben der Gouvernante und ihrer Anhänger, die Macht des Statthalters zu vergrößern, trat deutlicher hervor und die Parteigänger der republikanischen Freiheit, die sich den Namen „Patrioten" zulegten, setzten diesem Bestreben lebhaften Widerstand entgegen. Dieser Widerstand war um so nachdrücklicher, als der verstorbene Statthalter viele der eifrigsten Gegner des Statthalterats, bei Wiedereinführung desselben im Jahre 1748, in einflußreiche Stellungen, als Regenten von Provinzen, als Deputirte in den Staatsversammlungen gesetzt hatte, wohl in der Voraussetzung, daß die Dankbarkeit einerseits und der befriedigte Ehrgeiz andererseits dieselben der Regierung des Statthalters günstig stimmen würden. Es hatten sich diese Hoffnungen jedoch nicht bewährt. Vielmehr traten diese Leute mit ihren einflußreich gewordenen Familien offen dem Hause Oranien entgegen.

Als daher im Jahre 1766 Wilhelm V. mündig erklärt wurde und seine hohen Aemter und Würden selbständig übernahm, trat er in die inneren Kämpfe des Landes nicht als vermittelndes Element, sondern als das Haupt einer Partei, die rücksichtslos wie die Gegner ihre Zwecke verfolgte. Wilhelm V. war ohne sonderliche Begabung in den Vorurtheilen seines Standes aufgewachsen und das Verständniß für die exceptionelle Stellung des Statthalters gegenüber der freien Republik fehlte ihm.

Es wäre die Aufgabe dieses Fürsten gewesen, die drohende Gefahr inneren Zusammenfalls abzuwenden. Er aber klammerte sich an die ihm gewordenen Rechte und Privilegien und schalt das Benehmen der Patrioten Aufruhr und Revolution!

Und zu derartiger Schärfe hatten sich die Gegensätze gesteigert, daß die Parteien ein Spielball der Politik der sich bekämpfenden Mächte Frankreich und England werden konnten.

Das Land täuschte sich durch die Meinung, England und Frankreich stritten sich um den Vortheil, Holland als Bundesgenossen zu haben, während jede der beiden Mächte darin zu herrschen suchte.

Frankreich strebte den Besitz der Häfen und des Territoriums an; England konnte eine solche Machterweiterung seines Feindes nicht zugeben und sah andererseits in der holländischen Flotte einen Nebenbuhler, den es schwächen wollte.

Die Angriffe Ludwig XIV. und Ludwig XV. auf die Selbständigkeit des Landes waren in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon vollständig vergessen. Von England nur, dessen emporblühende Flotte und dessen Erfolge auf dem Gebiete des überseeischen Handels den Neid der Holländer, vorzüglich der einflußreichen Amsterdamer Handelsherren, erregte,

schien Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes zu drohen und der Statthalter, der in enger Zugehörigkeit zu der Herrscherfamilie dieses Landes stand, wurde von seinen Gegnern ganz unumwunden für einen Vaterlandsverräther erklärt.

Das Benehmen seiner Mutter, Anna von England, während ihrer Vormundschaft hatte jenes alte Mißtrauen gegen das Inselreich, das schon zu Zeiten des großen Oraniers in den Herzen der wahren Patrioten aufgestiegen war, zu hellen Flammen angefacht.

Diese, für England freundschaftlichen Gesinnungen der Mutter waren nicht vergessen, als der Sohn die Leitung der Geschäfte übernahm und der in diesen Gesinnungen aufgewachsene Fürst in unverhohlener Weise denselben Ausdruck verlieh.

Dies war die Stimmung der bei Weitem überwiegenden Masse des niederländischen Volkes, als die Nachrichten von den in Nordamerika entstandenen Irrungen wie siedendes Oel in die große Flamme des Hasses und der Unzufriedenheit strömte.

Der Kampf wurde als der erlaubte Widerstand eines gedrückten Volkes gegen seine Zwingherren angesehen, und man verglich den Aufstand der Niederlande gegen Spanien mit den Kämpfen in Amerika. Man verglich die Unionsacte in Nordamerika mit der Utrechter Union, man fand, daß die untergeordnete Stellung des ersten Beamten der neuen Staaten einer republikanischen Staatsform angemessener sei, als diejenige des Fürsten-Statthalters und der Wunsch, die Macht desselben auf die des Präsidenten der neuen amerikanischen Staaten zurückzuführen, machte sich nicht nur in der Provinz Holland und Amsterdam, sondern auch in den meisten anderen Provinzen geltend.

Als sich schließlich nach der Schlacht von Saratoga 1778 die Franzosen öffentlich gegen die Engländer erklärten, waren die „Patrioten" des Jubels voll.

Die Provinz Holland und speciell die Stadt Amsterdam, die bereits von St. Eustaz in Westindien aus die Amerikaner mit Kriegsmunition versorgt hatte, begannen jetzt von Haus und von der Ostsee aus die Franzosen mit Schiffsmunition zu versehen. Schließlich sogar schloß der Rathspensionär von Berkel im Namen der Stadt Amsterdam einen vorläufigen Vertrag mit den Amerikanern ab.

Herr von Ségur, der trotz seiner häufigen Betheuerungen großer Unparteilichkeit in seiner „Geschichte der wichtigsten Begebenheit unter der Regierung Friedrich Wilhelms II." in ebenso entschiedenster Weise Partei für die Patrioten ergreift, als es Graf Görz in seinen „Denkwürdigkeiten" für die oranische Partei thut, spricht von der Mißachtung aller Völkerrechte seitens der Engländer, die, sich auf die Unthätigkeit des Statthalters verlassend, holländische Schiffe wegnahmen, wo sie dieselben antrafen. Die Neutralität der Republik der vereinigten Niederlande war nach dem eben

Angeführten allerdings eine sehr verdächtige und England schaffte sich durch sein Vorgehen nur sein Recht — freilich in gewaltthätiger und Holland mißachtender Weise.

Als daher zum Schluß des Jahres 1780 zufällig der geheime Tractat Berkels entdeckt wurde, forderte England Genugthuung. Die Generalstaaten fanden die Forderung gerecht — doch machte sich in denselben auch hier wieder der Einfluß der übermächtigen Amsterdamer Partei geltend.

Die Generalstaaten beschlossen in ihrer peinlichen Lage sich an die Kaiserin Katharina II. zu wenden, die an der Spitze des Bündnisses stand, das die nordischen Seemächte mit einander abgeschlossen hatten, um die neutralen Flaggen gegen die kriegführenden Mächte zu schützen.

Die Politik Englands war jedoch zu schlagfertig, um sich durch die Winkelzüge der Holländer hinhalten zu lassen.

Sobald die Regierung Kenntniß von dem wirklichen Zutritt der Republik zu der bewaffneten Neutralität erhalten hatte, erklärte sie derselben den Krieg (19. December 1780).

Ob der Vorwurf Ségurs ein gerechtfertigter ist, daß der Statthalter, um die Negotiation mit Rußland zu hintertreiben, einen vollständig unfähigen Gesandten zu Katharina geschickt habe, müssen wir dahin gestellt sein lassen, jedenfalls war die Lage des Prinzen von Oranien bei Ausbruch eines Krieges mit England eine höchst mißliche.

England hatte stets aus nahe liegenden Gründen den Statthalter in seiner Ansicht unterstützt, die Landmacht mehr als die Flotte zu vergrößern und zu befestigen. Es lag in der Natur des Prinzen Gefallen an einer starken militärischen Landmacht zu finden, die den Schein seiner Autorität vergrößern mußte und ihm bei den schroffen Gegensätzen der Parteien als Schutz in dem kritischen Falle einer Revolution dienen konnte. Die Seemacht hatte für den Fürsten nicht so handgreifliche Vortheile, und weitere Gesichtspunkte lagen außerhalb des Bereiches seiner Fassungsgabe.

So war die Marine vernachlässigt, als England seine Kriegserklärung sandte. Es wäre allerdings ungerecht, den Prinzen von Oranien für diese traurigen Verhältnisse der Flotte allein verantwortlich zu machen. Die Generalstaaten und vor Allen die mächtige Amsterdamer Partei, trugen ihren Theil der Schuld durch das hartnäckige Verweigern von Geldmitteln zur Unterstützung der Kriegsmacht, in der sie eine Stärkung des statthalterischen Ansehens sahen.

Gegen alles Erwarten schien der Krieg eine für die Republik günstige Wendung zu nehmen.

Bei Doggerbank erfocht die Flotte einen Sieg, der das niederländische Volk mit unbeschreiblichem Jubel erfüllte. Die Seehelden Zoutmann und Kinsberg wurden mit Ryter und Tromp verglichen und die glorreiche Vergangenheit Hollands schien von Neuem aufleben zu wollen.

Der Prinz von Oranien, der während der Dauer des Krieges seine

Beziehung zu England nicht aufgegeben hatte, legte einen zum Mindesten tactlosen Mißmuth an den Tag.

Als er gar die grobe Ungeschicklichkeit beging, die Sieger mit Kälte und Unzufriedenheit zu empfangen, erreichte die Erbitterung gegen ihn den Höhepunkt. Es wurde ihm der wohl ungerechtfertigte Vorwurf gemacht, daß er absichtlich Befehle zweideutigen Inhalts erlassen habe, um die Bewegungen der Flotte zu hemmen; und allerdings sollten die Lorbeern von Doggerbank sich zu keinem Kranze flechten.

Erst im Jahre 1783 wurde der Friede mit England geschlossen, nachdem bereits in den ersten Wochen des Krieges mehr als zwei Drittel der holländischen Handelsflotte eine wohlerworbene Beute Englands geworden war.

Nach Beendigung dieses Krieges lebten die innern Zwistigkeiten in verstärktem Grade wieder auf. Die Amsterdamer Partei, die in ihrem unüberwindlichen Haß gegen den Prinzen von Oranien die Aufhebung des Statthalterats bezweckte, war durch die unglückliche Wendung des durch sie verschuldeten Krieges, durch die großen Verluste, die die Zerstörung der Handelsflotte und die Wegnahme der Colonien bewirkt hatte, und durch die besorgliche Gährung im niederen Volke, das durch die Verluste der Kaufhäuser brotlos geworden war, in so erbitterter Stimmung, daß sie mit ihren Plänen entschiedener und klarer hervortrat.

Diese Stimmung fand ihr nächstes Ziel in dem Streben, den Rathgeber des Prinzen und seinen ehemaligen Vormund, den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu beseitigen.

Derselbe hatte als Feldmarschall des Heeres die statthalterische Würde repräsentirt und sich durch seine England freundlich gesonnene Politik den Haß der antioranischen Partei zugezogen. Jetzt wurde ihm der Vorwurf gemacht, als von England bezahlter Verräther die Militärmacht vernachlässigt und das Land dem Verderben preisgegeben zu haben.

Eine Fluth von Pamphleten überschwemmte das Land und wendete die vergifteten Pfeile dreister und dreister zuerst gegen den Herzog und indirect gegen den Statthalter, schließlich direct gegen den Letzteren in unerhörter, gehässiger und niedriger Weise. Von Amsterdam gingen diese schmutzigen Aeußerungen gemeiner Parteileidenschaft aus.

Der Erbstatthalter erwiderte fast nichts darauf, sich in vornehmer Weise über das Gebahren einer aufgeregten Partei hinwegsetzend; aber er blieb nicht unempfindlich gegen die Kränkungen, die man seinem väterlichen Freunde und Rathgeber zufügte. Er verlangte, nachdem eine Deputation der Provinz Holland den Herzog bei ihm verdächtigt und sogar auf seine Entfernung aus dem Haag gedrungen hatte, eine genaue Untersuchung, der zufolge die Generalstaaten genöthigt waren, dem Herzoge eine Ehrenerklärung zu geben.

Nichtsdestoweniger gelang es der antioranischen Partei, durch Anwendung

und Erweiterung der Indemnitätsacte von 1663 der Preß- und Redefreiheit größere Ausdehnung zu geben und die Verdächtigungen des Herzogs und Statthalters nahmen in gesteigerter Heftigkeit ihren Fortgang. Es waren die Staaten von Friesland, die den zweiten Schritt zum Sturz des Herzogs unternahmen, indem sie seine Entfernung aus der Republik verlangten. Der Erbstatthalter glaubte die erregten Gemüther zu besänftigen, wenn er den Herzog veranlaßte, in sein Gouvernement nach Herzogenbusch zu gehen. Kaum hatte sich derselbe jedoch aus dem Haag entfernt, so begannen die Angriffe auf den Statthalter und den Herzog heftiger als zuvor zu werden. Ja, die Schamlosigkeit ging so weit, den Statthalter anzuklagen, die Republik an England verkauft zu haben.

Die Staaten einiger Provinzen, unter denen immer Holland die erste Stelle einnahm, benutzten nun die unter dem Namen „Consulentschaftsacte" in den Streitigkeiten jener Zeit bekannte und vielbesprochene geheime Urkunde, nach welcher sich der Statthalter verpflichtet haben sollte, „in allen Dingen dem Rathe des Herzogs von Braunschweig zu folgen" — um den Statthalter zu bewegen, dem Herzog seine Demission zu geben.

Wenn auch die Unrichtigkeit der in Bezug auf diese Acte aufgestellten Behauptungen klar wurde, trat die Macht der antioranischen Partei doch so gewichtig mit ihrer Absicht, den Herzog aus dem Lande zu entfernen, hervor, daß es kaum der äußeren Veranlassung der mit dem Kaiser Joseph II. eingetretenen Irrungen bedurfte, um den Herzog zu bewegen, das Land zu verlassen.

Jener Streit um die Oeffnung der Schelde für die Schiffahrt, der seitens des Kaisers, als Gebieter der österreichischen Niederlande, gegen Holland ausgefochten wurde, war die äußere Veranlassung, die den Herzog als Feldmarschall des Deutschen Reiches veranlaßte, seinen Abschied zu fordern und das Land zu verlassen. In Wahrheit muß seine Demission als ein Sieg der patriotischen Partei verzeichnet werden.

Die Schilderung jenes Streites gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Die Wirkung desselben in Bezug auf die Stimmung der Parteien kann jedoch nicht übergangen werden.

Zu der drohenden Gefahr eines Krieges mit Oesterreich war die Unzulänglichkeit der Landtruppen und der schlechte Vertheidigungszustand der Festungen zu allen Sorgen um den Krieg mit England getreten und hatte den Lieblingsgedanken der patriotischen Partei, einer Bewaffnung des Volkes, einer Bildung von Freicorps, zur Reife gebracht. Der Gedanke, diese Freicorps bei einem etwaigen nachdrücklichen Auftreten des Statthalters gegen denselben verwenden zu können, war hierbei nicht zu verkennen.

Die antioranische Partei hatte ihr Programm in dem Sendschreiben an das niederländische Volk (An dot Volk van Nederland) klar entwickelt. Dieses heftigste aller gegen den Prinzen verfaßten Schriftstücke enthielt die

Aenderungen, die mit der Verfassung vorgenommen werden sollten. Dem Statthalter wurden darnach die wichtigsten seiner Aemter und Würden genommen und seine Rechte durchaus denen der Staaten untergeordnet. Die Mittel zur Erreichung dieses Planes bestanden darin, nur Gegner des Hauses Oranien in allen zu errichtenden Freicorps aufzunehmen, und die Bürger und Kaufleute unter dem Drucke dieser Macht zu bewegen, die Entfernung jener Regenten zu verlangen, die Freunde des Statthalters waren.

Es fand dieser Entwurf unter den zahlreichen Anhängern der antioranischen Partei, die bei Weitem die überwiegende war, den lebhaftesten Anklang, und in allen größeren Städten zuerst, später fast im ganzen Lande bildeten sich freie Corps, die unter den Augen des Erbstatthalters die feindseligste Gesinnung gegen denselben zur Schau trugen. Die erwähnten Forderungen des Kaisers und die drohende Gefahr eines Krieges verliehen dem ganzen Unternehmen den Charakter einer Volksbewaffnung zur Vertheidigung des Vaterlandes.

Dieser Umstand mag das Benehmen zahlreicher Landgeistlicher, besonders in Friesland, erklären, die die Kanzel verließen, um Exerciermeister ihrer Gemeinden zu werden.

Der Prinz von Oranien schien in dem gefährlichen Benehmen der Mitglieder jener Corps nicht die Gefahr zu sehen, die ihm und seiner Partei erwuchs, denn in einem Aufruf an das Volk forderte er selbst zu einer Bewaffnung auf. Zu gleicher Zeit aber suchte er den Einfluß, den er in den Magistraten der Städte und Provinzen hatte, geltend zu machen und durch Schreiben und Empfehlungen die ihm günstig Gesonnenen zu unterstützen. Dem entgegengesetzt begannen die Städte Dortrecht und Alkmaar die vom Statthalter ernannten Magistrate abzusetzen und antioranisch gesonnene Bürger an ihre Stelle zu bringen.

Wie bei allen Parteistreitigkeiten war auch hier im Gefolge des eigentlichen engeren Kampfes zwischen dem Statthalter und der patriotischen Partei die Leidenschaft aller Unzufriedenen erwacht und vermehrte die Unordnung im Lande. Es bildete sich eine demokratische Partei, die in dem Umsturz alles Bestehenden Früchte für sich erhoffte. Auf dem Lande trat dieselbe gegen die Prärogative des Ritterstandes, in den Städten gegen die Obrigkeit auf. Diese Partei drohte Zwiespalt in die Reihen der Patrioten zu säen und trug nicht wenig dazu bei, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen.

Ein Vorfall der unbedeutendsten Art wurde die Veranlassung zum offenen Ausbruch des Kampfes. Der Statthalter hatte das Vorrecht, allein durch das nördliche Thor des Schlosses zu gehen. Es sollte dies Vorrecht abgeschafft werden, und als ein Deputirter zuerst von dem neuen Rechte Gebrauch machen wollte, verursachte die oranische Partei einen Auflauf, der die Gegenpartei zum energischen Handeln trieb.

Der Statthalter wurde (8. Septbr. 1785) von den Staaten von Holland des Oberbefehls über die Garnison im Haag entsetzt. Die Protestation der Ritterschaft blieb vergeblich, und der Statthalter begab sich mit seiner Familie nach Breda.

Ségur in seiner sehr parteiischen Schilderung dieses Verhältnisses ist der Meinung, daß die Patrioten, ihres Erfolges ungewiß, in jenem Augenblick des ausbrechenden Kampfes geneigt gewesen wären, sich mit dem Statthalter zu verständigen, wenn derselbe ein billiges Uebereinkommen vorgeschlagen hätte. Es lagen aber die Verhältnisse anders. Die Gemüther eines eigensinnigen und zähen Volkes waren in zwei Lager getheilt. Nur Waffengewalt oder der Machtspruch mächtiger Nachbarn konnte eine Verständigung der Parteien wohl oder übel erzielen.

Mit Interesse und wachsender Unruhe waren die Cabinete der europäischen Staaten den Wirren in der Republik gefolgt.

Nicht mit Unrecht sahen die zunächst betheiligten Mächte England, Frankreich, Oesterreich und Preußen in den sich in der Republik abspielenden Ereignissen den Herd eines Feuers, das Europa in Flammen zu setzen vermochte. Frankreich hatte die Patrioten für sich gewonnen und unterstützte durch Geldmittel und Versprechungen die nunmehr den Oraniern bedeutend überlegene Partei. England sah sich daher genöthigt, in jeder Weise die Oranier zu kräftigen, wenn es nicht das durch sein Bündniß mit Spanien und Oesterreich, durch seine guten Beziehungen zu Preußen und seinen Einfluß im Orient starke Frankreich durch die Erfolge in Holland zu einer Machtentfaltung gelangen lassen wollte, die mit den Wegen der englischen Politik unverträglich schien.

Durch die verwandtschaftlichen Beziehungen des statthalterischen Hofes zu der Königsfamilie Preußens — die Gemahlin des Prinzen war eine Nichte des großen Friedrich, die Schwester des Thronfolgers Friedrich Wilhelm — war auch Preußen bis zu einem gewissen Grade in Mitleidenschaft gezogen.

Der preußische Gesandte, Herr von Thulemeyer, dem oranischen Hofe ergeben, schloß sich unwillkürlich der Politik Englands an und trat damit der Absicht Friedrichs II., unter allen Umständen das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht zu erhalten in gewisser Beziehung entgegen.

Friedrich der Große ruhte am Abend seines Lebens auf den Lorbeeren seiner Thaten. Seine Gedanken waren allein darauf gerichtet, das Werk, das er aufgerichtet hatte, durch die Segnungen des Friedens zu stärken und zu kräftigen. Es war die Politik der Mäßigung, die seine Entschließungen bestimmte, und, als ihn daher der Prinz von Oranien bei dem drohenden Kriege mit Oesterreich bei Veranlassung der Oeffnung der Schelde um seine Unterstützung bat, wies er dieselbe, seinem Prinzipe treu bleibend, an Frankreich, das in der That ein besonderes Interesse haben mußte, den Streit

vermieden zu sehen. Dasselbe befand sich zwischen Oesterreich, seinem engen Verbündeten, und Holland, dessen Bündniß es anstrebte, in einer schwierigen Lage, und der Vertrag, der jenen Streit beendigte, kennzeichnet zur Genüge die Bedeutung, die jenes Reich einer Schlichtung der Irrungen beilegte. Frankreich übernahm die Verpflichtung, 4½ Millionen Gulden, fast die Hälfte der von der Republik an Oesterreich zu zahlenden Entschädigung, dem Kaiser zu entrichten. Auch die Eile, mit welcher es das neue Bündniß mit Holland abschloß, — dasselbe wurde einige Tage nach dem erstgenannten Vertrage perfect, (10. November 1785) — bewies zur Genüge, welchen Werth Frankreich auf die Verbindung mit Holland und Oesterreich legte. Dieser mit großer Gewandtheit durch den Gesandten Herrn von Raineval abgeschlossene Vertrag war ohne Zweifel ein Triumph der französischen Politik, der den neidischen Gegner auf das Tiefste verletzen mußte.

Die Isolirung Englands war thatsächlich gelungen, sein Einfluß in der Republik gebrochen und das Ansehen des Statthalters erschüttert.

Der englische Gesandte im Haag, Harris (Lord Malmesbury), durchschaute den Plan Frankreichs, durch die Seemacht Hollands auf Ostindien zu wirken, um mit frischer Kraft den großen maritimen Krieg gegen England zu erneuern. Er kämpfte gegen Frankreich, als er es unternahm, dem Statthalter eine Partei zu gründen, die fähig wäre, den Einfluß der Patrioten zu brechen. Harris, der eine entscheidende Rolle in der weiteren Entwickelung der Republik spielen sollte, war eine Persönlichkeit, deren Energie und Verstand dem unklaren Prinzen den Halt gab, dessen er bedurfte. In der energischen, klaren und klugen Fürstin fand er einen verwandten Geist, der seine Pläne mit Festigkeit erfaßte und durchzuführen versuchte.

So war es wohl dem Einfluß Harris' zuzuschreiben, daß der Statthalter aus einer gewissen reservirten Haltung, die er sich bei allen Differenzen bewahrt hatte, heraus trat und in energischer Weise von seinen Rechten und der Macht, die ihm die Truppen der ihm zugethanen Provinzen gewährten, Gebrauch machte.

Diese veränderte Haltung zeigte sich zuerst bei den Ereignissen, die sich in den beiden geldrischen Städten Hattem und Elburg abspielten. Hattem wollte ein von dem Statthalter eingesetztes Mitglied des Magistrats, weil es im Dienste des Statthalters stehe, nicht anerkennen, während Elburg die Publication eines Edictes der Generalstaaten verweigerte.

Die dem Statthalter ergebenen Staaten von Geldern verhängten Execution über die aufrührerischen Städte, in welche antioranisch gesinntes Volk von allen Seiten zum Schutze geeilt war, und ernannten den Prinzen zum Vollstrecker dieser Execution.

Die Truppen stellten die Ruhe wieder her; aber die Staaten von Holland entsetzten den Statthalter seiner Stellung als Generalcapitän, warben Truppen und machten Miene, die Sachen der Patrioten mit den Waffen in der Hand zu entscheiden.

In dieser, den Statthalter so ernst bedrohenden Lage hatte die Prinzessin von Oranien die Versuche, ihren Bruder Friedrich Wilhelm, der inzwischen den Thron Preußens bestiegen hatte, zu einer Intervention zu ihren Gunsten zu bewegen, erneuert. Bisher war der König dem System seines großen Vorgängers treu geblieben, der, abgesehen davon, daß er Zerwürfnissen mit Frankreich und Oesterreich ausweichen wollte, den Grundsatz des Völkerrechts betonte, daß Niemand befugt sei, sich in die inneren Verhältnisse des Nachbarstaates zu mischen. Friedrich II. hatte sich auf die Bitten seiner Nichte nur bewogen gefunden, in wohlwollender Weise an die dem Statthalter zumeist feindlich gesonnenen Staaten Schreiben mit dem Rathe zu senden, sich auf gütlichem Wege mit dem Statthalter zu vergleichen.

Noch widerstrebte es Friedrich Wilhelm, den Einflüsterungen Herzbergs nachzugeben, der jene bewährte Politik Friedrichs II. aufzugeben im Begriff stand, dem der Gedanke einer Annäherung an England durch die Intervention zu Gunsten der oranischen Partei als der richtige erschien. Friedrich II. hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode Lord Cornwallis die Gründe entwickelt, die ihn von der von England erstrebten Allianz abhielten: das Erforderniß, unter keinen Umständen mit dem Cabinete von Versailles in Collision zu kommen.

Herzberg folgte anderen Gesichtspunkten, wenn er bei einer eventuellen Verbindung mit England, Rußland und Holland keine Gefahr von Frankreich und Oesterreich befürchtete. Er hatte nicht Unrecht, wenn er trotz der freundschaftlichen Versicherungen Frankreichs in dem engen, durch Familienverbindung befestigten Bündniß dieser Macht mit Oesterreich eine Gefahr sah und vielmehr die Trennung Rußlands von Oesterreich für das erreichbarere Ziel anerkannte. Die Interessen Kaiser Josephs und Katharinens mußten über kurz oder lang auseinander gehen, wenn auch die Politik beide Großmächte momentan im Orient vereinigte. Die Allianz mit England hielt Herzberg für eine Garantie des Fürstenbundes; dazu wünschte er Holland in die große deutsche Association einzureihen, und die Ereignisse in der Republik mit der Stellung Englands zu derselben schien ihm zur Verwirklichung seiner Pläne günstig. Eine militärische Action Preußens konnte ihm wegen der wahrscheinlichen Verwickelung mit Frankreich nicht wünschenswerth sein, doch mußte er sie, wenn er die Durchführung seiner Gedanken beabsichtigte, als eine eventuell nothwendige Folgerung in's Auge fassen.

Der König, schwankend in seinen Entschlüssen, ließ sich vorläufig nicht in die Ansichten seines Ministers hineindrängen.

Die französische Politik des Prinzen Heinrich zeigte ihm überdies einen anderen Weg — denjenigen, den sein großer Oheim zum Segen des Landes bisher verfolgt hatte.

In alle diese Pläne und Entwürfe, in die sich am Hofe bekämpfenden Parteien streuten die Briefe der Schwester ernste Besorgniß und der König

empfand das Bedürfniß, die Zugehörigkeit zu seiner Schwester in irgend einer Weise zu documentiren. Herzberg schlug dem König die Entsendung des Grafen Görz, eines bewährten Diplomaten, vor, von dem Mirabeau, der zu jener Zeit in Berlin als diplomatischer Agent anwesend war, in seinen „geheimen Briefen über den Berliner Hof" äußert: er sei „scharf, trocken und ausdauernd".

Der Graf zweifelte an der Wirksamkeit seines Unternehmens, da es ihm nicht entgangen war, daß die Erbitterung der Parteien in der Republik einen zu hohen Grad erreicht hatte, um durch diplomatische Unterhandlungen beigelegt werden zu können, während der König an diese Mission die größten Hoffnungen knüpfte.

Die Wahl des bewährten Diplomaten war unzweifelhaft eine gute; doch lag in der Entsendung seiner Persönlichkeit — er war ein Feind der freiheitlichen Gesinnungen der patriotischen Partei und Frankreichs — nahezu eine Demonstration, die gerade der König vermieden haben wollte.

Der König sprach dem Grafen in bestimmter Form aus, daß er die Drohung mit militärischer Macht vermieden haben wollte, während Görz, der durchaus auf dem Standpunkte Herzbergs stand, wünschte, eventuell seiner Mission einen Nachdruck damit zu verleihen. Friedrich Wilhelm verlangte unbedingt, das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht zu erhalten und hoffte mit dieser Macht gemeinschaftlich eine Verständigung zwischen den Parteien herbeizuführen

Der Gedanke eines Krieges, der lediglich zu Gunsten der Prinzessin geführt würde, war dem König unsympathisch, wohl hauptsächlich, weil er sich durch eine solche Action in den Augen des Volkes zu schaden fürchtete.

Als der Graf in Holland ankam, hatten sich die Verhältnisse durch die Ereignisse in Hattem und Elburg derart zugespitzt, daß jede Möglichkeit einer Verständigung ausgeschlossen war.

Der Marquis de Verac, französischer Gesandter im Haag, auf dessen Mitwirkung hauptsächlich bei Negotiationen des Grafen gerechnet war, hatte jedes Zusammentreffen mit dem Grafen, den er als Anhänger der englisch-oranischen Interessen kannte, entschieden abgelehnt.

Der Graf, hierdurch des nothwendigen Stützpunktes zu seinen Verhandlungen beraubt, versuchte nunmehr den oranischen Hof zu Maßregeln zu veranlassen, die einen friedlichen Ausgleich herbeiführen konnten. Es waren die Versuche, entweder den Statthalter zur Abdankung zu Gunsten seiner Söhne zu vermögen, oder denselben zu bewegen, sich der demokratischen Partei anzuschließen, die mehr und mehr das Uebergewicht in der Provinz gewonnen hatte. Diese Vorschläge scheiterten jedoch an dem festen Willen der Prinzessin, die in diesen Maßregeln eine Erschütterung der statthalterischen Würde sah.

Inzwischen hatte sich die statthalterische Familie auf den Rath des

Grafen nach Nymwegen begeben, da bei der drohenden Haltung der feindlichen Provinzen der Bürgerkrieg unvermeidlich schien. Denn Holland, Overyssel und Gröningen hatten sich öffentlich gegen den Statthalter erklärt, Seeland und Friesland standen im Begriff, dem Beispiel zu folgen.

Die Prinzessin war ungern dem Rathe gefolgt und hatte ihren königlichen Bruder dringend um die Entsendung eines Truppencorps an die Grenzen gebeten, doch hielt auch jetzt noch, trotz der Zustimmung Herzbergs zu diesem Verschlage, der König die Verhältnisse nicht für ernst genug.

So gingen die Ereignisse ungehindert ihren Weg. Die Provinzen standen sich feindlich, in der Absicht den Krieg zu beginnen, gegenüber, aber ohne die ausreichenden Mittel, denselben in's Werk zu setzen.

Zu alle dem wuchs die demokratische Partei in so bedenklicher Weise, daß die Patrioten in der Besorgniß, dieselbe werde anarchische Zustände herbeiführen, Frankreich um Hülfe bat, um durch Beendigung der Wirren der Autorität des Gesetzes und der Regierung Anerkennung zu verschaffen.

Die französische Politik folgte jedoch keineswegs den Plänen der Patrioten bis zu dem Gedanken einer vollkommenen Abschaffung des Statthalterats.

Mirabeau betont in seinen Briefen die Nothwendigkeit einer Unterordnung des Statthalters unter die zu organisirende Verfassung, räumt ihm also die Stellung des ersten Dieners der Republik ein. Die französische Regierung wollte nicht einmal so weit gehen.

Jedenfalls ist die Absicht, eine Verständigung zu erzielen, niemals Seitens Frankreichs aufgegeben werden, und wenn trotz dieses aufrichtigen Wunsches, der mit den Interessen des Königs Friedrich Wilhelm identisch war, keine Verständigung zu Stande kam, so lag dies an der Leidenschaftlichkeit der Gegensätze und an dem Einflusse Englands.

Die französische Regierung hatte nach dem ersten Scheitern der Verhandlungen des Grafen Görz Herrn von Raineval nach dem Haag gesandt, um trotz allen bisherigen Mißerfolgen dennoch schließlich eine Verständigung herbeizuführen. Aber auch dieses schlug fehl, und die beiden Diplomaten kehrten unverrichteter Sache in ihre Heimat zurück.

Graf Görz behauptet in seinen Aufzeichnungen, daß Herr von Raineval zu sehr ein Werkzeug der patriotischen Partei gewesen sei, um zu einem günstigen Abschluß der Verhandlungen gelangen zu können. Er übersieht den Einfluß Englands, der sich nach den neusten Ereignissen mit intensivem Nachdruck unter der überaus gewandten Leitung Harris' geltend machte.

Letzterer hatte eine Verbindung zu Wege gebracht, die er „Association" nannte und die unter gegenseitiger Garantie bei eventuellem Verluste sich zur Aufgabe gestellt hatte, die alte Constitution der Republik aufrecht zu erhalten und die Macht der Patrioten zu brechen. Die Absicht aber, den Anhänger des Statthalters auf den Deputationen bei der Ständeversamm-

lung im Haag größeren Einfluß zu verschaffen, wurde durch das Einschreiten der patriotischen „Freicorporisten" vereitelt.

Am 21. April 1787 drangen dieselben in das Amsterdamer Stadthaus und zwangen die zum Magistrate gehörenden neun Anhänger der oranischen Partei ihr Amt niederzulegen. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich zwei Tage darauf in Rotterdam und sieben Oranier waren gezwungen, aus dem Magistrate der Stadt zu scheiden.

Wenn nun auch nach diesem gewaltsamen Einschreiten zur Wahrung des Rechtsstandpunktes eine neue Deputation gewählt wurde, so fielen doch, wie zu erwarten stand, die Wahlen durchaus patriotisch aus und der letzte Einfluß der oranischen Partei schien verloren.

Die Stände der Provinz Holland traten jetzt mit den Waffen in der Hand den Truppen des Statthalters entgegen.

Sie verstärkten die militärischen Anstalten an der Grenze und setzten der Absicht des Statthalters, sich eines befestigten Punktes an der Grenze der Provinz Holland zu bemächtigen, bewaffneten Widerstand entgegen.

Diese Ereignisse bestimmten Harris, sich nach England zu begeben, um mit dem Leiter der Politik, William Pitt, die erforderlichen Schritte zu berathen, während der Statthalter neue vergebliche Versuche machte, seinen Schwager Friedrich Wilhelm zu einem bewaffneten Einschreiten zu vermögen.

Man hielt in Berlin die Ereignisse immer noch nicht für weit genug vorgeschritten.

Dem gewandten Harris gelang es, die entscheidende Stimme Pitts im Ministerrathe für seine Absichten zu gewinnen. Er behauptete, daß Frankreich trotz seiner zerrütteten Finanzen die patriotische Partei in Stand gesetzt habe, den oranischen Truppen zu widerstehn, und daß England die Kriegsrüstungen Frankreichs durch energischen Widerstand in Holland hinhalten müsse.

In der That wurde Harris ermächtigt, die dem Prinzen von Oranien noch ergebenen Provinzen durch Geldmittel zu unterstützen.

England bewies hiermit, daß die oranische Partei auf seine Hülfe zu zählen habe, und die Folgen dieses Schrittes machten sich bald nach der Rückkehr Harris' bemerkbar.

Der Einfluß der oranischen Partei in den Generalstaaten, der bisher vollständig den Patrioten weichen mußte, begann sich zu beleben.

Allein im Lande selbst hatten die Verhältnisse keine Aenderung erfahren.

Da gewann die Lage durch den Entschluß der Prinzessin, sich nach dem Haag zu begeben, um durch ihr persönliches Erscheinen einen entscheidenden Einfluß auf die Stimmung im Lande auszuüben, ein unvorhergesehenes und vollständig verändertes Aussehen.

Es ist dieser Schritt der Fürstin, der von so entscheidenden Folgen

für die nächste Zukunft des Landes sein sollte, in der mannigfaltigsten Weise commentirt worden.

Die Verfasser von Arbeiten, die sich eingehender mit den Verhältnissen Hollands in jener Zeit beschäftigen, widersprechen sich in Bezug auf die Motive jenes Entschlusses. Die Vertreter der oranischen Partei halten den Schritt der Fürstin für einen selbständig erdachten und ausgeführten Plan, und diese Ansicht kann nicht als unwahrscheinlich zurückgewiesen werden, denn die Prinzessin vereinigte mit staatsmännischer Klugheit eine seltene Energie.

Jedenfalls gehörte ein hoher Grad von Entschlossenheit dazu, um ohne militärische Begleitung den Weg zu der feindlichen Provinz anzutreten und den Herd der Empörung aufzusuchen.

Gelang es der Fürstin, den Haag und Amsterdam zu erreichen, so war bei der leicht entzündbaren großen Masse des niederen Volkes und durch die thatkräftige Unterstützung der oranischen Partei ein Umschwung zu Gunsten des Statthalters fast unausbleiblich, und der moralische Eindruck mußte durch die Unterstützung der geordneten oranischen Truppen ein nachhaltiger sein.

Mißlang hingegen das Unternehmen, wurde die Prinzessin in ihrer Reise gewaltsam aufgehalten, so konnte sie bei dem ritterlichen Geiste ihres Bruders sicher auf dessen Unterstützung zählen, und dieses umsomehr, als der leitende Minister Herzberg eine Intervention Preußens begünstigte. Die vielfach vertretene Ansicht, den Grafen Görz und den Einfluß Herzbergs in der meisterhaft erdachten Entschließung der Prinzessin zu erkennen, erscheint jedoch durchaus unwahrscheinlich. Einmal lagen derartige gewaltsame Mittel dem Charakter Görzens durchaus fern — dann auch verließ er bereits Ende Januar den Haag, während die Prinzessin erst am 28. Juni ihre Reise nach dem Haag antrat.

Anders verhält es sich mit der Ansicht, daß Harris der Urheber dieses Planes gewesen sei. Er war Anfang Juni nach Holland zurückgekehrt und stand dem gehobenen Einfluß Frankreichs gegenüber. Seine Anstrengungen, die oranische Partei zu stärken, hatten bei den täglich zu erwartenden Feindseligkeiten nicht den schnellen, erwünschten Erfolg, und der Gedanke, durch ein persönliches Eingreifen des Statthalters oder seiner Gemahlin der Partei neues Leben zu geben, lag nicht allzufern. Es ist möglich, daß eine Aeußerung des englischen Gesandten in diesem Sinn jenen Entschluß in der Fürstin reifen ließ, der als ein Act vollendeter Staatsklugheit angesehen werden muß.

Die Kühnheit ihres Gedankens erschreckte den Hof und erfüllte den Statthalter mit Sorge. Es wurde der Vertraute der Familie, Carl von Hogendorp, nach dem Haag geschickt, um die Ansicht der dortigen oranischen Parteiführer zu hören, und mit fieberhafter Spannung erwartete die Prinzessin seine Rückkehr.

Sie kam aus der Kirche, als ihr Hogendorp begegnete.

„Ja oder nein" fragte sie ihn und mit funkelnden Augen vernahm sie die Antwort, daß die Partei in Begeisterung ihren Entschluß erfahren habe.

Die Prinzessin ließ ihre baldige Ankunft im Haag den Freunden melden und trat in Begleitung einer Hofdame und dreier Cavaliere die Fahrt nach dem Haag an.

Im Anfang verlief die Reise ohne Störung. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig und begrüßte die Fürstin mit Achtung. Der erste Posten der Freicorporisten ließ die Reisenden passiren und sogar die militärischen Honneurs machen. Da nahmen an der Barrière von Schonhoven die Verhältnisse ein verändertes Aussehen an. Die Besatzung erklärte, die Fürstin nicht ohne Erlaubniß der in Mörden befindlichen Commission der Generalstaaten passiren lassen zu können, und der befehlende Offizier, wahrscheinlich ein kleiner Bürger, dem die Würde seiner ungewohnten Stellung zu Kopf gestiegen war, lud die Fürstin in zwingender Weise ein, den Wagen zu verlassen und in einem Hause des Oertchens Gewerse-Sluys die Bestimmungen der genannten Commission abzuwarten.

Die Fürstin wurde in einer allerdings lächerlichen Art bewacht.

Posten mit geladenem Gewehr standen vor der Thür, der Offizier hielt sich mit gezogenem Säbel in dem Zimmer auf und beging die Ungeschicklichkeit, der Prinzessin Schnaps und eine Pfeife Tabak anzubieten.

Da die erwartete Antwort nicht anlangte, beschloß die Fürstin am dreißigsten die Rückreise anzutreten und traf ohne weitere Unannehmlichkeiten in Nymwegen wieder ein.

Diese Episode erregte in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen. Man faßte dieselbe als eine Beleidigung, nicht nur der Fürstin und ihres Hauses, sondern des Königs von Preußen auf.

Die Prinzessin hatte ihrem Bruder kurz vor ihrer Abreise Mittheilung von dem Vorhaben gemacht, und der König erwartete mit Spannung den Erfolg. Im ersten Augenblick der Mittheilung war der König nur entschlossen, Genugthuung von den Generalstaaten zu verlangen, ohne derselben militärischen Nachdruck zu verleihen. Noch war er dem Gedanken eines durch Frankreich und Preußen zu vermittelnden Ausgleichs zugethan.

Die öffentliche Meinung aber, und die Ansichten Herzbergs über die Nothwendigkeit, den französischen Einfluß in Holland zu brechen, endlich das Drängen Englands, das mehr und mehr mit der Absicht zu Tage trat, Preußen bei einer Intervention zu unterstützen, bestimmte den König eines Andern, der überdies befürchtete, durch eine fortdauernd reservirte Haltung den Vorwurf der Schwäche in den Augen der Welt auf sich zu laden.

Die Entscheidung war eine überaus schwierige, da eine kriegerische

Verwickelung mit Frankreich fast unvermeidlich schien, das in der Nähe der holländischen Grenze bereits eine Truppencorps zusammengezogen hatte.

Der Einfluß Herzbergs und des Herzogs von Braunschweig (Generals in preußischen Diensten), der begierig nach Kriegslorbeeren den König in seinem Vertrauen auf die Armee zu stärken bemüht war, ließ die energischen Bemühungen des Prinzen Heinrich von Preußen unbeachtet, der an der bewährten Politik seines großen Bruders festhalten wollte.

Ehe noch die letzte Komödie mit der Republik gespielt war, war der Würfel gefallen, der Preußen zum bewaffneten Einschreiten bestimmte.

Der preußische Gesandte von Thulemeyer hatte den Auftrag erhalten, von der Republik eine Genugthuung zu verlangen. Eine Note vom 6. August 1787 wiederholte diese Forderungen, während unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig ein Corps von 24 000 Mann in Cleve zusammengezogen wurde. Die Generalstaaten, im festen Vertrauen auf Frankreichs Hülfe, erwiderten in maßvoller Weise, erklärten jedoch, nicht auf die Forderung Preußens eingehen zu können.

Es erfolgte nunmehr am 9. September eine letzte Note, die mit Bestimmtheit an den Forderungen Preußens festhielt.

Doch die Generalstaaten waren zur Aenderung ihres Entschlusses nicht zu bewegen, obgleich Frankreichs Zögern zu thatsächlicher Hülfeleistung das lebhafteste Mißtrauen erwecken mußte.

So erhielten denn am 13. September die preußischen Truppen den Befehl, die Grenze zu überschreiten.

Es war ein gefahrvoller Schritt, den die Politik Preußens machte; denn man mußte befürchten, daß zugleich mit dem Ueberschreiten der Grenze die Feindseligkeiten mit Frankreich beginnen würden und man athmete auf, als dieses Land, das bis zum letzten Augenblick thätigen Antheil an der Entwickelung der patriotischen Partei genommen hatte, seinen unterstützenden Einfluß plötzlich fallen ließ.

Die Ueberzeugung des Versailler Cabinets, unmittelbar durch eine militärische Unterstützung der patriotischen Partei in einen Krieg mit England verwickelt zu werden, die finanziell bedrohte Lage des Landes und auch das geringe Vertrauen in die Leitung der Armee, ließ den Cardinal de Brienne, den derzeitigen Leiter der französischen Politik, einen Gedanken aufgeben, der seit Jahren und darüber hinaus bestimmend auf Frankreichs politische Entschlüsse eingewirkt hatte.

Die von dem Könige von Preußen für den holländischen Feldzug bestimmten Truppen bestanden aus 23 Bataillonen Infanterie — außer den Kanonieren und Fußjägern — und 25 Schwadronen Cavallerie. Dem regierenden Herzog von Braunschweig, königlich preußischen Generalfeldmarschall, war das Generalcommando über diese Truppen übertragen.

An der Spitze der Patrioten stand der Rheingraf von Salm, ein ganz in französischen Interessen aufgegangener deutscher Reichsfürst.

Am 13. September begann der Einmarsch der preußischen Truppen in Geldern, ohne daß die Seitens der Patrioten bewerkstelligten Durchstiche der Dämme die befürchteten Ueberschwemmungen bewirkt hätten. Denn wegen des außerordentlich trockenen Monats August befand sich in den Kanälen nicht genügend Wasser.

Das erste nennenswerthe Ereigniß des an überraschend schnellen Erfolgen so reichen Feldzugs war die kampflose Uebergabe Utrechts. Denn der Rheingraf hatte sich bei der Nachricht von dem Aufbruch der feindlichen Truppen von hier auf Amsterdam zurückgezogen, wurde jedoch, wie es heißt wegen seiner zügellosen Truppen, nicht in der Festung aufgenommen. Er verschwand hierauf vollständig von dem Kriegsschauplatze, das Leben in seinem Pariser Palais den Unbequemlichkeiten eines Feldzugs vorziehend. Es ist wahrscheinlich, daß das feste Vertrauen der Patrioten in die Hülfe Frankreichs, durch das plötzliche Aufgeben jedweder Unterstützung dieses Landes getäuscht, einer allgemeinen Demoralisation, die auch den Feldherrn ergriff, Platz machte.

Einige Tage nach der Einnahme Utrechts übergab sich die Festung Gorkum, nachdem zwei Mühlen von den Preußen in Brand geschossen waren.

Die darauf folgende Affaire bei der Arkel'schen Schleuse, die Einnahme der besetzten Städte Nieuwport, Schoonhoven, Vianen und der Vaart, die Wegnahme einer bei Vianen auf den Sand gerathenen holländischen Fregatte, sind so leichte kriegerische Lorbeeren wie die darauf folgende Einnahme der Festung Nieuwersluis, die Entwaffnung der Patrioten im Gooyland und in Overyßel, die Besetzung von Dortrecht und die Vorfälle bei den Festungen Naarden, Muyden und Weseр. Erst vor Amsterdam bietet die militärische Action größeres Interesse. Es bedurfte der Aufbietung altbewährter preußischer Kühnheit und Gewandtheit, um die starke Position zur Uebergabe zu zwingen. Amsterdam war durch Inundation auf der Südseite und den Zuydersee geschützt und die Einnahme des Dammes bei Amstelveen durch den Angriff in der Front und zugleich durch Umgehung des Haarlemer Meeres im Rücken bildet mit der unmittelbar darauf folgenden Uebergabe Amsterdams am 1. October den ruhmvollen Abschluß dieses nur vierzehn Tage währenden Feldzugs.

Kurz darauf fand der feierliche Einzug des Statthalters in Haag statt und die Neubesetzung aller bedeutenden Stellen durch Mitglieder der oranischen Partei. Auch die Bestrafung der Hauptschuldigen wurde vorgenommen und die Fürstin Erbstatthalterin bezeichnete deren siebzehn, die ihrer Aemter verlustig gingen und auswandern mußten. Der Patriot, der ihr an der Gewerfe Sluys Schnaps und Taback angeboten hatte, ertränkte sich aus Furcht vor der drohenden Strafe.

Die preußischen Truppen traten unmittelbar nach Wiederherstellung

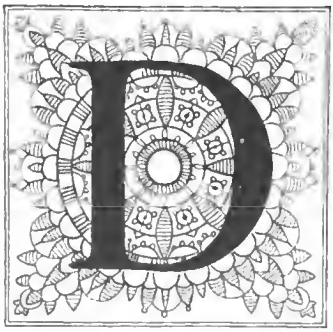
der Ordnung den Rückzug an, ohne daß König Friedrich Wilhelm eine Kosten-Entschädigung noch Vortheile für den Handel und Verkehr Preußens von den Generalstaaten gefordert hätte, die ihm unter dem Eindruck der militärischen Action ohne Weiteres im reichsten Maße zugestanden worden wären.

Nur die hohe Meinung von ihrer eigenen Leistungsfähigkeit war durch diese in ganz Europa grenzenlose Bewunderung erregende Waffenthat in unheilvoller Weise gekräftigt worden. Das politische Journal vom Jahre 1787 giebt diesem Empfinden, das in Sorglosigkeit und Ueberschätzung eigener Kraft so viel zu den Katastrophen der nächsten Jahrzehnte beitrug, einen beredten Ausdruck, wenn es in einem Artikel aus Berlin (pag. 1008) ausspricht: „Wir fürchten uns gar nicht für einem Kriege mit Frankreich. Unser Ministerium hat Maßregeln genommen, die Operation in Holland gegen auswärtige Gegner zu sichern. Aber die unglaublichen Heldenthaten unserer Husaren übertreffen noch die unseres Ministeriums. Sie nehmen bewaffnete Schiffe weg, ein Feldmarschall flieht vor ihnen, feste Städte ergeben sich ihnen!“

Solches war die leichtfertige Beurtheilung eines Feldzugs, dessen Früchte nicht Preußen, sondern lediglich England zugefallen waren.

Illustrirte Bibliographie.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, P. Halm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Wörnle u. A. und zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.



Dieses Prachtwerk, das bereits bei seinem ersten Erscheinen in unserer Zeitschrift ausführlich besprochen worden ist, wird nun in einer billigeren Ausgabe auf den Markt gebracht, obwohl es hinsichtlich des Formats und der Güte der Ausstattung, hinsichtlich des Textes und der künstlerischen Beigaben jener ersten Ausgabe ganz gleich ist. Wir halten das für ein großes Verdienst des Herausgebers und des Verlegers, denn das Buch zählt zu den vornehmsten Prachtwerken unserer Literatur.

Der Text von Lützow, dem als Forscher wie als Schriftsteller um die Kunstgeschichte so hochverdienten Gelehrten, wie die Radirungen und Holzschnitte, die in so reicher Zahl vertreten sind, ergänzen einander; man kann von diesem Buche nicht wie von so vielen Prachtwerken sagen, daß ihr Werth lediglich in der Ausstattung liege, und daß der Text nur als nothwendiges Uebel neben dem Bilderschmuck geduldet sei. In den „Kunstschätzen Italiens" handelt es sich um eine aus eigener Auffassung und in origineller Eintheilung gegebene Darstellung der gesammten italienischen Kunst.

Die geographisch-historische Uebersicht hat ihre volle Berechtigung; es ergeben sich aus dieser Art der Betrachtung gewisse Vortheile, denen allerdings auch Nachtheile gegenüberstehen, die uns aber Manches in einem anderen, klareren Lichte sehen lassen.

Bei dem raschen und lebhaften Verkehr unserer Tage verwischen sich landsmannschaftliche Eigenthümlichkeiten immer mehr. Wie die große Politik nach der Bildung von Einheitsstaaten strebt, thut es auch halb unbewußt der naive Volksgeist. Dadurch, daß der Raum zusammenschrumpft, daß Eisenbahnen und Telegraphen uns mit unsren entfernteren Landsleuten verbinden, ebnen sich die Verschiedenheiten unserer

großem Werthe. Lützow gewinnt von diesem neuen Standpunkt der Betrachtung so manches, was bisher unbemerkt geblieben war. Was der venetianischen, der lombardischen, der sicilianischen Kunst gemeinsam war, was die einzelnen italienischen Stämme von einander schied — so weit in der Kunst diese Verschiedenheiten einen Ausdruck gefunden — wird

Fresco der Incoronata von Correggio. — Bibliothek zu Parma.

Aus: Lützow. Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. J. Engelhorn. Stuttgart.

auf's Schärfste von ihm fixirt. Es macht Freude, von einem neuen Sehpunkt einen Blick auf Dinge zu werfen, die man bisher von einer ganz anderen Seite zu sehen gewohnt war — denn gesehen muß man sie schon einmal haben, um Lützow's Darstellungen folgen zu können. Die „Kunstschätze Italiens" sind kein Buch für Neulinge. Wem die italienische Kunst ganz fremd ist, der wird nicht mit solchem Vergnügen in dem Buche lesen, wie der, der sich schon ein wenig darin umgethan hat. Für diesen aber bietet

das Buch reichlichen Gewinn. Denn es legt besonderen Werth gerade auf das weniger Bekannte, und das sowohl im Text wie in den bildlichen Darstellungen.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Illustrationen ein nothwendiger Bestandtheil des Werkes seien, in dem offenbar nichts lediglich des Schmuckes wegen ist: denn es werden, wie schon gesagt, mit Vorliebe solche Dinge zur Darstellung gebracht, die man in anderen Werken wenig findet. Ueber die Ausführung selbst könnten wir das Urtheil wiederholen, das vor Jahren in dieser Zeitschrift gefällt worden ist: es sind nicht zusammengelesene Illustrationen, sondern einer jeden sieht man an, daß sie eigens für dieses Werk hergestellt ist, und jede fügt sich passend in den Rahmen. Zeichner wie Holzschneider haben hier miteinander gewetteifert und das Beste geleistet. Ganz eigenthümlich machen sich einige Stadtbilder nach Gemälden von Francesco Guardis, einem Schüler von Canaletto, der die Welt in dessen sonniger, offenäugiger Weise auffaßt. Die Hauptzierde des Werkes besteht indeß in den Radirungen. Fast sämmtliche deutsche Meister dieser edlen Kunst sind, wie aus dem Titel hervorgeht, zur Mitwirkung herangezogen worden. Die vornehme Kunst der Radirung hat bei uns darum weniger Verbreitung, weil sie ein größeres Opfer an Geld nothwendig macht — und Bücher kaufen ist unsere Sache nicht! Wenn aber eine Anzahl von einem halben Hundert Radirungen und darüber in so prächtiger Zusammenstellung und zu so billigem Preise geboten werden wie hier, dürfte man annehmen, daß sich für das Werk auch ein noch größeres Publikum finden werde, als sich bereits dafür gefunden hat. Erwähnen wollen wir noch die geschmackvolle bunte Wiedergabe von Röthelzeichnungen.

Die Illustrationsproben, die wir unseren Lesern vorführen können, geben nur eine schwache Vorstellung von dem, was das Werk bietet, denn wir sind an das Format und an die Druckerpresse gebunden. A. V.

Thürklopfer von einem Palast in der Via S. Clemente zu Brescia.
Aus: Lützow. Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. J. Engelhorn. Stuttgart

Bibliographische Notizen.

Erdprofil der Zone von 31° bis 65° nördlicher Breite im Maßverhältniß 1 : 1 Million. Von Ferdinand Lingg. München, K. B. priv. Kunstanstalt von Piloty u. Loehle.

Wie oft ist nicht schon über die Wichtigkeit von Anschauungsmitteln für das Verständniß naturhistorischer, also auch geographischer Verhältnisse geredet und geschrieben worden! Sollte man wohl glauben, daß trotzdem bisher noch nichts Ordentliches geschehen war, Mittel zu schaffen, welche uns befähigten, richtige Vorstellungen über die Gestaltungsverhältnisse unserer Erde auch in vertikaler Erstreckung zu gewinnen? Freilich sind ja Relief-Globen mit fabelhaft übertrieben hohen Bergen schon längst in Gebrauch, aber sie geben eine durchaus falsche Vorstellung, erzielen also nicht den beabsichtigten, sondern den von diesem entgegengesetzten Erfolg. Solche „Anschauungsmittel" sollten daher gänzlich gemieden werden. Diese Forderung ist wohlbedacht, wenn sie auch zunächst etwas zu weitgehend erscheinen dürfte. Es ist nämlich keineswegs ganz leicht, sich einen richtigen Begriff über die wahren Verhältnisse unserer Erde zu machen, wie dem Referenten am deutlichsten das aufrichtige Erstaunen erfahrener Geologen bewies, denen er das vorliegende Profil zeigte. Die für die bildliche Darstellung desselben zu Grunde gelegten Messungen und Berechnungen hat ja jeder gewiegte Geologe und Geograph im Kopf; aber diese allein genügen eben nicht, unsere Vorstellungen zu berichtigen.

Das mit äußerster Sorgfalt bearbeitete Profil erstreckt sich von Nord-Afrika über Tripolis, den Aetna und Vesuv, dann weiter — das adriatische Meer durchschneidend — über Salzburg, Karlsbad, Berlin, Kopenhagen, Christiania nach Drontheim und noch ein Stück über diese norwegische Stadt hinaus bis in den nördlichen atlantischen Ocean, so daß der Schnitt im Ganzen einem Meridian parallel geht. Die in der Profillinie liegenden Meere sind in tiefblauer Farbe und die Höhen, sowie das Land überhaupt durch einfache Schraffur angedeutet. Alle graphisch darstellbaren meteorologischen, geographischen und geologischen Verhältnisse finden sich eingetragen, und ferner wurden — um nicht zu verwirren in einfachen Conturen — alle bemerkenswertheren in der gleichen Breitenzone liegenden Höhen und Meerestiefen anderer Meridiane in das Profil hineinprojicirt. Es ist somit eine unmittelbare Vergleichung der relativen Größen möglich. Das ganze Profil hat eine Länge von 375 und eine Höhe von 51 cm; ein Millimeter desselben entspricht einem Kilometer. hp.

Die Heilung der durch Morphiumgenuß verursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Von Constantin Schmidt. Berlin und Neuwied, Louis Heuser.

Wir haben über die Popularisirung medicinischer Kenntnisse unsere eigenen Ansichten; jedenfalls aber sollte sie auf Förderung der Gesundheitspflege im Wesentlichen beschränkt bleiben. Arbeiten, die sich mit der Pathologie und Therapie einzelner Krankheiten befassen, gehören deshalb durchaus nicht vor das große Publikum, sondern nur vor das Forum der Sachverständigen. Insofern die obige Schrift sich an den größeren Kreis wendet, halten wir sie für verfehlt, für den engeren konnte sie kürzer gefaßt sein. Im Uebrigen muß zugestanden werden, daß der Standpunkt des Verfassers, die Morphium-Entwöhnung nicht plötzlich, sondern allmählich vorzunehmen, neuerdings auch in der fachmännischen Discussion eine größere Zustimmung findet. Dem Laien gegenüber reicht es aus, auf den Fluch selbständiger Morphium-Verwendung hinzuweisen und die Ungesetzlichkeit und Strafbarkeit der Verabfolgung des Medikaments ohne ärztliche Vorschrift zu betonen. jl.

Die Diätetik des Geistes. Von Friedr. Scholz. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer.

Wie lange mag es noch dauern, bis ein Werk solchen Titel mit vollem Recht führen kann? Wie lange, ehe die naturwissenschaftliche Erforschung des Gehirns und der Sinnesorgane und die pädagogische

Beobachtung der Geistesentwickelung eine solche Vollendung erreicht haben werden, daß eine richtige Diätetik für alle Geister und für jeden besonders wird bestimmt werden können? Da ein solches Unternehmen bei dem heutigen Stande der Wissenschaft völlig verfrüht ist, verspricht der Titel obigen Werkchens zu viel, und in der That beschäftigt sich dasselbe nur in seinen letzten Capiteln mit der eigentlichen „Gesundheitspflege" des Geistes, und im Wesentlichen vielmehr mit einer culturgeschichtlichen Uebersicht der Geistesentwickelung und ihrer Schäden. Ist die Darstellung auch etwas schleppend, so bleibt das Gebotene doch immer interessant. Der Kenner stößt auf allerlei originelle Anschauungen, die zwar nicht durchweg acceptirt werden dürften. Es sei nur auf die vom Verfasser urgirte „nahe Beziehung des Geruchssinns zu Erinnerungsbildern" hingewiesen, die — wenn überhaupt vorhanden — gewiß nicht auf die größere Nähe der Geruchsnerven zu den Vorderhirnganglien zurückzuführen ist. Aerzten und Schulmännern sei das Werkchen empfohlen.

jl.

Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Seit dem Erscheinen der verdienstvollen Arbeit Levin Schückings über Annette von Droste ist gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, bis ein neuer Autor sich der Aufgabe unterzog, das Leben und Wirken der Dichterin in umfangreicher und eingehender Weise zur Darstellung zu bringen. Levin Schücking war viele Jahre hindurch ein treuer Freund und Verehrer der Dichterin und seine persönlichen Beziehungen zu ihr befähigten ihn ganz besonders, uns Aufschlüsse über das Wesen und Schaffen eines der interessantesten und zugleich räthselhaftesten Charaktere unserer Literatur zu geben. Sein Buch ist aber gerade deshalb mehr ein Memoirenwerk geworden, das hauptsächlich die Beziehungen des Verfassers zu Annette im Auge hatte, als eine objective Schilderung des poetischen Entwickelungsganges der Dichterin. Dem jüngeren Biographen, Hermann Hüffer, haben die ausgedehntesten Brief- und Tagebuchmaterialien, sowie der gesammte Nachlaß der Dichterin zur Verfügung gestanden, sodaß er im Stande war, ein ungleich klareres und anschaulicheres Lebens- und Charakterbild von ihr zu entwerfen.

Wir finden, daß Annette in verhältnißmäßig jungen Jahren mit kleineren religiösen Dichtungen beginnt und in ihnen frühzeitig zu hoher Meisterschaft gelangt, um dann nach langjähriger Pause zu größeren profanen Dichtungen überzugehen Sie hat bereits ihr vierzigstes Lebensjahr überschritten, als sie ihre erste Gedichtsammlung zum Druck befördert. Dem großen Publikum bleibt sie aber so gut wie unbekannt und auch ihre nächsten Freunde und Verwandten haben, fast ohne Ausnahme, für diesen Schritt in die Oeffentlichkeit nur ein bedenkliches und mitleidiges Kopfschütteln. Annette, auf's tiefste entmuthigt über diese Aufnahme ihrer poetischen Erstlinge, stellt die Production eine Zeit lang gänzlich ein, um bald darauf jedoch, in wenigen Jahren, mit beispielloser Fruchtbarkeit die reifsten und schönsten Früchte ihrer Muse hervorzubringen.

„Nur als ich, entmuthigt ganz.
Gedanken flattern ließ wie Flocken.
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz."

So singt sie selbst.

Auf die Dichtungen Annettens, die zu den unvergänglichen Schätzen unserer Literatur gehören, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sie sind auch in dieser Zeitschrift schon ausführlich gewürdigt und besprochen worden. (Juniheft 1885.) Sie verlangen ein liebevolles Studium, um sie in ihrer ganzen Originalität zu erfassen. Das vorliegende Buch aber ist durchaus geeignet, dem nicht immer leichten Verständniß der Dichterin und ihrer poetischen Absichten vorzuarbeiten und zugleich den innigsten Antheil zu erwecken an ihrer eigenen großen und edlen Persönlichkeit.

kj.

Der Komödianten-Roman von Scarron. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Saar. Drei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Für die französische Cultur- und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts spielt Paul Scarrons „Roman comique" eine ähnliche Rolle wie etwa der „Simplicissimus" für die unsrige in eben jener Zeit. Obgleich dies längst bekannt war und neuerdings von Ferdinand Lotheißen wieder betont wurde, blieb das Werk nur einem kleinen Kreise von Forschern vertraut, die sich an Fournels commentirte

Ausgabe (Paris, 1857) hielten. Es ist daher ein großes Verdienst Saars, daß er durch seine, sagen wir sofort, klassische Uebersetzung dem Roman einen neuen weiteren Leserkreis verschafft hat, denn er hat Recht mit seiner Bemerkung (Einleit. S. 7): „Scarrons Buch ist ein Quellenwerk für die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts geworden, für die Theatergeschichte speciell, ein Buch von unschätzbarer Bedeutung," und wie wenig man davon wußte, beweist wohl am meisten der Umstand, daß selbst in Gelehrten-Kreisen der Titel des Werkes nicht immer angemessen übersetzt wurde. Saars Aufgabe war eine sehr schwierige, weil es neben einer dem Stil des Originals angepaßten Uebertragung vor Allem auf eine Deutung der zahlreichen literarischen und theatergeschichtlichen Anspielungen ankam, die freilich den Reiz des Buches erhöhen, aber das Verständniß desselben erschwerten. Wie gut ihm das erstere, die Wiedergabe der schriftstellerischen Eigenart Scarrons, gelungen ist, beweist ein Vergleich der ersten beiden Theile mit dem nicht von Scarron herrührenden dritten, dessen schriftstellerische Mängel, besonders eine nichtssagende Weitschweifigkeit, auch im deutschen Texte empfunden wurden. Für die schwierigere Aufgabe der Erklärung hat Saar einen Vorzug vor den Philologen voraus: die praktische Bühnenerfahrung; er ist als Fachmann hier auf seinem eigentlichen Gebiet. Zugleich hat er mit großem Fleiße die bändereichen, schwer zugänglichen Werke über altfranzösisches Theaterwesen unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen von Chardon ausgenutzt. Die Einleitung der Uebersetzung ist so zu einem selbständigen kritischen Versuch über Scarron und seine Zeit geworden, ohne die engen Grenzen einer Vorrede zu überschreiten; die am Schluß des dritten Bandes beigegebenen Anmerkungen bilden besondere kleine Abhandlungen, die die werthvollsten Bemerkungen über die französischen Bühnendichtungen und besonders deren „mise en scène" erschöpfen, so daß sie im Verlauf des Werkes immer spärlicher verwandt werden können. Saar behauptet nicht zu viel, wenn er (I, 22) sagt: „Zusammengenommen bieten diese Randglossen dem Leser eine Uebersicht der Entwickelung des französischen Theaterwesens von dessen ersten Anfängen bis in's 18. und 19. Jahrhundert." Versichern wir schließlich noch dem Nichtkenner, daß Scarrons Roman an und für sich durch den darin hervortretenden derben Humor eine höchst ergötzliche Lectüre ist, so ist wohl zu erwarten, daß ein zahlreicher Leserkreis den treuen Fleiß des Uebersetzers belohnen wird. fv.

Aus deutschem Süden. Schilderungen aus Meran von Anton Edlinger. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Toni Grubhofer. Meran, Verlag von S. Pötzelberger (F. W. Ellmenreich).

Ein Prachtwerk ersten Ranges wird hier allen Denen geboten, die den berühmten Curort Tirols aus eigener Anschauung kennen, und sie werden gewiß dem Herausgeber dafür dankbar sein. Bei der hohen Bedeutung, die Meran gegenwärtig hat, ist eine ausführliche Schilderung des Ortes und seiner wunderherrlichen Umgebung mit genauer Angabe der einzuschlagenden Wege außerordentlich zeitgemäß; aber Edlingers Darstellung erhebt sich weit über den gewöhnlichen Bädeker-Ton, sie umfaßt alles Wissenswerthe über die ganze Landschaft, von den ältesten geschichtlichen Daten anhebend bis auf das moderne Gesellschaftstreiben zur Zeit der „haute saison". Dabei ist er zwar ein warmer Bewunderer der Schönheiten Merans, aber kein blinder Lobhudler; im Gegentheil, mit feinem Spotte sind die Mängel und Schattenseiten mancher dortigen Einrichtung ausdrücklich hervorgehoben. Toni Grubhofer hat mit künstlerischem Blick die merkwürdigsten Punkte skizzirt, namentlich die zahlreichen Burgen und Schlösser des Vinstgaues, bald mit wenigen Strichen, bald als ausgeführte Landschaftsbilder im Rahmen der großartigen Alpennatur. Die technische Herstellung der Holzschnitte ist vorzüglich, ebenso der klare Antiquadruck und das schwere gelbgetönte Papier; rechnen wir dazu noch den kostbaren Einband von weißer Leinwand mit reichem Roth- und Golddruck — auf der Außenseite prangt das Meraner Stadtwappen: der wachsende rothe Adler im weißen Felde mit gold-blauer Umrahmung — so ist das Werk als Zierde des Salons genügend charakterisirt. fv.

Düsseldorfer Musikantengeschichten vom Jahre des Heils 966 bis auf den heutigen Tag. Festgabe zum Niederrheinischen Musikfeste 1887 von Johanna Baltz. Düsseldorf, Felix Bagel.

Gegenüber dem gewöhnlich rein ört-

lichen Interesse und ziemlich dürftigen Inhalt, welchen derartige Gelegenheitsschriften zu haben pflegen, haben wir es hier mit einer echt poetischen Gabe zu thun, die man im Sinne der Verfasserin wohl als einen künstlerisch fein zusammengestellten Blumenstrauß bezeichnen darf. Die kleinen Skizzen, die bisher ganz unbekannte Vorgänge aus dem reichen Leben der musikalischen Kunst in Düsseldorf bieten, sind durchweg allerliebste Novellen, die bald durch launigen Humor, noch häufiger durch ihren ernsten Stoff fesseln. Wahrhaft ergreifend ist die Geschichte von den unglücklich Liebenden, der Prinzessin Amalia von Berg und des Componisten Andrea Gabrieli (S. 33 ff.). Aber auch die Sage vom „Pfeiferkönig", vom „Spielkässer" und andere sind sehr anmuthig. Werthvoll ist die Mittheilung über das erste Düsseldorfer Musikfest, die die Verfasserin noch aus dem Munde Ferdinand Hillers vernahm. Die beigegebenen Anmerkungen legen ein rühmliches Zeugniß für die sorgfältige Arbeit von Johanna Baltz ab, wodurch sie sich vortheilhaft von anderen Schriftstellerinnen unterscheidet, und bieten dem Forscher manchen wünschenswerthen Anhaltspunkt. Die Ausstattung und der Druck des Büchleins ist seinem Zwecke angemessen, d. h. vornehm.

fv.

Comteß Clémence. Novelle von Konrad Telman. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Comteß Clémence ist eine anmuthige Liebesgeschichte, welche sich an einem der lieblichsten Orte des Schwarzwaldes abspielt, dessen landschaftliche Schönheiten der Verfasser mit warm empfundener Begeisterung schildert. Die Menschen, die wir kennen lernen, sind so ungemein liebenswürdig, daß wir sofort Theilnahme für ihr Geschick empfinden, und was Telman an eigenen Anschauungen und Reflexionen einflicht, zeugt von einer so hochstehenden und idealen Lebensanschauung, daß wir dem Buche einige recht genußreiche Stunden verdanken. mz.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Von Robert Hamerling. Mit einer Original-Titelzeichnung von E. A. Fischer-Cörlin. Hamburg, J. F. Richter.

Die vorliegende geschmackvolle Octavausgabe wird der reizenden Schöpfung unseres ersten erotischen Dichters sicherlich neue Freunde gewinnen, zeigt sich doch gerade in „Amor und Psyche" die tiefe Gluth der Leidenschaft, die den „Ahasver" Vielen abschreckend erscheinen läßt, zur zartesten, duftigsten Liebespoesie abgeklärt, so daß das sinnliche Element dem Leser gar nicht zum Bewußtsein kommt. Die fünffüßigen Trochäen klingen beim Vorlesen melodisch im Ohre, nur bei zufälligem Zusammentreffen lauter zweisilbiger Wörter werden sie klapprig, wie einige, wenn auch verhältnißmäßig wenige, Verse deutlich zeigen. Den Druckfehler auf S. 11: „Störrig meinen Dienste sich entzogen hat sie" sähen wir gern gebessert. fv.

Die blaue Grotte von Busi von M. A. Becker. Wien, Eduard Hölzel.

Auf der Insel Busi, einer der kleinsten unter den dalmatischen Inseln, südwestlich von Lissa gelegen, entdeckte der Baron Ransonnet im Jahre 1884 eine wunderbar schöne blaue Grotte, welche eine Rivalin der bekannten Grotte auf Capri zu werden bestimmt ist. Der Bericht, welchen Becker nach einem Besuch der Insel in der Wiener Geographischen Gesellschaft erstattet hat, ist zuerst in den Mittheilungen der Gesellschaft und alsdann in einem Separatabdruck erschienen; er umfaßt nur neun Seiten, ist aber sehr eingehend und enthält über die Insel und die Grotte alles Wissenswerthe. vj.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Asboth, Joh. von, Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien. Zweite Abtheilung. Wien, Alfred Hölder.

Bähr, Dr. O., Die Prozess-Enquete des Prof. Dr. Wach. Kassel, Karl Gosewisch.

Bahr, Hermann, Henrik Ibsen. Sonderabdruck aus dem 8. und 9. (August-September-) Heft der „Deutschen Werte". Wien, Engelbert Pernerstorfer.

Balzac, Honoré de, La cousine Bette. Dix compositions par G. Caïn. Gravée à l'eau-forte par Gaujean et Géry-Bichard. Collection Calmann Lévy. Paris, Maison Quantin.

Beck, Friedrich, Ernste Weisen. Ein Bändchen Lyrik. Wien, Carl Konegen.

Binzer, Ina von (Ulla von Eck), Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien. Berlin, Rich. Ecksteins Nachfolger.

Bode, Wilhelm, Italienische Bildhauer der Renaissance. Studien zur Geschichte der

italienischen Plastik und Malerei auf Grund der Bildwerke und Gemälde in den Königlichen Museen zu Berlin. Mit 43 Abbildungen. Berlin, W. Spemann.

Böhlau, Helene, Reines Herzens schuldig. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Rathsmädelgeschichten. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

— Herzenswahn. Roman. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Bölsche, Wilhelm, Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung. Erste selbstständige Abtheilung. Leipzig, Hermann Dürselen.

Boetticher, Adolf, Die Akropolis von Athen. Nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen. Mit 132 Textfiguren und 36 Tafeln. Berlin, Juliue Springer.

Bonnetain, Paul, L'extrême Orient. Ouvrage illustré de nombreux dessins d'après nature et accompagné de trois cartes, dressées d'après les documents les plus récents. Paris, Maison Quantin.

Bruno, C. G., Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Coerad, Hermann, William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter. Berlin, G. Reimer.

Dietsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Eerste jaargang, No. I. November 1887. 's Gravenhage, W. Gremer.

Donnadieu, Frédéric, Les précurseurs des Félibres. 1800—1855. Illustrations de Paul Mauron. Paris, Maison Quantin.

Ebers, Georg, Elifên. Ein Wüstentraum. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Ehrlich, Heinrich, Aus allen Tonarten. Studien über Musik. Berlin, Bracbvogel & Ranft.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Erster Band. Berlin, Wilbelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Esperanto, Internationale Sprache. Vorrede und vollständiges Lehrbuch. Warschau, Gebethner und Wolff.

Feiertag, Andr., Blätter eines Waldkirschbaumes. Erzählungen. Wien, Carl Konegen.

Fastenberg-Packisch, Herm. v., Hie Brandenburg! oder Aus der Jugendzeit des grossen Kurfürsten. Ein Gedenkblatt an den 9. Mai 1688, den Todestag des grossen Kurfürsten. In dramatische Form gekleidet. Breslau, Max Woywod.

Feuillet, Octave, Le roman d'un jeune homme pauvre. Dessin de Moucbot, gravés par Méaulle. Paris, Maison Quantin.

Freudenthal, August, Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, C. Schünemann.

Frimmel, Theodor, Neue Beethoveniana. Mit drei Heliogravuren und drei Phototypien. Wien, Carl Gerods Sohn.

Geschichte der Deutschen Kunst. Lieferung 18. 19. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Grazberger, Hans, Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Graul, Richard, Bilderatlas zur Einführung in die Kunstgeschichte. Schulausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen. Leipzig, E. A. Seemann.

— Einführung in die Kunstgeschichte. Textbuch zur Schulausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen. Leipzig, E. A. Seemann.

Haberlandt, Michael, Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Häbler, C. G., Lieder der Huldigung. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Haastein, Marie, Die Alfinge. Altdeutsches cultur-historisches Zeitbild. 1. Band. Eisenach, J. Bacmeister.

Heinrich Heines Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Heyse, Paul, Villa Falconieri und andere Novellen. (Villa Falconieri. Doris Sengeberg. Emereuz. Die Märtyrerin der Phantasie. Neunzehnte Sammlung der Novellen. Berlin Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung).

**Kalender für Hunde-, Kaninchen-, Geflügel- und Singvögel-Liebhaber und Züchter auf das Jahr 1888. Redigirt und herausgegeben von Iwan Bungartz. I. Jahrg. Augsburg, Gebr. Reichel.

Kapff-Essenther, F. v., Blumengeschichten. Minden, J. C. C. Bruns Verlag.

Karpeles, G., Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Berlin, F. & P. Lehmann.

Kerner, Anton, von Marilaun, Pflanzenleben. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 553 Abbildungen im Text und 20 Aquarelltafeln von E. Heyn, H. v. Königsbrunn, E. v. Ransonnet, J. Seelos, Teuchmann, O. Winkler u. a. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Knauer, V., Die Lieder des Anakreon in einngetreuer Nachdichtung. Wien, Carl Konegen.

Kruse, Heinrich, Fastnachtsspiele. Leipzig, S. Hirzel.

Kunsthistorische Bilderbogen. Drittes Supplement Siebente und achte Lieferung. 18 Tafeln mit Holzschnitten und zwei Farbendrucken. Leipzig, F. A. Seemann.

— Handausgabe. IV. Abtheilung: Neuzeit B. Die Kunst diesseits der Alpen bis zum 18. Jahrhundert. Italienische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. 50 Tafeln mit Holzschnitten. Leipzig, E. A. Seemann.

Kupferschmid, Dr. Adalbert, Linguistisch-culturhistorische Skizzen und Bilder aus der deutschen Steiermark. Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.

Lange, Fr. Albr., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Wohlfeile Ausgabe. Zweites Tausend. Besorgt und mit biogr. Vorwort versehen von Hermann Cohen. Iserlohn und Leipzig, J. Baedeker.

Länderkunde der Erdtheils Europa, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lfrg. 31—45. Leipzig & Prag, G. Freytag und F. Tempsky.

Lessing, K. G., Die Maitresse. Lustspiel. Heilbronn, Geb. Henninger.

Lie, Jonas, Die Töchter des Commandeurs. (Engelhorns allgem. Romanbibliothek. IV. Jahrg, Band 8). Stuttgart, J. Engelborn.

Lingg, Ferdinand, Erdprofil der Zone von 310 bis 650 n. Br. Im Maassverhältniss 1: 1 Million. München, K. B. priv. Kunstanstalt von Piloty & Loehle.

Lippert, Julius, Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Zwei Bände. 2. Band. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Loti, Pierre, Islandfischer. Uebers. von Carmen Sylva. Bonn, Emil Strauss.

Mackenzie, Morell, Singen und Sprechen. Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane. Durch ein Vorwort des Verfassers eingeleitete deutsche Ausgabe von J. Michael. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss.

Meyer, Conrad Ferdinand, Die Versuchung des Pescara. Novelle. Leipzig, H. Haessel.

Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit zec-

graphischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Neunter Bnnd. Irideen-Königsgrün. Mit 29 Illustrationsbeilagen und 163 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Monceau, Mme. Julie de, Petites bonnes gens. Illustrations par Adrien Marie. Paris, Maison Quantin.

Mühry, G., Gednnkenlese aus Shakespeares dramatischen Werken nach dar deutschen Uebersetzung von A. W. v. Schlegel und Ludwig Tieck. Ausgewählt und systematisch geordnet. Hamelu, Th. Fuendeling.

Oesheim, Heinrich von, Ein Strauss französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Parnasse de la jeune Belgique. Paris, Léon Varnier.

Parzival. Dns Lied vom Parzival uud vom Gral. Nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Hans bearbeitet von Emit Engelmann. Mit drei Facsimiles der St. Galler Handschrift, sechs Lichtdruckbildern und siebenundsechzig Illustrationen im Text von Th. Hoffmnnn, E. v. Wörndle u. A. Stuttgart, Paul Neff.

Ploss, H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Antbropologische Studien. Zweite stark vermebrte Auflnge. Nach d. Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegebeu von Dr. med. Max Bartels. Zehnte (Schluss-) Lieferung. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Plümpser, Theophilus, Der Schnellcomponist. Untrügliche Anleitung für Jedermann, in kurzer Zeit ein bedeutender Componist zu werden. Zweite Auflage. Berlin, Brachvogol & Ranft.

Preuschen, Hermine von, Gedicbte. Berlin, F. & P. Lebmann.

Ramann, L., Franz Liszt. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Dio Jahre 1841 bis 1847.

Reohenberg, C. Freiherr von. Hnusherr und Hnusfran. Lieferung 1. Kassel, Th. Fischor.

Reissmann, Ang., Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke. Mit Portrait. Leipzig, Breitkopf u. Hnertel.

Renz, Paul, Sknthuch in Versen. Wismar, Hinstorff'scho Hofbuchb. Verlagsconto.

Richter, Hermann, Gottfried von Hohenhoewen. Ein Ritterleben in Liedern. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchb. Verlagsconto.

Richter, Dr. W., Die Spiele der Griechen und Römer Mit Illustrationon. Leipzig, E. A. Seemann.

Roberts, Alexander Baron von, Götzendienst. Eine Roman-Reihe. 1. Um den Namen. Romnn. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Rosenberg, Ad.. Die Münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. 10.—12 Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann.

Saar, Ferdinand von, Gedichte. Zweite, durchgesehen und vermehrte Auflage. Heidelberg, Georg Weiss.

Sallis, Joh. G. Ueber hypnotische Suggestionen, deren Wesen, deren klinische und strafrechtliche Bedeutung. Berlin und Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser).

— Der thierische Magnetismus (Hypnotismus) und seine Genese. Ein Beitrag zur Aufklärung und eine Mahnung an die Sanitätsbehörden. Leipzig, Ernst Günther.

Schack, Graf Friedrich Adolf von, Gedichte. Sechste vermebrte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schönbach, E. Anton, Ueber Lesen und Bildung. Graz, Leuschner & Lubensky.

Schwebel Oskar, Geschicbte der Stadt Berlin. Zweite Lieferung. Berlin. Brachvogel & Ranft.

Schweizer-Sidler. Aus dem Kanton Aargau. Zweites Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füssli & Co.

Shelley, Der entfesselte Promotheus. Ein lyrisches Drama in vier Acten. Deutsch in den Versmaassen des Originals von H. Richter. Stuttgart, Max Waag.

Steinbach, Josef, Eigenes und Fremdes. Lyrische und epische Dichtungen. Wien, M. Breitenstein.

Steiner, P., Zwei Weltsprachsysteme: Der Volapük — Die Pasilingna. Neuwied, Heusers Verlag.

Stille Stunden. Aphorismen aus Richard Rothes handschriftlichem Nachlass. Zweite, durch eine „Neue Folge" vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius.

Sturm, Julius, Palmo und Krone. Lieder zur Erbauung. Bremen, M. Heinsius.

Trojan, J., Von Strand und Heide und andere Skizzen. Mindon i. W., J. C. C. Bruns.

— Von Drinnen und Draussen. Gedichte. Minden i. W,. J. C. C. Bruns.

Valiery-Radot, R., Le voyage de Mlle. Rosalie. Illustrations par Adrien Marie. Paris, Maison Quantin.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV. No. 9. Berlin, Dietrich Reimer.

Villamaria, Verscholl'ne Mär. Ein Novellencyclus von König Artus Tafelrundo. Berlin, A. Haack.

Villinger, H., Aus moiner Heimat. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Volz, Berth., Die Anfänge des Christenthums im Rahmen ihrer Zeit. Leipzig, Otto Spamer.

Wasielewski, W.-J. v. Ludwig van Beethoven. Mit einem Portrait in Stahlstich. 2 Bände. Berlin, Bracbvogel & Ranft.

Westermanns illustrirte deutsche Monats-Hefte. 32. Jahrg. December 1887. Braunschweig, George Westermann.

Wickenburg, Albrecht Graf, Gedichte. Zweite veränderte Auflage. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Winter, Georg, Unbeflügelte Worte, zugleich Ergänzungen zu Büchmann, von Loeper, Strehlke etc. Augsburg, Adelbert Votsch.

Wolzogen, Ernst von, Bassilla. Ein thüringischer Roman. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Zelle, Hoinrich, Kleine Bilder nus dem Naturleben. Mit einem Vorwort von S. Wörishöffer. Mit 31 Abbildungen und einem Titelbild. Altonn, A. C. Reber.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Horausg. von D. A. von Danckelmann. 25. Bnnd, fünftes Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Zobeltitz, Fedor von, Das Nessusgewnnd. Roman. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieter Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,8 "
Theresienbrunn	47,1 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	31,5 "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

3 — 17

Band 44. — Heft 132.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

März 1888.

Inhalt.

Seite

Carl Hecker in Ludwigsburg.
Die rothe Tasche. Novelle. 285

Ludwig Noiré in Mainz.
Arthur Schopenhauer. Zu seiner hundertjährigen Geburtsfeier... 315

Joseph Freiherr von Eichendorff.
Preußen und die Konstitution. Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von Heinrich Meisner in Berlin. 344

Ludwig Pietsch in Berlin.
Franz von Lenbach. 363

Felix Mendelssohn-Bartholdy.
Briefe an Moscheles und seine Frau. Veröffentlicht von Felix Moscheles in London. 380

Ch. Borgeaud in Genf.
Eine Mondnacht. Novelle. 395

Georg Winter in Marburg.
Der 8. Theil von Rankes Weltgeschichte. 408

Bibliographie. 412
Die Akropolis von Athen nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen, von Adolf Boetlicher. (Mit Illustrationen.) — Die Memoiren des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.

Bibliographische Notizen. 419

Hierzu ein Portrait von Franz von Lenbach.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.

Beilagen zu diesem Hefte
von

Dr. B. Bock's Pectoral. (Hustenstiller.)
Liebeskind, A. G., in Leipzig. (Hermann Kretzschmer.)
Titze, Adolf, in Leipzig. (Vornehmste Confirmationsgeschenke.)

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLIV (Januar bis März 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.

elegant broschirt zum Preise von ℳ 6.—
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28. 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131

zum Preise von ℳ 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLIV. (Januar bis März 1888)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.

zum Preise von ℳ 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

F. Lenbach.

Verlag von S.Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIV. Band. — März 1888. — Heft 132.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Lenbach.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die rothe Taſche.

Von

Carl Hecker.

— Ludwigsburg. —

„Damals gab es noch keine Caſinos“ — —

„Hu!“ machen einige junge Lieutenants bei der Erwähnung jener ſchrecklichen Zeit, die ſie glücklicherweiſe nicht miterlebt hatten.

„Ja wohl,“ fuhr der alte Hauptmann Horn fort, indem er ſich, unwirſch ob der Unterbrechung, mit der flachen Hand über den ſchon ergrauenden Bart ſtrich und den Spöttern einen grimmigen Blick zuwarf. „Ja wohl und auch noch keine ſo hohen Rockkrägen, ſo engen Beinkleider und ſo ſpitzen Schnabelſchuhe, wie Sie tragen, meine Herren.“

Chorufe und Gelächter unterbrachen ihn auf's Neue.

„Aber etwas mehr Poeſie,“ vollendete der gereizte Hauptmann den Satz, „etwas weniger Geld, aber mehr urwüchſige Lebensfreude, weniger Blaſirtheit und mehr Reſpect vor dem Alter.“

Hier wurden Gelächter und Zwiſchenrufe ſo ſtark, daß man nichts mehr verſtehen konnte.

„Nun ſo gebt doch einmal Frieden, Ihr Dächſe!“ brach ſich endlich die Stimme eines älteren Premiers Bahn durch den Lärm. „Wie kann man Euch denn ſonſt eine Geſchichte erzählen?“

„Ruhe!“ donnerte ein Anderer. „Es iſt nicht mehr als billig, daß die jungen Seekrebſe ſchweigen, wenn ein alter Hummer ſeine Geſchichte erzählt.“

„Zu Befehl!“ klang's nun von allen Seiten.

„Das Donnerwetter auch!“ brauſte der Hauptmann auf, dem dieſer

Vergleich aus dem Reich des Neptun nicht recht zu behagen schien. „Wenn Sie mich nicht anhören wollen — —“ und er machte Miene, sich zu erheben.

Aber ein halbes Dutzend zierlicher Kinderhände drückte ihn sanft auf den Stuhl zurück.

„Nein doch, wir wollen Sie hören. Bitte, bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch!“ flehte die doppelte Anzahl sanft verschleierter Lieutenantsstimmen und nun ward's in der That auch ganz still.

Man feierte im Casino den Jahrestag irgend einer großen, siegreichen Schlacht; das Mahl hatte sich von Mittag bis gegen Abend ausgedehnt, dann war man eine Zeit lang herumgestanden, hatte dem altersschwachen Pianino aus Champagnerkelchen vergebens neue Lebenskraft einzuflößen gesucht, getanzt und gesungen.

Der Commandeur und die hohen Gäste hatten sich längst entfernt, die ärgsten Schreihälse waren zu Bett gebracht, die Ordonnanzen lasen im Speisesaal das zerbrochene Geschirr zusammen und der noch nüchterne oder wieder ernüchterte Theil der Gesellschaft hatte sich in die altdeutsche Stube zurückgezogen, einen behaglichen Raum mit Butzenscheiben, Kachelofen und holzgetäfelter Wand, welcher ein mit alten Kannen und Krügen bestelltes Gesims entlang lief. Tische, Bänke und Stühle von solidem Eichenholz hatten schon manchem Sturm getrotzt.

Hauptmann Horn dachte seit geraumer Zeit an's Nachhausegehen, er wußte, daß dort eine liebende, von seinem Ausbleiben wenig erbaute Gattin seiner harrte.

So lange die hohen Herren dablieben, mußte er wohl oder übel ausharren; da aber diese aufbrachen, dachte er sich ihnen anzuschließen. Die jüngeren Kameraden baten ihn, doch noch zu bleiben, und in der That hätte es auch ein bischen gar zu devot ausgesehen, so im Gefolge der Höchsten das Feld zu räumen. Er war kein Streber und kein Augendiener. Um auch den Schein eines solchen zu vermeiden, blieb er.

Zu besserer Gewissensberuhigung sah er von Zeit zu Zeit nach der Uhr und erhob sich vom Stuhl, um sich gleich wieder niederzusetzen.

Zweimal schon war sein Knäblein, ein hübscher aufgeweckter Junge von sechs Jahren, dagewesen, nach Papa zu sehen. Mit Stolz präsentirte ihn der Alte als künftigen Regimentskameraden. Man fütterte den Kleinen mit allerlei Naschwerk, ließ ihn von dem süßen Wein nippen, ein paar Züge aus einer Cigarre thun und schickte ihn, die Taschen mit Bonbons vollgepfropft, wieder heim zur Mama, deren geheimen Auftrag er über all' den beseligenden Erlebnissen vergessen hatte.

Nun blickte der Alte in immer kürzeren Pausen nach der Uhr und als er zuletzt darauf geblickt hatte, merkte er, daß durch's Heimgehen nichts mehr zu verbessern und durch's Dableiben nichts mehr zu verschlimmern sei. So fügte er sich in's Unabänderliche und blieb, und jetzt, nachdem die letzten Skrupel überwunden waren, fühlte er sich erst recht wohl.

Es war, wie's ihm beim Wein meistens zu gehen pflegte, erst eine wehmüthige Stimmung über ihn gekommen, er hatte sich seiner Jugend erinnert. Da die Jugend rings um ihn eine Menge mehr oder weniger toller Geschichten auskramte, so wollte er auch aus der seinigen ein Stückchen zum Besten geben, aus einer Zeit, da die, welche jetzt so stolz mit ihren Heldenthaten prahlten, fast noch in der Windel gelegen. Gesprächigkeit war in solchem Fall stets das nächste Stadium, das bei ihm auf die Wehmuth folgte. Aber er wußte noch nicht recht, wie und was.

Das Letzte war eine Gespenstergeschichte gewesen.

„Ja Lebezan," rief einer scherzend dem Kameraden zu, „nimm Dich nur in Acht, auf Deiner Bude hat sich auch schon einer in's Jenseits befördert, aus unglücklicher Liebe sagen die Einen, aus Ueberfluß an Gläubigern die Andern."

„Was! Das ist das erste Wort, das ich höre. Das hat mir mein Hauswirth wohlweislich verschwiegen. Wer war's denn? Kennst Du die Geschichte?"

„Einer vom Regiment, aber das Nähere weiß ich nicht. 's muß lange her sein."

„Ich kenne die Geschichte," platzte da der Hauptmann heraus, der sein Thema gefunden hatte, „und, wenn's Ihnen recht ist, will ich sie erzählen."

Darauf großer Applaus, dann die erwähnten Zwischenrufe und dann endlich Todtenstille.

Da saß er, der alte Hauptmann, umgeben von den jüngeren blond- und braungelockten Genossen, denen kaum ein Flaum über der Lippe sproß, er der Graue, Vollbärtige, und mischte den qualmenden Dampf seiner silberbeschlagenen Meerschaumpfeife in den bläulichen Dunst ihrer Cigarren und Cigarrettchen und sah schier aus, wie ein indischer Märchenerzähler oder wie Großpapa in der Kinderstube, als er nun anhub:

„Also Casinos gab es damals noch nicht, daß wir aber deshalb viel theurer gelebt hätten, als jetzt im eigenen Haus, möcht' ich auch nicht behaupten.

Wir speisten im Gasthof zum Kronprinzen, dem alten Rumpelkasten unten an der Ecke, den Ihr ja kennt. War schon damals ein morsches Gerüst. Die Speisen schmeckten vortrefflich, die Weine sauer; man trank sie aber doch und hielt den Kopfschmerz am anderen Morgen so geduldig aus, wie heute. Der Sect aber war prima, echtes, erbfeindliches Gewächs, von Euren heutigen Schmiermarken wußte man damals noch nichts. Wir hatten unser eigenes Zimmer, mit unseren eigenen Porträts. 's war nicht ganz so stilvoll, wie das hier, aber flott und lustig, das kann ich Euch sagen, gings bei unseren Mahlzeiten auch her."

„Gab's denn auch schon Liebesmahle zu jener Zeit?" wagte hier ein blutjunger, schmächtiger Lieutenant, dem das blonde Haupthaar wirr über

die Stirn in das glatte todtblasse Gesicht hing, den Redner zu unterbrechen. Das Bürschchen mochte des Guten wohl etwas zu viel gethan haben, die Zunge versagte ihm den Dienst und die dünnen Kehllaute seiner Frage kamen nicht mehr ganz scharf articulirt zu Gehör.

„Liebesmahle? Nein, den schönen Namen kannten wir noch nicht, aber die Sache kam so ziemlich auf's Gleiche heraus. Dünne Suppen, je weiter vom Höchsten weg, desto dünner, hartes Fleisch, schöne Reden und viel Getränke. Der deutschen Grammatik und den Lieutenantsmägen wurde immer am schlimmsten dabei mitgespielt. Aber trinken, trinken und das Getrunkene vertragen, einen Braud, was man so sagt, ordentlich führen, das konnte die damalige Generation besser, als die heutige."

„Bravo!" riefen einige Stimmen, der blasse Lieutenant drückte sich beschämt in den Hintergrund und der Hauptmann fuhr fort:

„Mit den Wirthsleuten lebten wir so zu sagen en famille. Die Alte war damals noch eine wohlconservirte Wittib, die in ihrer Ehe wenig Glück genossen hatte. Denn ihr Gatte, der einstige Oberkellner des Hauses, ein schöner Mann, wie sie ihm trotz seiner sonstigen Schwächen noch im Tod nachrühmte, hatte seine besten Weine selbst getrunken, bis er schließlich im delirium verschied, gerade da sie anfingen sauer zu werden. Das hatte ihr die Lust am Ehestand gründlich verdorben, aber für schöne Männer behielt sie immer ein faible und nahm auch von Unsereinem gern ein verständliches Compliment entgegen.

Na und die beiden Mädels, das sind heutzutag noch zwei stattliche Personen und doch mögen's fünfzehn bis zwanzig Jahre her sein seit der Zeit, von der ich spreche. Ledig sind sie auch heute noch, das hätte damals kein Mensch geglaubt. So geht's den Wirthstöchtern, die sich von ihren Gästen verwöhnen lassen. Eine Partie aus ihrem Stand war ihnen zu schlecht und zu Offiziersfrauen taugten sie doch auch wieder nicht, obwohl sich mancher so fest dort verbissen hatte, daß man das Schlimmste hoffen konnte.

Die ältere, die Rosalie, besorgte die Wirthschaft, und nicht nur die Dienstboten zitterten vor ihr, sie tyrannisirte das ganze Haus, zugegeben allerdings, daß ohne solch scharfes Regime das alte Gerümpel längst zusammengefallen wäre; denn die Mutter und die jüngere Schwester verstanden wenig vom Geschäft, die waren zu gutmüthig. Vor der Rosalie aber, da hatte Alles Respect. Eine Juno war das Mädel, hoch- und schlankgewachsen, zierlich und doch kräftig gebaut. Die kleinen Kellner wußten's, was für eine Kraft in ihren schmalen Handflächen steckte und wie rasch sich die in Wärme umsetzen ließ. Und ein Paar schwarzer Augen im Kopf, na, die hat sie noch. Etwas Herbes, Gesalzenes war in ihrem Wesen, das war ja bei dem Umtrieb nicht anders möglich und ist seitdem natürlich nicht besser geworden. Es war nicht gut Kirschen mit ihr essen. Ihre Stimme klang scharf und stets

ein bischen heiser, immerhin blieb noch genug des ewig Weiblichen übrig, um einem Mann, wenn's auch kein Lieutenant gewesen wäre, den Kopf zu verdrehen.

Ihre Schwester, die Fanny, war das gerade Gegentheil, blond und zart, auch immer ein bischen leidend. Bei ihr machten die Allerjüngsten ihre Anfangsstudien in der Liebe. Das war ein Schmachten und Seufzen. Man nannte sie ihres bescheidenen Wesens halber das Gretchen.

Während die Rosalie in Küche und Keller hantirte oder am Bureau sitzend aus dicken Büchern lange Rechnungen auszog, eine Arbeit die das ganze Jahr durch nicht aufhörte und fast so fruchtlos war, wie die des Sisyphus und der Danaiden, besorgte das Gretchen die stets gar sauber aufgeräumte Wohnstube und den Alkov, der, als Schlafgemach dienend, mit ihr die ganze Familienwohnung bildete. Sie fütterte und pflegte die zahlreichen Hausthiere, als da waren: zwei weiße Mäuse, drei gelbe Kanarienvögel, ein kleines zottiges Bologneserhündchen und noch verschiedene, mehr oder weniger altersschwache Köter, die, von ihren Herren im Stich gelassen, hier ein ruhiges Gnadenbrot genossen.

Die Liebe zum Thierreich war überhaupt ein charakteristischer Zug der Familie, dem Rechnung zu tragen die Pflicht jedes Stammgasts war.

Wenn dies Geschäft besorgt war, so saß das Gretchen vor ihrem Nähtisch, am blumenumrankten Fenster, der Schips — so hieß das Bologneservieh — auf ihrem Schoß und einer der Kanarienvögel, der ganz zahm und ein guter Schläger war, auf ihrer Schulter; ein allerliebstes Bild.

Die Damen wurden, wie gesagt, sehr fetirt. Wir Alle machten ihnen mehr oder weniger die Cour, wenn auch stets nur je einer für den erklärten Günstling galt; versteht sich, Alles in Ehren.

Wir gingen im Wohngemach aus und ein, als wär's das unsrige, genossen einer Extrabescheerung um Weihnachten, einer Menge kleiner Aufmerksamkeiten bei sonstigen festlichen Gelegenheiten und jahraus jahrein eines unbeschränkten Credits. Dafür sparten wir aber auch nicht mit Blumensträußen an den Geburtstagen, und wenn je einmal, was freilich nicht so oft vorkam, wie heute, eine Pulle Sect bei Tisch getrunken wurde, so verstand sich's von selbst, daß man die ersten Gläser den Damen zum Kosten hinüberschickte. Jeder neue Ankömmling mußte sich ihnen vorstellen lassen und weh ihm, wenn er das unterließ. Er bekam's bald genug zu fühlen, wie streng sie auf Etikette hielten.

Zu den Annehmlichkeiten solch' patriarchalischen Zusammenlebens gehörte auch eine kleine Reisetasche, eine hübsche Tasche von rothem Juchten mit blankem Stahlbeschlag, elegant, handlich und bequem. Es ging gerade das Nöthigste hinein, was man für ein paar Tage brauchte; man konnte sie als Handgepäck mit in den Waggon nehmen, ohne gerade für einen Musterreisenden zu gelten, und fast jeder von uns hatte sie auch schon einmal mitgehabt. Weitaus am häufigsten aber benützte sie der Lieutenant

von Schmettau, der es sein Lebtag aus purer Faulheit zu keiner eigenen brachte. Ein reizender Kerl, der kleine Schmettau! Klein, zierlich, aber den Teufel im Leib, voll Geist und Humor, eine fidele Haut, wenn er bei Laune war. Dabei grundgescheidt, wie geschaffen für den Generalstab, wenn er nur die verfluchte satyrische Ader nicht an sich und die Zunge ein bischen besser im Zaum gehabt hätte. Allein er fand an Menschen und Dingen immer gleich die schwachen, die lächerlichen Seiten heraus und hatte ein merkwürdiges Talent, sie mit dem treffenden Ausdruck zu geißeln. Es war zum Todtlachen, wenn man ihm zuhörte, freilich für manche auch zum Todtärgern, denn es war ihm nichts heilig, zwanzig Freunde gingen ihm leicht auf einen guten Witz und seine Witze waren von der Sorte, die rasch Gemeingut wird und dem Betroffenen auf Lebenszeit anhaftet. So gab's denn oft blutige Händel. Er war nur ein mittelmäßiger Fechter und trug meistens die Schmarren davon, allein er stellte doch seinen Mann. Na, das wär' das Schlimmste nicht gewesen, jedem Streit folgte die Versöhnung auf dem Fuß. Aber es gab mancherlei Lächerliches, das in unserer Garnison unter dem Begriff des Ehrwürdigen, Unantastbaren passirte und das er mit seiner spitzen Zunge auch nicht verschonte. Die höheren Vorgesetzten waren ihm darum und zumal sein Lebenswandel auch sonst kein geordneter war, nicht besonders grün und die alten Weiber gar, die hatten ihm unversöhnlichen Haß geschworen.

Die Jungen, die thaten nur so, wie man sie's geheißen, aber in Wirklichkeit übte das ironische Wesen des Bürschchens doch einen bestechenden Reiz auf sie aus und in ihre Scheu mischte sich ein gut Theil Neugier.

Um die Alten kümmerte er sich nicht und für die Jungen hatte er selbst eine große Schwäche. Das mochten sie wohl fühlen und darum konnten sie ihm auch nicht ernstlich gram sein.

Nein, die waren ihm nicht gram und der Teufel weiß, wie viel das Kerlchen gleichzeitig in Athem zu halten wußte. Es war etwas Dämonisches in dem Menschen, etwas Zerissenes, Unverstandenes, Geniales, das wie Gift auf die Weiber wirkte. Er wußte sich eben immer selbst so in die Stimmung hineinzulügen, die er bei ihnen erwecken wollte, daß er gewöhnlich überzeugte.

Na und wem das gelingt, der hat's gewonnen. Ob's ihm gerade immer gelang, das will ich nicht behaupten, aber oft genug. Denn obwohl seine Unbeständigkeit stadtbekannt und sein Ruf mit der Zeit nicht besser geworden war, fehlte es ihm doch nie an neuen Opfern und er hätte sich ein Register davon anlegen können, schier so groß, wenn auch nicht so international, wie das des seligen Don Juan. Etwas wählerischer war er, wie der; mit schlechter Gesellschaft gab er sich nicht ab. Nein, es war als ob er sich eben an der sogenannten guten rächen wollte für den Haß und die Verachtung, womit sie ihn insgeheim belud.

Oeffentlich wagte das Niemand, sie fürchteten ihn zu sehr. Aber

heimlich da war er ihnen ein Paria, vor dessen Berührung man anständige Leute, die etwas auf sich hielten, und in Sonderheit das zarte Geschlecht nicht genug warnen konnte. Er wußte das und es verbitterte ihn noch mehr. Wohl mochte er es wie eine Genugthuung empfinden, wenn die wohlgemeinte Warnung einmal fehlschlug und das Gegentheil von dem herbeiführte, was sie bezweckt hatte, wie's auch manchmal geschah. Denn „blinder Eifer schadet nur", das Sprüchwort hätten sich die tugendhaften Philister und frommen Betschwestern wohl besser hinter's Ohr schreiben dürfen. Wer so schlecht ist, daß man Alle vor ihm warnt, der hat meist auch einen ungewöhnlichen, einen interessanten Zug, und Weiber sind neugierig. Wohl mocht' es einen besonderen Reiz auf ihn ausüben, ein und das andere Mal den kühlen Haß in feurige Liebe zu bekehren.

Glücklich und zufrieden kann einer bei solchem Leben nicht sein und er war's auch nicht. „Wer Andern die Ruhe raubt, dem kann man sie auch rauben," sagt sein Lieblingsphilosoph, den er mit Begeisterung las, leider ohne seine weisen Lehren zu befolgen. Er war nicht glücklich. Man fühlt' es ihm an, ohne daß er davon sprach. Das war ein ewiger Wechsel von heiß und kalt, von Ebbe und Fluth, nur nicht ganz so regelmäßig. Wenn die Fluth sich zurückzog, da traten neben viel Schlamm und Unkraut auch die guten Vorsätze wie Perlen zu Tag. Aber sie kehrte bald wieder und deckte Alles zu, den Schlamm und die Perlen. Launisch und empfindsam wurde er dabei, es war oft kaum mehr mit ihm auszukommen und obwohl man ihm manches zu gut hielt, denn er genoß eine Art Narrenfreiheit, so gab's doch Händel genug.

Einen Widerspruchsgeist hatte der Mensch. Der konnte gegen seine bessere Ueberzeugung eine Sache mit Aufgebot seines ganzen, nicht wegzuleugnenden Verstands vertreten oder angreifen rein des lieben Streites wegen. Und wie stritt er! Alles zitterte an ihm und die Sarkasmen und die Grobheiten flogen nur so durcheinander. Aber interessant war's, ich hörte ihm gern zu, so oft ich mich auch über ihn ärgerte.

Dabei that er seinen Dienst, wie jeder von uns — der Compagniechef schenkte ihm nichts, im Gegentheil — saß in der freien Zeit Stunden lang zu Haus, las und schrieb bis in die Nacht hinein, Dinge, um die sich unsereiner wenig bekümmerte, und ging spät aus. Seine schriftlichen Ausarbeitungen waren die besten, sie gingen regelmäßig an's Generalcommando. Und was er nur Liebesbriefe schrieb! Denen sagte man eine ganz erstaunliche Wirkung nach. Ich hab' mich oft gewundert, wie der Kerl das Alles zusammen aushielt.

Aber es war ihm ein Lebensbedürfniß, eine Gewohnheit, er trieb's wie einen Beruf und daß er den richtigen verfehlt hatte, war vielleicht der Grund davon. Der einförmige Dienst, die steife Geselligkeit in der Garnison konnten seinem lebhaften Temperament nicht genügen, er bedurfte stärkerer Reizmittel und so gerieth er auf Abwege. Die Langeweile war

schuldig daran, wie an so vielem Guten und Bösen auf der Welt. Die Eitelkeit mag auch eine Rolle dabei mitgespielt haben, denn eitel war er bis dort hinaus, wenn auch zu klug, um's allzudeutlich hervorzukehren.

Na, was eigentlich daran schuldig war, das mögen die Philosophen austüfteln. Schade um ihn. Es hätt' etwas aus ihm werden können, das steht fest, und so — — Ich hab's ihm oft genug gesagt. „Schnettau," sagt ich, „passen Sie auf, Sie fallen noch einmal ganz gehörig herein." Na, und so ist's auch gekommen und schlimmer, viel schlimmer, als ich mir's damals gedacht hatte.

Ich hatte den Menschen lieb gleich von Anfang an, da er als ganz kleiner Fähnrich gerade aus dem Cadettenhaus zur Compagnie kam und die Damen nichts weiter als ein harmloses Spielzeug in ihm sahen. Daß er so ganz anders einschlagen werde, bildete ich mir damals so wenig ein, wie sie, und doch blieb ihm meine Freundschaft gewahrt trotz all' seiner Fehler, die ich als banger Augenzeuge keimen und wachsen und blühen sah. Er hatte mir's eben auch angethan, und daß er auch etwas auf mich hielt, mehr als auf Andere, das weiß ich gewiß. Aber ändern konnt' ich ihn eben auch nicht.

Ich hab' von Jugend auf ein bischen auf dem Piano getrommelt und er hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik, obwohl er selbst kein Instrument spielte. Da kam er nun oft des Abends — wir waren Nachbarn — zu mir herüber und ließ sich was vorspielen. Aber etwas Sentimentales, Melancholisches mußte es sein, Beethoven'sche Sonaten und Chopin'sche Notturnos waren ihm die liebsten Stücke. Da saß er denn, mit einer Cigarre im Mund, auf dem Sopha, oft mit geschlossenen Augen und lauschte, rauchte und träumte.

So ein Notturno, eines der schwermüthigsten aus Es-dur mußt' ich ihm sogar einpauken. Er meinte, es müßte auch dem Laien mit Fleiß und Willenskraft möglich sein, so ein einzelnes Stück rein auf mechanischem Weg zu erlernen. Der Wille kann Alles, sagte er. Das hatten ihm seine Philosophen weiß gemacht. Na, mit der rechten Hand bracht' er's auch fertig; wie aber die linke dazu kommen sollte, gab er's auf. Sein Wille war eben einseitig.

Wenn ich ihn aufforderte, das Willenswunder doch einmal an sich selbst auszuführen, die Liebeleien aufzugeben, die Zunge zu zügeln und die Grenzpfähle der Moral und Ordnung etwas mehr zu respectiren, so lachte er mich aus, oder antwortete mit einem schlechten Witz oder er sah mich auch stumm und hülflos mit großen, wehmüthig zerstreuten Augen an.

Es war, als sprächen diese Augen: „Du hast gut reden, Lieber, Du bist das stille Wasser gewöhnt, Du befindest Dich wohl darin, aber ich gehöre auf die hohe See, mich hat ein unglücklicher Zufall in den Sumpf verschlagen, in dem ich nicht leben, mich nicht rühren kann, wie

ich will und muß. Wenn ich's aushalten soll, so muß ich mich selbst belügen, thun, als wär' ich in meinem Element. Nun und dann giebt's eben Sturm im Sumpf."

Darauf wußt ich gewöhnlich nichts zu erwidern.

Wie er aber nun seine schlimmen Seiten immer mehr hervorkehrte, sich mit Gott und der Welt überwarf, heute toll ausgelassen, morgen todestraurig und menschenscheu, übermorgen verbissen und streitsüchtig war, wie er zu spielen anfing und so toll darauf losspielte, daß er Alles verlor und nächstens keinen Partner mehr fand, immer auf die Herzen haltend, als ob die seine Domäne wären, da ward mir's doch ernstlich bang um ihn und ich zerbrach mir den Kopf, wie ihm zu helfen wäre.

Ein Krieg — da hätt' er sich sicher ausgezeichnet, denn er sah manchmal so aus, als ob er seinem Nächsten für eine anständige Kugel ordentlich dankbar wäre, ja als ob er nicht übel Lust hätte, sich diese Wohlthat, wenn's sonst an Gelegenheit fehlte, selbst zu leisten — oder die Ehe!

Na der Krieg kam zu spät für ihn und die Ehe — — Er hatte einmal im Uebermuth das freche Wort gebraucht: „Ich bin nicht für die Ehe geschaffen, die Ehen sind für mich geschaffen!" und wenn ich, der Sprößling ehrbarer Pfarrersleute, in der Furcht des Herrn erzogen, daran dachte, daß ihm alle Missethat, die er an Andern verübt, einmal an sich selbst vergolten würde, so konnte ich ihm als guter Freund doch nicht wohl dazu rathen. Und doch ist's heute noch meine feste Ueberzeugung: Ein braves, tüchtiges Weib, das hätt' ihn gerettet."

Hier schien sich der Erzähler seiner eigenen Gattin zu erinnern, denn er machte eine Pause, musterte sein Auditorium, das er mit Ausnahme des blassen Lieutenants, welcher auf der Ofenbank eingeschlafen war, wach und aufmerksam fand, und zog die Uhr.

„Donnerwetter, es geht auf Mitternacht. Nun haben wir uns nächstens volle zwölf Stunden die Ehre unserer Gesellschaft gegönnt. Das ist mir seit meiner frühen Jugend nimmer passirt und morgen ist auch ein Tag. Ich muß nach Haus, die Geschichte erzähl' ich Euch ein andermal zu Ende."

Damit erhob er sich, auch die Pfeife war ausgeraucht.

„Aber wir haben ja bis jetzt von der eigentlichen Geschichte noch gar nichts gehört, wir sind ja noch nicht über die Person des Helden hinaus, jetzt wird's eben interessant. Bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch weiter. Es ist so gemüthlich hier, so jung kommen wir nicht mehr zusammen. Ordonnanz, Sect!"

Die Ordonnanz steckte neue Flaschen in die silbernen Kühleimer, eine Stiftung der Reserveoffiziere des Regiments, die Kelche, welche der letztverflossene Major gestiftet, wurden vollgegossen.

„Auf Ihr Wohl, Herr Hauptmann!"

„Prosit!" rief der blasse Lieutenant von der Ofenbank, der bei dem Klang erwacht war und, etwas verstört in die Welt blickend, nach dem

nächsten Kelch griff. Aber sein Nachbar zog ihn ihm weg. „Nein, mein Kind, Du hast genug für heute. Leg' Dich mal ruhig wieder schlafen." Und das Kind lehnte sich gehorsam wieder in seine Ecke zurück und schlief weiter.

Der Hauptmann hatte sich indessen seine Pfeife frisch gestopft. Nun that er Bescheid, nun zündete er sie an und von der ersten Wolke, die er hinausblies, ließ er sich wieder in die alte Zeit zurückleiten.

„Na, wenn Sie's durchaus wollen: Beim Herbstavancement war Schmettau Premier geworden, er war in eine andere Compagnie versetzt und gleichzeitig hatte das Regiment einen neuen Commandeur bekommen. Wenn je ein Augenblick zur Umkehr günstig war, so war's der. Ich redete ihm auch tüchtig in's Gewissen und diesmal mit Erfolg, wie's schien. Es war gerade Ebbe bei ihm und die guten Vorsätze lagen offen zu Tag; auch der Stern auf dem Achselstück that seine Wirkung. Er wollte vernünftig werden. Die rothe Tasche, die er in der letzten Zeit stark benützt, sollte nun Ruhe haben.

Herrgott, was hatte die nicht Alles erlebt! Wie war der Kerl mit ihr in der Welt herumgefahren mit und ohne Urlaub. Wenn er einmal nicht bei Tisch erschien, fragte man nur immer: „Wo ist die Tasche?" „Herr von Schmettau hat danach geschickt". Na und da wußte man, wo man dran war.

Was mochte die Alles in ihrem Schoß getragen haben außer des Lieutenants Waschzeug! Zarte Billets, Damenhandschuhe, Bänder, Blumen, einen ganzen Romanapparat. Etwas welkes Liebesheu kollerte immer noch drin herum, wenn er sie zurückbrachte, und sie duftete nach den feinsten Parfums, jedesmal nach einem andern.

Nun sollte sie Ruhe haben, er versprach mir's in die Hand und er selbst sehnte sich auch danach, denn er war völlig liebesatt. Auch eine Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern hatte er gehabt, er war rangirt, wenn auch der Rest seines kleinen Vermögens dabei draufgegangen war. Wieder dachte ich daran, ob es, um die guten Entschlüsse zu fixiren, nicht das beste für ihn wäre, sich zu verheirathen. Damit allein konnte auch das allgemeine Mißtrauen besiegt, konnten auch die Andern veranlaßt werden, ernstlich an seine Besserung zu glauben.

Aber davon wollte er nichts hören, so gefügig er sonst war.

Ich drang auch nicht weiter in ihn, allzuviel auf einmal wollt' ich ihm nicht zumuthen. Warten wir's ab, dacht ich. Aber daß ich selbst schließlich durch ihn zu einer Frau kommen sollte, das hätt' ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen. Und doch kam's so.

Ich verkehrte zu jener Zeit freundschaftlich im Hause des Sanitätsraths Wilpart; angesehene liebenswürdige Leute, die ihr Vergnügen nicht in der großen Gesellschaft, sondern im engeren häuslichen Kreis suchten und fanden.

Die ganze Familie, aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, war musikalisch veranlagt. Von den Töchtern spielte die eine recht hübsch Violine, die andere, welche zugleich eine frische Singstimme hatte, das Piano. Die Mutter begleitete vorzüglich und der Alte strich den Contrabaß. So hatten wir, wenn sich, wie allwöchentlich geschah, noch einige Freunde einfanden, ein kleines Orchester beisammen und spielten klassische sowohl, als profane Musik.

Dort dacht' ich Schmettau, den gebesserten Schmettau einzuführen, von solch friedlicher Unterhaltung versprach ich mir einen heilsamen Einfluß auf sein unstätes Gemüth. Die Damen, so verschieden von denen, die er bisher kennen gelernt, sollten das einst vergötterte, nunmehr gehaßte Geschlecht, wenn auch in anderem Sinn, wieder bei ihm zu Ehren bringen und sein eigenes Ansehen konnte durch den Umgang mit dieser ehrenwerthen Familie nur gewinnen.

Freilich fehlte es auch in diesem Kreis nicht an solchen, die beim Klang des Namens Schmettau ein gelindes Gruseln überlief. Der weiblichen Jugend las ich aber doch gleich die Neugierde aus den Augen, den interessanten Mann persönlich kennen zu lernen. Die Alten waren wenigstens vorurtheilsfreie Leute, die nicht soviel auf das Geschwätz der Anderen, als auf ihr eigenes Urtheil gaben. So ward Schmettau, den ich, nicht ohne Mühe, zu einem Anstandsbesuch vermocht hatte, zum nächsten Musikkranz geladen.

Ich muß sagen, er benahm sich tadellos, das erstemal vielleicht etwas zu tadellos, er war's noch nicht recht gewöhnt und that des Guten schier zu viel. Mit der Zeit aber fand er Gelegenheit, seine vielen guten Seiten unbefangen in's richtige Licht zu stellen und die schlechten im Schatten zu halten, so daß man sich mit Recht fragen durfte: Ist das wirklich derselbe Mensch, dem die Welt soviel Böses nachsagt?

Den alten Sanitätsrath bestach er durch sein vielseitiges Wissen und die leichte Art, über mancherlei aus dem Gedächtniß zu reden, was man sonst nicht im Kopf eines Lieutenants sucht, die Räthin durch zuvorkommende Artigkeit.

Von den beiden Schwestern gewann er die jüngere, die lustige Emmy rasch durch seinen Humor, während sich die ältere, ernstere Frida noch etwas scheu und zurückhaltend gegen ihn benahm. Auch die übrigen Gäste des Hauses gewannen ihn lieb.

Ein ganz anderes Leben kam in die Gesellschaft. Er war ein dankbarer Zuhörer bei den musikalischen Productionen, fand aber doch bald heraus, daß des Guten hierin etwas zu viel geschah. Nun machte er den Vorschlag, zur Abwechslung auch etwas Lectüre auf's Programm zu setzen, womit er bei den Anderen, die das Bedürfniß im Stillen längst empfunden haben mochten, freudigen Anklang fand. Er sorgte für passende Bücher, zeigte viel Geschmack in der Auswahl und las selbst vorzüglich vor. Durch ihn

hab' ich eigentlich wieder lesen gelernt, damit ich mich seit der Schulzeit, soweit mich nicht die Parolebefehle und Reglements dazu nöthigten, nicht weiter abgegeben hatte.

Kurzum ich hatte allen Grund, auf mein Experiment stolz zu sein, Schmettaus Bekehrung schien mir eine vollendete Thatsache. Mein Schmerz war's nur, daß nicht alle Welt dachte wie ich.

So zeigte es sich bald, daß er sich mit dem neuen Regiments-Commandeur nicht recht zu stellen wußte.

Der Mann kam von der Garde, war ein sehr vornehmer Herr, immer à quatre épingles, stramm im Dienst, aber gerecht und stilvoll selbst wenn er fluchte. Er lebte in zweiter kinderloser Ehe mit seiner viel jüngeren, äußerst zart gebauten Frau, die ihm, wenn sie an seiner Seite ging, kaum bis an die Achselhöhlen reichte, und bald — ohne daß Jemand hätte sagen können, woher — verbreitete sich ein dunkles Gerücht, als ob in dieser zweiten Ehe auch sonst nicht Alles stimmte. Die Versetzung des Obersten zur Linie wurde damit in einen nie aufgeklärten Zusammenhang gebracht. Ein Duell, ein erschossener Liebhaber — das war's so, was man munkelte. Sehr insgeheim, versteht sich, den öffentlich drängte sich Alles um den neuen Stern.

Ich hab' nie an das Geschwätz geglaubt. Aeußerlich ward es auch nicht durch das geringste Anzeichen bestätigt, man hätte denn ein solches in der schier übergroßen Zärtlichkeit erblicken wollen, mit der sich die junge Frau bei ihren Ausgängen lianengleich an den stämmigen Gatten schmiegte, ohne den man sie nie sah.

Zunächst ließ sich Alles vortrefflich an. Der Oberst schien im Gegensatz zu seinem Vorgänger den Mann von Talent in Schmettau zu erkennen, dessen glänzende Eigenschaften einer gewissen Freiheit bedurften, um die rechten Früchte zu tragen, dessen Individualität sich nicht, wie die manches Anderen, in jede Schablone zwängen ließ. Was in dieser Richtung früher gesündigt worden, schien der neue Commandeur wieder gut machen zu wollen.

Er zeichnete den Lieutenant bei jeder Gelegenheit aus. Schmettau war unter den Ersten, die auch im kleineren Kreis in's Haus des Obersten geladen wurden. Dieser wie seine Gattin verkehrten mit ihm auf einem freundschaftlich-vertraulichen Fuß, so daß es schien, als ob sie dem Verkannten, Verfehmten eine öffentliche Genugthuung geben wollten.

Im Regiment galt Schmettau bereits für den Günstling des Commandeurs und auch sonst fing das Beispiel schon zu wirken an, als langsam aber deutlich ein Umschwung eintrat, der Alle stutzig machte.

Zunächst war's nicht völlige Ungnade, aber doch so ein Zwischenstadium. Heute war das Verhältniß das frühere und plötzlich über Nacht schien ein Frost darüber gekommen zu sein, der morgen wieder der Sonne wich. Die geübtesten Wetterpropheten wußten sich das Räthsel nicht zu

deuten. Bei einer Reihe mehr oder weniger officieller Festlichkeiten, die der Oberst in seinem Haus gab, blieb Schmettaus Namen in auffallender, verletzender Weise von der Liste der Geladenen weg. Seine Feinde triumphirten, bis man erfuhr, daß er inzwischen wiederholt in zwangloser Weise dort verkehrt habe. Und so war's auf den wöchentlichen Casinobällen, die der Lieutenant lang gemieden hatte, nun aber auf seines Vorgesetzten Wunsch wieder regelmäßig besuchte. Heut tanzte er mit der Commandeuse den ersten Walzer oder soupirte mit ihr, der Gatte schüttelte ihm freundlich die Hand und das nächste Mal wurde er von Beiden kaum eines Blickes gewürdigt.

Die anderen Damen des Regiments, die das Beispiel ihrer Vorgesetzten auf's Peinlichste nachzuahmen gewöhnt waren, wußten bald nicht mehr, wie sie sich Schmettau gegenüber zu verhalten hatten, ohne gegen die Disciplin zu verstoßen.

Das Merkwürdigste bei der Sache aber war, daß sich Schmettau, der empfindliche, leicht gereizte Schmettau, auch nicht eine Spur von Verstimmung anmerken ließ. Was mir auffiel, war nur, daß er an den Festabenden mehr tanzte und trank als gewöhnlich und seine Unterhaltungskünste schier etwas zu demonstrativ spielen ließ.

An einem Abend, da wieder bei Obersts eine Gesellschaft stattfand, zu der das halbe Offiziercorps mit Ausnahme Schmettaus, der indeß nicht zu der früher erledigten Hälfte gehörte, eingeladen war, sah ich, im Begriff, meine Wohnung zu verlassen, Licht in der seinigen. Es ist dieselbe, wo Lebezan jetzt seinen Penaten opfert.

Er dauerte mich, der arme Kerl, ich wollt' ihm ein tröstliches Wort sagen und so macht' ich den Umweg trotz meiner Lackstiefeln.

Im Augenblick, da ich seine Hausthüre öffne, huscht eine weibliche Gestalt an mir vorbei hinaus in's Freie. Es war etwas Scheues, Hastiges in ihrem Gang, das mich ihr nachblicken ließ und da, wie sie unter der Laterne vorbei muß, erkannt' ich oder glaubt' ich wenigstens die Kammerjungfer unserer Commandeuse zu erkennen. Sie war ein leidlich hübsches Ding, immer ein bischen auffällig und über ihren Stand, vermuthlich von den Abfällen der herrschaftlichen Garderobe gekleidet. Heut trug sie ein kleines Körbchen in der Hand.

„Sollte das des Räthsels Lösung sein?" fragte ich mich, indem ich, ohne lang zu klopfen, bei Schmettau eintrat.

Er saß über einen mehrere Bogen starken Brief gebeugt am Schreibtisch und schien eifrig zu lesen. Auf dem Tisch vor dem Canapee brannte eine zweite Lampe und daneben stand eine Vase mit einem Strauß blutrother Nelken, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit.

„Ah, Du bist's — so spät?" rief Schmettau, ohne sich zu erheben, „Entschuldige mich nur einen Augenblick und nimm Platz dort, bitte."

„Laß Dich nicht stören," erwiderte ich, setzte mich auf's Canapee und griff zum nächsten Buch, das auf dem Tisch lag. Es war Heines Buch der Lieder. Ich ließ zerstreut die Blätter durch meine Finger gleiten, bis mir eins, das wohl schon gelockert im Einband saß, in der Hand blieb. Wie ich's mir unwillkürlich näher ansehe, find ich, daß ein Gedicht leicht angestrichen ist, und lese:

„Dort droben auf jenem Berge
Da steht ein feines Schloß ꝛc. ꝛc."

bis zum letzten Vers, der lautet:

„Ich aber war nicht geladen,
Und das habt ihr dumm gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen
Die merkten's und haben gelacht."

Den muß ich wohl halblaut' vor mich hingesprochen haben, denn Schmettau sprang auf und trat zu mir.

„Na nu," lacht er. „Willst Du unter die Lyriker gehen, alter Freund? Oder bist Du verliebt und machst ein Anlehen bei Heinrich Heine. Der ist schon zu bekannt, Bester; vertrau' Dich mir an, ich kann Dir vielleicht besser helfen."

„Ich glaub's," gab ich zurück, „hab's aber, Gott sei Dank, noch nicht nöthig."

„Tant mieux pour toi! Und was führt Dich so spät zu mir? Kommst Du mich abholen? Ich dachte den Abend zu Haus zu verbringen."

„Nein, nein, ich wollte nur, ich wollte —" seine Unbefangenheit machte mich verlegen. „Nun ist's denn nicht empörend, daß Du heute wieder nicht geladen bist?" platzt' ich schließlich heraus.

„Ach so, Du gehst zu Oberst's! Das hätt' ich Dir am Wichs ansehen sollen. Empörend? Wie so? Der Commandeur weiß, daß ich mir nichts daraus mache, daß es geradezu ein Opfer für mich ist. Anderen gegenüber bring ich ihm das Opfer. Wo sich's nun ihn selbst handelt, dispensirt er mich davon. Ist das nicht sehr hübsch von ihm? Ich bin ihm dankbar."

Und das sagte er mit einer verblüffenden Ruhe. Die Auffassung hatte auch etwas für sich, ich kann's nicht leugnen. Nur um etwas zu sagen, wiederholt' ich die Strophe des Liedes:

„Die zischelnden Muhmen und Basen."

„Geh, laß sie zischeln," rief er. „Uebrigens," setzte er etwas ernster hinzu, „was haben sie denn schon wieder zu zischeln?"

„O nichts, gar nichts." Ich sagte die Wahrheit, denn mir war nichts zu Ohren gekommen. Sie haßten ihn viel zu sehr, um sich die Vorgänge in anderem als für ihn demüthigendem Sinne zu deuten.

„Na also," er sah nach der Uhr, „Du, aber es ist höchste Zeit, wenn Dir's nicht vornehmer dünkt, zu spät zu kommen. Ich dank' Dir für Deine Theilnahme, aber verdient hab' ich sie wahrhaftig nicht."

Der Wink war deutlich, ich erhob mich.

„Wie schön Du bist, wie fein!“ rief er ironisch, da er mich im Waffenrock sah, den nur die einzige Kriegsdenkmünze schmückte. „Komm, ganz unbelohnt sollst Du doch nicht von mir gehen. Ich decorire Dich mit dem Band der Ehrenlegion. Sieh, wie stolz sich das ausnimmt!“ Und er steckte mir eine der rothen Nelken in's Knopfloch. „Brennende Liebe! Nun, viel Vergnügen! Gute Nacht!“

Nun wußt ich soviel, wie vorher. Aber mit den Ueberraschungen war's noch nicht vorbei für den Abend.

Es war in der That höchste Zeit und die Gesellschaft schier vollzählig, da ich im Haus des Obersten eintraf.

Die Zofe, die mir den Mantel abnahm, blickte mich etwas mißtrauisch an. Der Wirth und die Hausfrau begrüßten mich auf der Schwelle. Mir schien's, der Oberst machte ein finsteres Gesicht heute. Wie ich mich aber von der tiefen Verbeugung, die ich der Dame gemacht, erhebe, seh' ich sie die Farbe wechseln, die Hand, die sie mir darreicht, zittert, ihr Auge ruht auf meiner Brust. Und nun erschreck' ich fast selbst, denn von dem weißen Gewand, das sie mit Vorliebe trug, hob sich gerade an der Stelle des Herzens ein blutrother Nelkenstrauß ab. Es waren dieselben Blumen, wie ich eine im Knopfloch trug, brennende Liebe. Glücklicherweise erlöste mich ein noch später kommender Gast aus der peinlichen Situation, in welche mich die Entdeckung versetzt hatte. Ich mischte mich in's Gewühl, aber ich konnte nicht aufhören, die Dame heimlich zu beobachten.

Sie war keine Schönheit, unsere Commandeuse, aber eine überaus zarte, geschmeidige, duftige Erscheinung; hellblond mit Augen, die jetzt fast apathisch blickten, plötzlich aber, wie von innen heraus beleuchtet, in feuchtem blaugrünem Glanz schimmerten, Nixenaugen in einem bleichen feingeschnittenen Gesicht. Der schmächtige, auf den ersten Blick schier gebrechliche Körper verrieth eine Muskulatur vom feinsten Stahl, wenn man ihn im Tanz oder zu Pferd sah. Ich beobachtete das Alles eigentlich erst heute. Sie machte die Honneurs des Hauses mit jener vornehmen Nachlässigkeit, die ihr sogar schon den Vorwurf des Hochmuthes zugezogen hatte, und doch schien mir's, als ob sie sich dabei Gewalt anthue. Ich sah, wie sie manchmal plötzlich ihres Amtes vergaß und geistesabwesend, träumerisch in anderen Regionen zu weilen schien. Auch sah ich in solchen Momenten die Augen ihres Gatten seelenlos, stier, unheimlich, drohend auf ihr ruhen, sah, wie sie sich unter diesem Blick zusammenraffte. Mir selbst war die Ehre einer Française mit ihr zu Theil geworden.

„Woher haben Sie die Nelke?“ fragte sie, kaum daß wir zum Tanz angetreten waren. „Es sieht genau aus, als ob sie von meinem Strauß geraubt wäre.“

„Mein Freund Schmettau hat mich damit decorirt, gnädige Frau,“

erwiderte ich, „er fand, daß der Staat zu wenig für meine Verdienste gethan."

„Schmettau? Ist das Ihr Freund?"

„Ein alter Freund, meine Gnädige. Ich hab' ihn gewissermaßen erzogen, ohne alle Verantwortung natürlich."

Sie sah mich einen Augenblick bös an, dann, wie uns die Schlingungen des Tanzes trennten und zusammenführten, fuhr sie fort:

„Er ist nicht hier, Herr von Schmettau, und Sie waren jetzt eben bei ihm in seiner Wohnung oder sind Sie ihm auf der Straße begegnet?"

„Jetzt eben war ich bei ihm, er ist mit schuldig, wenn ich mich hier verspätet habe."

„So — er ist wohl viel zu Hause, sehr arbeitsam —"

Hier trennte uns der Tact der Musik und da er uns wieder vereinigte und ich eine, für Schmettau schier zu schmeichelhafte Antwort studirt hatte, fand ich bei meiner Tänzerin kein Interesse mehr für das Thema. Wir beendeten die Tour schweigend. Als ich mich mit einer Verbeugung verabschiedet hatte, trat der Oberst auf seine Gattin zu. Er hatte seinen unheimlichen Blick, ich sah noch, wie sie zusammenzuckte, dann entfernten sich beide aus dem Gewühl, sie stumm, resignirt, er in flüsterndem Gespräch zu ihr herabgebeugt. Solches Gebahren, das einer heimlichen Scene nicht unähnlich sah, mochte auch schon Anderen aufgefallen sein und jenes schon erwähnte Gerücht genährt haben. Nun, ich tanzte mein Pensum ab und ging mit den Ersten. Ich konnt' lang nicht einschlafen; ohne daß ich was Bestimmtes wußte, war mir's doch, als ob sich eine Wolke über dem Haupt meines Freundes zusammenzöge.

Der nächste Tag schon zerstreute jedoch meine Besorgnisse. Schmettau erschien des Abends bei Sanitätsraths heiter und unbefangen. Dort war sein Ansehen keinen Schwankungen unterworfen, im Gegentheil, man gewann ihn dort von Woche zu Woche lieber. Nur Fräulein Frida verhielt sich noch immer etwas scheu zu ihm. Es war eine Scheu, die mir mit der Zeit verdächtig vorkam, sah ich doch ihre großen, dunkeln, langbewimperten Augen, wenn er's nicht sah und Niemand es sehen sollte, mit einer Art schwärmerischer Andacht auf ihm ruhen, sah ich doch, wie ihr, wenn er zufällig einmal das Wort an sie richtete, gleich das Blut in die Wangen stieg.

Oder täuscht' ich mich? — Sie war immer ein ernstes, schüchternes Geschöpf gewesen und Schmettau unterhielt sich lieber mit der lustigen Emmy. Daß er aber auch eine etwa aufkeimende tiefere Neigung im Herzen der einen oder anderen Tochter seines väterlichen Freundes und Wohlthäters nicht in seiner alten Manier ausbeuten würde, dessen glaubt' ich mich sicher.

Und noch etwas beruhigte mich in dieser wie in anderer Hinsicht.

Mit den Damen im Kronprinzen war Schmettau zwar jeder Zeit auf bestem Fuß gestanden, er hatte ihnen abwechselnd die Cour gemacht, wie

wir Alle, und es war ihm ein vertraulicher Scherz eher gestattet, als einem Anderen. Ernsthaft nahm man seine Scherze dort nie.

Aber in neuerer Zeit schien sich das Verhältniß doch geändert zu haben. Ich bemerkte, daß er sich mehr wie früher mit Rosalien abgab, stundenlang bei ihr am Buffet stand, sich dort nicht mehr in der früheren, allgemein verständlichen Weise, sondern im Flüsterton unterhielt, auch sonst im Verkehr mit ihr die üblichen Narrenspossen unterließ und einen gewissen feierlichen Ton anschlug. Er liebte es schon seit längerer Zeit nicht, wenn im Freundeskreis scherzend auf die Vergangenheit und seine leichtsinnigen Streiche angespielt wurde. Wenn dies aber nun, wie ja nicht zu vermeiden, hin und wieder doch geschah, so fiel mir auf, daß auch die sonst mitscherzende Rosalie bös wurde und mit gekränkter Miene das Gemach verließ.

Solche Symptome waren um so bedenklicher, als Rosaliens langjähriger officieller Verehrer, ein Rittmeister von den Dragonern, eben um diese Zeit seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse wegen in eine entfernte Garnison versetzt worden und die Stelle, soweit wir's beurtheilen konnten, vacant war. Sollte sich Schmettau um diese Stelle bewerben, sollte Rosalie, die den lockeren Fant doch so gut kannte, seine Bewerbung angenommen haben? — Wir schwankten Alle lang darüber, bis uns eines Tages Gewißheit wurde, da Rosalie, wie sie in solchem Fall als praktisches Mädchen stets zu thun pflegte, die Monatsgage meines Freundes in einer, zu diesem Zweck neubeschafften Sparbüchse verschloß und ihm von nun an in mehr oder weniger regelmäßigen Raten die zur Bestreitung seines Lebensunterhalts nothwendigen Summen baar auszahlte.

Nun war weder für mich, noch für Andere ein Zweifel mehr. Die schlechten Witze hörten von selber auf, das Verhältniß war stillschweigend anerkannt. Am wenigsten fiel mir's ein, ein Wort darüber zu verlieren. An seine Urfehde hatt' ich von Anfang an nicht recht geglaubt, eine kleine Zerstreuung mußte er ja wohl haben; nun dann lieber die, als eine andere. Daß das Verhältniß keine allzu ernste Wendung nahm, dafür bürgte mir Schmettaus, und daß keine Dummheiten dabei passirten, Rosaliens Charakter. Die Vermögensverwaltung konnte für meinen Freund nur wohlthätige Folgen haben und ich wünschte ihm im Stillen mehr Glück, als sein Vorgänger gehabt.

Kurzum ich war wieder ganz beruhigt. Die rothe Tasche, die einst eine so hervorragende Rolle in Schmettaus Leben gespielt, daß ich sie darum haßte und fürchtete, die lag auf dem Grund eines verschlossenen Kastens, zu dem die Rosalie den Schlüssel bei sich trug. Nun wußt' ich sie sicher dort.

Aber mit dem Commandeur ward die Sache immer schlimmer. Das Zwischenstadium war lang vorbei, nun gab's keine Schwankungen mehr. Der haßte ihn förmlich, das ward Allen klar. Er ließ ihn's in und außer

Dienst fühlen. Der sonst so gerechte Mann zeigte sich Schmettau gegenüber parteiisch, nichts war ihm recht. Und Schmettau war, wie schon gesagt, ein tüchtiger Offizier. Das mußte ihn verbittern. Ich sah's ihm oft an, wie ihm die Lippen zuckten zu einer Entgegnung, wenn der Commandeur seine böse Laune vor Dritten über ihn ausgoß, und wie er sich mühsam zusammennahm, damit es nicht zu dem Ausbruch käme, den jener förmlich zu provociren schien. Solche Behandlung verleidete ihm den Dienst vollends und er ließ sich nun manche Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen, die des Obersten hartes Urtheil leider rechtfertigte. O er haßte ihn wieder, Schmettau war kein Lamm, er war ein Mensch, der schwer vergaß und sich für erlittenes Unrecht zu rächen wußte. Mir war immer bang, wenn ich die beiden beisammen sah, denn wenn's, wie bei Schmettaus Temperament jeden Augenblick zu fürchten, zum offenen Kampf kam, dann mußt' es der Lieutenant verlieren. Das ist von jeher so gewesen.

Aber Schmettau nahm sich, wie gesagt, zusammen, nur seine Stimmung litt begreiflicherweise darunter. Sie wurde wieder unstät, wie früher, heut so, morgen anders.

Ich bemerkt' es zuerst in unserem Musikkranz und ich sah, daß es Fräulein Frida auch bemerkte. Ihre Augen hingen oft mit zärtlicher Besorgniß an dem Lieutenant und das zumeist, wenn er seiner tollen Laune die Zügel schießen ließ, daß die Anderen nicht aus dem Lachen herauskamen. Denen fiel das Gewaltsame seiner Lustigkeit nicht auf, aber Liebe und Freundschaft, die merkten's gleich.

Sie wußte auch, daß ich's merkte, es war wie ein stilles Geheimniß zwischen uns beiden, ich fühlte mich insgeheim verbündet mit ihr. Ein schönes Mädchen, die Frida! Hochgewachsen, bleich mit dicken braunen Haarflechten und großen schwermüthigen Augen, ein Räthsel —"

Die letzten Worte hatte der Erzähler mit gedämpfter Stimme, mehr nur für sich gesprochen. Nun schwieg er ganz.

Eine mächtige Rauchwolke wirbelte aus seinem Munde zur Decke empor, verschlungene Ringe bildend. Er sah ihr wehmüthig nach und strich sich mit der flachen Hand über den Bart, wie das seine Gewohnheit war.

Aber Niemand unterbrach sein Schweigen, die Ringe zerflossen in nichts, er blickte fast erschrocken in lauter aufmerksame Gesichter und nahm mit einer ungewohnten Hast die unterbrochene Erzählung wieder auf:

„Es ward schlimmer. Dem Schmettau gefiel's nicht mehr bei uns, er war des Stilllebens satt, er sehnte sich nach Sturm. Seine Ausgelassenheit war nur eine Maske, bald genug warf er auch die weg, ward mürrisch, schweigsam, zerstreut, wie's ihm paßte, sagte den Kranz das eine und andere Mal ab und blieb schließlich ganz weg.

Da stellt ich ihn denn zur Rede, denn das ging mich an, der ich ihn

dort eingeführt. Mit launischer Unhöflichkeit durfte er den guten Menschen ihre Freundschaft nicht lohnen.

Er sah's ein. Nun ja, man war nicht immer gleich aufgelegt, er besonders, auch litt er an nervösem Kopfschmerz, der sich gegen Frühjahr immer bei ihm einstellte, hatte viel zu thun und was der leeren Ausreden mehr sind.

Ich ließ das nicht gelten, äußerte unumwunden meinen Verdacht, daß da wieder etwas Anderes mit im Spiel sei, und gemahnte ihn seiner guten Vorsätze.

„Unsinn!" schrie er, schier bös werdend. „Schwatz' doch dergleichen nicht vor den Leuten. Du bringst mich um meinen sauer verdienten guten Ruf."

„Das wirst Du wohl selbst besser besorgen," gab ich ihm zurück und wenig fehlte, daß wir ernstlich in Streit gerathen wären.

Na schließlich versprach er mir denn alles Mögliche und hielt nichts. Heißt das, er kam am nächsten Abend wieder in den Kranz, entschuldigte sich, wie er's bei mir gethan, und spielte den geistreichen Witzbold. Aber mit Ausnahme von Fräulein Emmy, die ihm nach Kräften dabei secundirte, überzeugte er Niemand. Auch war's das letzte Mal, daß er in diesem Kreis erschien.

Die wenigen Abende, an denen die Gesellschaft noch beisammen war — denn mit dem Frühling hörte die Sache von selber auf — verliefen ohne seine Assistenz, ziemlich trübselig, wie ich zugeben muß. Fräulein Emmy selbst war nicht mehr so lustig wie sonst und in Fridas dunklen Augen schwamm's oft feucht, wie von Thränen.

O wie wüthend war ich damals auf den Undankbaren, auf Emmy und die Anderen, die ihn so über Gebühr verwöhnt, auf die Frida, die gar ihr Herz an ihn gehängt hatte, und nicht am wenigsten auf mich selbst, der ich doch schließlich an Allem schuldig war.

Ich ließ den Schmettau, ohne ihm ferner zuzureden, nicht aus den Augen; die bedenklichen Anzeichen mehrten sich und doch wurd' ich nicht klug darüber, woher der sturmkündende Wind eigentlich wehte.

Er hatte ein Mißtrauen gegen mich gefaßt und mied mich, wie er nur konnte.

Mit der Rosalie stand Alles beim Alten, sie verwaltete sein Geld, er machte ihr schöne Redensarten und kleine Geschenke. Selbst sein selteneres Kommen schien sie nicht mehr zu verdrießen, obwohl das im Anfang zu mancher Auseinandersetzung geführt haben mochte.

Die Rosalie war nicht die Person, ihre Gefühle zu verbergen. Die ganze Gesellschaft, ja das ganze Haus wußte es, wenn Regen oder Sonnenschein bei ihr war, und wer das Wetter machte, war auch kein Geheimniß.

Aber, wie gesagt, es war mehr Sonnenschein als Regen.

Sie schien ihm zu trauen. Vielleicht als praktische Wirthschafterin beurtheilte sie sein Verhalten nach seinen Ausgaben, die sie ja controlirte. Da stimmte Alles auf's Beste, ja es blieb sogar meist noch ein Ueberschuß am Ende des Monats, was früher nie dagewesen war. Nun und dann hatte sie ja die rothe Tasche unter sicherem Verschluß. Das war auch mein letzter Trost.

Immer näher rückte der Frühling und der Winter wehrte sich wie ein Verzweifelter, obwohl er fühlen mochte, daß seine Stellung nicht mehr lang zu halten war, oder eben deshalb.

Nichts Abscheulicheres, als so ein Rückzugsgefecht.

Das blies und stürmte, regnete, schneite, blitzte und donnerte durcheinander und dazwischen flog wieder ein Hauch von Mailuft, wie Siegesahnung. Ueberschwemmungen im Thal, Lawinenstürze im Gebirg, Stürme und Schiffbrüche auf der See, vulkanische Ausbrüche, schlagende Wetter und Erdbeben. Innen und außen, oben und unten schien Alles aus Rand und Band. Wenn man das miterlebte oder auch nur aus den Zeitungen las und sah, was die alte und doch so spröde Jungfer Erde, das holde Kampfobject, für ein Gesicht machte, da konnte man wohl mit Shakespeares Richard fragen: „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?"

Ja, es war ein ominöser Frühlingsanfang.

Seit jenem Ball, von dem ich vorhin sprach, hatte sich die Commandeuse nicht mehr öffentlich gezeigt. Es hieß, sie sei leidend. Manche legten ihr's als Laune und Hochmuth aus, Andere schoben die Schuld auf die Eifersucht ihres Gemahls, von der jetzt mehr denn je die Rede war.

Lächerlich! Auf wen hätte unser Oberst eifersüchtig sein sollen? —

Was an dem Geschwätz war, das stellte sich nun heraus, da die hohe Frau ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, die das Klima bei uns nicht vertrug, einen längeren Aufenthalt im Süden zu nehmen gezwungen war. Der Commandeur gab ihr das Geleit bis zur ersten Nachtstation, von wo am anderen Morgen für weitere Reisebegleitung gesorgt war. Er selbst mußte zurück in die Garnison, denn die Compagniebesichtigungen standen vor der Thür — auch so ein Frühlingszauber.

Wir hatten uns natürlich in corpore am Bahnhof eingefunden, der älteste Major überreichte Namens des Offiziercorps ein riesiges Bouquet mit Schleifen in den Regimentsfarben.

Sie war wirklich angegriffen. Wir hatten sie Alle lang nicht gesehen und nun im Dämmerlicht des reservirten Wartesalons fiel mir's besonders auf. Viel Farbe hatte sie ja nie gehabt. Aber so bleich, so leidend, so zart und gebrechlich, wie sie in dem hellen Reisekleid aussah — — Nur die blaugrünen, dunkelumränderten Augen schienen noch größer, als gewöhnlich, Nixenaugen von wahrhaft transparentem Glanz, und ich überzeugte mich heut erst, daß sie ein berückendes Weib war. Auch der Mund mit den brennendrothen Lippen trug zu dieser Erkenntniß bei, obwohl das Lächeln,

zu dem sie ihn zwang, etwas Wehmüthiges hatte. Wieder hatte sie einen Busch bluthrother Nelken vor die Brust geheftet. Als der Zug angekündigt war, verabschiedeten wir uns, die Einen mit einer Verbeugung, die Anderen mit einem Händedruck, Einige auch mit einem Kuß auf die kleine, weiße Hand, je nach dem Verhältniß, in dem sie zu der Familie gestanden, oder auch nach eigenem Höflichkeitsbedürfniß.

Ich sah während dieses Ceremoniels zufällig auf den Obersten, der vornehm, gleichgültig bei Seite stand und auch im eleganten Civilanzug, dem langen Kaisermantel mit übergehängter Reisetasche, den strammen Militär nicht verleugnete.

Plötzlich schien ein Fieberschauer die hohe Gestalt zu durchzucken, die eine Hand fuhr nach der Schnurrbartspitze, welche sie krampfhaft zu drehen begann, das Gesicht wurde erdfahl, die Augen, aus denen jeder seelische Ausdruck gewichen schien, hefteten sich mit unheimlich drohender Starrheit auf eine Stelle. Unwillkürlich folgten die meinigen ihrer Richtung.

Schmettau war eben an der Reihe des Abschiednehmens, er hielt die Hand der Dame in der seinigen, einen Augenblick zögernd, ob er die Lippen darauf drücken durfte, wie sein Vorgänger, als der Zug pfiff, der Commandeur auf seine Gattin zuschritt, ihren Arm nahm und sie zum Perron führte. Schmettau taumelte zurück und verfärbte sich. Hatte er freiwillig auf den Handkuß verzichtet oder war er ihm abgeschnitten worden? Bei der Schnelligkeit, mit der sich Alles abspielte, war's schwer zu entscheiden. Kaum weiß ich, ob's außer mir Jemand so bemerkt hatte. Gleich darauf fuhr der Zug an, die Herrschaften stiegen ein und wir gingen wieder unserm Dienst nach. Aber es war ein böses, ein rachsüchtiges Lächeln gewesen, mit dem Schmettau dem abfahrenden Zug nachblickte.

Die Geschichte passirte an einem Freitag, ich weiß es wie heute. Wir hatten noch über den Muth der Reisenden gescherzt, die der üblen Vorbedeutung dieses Tages zu trotzen wagten. Ich war voll trüber Ahnungen.

Samstag Abend schon kehrte der Commandeur zurück und Samstag Mittag fehlte Schmettau bei Tisch im Kronprinzen.

Schon in der vorhergegangenen Frühmesse war uns Allen das wortkarge Wesen der Rosalie aufgefallen; sie hatte sich auch nicht, wie das bei guter Laune geschah, an dem hier üblichen Würfelspiel betheiligt. Die übrige Familie zeigte sich gar nicht und die Verbindungsthür zum Wohngemach blieb hermetisch verschlossen, was stets für ein böses Zeichen galt. Nicht für ihren zärtlichsten Anbeter war das Gretchen sichbar. Die Kellner schlichen scheu und ängstlich umher und drückten sich so schnell sie konnten. Selbst die Vierfüßler waren verschnupft und machten mißmuthige Gesichter.

Nur einen Augenblick erschien die Rosalie im Speisesaal.

„Wo bleibt denn Schmettau heut?" scholl es ihr von allen Seiten entgegen.

Sie überhörte die Frage erst und erwiderte dann in einem Ton, der viel zu barsch war, um gleichmüthig zu klingen:

„Was weiß ich, wo der sich herumtreibt!"

„Und die Tasche? Ist denn die rothe Tasche noch an ihrem Platz?" frugen mehrere Stimmen zugleich.

„Nein." Damit verließ Rosalie das Gemach und warf die Thüre mit Wucht hinter sich in's Schloß.

„Donnerwetter! Das kündet Sturm!" scherzten und lachten die Anderen, mir war's nicht mehr darum, ich sprang auf und ging ihr nach.

Drüben fand ich sie schon wieder am Bureau sitzend und Rechnungen ausziehend.

„Fräulein Rosalie," sagt' ich. „Wissen Sie wirklich nicht, wo Herr von Schmettau ist?"

„Nein, wie soll ich das wissen?" antwortete sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Hat er wirklich die rothe Tasche?" frug ich weiter.

„Ja."

„Und Sie selbst haben sie ihm gegeben?"

„Die Fanny hat sie ihm gegeben, da ich fort war," erwiderte sie zornig, machte einen dicken Federstrich unter den letzten Posten, klappte das Buch zu und ließ mich stehen.

Nun, ich wußte vorerst genug, auch warum die Thür drüben geschlossen blieb und das Gretchen sich nicht sehen ließ, wußt' ich jetzt. Sie mochte ihre Gutmüthigkeit theuer bezahlt haben, denn so böse hatt' ich die Rosalie nie gesehen.

Nach Tisch begab ich mich in Schmettaus Wohnung, stark war meine Hoffnung nicht, ihn dort zu treffen, und die Aussagen seines Dieners bestätigten meinen Verdacht.

Er war kurz vor Mittag mit dem Courirzug abgereist; wohin, unbekannt. Eine Depesche seines Bruders hatte ihn gerufen. Würde er heute noch zurückkehren oder wann? Er hatte nichts hinterlassen.

Der Bursche war offenbar mißtrauisch und instruirt darüber, was er auf solche Fragen zu antworten habe.

Also Schmettau war fort. Urlaub hatte er keinen, das wußt' ich. Aber der nächste Tag war ein Sonntag und am Montag bezog seine Compagnie den Garnisonsdienst; da war er auch frei, wenn nichts Besonderes befohlen wurde. Er war der Mann, das stillschweigend vorauszusetzen und die beiden Tage fortzubleiben.

So that er auch, wie er früher oft gethan. Es war ein leichtsinniger Streich, der ihm hundert Mal so hingegangen. Warum nicht diesmal auch? Warum war ich gerade diesmal so ängstlich? —

Richtig, am Montag bestellt der Commandeur die Offiziere in bequemem

Anzug auf's Regimentsbureau, seine Directiven für die Besichtigung mit ihnen zu besprechen.

Schmettau erscheint nicht. Wo ist er? Niemand weiß. Man schickt nach ihm, vergebens. Sein Diener wird gerufen. Der stammelt etwas von einer Depesche, die heut früh erst eingetroffen sein soll, und macht aus dem Bruder zur Abwechslung eine kranke Tante.

Der Commandeur weiß genug, er macht ein sehr ernstes Gesicht, fast so ernst wie neulich im Wartesalon, dann fährt er in seinen Directiven fort.

Montag Nacht kehrt Schmettau zurück, Dienstag früh ist er beim Rapport. Zwei Tage Stubenarrest sind das Ergebniß einer längeren Besprechung, von der Niemand Näheres vernommen.

Uebrigens schon am nächsten Morgen schenkt ihm der Commandeur die Hälfte der Strafe.

Ich eile zu ihm, sobald mir das zu Ohren kommt, finde ihn wüthend über die Gnade, die er nicht begehrt hat, dabei bleich und verstört, wie ich ihn lang nicht gesehen. Na und so kommt er auch des Abends in den Kronprinzen.

Den Abend will ich mein Lebtag nicht vergessen. Wir saßen schon Alle beisammen, da er spät eintrat und die Rosalie, die am Bureau saß, mit einem frostigen „Guten Abend, Fräulein," begrüßte. Da kein Gegengruß erfolgte, sondern die Feder nur heftiger kratzend über's Papier hinflog, zauderte er einen Augenblick und wiederholte seinen Gruß. Auch jetzt sah die Rosalie nicht von ihrem Geschäft auf und blieb stumm. Achselzuckend und mit einem bösen Lächeln, das wir Alle kannten, schritt er vorbei, etwas über die Pflichten der Höflichkeit in den Bart murmelnd.

Er bot uns einen guten Abend, den wir ihm zurückgaben, ohne daß Einer auf seine Reiseabenteuer anzuspielen gewagt hätte. Dann griff er nach einem Stuhl, darauf Schips, mit einer himmelblauen Schleife im Schopf, kurz zuvor Platz genommen hatte.

„Fort von hier, Bestie!" rief Schmettau gereizt. Das Hündchen sah ihn erstaunt an und gähnte.

„Fort! sag ich." Nun ging das Gähnen in ein leises Knurren über, womit das Thier andeuten wollte, daß ihm die Sache, die es erst verwundert, dann gelangweilt hatte, nunmehr lästig zu werden beginne. Aber im nächsten Augenblick schon ward aus dem Knurren ein Wehgeheul.

Schmettau hatte die Andeutung nicht verstanden. „Wart', Du Köter, ich will Dich Anstand lehren, wenn's Andere nicht thun," schrie er, faßte den blonden Knirps im Genick und schleuderte ihn unsanft zu Boden, wo er mit hochaufgezogenem Bein ein Miserere anstimmte, davon einem die Ohren gellten.

Mit einem Ruf der Mißbilligung sprang Gretchens jüngster Verehrer, der schon längst den Gekränkten gespielt hatte, von seinem Stuhl auf, nahm das keifende Thier unter zärtlichen Koseworten in seine Arme und trug

es in's Nebenzimmer, auf dessen Schwelle beim ersten Schmerzenslaut ihres Lieblings Mutter und Tochter händeringend erschienen waren.

Aber auch die Rosalie hielt nicht länger an sich. Todbleich war auch sie und ihre Augen schossen Blitze, als sie vor Schmettau hintrat, der inzwischen mit erzwungener Ruhe die Speisekarte genustert hatte und dem Kellner sein Mißfallen über den Mangel an Abwechselung darin aussprach.

„Herr Lieutenant," begann Rosalie, es war mehr gekreischt als gesprochen. „Wenn Sie Ihre üble Laune an unschuldigen Thieren auslassen wollen, so wählen Sie sich andere Objecte und ein anderes Local dazu aus, als die unsrigen."

„Ich bin hier im Wirthshaus, nicht in der Menagerie oder im Thierschutzverein. Ziehen Sie Ihre Köter besser oder sperren Sie dieselben in den Stall, wo sie hingehören. Hier belästigen sie die Gäste," gab ihr Schmettau gelassen zurück und zum Kellner sagte er: „Bringen Sie mir in Gottes Namen die unvermeidliche Cotelette, es giebt ja doch sonst nicht viel, und ein Glas Wein von der Sorte, die am wenigsten sauer schmeckt."

„Wenn Ihnen unsere Speisen nicht schmackhaft genug und unsere Weine zu sauer sind, so steht es Ihnen frei, beides an einem anderen Ort zu genießen," fiel ihm Rosalie, immer gereizter werdend, in's Wort.

„Das weiß ich," erwiderte er mit höhnischem Gleichmuth, „aber es ist nun einmal eine schlechte Gewohnheit von mir, meine Abende, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun weiß, hier zu verbringen."

„Niemand wird Sie vermissen, wenn Sie dieser schlechten Gewohnheit entsagen wollen."

„Darüber steht Ihnen kein Urtheil zu; ich komme der Gesellschaft und nicht der Wirthschaft wegen, die allein ich in Ihnen vertreten sehe."

Das war zu viel, das hatte ihr noch Keiner zu sagen gewagt. Zorn, verletzte Eitelkeit, Eifersucht raubten Rosalien den letzten Rest von Fassung und machten eine Furie aus ihr.

„So bitte ich auch meine Tasche zurück," schrie sie, „die Sie ohne mein Wissen mit fortgenommen haben. Die gehört nicht zur Wirthschaft, sie ist mein Privateigenthum."

„Sie sollen sie haben gleich morgen früh, heute werden Sie ja wohl nicht mehr verreisen. Uebrigens war's Ihre Schwester, die sie mir gab."

„Meine Schwester hat kein Recht, über Dinge zu verfügen, die mir gehören. Die Tasche ist mein Eigenthum, ich gebrauche sie und es kann mir nicht gleichgültig sein, in wessen Händen sie sonst herumgeht und fährt und welchen unsauberen Zwecken sie sonst dient. Ich will sie sofort wieder haben."

„Wie Sie wünschen," erwiderte Schmettau, dem die letzte Anspielung das Blut aus den Wangen trieb. „Rufen Sie mir die Ordonnanz, Kellner!"

Der Mann, welcher zu unserer speciellen Bedienung commandirt war,

erschien. Schmettau gab ihm den Auftrag, seinen Diener aufzusuchen, sich von diesem die Tasche übergeben zu lassen und sie der Eigenthümerin auszuliefern. Dann erhob er sich. „Meine Herren," sagte er, „ich bedaure, Sie so bald verlassen zu müssen, aber ich bin heut etwas ermüdet und nicht für den Genuß so gebildeter Damengesellschaft geschaffen. Gute Nacht." Damit nahm er Mantel und Mütze und ging.

Die Rosalie keifte ihm etwas nach, das sich auf den Bildungsgrad seiner sonstigen Damenbekanntschaften bezog, davon er aber keine Notiz mehr nahm. Dann vergrub sie sich wieder in ihr Hauptbuch. Eine halbe Stunde später brachte die Ordonnanz die rothe Tasche. Sie nahm sie dem Mann mit verächtlicher Vorsicht aus der Hand und warf sie in den Kasten.

Wir, die wir stumme Zeugen dieser widerwärtigen Scene gewesen, suchten jetzt vergebens nach anderen Gesprächsstoffen, fanden nur die allergleichgültigsten und zogen uns verstimmt früher als gewöhnlich zurück.

Schmettau mied von nun an die an's Wohngemach grenzenden Wirthschaftsräume, die Rosalie dagegen unser reservirtes Local, das Gretchen nähte hinter verschlossener Thüre, kurz das ganze patriarchalische Verhältniß war gestört und blieb's.

Anfangs hatte ich an eine Versöhnung der beiden Hitzköpfe geglaubt, obwohl ich selbst noch am gleichen Abend die Auslieferung der Kassenbestände vermittelt hatte, die stets einem Bruch gleichkam. Allein so, wie ich die Rosalie in den nächsten Tagen herumgehen sah, gab ich bald alle Hoffnung auf und behielt nur ein leises Bangen, sie möchte dem treulosen, undankbaren Verehrer noch einen schlimmen Streich spielen. Offenbar war sie bis in's Herz beleidigt; ich hatte sie bisher wohl als eine jähzornige Person gekannt, nun aber sah ich etwas wie Haß und Rachsucht aus ihren Augen leuchten. Eine gute Seite aber hatte der Vorfall auch für mich. Die rothe Tasche, dacht' ich, gegen die ich ein abergläubisches Mißtrauen hegte, wird nun wenigstens kein weiteres Unglück mehr stiften. Doch darin sollt' ich mich täuschen.

Zwei Tage später kam Schmettau sehr erregt in meine Wohnung.

„Du, Du mußt mir einen Freundschaftsdienst leisten," hub er an, „einen großen, von dem viel abhängt."

„Gern," erwiderte ich, „wenn's in meiner Macht steht."

„Du mußt mit der Rosalie reden. Die Tasche war noch nicht völlig ausgepackt, da sie mein Diener zurückgab; ich vermisse einige Gegenstände. Seit vorgestern durchsuch' ich alle Kasten und Schubladen danach, ich kann sie nicht finden, sie können nur in der Tasche zurückgeblieben sein."

„Aber Unglücklicher!" rief ich, „was für Gegenstände sind es denn? Solche die — — —"

„Kleinigkeiten," unterbrach er mich, „ein Handschuh, ein Bild, aber es liegt mir daran."

„Kleinigkeiten, an denen Deine Ehre, vielleicht Dein Leben hängt?!"

Er gab keine Antwort darauf, aber er ließ den Kopf hängen und ich merkt's an seinem Händedruck, an dem flehenden Ton seiner Stimme, daß ich mich nicht getäuscht. Es mußte eine ernste Sache sein, die selbst der leichtsinnige Schmettau nicht auf die leichte Achsel nehmen konnte.

„Thu' mir den Dienst," bat er, „wenn Du je mein Freund warst, aber schnell, jetzt gleich. Sprich mit der Rosalie, überrede sie, bitte sie, zwinge sie, entreiß' ihr mein Eigenthum mit Gewalt."

„Ja," sagt' ich, „wär's denn nicht besser, Du gingest selbst hin und erprobtest Deine oft bewährte Beredtsamkeit an ihrem spröden Herzen? Eine kleine Satisfaction bist Du ihr so wie so schuldig."

„Ich kann nicht," protestirte er mit einem Ton und einer Miene, die mir zeigten, daß er sie nie ernstlich gern gehabt, „ich kann sie nicht sehen, geschweige denn mit ihr sprechen, auch bin ich jetzt viel zu erregt. Ich bitte Dich, geh' Du."

„Nun denn," schloß ich, „ich will mein Möglichstes thun."

Er drückte mir die Hand, daß die Knochen knackten, und ich lief sogleich in den Kronprinzen.

Es war noch früh am Tag und ich mußte Fräulein Rosalie, die stets spät zu Bett kam, von der Toilette rufen lassen. Darüber verstimmt erschien sie in einem Aufzug, der ihrer Schönheit nicht eben zum Vortheil gereichte.

„Sehen Sie selbst nach," rief sie, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, und warf die leere Tasche auf den Tisch. Ich durchsuchte sie bis in die geheimsten Falten, nichts war darin, als wieder etwas Liebesheu, aber ein Parfüm drang mir in die Nase, das mir seltsam bekannt vorkam. Ein ganz ungewöhnlicher Geruch, Heliotrop mit irgend einer Mischung. Wo mocht' ich nur dergleichen in den letzten Tagen gerochen haben? Am Bahnhof? — Ja da war's, als wir die Commandeuse verabschiedeten, und wieder fiel mir der starre Blick unseres Obersten ein. Unsinn! —

Rosalie sah meinen vergeblichen Bemühungen mit höhnischem Blick zu.

„Und Sie wissen wirklich nicht, daß etwas in der Tasche zurückgeblieben wäre? Könnte es nicht einer der Dienstboten an sich genommen haben?" fragte ich sie.

„Fragen Sie die Dienstboten, ich pflege mich nicht mit fremdem Eigenthum zu bereichern. Uebrigens ist die Tasche unberührt, so wie sie zurückkam, wie ich selbst sie der Ordonnanz aus der Hand genommen."

„Es liegt Herrn von Schmettau sehr, sehr viel daran," bemerkte ich noch, indem ich sie fest ansah und meinem Blick einen richterlichen Ausdruck zu geben suchte.

Sie hielt ihm triumphirend Stand und ich sah wohl ein, daß ich nichts bei ihr ausrichten würde, selbst wenn sie sich schuldig fühlte.

„Wenn Herr von Schmettau," erwiderte sie spitz, „Geheimnisse hat,

an deren Bewahrung ihm so sehr viel liegt, so sollt' er sie, mein' ich, nicht in fremde Taschen stecken. Und nun ist mein Verhör ja wohl zu Ende. Guten Morgen, Herr Lieutenant." Damit entschwebte sie stolz nach den inneren Räumen.

Ich frug noch die Kellner und Dienstboten aus, Alles vergebens. Nochmals durchsucht' ich die verfluchte Tasche, umsonst. Wenn die Rosalie im Besitz der verrätherischen Gegenstände war, so war Schmettau verloren, die feste Ueberzeugung nahm ich mit und machte ihm auch kein Geheimniß daraus. Er begann eine neue Haussuchung.

Wir hatten an dem Abend gerade das letzte Musikkränzchen bei Sanitätsraths. Fast Alle hatten auf Schmettaus Besuch gehofft und da ich allein kam, grüßten mich einigermaßen enttäuschte Gesichter. Das meinige selbst hatte die Sorge um des Freundes Geschick nicht freudiger gemacht. Unwillkürlich machte sich Jeder seine eigenen Gedanken, die er für sich behielt. Große Komödianten waren wir Alle nicht und so schwebte ein zerstreuter, unbehaglicher Zug über der Unterhaltung. Auch die Instrumente wollten nicht recht zusammenstimmen, jeden Augenblick vergriff sich eines der Mitwirkenden und der letzte Abend schloß mit einer allgemeinen Disharmonie.

Wie ich am anderen Morgen in die Kaserne komme, hör' ich von den Kameraden: Der Schmettau ist zum Oberst bernsen worden.

„Da haben wir's!" rief ich unwillkürlich, denn daß ein Unglück in der Luft schwebte, fühlte ich bestimmt. Die ganze Nacht hatt' ich von nichts Anderem geträumt.

„Auf's Regimentsbureau?" fragte ich.

„Nein, in die Wohnung," hieß es.

„Nun," zwang ich mich möglichst gleichgültig hinzuwerfen, „dann wird's ja wohl nicht gefährlich sein." Allein die Anderen glaubten mir das so wenig, wie ich selbst.

Ueber eine Stunde hatte Schmettau beim Obersten verbracht, dann hatte er sich nach Haus begeben. Er kam nicht zu Tisch, sondern ließ sich das Essen durch seinen Diener holen.

Gleich nach der Mahlzeit eilt' ich zu ihm. Ich fand ihn am Schreibtisch sitzen, der Ofen qualmte von verbrannten Papieren.

„Wieder einmal Stubenarrest?" fragt' ich auf der Schwelle.

„Nein, komm nur. Wie könnt' ich Dich sonst empfangen?"

„Aber warum warst Du nicht bei Tisch?"

„Ich habe eine Menge Correspondenzen zu besorgen, ein Geschäft, das ich in letzter Zeit sträflich vernachlässigt habe. Nun soll's in einem Zug erledigt werden."

„Und was hast Du mit dem Obersten gehabt?"

„Nichts, eine Privatangelegenheit. Sei unbesorgt, es ist Alles in bester Ordnung, auch die vermißten Gegenstände haben sich gefunden.

Wir haben der Rosalie Unrecht gethan. Willst Du eine Tasse Kaffee mit mir trinken?"

„Wenn ich Dich nicht störe."

„Nicht im Geringsten. Was fällt Dir ein, lieber Freund?" Er zündete sofort die Spiritusflamme an und goß, als das Getränk bereitet war, die Tassen voll. Wir rauchten eine Cigarre und unterhielten uns über alles Mögliche. Auch nach Sanitätsraths erkundigte er sich, bedauerte sein gestriges Wegbleiben und trug mir Grüße und Entschuldigungen auf.

Er war etwas bleich, aber sonst wie umgewandelt, wieder ganz der alte, liebenswürdige Kamerad von einst, ehe die Weibermanie über ihn gekommen war. Der nervöse, überreizte Zug war aus seinem Wesen gewichen; was uns in der letzten Zeit gegenseitig entfremdet hatte, schien ausgeglichen, vergessen. Der Ton seiner Stimme klang ungemein herzlich, er schien beruhigt und ich wurd's auch.

Es schlug drei Uhr, ich mußte in den Dienst.

„Hast Du denn keinen Dienst heute Nachmittag?" frug ich ihn, den Degen anschnallend.

„Ich hab' mir Urlaub genommen für heute eben wegen der Geschäfte," erwiderte er.

„Und sieht man Dich den Abend?"

„Schwerlich. Leb wohl, lieber Freund." Und er drückte mir die Hand so fest, wie neulich.

So wird sich's wohl bei der geheimen Unterredung um ein Schuldenarrangement gehandelt haben, dacht' ich mir, während ich zur Compagnie ging, und das scheint sich Allem nach ohne Schwierigkeit zu vollziehen. Es war mir wirklich viel leichter um's Herz, und ich schämte mich heimlich meines Schwarzsehens.

O, welch ein Thor war ich!

Am gleichen Abend ging es wie ein Laufseuer durch die Stadt: der Schmettau hat sich erschossen.

Und so war's auch, ich bewahre heut noch den Revolver, mit dem er's gethan. Fünf Kugeln stecken noch in der Trommel, die sechste ging ihm mitten durch's Herz, vor seinem Schreibtisch, just nachdem der letzte Brief versiegelt und die Correspondenz erledigt war.

Unter den Briefen, die noch dalagen, war auch einer an unsern Obersten adressirt. Darin gab er seine zerrüttete Vermögenslage als Grund seines Selbstmords an, wie uns officiell mitgetheilt wurde.

Trotzdem, daß der Grund hinreichend war, gingen doch die unheimlichsten Gerüchte in der Stadt um. Man sprach, wie immer in solchen Fällen, von einem amerikanischen Duell, brachte die Person des Obersten und die seiner Gattin in gehässigster Weise mit in's Spiel, auch die Rosalie und die rothe Tasche. Gott weiß, wie die Leute von der Geschichte erfahren hatten, aber so etwas spricht sich rasch weiter.

Was daran richtig war, weiß ich nicht. Wir mußten uns an die officielle Mittheilung unseres Vorgesetzten halten.

Nur dem Obersten verleidete das Geschwätz bald seine Stellung, er ließ sich versetzen und kurz darauf pensioniren. Auch seine Frau kehrte nicht mehr in unsere Garnison zurück, ich hab nie wieder von ihr gehört. Und jetzt ist auch über Schmettau und die Geschichte lang Gras gewachsen.

Damals wurde er allgemein betrauert, sein Loos hatte Alle versöhnt, auch im Kronprinzen beklagte man ihn aufrichtig. Aber unser gemüthlicher Verkehr dort blieb gestört. Das alte Verhältniß ließ sich nicht mehr herstellen und damals tauchte zum erstenmal der Gedanke, ein Casino zu gründen, in uns auf, der freilich erst viele Jahre später und durch die Zeitläufe begünstigt, zur Ausführung kam.

Aber noch andere Folgen hatte Schmettaus Tod. Die gehen mich freilich nur persönlich an, doch da wir einmal dran sind, will ich Euch die Geschichte auch bis zum Schluß erzählen.

Wie ich an jenem Abend zu Sanitätsraths stürze, kommt mir Fräulein Frida schon im Gang todbleich entgegen mit der Frage: „Ist's denn wahr?"

Was sollt' ich ihr sagen? Ich nickte nur stumm mit dem Kopf und faßte ihre Hand gerade noch rechtzeitig, um sie, die mit einem Schrei in Ohnmacht fällt, vor dem Sturz auf die Steinfließen zu bewahren. Die Eltern eilten herbei, wir brachten die Ohnmächtige auf ihr Zimmer, wo sie auch bald wieder zur Besinnung kam. Aber von Stund an war sie krank, schwerkrank und sie ist auch im nächsten Frühjahr in einem Kurort hoch in den Alpen droben gestorben, an der Schwindsucht, wie die Aerzte sagten. Ich glaub's nicht. Wenn Eine an gebrochenem Herzen gestorben ist, so war sie's.

Damals aber glaubt' ich, die Krankheit sei zu kuriren, es gebe ein Mittel dagegen, nämlich die treue Liebe eines braven, ehrlichen Mannes, und ich bildete mir ein, der brave, ehrliche Mann sei ich selbst und es sei nach allem Vorgefallenen geradezu meine Pflicht, das Herzeleid, das dem armen Ding indirect doch nur durch meine Schuld wiederfahren, gut zu machen und — — nun, ein paar Monate später hatt' ich auch richtig den schönsten Korb.

Es war kein verletzender Korb, ich lernte bei der Gelegenheit erst recht die ganze Seelengröße des stillen Mädchens kennen und schätzte sie darum nur um so höher. Der Familie gegenüber aber fühlt' ich mich meiner Schuld noch nicht quitt. Ein gestandener Mann war ich auch und des Junggesellenlebens aufrichtig satt. Da warb ich um die Emmy, deren munteres Naturell mir von Anfang an zugesagt hatte, und die sagte lachend: Ja.

Die Eltern gaben ihren Segen und drei Monate später war Hochzeit. Seht, so bin ich zu meiner Frau gekommen."

Der alte Hauptmann schwieg, die Pfeife war ihm wieder ausgegangen.

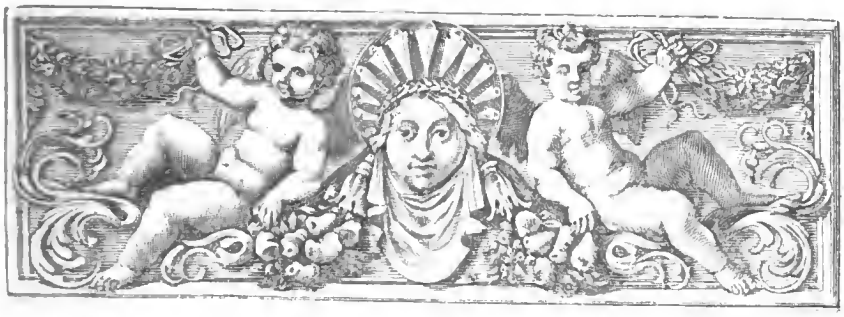
Auch die Anderen hielten sich still, nur der blasse Lieutenant schnarchte auf der Ofenbank.

Durch die Butzenscheiben aber drang ein verdächtiger Lichtschimmer, und als jetzt Einer plötzlich „Ordonnanz, Sect!“ rief, und die Ordonnanz mit verschlafenem Gesicht die Thüre aufriß, um zu melden, daß die letzte Flasche geleert sei, da sah man, daß es im Gang draußen schier heller Tag war. Ein Lärm von Trommeln und Trompeten ließ sich in der Ferne vernehmen.

„Donnerwetter!“ rief der Hauptmann Horn, zur Bestätigung seines Verdachts die Uhr ziehend, „schon Tagwache? Wahrhaftig! Na nun aber gute Nacht, meine Herren oder vielmehr guten Morgen. Diesmal hab' ich mich ordentlich verplaudert.“

Damit stand er auf und ging unbekümmert um die verschiedenen Stimmen, die einen Knickebein oder eine Tasse Kaffee vorschlugen, da der Tag nun doch einmal angebrochen sei.

Schleunigst eilte er die Treppe hinunter und seiner Wohnung zu. Aber je näher er dieser kam, desto langsamer ward sein Schritt, desto nachdenklicher seine Haltung. War er mit seinen Gedanken noch in der alten Zeit, bereute er's, zu viel aus der Schule geschwatzt zu haben oder quälte ihn die Besorgniß, ob ihn die muntere Emmy heute so lustig empfangen werde, wie damals?



Arthur Schopenhauer.

Zu seiner hundertjährigen Geburtsfeier.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Et quando ab hominibus sui temporis parum intellegebatur, posterorum se judiciis reservavit.

Großer Männer Grabstätte ist die ganze Welt.“ So sagte Perikles in seiner berühmten Leichenrede auf die im peloponnesischen Kriege Gefallenen. Und als Schopenhauer von seinen Freunden gefragt wurde, wo er bestattet sein wolle, antwortete er: „Wo ihr wollt. Die Nachwelt wird mich finden.“

Es giebt Männer, deren geistige Wirksamkeit nur nach Jahrhunderten gerechnet werden kann. Gewölk und Nebel der Tagesmeinungen und Tagesvorurtheile verhüllen das Sonnenlicht, das von ihnen ausgeht, und erst wenn jene Schleier durch die siegreiche Kraft des ruhig emporsteigenden Gestirns verscheucht sind, vermag dieses sein Licht und seine Wärme überall hin zu verbreiten.

Solche Geistesheroen, deren Wirken durch keine Grenzen in Zeit und Raum beschränkt wird, die ihre Festtage nach ablaufenden Jahrhunderten zählen, haben meist während ihrer Lebenstage Spott und Verachtung, Verunglimpfung und Lästerung im vollsten Maße erfahren und ruhig ertragen, da ihnen ein hehres Ideal vorschwebte, dem sie alle ihre Kräfte freudig widmeten, und in dessen Dienste kein Opfer ihnen zu schwer wurde — die Wahrheit. Der heisere Schrei „Crucifige!“ den die blöde, verständnißlose Menge, will sagen Majorität, ihnen entgegen rief, schreckte sie so wenig, als sie der voltus instantis tyranni eingeschüchtert hätte. Waren

sie doch selber durchdrungen von der Wahrheit, die Krischna dem Arjuna enthüllt in jenem Juwel der indischen Literatur, die in englischer Uebertragung*) lautet:

> Of many thousand mortals, one perchance,
> Striveth for Truth; and those few that strive —
> Nay and rise high — one only — here and there —
> Knoweth Me, as I am, the very Truth.

Wenige unter jenen Auserwählten sind, auf die dieser Spruch so wohl anwendbar ist, von dessen Wahrheit auch kaum Einer so tief durchdrungen war, als er, dessen hundertjährigen Geburtstag heute Deutschland und die ganze gebildete Welt zu feiern Veranlassung hätte, Arthur Schopenhauer, der Geistesverwandte der Brahmanen, der Wiederentdecker jener tiefen Wahrheiten, die schon vor fast dreitausend Jahren der Mund indischer Weisen und Seher an den Ufern der heiligen Ganga aussprach und lehrte.

Es giebt merkwürdige Zusammentreffen in der geschichtlichen Entwickelung des menschlichen Geistes. Dahin gehört auch, daß in der nämlichen Zeit, da der größte Denker des Abendlandes, Kant, das Geheimniß der menschlichen Vernunft entschleierte und der erstaunten Welt verkündigte, daß dieselbe nur auf Erscheinungen in Zeit und Raum angewiesen und beschränkt sei, daß in dieser Periode auch der Schlüssel zu der tiefsinnigen Lehre der indischen Philosophie in den Sanskritstudien dem Abendlande zugänglich wurde, und daß dadurch eine großartige Synthese sich anbahnte, die auf der vollkommenen Uebereinstimmung der Resultate der beiden von einander unabhängigen Gedankenströmungen beruhend, Ost und West in ihren tiefsten Anschauungen zu vereinigen berufen ist und eine geistige Krisis verursachen wird, deren Folgen heute noch kaum geahnt, geschweige denn vorausgesagt werden können.

Mit seinem Adlerblicke durchschaute Schopenhauer, der das erste Bindeglied dieser Vereinigung sein sollte, die unermeßliche Bedeutung derselben, obschon ihm der Geist der Upanischaden nur aus der kaum zu enträthselnden Uebersetzung des Anquetil du Perron (nach der persischen Uebertragung des Dupnek'hat) sich erschloß. In dem Vorwort zur ersten Auflage seines Hauptwerkes (Die Welt als Wille und Vorstellung), geschrieben Dresden 1818, sagte er, nachdem er die Bekanntschaft mit der Kant'schen Philosophie als die einzige Voraussetzung zum richtigen Verständnisse seines Werkes von dem Leser verlangt hatte: „Ist er (der Leser) aber gar noch der Wohlthat der Vedas theilhaft geworden, deren uns durch die Upanischaden eröffneter Zugang in meinen Augen der größte Vorzug ist, den dieses noch junge Jahrhundert vor den früheren aufzuweisen hat, indem ich vermuthe, daß der Einfluß der Sanskrit-Literatur nicht weniger tief eingreifen wird,

*) Edwin Arnold, The Song Celestial or Bhagavad-Gîtâ. Chapt. VII, p. 60.

als im 15. Jahrhundert die Wiederbelebung der griechischen: hat also, sage ich, der Leser auch schon die Weihe uralter indischer Weisheit empfangen und empfänglich aufgenommen; dann ist er auf das allerbeste bereitet, zu hören, was ich ihm vorzutragen habe. Ihn wird es dann nicht, wie manchen Anderen, fremd, ja feindlich ansprechen; da ich wenn es nicht zu stolz klänge behaupten möchte, daß jeder von den einzelnen und abgerissenen Aussprüchen, welche die Upanischaden ausmachen, sich als Folgesatz aus dem von mir mitzutheilenden Gedanken ableiten ließe." Wer die Entwickelung und den wachsenden Einfluß der Sanskritstudien im Laufe dieses Jahrhunderts einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, der wird den prophetischen Geist, dem diese Zeilen entstammen, bewundern.

Schopenhauer bildet aber auch ein Glied jener Reihe von erhabenen Geistern, die von Platon und Aristoteles herabführt bis auf ihn selbst. Einen einzigen Gedanken, sagte er in dem erwähnten Vorworte, habe er mitzutheilen. Diesen Gedanken konnte er aber nicht kürzer fassen, als indem er ein ganzes Buch schrieb. Und den nämlichen Gedanken beleuchtete er auch in allen seinen späteren Schriften, in denen er gleichwohl sich niemals wiederholte, sondern, ein Meister des Stils, in jedem Satze neu, originell, treffend, prägnant, — was das höchste Lob der sprachlichen Darstellung ist — τὰ καινὰ κοινῶς und τὰ κοινὰ καινῶς aussprach.

Schopenhauers Aeußerung darf uns nicht verwundern, wenn wir das Wesen der philosophischen Wahrheiten und der philosophischen Denker in Betracht ziehen. Jene sind nämlich orphische Urworte, die in einem Momente genialer Inspiration gedacht und ausgesprochen, gleichwohl berufen sind, das ganze menschliche Denken chemisch aufzulösen und neu zu krystallisiren. Darum können auch meist die philosophischen Denker durch einen oder zwei Sätze, welche die Basis ihrer ganzen Lehre und ihre eigenthümliche Stellung in der Entwickelung der Philosophie bezeichnen, charakterisirt werden. Dahin gehört das πάντα ῥεῖ des Herakleitos, das νεῖκος καὶ φιλία des Empedokles. Den Philosophen verstehen aber heißt, die fundamentale Bedeutung eines solchen Satzes einsehen. Darum kann, wie Kant sehr richtig sagte, Philosophie nicht gelehrt werden, wenigstens nicht von den Kathedern und in Handbüchern.

Der Satz des Schopenhauer lautete: Es giebt wirklich so etwas, was man Wille nennt. Das wäre nun der trivialste, inhaltleerste, scheinbar nichtssagendste Satz, den man aussprechen könnte, wenn man nicht seine scharfe Gegensätzlichkeit gegen das wissenschaftliche Denken, wie es als Product der geistigen Entwickelung der Menschheit sich uns darbietet, beachtete. Auf den ersten Blick scheint es nämlich, daß in der Prüfung der Vernunft-Erkenntniß, wie dieselbe den Charakter der modernen Philosophie von Cartesius bis auf Kant ausmacht, die Anerkennung eines selbständigen, individuellen, freien Willens mehr und mehr eliminirt worden sei, so zwar, daß das Vernunftdenken vielmehr ganz und gar auf das Ideal eines aus-

nahmslosen, nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit verlaufenden Naturmechanismus angewiesen erscheint, innerhalb dessen auch nicht die geringste Spur einer freien Handlung, eines selbstthätigen Wollens mehr möglich gedacht werden kann. Darum hat sich auch die Lehre des Materialismus, namentlich unter der Einwirkung des gewaltigen Aufschwungs der ganz auf ihr beruhenden Naturwissenschaften, fast aller denkenden Köpfe bemächtigt und bildet gleichsam die Signatur unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts, das mit so hohen idealen Bestrebungen begonnen hatte.

Gegen diese trostlose, alle Berechtigung des Idealen leugnende und darum Herz und Seele entnervende Weltanschauung empört sich aber innerlich das bessere Selbst aller Edelgesinnten, deren Gedanken vergeblich einen Ausgang aus der sie mit einem festen Stahlnetze umgebenden materialistischen Logik suchen, um auch vor dem Forum der Vernunft die ihnen theuersten und höchsten Güter vertheidigen und behaupten zu können. Der Versuch, der menschlichen Freiheit und dem menschlichen Geiste eine Ausnahmestellung im Weltganzen zu vindiciren, kann jedoch vor dem Vernunftdenken keine Gnade finden, das alle derartigen Versuche als Mysticismus und Dogmatismus zu verwerfen und sofort gegen dieselben das Gesetz der Erhaltung der Kraft, die Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze, die Undenkbarkeit eines ursachlosen Geschehens als unwiderlegliche Argumente in's Feld zu führen bereit ist. Also überall Nothwendigkeit, nirgends Freiheit. Der Wille ist nur Schein, Illusion, das causale, also nothwendige Geschehen Realität, Wahrheit.

Die Wenigsten ahnen, daß das erlösende Wort, das aus diesem scheinbar unzerreißbaren Netze heraus zur Klarheit einer höheren, beruhigenden Erkenntniß führt, schon vor hundert Jahren ausgesprochen worden ist und zwar von dem nämlichen Manne, der die Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze als den alleinigen festen Grund aller Naturerkenntniß aufgestellt und erwiesen hatte, von Kant.

Denn er hatte zugleich erwiesen, daß jene sogenannten Naturgesetze im Grunde nichts anderes seien, als unsere Vernunftgesetze, daß deren Inhalt nur ideale Formen seien, die nur Sinn und Bedeutung hätten, indem sie auf unsere sinnlichen Empfindungen angewandt würden, daß unsere Vernunfterkenntniß darum niemals zu dem wahren Wesen der Dinge gelangen könne, sondern nur auf sinnliche Erscheinungen Anwendung finde, bei denen sie sich beschränken und bescheiden müsse, indem alle Flüge der Phantasie, die nach dem Transscendenten, Absoluten, dem wahren Sein und seinen Gründen versucht würden, die unserer Erkenntniß ewig gesteckten Grenzen überflögen und dem Ikarusfluge glichen, dessen Schicksal sie nothwendig theilen müßten.

Diesen Ikarusflug wagten bekanntlich bald nach Kant: Hegel, Schelling und tutti quanti, während Herbart sich bemühte, die Erscheinungen zu wahren Realitäten zu erhöhen.

Einen Weg hatte Kant offen gelassen, der aus der Welt der bloßen Erscheinung und ihrer strengen Necessitirung hinüberführe in ein Jenseits der Freiheit, der Selbstbestimmung, des wahren Wesens — es war das Sittengebot, die moralische Stimme in der Brust des Menschen. Hier offenbart sich uns eine Causalität aus Freiheit, während in der Natur selbst nur eine Causalität aus strenger Nothwendigkeit vorhanden ist, wie denn ja diese beiden Begriffe eigentlich Wechselbegriffe sind, denn Nothwendigkeit heißt für unsere Vernunft nichts anderes als: Folgen aus einem Grunde. Da nun aber das Letztere die einzige Grundlage aller menschlichen Erkenntniß ist, so folgt, daß ein theoretisches Wissen nur auf dem letzteren Gebiete möglich ist, während das Princip der Freiheit uns wohl in unserem Handeln leitet, niemals aber zum Gegenstande einer theoretischen Erkenntniß tauglich sein kann.

Diese Unterscheidung war von unermeßlicher Wichtigkeit, denn sie bot die einzige Möglichkeit, die materialistische Ansicht auch durch das Vernunftdenken zu widerlegen und für immer zu vernichten. Denn während es früher hieß: die materiellen Dinge sind das einzige Reale, darum geschieht alles in der Welt nach strenger Nothwendigkeit, waren nun diese sogenannten realen Dinge zu bloßen Erscheinungen in Raum, Zeit und Causalität, den Formen unserer Vernunft degradirt und es war dadurch die Möglichkeit gegeben, das wahre Wesen mit dem Begriff der Freiheit in Verbindung zu setzen. Während es also früher hieß: Der Wille, die Freiheit sind Illusion, Schein, Phantasmagorie, nur die materialen Dinge sind wirklich, konnte nun der Satz umgekehrt und mit den alten Indern gesagt werden: diese ganze Sinnenwelt ist nur Erscheinung, Schöpfung der Phantasie, Schleier der Maja; das wahre Wesen liegt im Willen, im Selbst, in der Freiheit.

Darum bezeichnet auch Kant*) mit voller Ueberzeugung und in gewohntem Tiefsinn, gleichsam seine ganze Lehre resumirend, die Idealität (d. h. das bloße Vorgestelltsein) des Raumes und der Zeit, sowie die Realität der Freiheit, d. h. des Willens als die beiden Angelpunkte aller Metaphysik, „davon das erste Princip auf das Uebersinnliche nur hinweist, aber zugleich theoretisch-dogmatisch ist, während die Lehre vom Freiheitsbegriff, als die Lehre von einem erkennbaren Uebersinnlichen nur praktisch-dogmatisch ist."

Kant vindicirte die Freiheit, das wahre Wesen nur dem moralischen Willen des Menschen, insofern derselbe durch Vernunft erleuchtet ist, wie er denn auch Sittlichkeit und Vernunft beinahe identificirte. Alle übrigen Manifestationen der Welt ließ er unbeachtet, indem er die Willensäußerungen der Thierwelt dem blinden Naturtriebe, die unorganische Natur dagegen einem seelenlosen Mechanismus anheimgab. „Was hinter diesen Er-

*) Werke I, pag. 554, Rosenkranz.

scheinungen steckt, das können wir eben niemals erfahren." Von den drei Grundeigenschaften des Geistes war ihm das Begehrungsvermögen das höchste und wichtigste, es war das Vermögen, sich nach vernünftigen Maximen und Erwägungen zu entscheiden, setzte also die Vernunfterkenntniß längst voraus.

Nach dieser Auffassung Kants war uns also das wahre Wesen, das Ansich der Welt gänzlich verschlossen und nur durch einen engen Spalt, unser eigenes moralisches Bewußtsein, drang ein Lichtstrahl aus der übersinnlichen Welt in unsere unmittelbare Erkenntniß. So war demnach die Philosophie Kants, so vollständige Aufklärung sie auch über das Werkzeug der menschlichen Erkenntniß, das Augenglas, mit dem wir die Welt betrachten — unsere Vernunft — uns brachte, doch auch wieder unvollständig, indem nur ein Ausnahmefall, der mit allem Uebrigen in gar keinem Zusammenhang stand, das moralische Bewußtsein, einen ganz kleinen Theil der Welt mit höherem Lichte beleuchtete.

An diesem Punkte aber, wo Kant die intelligible Causalität der sensiblen entgegenstellte und die Möglichkeit des Zusammenbestehens beider, der Freiheit und Nothwendigkeit nachwies — eine Leistung höchster menschlicher Besonnenheit und von unsagbarer Wichtigkeit — setzte Schopenhauer den Hebel an, mit welchem er die ganze unseren Sinnen zugängliche Welt bewegte und in einen Gesichtswinkel brachte, von welchem aus sie gleichfalls von den aus unserem eigenen, tiefsten Inneren strömenden Lichtquell beleuchtet und durchstrahlt werden konnte.

„Das was uns in unserem eigensten Inneren als Wille unmittelbar bekannt und bewußt ist, das ist zugleich das wahre Wesen der Welt, die uns außerdem nur als Erscheinung gegeben ist." Welch eine gewaltige Umkehrung bisher allgemein gültiger und als selbstverständlich angenommener Gedankenkreise!

Während in aller früheren Philosophie Aufklärung über den Menschen nur von der äußeren, objectiven Welt zu fließen schien, so daß derselbe als ein Naturwesen, das alle Mannigfaltigkeit der Natur in sich vereinigte, also als ein Mikrokosmos aufgefaßt wurde, hat Schopenhauer zuerst die Welt als einen Makranthropos angesprochen, indem er die durch keine äußere sinnliche Erfahrung, sondern nur durch unmittelbare, innere Gewißheit uns bekannte Grundeigenschaft des Willens zugleich als das Grundwesen der Welt verkündigte.

Während alle frühere Philosophie die Erkenntniß — weil sie nothwendig von dieser ausgehen mußte, und Alles ja nur für und durch die Erkenntniß überhaupt vorhanden war — für das Ursprüngliche und Primäre, das Wollen dagegen, welcher Begriff eben meistens auf den vernünftigen Willen der Menschen beschränkt blieb, für eine Folge der Erkenntniß ansah, kehrte zuerst Schopenhauer dieses Verhältniß um, indem er sagte: Das Wollen ist das Ursprüngliche, das Grundwesen des Menschen, wie der

ganzen übrigen Welt. Der Intellect dagegen ist das Secundäre, denn der Wille ist ursprünglich blind, bewußtlos und hat sich erst auf höheren Stufen der Objectivation, beginnend mit dem Thierleben, die Leuchte der Erkenntniß angezündet, einzig in der Absicht, seine Zwecke zu erreichen.

Welch unermeßliche Wichtigkeit diese gänzliche Umkehrung des bisherigen Standpunktes für alle Gebiete des menschlichen Wissens und Wollens haben mußte, läßt sich viel leichter sagen als ausdenken.

Zunächst für die Erkenntnißlehre. Fragen, die früher ganz unmöglich, ja absurd erschienen, wurden möglich, konnten beantwortet werden. Ist die Erkenntniß ein secundäres Product des Willens, so konnte ja wohl der Philosoph die Aufgabe sich stellen: Welcher ist der Ursprung der menschlichen Vernunft? Und welchen Antheil hat der Wille daran gehabt? Was für Wichtigkeit die Beantwortung dieser Frage haben muß, kann keinem Denkenden entgehen.

Doch es wäre ein vermessenes Unterfangen, die tiefe Bedeutung und den unübersehbaren Wirkungskreis der Lehre dieses größten philosophischen Denkers des neunzehnten Jahrhunderts auch nur in den oberflächlichsten Umrissen charakterisiren zu wollen. Bereits beginnt sich auch seine Geisteswirkung so mächtig zu verbreiten, daß die Times neulich mit vollem Rechte sagen durfte: „Es vergeht kein Tag, an dem nicht irgend ein Ausspruch des deutschen Philosophen in englischen Journalen citirt würde."

Nur in einem Bilde, das sich an die antiken Fabelwesen anschließt, möchte ich, nach Art des Lord Bacon, die Stellung Schopenhauers zu den übrigen Auffassungen der Welt, sofern sie ihre Berechtigung in der ursprünglichen Natur des Menschen haben, und auf diesem Grunde eine höchste philosophische Einheit erreicht haben, erläutern.

Drei mythologische Wesen kennt das griechische Alterthum, von denen es heißt, daß sie Kunde von Allem haben, was auf Erden, was in der Tiefe und was am Himmel geschieht. Der Erste ist Proteus, der weissagende Meergreis, dessen Tochter Eidothea (die wissende Göttin, Odyss. IV, 365) heißt, ferner Atlas, der die Säulen, welche Erde und Himmel auseinanderhalten, im Besitze hat, als dessen Tochter Kalypso (die verhüllende Göttin) genannt wird, und endlich Teiresias, der blinde Seher in der Unterwelt.

Von Proteus, dem Vater des Wissens, heißt es, daß er alle Gestalten annehmen konnte und in tausendfältigen Verkleidungen die ihm Nachstellenden zu täuschen und ihnen zu entkommen versuchte. Bald war er Bär, bald Schlange, bald sprühte er im Feuer, bald strömte er als Wasser, bald wehte er im Winde. Fest und fester mußten die, welche ihn zum Reden bringen wollten, denen er die Wahrheit, die ihm allein bekannt war, offenbaren sollte, die Stricke und Fesseln anziehen und keinen Augenblick nachlassen.

In Proteus stellt sich uns aufs ungezwungenste die Einheit der Na-

turkraft dar, die in tausend und abertausend verschiedenen Formen sich verkleidend, stets sich selbst gleichbleibt, das was die Naturforscher heute die „Erhaltung der Kraft" nennen, was bald Wärme, bald Elektricität, bald Magnetismus, bald pflanzliches, bald thierisches Leben in ewigem Wechsel und Wandel gleichwohl niemals eine Vermehrung oder Verminderung zuläßt, sondern „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" ausmacht. Dies ist heute zum Fundamentalgesetz aller Naturerklärung geworden und zuerst von dem trefflichen Denker, J. Robert Mayer, philosophisch begründet und ausgesprochen worden, d. h. in seiner Anwendung auf concrete Naturerscheinungen, denen das Zeitalter noch immer abstracte, d. h. mythologische Erklärungen zu geben versuchte. Im Grunde hat Mayer nur das eminente Verdienst, das längst von Kant in den „Metaphysischen Anfangsgründen" Ausgesprochene: „Materie ist das, was sich im Raume bewegt" klar erkannt und diesen Satz auf die flüchtigsten, ungreifbarsten Dinge, die sogenannten Imponderabilien angewandt, den Proteus, die Eine Naturkraft, in allen ihren Metamorphosen mit der mathematischen Formel gefesselt zu haben, daher er auch seiner epochemachenden Schrift das Motto vorsetzte:

Quo teneam vultus mutantem Protea nodo? (Horat.)

Ist nun Proteus die Verkörperung der Einen Naturkraft und somit der Vater des eigentlichen, abstracten Wissens, der sich nur auf äußere, sinnliche Erscheinungen beziehenden Naturerkenntniß, so ist Atlas, der Vater der Verhüllung, der mythologische Ausdruck dessen, was sich in allen Erscheinungen Inneres oder Uebersinnliches ausspricht und offenbart, was ohne die sinnliche Hülle für unsere Erkenntniß niemals vorhanden sein könnte, was aber nicht das allgemeine, abstracte Naturgesetz selber ist, vor welchem Alles gleich und nur Unterschiede der Erscheinungen zugelassen werden, sondern was sich innerhalb der einzelnen Gesetze als Idee der Wesen offenbart. Es ist hochinteressant, daß der große Denker, der zuerst die eigentlichen, menschlichen Gesetze — welche erst in der christlichen und modernen Zeit durch Uebertragung auf die Natur die in derselben herrschende Ordnung unter dem Namen Naturgesetze metaphorisch zu bezeichnen dienten — nun auch wieder als aus der Natur hervorgehend zu erklären wagte, daß Montesquieu, der geniale Verfasser des Esprit des lois, für eine seiner Schriften, die Considérations sur la grandeur des Romains, das von Friedrich dem Großen so hochgeschätzte Meisterwerk, das Motto wählte: Docuit quae maximus Atlas. Atlas aber lehrte nicht nur die Himmelserscheinungen und ihre Gründe und Gesetze, er lehrte auch unde hominum genus et pecudes und so inspirirte er auch den französischen Weisen, nach den letzten Gründen der politischen Entwickelungen, des Aufgangs und Niedergangs der Völker zu forschen. Hier sind denn die Säulen, die Himmel und Erde verbinden, denn alles dieses Natur-

geſetzliche iſt nicht verſtändlich ohne Vorausſetzung des Ethiſchen, des Inneren, der Idee.

Die Erſcheinungswelt und das, was ſie innerlich bewegt, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen und die Vielheit der Ideen, das iſt in der That das Mittelgebiet, wo Inneres und Aeußeres, Himmel und Erde zuſammentreffen, das Gebiet des Atlas. Es iſt das Gebiet der menſchlichen Kunſt, die das Innere durch äußere, ſinnliche Hülle ausſpricht; daher iſt Kalypſo die Tochter und Hermes, der Gott der Künſte und Sprache und Erkenntniß, der Enkel des Atlas — denn all' unſere Erkenntniß beruht auf dem künſtleriſchen Anſchauungsvermögen, welches das innere Weſen in der äußern Erſcheinung auffaßt, wodurch die letztere Einheit und Totalität erhält.

Aber wenn wir die unendliche Vielheit der Erſcheinungen, wie ſie ſich unſeren Sinnen darbietet, unter der Einheit von Zeit und Raum, als eine einzige Natureinheit — die Kraft — in der abſtracten Erkenntniß aufgefaßt haben und dadurch den Proteus feſſelten, ſo die ganze objective Welt in ein einziges Ganzes verwandelnd: — giebt es, ſo fragen wir, nicht auch einen göttlichen Wahrſager, der uns in Betreff des Inneren, des wahren Weſens, der Vielheit der Ideen jene Einheit zu verkünden vermag, die ja ſtets das Ziel unſerer Vernunft iſt, ohne welche die letztere keine Befriedigung findet? Wenn Proteus uns die phyſiſche Einheit enthüllt hat, welcher Seher wird uns die metaphyſiſche, die wahre Einheit offenbaren?

Es iſt Teireſias. Er iſt blind. Die äußere, ſinnliche Erſcheinung hält ſeinen Geiſt nicht gefangen, nur aus ſeinem Innern ſchöpft er ſeine Offenbarungen. Er wohnt im Hades. Er allein hat, nachdem er in den Hades hinabgeſtiegen, das Bewußtſein, die Erinnerung ſeiner früheren Zuſtände, nicht verloren.

Er verkündet die Schickſale der Menſchen nach ihrem tiefſten, dunkelſten, ihnen ſelbſt unergründlichen Weſen. Es iſt das ihr moraliſches Weſen, ihr Selbſt, denn ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων. Dieſes Selbſt iſt jenſeits des empiriſchen, bewußten Ich, es manifeſtirt ſich aber für die Erkenntniß als Selbſtbewußtſein nur in dem letzteren. Es iſt der Urgrund unſeres Weſens, darum unergründlich, durch keine Worte zu erfaſſen und zu erklären. Es iſt unveränderlich, dauernd, durch den Tod nicht zu vernichten. Wir geben ihm, ſobald wir ſein Wirken erklären wollen und deſſelben bewußt werden, den Namen Willen. Dieſen Namen zu verſtehen, kann keine Erfahrung, keine äußere Erſcheinung, beitragen. Wir verſtehen ihn aber von ſelbſt, durch uns ſelbſt, denn er iſt unſer Selbſt

So redete der greiſe, blinde Seher im Hades und Schopenhauer vernahm ſeine Offenbarung. Er tauchte in jene Tiefe hinab, die bisher unerforſchlich, in ewiges Dunkel gehüllt, gleichwohl in dem Worte: „moraliſcher Charakter" als die Macht aller Mächte geahnt worden war.

Er that aber mehr als das. Er erkannte, daß dieses geheimnißvolle Grundwesen, das wir mit den Worten Selbst und Wille bezeichnen, das weitentfernt durch äußeres Licht zu entspringen, vielmehr allem Aeußeren erst Licht und Verständlichkeit verleiht, dieses nur jedem Einzelnen subjectiv Bekannte zugleich das Grund- und Urwesen der ganzen Welt sei, die zunächst für die menschliche Erkenntniß nur als Aeußeres, Objectives, Raumerfüllendes vorhanden sei, aber auch Einen Zugang zu ihrem innern wahren Wesen verstattete.

Damit hatte er jene Einheit gefunden, von der wir sprachen, das Metaphysische, das dem Physischen entspricht, das Wesen, dessen Spiegelbild uns in der Erscheinung entgegentritt, die Einheit, die in der räumlich-zeitlichen Zersplitterung die Phantasmagorie, das prismatische Farbenspiel der Maja als Vielheit uns vortäuscht und vorgaukelt.

Und er sprach es aus, das einfache, aber doch so tiefsinnige Wort: „Alle Kraft ist Wille." Alles, was der Physiker mit dem Zauberworte Bewegung und Kraft auflöst, welche Worte nichts anderes bedeuten als einen zeitlich-räumlich-causalen Vorgang, das ist für den Metaphysiker, der es von Innen, als wahres Wesen auffaßt: Wille.

Während Kant das Wesen der Erkenntniß, soweit es der menschlichen Geisteskraft möglich ist, ergründet und offen dargelegt hatte, war sein großer Schüler noch tiefer gedrungen und hatte das Wesen der Welt und des eigenen Selbst, soweit es überhaupt der immanenten menschlichen Vernunft möglich ist, entsiegelt und enträthselt.

Darum sagte er auch nach Vollendung seines Werkes, das er den theilnahms- und verständnißlosen Zeitgenossen überreichte, ohne Selbstüberhebung, aber mit gerechtem Stolze: „Ich halte diesen Gedanken für Dasjenige, was man unter dem Namen der Philosophie sehr lange gesucht hat, und dessen Auffindung, eben daher, von den historisch Gebildeten für so unmöglich gehalten wird, wie die des Steines der Weisen."

II.

An die Nachwelt hatte Schopenhauer appellirt und die Nachwelt, zu der wir heute gehören, hat seine Prophezeihung schon bewahrheitet. Viele von den Götzen, die ehemals als unfehlbare Orakel gepriesen wurden und deren Aussprüche von Mund zu Mund colportirt, für höchste Weisheit ausgegeben wurden, schlafen jetzt in den Bibliotheken den verdienten ewigen Schlaf, ein Fraß der Würmer und Motten. Dagegen steigt das Ansehen Schopenhauers von Tag zu Tag, je mehr die Gebildeten fähig werden, in die Tiefe seiner Gedanken einzudringen, seine gewaltige Geistesarbeit aufzufassen und zu verstehen.

Zu diesen scheinen nun aber mit wenigen löblichen Ausnahmen die Philosophieprofessoren nicht gerechnet werden zu können, an denen sich denn auch der große Denker für ihr von ihm vorausgesehenes Ignoriren

und Sekretiren anticipando weidlich gerächt hat, wie sie wähnen, „mit verbissenem Ingrimm," in Wirklichkeit aber, wie jeder Leser Schopenhauers weiß, mit dem unkräftigen Behagen eines gesunden Humors und mit dem treffendsten Sarkasmus. Daß Schopenhauer sein Schicksal vorausgesehen und sich ruhig in dasselbe ergeben habe, beweisen die Schlußworte der mehrerwähnten Vorrede, in welchen der dreißigjährige, junge Mann sagte: „Und so gebe ich mit innigem Ernst das Buch hin, in der Zuversicht, daß es früh oder spät diejenigen erreichen wird, an welche es allein gerichtet sein kann und übrigens gelassen darein ergeben, daß auch ihm in vollem Maße das Schicksal werde, welches in jeder Erkenntniß, also um so mehr in der wichtigsten, allezeit der Wahrheit zu Theil ward, der nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird. Auch pflegt das erstere Schicksal ihren Urheber mitzutreffen. Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit."

Natürlich waren es ein oder ein paar Schlagworte, die von jenen Kreisen ausgegeben, und dann von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend, dazu bestimmt sein sollten, den großen Denker kurzerhand abzuthun, die denn auch von der meist denkfaulen, jedes eigenen Urtheils baren Menge aufgeschnappt und mechanisch nachgeplappert wurden. Man kennt derartige Beispiele ja manche, wie ein ganzes Geschlecht hinters Licht geführt wurde und die verkehrtesten Urtheile den bedeutendsten Leistungen hartnäckig den Weg versperrten. Grillparzer Schicksalstragödie! — Lazar Geiger paradoxe Ansicht! — Goethes Farbenlehre dichterische Grillen! versteht sich auch seine Entwickelung und Metamorphose der Pflanze und des Thierorganismus! Jetzt freilich pfeift der ganze Chorus die letztere Melodie, seitdem sie ihm von Darwin vorgesungen worden ist. So konnte es auch nicht fehlen, daß an den Namen Schopenhauer ein paar Scheulappen angeheftet wurden, die schon von Ferne den blöden Schuljungen, genannt Publikum, abschrecken sollten vom eigenen Studium. Foenum habet in cornu, procul fugite! Zu diesen Scheulappen gehörte denn vor allem das Wort Pessimismus, ohne daß jedoch Warner und Gewarnte sich im Mindesten eine klare Idee davon machen konnten, was denn mit diesem Worte eigentlich gemeint sei, alle vielmehr sich eine confuse Masse, eine Art von Hexenbrei, der aus den Ingredienzien von Materialismus, Nihilismus, Sensualismus und allen möglichen staats- und gemeingefährlichen —nusen und —ismen zusammengerührt war, dabei vorstellten. Es ist wirklich schwer, bei dergleichen Leistungen die Geduld nicht zu verlieren. Schopenhauer der große Idealist, der Kants Idealismus erst vollkommen verständlich machte, mit dem Materialismus, dem geraden Gegentheil, zusammengeworfen! Schopenhauer, dessen Ethik die höchsten Anforderungen an den menschlichen Willen stellt, der die schwerste Aufgabe, die Selbstverleugnung, zum Mittelpunkt seiner Lehre macht — Sensualist und Nihilist! Fürwahr, das erinnert an den edlen

Römer bei Shakespeare, der durch die Rede des Brutus gegen Cäsar begeistert, laut ausruft: Let him be Caesar!

Da es jedoch keinen Unsinn giebt — wenigstens nicht auf philosophischem Gebiete — der nicht Methode hätte, und der nicht mit einem gewissen Schein von Berechtigung vorgetragen würde, so verlohnt es sich wohl, auf die Idee des Schopenhauerschen Pessimismus näher einzugehen, sein Verhältniß zu den allgemeinen Anschauungen und ganz besonders zu den entgegenstehenden, philosophischen Ansichten zu beleuchten, um das Grusen einigermaßen zu verstehen, das die gedankenlose Menge bei diesem Worte ergreift.

Zunächst könnte man das Letztere ja wohl aus einem instinctiven Gefühl, daß der Pessimismus eigentlich Teufelswerk sei, eine Erfindung des Geistes, der stets verneint, erklären, und sich dabei auf die bekannten Worte aus Goethes Faust berufen:

Der Herr: Kommst Du, nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?
Mephist: Nein Herr, ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen.

Und es steht wohl außer Zweifel, daß eine Nachwirkung der mosaischen Urkunde mit ihrem πάντα καλὰ λίαν (von Leibniz übersetzt: Tout est pour le mieux en ce meilleur des mondes) jener Abneigung gegen Schopenhauer beigemischt ist. Dabei findet eben nur eine leicht verzeihliche Confusion des Denkens statt, daß man den Mann, der mit glühender Beredsamkeit das Leiden und Elend der Welt zugleich mit der moralischen Perversität, die in ihr zu Tage tritt, aufdeckt und brandmarkt, unvermerkt für das, was er wahrheitsgemäß schildert, verantwortlich macht. Warum auch nicht? Was hat er nöthig, uns in unserer behaglichen Ruhe zu stören? Es ist Alles sehr gut, denn nur unter dieser Bedingung sind auch wir sehr gut, und an Letzterem ist doch gewiß nicht zu zweifeln. Wer uns mit Wallensteins Worten will glauben machen:

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten,

der predigt offenbar den Teufel, und wenn er uns zugleich vor seinen Schlingen warnt und uns den Weg zeigt, ihm zu entrinnen, nun, so will er den Teufel mit Beelzebub austreiben!

Es mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß das Jahrhundert der Aufklärung in seinem erbitterten Kampfe gegen die christliche Lehre seinen rationalistischen Glauben gleichfalls durch Wunder, durch Offenbarungen, durch göttliche Belehrungen zu begründen und zu stützen wähnte. Es dünkte sich dabei sehr groß und erhaben. Nicht in dumpfen Kirchenmauern, so hieß es, suchen wir unseren Gott, in dem aufgeschlagenen Buche der Natur, in den Wundern der Sternenwelt wie im Baue des kleinsten Grashälmchens finden wir seine Spur. Mit Flammenschrift verkündet er

seine Allmacht, offenbart er sein ewiges, unendliches Wirken. Demuth und christliche Ergebung sind knechtischer Dienst, des freien Menschen unwürdig. Hoch aufgerichtet ist des Menschen Haupt, er ist bestimmt, die Wunder der Natur zu schauen, freudig das Schaffen der Gottheit darin zu erkennen und Lehren der Weisheit und Tugend daraus zu schöpfen. Da galt denn das Christenthum bei den Gebildeten für einen veralteten Aberglauben; eine neue Lehre, ein neues Evangelium sollte einziehen, einzig und allein auf der Vernunft, auf den neuen, großartigen Entdeckungen der Naturwissenschaften begründet.

Das Evangelium der Natur! Es ist wahrlich traurig zu sehen, wie dieser hybride Begriff, dieser schreiende Widerspruch, der noch sporadisch sich bis auf unsere Tage fortschleppt, einst die Seelen der Besten irregeleitet hat, so daß selbst ein Beethoven in seinem gewaltigen Drange zum Göttlichen emporzusteigen, dem Unendlichen nahe zu kommen und ihm Ausdruck zu verleihen, seine Inspirationen in rationalistischen Andachtsbüchern suchte. Nur Kants großartige Besonnenheit blieb unberührt vom Zuge der Zeit. „Habe ich das Recht, den Begriff eines Uhrmachers oder sonstigen Künstlers auf die Natur anzuwenden und dann der Gottheit beizulegen?" Nur aus dem moralischen Gefühl staunt nach ihm alle Religion, die den Gottesbegriff als das Ideal des Guten in sich schließt. In der Natur selbst und der ganzen Erfahrung von ihr, ist von den höchsten sittlichen Begriffen keine Spur anzutreffen. In ihr herrscht nur die Kraft oder, ethisch ausgedrückt, die Gewalt.

Mit einer Art von wehmüthigem, aber seiner Zeit weit überlegenem Humor urtheilt er über den Rousseau'schen Optimismus, der die ursprüngliche Güte der Menschennatur, die Vergötterung der Natur und ihres Waltens in schwärmerischer Begeisterung predigte. „Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: Seitdem daß man auf dem Grundsatz des Rousseau, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut hat, fängt es an besser zu gehen. Ah, sagte der König, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite, à laquelle nous appartenons." (Kant, Anthropologie, p. 331.)

Wer die heutige philosophische Grundidee der Naturwissenschaften einigermaßen aufmerksam beachtet, dem kann unmöglich entgehen, wie jene optimistische Tendenz, die eigentlich zwei Grunddogmen hatte, nämlich die Göttlichkeit der Natur und die Allmacht der menschlichen Vernunft, einer geradezu entgegengesetzten Tendenz, die man eine pessimistische zu nennen berechtigt ist, Platz gemacht hat. Der Jubel über die Schönheit der Welt, die Vortrefflichkeit des Kunstwerkes ist verstummt, die unendlich höhere Anforderung des Ethischen findet ihre Anwendung auf die Natur, aber die

in diesem Sinne an sie gerichteten Fragen finden eine düstere, nichts weniger als befriedigende oder erhebende Antwort.

Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt,

so etwa lautet das Dogma, auf welches nach dem Vorgange Darwins alle heutigen Naturforscher schwören. Das Ueberleben des Stärkeren, der Kampf um's Dasein, das bellum omnium contra omnes werden als die einzigen treibenden und wirkenden Factoren angesehen, durch deren äußeren Zwang alle höhere Vervollkommnung sich vollzieht. Da scheint nicht einmal der Liebe ein Plätzchen gegönnt zu sein, es sei denn, daß man sie als den blinden Geschlechtstrieb auffaßt, der gleichfalls zum Vernichtungskampf antreibend die natural selection befördert. Also, wie Schiller einst sagte, „Hunger und Liebe" oder, darwinisch ausgedrückt, allgemeiner Mitbewerb und geschlechtliche Zuchtwahl erhalten und entwickeln das Getriebe.

Diese pessimistische Weltanschauung, die auch nicht von einem einzigen Lichtstrahl des Höheren, Edleren, d. h. des Idealen durchleuchtet und verklärt wird, ist das Resultat der heutigen Naturbetrachtung. Ihre ethischen Conclusionen, die Wirkung derselben auf das Gemüth und das Handeln des Menschen geben sich in unzweideutigen, höchst bedenklichen Aeußerungen kund. Das Jagen und Rennen nach Reichthum und Genuß, das Haschen nach dem Erfolg um jeden Preis, die schamlose Verleugnung aller höheren Aspirationen, die Bezeichnung der socialen Idee als einer Magenfrage, deren Erledigung nur von der brutalen Gewalt zu erwarten sei — alles dieses hat einen tiefen inneren Zusammenhang mit der materialistischen Naturbetrachtung, die gleichsam eine trostlose Ernüchterung und Reaction gegen die frühere Naturvergötterung und Vergötterung der menschlichen Vernunft bildet.

Rührend und tief melancholisch klingen die Aeußerungen des redlichen, treuherzigen Darwin, wenn er z. B. Anfragen junger Leute, die von ihm Auskunft über ihre Zweifel in den allerwichtigsten Dingen erwarteten und verlangten, beantwortete: „Ich bin ein alter, kranker Mann und verstehe nicht viel. Wollen Sie meine persönliche Meinung wissen, so glaube ich nicht an die Ordnung und Erhaltung der Welt durch ein höheres, göttliches Wesen." Diese seine Meinung hatte er sich früh gebildet und zwar durch eine ethische Betrachtung. Kein Geist der Liebe offenbarte sich ihm in der Natur, in der die Ichneumonlarve nur dadurch bestehen kann, daß sie die fremde Puppe aufzehrt, in der ihr Ei sich entwickelte; in der die Katze mit der Todesangst der Mäuse spielt und sich daran ergötzt.

In tausendfältigen Variationen klingt diese Weise aus den Schriften der heutigen Naturforscher. Von den wundervollen Offenbarungen, die ehedem die Gemüther entzückten, da Auge und Ohr die Harmonie der Sphären schaute und vernahm, da aus allen Stimmen der Natur der Eine gewaltige Hymnus erklang: Gott ist die Liebe! ist keine Rede mehr. Eine

grauſame, unerbittliche Nothwendigkeit herrſcht überall, Myriaden von Lebeweſen gehen an jeder Stelle in jedem Augenblicke zu Grunde.

So che natura è sorda
Che miserar non sa,
Che non del ben sollecita
Fu, ma dell' esser solo.

Dieſe Worte Leopardis erhalten ihren wiſſenſchaftlichen Commentar durch das Princip, das der heutigen Naturbetrachtung ebenſo zu Grunde liegt, wie es aus allen beobachteten Thatſachen ſeine Beſtätigung erhält. Partout dans l'air, dans l'océan, dans les forêts, dans les montagnes, dans les plaines, tous les êtres terrestres et marins, végétaux ou animaux, nous donnent le spectacle d'une lutte mutuelle qui s'exerce incessamment sans trêve ni merci. Les forts anéantissent les faibles, les gros mangent les petits. Ce n'est pas un cri de joie qui des flots azurés ou des profondes forêts s'élève vers le ciel, c'est un cri de détresse et de douleur, c'est le cri des vaincus. Luttes fratricides, combats acharnés, proies dévorées vivantes, carnages, massacres, douleurs, maladies, famines, morts sauvages, voilà ce qu'on verrait, si le regard pouvait pénétrer ce que cachent dans leur sein l'impassible océan ou la tranquille forêt. (Charles Richet.) Und auf das menſchliche Getriebe überträgt den gleichen Gedanken Proſper Mérimée in ſeinen wohlbekannten Lettres à une inconnue: „Legen Sie endlich Ihre optimiſtiſchen Ideen ab und lernen Sie, daß in der Welt nichts gewöhnlicher iſt, als daß das Böſe aus Luſt am Böſen gethan wird. Lernen Sie, daß wir auf dieſer Welt ſind, um uns gegen Alle und Jeden zu ſchlagen. Einer meiner gelehrten Freunde, der die Hieroglyphen lieſt, ſagt mir, daß auf den ägyptiſchen Särgen ſehr oft die beiden Worte „Leben, Krieg" verbunden ſind, ein Beweis, daß ich den Grundſatz, den ich Ihnen ſoeben mitgetheilt, nicht erfunden habe."

Das iſt nun der Schopenhauer'ſche Peſſimismus, mit den nämlichen Worten ausgeſprochen, wie er es that, ebenſo auf die Thatſachen, wie Natur und Menſchenwelt ſie darbieten, in ruhiger objectiver Würdigung begründet. Aber weder Darwin, auf den jetzt Alle ſchwören, noch Leopardi, noch die beiden franzöſiſchen Autoren haben wohl etwas von Schopenhauer noch von ſeinen Ideen gewußt. Ein Zeichen alſo, daß dieſe Ideen in der Luft liegen, und daß die Geiſter wohl vorbereitet ſind, die tiefſinnige Lehre des großen Denkers aufzunehmen und zu verſtehen. Es iſt alſo die tiefgewurzelte Abneigung gegen den Großen und die leichtfertige Ablehnung, die nicht nur die gedankenloſe Maſſe, ſondern auch jeder ephemere Romanſchreiber und literariſche Kritikaſter zu bekunden ſich bemüßigt fühlen, doch etwas näher zu begründen.

Da iſt zuerſt zu bemerken, daß eine ſolche tiefe und ernſte Auffaſſung des Räthſels des Daſeins, die zur beängſtigenden Frage führen

muß, wo denn eine Erlösung von dem ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens, des heißhungrigen Wollens und der ebenso quälenden Enttäuschung zu finden sei, der großen Schaar gelehrter und ungelehrter Vernunftwesen nicht zusagen kann, daß sie vielmehr, sobald derartige Schrullen sich ihnen aufdrängen, eifrigst bemüht sind, sich dieselben schleunigst aus dem Kopfe zu schlagen. Insbesondere die satte Moral und solvente respectability findet Alles optime eingerichtet und verdammt alle entgegengesetzten Anschauungen als disloyal und disrespectful, will sagen als gottlos und staatsgefährlich.

Auf solche optimistische Aeußerungen wird nun Schopenhauer antworten: „Ich kann nicht umhin, den Optimismus, falls er nicht ein leeres Geschwätz, sondern eine wirkliche durch Gründe und Gedanken erworbene Ansicht sein sollte, angesichts des unermeßlichen Leidens und Elends der Welt, als Erzeugniß einer ruchlosen Gesinnung zu brandmarken."

Und hier ist die positive Seite seines Pessimismus, mit welcher er sich zur Sonnenhöhe der reinen Idealität, zur höchsten Tugend der Selbstverleugnung und des Mitleids mit allem Lebenden und Leidenden erhebt. Nicht düstere Resignation, wie die Tragödien Aeschylos' und Sophokles', nicht blos ästhetische Betrachtung der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, wie die modernen Tragödien Shakespeares und Schillers, nicht bloß beißenden Spott und blendenden Witz, wie Voltaires Romane — zeitigt der Schopenhauer'sche Pessimismus, er schwingt sich hoch empor über alles dieses, über den verwirrenden und verblendenden Dunstkreis der sinnlichen Welt und findet in der reinen Aetherhöhe der Erkenntniß den Weg, der zum Frieden führt, der höher ist als alle Vernunft, indem er so das Erhabenste was die Welt kennt, die sittliche Lehre des Christenthums, zugleich mit den verwandten Anschauungen der buddhistischen Lehre auf dem Pfade der Vernunft und der philosophischen Reflexion als das wahre Ideal der menschlichen Bestrebungen erweist, und das tiefe Goethe'sche Wort — das hohe Lied von der menschlichen Freiheit — durch Uebertragung auf das menschliche Handeln vollkommen klar macht und zugleich metaphysisch begründet:

In diesem innern Drang und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wenn es heißt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," so muß eine solche Ethik, die das Resultat tiefsinnigster philosophischer Betrachtung ist, zugleich Zeugniß ablegen für die Wahrheit einer metaphysischen Lehre, deren sogenannter Pessimismus im Grunde nichts anderes sagt, als was von jeher der Kern des Christenthums gewesen ist, die Nichtigkeit und Sündhaftigkeit der sinnlichen Erscheinungswelt und die Möglichkeit sich über sie zu erheben durch Ueberwindung des eigenen

Willens: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen des Herrn thut, der bleibt in Ewigkeit.“ Und das Mittel, das hohe Ziel zu erreichen, ist das gleiche bei Schopenhauer, wie bei dem christlichen Lehrer: spernere mundum, spernere se ipsum, spernere se sperni.

Nie ist das innerste Wesen des Christenthums von einem Philosophen tiefer aufgefaßt und begeisterter gepriesen worden, als Schopenhauer es thut in dem vierten Buch seines Hauptwerkes, wo er die tiefernste Seite der Welt und des Lebens schildert und von der Umkehr (δεύτερος πλοῦς) und der Verneinung des natürlichen Willens redet, der nur durch innere Erleuchtung und durch Wirkung der Gnade gänzlich aufgehoben werden kann. Zugleich charakterisirt er vollkommen treffend den Unterschied zwischen der abstracten Erkenntniß, die es nur mit Begriffen zu thun hat, daher die Aufgabe des Philosophen ist, und der intuitiven Erkenntniß, aus welcher das unmittelbare Thun hervorgeht. „Es ist so wenig nöthig, daß der Heilige ein Philosoph als daß der Philosoph ein Heiliger sei, sowie es nicht nöthig ist, daß ein vollkommen schöner Mensch ein großer Bildhauer oder daß ein großer Bildhauer auch selbst ein schöner Mensch sei.“ „Wie die Erkenntniß, aus welcher die Verneinung des Willens hervorgeht, eine intuitive ist und keine abstracte, so findet sie ihren vollkommenen Ausdruck auch nicht in abstracten Begriffen, sondern allein in der That und dem Wandel. Darum, um völlig zu verstehen, was wir philosophisch als Verneinung des Willens zum Leben ausdrücken, hat man die Beispiele aus der Erfahrung und Wirklichkeit kennen zu lernen.“ Die empirischen Beweise der Wahrheit seiner Lehre wie der Lehre des Christenthums mangeln nicht, es sind die frommen Seelen, die lauteren Gefäße der Gnade, die freudig und ohne sich zu bedenken der Welt und ihren Verlockungen entsagten, die heiligen Frauen, die, während ihnen der Rosenpfad der weltlichen Freuden, des irdischen Glückes und des Reichthums offen standen, es vorzogen, in Werken der Barmherzigkeit, des Krankendienstes, der zarten, aufopfernden Pflege oft entsetzlicher Gebresten und abschreckenden Siechthums jenes hohe Kleinod sich zu erringen, von dem die Welt nichts weiß, das Bewußtsein der Selbstverleugnung und des inneren Friedens. Daß das gleiche Ideal in den Tugendübungen der indischen Büßer vorwaltet, wie es auch in der Lehre der Upanischaden gepriesen und dringend empfohlen wird — nämlich Liebe des Nächsten mit völliger Verleugnung unseres Selbst, Wohlthätigkeit und Weggeben des täglich sauer Erworbenen, grenzenlose Geduld gegen alle Beleidiger, Vergeltung alles Bösen, so arg es auch sein mag mit Gutem und Liebe — wer ist darum zu tadeln, die indische Weisheit oder die ihr anhangen oder Schopenhauer, der die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen dem Leben des christlichen und indischen Büßers „bei so grundverschiedenen Dogmen, Sitten und Umgebungen“ hervorhebt?

„Der Zustand aber dessen, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen ist, so arm, freudelos und voll Entbehrungen sein

Zustand von Außen gesehen auch ist, ist voll innerer Freudigkeit und Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel der lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist ein unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir, wenn er uns vor die Augen oder die Einbildungskraft gebracht wird, nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können, indem wir ihn sogleich als das allein Rechte, alles Andere unendlich Ueberragende erkennen . . . Statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Ueberganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, zeigt sich uns bei ihnen jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden." Freilich schreckt Viele das Wort, mit welchem die Hindus die Verneinung des Willens, als des Charakters der sinnlichen Welt, und jenen seligen Zustand, der für unsere Sprache und unser Denken unaussprechlich und unfaßbar ist, auszudrücken versucht haben, das so vielfach mißverstandene Nirwana oder Nichts der Buddhisten. „Wir bekennen es frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts."

Ich darf diesen schönen Worten Schopenhauers nichts hinzufügen, um die Reinheit und Lauterkeit seiner philosophischen Lehre, wie sie in seiner Ethik gipfelt, dem Bewußtsein des unbefangenen Lesers näher zu bringen. Er mag dann urtheilen, welch ein fratzenhaftes Zerrbild derselben in dem albernen Gerede von der „Philosophie der Verzweiflung, dem düsteren, finsteren Pessimismus und seiner thatlosen Resignation" und wie die anderen leeren Phrasen heißen mögen, zu Markte gebracht werden. Gottlob, die Zeit ist nahe, wo alle diese Nebelgebilde sich durch einen kräftigen Windzug in das verwandeln werden, woraus sie bestehen — in Dunst.

Daß die Schopenhauer'sche Ethik die höchsten Anforderungen an den Menschen stellt, daß sie ein Ideal aufstellt, dessen Palme unendlich höher ist als alle Lorbeern des Welteroberers, nämlich die Weltüberwindung, jenes Ideal, vor dem der ganze farbenreiche Zauber der griechischen Götterwelt erblaßt und in Nichts zerfällt, wie es denn auch unser Schiller in einer seiner herrlichsten Dichtungen als das Größte und Höchste gepriesen hat, das Gebot, zu bändigen den eignen Willen, es ist kaum glaublich, daß Jemand der mit seinen Schriften vertraut ist, es heute noch verkennen sollte.

Das Ziel, das er vor Augen stellt, ist der Einblick in das tiefe Leid

und die verblendete Selbstzerfleischung aller lebender Wesen — ingemiscit omnis creatura — wodurch die schönste und edelste aller menschlichen Eigenschaften, tiefes Mitleid erweckt und der Weg der Erlösung betreten werden kann. Das ist der Gehalt seines Pessimismus. Was ist dem gegenüber der Optimismus? Genau das, was man der Schopenhauer'schen Lehre ohne sie zu kennen, hat andichten wollen: vernunftwidrig, denn er steht im Widerspruch mit allem Thatsächlichen und den innersten Ueberzeugungen jedes Denkenden; ohne Antrieb zum Streben, das ja doch stets nur darauf gerichtet sein kann, daß es besser werde; vor allem aber herzlos und seelenlos, was keines Beweises bedarf.

Wenn wir nun zum Schlusse außer den obenerwähnten Gründen des Mißverständnisses, der Unfähigkeit und des borniirten Dünkels noch einen, wichtigen Grund der Verketzerung und des Verrufs der Schopenhauer'schen Lehre aufsuchen, so müssen wir leider ihn da aufsuchen, wo sich seine scheinbaren Anhänger befinden und ihn in die kurzen Taciteischen Worte einkleiden: Corruptio optimi pessima. Hierin theilt Schopenhauer das Schicksal alles wahrhaft Großen, daß es in sein Gegentheil verkehrt, unsägliches Unheil angerichtet hat. Corruptio optimi pessima. Hat nicht das Christenthum, die Religion der Liebe und des Friedens, grimmigen Haß und lodernde Zwietracht unter den Menschen angefacht, hat es nicht mit Strömen von Blut oft seinen Weg bezeichnet? Wer aber hätte den Muth, die erhabene Christuslehre für diese Gräuel verantwortlich zu machen?

Giebt es tiefere Offenbarungen über die menschlichen Seelenanlagen als die beiden unvergleichlichen, dramatischen Meisterwerke Hamlet und Faust? Sollten wir etwa wünschen, daß Shakespeare seinen Dänenprinzen nicht zum Repräsentanten eines ewigen, unlöslichen Widerspruchs in der Menschenseele gemacht, weil so viele Tausende in seinen Mantel sich drapirten und mit affectirter Schwermuth declamirten, daß ihnen „das ganze Treiben dieser Welt ekel, schal und unersprießlich erscheine". Oder wollen wir die deutsche Literatur ihres kostbarsten Kleinods, des Faust berauben, weil so viele unreife Jungen das Ungenügende der ewig durch bloße Erscheinung begrenzten menschlichen Erkenntniß zum Vorwande nahmen, um neben die Schule zu laufen und nichts Ordentliches zu lernen?

So ist es auch geschehen, daß Viele den Schopenhauer'schen Pessimismus sich aneigneten und daraus das Mittel „einer bequemen Art zu verzweifeln" machten. Namentlich in Oesterreich, wie man hört, soll die Zahl solch sonderbarer Heiligen sehr groß sein und tagtäglich zunehmen. Wer nun so die Lehre des eminenten Denkers mißverstehen und in ihr Gegentheil verkehren kann, der ist weder einer ernsthaften Beachtung noch einer Widerlegung werth, man könnte höchstens auf ihn den indischen Spruch anwenden:

Den Schlangen dienet Milchtrinken einzig zur Mehrung nur des Gifts,
Thoren werden durch Unterweisung nur lächerlich, gebessert nicht.

Sicher aber ist, daß das Zerrbild, das sich durch das Gebahren und

Reden solcher scheinbaren Verehrer und Anhänger Schopenhauers den Augen der Unbefangenen darbietet, der richtigen Erkenntniß und gerechten Beurtheilung seiner Lehre unendlich mehr geschadet hat, als alles Gezeter und Gegeifer seiner ärgsten Gegner.

III.

Bekanntlich bestand die Absicht, Schopenhauer zu seiner Säcularfeier in Frankfurt a. M., als in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verbracht, ein Denkmal zu errichten. Die zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen haben noch nicht die für ein würdiges Monument erforderliche Summe ergeben und es wird daher ein solches erst in späterer Zeit geschaffen werden können. Da die Anregung dazu von dem Verfasser dieser Zeilen ausgegangen ist, so möge ihm verstattet sein, über die Gründe, die Idee und den Erfolg dieser Angelegenheit hier kurz zu berichten.

Man hat nicht mit Unrecht die Sucht, Denkmäler zu errichten, eine Krankheit der Zeit genannt. Solche Auszeichnungen verlieren ihren hohen Werth, sobald sie zu häufig werden. Man mag es ja, als ein Zeichen inniger Verehrung und allgemeiner Begeisterung für den Nationaldichter, hinnehmen und verzeihen, wenn im Jahre 1859 jede deutsche Stadt „ihren" Schiller haben wollte. Aber daß unmittelbar nach dem Hinscheiden eines Dichters von dem Range eines Scheffel zwei Städte sich stritten, welche ihm ein Denkmal setzen solle, und sich endlich dahin entzweiten (denn einigten kann man nicht sagen), ihm zwei Denkmäler zu errichten, damit das hie Carlsruhe! und hie Heidelberg! nicht zu heftiger Fehde führte, das erinnert an die ehedem so blühende, deutsche Krähwinkelei und den scharfen Ausspruch Goethes:

> Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte,
> Euch, nicht ihm setzt ihr Monumente.

Zugleich hat eine solche übereifrige Hast im Denkmalsetzen einen üblen Beigeschmack, indem der Verdacht erweckt wird, als fürchte man, der Eifer oder die Verehrung möchte erkalten, oder ein Denkmal (monumentum) sei dringend nothwendig, um das Andenken zu erhalten, das ohne jene Beihülfe sich bald verlieren würde.

Im Gegensatze hierzu könnte man gar wohl den paradoxen Satz aufstellen: ein Denkmal verdiene eigentlich nur der Mann, der keines bedürfe, dessen Namen auch ohnedies durch dauernde Wirkung seines Geistes und stets wachsende Verehrung der nachfolgenden Geschlechter sich verewige. „Non mi bisogna e non mi basta." Was Königin Christine von der Königskrone sagte, das werden alle wahrhaft großen Männer von jener Ehrenbezeugung gedacht haben. Da würde denn in vollstem Maße für Schopenhauer gelten, was Herbart einst von Kant gesagt hat: „Fortdauernde Beschäftigung mit den Werken eines großen Mannes ist die Art der Ehrenbezeugung, die ihm gebührt. Jede andere kann er entbehren."

Gewiß kann er sie entbehren, denn er hat sich selber ein Denkmal gestiftet aere perennius. So lange ein forschendes Auge zum Sternenhimmel hinauf schaut, werden die Namen Newton, Kepler und Robert Mayer mit dem Glanz der Gestirne sich verbinden, so lange der Dichtung heilige Magie des Menschen Herz bezaubert und begeistert, werden Homer, Dante, Shakespeare und Goethe in unvergänglichem Lichte strahlen. So lange das große Räthsel des Daseins und der Erkenntniß das höchste Interesse des denkenden Geistes erwecken und zu unermüdlichem Forschen antreiben wird, so lange werden Spinoza, Kant und Schopenhauer die großen Leuchten sein, die auf dem einsamen dunkeln Ocean die Richtung bezeichnen.

Aber es giebt berechtigte Gründe, die ein Geschlecht veranlassen können, ein solches sichtbares Zeichen zu stiften, um gleichsam eine heilige Schuld abzutragen. Dahin gehört vor allem das Gefühl der Pietät und der Dankbarkeit, der es einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu verleihen begehrt, sowie auch das Bedürfniß, für das, was Gleichgültigkeit und Unverstand der früheren Zeit verbrochen haben, eine Sühne darzubringen, damit der zürnende Schatten des Verkannten und schwer Gekränkten versöhnt werde, damit nicht ewig, wenn z. B. der Name Kepler genannt wird, nur der bittere Vorwurf:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg, und starb den Hungertod u. s. w.

der Erinnerung des Hörenden sich darbiete.

Eine nationale Ehrenschuld ist es gewesen, durch welche das deutsche Volk sich verpflichtet fühlte, da es seinen großen Dichtern Lessing, Schiller und Goethe, sowie auch seinem Herder und Jean Paul und in neuerer Zeit seinem Uhland, seinen Gebrüdern Grimm, seinem Rückert und Ludwig Richter Denkmäler errichtete oder deren Ausführung vorbereitet. Mit Freude und Stolz begrüßt jeder Deutsche die ehernen Standbilder solcher Männer, die das nationale Geistesleben unendlich bereichert haben und die es bewirkten, daß der deutsche Namen überall im Auslande mit hoher Achtung genannt wurde, lange bevor Deutschland sich zu seiner heutigen politischen Größe emporgeschwungen hatte.

Wo dagegen das Nationale zurücktritt und die höheren, allgemein menschlichen Interessen der Humanität, des geistigen Fortschrittes, der Wissenschaft und namentlich der alles dieses zur höchsten Einheit verbindenden Philosophie in Betracht kommen, wo also der Dank der Menschheit, deren Bannerträger und Vorkämpfer der Gefeierte ist, ausgesprochen werden soll, da handelt das Volk, der hohen Ehre eingedenk, einen solchen Mann wie Galilei, Gutenberg, Columbus, Kant, Lavoisier den seinen nennen zu dürfen, gleichsam nur als Committirter der ganzen Menschheit, deren Solidarität und Gemeinsamkeit durch solche äußere Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung den schönsten Ausdruck erhält.

Darum hat in unseren Zeiten des ungemein gesteigerten Contacts der Völker der schöne Gedanke, den großen Männern der Menschheit durch Beiträge aus allen Theilen Europas und der ganzen gebildeten Welt ein Gedenkbild zu schaffen, das dann auch als ein Symbol des alle Edlen begeisternden Ideals der Verbrüderung der Völker sich erhebt, schon mehr als einmal seine Verwirklichung gefunden. Thorwaldsens Gutenberg in Mainz verdankt sein Dasein einem Appell an die Gebildeten von ganz Europa, vor allem aber der edlen Uneigennützigkeit des großen Meisters selbst, der sich durch den Auftrag geehrt und begeistert fühlte. In gleicher Weise wurden die Denkmäler Spinozas, Giordano Brunos, Rousseaus durch internationale Sammlungen errichtet.

Der Gedanke lag nahe, der Errichtung eines Standbildes für Schopenhauer gleichfalls jene höhere Weihe zu geben, um so mehr als gerade seine Werke, mehr als irgend etwas anderes, ein gegenseitiges Verständniß bisher ganz unabhängiger Gedankenströmungen vermittelten und dadurch eine Verständigung weit entlegener Welten und Völkerkreise anbahnten. Es bildete sich deshalb ein internationalles Comité, das außer hochgeachteten deutschen Namen, wie Brahms, Graf von Schack, Rudolf von Ihering, Karl Hillebrand, Bennigsen u. A. auch die volltönendsten Namen des Auslandes vereinigte, wie Renan in Paris, E. de Laveleye und Gevaert in Belgien, Paul von Lilienfeld in Rußland, Max Müller in Oxford, der in einer Person der würdigste Repräsentant Deutschlands, Englands und des Orients war, Elpis Melena, die begeisterte Vertheidigerin des Rechtes der Thiere, ja sogar, was bis jetzt wohl einzig in seiner Art war, der Name eines indischen Brahmanen Rájah Rámpál Sing schmückte die Reihe der Unterzeichner der Aufrufs. Die Times begleitete die Veröffentlichung dieses Aufrufs mit einer sehr sympathischen Einleitung, worin sie die Bedeutung Schopenhauers besprach, und die mit den Worten schloß: „Es ist gewiß, daß, wenn überhaupt Denkmäler gesetzt werden sollen, Schopenhauer vor Allen ein solches gebührt."

Der Erfolg des Aufrufs bewies, daß das Interesse für den großen Denker und Schriftsteller in weitesten Kreisen sich regt und immer mehr Verbreitung findet. Mehr als zehntausend Mark flossen zusammen, darunter Beiträge aus Ostindien, aus Rußland, aus der Türkei. Die Summe ist bedeutend genug, daß die Ausführung der Idee dadurch sicher gestellt ist, sie ist aber nicht genügend, um, wie geplant war, ein würdiges Denkmal schon jetzt auszuführen. Der Betrag aber und die Namen der Zeichner haben eine gewisse innere Beredsamkeit. Man kann wohl kühn behaupten, daß diese letzteren alle in vollster Unabhängigkeit von äußeren Rücksichten und nur aus innerster Ueberzeugung ihre Beiträge gezeichnet haben. Denn es giebt wohl keine geschlossenen Kreise, weder politische, noch wissenschaftliche, noch confessionelle, nicht einmal sociale, die gegen Schopenhauer nicht entweder innere Abneigung oder offene Erbitterung documentiren.

Die Philosophieprofessoren hat er in allen seinen Schriften, wo immer sich eine Gelegenheit bot, mit Sarkasmen überschüttet, das leere Phrasenthum, das den Massen imponirt, bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt und verjagt, dadurch die Liberalen beleidigt, den religiösen Zelotismus und Obscurantismus, ebenso wie den politischen Absolutismus gebrandmarkt, die unnatürliche Verquickung politischer Rücksichten mit der hoch über allen zeitlichen Interessen stehenden Sache der Wahrheit schonungslos aufgedeckt, das Zeitalter Friedrichs des Großen die einzige Zeit genannt, in der ein wahrer Philosoph, wie Kant, frei und ungehindert reden konnte. Andererseits hat er nicht minder die Flachheit und Absurdität des Materialismus, der sich in der Mitte unseres Jahrhunderts so breit machte und den längst von Kant widerlegten alten Kohl als neue Weisheit wieder aufwärmte, gebührend abgefertigt. Daß das schöne Geschlecht ihm die ungalante Kritik in seinem Capitel „über die Weiber" niemals verzeihen kann, darf uns nicht Wunder nehmen, man kann doch von ihm die Seelenruhe und Objectivität eines Richard Wagner nicht verlangen, der trotz der geringschätzigen Ablehnung seiner Werke und Bestrebungen durch Schopenhauer nicht müde ward, ihn als den großen Philosophen zu preisen, der auch über das Wesen der Musik das Tiefsinnigste ausgesprochen habe, was je gesagt wurde, und in dessen Lehre alle Ideen geborgen lägen, die der wahre Künstler in Zukunft zu entfalten habe. Nicht minder hat Schopenhauer durch die Streiche, die er dem jüdischen Optimismus versetzte, und die bekannten beißenden Ausfälle vom „foetor judaicus" „Judaeis deest verecundia" u. A. eine sehr einfluß- und zahlreiche Klasse arg verstimmt, so daß diese, bei ihrer heute schon ohnehin sehr gereizten Empfindlichkeit, ihn gar für einen Kämpen des albernen und höchst verdammenswerthen Antisemitismus ausschrieen. Man sagt, die Juden seien sehr empfindlich, sie theilen diese Eigenthümlichkeit mit dem ganzen Genus homo sapiens, und da Schopenhauer nicht nur die obenerwähnten Species, sondern das ganze Genus sehr unglimpflich behandelte, indem er ihm den Spiegel vorhielt, der dessen Züge getreu wiedergab ohne Retouche und Schönfärberei, so gesellte sich zu den private griefs und besonderen Klagen der einzelnen Klassen noch eine allgemeine Anklage auf high-treason und Majestätsbeleidigung an der ganzen Menschheit verübt, als deren würdigen Repräsentanten und höchst vortrefflichen Theil eines vortrefflichen Ganzen jedes einzelne Menschenkind sich doch fühlt und höchst würdevoll gerirt. Die harmonisch zusammenklingenden Einzelstimmen, vom näselnden Tone der frommen und gelehrten Herren bis zum schrillen Discant der Frauen, erhielten so durch den zornigen Brummbaß des ganzen Chorus eine höchst effectvolle Unterstützung und so entstand denn ein gewaltiges Tutti, dem der Philosoph mit kühler Stirne und ruhigem Auge gegenüberstand.

Non admirari, non indignari, verum intelligere, hatte Spinoza gesagt. Der Philosoph ist kein Strafprediger, kein Schönredner, sondern

er hat die Dinge so zu schildern, wie sie wirklich sind; sein höchstes Ideal ist die Wahrheit, so dachte Schopenhauer. Aehnlich hatte Montaigne gedacht: Ich kann den Menschen nicht als das Wesen höchster Vollkommenheit darstellen, was er allein hören möchte, sondern ich schildere ihn tel que je le trouve, un être ondoyant et divers. Dafür strahlen aber auch Montaignes Werke in unvergänglichem Zauber, während ganze Sündfluthen ehemals hochgepriesener Moralisten vom Meere der Vergessenheit verschlungen sind.

Was für die Musik die reine Harmonie, das ist für die Philosophie die lautere Wahrheit. Volle, rückhaltlose Aufrichtigkeit, unumwundenes, durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenktes Aussprechen der Wahrheit oder zum wenigsten der innersten Ueberzeugung, das allein unterscheidet den wahren Philosophen von den Götzendienern des Erfolges und der im Augenblick zur Geltung gelangten Meinungen.

Ein echter Philosoph, weil ein begeisterter Anhänger und furchtloser Verkünder dessen, was ihm als die Wahrheit erschien, war Schopenhauer. Wer bei der Nachwelt gelten will, der muß der Mitwelt mißfallen, das hatte er früh bei sich erwogen und darnach seinen Entschluß gefaßt. Denn es ist ja schon in Fabeln, Parabeln und Sprüchen oft genug gesagt worden, daß es kein gefährlicheres und bedenklicheres Unternehmen giebt, als ein freimüthiges Aussprechen der Wahrheit, daß zu jedem Opfer bereit, auf jede Mißachtung, jede Anfeindung vorbereitet sein muß, wer wie Abba Gloss Leczeka von innerem Drange zum Reden getrieben wird und nicht wie der kluge Mendelssohn ein vorsichtiges, zurückhaltendes Schweigen zu beobachten vermag.

Jene Nachwelt, an die Schopenhauer appellirt hat, für die er gelebt und geschrieben hat, wird kommen und ihm gerechte Würdigung angedeihen lassen, darüber kann kein Zweifel obwalten. Einstweilen befindet sich seine Gemeinde, die seine Gedanken zu verstehen und zu beurtheilen im Stande ist, noch in der Diaspora, während seine Gegner geschlossenen Kreisen angehören, die, wie bemerkt, persönlicher Unmuth und beleidigtes Gemeingefuhl zu der oberflächlichsten, vom Willen, aber nicht von der Einsicht dictirten Aburtheilung veranlassen. Tröstlich ist, daß von den Anhängern jeder seinem eigenen Urtheil, seiner vollsten Ueberzeugung, die durch Kenntniß der Sache gewonnen ist, folgt, während die Anderen meist nur der Spur nach urtheilen und verdammen.

Das mögen die Gründe sein, die als ausreichende Erklärung der ungenügenden Betheiligung bei den Sammlungen gelten können, die aber auch jedem einzelnen Beitrag einen höheren Werth verleihen, als bei sonstigen Gelegenheiten vielen Hunderten zukommt. Denn sicher war in diesem Falle das Motiv durchaus rein, auch über jede mögliche Anzweifelung erhaben, da die Spende Niemanden zu Dank, der großen Menge aber zum Verdruß und Aergerniß, dargebracht wurde.

Noch einen Gesichtspunkt hätte ich zu berühren, den nationalen. Es scheint unglaublich, daß in einer Nation, welche einen so eminenten Denker, der zugleich als ein klassischer Schriftsteller überall anerkannt wird, dessen geistige Wirksamkeit schon in den entlegensten Theilen der Welt ihre Spuren zeigt, mit Stolz den ihren nennen darf, dieses Gefühl sich nicht schon längst ausgebildet haben sollte, daß man vielmehr erst auf äußeren Anstoß und den Vorgang fremder Volksgenossen habe warten müssen, um sich zu besinnen, welcher Genius aus dem Volksgeiste entsprungen, dann aber verkannt, geschmäht und ignorirt worden sei. Und das sollte in dem Vaterlande Kants, bei der Nation, die sich mit Vorliebe „das Volk der Denker" nannte und nennen hörte, geschehen sein?

Gleichwohl ist es so. Das bigotte, von religiösen und politischen Vorurtheilen umstrickte England hat ja wohl seinem Darwin gleichfalls Schwierigkeiten aller Art bereitet, und nicht minder als bei Schopenhauer empörte sich der menschliche Hochmuth gegen seine Anschauungen. Aber als die Kunde von seinem Tode erscholl, da waren alle Bedenken, selbst die religiösen, verschwunden, da ging nur Eine Stimme durch das Land: „Er ist eine Größe unserer Nation und darum gebührt ihm eine Grabstätte bei unseren Großen, in unserem Nationalheiligthum, der Westminsterkirche!" Geziemt es uns Deutschen wohl noch über „das vom Nutzen allein beherrschte, der Freiheit des Denkens durch seine bischöfliche Kirche beraubte Albion" pharisäisch die Nase zu rümpfen? War es doch dieses nämliche „bigotte, von Vorurtheilen umnebelte" England, von dem die erste eingehende Besprechung und Würdigung Schopenhauers, der erste Hahnenruf, der den kommenden Tag verkündete, ausging, was, wie wir wissen, den vereinsamten Denker sehr freudig berührte.

Und dies ist nicht das einzige beschämende Beispiel. Ein anderer großer Denker, der bereits erwähnte Robert Mayer, wurde von seinen Landsleuten — trotz aller später versuchten Beschönigungen — einfach ignorirt und harrt auch heute noch der gerechten Anerkennung, nachdem der Engländer Tyndall zuerst laut der Welt seinen Ruhm verkündigt, seinen tiefsinnigen philosophischen Geist, der in die letzten Fundamente des naturwissenschaftlichen Denkens hinabgedrungen, gerühmt und in Folge des sehr timiden Aufrufes, der zu Beiträgen zu einer bescheidenen Büste aufforderte, tausend Mark als Ausdruck seiner Verehrung und Bewunderung gezeichnet hat! Ehre sei diesem Tyndall! Was er wohl denken mag, wenn er hört, daß deutsche gelehrte Genossenschaften Preisfragen ausschreiben über die geschichtliche Entwickelung des Princips der Erhaltung der Kraft, in denen der Name Robert Mayer nicht einmal genannt ist?

Es ist eine alte Klage, sie ist nicht von heute. Vor Kurzem las ich in der Allgemeinen Zeitung die bittere Aeußerung eines genialen Denkers des sechzehnten Jahrhunderts, des vielgeschmähten und verketzerten Theophrastus von Hohenheim. Dieser große und unerschrockene Geist, der vor

mehr als 350 Jahren zuerst es wagte, mitten im Zeitalter lateinischer Gelehrsamkeit der deutschen Sprache an einer deutschen Hochschule sich zu bedienen, so die folgenreiche That des Thomasius um hundert Jahre anticipirend, der ein Jahrhundert vor Descartes und Bacon schon von der trockenen Bücherweisheit der Schule auf die ewigen Quellen Natur und Erfahrung hinwies, wurde dafür von dem Fanatismus der bornirten, aus der Sicherheit ihrer chinesischen Mauer aufgescheuchten Gelehrsamkeit auf's Unwürdigste mit Schmach, Verleumdung und Hohn überschüttet, so daß sein Bild Jahrhunderte lang eine Fratze, sein Name (Bombast) als das Symbol des Aberwitzes galt und erst unsere Zeit anfängt, seinem Andenken gerecht zu werden. Rührend ist die Klage, die er erhebt, da er des Scheiterns seiner großen und umfassenden Reformideen bewußt wird. „Ich unterliege, weil ich allein bin, weil ich neu bin, weil ich deutsch bin."

Auch Schopenhauer wußte, daß er allein sei und lange Zeit allein bleiben werde, weil er neu war, weil das Alte, das Herkömmliche bei den Menschen eine Geltung habe, die anzutasten bald für Frevel, bald für eitles Beginnen gehalten werde.

Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.

Aber dieses Schicksal nahm er mit Ergebung hin, er wählte es mit vollem Bewußtsein, wissend, was ihm bevorstehe. Große neue Wahrheiten willig und verständig aufzufassen, dazu ist die Menschheit, dieser langsame und widerspenstige Zögling, nicht geschaffen. Dazu bedarf es der Zeit, in der alles Große erst wirken und wachsen und sich entfalten muß. Dagegen mit Bitterkeit und innerm Unmuth sprach er offen aus und klagte darüber, daß er allein sei, weil er deutsch sei.

In einem Berliner Friedhofe ruht vom schweren Lebenskampfe ein bescheidener Tondichter, der aber viele Tausende durch den Zauber seiner lieblichen Melodien entzückt hat und noch fortwährend erfreut. Seine Grabschrift lautet:

Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Der Neid flieht diesen Ruheort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort.

Tief wehmüthig lautet diese Klage der heiteren Liederseele, ernst, zürnend und tragisch erschütternd erklingt sie, wenn ein Genius wie der Maler Anselm Feuerbach oder ein Richard Wagner sie anstimmt. Wie beschämend für jeden Deutschen ist der Lebensgang des ersteren, wenn er sieht, wie die genialsten Inspirationen ohne die treue Hülfe der in ihrem Glauben niemals wankenden Mutter in dem aufreibenden Kampfe mit „Noth und Neid" hätten verkümmern müssen! Und Richard Wagner zum gemeinsten Frohndienste verdammt, um nur sein Leben zu fristen, wenn nicht ein Einziger seine Bedeutung und sein Streben erkannt, durch den

Strahl königlicher Huld das Dunkel verscheucht und Deutschland die reichen Gaben seiner Muse gerettet hätte!

Was Schopenhauer gegen Deutschland auf dem Herzen hatte, das hat er an vielen Stellen überdeutlich ausgesprochen.

Wer ihm seine bitteren Ausfälle verübeln wollte, der erwäge, wie es damals in unserem Vaterlande aussah. Bald nach dem Tode Kants, des klarsten und tiefsten philosophischen Geistes, den je die Welt gesehen, trat eine Zahl von falschen Propheten auf, die kecke Anmaßung für geniale Inspiration, verworrenes und dunkeles Phrasengeflecht für Tiefsinn ausgebend, das große folgenschwere Werk Kants einfach ad acta legen zu können sich vermaßen, ja den unerhörtesten Unsinn, wie z. B. daß der Begriff, das späteste und abstracteste Product des denkenden Vermögens, das wahre Wesen der Welt sei, für die tiefste und letzte Weisheit, bei der nun also der Verstand stille zu stehen habe, ex cathedra zu proclamiren sich nicht entblödeten. Staunend hörte die Menge die neuen und wichtigen Offenbarungen, die durch sehr zeitgemäße Argumente, wie daß nur auf unserem Planeten die Weltvernunft ihren Sitz haben könne, daß Preußen der Staat der reinen Vernunft sei und daß, wer nicht an die „dialektische Bewegung des Begriffes" glaube, eigentlich des Materialismus verdächtig, also ein schlechter Christ und gefährlicher Unterthan sei, auch bei der Staatsgewalt sich insinuirten und von dieser protegirt wurden. Eine Unzahl von geistlosen Scribenten drängte sich um die so patentirten Götzen, suchte ihren Jargon nachzuahmen und sie selbst als Heroen der Philosophie auszuposaunen, um von ihnen wieder ein Loblein zu erhaschen, bis endlich die Orgie der tollgewordenen Vernunft durch den allgemeinen Katzenjammer und das Hohngelächter des Auslandes ein ebenso prosaisches als klägliches Ende nahm. Wie viel gesunde Kraft, wie viel jugendliche Begeisterung in dem unsinnigen Treiben elend gescheitert, auf Irrwege geführt und nutzlos vergeudet worden ist, davon erzählt keine „Geschichte der Philosophie".

Inmitten dieses tollen Fastnachtspieles, das man mit Bewußtsein erlebt haben muß, um den ganzen Abgrund von Aberwitz und leerem Phrasenthum zu ermessen, die sich damals überall — in Salon, Hörsaal, Schrift und Rede — breit machten, erklang die helle Stimme Schopenhauers, des echten Philosophen und wahren Nachfolgers Kants. Wie er selber in treffendem Bilde sagt, machten die Korybanten einen furchtbaren Lärm, damit nicht die Stimme des neugeborenen Jupiter vernommen würde. Und das gelang ihnen denn auch so vortrefflich, daß der große Denker und klarste Schriftsteller, der ganz abgesehen von dem überreichen Gehalt seiner Schriften, durch die bloße Lectüre schon hohen Genuß gewährt, beinahe seine ganze Lebenszeit unbeachtet blieb und erst am späten Abend den Stern erblickte, der ihm ankündigte, daß sein Tag bald anbrechen werde.

Daß das Cliquenwesen, die gegenseitige Lobes-Assecuranz des deutschen Gelehrten- und Professorenthums mit ihrer Devise:

Nul n'aura de l'esprit que nous et nos amis

dabei eine große Rolle gespielt hat, kann wohl von keinem Unbefangenen, der einmal hinter den Vorhang geschaut und die Motive, die ziemlich unverhüllt als Drähte die Figuren in Bewegung setzen, erkannt hat, in Abrede gestellt werden. Das war wohl zu allen Zeiten so, ist aber sicher in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts viel schlimmer geworden, als in der ersten. Denn damals galten doch noch echte Größen, der Geist Kants, Schillers, Lessings, Goethes war noch überall lebendig und gegenwärtig, das Schaffen und die Kritik inspirirte sich durch sie. Wer aber die Unbekanntschaft der heutigen Jugend mit jenen Geistesheroen und die Gründung literarischer Größen in unserer Zeit erwägt, den muß einerseits tiefes Mitleid, andererseits gründlicher Ekel erfassen. Zunft, Gründerthum und Reclame scheinen die drei Sterne am literarischen Himmel, die allein den Erfolg sichern: In hoc signo vinces.

Haben sich aber die Zeiten nicht geändert oder nur zum Schlimmern geändert, so hat sich doch das Verhältniß des Mannes zu den Zeitgenossen geändert. Schopenhauer, der lebende, durfte seinem Unmuth über die Misère der Geistlosigkeit und engherzigen Beurtheilung, die ihn überall anstarrte, einen derben Ausdruck verleihen, Schopenhauer, der Verklärte, dessen Geist überall zu wirken und zu schaffen beginnt, steht hoch über jener conspiration des valets contre leurs maîtres, wie Chamfort sagt. Der Genius triumphirt, er wandelt in den Gefilden der Unsterblichen und sendet von dort seine Strahlen bereits kommenden, glücklicheren Geschlechtern zu. Von ihm gilt jetzt was Horaz in stolzem Bewußtsein einst von sich rühmte:

neque in terris morabor
Longius, invidiaque major
Urbes relinquam.

Daß aber das deutsche Volk, sich selber zu ehren und schweres Verschulden gut zu machen, damit auch vielleicht künftigem Verschulden vorzubeugen, den Manen seines großen Sohnes eine sühnende Anerkennung darzubringen habe, und erst dadurch vor sich selbst und dem Auslande wird gerechtfertigt dastehen können, daran zu erinnern und zu mahnen, sind diese Zeilen geschrieben worden.

Dir aber, großer Genius, geschehe, wie Du gehofft und geglaubt hast. Du hast an den endgültigen Sieg der ehrwürdigen und erhabenen Wahrheit geglaubt, Du hast diesen Glauben unerschütterlich festgehalten und bewährt in einem Leben voll Arbeit, Entsagung und Verkennung. Möge Deine Lehre und Dein Beispiel auch Andere erwecken und begeistern, und mögen alle edlen Seelen, die den Beruf in sich fühlen, der Wahrheit zu dienen, sie zum Heile der Menschheit mit allen Kräften ihres Geistes

und Herzens zu fördern, Troſt, Ermuthigung und ausharrende Geduld ſchöpfen aus Deinen herrlichen Worten:

„Und zum Troſte derer, welche dem edlen und ſo ſchweren Kampf gegen den Irrthum, in irgend einer Art und Angelegenheit, Kraft und Leben widmen, kann ich mich nicht entbrechen, hier zu ſagen, daß zwar ſo lange als die Wahrheit noch nicht daſteht, der Irrthum ſein Spiel treiben kann, wie Eulen und Fledermäuſe in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuſe die Sonne zurück in den Oſten ſcheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollſtändig ausgeſprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, der alte Irrthum ſeinen breiten Platz nochmals ungeſtört einnehme. Das iſt die Kraft der Wahrheit, deren Sieg ſchwer und mühſam, aber dafür, wenn einmal errungen, ihr nicht mehr zu entreißen iſt.“

Preußen und die Konstitution.

Ein Aufsatz von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Aus seinem Nachlasse mitgetheilt von

Heinrich Meisner.*)

— Berlin. —

Ueberblicken wir die neuere Geschichte, so erfaßt uns unwillkürlich ein ernstes Gefühl, wehmüthig und erhebend zugleich. Zerfallene Burgen liegen einsam in der Abendstille, aus den Thälern schallt verworrenes Geräusch herauf, in dem noch keine Stimme zu unterscheiden, und ferner Glockenklänge dazwischen, wie die Abschiedslaute einer untergegangenen Zeit. — Aber auf den Trümmern der Burgen spielen fröhlich rothwangige Knaben, und aus allen Mauerritzen, das morsche Gestein sprengend, treibt und ranket frisches Grün, niemand weiß, wohin es sich breite; die

*) Der bevorstehende hundertjährige Geburtstag Eichendorffs bietet den Anlaß zur Veröffentlichung des hinterlassenen Aufsatzes, welchen ich in den Papieren des Dichters gefunden habe, als ich dieselben behufs einer neuen Auswahl seiner Gedichte einer Durchsicht unterzog. Der Dichter hatte auch diese Arbeit zum Druck bestimmt, wie aus einer Notiz in der Lebensskizze vor den Werken Eichendorffs hervorgeht, und zwar bildet sie mit dem in seinem „literarischen Nachlaß" herausgegebenen Aufsatze „Ueber Verfassungsgarantien" in dem vorliegenden Manuscript ursprünglich ein Ganzes. Die Zeit der Abfassung fällt in das Ende der dreißiger Jahre. Wird die Mittheilung den Freunden des Dichters schon um des Namens des Verfassers willen willkommen sein, so dürfte diese politische Skizze auch ihrem Inhalte nach die hervorragendste Achtung verdienen, da sie eine gewichtige Urkunde dafür ist, welche Stimmung in den ministeriellen Kreisen jener Zeit, zu denen Eichendorff als vortragender Rath im Kultusministerium zählte, über den Konstitutionalismus geherrscht hat. Der Herausgeber.

Ströme und Wälder rauschen noch immer fort wie damals, durch alle Wipfel fliegt ein scharfes Leuchten, und mit freudigem Schauer gewahren wir, daß es Morgenroth ist, was wir für versinkende Abendröthe gehalten.

Was die Welt verwandelt hat, ist schon vielfach, eben so gründlich als geistreich gesagt worden. Fassen wir aber die Gegenwart schärfer in's Auge, so können wir es uns nicht länger verhehlen, daß dieser neugestaltende, fast dreihundertjährige Kampf noch keineswegs beendigt oder geschlichtet sei. Es ist noch immer ein und derselbe Grundtrieb, welcher, in seinem ersten Jünglingsfeuer die Bande des kirchlichen Absolutismus durchbrechend, durch wechselseitige Opposition neues Leben in die Kirche gebracht, dann, gleichsam müde von solchem Riesenkampf, als Aufklärung aus den Studirstuben der Gelehrten die Welt mit aufdringlicher Nützlichkeit langweilte, und, nachdem er sich dort erholt und wissenschaftlich begründet, nunmehr erst praktisch in das äußere Leben hinaustritt und die politischen Elemente des gesellschaftlichen Verbandes zur Rechtfertigung vor seinen Richterstuhl fordert. Diese ideale Bewegung geht indeß begreiflicherweise nicht unmittelbar vom Volke aus. Ueberrascht vielmehr, planlos, blöde, zaudernd und ungeschickt vertheidigt fast überall die zähe Masse Schritt vor Schritt die Erbschaft mächtiger Gewohnheit und den angestammten Boden historischer Heimat und nationaler Erinnerungen, den ihnen, ehe sie sich dessen versehen, die gewandteren Gegner unter den Füßen hinweg disputiren. Denn der Kampf wird mit ungleichen Waffen geführt. Während die vom Rost der Zeit angefressene Pietät der Altgläubigen eher die Luft als jene Eroberer verwundet, schießen diese hageldicht mit scharf geschliffenen Zweifeln. Der Zweifel aber ist der Talisman, der, wo er auch nicht trifft, jeglichen Zauber löst.

Die Verständigen haben das Dach von der Weltbühne geschäftig abgebrochen, daß das Tageslicht plötzlich zwischen die Koulissen einfiel; die verblüffte Menge bemerkte nun mit Erstaunen, daß die Heldengestalten, die dort agirt, eigentlich doch auch nur Menschen waren, wie sie; es wollte ihnen nach und nach gemuthen, als seien manche Prachtgewänder da oben schon ein wenig abgetragen und farblos geworden, ja die Keckſten meinten am Ende, es hänge unter solchen Umständen doch nur von ihnen ab, sich da mit hineinzumischen und auch ein Stück Historie aus dem Stegreif zu improvisiren — und das arme, ausgenüchterte Volk lacht, mehr oder minder roh, über seinen bisherigen Aberglauben, der noch vor Kurzem alle Seelen entzückt, gereinigt und erschüttert hatte. Wo, frage ich, liegt nun die Täuschung: in jener gläubig sittlichen, begreifenden Anschauung, die die bretterne oder die Weltbühne erst bedeutend macht, oder in jener prosaischen schelen Wahrheit?

In eine leidliche Illusion wieder hereinzukommen, wenn man einmal in's Lachen gerathen, gehört unter die unmöglichsten Dinge, wie ein jeder

schon vor der bretternen Bühne, welche die Welt bedeuten soll, sattsam erfahren mag. Auch ist es ganz gut, daß in den romantischen Mondschein, der die früheren Jahrhunderte wunderbar beglänzte, das morgenkühle, scharfe Tageslicht noch zeitig genug hereinbrach, um die Klüfte und Spalten der längst unterwaschenen und verwitterten Felsen zu beleuchten, die sonst unerwartet über den Häuptern der Sorglosen zusammengestürzt wären. Nicht darin liegt das Uebel, daß der Verstand, im Mittelalter durch gewaltigere Kräfte der menschlichen Natur überboten, sein natürliches Recht wieder genommen, sondern darin, daß er nun als Alleinherrscher sich keck auf den Thron der Welt gesetzt, von dort herab alles, was er nicht begreift, und was dennoch zu existiren sich herausnimmt, vornehm ignorirend. Denn jede maßlose Ausbildung einer einzelnen Kraft, weil sie nur auf Kosten der anderen möglich, ist Krankheit, und so geht oft eine geistige Verstimmung durch ganze Generationen und giebt der Geschichte unerwartet eine abnorme Richtung.

So geschah es denn auch, daß wir in der That alle alten Institutionen, an denen zahllose frühere Geschlechter andächtig gebaut, von der deutschen Reichsverfassung bis zu den Handwerkszünften herab, in unglaublich kurzer Zeit von der Erde verschwinden sahen. Zwischen dem geworfenen Gestein in der ungeheueren Staubwolke laufen nun Bauverständige und Projektenmacher vergnügt mit dem Richtmaaß umher, und kalkuliren über Anschläge, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt das Volk ohne sonderliche Wehmuth oder Erwartung, in der Einsamkeit von einem epidemischen Unbehagen beschlichen, das sich vor langer Weile von Zeit zu Zeit durch unruhige Neuerungssucht Luft macht. Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Uebergangsperioden, wo das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben oder zu hassen haben, es will vor allen eine Heimat haben in vollem Sinne, d. i. seine eigenthümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen. Es möchten hier die schönen Worte Fichtes wohl passen: „Wir philosophirten anfangs aus Uebermuth und verloren darüber die Unschuld; da schämten wir uns unserer Nacktheit und philosophiren nun aus Noth, um der Erlösung willen."

Daß es bei solchem nihilistischen Interimisticum nicht verbleiben kann, wird ohne Zweifel von allen zugestanden. Woher aber die Erlösung kommen, wie ein neuer, realer Zustand herbeigeführt und begründet werden soll, darüber spaltet sich die Meinung. Die Hilfe kommt freilich immer von oben. Aber nach dem Wahrspruch: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott," müssen wir doch wohl schon selber rüstig Hand an's Werk legen,

denn der Himmel liegt überall nicht wie ein Wirthshaus bequem an der Heerstraße, sondern will erobert sein.

Ueber der Lösung jener Frage nun haben sich zwei Hauptparteien geschieden, die einen rechts, die anderen links hin, welche, wie wir gern annehmen, beide das Beste, wenngleich auf entgegengesetzten Wegen, redlich wollen, in der Hitze des Streites aber nach und nach so weit auseinander gekommen sind, daß die wechselseitigen Stimmen kaum mehr vernehmbar herüber und hinüber klingen. Die einen finden die Rettung nur in der Restauration des Alten, und betrachten alles Vorstreben der persönlichen Freiheit als rebellische Auflösung. Ihre Doctrin läuft wesentlich auf das Haupt-Dogma hinaus, daß alle Gewalt im Staate von Gott, und daher, wie dieser, nothwendig absolute Einheit sei, welche von oben herab, gleichsam als göttliche Offenbarung, allem Besonderen erst Recht, Bedeutung und Richtung, aller Persönlichkeit, im Wege der Delegation, erst Geltung verleihe. Dagegen ist einzuwenden:

1. daß — da die ganze Geschichte eigentlich eine fortgehende Offenbarung ist — jene ursprüngliche Göttlichkeit auch von jeder bloß factischen Gewalt, z. B. in Republiken, für sich in Anspruch genommen werden könnte,

2. daß an sich todte Theile niemals ein lebendiges Ganze geben, und mithin auch die wahrhafte Einheit nur in der eigenthümlichen Freiheit der Einzelnen ihre eigene Freiheit, Bedeutung und Kraft haben kann, und

3. endlich, daß das Leben des Einzelnen wie der Völker nichts Stillstehendes, sondern, eben weil es lebt, eine ewig wandelnde fortschreitende Regeneration sei, und daß es demnach ein, wo nicht frevelhaftes, doch jedenfalls vergebliches Beginnen wäre, irgend einen historischen Zustand, der nur als einzelnes Glied der großen Kette relative Bedeutung hat, als Norm für ewige Zeiten festhalten zu wollen. —

Wie in Tieck's Zerbino sieht man daher diese Parthei die große Welt-Komödie Scene für Scene mühselig zurückdrängen, während hinter ihrem Rücken das Stück sich unbekümmert weiter fortspielt.

Die Anderen, welche sich links gewandt, dagegen stürmen athemlos vorwärts, den angeblich jungen Tag anzubrechen. Ohne Vorzeit und Ueberlieferung, als gelte es, ganz von neuem die Welt zu erschaffen, summiren sie schlechthin alle Persönlichkeiten als eine souveraine Macht, welche wiederum, gleichviel wen, als Ohnmacht zur Handhabung der nöthigen Ordnung bevollmächtigt, und von diesem Verwalter kläglich Schwarz auf Weiß eine Kaution sogenannter Garantien sich ausstellen läßt.

Diese Ansicht leidet an dem Grundirrthum, daß die Vielheit, die Summa aller freien Persönlichkeiten, welche nothwendig eben das Wandelbare und den Wellenschlag der Zeit darstellt, schon an sich Einheit und eine feste Grundlage sei. Von der Entzweiung daher ausgehend, setzt sie

in ihrer sogenannten Ohnmacht — ihre Kreatur und Herrschaft zugleich — von Haus aus zwei unorganische feindliche Gewalten im Staate, statt eines lebendigen Mittelpunktes, das trennende Mißtrauen als Lebensprinzip statt der bindenden Liebe. Beide Systeme aber in ihren Endpunkten sind bloß negativ, jenes will im Namen des natürlichen Rechts alles Positive niederreißen, dieses über dem, einmal nicht wieder zu belebenden Schutte, nichts Neues wieder aufbauen. — Lebendiges Heil, wie es scheint, wird daher nur in der Mitte dieser streitenden Meinungen gefunden werden. Wir meinen nicht jene mechanische Mitte, welche in allgemeiner Mittelmäßigkeit eine Kraft durch die andere aufzuheben und somit die Schaukel der Zeit nothdürftig in gleichgültiger Schwebe zu erhalten versucht, sondern jene Höhe *über* dem Streit, auf welche die Regenten von Gottes Gnaden berufen. Außerhalb des wüsten Gedränges ungehindert vor- und rückwärts sehend, sollen die Freigestellten die ewigen Gebirgs-Züge, wie den wandelbaren Gang der Ströme, überschauen, gleich einer Völker-Karte, auf der das Chaotische allmälig in Massen sich sondert und färbt. Sie sollen erkennen, daß dem Streite da unten zwei mächtige Elemente zum Grunde liegen: der lebendige Freiheitstrieb einerseits, auf dem die Bewegung, die Ehre und die Individualität der Nation beruht, und andrerseits das tiefe Natur-Gefühl der heimatlichen Anhänglichkeit, der Treue und des Gehorsams, jene stille fromme Genüge in der Menschenbrust, welche wie der Glockenklang einer unsichtbaren, gemeinsamen Kirche durch alle Zeiten und Völker geht. Beide Grundkräfte bedingen einander wie Recht und Pflicht, man könnte sie die Zentrifugal- und die Zentripetal-Kraft des politischen Universums nennen, die eine unablässig nach dem Umkreis, nach Vereinzelung, die andere nach einem allgemeinen Mittelpunkte ringend, beide, selbst mitten im Kampf, die Aufgabe einer höheren Weltordnung andeutend.

Wie aber, frägt man nun, vermag eine Regierung in diesem gährenden Kampfe widersprechender Elemente jene Höhe zu halten und dieser sich zu bemeistern? — Sie übe vor allem *Gerechtigkeit*, in dem sie ohne Haß oder Vorliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hört, das Verkehrte entschieden abweist und dem Billigen und Rechten redlich sein Recht verschafft. Sie halte ferner *Maaß*, in dem sie vor jedem Extrem, diesem Mißbrauche der Wahrheit, sich hütet, das Richtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlägt, und weder eigensinnig an das Alte sich hängt, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig vorgreift. Sie walte endlich mit *Liebe*, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüg sich gebärden, nicht unterdrückt, sondern sie zu veredeln, und so mit zu einer höheren Versöhnung zu befähigen trachtet.

Das ist ja eben die Aufgabe der Staatskunst, die Räthsel der Zeit zu lösen, und den blöden Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker

zur klaren Erscheinung zu bringen. Sie ist kein abstractes Spiel mit feststehenden algebraischen Formeln, sondern eben eine lebendige Kunst, welche das frische wechselnde Leben, nach seinen, unter allen Wechsel erhabenen höchsten Beziehungen, in jeden Moment lebendig aufzufassen und schön und tüchtig zu gestalten hat. Ja selbst ihre, durch alle Jahrhunderte gefuhlte Unzulänglichkeit, das Beste vollkommen darzustellen, ist nur eine Bürgschaft mehr, daß sie, wie alles Große, vom irdischen Boden vermittelnd in ein höheres Gottesreich hinüber langt, und daß mithin, in solchem höherem Sinne, alle Gesetzgebung nur provisorisch ist.

Es dürfte interessant und lehrreich sein, näher zu prüfen, in wiefern die jetzigen Staaten die Zeit erkannt und jene Aufgabe praktisch zu lösen unternommen haben. Es ist daher der Zweck gegenwärtiger Blätter, eine solche Prüfung zunächst insbesondere in Beziehung auf Preußen zu versuchen, theils weil das Letztere, nach seinem ganzen Verhältniß, mit allen anderen Staaten Deutschlands in steter Wechselwirkung steht, theils weil dazu durch mannichfache, in neuester Zeit laut gewordene Zweifel, Mahnungen und Tadel gegen Preußen besondere Veranlassung gegeben ist.

Um jedoch hierbei sogleich in die Mitte der Sache zu kommen, sei es erlaubt, die Untersuchung an diese Stimme einer weit verbreiteten Meinung unmittelbar anzuknüpfen.

Schon seit geraumer Zeit nemlich äußern sich öffentliche Blätter, namentlich in Süd-Deutschland, mehr oder minder bitter darüber, daß Preußen, das durch Intelligenz, politische Stellung und geographische Lage vorzüglich berufen sei, die zeitgemäßen Interessen Deutschlands zu umfassen und zu entwickeln, diesen sich mehr und mehr entfremde, und in dem allgemeinen Anlauf der neuesten Zeit nach dem angeblich alleinigen Ziele der Völkerwohlfahrt sich, wo nicht hemmend, doch gleichgiltig und ohne lebendige Theilnahme verhalte.

Auf diese Reden wäre an sich, so lange sie als die Meinungen Einzelner erscheinen, wie sie die Woge der Zeit jetzt zahllos emporhebt und wieder verschlingt, kein sonderliches Gewicht zu legen. Seitdem aber sind diese Stimmen nicht nur in die Tageblätter auch des nördlichen Deutschlands eingedrungen, sondern sie haben selbst in den Stände-Versammlungen der konstitutionellen deutschen Staaten einen bedeutenden Wiederhall gefunden, welcher auf die Regierungen dieser Staaten — gleichviel ob in grundsätzlicher Uebereinstimmung oder nur durch den Drang der Umstände — einen unverkennbaren Einfluß auszuüben anfängt.

Es erscheint daher auch schon in dieser Beziehung an der Zeit, in dieser Angelegenheit eine allgemeine Verständigung eintreten zu lassen und ein störendes Mißverhältniß zu lösen, dem zum Theil unklare Ansicht der politischen Verhältnisse überhaupt, größtentheils aber eine auffallende

Unkenntniß von dem, was in der letzteren Zeit in Preußen geschehen ist, zum Grunde liegt.

Zuvörderst wird der unbestimmte Vorwurf, als wolle Preußen im deutschen Staaten-Verbande sich isoliren, durch die offenkundige Erfahrung leicht zu beseitigen sein, daß eben Preußen in der letzten Zeit fortwährend die Politik beobachtet hat, eine innigere Vereinigung der deutschen Staaten, selbst mit eigener Aufopferung, herbeizuführen. Denn in diesem Sinne sind die Handels-Verträge mit Mecklenburg-Schwerin, den freien Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck, mit Baiern, Württemberg, der Zollverband mit Hessen-Darmstadt, den Anhaltinischen Ländern und anderen kleinen deutschen Staaten, zum nicht geringern Vortheil der Letzteren, abgeschlossen worden.

Außer dem soeben erwähnten Vorwurf aber laufen die oben gedachten Deklamationen wesentlich darauf hinaus: daß Preußen, die Anforderungen der Gegenwart an politische Freiheit verkennend oder übersehend, in seinen Institutionen hinter dem allgemeinem Aufschwunge der Zeit zurückgeblieben, und inmitten allgemeiner Verjüngung politisch veralte.

Zur Würdigung dieser Behauptung dürfte es, bei der vorhandenen Verwirrung der verschiedenartigsten Stimmen, nöthig sein, vor allem sich darüber specieller zu verständigen was denn die Stimmführer der Gegenwart eigentlich wollen, d. h. was die Vernünftigen und Wohlgesinnten — denn nur von diesen kann überall die Rede sein — unter dem Titel politischer Freiheit eigentlich in Anspruch nehmen? Es wird, nach Beseitigung alles Unmöglichen, also an sich Verwerflichen, allgemein in der Forderung bestehen, daß die Mittel materieller und intellectueller Erhaltung und Vervollkommnung allen Mitgliedern des Staates ohne Unterschied gleichmäßig gewährt, und diesen beiden Hauptinteressen durch die Interessenten selbst, also durch Stände, im Staate vertreten werden, da eben diese Interessen in ihren verschiedenen Modifikationen sich historisch als Stände gestalten.

Die Aufgabe aber, einen solchen erwünschten Zustand zu begründen, kann der Staat natürlicherweise nur durch seine innere Gesetzgebung genügend lösen, von deren Beleuchtung daher die obengedachte Prüfung überall auszugehen haben wird.

Betrachten wir nun die innere Gesetzgebung Preußens vom Jahre 1807 ab — also in einer Zeit, wo die Verfassungssucht sich noch keineswegs laut machte — so bemerken wir in derselben leicht den durchgehenden, organischen Zusammenhang zweier politischer Haupt-Tendenzen, nach denen sämmtliche bedeutende Gesetze sich in zwei Hauptklassen unterscheiden lassen, in solche, deren vorzüglicher Zweck Hinwegräumung aller Hindernisse persönlicher und gewerblicher Freiheit ist, und in solche, wo das Bestreben vorwaltet, die hiernach Emancipirten für den würdigeren

Zustand heranzubilden, sie auf dem neu gewonnenen Boden der Freiheit wirklich heimisch zu machen.

Wir wenden uns, wie billig, zunächst zu den Ersteren. — Sogleich das Edikt vom 9. October 1807, die Verhältnisse der Landbewohner betreffend, geht von der allgemeinen Ansicht aus, daß es eben so wohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirthschaft gemäß sei, Alles zu entfernen, was den Einzelnen hindert, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maaß seiner Kräfte zu erreichen fähig ist.

Dasselbe beginnt daher mit Aufhebung der, jener wohlwollenden Ansicht vorzüglich entgegenwirkenden Beschränkungen, indem es alle Einwohner des Staates in einer ihrer wesentlichsten Beziehungen, nemlich auf Besitz und Genuß von Grundstücken, möglichst ganz gleichstellt. Jeder Einwohner ist zum Besitz von Grundstücken aller Art, der Adliche also zum Erwerb auch bürgerlicher und bäuerlicher Besitzungen, der Bürger und Bauer zum Besitz adelicher Güter, ohne besondere Erlaubniß, berechtigt. Alle Vorzüge, welche bei Güter-Erbschaften der adliche vor dem bürgerlichen Erben hatte, so wie die, bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlicher Rechte, sind aufgehoben. Ein gesetzliches Vorkaufs- und Näher-Recht soll fernerhin nur bei Lehns-Obereigenthümern, Erbzinsherren, Erbverpächtern, Miteigenthümern und da eintreten, wo eine mit anderen Grundstücken vermischte oder von ihr umschlossene Besitzung veräußert wird. Die Besitzer an sich veräußerlicher Grundstücke aller Art sind, unter Vorbehalt der Rechte der Real-Gläubiger und der Vorkaufsberechtigten, zur theilweisen Veräußerung und also auch die Miteigenthümer zur Theilung derselben unter sich berechtigt. Die Vererbpachtung von Privatgütern im Ganzen oder in einzelnen Theilen, insofern dadurch die Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, so wie die Aenderung oder Aufhebung der Lehne, Fideikommisse und Familienstiftungen durch Familienbeschluß ist freigegeben. In Betreff der persönlichen Verhältnisse aber ist dem Edelmann, ohne Nachtheil für seinen Stand, bürgerliche Gewerbe zu treiben, und jedem Bürger oder Bauer aus dem Bauer- in den Bürger-, und aus dem Bürger- in den Bauer-Stand zu treten erlaubt. Insbesondere darf vom 9. October 1807 an kein Unterthänigkeitsverhältniß weder durch Geburt, noch Heirath, Uebernahme einer sonst unterthänigen Stelle oder Vertrag mehr entstehn. Mit der Publikation dieses Gesetzes hört das Unterthänigkeits-Verhältniß derjenigen Unterthanen und ihrer Frauen und Kinder auf, die ihre Bauergüter erblich oder eigenthümlich, erbzinsfrei oder erbpachtlich besitzen.

Mit dem Martini-Tage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit — welche übrigens auf den Domainen mittelst Cabinets-Ordre vom 28. October 1807 schon vom 1. Juni 1808 an abgestellt war — im ganzen Staate auf. Nach jenem Tage giebt es nur freie Leute, wobei jedoch alle Verbindlich-

keiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzers eines Grundstückes oder besonderen Vertrags obliegen, in Kraft bleiben.

Sollte indeß die, in diesem Gesetz enthaltene Freisprechung des Bauerstandes nicht ein ideales Luftgebild bleiben, so müßte ihr nothwendig auch eine bleibende Bürgschaft durch Grundeigenthum verschafft werden. Einem solchen Unternehmen standen aber im Preußischen Staate in den bisherigen Einrichtungen eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Sämmtliche bäuerliche Besitzungen waren nemlich, mit wenigen Ausnahmen, ohne Eigenthum entweder erblich oder nicht erblich. Die Erstern wurden von den Besitzern auf ihre Descendenz oder Seitenverwandte vererbt, und der Grundherr hatte die Verpflichtung, den erledigten Hof mit einem der Erben des letzten Besitzers wieder zu besetzen. Von diesem unterschieden sich die nicht erblichen Bauergüter, welche von dem Grundherrn an Bauern auf unbestimmte Zeit, oder auf gewisse Jahre, oder auch auf Lebenszeit gegen Abgaben, Pächte und Dienste in Benutzung überlassen waren, durch die willkürliche Wiederbesetzung beim Abgange des Nutznießers und durch die gewöhnliche Befugniß, dabei die Abgaben und Leistungen erhöhen zu dürfen. Das Eigenthum des Gutsherrn unterlag aber bei diesen, wie bei den erblichen Bauergütern, der Beschränkung, daß er die Höfe nicht zu eigener Benutzung einziehen durfte, daß er sie vielmehr mit Personen des Bauerstandes jedesmal wieder besetzen, sie in kontributionsfähigem Zustande erhalten und die Steuern und andere öffentliche Leistungen davon vertreten mußte. Ein durch Jahrhunderte verknöchertes Verhältniß, das einerseits einen durchaus patriarchalischen Zustand voraussetzte und andererseits durch die mannigfach sich kreuzenden wechselseitigen Ansprüche jede Ausgleichung höchst verwickelt machte. Demungeachtet wurde diese mit durchgreifendem Erfolge versucht. Durch das Edikt, die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, vom 14. September 1811 wurden nemlich sämmtliche bäuerliche Besitzungen, sie mochten zu geistlichen Domainen, Kämmerei- oder Privat-Gütern gehören, in Eigenthum verwandelt und die darauf ruhenden Naturaldienste aufgehoben. Dafür mußten die erblichen Besitzer als Entschädigung entweder den dritten Theil ihrer sämmtlichen Grundländereien an den Gutsherrn abtreten, oder sich auf eine, nach demselben Verhältniß auszumittelnde Kapitalvergütigung oder Rentversicherung im Gelde oder Körnern einigen, so wie auch in beiden Fällen auf Abgaben-Vertretung oder sonstige Unterstützung von Seiten des Gutsherrn Verzicht leisten und demselben die Hofwehr zurückgeben oder taxmäßig vergüten. Zur besonderen Vergütung des Hofes und dazu gehörigen Gartens, welche nicht mit zur Theilung kommen, sondern demselben Bauer ausschließlich verbleiben, ist außerdem der Vorbehalt einiger Hilfsdienste zu dringenden Bedürfnissen bis zum Betrage von höchstens zehn dreispännigen Spanntagen und zehn Manns-Handtagen, sowie im Wege freiwilliger Einigung auch eine größere Zahl der Diensttage nachgelassen; die Letztern

dürfen jedoch nicht auf ewige Zeiten, sondern immer nur von zwölf zu zwölf Jahren stipulirt werden. Provocation auf geringere Entschädigung findet statt, wenn durch das motivirte Gutachten zweier Kreisverordneten begründet wird, daß die allgemeine Entschädigung durch 1/3 der Gutsnutzung der Verpflichteten offenbar verletze. — Bei den nicht erblichen bäuerlichen Besitzungen waren die Gutsherren, wenn keine gütliche Einigung auf andere Weise erfolgte, berechtigt, die Hälfte jener Besitzungen an Aeckern, Miethen, Wiesen, Holzung und Hutung zu ihren Gütern einzuziehen oder selbst willkürlich darüber zu disponiren, und zwar in der Art, daß die Auseinandersetzung entweder durch wirkliche Landtheilung oder durch Vergütung des Nutzungswerthes jener Landeshälfte mit einer Körnerabgabe, oder durch Verbindung beider Arten der Ausgleichung bewerkstelliget wurde.

Nachdem nun durch diese Gesetzgebung erst die persönliche Unabhängigkeit des Landmannes festgestellt, dann diese durch Grundeigenthum garantirt worden, so bezweckte nun das Edikt zur Beförderung der Land-Kultur vom 14. September 1811, den freien Gebrauch dieses gewonnenen Eigenthums zu sichern und möglichst zu verbreiten. Dasselbe hebt daher im Allgemeinen alle bisherigen Beschränkungen des Grundeigenthums auf, indem es festsetzt, daß jeder Grundbesitzer ohne Ausnahme befugt sein soll, über seine Grundstücke insofern frei zu verfügen, als nicht Rechte eines Dritten dadurch verletzt werden, um auf diese Weise durch möglichste Vereinzelung der Güter auch ärmeren Leuten zur Erwerbung und Vermehrung von Eigenthum Gelegenheit zu geben und somit eine neue Klasse tüchtiger Grundeigenthümer zu schaffen. Zur Förderung solcher Vereinzelung wird die Umwandlung des erbpachtlichen Verhältnisses durch Ablösbarkeit des Canons und des Laudemiums begünstigt, sowie auch, bei vorkommenden Vereinzelungen, die verhältnißmäßige Repartition der Grundsteuer auf die abzutrennenden Theile angeordnet, und alle bisherigen Einschränkungen der Benutzung von Privatwaldungen aufgehoben. Erbliche Ueberlassungen aber von Land an Arbeitsfamilien dürfen niemals unter Verpflichtung zu fortwährenden Diensten, sondern nur im Wege des Verkaufs oder mit Auflegung einer bestimmten Abgabe an Geld oder Körnern geschehen, damit sich hierdurch nicht neue Abhängigkeitsverhältnisse bilden. Demnächst beschäftigt sich das Gesetz noch mit möglicher Entfernung derjenigen Kultur-Hindernisse, welche aus besonderen Servituten entstehen, sowie mit Errichtung von praktischen landwirthschaftlichen Gesellschaften und Anlegung größerer und kleinerer Muster-Wirthschaften.

Während jene Vermittelung gegenseitiger Rechte und Verpflichtungen in einer Declaration vom 29. Mai 1816, sowie in der Gemeinheits-Theilungsordnung vom 7. Juni 1821, durch Anordnung rechtlicher und billiger Grundsätze noch im Einzelnen näher bestimmt wird, da hat endlich ein Gesetz vom 7. Juni 1821 die Dienst-Aufhebung auch auf Dienste Natural- und Geldleistungen von solchen Stellen aus, die eigenthümlich

zu Erbzins- oder Erbpachtsrecht besessen werden. Die Aufhebung findet jedoch nur auf Antrag der Betheiligten, sowohl der Berechtigten als Verpflichteten, statt. Spann- und Handdienste, welche zusammen jährlich den Betrag von 50 Manns-Handtagen nicht übersteigen, werden nach den üblichen Arbeitspreisen zu Gelde angeschlagen und in Rente vergütet, größere Dienste aber nach dem Kostenbetrage abgeschätzt, den der Berechtigte zur Beschaffung der bisher damit bestrittenen Arbeiten anwenden muß. Bei den Letzteren hat der Provocat, hinsichtlich der Entschädigung, jedesmal zwischen Land und Rente die Wahl, der Dienstpflichtige ist aber zu jeder Zeit befugt, die Rente, nach vorheriger sechsmonatlicher Kündigung, gegen Erlegung des 25fachen Betrages, auch theilweise abzulösen. Nach denselben Bestimmungen können auch andere jährliche Naturalabgaben, Zehnten und Ländereien, gleichviel ob der Verpflichtete zur Klasse der bäuerlichen Wirthe gehört, ob er dienstpflichtig, oder ob beides nicht der Fall ist, in Rente verwandelt werden.

Aber auch noch in anderer Richtung hin hatte die Verwandlung der Zeit sich kund gegeben. Als nemlich im Mittelalter, bei wachsender Kultur und Begehrlichkeit, die Gewerbe und der Handel nach und nach von ihrem gemeinsamen Mutterboden, dem Landbau, sich abgelöst und selbständig gegliedert hatten, erschienen sie ursprünglich gleichsam als neue Erfindungen, welche die Unbeholfenheit der Masse patentirte. Dazu das Verhältniß der jungen Städte zu dem alten, eifersüchtigen Adel, die Unsicherheit und Kostbarkeit des Verkehrs, die ganze Simesart der Zeit endlich; alles drängte zu geschlossenem Zusammenhalten zu Schutz und Trutz, und so entstand jene bürgerliche Aristokratie von Korporationen, Zünften und Innungen, deren moralische Kraft, da sie wirklich noch lebten, kein Kundiger verleugnen wird. Nachdem aber der Staat den Schutz übernommen, nachdem die Entdeckung der neuen Welt nicht nur plötzlich einen unendlichen Markt eröffnet, sondern ihn auch zugleich mit einer Masse edler Metalle überreich dotirt hatte, zog der allgemeine Umschwung der Güter in steter Beschleunigung immer weitere Kreise, welche die engen städtischen verschlangen und die Spießbürger zu Weltbürgern machten. Jene Einrichtungen mußten daher, wie ausgewachsene Kleider, Farbe und Haltung verlieren, und allmälig nur noch als verknöcherte Monopole erscheinen, die mit ihren übertriebenen Scheidungen und Hemmungen jede lebendige Bewegung lähmten.

Das war ein allgemein gefühltes Uebel. Aber Preußen gebührt offenbar das Verdienst, auch diese Fessel natürlicher Freiheit schon frühe mit ebenso viel Entschlossenheit als besonnener Mäßigung gelöst zu haben. Durch das Edikt über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer vom 2. November 1810, in Verbindung mit dem Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. September 1811, und dessen Declaration vom 11. Juli 1822, ist zwar die Auflösung der Zünfte und Innungen nicht ausdrücklich anbefohlen, aber durch

völlige Gleichstellung des Unzünftigen mit dem Zünftigen vorbereitet und auf naturgemäße Weise herbeigeführt worden. Denn im Allgemeinen darf hier Niemandem der Gewerbeschein versagt werden. Der Gewerbeschein aber giebt dem Inhaber die Befugniß, das darin benannte Gewerbe auf bestimmte Zeit im ganzen Umfange des Staats, in Städten und auf dem platten Lande, unter dem Schutze der Behörden zu treiben, mit dem auf den Grund desselben verfertigten Waaren zu handeln, und Lehrlinge und Gehilfen anzunehmen, wobei die Bestimmung über Lehrzeit, Lehrgeld u. s. w. lediglich Gegenstand des freien Vertrages bleibt. Jedermann kann so vielerlei Gewerbescheine lösen und so vielerlei Gewerbe gleichzeitig nebeneinander treiben, als er selbst will, er darf nicht nur die Materialien und Werkzeuge, deren er zu seinem Gewerbe bedarf, selbst verfertigen, sondern, wenn er zu Werken gewisser Art befugt ist, auch alle zur Vollendung dieser Werke erforderlichen Arbeiten besorgen, so wie auch alle zu einer Gattung gehörigen Gewerbe betreiben, wenn sie auch sonst durch verschiedene Zünfte getrennt waren. — Keiner Korporation, Zunft oder Innung, und keinem Einzelnen steht ein Widerspruchsrecht, welcher Grund dafür auch angeführt werden mag, zu. Dagegen sollen die bisherigen ausschließlichen, vererblichen und veräußerlichen Gewerbsberechtigungen in den Städten abgelöst und, bis dieses geschehen, mit 4½ Procent verzinset werden, indem alle Diejenigen, welche im Polizei-Bezirk der Stadt das Gewerbe fortan betreiben, nach dem Umfange desselben verhältnißmäßige jährliche Beisteuern zu dem Ablösungsfond zu leisten, und was hiernach zur Ablösung noch fehlt, die Stadtgemeinen zuzuschießen haben.

Uebrigens darf jeder Zünftige dem Zunftverbande zu jeder Zeit entsagen, jeder zünftige Geselle, ohne Nachtheile an seinen Zunftrechten, auch bei Unzünftigen arbeiten, jedes Gewerk aber durch Stimmenmehrheit der Meister sich selbst auflösen. Außerdem behält die Landes-Polizei-Behörde sich das Recht vor, jedes Gewerk zu jeder Zeit für aufgelöst zu erklären.

In Beziehung auf den Handel endlich galt bekanntlich früherhin allgemein jene engherzige Politik, welche das bloße Zeichen und Mittel, nemlich das Geld, als den alleinigen Zweck nahm, und — um einen durch Mehrbetrag der Ausfuhr gegen die Einfuhr zu erzielenden Geldüberschuß im Lande zu bewirken — mit der Krämer-Waage eine sogenannte Bilanz ängstlich abwog, ohne großes Bedenken manche höhere Interessen, Ehre und innere Wohlfart in die Geldschale werfend. Aber das Zünglein dieser Waage steht niemals still. Der Handel ist ein mächtiger Weltstrom geworden, der durch aller Herren Grenzen geht, und dessen Steigen und Sinken, wie das Meer, nur noch von den Konstellationen am gemeinsamen politischen Himmel regiert wird, die allein in Gottes Hand stehen. Er läßt sich daher nicht mehr mit schlauer Willkür dort ablenken, um vielleicht gelegentlich eine vertrocknete Sandscholle zu bewässern, dort eindeichen, um dem Nachbar gegenüber ein schön Stück Land abzureißen. Preußen demnach begab sich fortan

solcher Kunststücke und wollte lieber alles, was im eigenen Lande Handel und Wandel noch hemmte, ruhig hinwegräumen, damit dort der Verkehr vorerst, nach dem Maaß seiner natürlichen Kräfte, sich von Innen vollständig herausbilde und somit, wie alles Gesunde und Tüchtige, sich seine rechte Stelle in der Handelswelt selbst verschaffe. Und in solchem Sinne verfährt das Zollgesetz vom 26. März 1818, wenn es den Verkehr im Innern freimacht und daher alle Beschränkungen desselben zwischen den verschiedenen Provinzen oder Landestheilen des Staats, so wie alle Binnenzölle, Kommunal- und Privat-Abgaben vom Handel und Verzehr aufhebt und die Zolllinie überall auf die Grenzen der Monarchie vorrückt. Alle fremde Erzeugnisse der Natur und Kunst können im ganzen Umfange des Staats eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden; allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst wird die Ausfuhr verstattet, und diese allgemeine Handelsfreiheit mit Vorbehalt der Reziprozität gegen anders verfahrende Länder, als Grundlage der Verhandlungen mit fremden Staaten angenommen.

Bei der Ausfuhr gilt die Zollfreiheit als Regel. Dagegen wird — um die inländische Gewerbsamkeit zu schützen, um dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Luxus, ohne Erschwerung des Verkehrs, gewähren können — von fremden Waaren bei der Einfuhr nach Gewicht, Maaß oder Stückzahl ein mäßiger Zoll, und wenn sie im Lande verbleiben, gleichzeitig eine, durch einen alle drei Jahr zu revidirenden Tarif geregelte Verbrauchssteuer erhoben. Gegenstände, welche blos durchgeführt werden, unterliegen nur einem einfachen, tarifmäßigen Ein- und Ausfuhrzoll, und können, ohne deshalb eine Verbrauchssteuer zu zahlen, innerhalb des Landes unter der geordneten Aufsicht ungeladen, auch, der Spedition oder des Zwischenhandels wegen, gelagert werden. Befreiung von Ein- oder Durchgangs-Zoll, sowie Schadloshaltung wegen etwa behaupteter Exemtionen, findet nicht mehr statt.

Durch alle diese, man möchte sagen, bloß negativen Anordnungen, durch die Befreiung der Persönlichkeit, des Grundbesitzes und des Gewerbes von den verrotteten Fesseln, die nur noch drückten, ohne mehr zu halten, war indeß nur erst der Schutt der alten Zeit zur Seite geschafft, gleichsam nur der Boden der neuen gesetzmäßigen Freiheit gewonnen. War es redlicher Ernst mit allem dem, so mußte nun auch ein inneres, tüchtiges Leben geweckt werden, das den errungenen Boden zu behaupten und in der Ungebundenheit sich selbst zu beschränken im Stande wäre, indem es einer höheren Einheit im Staate, der alleinigen Garantie aller Freiheit, sich unterwirft. Eine wahrhafte Unterordnung aber ist immer nur Sache des selbständigen freien Entschlusses, der wieder nur aus der allgemeinen Gesinnung hervorgehen kann. Jenes höhere Staatsleben kann daher, wie alles Innerliche, nicht so ebenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philosophische Zauberformeln besprochen werden! Ja, wo

dies gelänge — eine solche Aristokratie der Gelehrten oder Gebildeten wäre vielleicht die verderblichste, wenn sie, in ihrer verwegen experimentirenden Allgemeinheit, von der eigentlichen Natur und Geschichte der Nation keine Notiz nehmend, ein einiges Volk nach und nach in zwei verschiedene Völker entfremdet, gleichwie in China die Vornehmen eine andere Religion für sich haben, als das gemeine Volk. Wie im Drama vielmehr — das ja sein Gesetz auch nur in der allgemeinen menschlichen Natur hat — nicht die Charaktere von der Begebenheit, sondern die Begebenheiten von den Charakteren gemacht werden, so wird auch in der größeren Staats-Action nur die fortschreitende Entwickelung der nationalen Eigenthümlichkeit, und nicht von oben herab, die Regel von den drei Einheiten, Regel, Handlung und Leben gestalten. Man wende dagegen nicht ein, daß die unruhige Gegenwart der ungünstigste Zeitpunkt für solche Entwickelungsversuche sei. Die Völker sind jetzt allerdings so ziemlich in ihre politischen Flegeljahre gekommen, eine unbequeme Durchgangsperiode voll Jünglingsdrang und Ueberschwenglichkeit, bald täppisch zufahrend zur Unzeit, bald maulend ohne erklecklichen Grund, immer übertreibend und zum Aeußersten bereit. Aber wir fragen jeden ehrlichen Schulmann, welche ihm lieber seien, jene ungefügen Gesellen, die ausgähren wollen, oder die zahme, geschlechtslose, altgeborne Brut, die niemals jährt, sondern ewig ein trübes, farbloses, unschmackhaftes Gemisch bleibt? Und so wird auch die hohe Volksschule einer tiefer gehenden Gesetzgebung jene treibende Kraft, das was wahrhaft edel und stark in dem verworrenen Ungestüm, unerschrocken, als erfrischendes Element, an das Ganze knüpfen und das Volk, nachdem es aus allen früheren Genossenschaften herausgetrieben, von unten herauf zu der höheren Geselligkeit eines lebendigen Gemeingeistes zu erziehen streben, damit der Einzelne sich als Glied einer größeren Familie betrachten lerne, wo er sich innerlich zu Hause fühle, der er auf Tod und Leben, in Lust und Leid verbunden bleibe.

Die Schule des Lebens ist nur das Leben selbst, jene erziehende Gesetzgebung kann daher nicht durch Lehre, sondern muß durch lebendige Institutionen wirken. In Preußen aber sind es hiernach vorzüglich dreierlei Institutionen, die in dieser Beziehung in Anschlag kommen. Die Städteordnung, die Provinzialstände und die Militair-Verfassung.

Wir lassen füglich die Gesetze für sich selbst sprechen, indem wir durch kurze Umrisse der Hauptmomente derselben Geist und Absicht klar zu machen versuchen.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 will, wie sie im Eingange selbst sagt, den Städten eine selbständige Verfassung sichern, in den Bürgergemeinen einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich bilden, ihnen eine tüchtige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beilegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn erregen und erhalten.

Die Städte, welche nach der Volkszahl in große, mittlere und kleine

eingetheilt sind, und selbst wieder in Bezirke zerfallen, werden von ihren Magistraten regiert. Die Einwohner theilen sich in Bürger, d. i. solche, die städtische Gewerbe betreiben oder in der Stadt Grundstücke besitzen, und in Schutzverwandte, bei denen Beides nicht der Fall ist; jene müssen, diese können das Bürgerrecht erwerben, welches überhaupt keinem Unbescholtenen versagt werden darf. Das Bürgerrecht, bei dessen Gewinnung Stand, Geburt, Religion oder sonstige persönliche Verhältnisse keinen Unterschied begründen, wird vom Magistrat ertheilt und geht durch lange Abwesenheit ohne Besorgung eines Stellvertreters, durch entehrende Verbrechen, sowie durch dreimal erlittene Criminalstrafe wieder verloren. Der Inbegriff sämmtlicher Bürger der Stadt macht die Stadtgemeinde oder die Bürgerschaft aus. Die Bürgerschaft erwählt aus ihrer Mitte ihre Repräsentanten, Stadtverordnete, deren Zahl in kleinen Städten auf 34—36, in mittleren auf 36—60, und in großen auf 60—100 festgesetzt ist. Stimmfähig und wählbar ist, mit Ausnahme der Magistratsmitglieder während der Dauer ihres Amts sowie der Bürger weiblichen Geschlechts, jeder Bürger, dessen reines Einkommen in den kleinen und mittleren Städten 150, in den großen 200 Thaler beträgt. Jeder stimmfähige Bürger muß in der Wahlversammlung persönlich erscheinen, der Ausbleibende wird durch die Beschlüsse der Anwesenden verbunden; wer ohne gesetzliche Entschuldigung wiederholentlich nicht erscheint, kann seines Stimmrechts und der Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung für verlustig erklärt werden. Wenigstens zwei Drittheile der erwählten Stadtverordneten sollen mit Häusern in der Stadt angesessen sein. Die Wahl der Stadtverordneten und ihrer Stellvertreter geschieht jährlich auf drei Jahre und zwar jedesmal mit einem Drittheil der gesetzmäßigen Zahl, wogegen jährlich ein Drittheil derselben durch das Loos wieder ausscheidet. Jedem stimmfähigen Bürger steht es frei, Einen Kandidaten laut vorzuschlagen; über die hiernach verzeichneten Wahl-Kandidaten werden sodann die Stimmen gesammelt, wobei die Stimmenmehrheit entscheidet.

Die Wahl wird, nach vorheriger Prüfung durch die Stadtverordneten-Versammlung, vom Magistrat bestätigt, insofern sich dagegen nichts wesentliches zu erinnern findet. — Die Stadtverordneten sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, und nicht etwa einer einzelnen Korporation oder dgl., zu der sie zufällig gehören. Sie haben sämmtliche Angelegenheiten des Gemeinwesens für die Bürgergemeinde zu besorgen, in Betreff des gemeinschaftlichen Vermögens, der Rechte und Verbindlichkeiten der Stadt Namens derselben verbindende Erklärungen abzugeben, insbesondere die zu den öffentlichen Bedürfnissen nöthigen Leistungen auf die Bürgerschaft zu vertheilen, und, mit Rücksicht auf das allgemeine System des Staats, die Steuern zu bewilligen. Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruction, ihr Gewissen die Behörde, der sie deshalb

Rechenschaft zu geben haben. Nicht einzeln aber, sondern nur in der Gesammtheit, durch gemeinschaftliche Beschlüsse, können sie von jener gesetzlichen Vollmacht Gebrauch machen. Sie wählen jährlich aus ihrer Mitte einen Vorsteher und Protokollführer, wobei nur wirkliche Staatsdiener und praktizirende Justizkommissarien nicht wahlfähig sind, auch sind sie, zur Prüfung der ihnen anvertrauten Angelegenheiten, Deputationen zu ernennen befugt. Alle Stadtverordneten-Stellen müssen unentgeltlich verwaltet werden. Jedem Bürger steht frei, über alle das Gemeinwesen der Stadt betreffende Gegenstände seine Meinung, Vorschläge oder Rügen schriftlich der Stadtverordneten-Versammlung einzureichen. Die Beschlüsse der Letztern werden durch absolute Stimmenmehrheit gefaßt, dürfen aber nur vom Magistrat zur Ausführung gebracht werden.

Der Magistrat besteht in einem Bürgermeister (in großen Städten Ober-Bürgermeister) und mehreren theils unbesoldeten, theils besoldeten Mitgliedern, von denen der Syndicus und die gelehrten Stadträthe, nebst dem Stadtrath für das Baufach, auf 12 Jahre, die übrigen aber nur auf 6 Jahre bestellt werden. Sämmtliche Magistrats-Mitglieder, mit Ausschluß des Oberbürgermeisters, werden, Namens der Stadtgemeinen, von den Stadtverordneten aus der Mitte der Bürgerschaft erwählt, und von der Provinzial-Polizei-Behörde bestätigt; zu der Stelle des Oberbürgermeisters dagegen präsentirt die Stadtverordneten-Versamelung drei Kandidaten zur landesherrlichen Auswahl. Der Magistrat ist die ausführende Behörde, in welcher sich die ganze Geschäftsführung konzentriren soll. Alle Angelegenheiten aber, womit Administration verbunden, oder die anhaltende Aufsicht und Kontrolle, oder Mitwirkung an Ort und Stelle bedürfen, als: die kirchlichen Angelegenheiten, Schulsachen, das Armenwesen, Sicherungs-Anstalten, Sanitäts-Polizei u. s. w., werden durch Deputationen besorgt, welche aus einzelnen oder wenigen Magistrats-Mitgliedern, dagegen größtentheils aus Stadtverordneten und Bürgern bestehn, die von der Stadtverordneten-Versammlung gewählt und vom Magistrat bestätigt werden. Die Stadtverordneten in ihrer Gesammtheit kontrolliren die ganze Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in allen Zweigen, sie prüfen alle Rechnungen und Etats und setzen die Bedarfssumme fest. Sowohl der Magistrat als die Stadtverordneten können auf Einführung neuer und auf Abänderung bestehender, vom Staat gegebner oder genehmigter Einrichtungen antragen, welche Anträge jedoch der Zustimmung der Landespolizei-Behörde, und, wenn sie vom Magistrat ausgehen, der vorherigen gutachtlichen Vernehmung der Stadtverordneten-Versammlung bedürfen. Wo nicht höhere Rücksichten entgegenstehen, ist dem, die städtische Polizei ausübenden Magistrat auch die Verwaltung der allgemeinen Polizei anvertraut. — Die oberste Aufsicht übt der Staat dadurch aus, daß er die Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögens einsieht, die Beschwerden einzelner Bürger oder ganzer Abtheilungen über das Gemeinwesen entscheidet, neue

Statuten bestätigt und zu den Wahlen der Magistrats-Mitglieder die Genehmigung ertheilt.

Was bei diesem Gesetze auch die einen zu tadeln, die anderen noch zu wünschen finden mögen, darüber dürften alle einverstanden sein, daß dasselbe einerseits das, nach Klassen und Zünften geschiedene, sowie das isolirte örtliche Interesse der Bürger aufhebt und die Städte, als eine sittliche Gemeinschaft, in ihren Verbande zum Staate darstellt. Andrerseits aber ist dasselbe, indem es dem demokratischen Element der Stadtverordneten die Wahl des Magistrats, die Steuerbewilligung, sowie Antheil an der gesetzgebenden Gewalt giebt, unverkennbar selbst schon Mikrokosmus und mithin die lebendigste, praktische Vorschule einer repräsentativen Staatsverfassung.

Eine gleiche Schule der Entwickelung gesetzmäßiger Freiheit eröffnet, in immer weiteren und umfassenderen Kreisen allmälig hinansteigernd, das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823. Hiernach sollen den Provinzialständen, als dem gesetzmäßigen Organ der verschiedenen Stände jeder Provinz, die Entwürfe nicht nur provinzieller, sondern auch aller allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen und Eigenthumsrechten und in Steuern betreffen, zur Berathung vorgelegt, ihren Beschlüssen die Kommunal-Angelegenheiten, unter Vorbehalt der Genehmigung des Staats, und Beschwerden im Interesse der Provinz entgegen genommen werden.

Jeder Provinzialverband besteht aus drei Ständen, aus der Ritterschaft, den Städten und den übrigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern, mit Ausnahme von Schlesien, Sachsen, Westphalen und den Rheinprovinzen welche in 4 Stände getheilt sind, deren ersten die ehemaligen unmittelbaren Reichsstände, Fürsten und Besitzer freier Standesherrschaften, jene mit Viril-, diese mit Curiat-Stimmen, bilden. Alle übrigen Stände erscheinen durch Abgeordnete, welche von ihnen, in der für jede Provinz und jeden Stand bestimmten Anzahl, auf sechs Jahre dergestalt gewählt werden, daß alle drei Jahre die Hälfte der Abgeordneten eines jeden Standes ausscheidet. Allgemeine Bedingungen der Wählbarkeit, sowie der Befugniß zur Wahl sind: zehnjähriger ununterbrochener Grundbesitz, Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen, Vollendung des dreißigsten Lebensjahres und unbescholtener Ruf; für die Wählenden genügt jedoch die Vollendung des 24. Lebensjahres und eigenthümlicher Besitz, ohne Rücksicht auf seine Dauer. Der Vorsitzende auf dem Landtage, Landtags-Marschall, wird für die Dauer eines jeden Landtages vom Könige ernannt. Ebenso der Königl. Landtags-Kommissarius, welcher, als die Mittelsperson aller Verhandlungen, den Ständen die Propositionen des Staats, so wie alle demselben nöthige Auskunft und Materialien mittheilt, die von ihnen abzugebenden Erklärungen, Gutachten und Vorstellungen zur weiteren Veranlassung empfängt und den Landtag eröffnet und schließt, ohne jedoch

den Berathungen desselben beizuwohnen. Zu einem gültigen Beschlusse der Stände über solche Gegenstände, die vom Staat zur Berathung an sie gewiesen, oder ihrem Beschlusse mit Vorbehalt landesherrlicher Sanction überlassen, oder sonst zur Kenntniß des Landesherrn zu bringen sind, wird eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen, bei allen anderen ständischen Beschlüssen nur die einfache Mehrheit erfordert. Bei Gegenständen, bei denen das Interesse der Stände gegen einander geschieden ist, findet Sonderung in Theile statt, so bald zwei Drittheile der Stimmen eines Standes, welcher sich durch einen Beschluß der Mehrheit verletzt glaubt, darauf dringen. Das Resultat der Landtagsverhandlungen wird durch den Druck bekannt gemacht.

Wir reden hier von der Militair-Verfassung Preußens zuletzt, weil sie in ihrem innersten Wesen recht eigentlich auf jener vorbereitenden, den Gemeinsinn in den einzelnen Ständen belebenden Gesetzgebung, als eines ihrer organischen Resultate, beruht. Sie ist die erste Institution, welche die Gesammtheit des Volkes in seinem wichtigsten Interesse, als eine große moralische Einheit, umfaßt, indem sie durch Ausschließung aller Exemtion und Stellvertretung, die eben die sittliche Bedeutung des Gesetzes nothwendig wieder vernichten würde, den Grundgedanken einer allgemeinen, gesetzlich geordneten National-Bewaffnung praktisch durchführt. Nachstehende Grundzüge derselben, wie sie theils aus dem Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September 1814, theils aus der Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815 hervorgehen, mögen das Gesagte rechtfertigen.

Jeder Eingeborene, sobald er das 20. Lebensjahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um aber Wissenschaft und Gewerbe im Frieden nicht zu stören, ist die bewaffnete Macht in Hinsicht auf Dienstleistung und Dienstzeit abgetheilt: in das stehende Heer, in die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und in den Landsturm. Zu dem stehenden Heer, das jederzeit in's Feld zu rücken bereit und die Bildungsschule der Nation für den Krieg ist, gehören, außer den zum Dienst sich freiwillig meldenden, alle jungen Männer vom 20. bis zum 25. Lebensjahre, von denen, da ihre Gesammtzahl zur Ergänzung der Armee nicht erforderlich ist, jährlich ein Theil durchs Loos zum Dienst bestimmt wird. Die ersten Jahre befindet sich diese Mannschaft durchgängig bei ihren Fahnen, dann wird sie in ihre Heimat entlassen, wo sie zur Kriegs-Reserve übergeht, und während der beiden letzten Jahre zum Dienst im stehenden Heer im Fall eines Krieges verpflichtet bleibt. Jungen Männern, welche sich den Wissenschaften oder wissenschaftlichen Gewerben widmen und entweder die höheren Klassen des Gymnasiums besuchen, oder eine wissenschaftliche Prüfung bestehen, ist es nachgegeben, auch noch vor dem 20. Lebensjahre, als Freiwillige einzutreten und sich die Waffengattung und das Regiment selbst zu wählen. Diese gehen schon nach Verlauf des ersten Dienstjahres zur

Kriegs-Reserve über, in welcher sie in den folgenden 4 Jahren ungestört in ihrer Heimat, nur für den Fall des Krieges zum Dienst in der Linie verpflichtet bleiben.

Die Landwehr des ersten Aufgebots, welche jederzeit vollständig bekleidet und bewaffnet erhalten wird, ist bei entstehendem Kriege, als Unterstützung des stehenden Heeres, gleich diesem im In- und Auslande zu dienen bestimmt, im Frieden dagegen in ihre Heimat entlassen, wo sie nur jährlich einen Monat zusammengezogen und für sich und mit der Linie exerzirt, sowie an Sonntagen in ihren Aufenthaltsorten im Schießen geübt wird. Sie besteht theils aus denjenigen jungen Männern vom 20. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen, theils aus der nach fünfjährigem Dienst aus dem stehenden Heere gesetzlich ausscheidenden Mannschaft vom 26. bis zum zurückgelegten 32. Lebensjahre. — Zu der Landwehr des zweiten Aufgebots, die im Frieden nur an einzelnen Tagen und in kleinen Abtheilungen in ihrer Heimat zusammengezogen wird, im Kriege aber zur Verstärkung der Garnisonen, zu Besatzungen und, wenn es nöthig, zur Ergänzung des Heeres bestimmt ist, gehören alle Waffenfähigen bis zum vollendeten 39. Lebensjahre. — Der Landsturm endlich tritt nur bei feindlichem Einfall in die Provinz, auf Befehl des Königs zusammen. Im Frieden kann er von der Regierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden, und besteht aus allen Männern bis zum 50. Jahre, die entweder in das stehende Heer und die Landwehr nicht eingetheilt, oder aus der Letzteren herausgetreten sind. — Die Offizierstellen der Linie werden ohne Rücksicht auf den Stand, nur nach einer vorherigen Prüfung der wissenschaftlichen und sittlichen Qualification besetzt. Bei der Landwehr ergänzen sich dieselben in den höheren Graden durch Versetzung und gesetzmäßiges Ausscheiden aus der Linie, in den unteren Graden durch Wahl des Offizier-Corps der Landwehr, unter Bestätigung des Königs.

Wir sind keineswegs gesonnen, die soeben beleuchtete Gesetzgebung als das absolute Heil anzupreisen, zu dem nichts mehr zuzufügen oder von anderen hinzuzulernen wäre. So viel aber dürften die vorstehenden Betrachtungen jedem Unbefangenen ergeben, daß Preußen, während andere sprachen, sich ohne Geräusch innerlich gesammelt und es ernstlich gemeint hat, ein politisches Leben im Lande, als die sicherste Grundlage vernünftiger Freiheit, allmälich zu entwickeln und zu begründen.

Franz von Lenbach.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Die Säle in der permanenten Gemäldeausstellung von E. Schulte in Berlin Unter den Linden waren während der zweiten Hälfte des vorjährigen December und der ersten des Januar der Schauplatz eines ganz ungewöhnlichen und denkwürdigen künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignisses. Im Allgemeinen steht das gebildete Berliner Publikum den Erscheinungen der bildenden Künste sehr viel fremder und gleichgültiger gegenüber als denen der Musik und des Theaters. Die verschiedenen permanenten Ausstellungen in der Reichshauptstadt werden meist nur ziemlich spärlich besucht. Um so überraschender war die wahrhaft beispiellose Theilnahme, welche dasselbe Berliner Publikum jener in diesem Salon letzthin veranstalteten Sonderausstellung zuwendete. Sie umfaßte etwa fünfzig Gemälde und Zeichnungen von eines einzigen Künstlers Hand und zwar ausschließlich Bildnisse zeitgenössischer Persönlichkeiten. Der Maler derselben war Franz von Lenbach. Es gab Tage, an denen die Besucher so zahlreich erschienen waren, daß sie sich während mancher Stunden Schulter an Schulter in den Räumen dieses Ausstellungslokals drängen mußten und es Mühe hielt, von einem Bilde zu dem nächstfolgenden der Reihe zu gelangen. Einen nicht zu unterschätzenden Antheil an diesem überraschenden außerordentlichen Eindruck und Erfolg mag unzweifelhaft die Bedeutung wenigstens einzelner der hier dargestellten Persönlichkeiten im öffentlichen und im geistigen Leben der Gegenwart gehabt haben. Aber auch hier, wie bei jedem Kunstwerk, war es doch an erster Stelle nicht das Was, nicht der Gegenstand der Darstellung, sondern

das Wie, die künstlerische Kraft und Art derselben, wodurch der Menschen Seelen in so ungewöhnlichem Grade gepackt, erregt und gefesselt wurden. Lenbachs Kunstweise, die so vielfache und scharfe Angriffe aus den Kreisen der Maler selbst, wie des kunstfreundlichen Publikums, jederzeit zu erfahren gehabt hat, errang hier auf dieser Ausstellung einen glänzenden und vollständigen Triumph trotz alles Widerspruchs, der sich auch bei diesem Anlaß von verschiedenen Seiten dagegen erhob. Die Wirkungen, welche dieser Meister nun auch hier in Berlin mit seinen Bildnissen hervorbrachte, ist um so überraschender und um so bezeichnender für ihre innere zwingende und überzeugende Macht, als dieselben durch ihre ganze Auffassung und malerische Behandlung dem Geschmack und den Neigungen der Menge ebenso wie dem jener höchsten und allerhöchsten Gesellschaftskreise, in denen Lenbach als Mann wie als Maler sich einer gleich außerordentlichen und auszeichnenden Schätzung erfreut, nicht die geringsten Concessionen machen. Zahlreich sind und waren zu allen Zeiten diejenigen Existenzen, welche zu der beneideten Höhe der Stellung im Leben und in der Kunst dadurch gelangten, daß sie das Talent bewiesen, sich anzubequemen und mit dem Strom zu schwimmen, sich den Wünschen, sei es der Großen, Mächtigen, Einflußreichen dieser Erde, sei es der herrschenden Anschauungen der großen, „Publikum" genannten, Masse zu beugen und gefällig zu erweisen. Lenbachs ganzer Lebensgang wie sein künstlerisches Schaffen bildet eins von den seltenen Beispielen des durchaus entgegengesetzten Weges, um jene Ziele zu erreichen, auf welche das Verlangen der ungeheuren Mehrheit meist doch nur vergebens gerichtet ist. Er hat nie und in keinem Moment seines Lebens und seiner künstlerischen Entwickelung sein eigenstes Wesen verleugnet und maskirt, ist dem Schicksal und den Menschen stets mit dem ganzen trotzigen Stolz seiner Persönlichkeit entgegen getreten, hat die letzteren jederzeit lieber brüskirt, als umschmeichelt und ist dennoch zu den Höhen der Menschheit gelangt, auf denen wir ihn heute bewundert und beneidet von Unzähligen verharren sehen. Jene Demuth, jene vielgerühmte Tugend der Bescheidenheit, welche sonst, auch ohne daß sie uns von Jugend an schon durch Kirche, Schule und Erziehung mehr als nöthig eingeprägt und anempfohlen würde, dem aus dem arbeitenden und bäuerlichen Volk hervorgegangenen deutschen Menschen gewöhnlich unaustilgbar für das ganze Leben anzuhaften pflegt, hat Lenbach zum Glück für ihn nie gekannt. Und doch ist er aus einem Marktflecken (Schrobenhausen in Bayern) und aus der Familie eines Handwerkers, eines Maurers, hervorgegangen. Dort wurde er am 15. Dez. 1836 geboren. Nach dem Wunsch seines Vaters sollte der Sohn nicht nur dessen eigenes Handwerk weiter fortführen, sondern sich zum wirklichen Baumeister ausbilden. Zu dem Zweck that er den jungen Franz nach Landshut auf die Gewerbeschule, wo er die ersten Grundlagen, das architektonische und geometrische Zeichnen erlernte. In seinem Heimatsort aber sah er wieder-

holt einem geschickten Thiermaler Namens Hofner zu, welcher dorthin gekommen war, um Studien nach der Natur zu malen. Dessen Beispiel erweckte in dem Knaben die Lust an der gleichen Thätigkeit. Er begann nach dem Leben zu zeichnen, Thiere, die Mitglieder seiner Familie, seine Bekannten. Schon in diesen ersten Bildnissen soll er im Treffen der lebendigsten Aehnlichkeit außerordentlich glücklich gewesen sein. Den Vater aber vermochte er mit diesen Beweisen eines entschiedenen Berufs zur Malerei nicht zum Abweichen von seiner ursprünglichen Bestimmung zu bewegen. Franz wurde angehalten, bei ihm praktisch als Maurerlehrling zu arbeiten und dann nach Augsburg auf die polytechnische Schule geschickt, um sich weiter in der Architektur auszubilden. Im dortigen Museum lernte Lenbach zum ersten Mal Werke der alten Kunst und darunter noch manches gute Bildniß kennen und seine Lust zur Malerei wurde dadurch immer leidenschaftlicher erregt; mehr noch durch einen Ausflug nach München und den Besuch der alten Pinakothek. Er nahm in Augsburg Unterricht in der Oelmalerei, in der er sich als der gelehrigste Schüler erwies. Damals starb sein Vater. Herr seines Willens geworden, widmete sich der Sohn fortan ganz und gar der geliebten Kunst. Er malte in seinem heimatlichen Marktflecken, was ihm vorkam, erwarb sich mit Heiligenbildern, Portraits und Ladenschildern eine bescheidene Summe, die ihn in den Stand setzte, sich nach München zu begeben und dort an der Akademie und in Pilotys Werkstatt sich systematisch unter dieses trefflichen Meisters Leitung zum Maler auszubilden. In seinem ersten dortigen Studienjahr bereits war er seinem Lehrer so nahe gerückt und hatte so glänzende Beweise seines Talents gegeben, daß dieser Lenbach (1856) einlud, ihn nach Italien zu begleiten. Dort ist sein erstes Gemälde entstanden, welches in München und in ganz Deutschland gerechtes Aufsehen erregte und den Namen seines Autors als den einer ganz eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit überall bekannt machte. Dies Bild sieht man heute in der Schack'schen Gallerie zu München. Ich entsinne mich noch sehr wohl des großen Eindrucks, den es auf uns in Berlin bei seiner Ausstellung in dem Salon des Kunstvereins Unter d. Linden machte. Einen Ciucciaren-Knaben, einen Hirtenbuben stellte es dar, der auf dem Rücken ausgestreckt im blüthenreichen hohen Grase liegt, und in die von Schmetterlingen und Libellen durchschwirrte, blaue, heiße, sonnenlichtgetränkte Luft des römischen Sommertages hinaufblickt. Ein so unbefangener, muthiger, rücksichtsloser, mit allem Herkömmlichen brechender, nackter Realismus in der Darstellung der Wirklichkeit erschien uns damals als etwas völlig Befremdliches und Neues. In solcher unbedingten Wahrheit glaubten wir ein Stück Natur noch nie zuvor geschildert gesehen zu haben. Das blumige Feld war trotz der Größe und Breite der Behandlung so gemalt, daß man jeden Halm und jede seiner bunten und weißen Blüthen zu schauen meinte. Der braune Bube schien leibhaftig dazuliegen, von der glühenden Mittagssonne mit hell flimmernden Lichtmassen und scharf begrenzten tiefdunkeln

Schatten plastisch modellirt, die nackten sonnverbrannten Unterschenkel und Füße mit einer theils grauen theils dunkeln Patina vom Staub der Straßen und vom Schmutz oder Morast des feuchten Bodens bedeckt.

Von einer ähnlich mächtigen, ungewohnten, realistischen Kraft der Anschauung und der malerischen Wiedergabe der Natur zeugte das zweite Bild, welches Lenbach von seinem damaligen Aufenthalt in Rom mitbrachte, und auch nach Berlin zur Ausstellung von 1858 sendete: Der Triumphbogen des Titus. Er hatte das prächtige Denkmal der antiken Baukunst und plastischen Decoration im vollen Sonnenlicht unmittelbar vor dem wirklichen Monument gemalt. An frappanter Wahrheit der Erscheinung wetteiferte das Bild mit der besten Photographie. Aber es wirkte nicht wie eine pedantische, peinlich gewissenhafte Copie der Wirklichkeit, sondern wie eine groß aufgefaßte echt künstlerische Reproduction derselben. Erstaunlich dünkte uns auch hier die Energie des durch das ganze Bild verbreiteten Sonnenlichts, welches fast blendend auf den alten gelbgrauen Quadern und Bildwerken lag, mit den tiefdunkeln aber goldig durchglühten Schattenmassen im Innern des Bogens auf's schärfste contrastirend. Ein drittes, damals viel angefeindetes, aber von andrer Seite auch lebhaft bewundertes Bild aus der Zeit jenes italienischen Aufenthalts „Gebet während des Gewitters" habe ich nie gesehen; nicht einmal eine Nachbildung desselben. — Es gelang Lenbach nach seiner Rückkehr anfangs schlecht genug, sich in München zur verdienten Geltung zu bringen. Das daselbst gemalte und ausgestellte Bildniß eines Arztes erweckte ihm durch jene, nun auch auf die Portraitmalerei übertragene rückhaltlose Wahrhaftigkeit, nur neue Gegner und Feinde in der Kritik, wie unter den Kunstgenossen. Seine Kunstweise wurde auf's heftigste angegriffen, er gleichsam in Bann und Acht gethan von denen, die damals in München über Werth und Unwerth von Gemälden entschieden. Eine Befreiung aus wirklicher Bedrängniß und einer sorgenvollen Existenz brachte ihm damals die an ihn ergangene Berufung nach Weimar an die vom Großherzog gegründete Kunstschule. Der von hoher, begeisterter Kunstliebe erfüllte Fürst, versuchte besonders solche Meister für Weimar zu gewinnen, welche sich durch eine eigenartige, von den herkömmlichen ausgetretenen Wegen abweichende, Richtung und originelle Begabung von der Menge, auch von den Bekannteren und Berühmteren, unterschieden. So wurden mit Teutwart, Schmitson, dem genialen, damals noch ziemlich unverstandenen Thier- und Landschaftsmaler, Verhandlungen angeknüpft, die indeß nicht zu dem gewünschten Resultat führten. So wurden Arnold Böcklin und Reinhold Begas an die Kunstschule als Professoren gerufen; so noch vor ihnen auch Lenbach. Aber er, so gut wie diese Beiden, war seiner ganzen Natur nach nicht dazu geeignet, in einer solchen Stellung als lehrender Meister an der Kunstschule einer kleinen Residenz lange auszuhalten. Früher als jene befreundeten Collegen war Lenbach wieder von Weimar

geschieden, um nach München zurückzukehren (1862). Damals in den ersten sechsziger Jahren machte er dort die Bekanntschaft des gelehrten Dichters und vornehmen Kunstfreundes, Grafen Schack. Dieser, dessen Gallerie, die berühmte Zierde des neuen München, in jener Zeit noch nicht vorhanden war, trug sich mit dem Plan, eine Auswahl solcher alter Meisterwerke, welche er zu den vorzüglichsten Blüthen der Kunst zählte, in guten Nachbildungen zu seiner und Andrer Freude um sich zu sammeln. Dieser Gedanke schien ihm ein ebenso verlockender als fruchtbringender. „Ein glücklicher Zufall ermöglichte es ihm," wie er selbst erzählt, „bald die ersten Schritte zur Ausführung seines Vorhabens zu thun. Er sah in der Pinakothek zu München eine eben vollendete Copie jenes reizenden Bildes von Rubens, auf dem die zweite Frau dieses Meisters, ihr nacktes, mit einem Federhut geschmücktes, Söhnchen auf dem Schooß hält. Man konnte hier kaum noch von einer Copie reden: Das Original war in allen seinen Feinheiten so wundervoll reproducirt, daß man es ein Facsimile nennen durfte. Beim ersten Anblick gewann ich die Ueberzeugung. Derjenige, welchem diese Arbeit so unübertrefflich gelungen, sei für den von mir in Aussicht genommenen Zweck wie schwerlich ein andrer geeignet. Der damals im Jahr 1863 noch sehr junge Franz Lenbach, — denn ihm verdankte jene Neuschöpfung eines der schönsten Rubens'schen Bilder ihre Entstehung, ging mit Freuden auf meinen Vorschlag, sich zunächst in der angedeuteten Absicht nach Italien zu begeben, ein . . . Lenbach, dessen Seele von früher Jugend an mit hoher Begeisterung für die alten Meister glühte, zog es mit Gewalt dorthin. Vor seiner Abreise hielt ich vielfache Rücksprache über die zu unternehmenden Arbeiten mit ihm. Er hatte schon einmal, wenn auch nur flüchtig, die italienischen Städte bereist, und es traf sich günstig, daß mehrentheils seine höchste Bewunderung denselben Werken zugewendet war, die auch ich vor Allem liebte. Am meisten war unser Augenmerk auf die großen Venezianer gerichtet, denen nach langer Vernachlässigung in unsrer Zeit mit Recht wieder die allgemeine Beachtung zu Theil wird. Mein nächster und lebhaftester Wunsch war, das Wunderbild des Tizian, das mit dem Namen „die irdische und himmlische Liebe" bezeichnet wird, womöglich in so treuer Wiedergabe, wie der Künstler sie von der „Frau des Rubens" geliefert hat, zu besitzen und Lenbach begann dann alsbald nach seiner Ankunft in Rom die Arbeit in der Gallerie Borghese. Wenige Monate später, als ich selbst nach Rom kam, fand ich die Copie vollendet und zwar in so überraschender Trefflichkeit, daß ich oft, während ich sie vor dem Original stehen sah und mit letzterem verglich, meinte, man könne sie mit diesen vertauschen, ohne daß es irgend jemand merken würde."

Dies rühmende Urtheil des Grafen kann man mit gleich vollem Recht auch auf alle anderen Copien Lenbachs beziehen, welche derselbe damals für seinen kunstsinnigen Gönner ausführte. Es sind das: die des angeblich

von Pordenone gemalten Bildes „Herodias mit dem Haupte des Täufers Johannes" im Pallazzo Doria zu Rom; die von Murillos „Mutter mit dem Kinde", in der Gallerie Corsini daselbst, die des Bildnisses eines jungen blonden Mannes in schwarzer Tracht mit goldner Kette von Tizian in der Pitti-Gallerie zu Florenz; die des Selbstportraits des Andrea del Sarto; des Tizianischen Bildnisses des Pietro Aretino; der dem Georgione zugeschriebenen unter dem Titel „das Concert" berühmten Gruppe musicirender Halbfiguren in derselben Gallerie; die des kleinen Mädchens mit dem Hunde von Tizian, damals in Palazzo Strozzi, heute im Berliner Museum; die des Rubensschen Portraits seiner ersten Frau und die des eignen Bildnisses des großen vlämischen Meisters in der Gallerie der Uffizien. Eine der erstaunlichsten Leistungen dieser unerreichten Kunst Lenbachs aber, das Werk eines großen Malers völlig in dessen Sinn, dessen eingenster Technik und mit der täuschend erreichten Wirkung des Originals nachzuschaffen, bleibt für mich immer die damals ausgeführte Copie des Bildes der auf weißem Lager ruhenden, herrlichen nackten, Frauengestalt, der fälschlich sogenannten Venus von Tizian in der Tribuna der Uffizien-Galerie.

1867 war Lenbach nach Ausführung dieser Arbeiten für den Grafen Schack nach München zurückgekehrt. Seines Gönners Begierde aber, seine Lieblinge unter den Werken der alten Meister von einem so verständnißvollen berufenen und auserwählten Jünger derselben nachgebildet zu sehen und in solchen wahren Facsimile-Copieen zu besitzen, war noch lange nicht durch diese für den Besteller aus Italien mitgebrachten Schätze befriedigt. Zunächst hatte Lenbach in der Heimat die Copie nach dem damals in der Gallerie zu Schließheim befindlichen Portrait der das Violoncell spielenden Gattin des Van Dyck von diesem Meister auszuführen. Dann aber forderte der Graf den Künstler auf, diese copirende Thätigkeit für ihn auch noch in Spanien fortzusetzen. In der unvergleichlichen Gemäldegallerie zu Madrid, welche eine so unabsehbare Menge des Herrlichsten enthält, was die Malerei aller Kunstschulen in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe geschaffen hat, befanden sich manche dem Grafen mindestens eben so werthe Lieblingswerke wie die, welche Lenbach für ihn in Italien copirt hatte. Letzterer übernahm den Auftrag, auch diese zu copiren und reiste zu diesem Zweck im Spätsommer jenes Jahres in Begleitung eines jungen Kunstgenossen, Ernst von Liphart, des Sohnes des bekannten Sammlers und Kunstkenners zu Florenz, eines Freundes des Grafen, nach Madrid ab. Dort im Museum des Prado copirte er eins der großartigsten Meisterwerke der Bildnißmalerei aller Zeiten und Schulen, das Reiterbildniß Karls V. in der Rüstung, von Tizian; ferner desselben Meisters Herodias, die Schüssel mit dem Johannishaupt in den erhobenen Händen; ein weibliches Bildniß von Tintoretto und das große Bildniß Philipps IV. im Jagdanzuge mit dem Hunde zur Seite von Velasquez. Im April 1868 traf Graf Schack selbst in Madrid

ein und holte dort die beiden Künstler zu einer Reise durch das südliche Spanien ab, an die sich noch ein Ausflug von Gibraltar nach Tanger hinüber anschloß.

Auf dem Rückwege von dort besuchten sie Granada und die Alhambra. Von der Schönheit der Landschaft, wie jener Schöpfung der arabischen Kunst wahrhaft berauscht, versuchte Lenbach dort zum ersten Mal, ob es ihm gelingen wolle, auch die charakteristische Erscheinung einer Gegend im Bilde festzuhalten. Er malte ein kleines Bild der Aussicht auf die Vega, nach der Richtung hin, wo sie von der Sierra Elvira begrenzt wird, von dem Thurm der Infantinnen aus. Auf einem zweiten kleinen Bilde stellte er die Mauern, Zinnen und Thürme der Alhambra mit der davorliegenden Landschaft von der Terrasse, vor San Nicolas aus gesehen, dar. Auf einem dritten, den Tocador de la Reina, den Pavillon nahe dem Comaresthurm auf der Alhambra. Das kleine Bild ist staffirt mit den Gestalten des zeichnenden jungen Liphart und des Grafen selbst, der unter den Arkaden des Tempelchens stehend, nach dem Generalife auf dem jenseitigen Abhange hinüberschaut. Diese Versuche Lenbachs in der Landschaftsmalerei lassen wohl erkennen, daß sie nicht Arbeiten eines Landschaftsmalers von Fach sind, aber für seine Fähigkeit, die Natur unbefangen anzuschauen und in ihren eigenthümlichen Stimmungen zu schildern, geben sie ein beredtes Zeugniß. Ich weiß nicht genau, ob Lenbach auf dieser spanischen Reise das lebendige Original jenes Bildes der Halbfigur eines Mönches gefunden hat, welches wir ebenfalls in der Schack'schen Galerie sehen. Dieser Urtypus eines glühenden, religiösen Fanatikers erscheint freilich völlig so, als wenn das Land des finstersten Glaubenshasses und der grausamsten Ketzerverfolgungen seine Heimat sein müßte. Dieselbe Sammlung enthält außer den genannten Arbeiten mehrere Bildnisse Lenbachs, die meist während der sechsziger Jahre entstanden sind. Ebenso wie jenes Bild des „Mönches" lassen auch sie den Maler des „Hirtenknaben" kaum noch als ihren Autor erkennen. Bei der Ausführung der Copien nach den Werken der alten großen Venetianer und Niederländer war Lenbach tiefer als die meisten Modernen, in die Geheimnisse ihrer Technik, ihrer ganzen Malerweise eingedrungen, mittelst derer sie die wunderbare, in den Bildern der Neueren so selten erreichte, farbige Erscheinung ihrer Gemälde hervorbrachten. Was er so erkundet hatte, verwendete er fortan in der Malerei seiner selbständigen Bilder. Das läßt sich schon hier in dem schönen Portrait der zweiten Gattin Paul Heyses und in Lenbachs Selbstportrait, das ihn, Stirn und Augen vom breitkrämpigen Hut beschattet, darstellt, leicht erkennen. Von der völlig unreflectirten, einfachen, derben Wiedergabe der Wirklichkeit in dem Bilde des Hirtenknaben ist er hier weit entfernt. Die Natur erscheint nun wie mit den Augen eines jener alten Meister angeschaut und in deren Sinne gemalt. Die Farbe hat jenen Schmelz und jene Tiefe, welche die alten Bilder zum Theil erst unter der

Einwirkung der Zeit, durch ihr Alter empfangen haben, dem „Edelrost" vergleichbar, welchen die Jahrhunderte den alten Bronzen verleihen. Das Bildniß der jungen Gattin Paul Heyses, mit dem aufgelöst am Rücken und über die Schulter herabwallenden dunklen Haar, in der Schack'schen Gallerie ist eine Wiederholung des Portraits der schönen Dame, welches er gleichzeitig mit dem des Dichters selbst, des Malers von Hagn, des Kupferstechers Geyer und der Schwester desselben bereits vor der spanischen Reise gemalt und 1867 zur Weltausstellung nach Paris gesendet hatte. Hier wie in München erregten diese eigenartigen Bildnisse lebhaftes Interesse und lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihren Maler.

Im Jahre 1870 ließ er sich in München nieder. Seine Werkstatt, mitten in einem Garten gelegen, richtete er sich mit jenem vornehmen malerischen Geschmack ein, der ihm vor Vielen gegeben ist. Portraits geistig hervorragender Männer, reizender und geistvoller Frauen, die er für seinen eigenen Besitz malte, wenn er dem Auftrag, sie zu portraitiren, genügt hatte; einige erlesene Bildnisse alter Meister, die er so glücklich gewesen war, als Eigenthum zu erwerben, gaben diesem weiten Atelier den köstlichsten Schmuck. — Von allen Gaben, welche ein zum Maler berufener Günstling des Geschicks zuertheilt bekommen kann, ist Lenbach eine versagt geblieben: die der erfindungsreichen, gestaltenden Phantasie. Keiner jener alten Meister, die er zu seinen Mustern und Leuchten auf dem Wege der Kunst gewählt hat, ist ausschließlich Bildnißmaler gewesen. Lenbach aber ist es geblieben, hat sich gänzlich auf diesen Kunstzweig beschränkt und concentrirt, für welchen ihm allerdings eine ganz außerordentliche Begabung zu Theil geworden ist. Er besitzt den durchdringenden Blick für das innerste Wesen der Persönlichkeit, das sich für Anderer Augen in den Gesichtszügen der Menschen fast ebenso häufig verbirgt, als offenbart. Dieses Wesen, das eigenste Naturell derer, die er malt, im Bilde zur Anschauung zu bringen, diesem Bilde aber zugleich das volle Gepräge eines frei geschaffenen malerischen Kunstwerks zu geben, — darauf vor Allem war Lenbachs Bestreben in seinen Bildnissen jederzeit gerichtet. Auf die ausführliche Darstellung des im Vergleich zu diesem Hauptzweck Nebensächlichen, auf die Concurrenz mit der photographischen Wiedergabe desselben im Bilde, hat er verzichtet, wie gern und oft er auch die photographische Aufnahme seiner Modelle in den Dienst seiner Malerei gestellt hat.

In der Verfolgung dieses Princips ist er consequenter gewesen und weiter gegangen, als jeder der großen Bildnißmaler in alter und neuer Zeit; in mancher Beziehung entschieden zu weit. Gewiß werden wir, wenn uns ein bedeutender Mensch gegenübertritt, zunächst durch seinen Kopf, sein Gesicht, seinen Blick gefesselt werden, und von dem Uebrigen seiner Erscheinung nur eine allgemeinere Vorstellung empfangen. Aber das gilt

doch nur für die ersten Momente. Gerade je mehr uns die Persönlichkeit interessirt, um so wichtiger und beachtenswerther wird uns der Bau der Gestalt, die Form und Farbe der Hände, ja die Art und der Sitz der Tracht, selbst auch wohl die Umgebung dünken, in welcher diese Persönlichkeit sich heimisch fühlt und die sie sich nach eignem Geschmack und Bedürfniß gestaltet hat. Die großen altflandrischen, viele der späteren niederländischen und die altdeutschen Meister, vor Allem Hans Holbein, haben wiederholt den glänzenden Beweis geführt, daß es sehr wohl möglich sei, allen diesen angeblich so „nebensächlichen" Dingen, welche doch oft so bezeichnend für das eigenthümliche Wesen der Menschen sind, auf's gewissenhafteste gerecht zu werden und darum doch nicht weniger auch das intimste Seelenleben in dem Gesicht zum Ausdruck zu bringen. Hans Holbeins Bildniß des Kaufmanns Gisze im Berliner Museum ist eins der staunenswerthesten Meister- und Musterwerke dieser, der Lenbach'schen entgegengesetztesten, Gattung der Bildnißmalerei. Die großen italienischen Portraitisten der Renaissance, die spanischen, und von den späteren nordischen Meistern besonders Rembrandt, sind zu ihren Zielen auf sehr abweichenden Wegen gelangt. Die lokale Umgebung des Darzustellenden haben sie meist gleichgültig behandelt und durch den passend gestimmten Hintergrundton oder die Andeutung einer Landschaft, einer Wandarchitektur und eines Vorhangs ersetzt. Die Hände aber, diese beredten, für die Charakteristik der Persönlichkeit so wichtigen, zur lebendigen künstlerischen Darstellung so unwiderstehlich reizenden, die Sprache des Mundes und des Blickes ergänzenden, Hülfsinterpreten des Seelenlebens und keineswegs nur die thätigen Werkzeuge unseres Willens, waren sie ohne Ausnahme beeifert, in der gleichen Lebenswahrheit und Vollendung herauszuarbeiten wie die Köpfe. Es ist keiner unter diesen Meistern, der nicht gerade in ihrer möglichst vollkommenen Darstellung seinen Ruhm und Ehrgeiz gesucht hätte. In diesem Punkt ist seltsamer Weise Lenbach seinen großen Mustern nicht gefolgt. Auch die Freude am schönen Schein der gewebten, gewirkten, gestickten, farbenprächtigen und feingetönten Stoffe, an Schmuck und Glanz des Zierraths, bekundet er, wenn er sie auch empfinden mag, in der Malerei seiner Bildnisse nicht. Glänzende Toiletten spielten zu allen Zeiten auf den Portraits schöner Damen, reiche Ceremonientrachten, reiche Rüstungen und prächtige Uniformen auf denen der Männer in hohen Aemtern und Würden eine wichtige Rolle. Weder die Besteller noch die Maler mochten freiwillig auf die Beihülfe des Costüms zur Steigerung des Eindrucks ihrer natürlichen Erscheinung in ihren Bildnissen verzichten. Manche der am höchsten geschätzten, am meisten beschäftigten Bildnißmaler unsrer Zeit zumal, dankten ihre großen Erfolge fast in gleichem Maaß ihrem Geschmack und ihrer Virtuosität im Toilettenmalen, als ihrer Meisterschaft in der Wiedergabe der Gesichter und der von den Kleidern unverdeckt gelassenen Theile der Gestalt. Lenbach hat die Hüllen der von ihm gemalten Persönlichkeiten nie in ähnlicher Weise

als gleichberechtigte Gegenstände der Malerei betrachtet, und nie in deren „naturgetreuer" oder effectvoller Ausführung zu glänzen gesucht. Noch weniger mochte er sich entschließen, seine Bildnißgestalten mit einer bestimmt charakterisirten architektonischen oder landschaftlichen Umgebung darzustellen. Ueber einen wohlgestimmten Hintergrundston, welcher besonders den Kopf plastisch heraustreten läßt, ist er meines Wissens nie hinausgegangen. Für das, was er aufgab, hat die große Auffassung, die auf's höchste gesteigerte, überzeugende und zwingende Gewalt des seelischen Lebens und Wesensausdrucks in den von ihm gemalten Gesichtern, im Verein mit dem Adel und der Wucht ihres Colorits entschädigen müssen. Mit diesen Eigenschaften haben sich seine Bildnisse ihren Rang unter den meistbewunderten unserer Zeit erobert. In München ansäßig, bald aber auch in Wien und Berlin, in den letzten Jahren wieder in Rom lebend, wo er sein Atelier und seine Wohnung in einem berühmten Palazzo aufschlug, ist er berufen gewesen, viele der durch Geburt, Amt, Genie und Ruhm höchstgestellten Männer unserer Zeit, die schönsten Frauen und Mädchen, aus den Kreisen der oberen Zehntausend wie aus dem Volk, zu malen. Eine Reise nach Aegypten, die er in den siebziger Jahren unternahm, hat keinen irgend merkbaren Einfluß auf seine Kunstrichtung gehabt. Den „Orientmalern" hat er sich nach dem und trotz dem mehrmonatlichen Aufenthalt im Nillande niemals angeschlossen. In Wien hatte er sich wie überall, wo er auftritt, rasch eine glänzende Stellung als Künstler wie in der Gesellschaft errungen. Seine außerordentliche, eigenartige Persönlichkeit, welche ohne alles gemachte theatralische Gebahren, sich durch ihr bloßes Dasein und Auftreten unwiderstehlich zur Geltung zu bringen weiß und ihrer Wirkung auf die Männer wie auf die Frauen gewiß sein darf, hat daran einen nicht zu unterschätzenden Antheil. Er malte in Wien den Kaiser Franz Joseph, Prinzessin Gisela, den Grafen und die Gräfin Andrassy, die Fürstin Obrenowitsch, den Grafen Wilczeck, die Gräfin Clam-Gallas, Frau von Muchanow, Fräulein von Werthheimstein. Ich entsinne mich noch des großen Eindrucks, welchen einige dieser Bildnisse dort im Jahr 1873 bei ihrer Ausstellung im Künstlerhause in demselben Raum mit Makarts Catharina Cornaro machten. Durch eine tiefe Kluft von Allem getrennt, was die moderne Bildnißmalerei hervorbringt und das große Publikum zu lieben und zu bewundern gewöhnt ist, schienen diese Bildnisse Lenbachs einzig unter allen den großen alten Meisterwerken dieser Kunst vergleichbar, innig verwandt und fähig, deren Nachbarschaft zu ertragen, ohne von ihnen durch Wucht des Tons und ihre Lebensfülle gleichsam zermalmt und zu blassen Schatten degradirt zu werden. Ganz enorm ist die Zahl der in München und Berlin von Lenbach in Oelfarben und Pastellstiften ausgeführten Bildnisse während dieser letzten achtzehn Jahre geworden. Durch die nahen Beziehungen, in welche er in München zu den Kreisen der glühendsten Bekenner und Apostel Richard Wagners trat, mit denen ihn die Begeisterung für deren künstlerischen

Herrn und Meister, den Messias des musikalischen Dramas, verband, wurde für Lenbach die Brücke nach Berlin herübergeschlagen. An der Gräfin Marie von Schleinitz in der deutschen Kaiserstadt fand er eine thätig wirksame Freundin, eine warme Verehrerin seiner Kunst. Wie für jenen „Messias" hat sie hier auch für Lenbach „die Stege richtig machen" geholfen, welche ihn dann zu den erwünschtesten Zielen geführt haben. Das von ihm gemalte Bildniß der genannten Dame, damals Gattin des Königl. Hausministers (gegenwärtig in zweiter Ehe Gräfin von Wolkenstein in St. Petersburg), bleibt immer eins der schönsten unter allen seinen Portraits von Berliner Damen. Unter diesen aber bilden die weiblichen nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil. Von desto größerer Bedeutung nach Quantität und Qualität sind die männlichen. Ihm saßen zu Bildnissen die größten geschichtlichen Gestalten des neuen Deutschland: der Kaiser, der Kronprinz, Graf Moltke, Fürst Bismarck und einer der größten Eroberer und Herrscher im Reiche der modernen Wissenschaft: von Helmholtz. Des gewaltigen Reichskanzlers Gunst wurde dem bayrischen Künstler in überraschendem Maße zu Theil. In Fürst Bismarcks Hause zu Berlin, wie in Friedrichsruhe und Varzin, wohin Lenbach sich wiederholt eingeladen sah, ist ihm das Glück geworden, des Reichskanzlers Erscheinung in aller Ruhe beobachten und studiren und fast alljährlich immer neue Portraits-Zeichnungen und -Gemälde desselben in mannigfachen Situationen und Ansichten nach der Natur ausführen zu dürfen. Das eine derselben hat bekanntlich in der Berliner Nationalgalerie seinen dauernden Platz gefunden. Eine ganz gleiche Gunst ist Lenbach von seiten des Feldmarschalls Grafen Moltke zu Theil geworden. Zwei glänzende Beweise von dieser Gunst und hohen Werthschätzung seitens des großen, schweigsamen Heerführers und „Schlachtendenkers" hat er empfangen. Lenbach durfte dessen kahles Cäsarenhaupt mehrere Male in seiner wahren, nackten Gestalt ohne die bedeckende und verbergende Perrücke malen; und der Feldmarschall hat darin gewilligt, daß der einundfünfzigjährige Künstler dessen Nichte, die zwanzigjährige, lichtblonde, schöne und zarte Comtesse Moltke, im vorigen Jahre als Gattin heimführte.

In München, das Lenbach doch immer als seine eigentliche wahre Heimat betrachtete, baute er sich nach der Vermählung sein Haus, in welchem er seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen gedenkt. Die Münchener Künstlerschaft betrachtete ihn mit gutem Recht stets als den ihrigen; und er, welcher von den Größten der Erde als geehrter und vertrauter Gast empfangen wird, fühlte sich zu allen Zeiten doch anscheinend nirgends wohler und heimischer, als im Kreise seiner münchener Genossen in den zwanglosen Sitzungen der „Allotria", beim vollen Kruge, beim Tarock- oder Kegelspiel und in der von ihm mit Ernst und ehrlicher Leidenschaft, tiefer Einsicht und glänzender Discussionsgabe geführten Kunstdebatte.

Die Wiege der Neigung, welche im vorigen Jahr zu jener Künstler-

ehe geführt hat, soll übrigens nicht Berlin, sondern Rom gewesen sein. Wie in Wien und Berlin die Kaiser von Oesterreich und von Deutschland, so hat Lenbach in der ewigen Stadt auch den Papst Leo XIII. gemalt und manches andere eminente Werk seiner Kunst der Menschendarstellung ist während seines längeren letzten, dortigen Aufenthalts entstanden.

In der deutschen Kunstabtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878, und den internationalen Kunstausstellungen von 1879 und 1883 zu München haben wir manche erlesene Perlen aus dem reichen Schatz der von Lenbach gemalten Männer-, Frauen- und Kinderbildnisse gesehen. Aber auch dort — und viel mehr gilt das noch von unsern Berliner Ausstellungen — konnte den Reglements gemäß doch immer nur eine sehr beschränkte Zahl solcher Arbeiten zur Schau gebracht werden. Nie zuvor hatte daher das große kunstliebende Publikum einer Stadt Deutschlands oder des Auslandes rechte Gelegenheit erhalten, von Lenbachs künstlerischem Wesen und der Art seines Schaffens sich eine zutreffende, möglichst vollständige Vorstellung zu erwerben. Diese Ausstellung hatte zu dem noch einige besondre Vorzüge: sämmtliche zu der Sammlung gehörige Bildniße waren nicht im Auftrage und für Andre, sondern für des Künstlers eigenen Besitz und daher vollständig unabhängig von deren Wünschen, Anforderungen und Geschmacksrichtungen gemalt. Und diese Portraits waren nicht in buntem Durcheinander mit modernen Genre und Geschichtsbildern, Bildnissen, Landschaften und Stillleben, von denen eins die Wirkung des anderen aufhebt oder zerreißt, placirt, sondern von Lenbach selbst nach eigenem Ermessen in wohlabgewogener Zusammenstellung an den Wänden gruppirt. Daß ihr Eindruck dadurch und durch die Ausschließung fremder störender Elemente aus ihrem geschlossenen Kreise in hohem Grade gewinnen mußten, erscheint selbstverständlich.

Vielfach wurde gegenüber den in dieser Sammlung befindlichen Bildnissen des Kaisers, des Kronprinzen, des Reichskanzlers, des Grafen Moltke, des alten Gladstone, die Frage laut, wie man sich es erklären solle, daß auch deren Porträts sich in ihres Malers eignem Besitz befänden. Man könne doch unmöglich annehmen, diese Männer könnten ihre Vorliebe für die Person des Künstlers so weit getrieben haben, daß sie ihm ihre Zeit geopfert und Sitzungen gewährt hätten, nur um ihm das Vergnügen zu bereiten, auch ihre Bildnisse seiner Sammlung einzuverleiben. Ich glaube die richtige Antwort auf diese Fragen ist die, daß Lenbach für die Ausführung der von den Betreffenden bei ihm bestellten Porträts verschiedene Studien nach dem Leben gezeichnet und gemalt, auch wohl Photographien ihrer Köpfe aufgenommen und nach solchen Vorarbeiten dann so wohl die ihnen abgelieferten als die für sich zurückbehaltenen Gemälde ausgeführt habe.

Wer auch nur einigermaßen mit der Malerei der großen Venetianer, Flamländer und Niederländer vertraut war, mußte bei der Betrachtung dieser Lenbach'schen Bildnisse sich sofort bewußt werden, daß dieselben,

wenigstens in der großen Mehrzahl, im Sinne dieser alten Meister, bald mehr des Tizian, bald des Velasquez, des Rembrandt oder Rubens angeschaut, aufgefaßt, in ihrem Ton, ihrer Technik, die Lenbach sich völlig zu eigen gemacht, gemalt seien. In ihnen allen aber ist gleichmäßig die Hauptkraft des Künstlers und damit auch das Interesse der Beschauer auf die Köpfe concentrirt. Diesen ist ein Leben, eine Macht und Wahrheit des individuellen Seelenausdrucks, ein undefinirbares geistiges Etwas noch außer der körperhaften Plastik der Formen gegeben, wie wir es kaum in eines andern heutigen Bildnißmalers Portraitköpfen erreicht finden. Augen und Seele des Beschauers werden völlig fascinirt durch den Blick und Blitz jener gemalten Augen, besonders da, wo dieselben auf die unseren gerichtet sind. Wir bemerken und beachten darüber kaum die Unfertigkeit oder skizzenhafte Behandlung der übrigen Erscheinung des Dargestellten in diesen Bildnissen. Zwei der merkwürdigsten und in solcher Art eindruckvollsten dieser Sammlung sind das im vorigen Jahre gemalte Portrait Kaiser Wilhelms und das eine, größere, der beiden Bilder Gladstones. Der Kaiser sitzt zurückgelehnt in dem Sessel. Die Hände sind im Schooß ineinander gelegt. Das Haupt ist etwas auf die Brust gesenkt und gegen die linke Schulter hin, in der Dreiviertelsansicht, dem Beschauer zugewendet. Die ernsten blauen Augen richten sich mit einem nicht zu schildernden Blick auf die unsren. Es ist, als dränge derselbe durch diese bis tief auf den Grund unsrer Seele. Das faltige, graubärtige Antlitz ist wirklich das des neunzigjährigen Greises. Die Malerei hat sich hier nicht zur höfischen Schmeichlerin gemacht, die uns über die Thatsache dieses legendarischen Alters zu täuschen versuchte, indem sie die tief gegrabnen Spuren desselben um Nase, Augen, Mund und Kinn, in Stirn und Wangen verwischte oder ausglättend milderte. Aber unberührt davon blieb das Leben des Geistes, die durchdringende Schärfe und Kraft des Verstandes und Willens. Sie leuchten aus diesen blauen Augensternen mit einer ergreifenden, Ehrfurcht erweckenden Gewalt, wie man sie selten von denen eines gemalten Bildnisses ausgeübt werden sah, während der Anblick der ganzen Erscheinung dieser Ehrfurcht innige Rührung gesellt. Eine ähnlich mächtige, lebendige Wirkung übt jenes Portrait Gladstones durch die uns anblitzenden, durchbohrenden, großen, grauen Augen. Das ist gar nicht mehr Malerei, sondern das Leben und die Natur selbst. Der britische „große alte Mann" sitzt zurückgelehnt, aber in strack aufgerichteter Haltung des Halses und des etwas nach rechts zum Beschauer hin gewendeten Hauptes. Die Finger der ausgespreizten rechten Hand sind fest auf den rechten Schenkel gepreßt. Die großen und energischen Formen des viel gefurchten Gesichtes mit dem Ausdruck ruhiger zäh festhaltender Hartnäckigkeit sind scharf bis zur Härte herausgearbeitet. Die Züge tief eingegraben wie die einer altflorentinischen Portraitbüste. — Ein interessantes Gegenstück zu diesem fest in sich geschlossenen Charakterbilde des britischen Staatsmannes

bildet das, ihm in der Berliner Ausstellung der Sammlung in seiner nächsten Nachbarschaft als „Pendant" placirte, große Bildniß des italienischen Diplomaten und Ministers Minghetti. Es ist zugleich dasjenige unter allen diesen Gemälden Lenbachs, das am unbefangensten, am wenigsten mit den Augen eines bestimmten alten Meisters gesehen und in der wohlstudirten Weise eines solchen gemalt ist; das mithin auch als das modernste Portrait von allen hier vereinigten seines Autors wirkt, und in allen Theilen auch an liebevoller Durchführung und künstlerischer Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt. In dieser Erscheinung ist Alles schlank, fein geschliffen, abgeglättet. Vortrefflich stimmt dazu die lässige Haltung, die hagre, weit zurückgelehnte Gestalt, der etwas gehobene, etwas zur vorderen linken Schulter gewendete Kopf, aus dessen Antlitz die Augen, von den Lidern halb bedeckt, mit eigenthümlich müdem, aber klugem und überlegenem Ausdruck in die des Beschauers blicken. In der Farbe dieses Gesichts ist eine Zartheit der Nüancen, in der Behandlung eine Weichheit erreicht, welche mit der Härte und Schärfe des Gladstoneschen auf's Stärkste contrastirt. — Ein Bildniß des deutschen Kronprinzen zeigt dessen Gestalt bis zum Gürtel, im Küraß und weißen Koller in der Rechten den Marschallstab; in Kopf und Haltung der ideale Typus germanischer, stolzer, freudiger, heldenhafter Männlichkeit, im Ton freilich so gehalten, als hätte er bereits zwei Jahrhunderte die Zierde einer öffentlichen Gallerie gebildet. — Drei lebensgroße Bildnisse des Fürsten Bismarck enthält die Sammlung. Jedes zeigt ihn in andrer Auffassung und Ansicht. Auf dem Einen erscheint er ungewöhnlich schlank geworden. Mit offenem, locker hängendem, schwarzem Rock bekleidet, um den Hals ein schwarzes Tuch ohne Hemdkragen, Kopf und Gestalt fast im Profil gesehen, mit ruhig herabhängenden Armen steht er da, mit den blitzenden, grauen Augen unter den grauen, buschigen Brauen hervor geradeaus blickend. Auf dem zweiten Portrait sieht man den Kanzler ganz in der Vorderansicht, lesend, mit etwas gesenktem Haupt, die von den breiten Lidern ganz bedeckten Augen auf das Schriftstück vor ihm gerichtet. Beide werden noch übertroffen durch das dritte, das den Fürsten im Sessel sitzend zeigt, die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt, das Antlitz gegen die rechte Schulter hin dem Beschauer zugewendet und ihn anblickend mit den von feurigem Leben und Geist wahrhaft sprühenden Augen. Sehr viel besser und richtiger als auf manchen andren Bismarck-Bildnissen Lenbachs, z. B. dem in der Nationalgallerie befindlichen, ist auf diesem hier auch die wahre Gesichtsfarbe des Originals wiedergegeben.

Drei Bildnisse auch des Grafen Moltke enthält diese Sammlung. Das eine (lebensgroße Kniefigur) ist ziemlich skizzenhaft behandelt. Es zeigt ihn stehend im offnen Interimsuniformrock mit aufgeschlagenen, breiten roth gefütterten Klappen, in etwas gebückter Haltung, den Kopf etwas vorgeschoben, mit gespanntem Blick vor sich hin schauend. Auf den beiden andern in Pelzrock, (das eine in Pastell gezeichnet) ist der Kopf im Profil

und ohne die, das Ober- und Hinterhaupt sonst bedeckende Perrücke dargestellt. Der Eindruck ist höchst seltsam. Der Schädel ist vollkommen kahl und glatt, seine Form ein vollendetes Rund ohne alle jene Buckeln und Ausbuchtungen, aus denen die Phrenologen charakteristische Geistes- und Gemüthseigenschaften heraus deuten könnten und seine straff gespannte rosig weiße Haut, schimmert wie die Oberfläche einer Elfenbeinkugel. In der Durcharbeitung des Gesichtes und des ganzen Hauptes in Bezug auf Formen und Töne ging der Meister hier noch über die sonst von ihm innegehaltene Grenze hinaus, ohne der Ruhe und Größe der Wirkung dadurch im geringsten Eintrag zu thun. In dem Portrait des Lenbach befreundeten Kunstsammlers und Kenners Liphardt in Florenz (stehende lebensgroße Kniefigur), im offnen, hängenden, schwarzen Rock, ein Käppchen auf dem Haupt, die Hände auf dem Rücken übereinandergelegt, schuf er ein Charakterbild von größter Energie der Auffassung und der Malerei, in einem tiefen, goldig leuchtenden, echt Tizianischen Ton von herrlicher Wirkung. Ein Bildniß König Ludwigs I. von Bayern im Alter, in schlichter, bürgerlicher Tracht, giebt den wunderlich geformten Kopf mit dem buckelreichen Schädel in rücksichtsloser Wahrhaftigkeit wieder. So wenig wie einst in dem Antlitz des lebendigen Originals, verräth sich der auf so hohe künstlerische Ideale gerichtete, dem Schönheitscultus hingegebne dichterische Geist dieses gekrönten Poeten in diesem Abbilde. Es ist eine freundliche, dichterische Ueberschätzung der Kraft des armen Menschengeistes, welche Schiller die Behauptung eingab, „es ist der Geist, der sich den Körper baut." Ach leider nein! — Noch schlimmer als dem „Künstler-König" hat die bildende Natur (sie allein ist die wirkliche Baumeisterin) dem hochwürdigen Bischof Stroßmayr mitgespielt. Das Bild seines Antlitzes von Lenbach ist von wahrhaft erschreckender Aufrichtigkeit und überzeugender Wahrhaftigkeit in der Wiedergabe dieser scharf geschnittnen Gesichtsformen, dieser angespannten Züge, dieses lauernden und durchdringenden Blicks der kleinen, funkelnden Augen. Ein kleines Profilportrait des Propstes Döllinger in dieser Sammlung kommt dem älteren, vielbewunderten, großen Bildniß des berühmten katholischen münchner Theologen, welches Lenbach 1878 in Paris ausgestellt hatte, nicht gleich, wenn es auch die in sich versunkene zusammengebückte Haltung und den Schnitt und Charakter des Kopfes nicht minder treu, als jenes zur Darstellung bringt. Von andern Bildnissen bekannter Männer unsrer Tage sahen wir in dieser Sammlung ein Brustbild (im Profil) Franz Liszts, eins Paul Heyses vor 20 Jahren, von großer Schönheit und Feinheit des Tons und edeln Schmelz der Malerei; ein andres Bildniß dieses „Lieblings der Grazien", welches ihn als Kniefigur in sitzender Stellung zeigt, aber nicht völlig so charakteristisch als ersteres erscheint; ein großes Bildniß (ebenfalls Kniestück) von Richard Wagner; die Brustbilder eines Fürsten Lichtenstein; des älteren Seitz — ein prächtiges Gesicht voll strotzender Lebenskraft und Freudigkeit, das

wie eine stürmisch hingeworfne Farbenskizze von Rubens wirkt; den Kopf Wilhelm Buschs, des unschätzbaren Zeichners und Dichters des heiligen Antonius, der frommen Helene und so vieler andrer ebenbürtiger Geschwister dieser unsterblichen, humoristischen Geisteskinder, in leuchtendem Ton und lebendigstem Ausdruck mit schönster Wirkung gemalt; ein aus weit zurückliegender Zeit datirendes Brustbild Böcklins; und das des erfindungsreichen übermüthigen, humoristischen Zeichners der „Fliegenden Blätter", Oberländer, den man schwerlich in diesem Manne mit dem eigenthümlich verschüchtert blickenden, runden Antlitz vermuthen würde.

Auch von Lenbachs Kunst und Art der Darstellung von weiblichen und Kinderportraits enthielt diese Ausstellung einige charakteristische Proben. Ich erwähne vor Allem die lebensgroße Bildnißgestalt (bis zum Knie) eines jungen, prangend erblühten Mädchens von bachantischem Ausdruck in den braunen Augen und dem rundwangigen, lächelnden Gesicht. In eine phantastische, zigeunerische Tracht gekleidet, die linke Hand auf die Hüfte gesetzt das reizende Haupt gegen die linke Schulter geneigt, steht sie da. Eine hochbegabte, junge Künstlerin aus Ungarn, Lenbachs Schülerin, hat ihn durch ihre Erscheinung wohl mehr dazu angeregt, als daß sie als das treu proträtirte Modell zu diesem Bilde gestanden hätte. — Ein vor mehr als zwanzig Jahren gemaltes Bildniß von Helene Dönniges zeigt dies zartfarbige, vom rothen Haar umwallte Antlitz noch in seinem ganzen feinen dämonischen Jugendreiz. — Die lebensgroße Kniefigur einer schönen Frau von blühender, gesunder Anmuthfülle, ihr kleines Kind auf den Armen, ist wieder mit der Flüssigkeit und Breite des Vortrags und der leuchtenden Farbenglut einer Rubensschen Skizze hingemalt. — Dagegen wieder ganz im Stil, im Ton und in der Behandlung eines Rembrandt'schen Werks aus seinen mittleren Zeiten ist das liebliche, bräunliche Mädchenantlitz durchgeführt, in dem wir das der Schwester des Meisters zu sehen haben. Ein großes weibliches Bildniß, dessen Original eine junge römische Fürstin sein soll, zeigt ein ideal schönes Antlitz von klassischen Formen mit ernsten, großen, mächtigen, braunen Augen unter schön geschweiften, feinen schwarzen Brauen. Die hohe, stehende Gestalt in purpurrother Tracht mit den im Schooß übereinander gelegten Händen ist im Gegensatz zu dem sehr sorglich behandelten Antlitz, nur mit kecken Pinselstrichen skizzirt.

Auch einige in Pastellstiften und einige in Schwarz und Weiß gezeichnete Bildnisse waren der Sammlung eingereiht; das der berühmten italienischen Bühnenkünstlerin Sgra. Duse; das mit prächtiger Frische und Lebendigkeit wiedergegebene Bild eines lachenden, kleinen Baby mit seiner alten Wärterin; das eines schönen, großäugigen, jugendlichen Frauenkopfes, dessen Stirn von der breiten Krämpe des Gartenhutes beschattet wird; zwei mit scharfen Conturumrissen mit wenigen, zarten Pastelltönen auf graue Pappe hingemalte, blonde Frauenköpfe, die großen Augen im Niederblicken halb von den Lidern bedeckt, so daß die bräunliche Iris nur unbestimmt

zwischen den dunkeln Wimpern hindurchschimmert — Bildnisse der jungen anmuthigen Gattin des Meisters. —

Das ist der Hauptinhalt der Sammlung von Bildnissen, mit deren Ausstellung Lenbach nun auch in Berlin, und zwar nicht nur in den exclusiven Kreisen der vornehmen Gesellschaft und der Kunstgenossen, sondern bei der breiten Masse des „gebildeten Publikums" zu dem Ansehen gelangt ist, dessen er sich in München und Wien längst schon erfreute. — Er, dem das Glück so hold und treu während seines ganzen Lebensganges gewesen ist, mag es auch als einen wahrlich nicht geringen Beweis dieser Gunst der Götter preisen, daß er gerade zur rechten Zeit geboren wurde, so daß seine Entwickelung zur Reife des künstlerischen Vermögens in die größte Epoche unsers Jahrhunderts fiel. An schönen Frauen und Fräulein als Modellen für seine Kunst hätte es dem Bildnißmaler auch in einem andern Zeitalter nicht gefehlt. Aber er, der vor Allem veranlagt ist zur Erfassung und Schilderung bedeutender, männlicher Naturen, würde z. B. in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren solche „geistigen Flügelmänner der Menschheit", welche einer ganzen Epoche den Stempel ihres Wesens aufprägen, den Völkern Weg und Richtung geben, die Geschichte mit einem gewaltigen Ruck in Bewegung und vorwärts bringen, vergebens gesucht haben, wie er sie nun „vor der erstaunten Welt" sich erheben und sie zu malen sich berufen sah. An seinen großen Zeitgenossen ist seine Künstlerschaft zu ihrer jetzigen Höhe emporgewachsen. Nicht nur dem Studium der Werke der todten alten Meister, sondern auch dem der mächtigsten, lebendigen, geschichtlichen Gestalten unsrer Zeit, und der steten menschlich nahen Berührung mit denselben dankt er es, daß er der geworden, der er heute ist.

Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Moscheles und seine Frau.

Veröffentlicht von

Felix Moscheles.

— London. —

II. Briefe an Moscheles.

Die von Felix Mendelssohn an meinen Vater gerichteten Briefe*) gelangten nach dem Tode des Letzteren in meinen Besitz. Ich glaubte in seinem und in Mendelssohns Sinne zu handeln, indem ich lange mit der Herausgabe derselben zögerte. So manche intime Mittheilungen über Collegen und Künstler hätte ich mich eben so wenig zu unterdrücken berechtigt geglaubt, wie sie bei Lebzeiten der Betreffenden zu veröffentlichen. Ich meine, sie werden jetzt, wo die Zeit zwischen dem Kritiker und dem Kritisirten ausgeglichen hat, nicht minder interessant sein. Auch diejenigen Stellen durften, so schien mir, nicht fehlen, die, wenn auch von weniger allgemeinem Interesse, doch gerade ein so getreues Bild von dem Freundschafts-Verhältniß geben, das Mendelssohn mit Moscheles verknüpfte, und weil sie für Mendelssohns Herzlichkeit und Wärme des Ausdrucks ungemein charakteristisch sind.

Die Correspondenz beginnt im Jahre 1824, als Moscheles eine Kunstreise durch Deutschland machte, die ihn nach Berlin führte. Während seines kurzen Aufenthalts daselbst veranlaßte ihn die Mutter Mendelssohns, dem fünfzehnjährigen Felix einigen Unterricht zu geben, in Folge dessen Moscheles damals schon die in seinem Tagebuch verzeichnete Bemerkung machte, er verkenne es keinen Augenblick, daß er neben einem Meister, nicht neben einem Schüler sitze.

*) Die Briefe erscheinen demnächst unter dem Titel „Briefe Mendelssohns an Moscheles und seine Frau" im Verlage von Duncker und Humblot. Leipzig.

Berlin, 18. November 1824.

Wir haben recht sehr bedauert, Sie diesen Mittag nicht bei uns zu sehen; möchten Sie uns, wenn es Ihnen früher nicht möglich sein sollte, spätestens Sonntag Mittag dafür entschädigen. Haben Sie auch gütigst unserer Bitte um Lehrstunden gedacht? Sie würden uns höchlich dadurch verbinden, wenn es anders geschehen kann, ohne Ihren Plan für den hiesigen Aufenthalt dadurch zu stören. Halten Sie diese wiederholten Anfragen nicht für unbescheiden, und schreiben Sie sie lediglich dem Wunsche zu, meine Kinder die Anwesenheit des „prince des pianistes" benutzen zu lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

L. Mendelssohn-Bartholdy.

Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler verwandelte sich allmählich in ein dauerndes Freundschaftsbündniß, welches bei Ersterem auf Bewunderung für das aufkeimende Genie, bei Letzterem auf Verehrung für die schon entwickelte Reife des Künstlers beruhte. Im Herbst des Jahres 1826 führte eine Concertreise Moscheles wiederum nach Berlin und zu den Freunden. Er verlebte genußreiche Tage bei Mendelssohns im Hause. Felix spielte ihm seine eben beendete Ouvertüre zum Sommernachtstraum mit seiner Schwester Fanny vierhändig vor, auch seine Sonate in E-dur, eine Ouvertüre in C und manche andere seiner jugendlichen und doch so bedeutenden Compositionen. Moscheles drückt darüber in seinem Tagebuch seine Freude aus und zugleich seine Verwunderung, daß dieser junge Genius außer von seinen Lehrern und von einigen Auserwählten noch wenig anerkannt werde. „Auch dieser Prophet muß erst durch das Ausland seinen Ruhm gründen," schreibt er.

Als nun Mendelssohn die Wanderjahre anzutreten gedachte, schrieb er darüber an Moscheles:

Berlin, 10. Januar 1829.

Hochgeehrter Herr!

Vor allem muß ich Sie bitten, mir zu verzeihen, daß ich mich geradezu mit meinem Schreiben an Sie wende, und Sie dadurch belästige; aber Ihre mir so oft bewiesene Güte und Freundlichkeit ist es, welche mir dafür bürgt, daß Sie es mir nicht übel deuten werden, zumal da ich Ihres Rathes in einer Sache bedarf, wo ich Niemand kenne, der sie besser zu beurtheilen wüßte, als Sie. Folgendes ist nun die Angelegenheit, über die ich Ihre geehrte Meinung zu wissen wünsche und hoffe.

Ich habe vor, in diesem Jahre vom Anfang Aprils an eine große Reise zu unternehmen, welche mehrere Jahre dauern soll, und deren Hauptzweck ein längerer Aufenthalt in Italien und Frankreich ist. Da es mir aber aus verschiedenen Gründen sehr wünschenswerth ist, in der Mitte des Decembers dieses Jahres auf einige Tage wieder in Berlin zu sein, und erst von da aus nach Rom zu gehen: so habe ich die 8½ Monate meiner diesjährigen Entfernung von Berlin bestimmt, die Städte von Deutschland,

die mir noch unbekannt sind, nämlich Wien und München, und zuletzt wo möglich, auch London zu besuchen. Da ich die ganze Reise nicht machen will, um mich zu produciren, sondern um mich in musikalischer Hinsicht mehr auszubilden, und um durch die Vergleichung der verschiedenen Urtheile und Meinungen die eigne mir fester zu stellen, da es mir also nur daran liegt, das Merkwürdige dieser beiden Städte und ihre ausgezeichneten Künstler kennen zu lernen, nicht aber mich selbst hören zu lassen, oder öffentlich aufzutreten: so hoffe ich, daß die bestimmte Zeit nicht zu kurz dazu sein wird. Es entsteht aber nun die Frage, ob es besser sei, bei dieser Reise zuerst oder zuletzt nach London zu gehen, und dies ist es, worüber ich Sie um Ihre Entscheidung bitten wollte. Denn ich würde dann entweder zu Anfang des April in Wien sein, daselbst etwa bis Mitte Juli bleiben, durch Tyrol nach München gehen, und im October den Rhein herunter nach London, wo ich bis in den December verweilen könnte, um dann über Hamburg hierher zurückzukehren; oder ich müßte mit London im April den Anfang machen, bis Juli dableiben, den Rhein herauf nach München, durch Tyrol nach Wien, und von da nach Berlin zurückgehen. Offenbar ist bei dem ersteren dieser Pläne die Reise selbst viel angenehmer, als bei dem zweiten, und es wäre mir in dieser Hinsicht sehr lieb, ihn zu befolgen; doch fragt es sich, ob ich nicht beim letzteren die beiden Hauptstädte mehr im Glanze sehen würde, da man mir sagte, daß die Saison in Wien schon im Mai aufhöre, in London aber bis zum Juni und noch länger dauere.

Sie, der Sie so lange Zeit in beiden Städten verweilt haben und deren Musiker und musikalische Einrichtungen gewiß am genauesten kennen, werden mir am leichtesten diesen Zweifel auflösen und die mir so wichtige Frage beantworten können. Sie haben mich stets so viele Beweise Ihrer Güte und Gefälligkeit sehen lassen, daß ich hoffen darf, Sie werden auch diesesmal mir nicht Ihre Freundlichkeit entziehen, sondern mir mein Anliegen erfüllen.

Noch habe ich Ihnen für das zweite Heft Ihrer herrlichen Etüden zu danken. Es sind die schönsten Musikstücke, die mir seit langer Zeit bekannt geworden, gleich lehrreich und fördernd für den Spieler, als erfreulich für die Hörer. Sollten Sie nicht vielleicht gesonnen sein, noch ein drittes Heft erscheinen zu lassen? Sie wissen, welchen Dienst Sie allen Freunden der Musik dadurch leisten.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin ergebenst zu empfehlen, habe ich die Ehre zu sein mit vollkommenster Hochachtung

Ihr Ergebenster

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mendelssohns Vater schrieb in demselben Sinne an Moscheles, und dieser erklärte sich entschieden dahin, daß es rathsam sei, mit einem Aufenthalt in England zu beginnen. Seinem Rathe folgend, kam Mendelssohn am 21. April 1829 nach London, und nun folgen einige Monate vertrauten Umganges im Moscheles'schen Hause. In einem Billet bietet er Moscheles seine Copistendienste an, und verspricht, durch große Noten-

köpfe und durch Correctheit nach Kräften zu excelliren"; in einem anderen sagt er: „Ich schleppe nächstens einen Cab voll Manuscripte herbei und spiele Sie sämmtlich in den Schlaf." Unter den so mitgebrachten Sachen waren eine geistliche Cantate über einen Choral in A-moll, ein sechszehnstimmiger Chor „Hora est", und ein Violinquartett in A-moll und Moscheles erfreut sich „an den Werken, die von dem gründlichen Studium und den seltenen und vielversprechenden Naturgaben des jungen Componisten zeugen."

Moscheles machte im Sommer dieses Jahres eine Kunstreise nach Dänemark; Mendelssohn durchwanderte mit Klingemann Schottland. Dort schöpfte er geistige und physische Erholung nach dem Thun und Treiben seiner ersten Londoner Saison; dort legte er auch den Keim für die später gereiften Werke, die schottische Symphonie und die Hebriden-Ouvertüre. Ende November kehrte er nach Berlin zurück. Zur Feier der silbernen Hochzeit seiner Eltern (am 22. December) hatte er das von Klingemann gedichtete Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde" componirt.

Berlin, 9. Januar 1830.

Lieber Herr Moscheles!

Ich habe Ihrer Frau Gemahlin geschrieben und sie wegen meines langen Stillschweigens um Verzeihung gebeten; erlauben Sie mir, mich auf diesen Brief zu beziehen und zu hoffen, daß Sie mich entschuldigen werden, wegen der dort angeführten Gründe. Doch kann ich nicht unterlassen, auch Ihnen noch zu sagen, wie lebhaft ich fühle, welche Verpflichtung ich Ihnen gegenüber habe, und wie dankbar ich Ihnen für alle mir erzeigte Freundschaft bin. Sie haben mich in London aufgenommen, wie ich selbst es nie erwartet haben könnte, haben mir ein Vertrauen und eine Freundlichkeit gezeigt, auf die ich nie aufhören werde stolz zu sein, und je mehr ich Sie schon früher immer bewundert hatte, desto wohlthuender mußte es mir sein, nun bei näherer Bekanntschaft zu sehen, wie Sie in jeder Hinsicht jedem Künstler als Vorbild aufzustellen seien. Sie wissen selbst am besten, wie viel eine freundliche Aufnahme in fremdem Lande werth ist, und wie namentlich in England mir die Einführung durch Sie von dem unschätzbarsten Werth sein mußte. Wenn mir nun das Land den allererfreulichsten und dauerndsten Eindruck gemacht hat, und wenn ich die erste Zeit der Entfernung von meiner Familie so angenehm zugebracht habe, als es nur irgend in der Fremde möglich war, so sind Sie es, dem ich dafür danken muß, und dem ich immer erkenntlich sein werde. Fände sich je nur Gelegenheit, daß ich Ihnen irgend wie beweisen könnte, wie lebhaft ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin.

Hoffentlich sehe ich Sie bald einmal an irgend einem Orte in der Welt wieder, und finde wieder so herrliche, neue Musikstücke bei Ihnen, wie diesmal; die Sinfonie*) ist mir ganz gegenwärtig, und ich kann mir auch mehreres daraus, namentlich den ersten und dritten Satz, auswendig spielen; doch

*) Op. 81.

ist dies nicht recht zureichend, und ich sehe mit großem Verlangen dem Erscheinen dieses Meisterwerks entgegen. Werden Sie es denn nicht bald dem Publikum übergeben? Sie wissen ja selbst wohl am besten, wie sicher Sie auf den glänzenden Erfolg und auf die Bewunderung und lebhafteste Theilnahme aller Musiker rechnen können. Es würde mir die herzlichste Freude sein, die Partitur bald erscheinen zu sehen, und ich bin überzeugt, daß jeder, der es mit der Musik gut meint, denselben Wunsch haben muß. — Wird denn nicht bald eine zweite erfolgen, oder ist dieselbe gar vielleicht schon in der Arbeit? Es wäre prächtig, wenn Sie uns mehrere Stücke in diesem Geist und von solchem Ernst und solcher Tiefe schenken wollten; Sie würden alle wahren Musikfreunde hier sehr glücklich machen.

Ich denke nun von hier nach Italien zu gehen, sobald es mein schlimmer Fuß mir nur gestattet, und ich bitte Sie mir zu erlauben, Ihnen dann und wann von da aus Nachrichten über Musik und die Musiker zukommen zu lassen; sollte Ihnen aber Ihre Zeit einmal zulassen, mir ein paar Worte zu schreiben, so wissen Sie, wie sehr Sie mich verbinden würden.

Leben Sie wohl und seien Sie glücklich wie ich es Ihnen wünsche; und denken Sie stets freundlich

Ihres treu ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Im April 1832 ist Mendelssohn wieder in London. Mit charakteristischer Wärme schreibt er kurz nach seiner Ankunft an die Seinigen*).

„Ich wollte, ich könnte beschreiben, wie froh ich bin hier zu sein, wie mir Alles so lieb ist, wie ich über die Freundlichkeit der alten Freunde vergnügt bin — mit Klingemann, Rosen und Moscheles habe ich mich schon wieder so zusammen eingelebt, als seien wir nie auseinander gewesen. Die bilden den Kern meines hiesigen Aufenthalts. Wir sehen uns alle Tage; es ist mir wieder gar zu wohl unter guten, ernsthaften Menschen und unter wahren Freunden zu sein, vor denen ich mich weder in Acht zu nehmen, noch sie zu beobachten brauche. Moscheles und seine Frau sind wirklich von einer rührenden Freundlichkeit gegen mich, die mir um so werther ist, je lieber ich sie habe."

Während dieses Aufenthalts spielte er zum ersten Mal sein G-moll-Concert im Philharmonic. In Moscheles' Concert dirigirte er seine Sommernachts-Ouvertüre und seine neue in Rom geschriebene Ouvertüre zu den Hebriden. Das Manuscript der Partitur schenkte er Moscheles.

Im April 1833 besuchte Mendelssohn zum dritten Mal London. Kaum angelangt, machte er sich mit Moscheles daran, ein Stück für das wenige Tage darauf stattfindende Concert des letzteren zu componiren. Der Zigeuner-Marsch aus Webers Preziosa wurde zum Thema einer Reihe von Variationen gewählt, und von Beiden zusammen bearbeitet. Ueber diese Composition schrieb Moscheles in einem späteren Brief: „Es ist spaßig, wie die Leute gern aus dieser Doppel-Composition herausfinden

*) Reisebriefe aus den Jahren 1830—1832.

möchten, wer Dieses, wer Jenes, wer den Diskant, wer den Baß, wer jene Variation, wer diese Modulation gemacht hat. Mir gefällt die innige Mischung zweier musikalischer Geister, und ich sage ihnen, man müßte ein Eis à la tutti frutti nicht anders zersetzen, als während des Genusses, und sich den Nachgeschmack behagen lassen." Im Philharmonic führte Mendelssohn zum ersten Mal seine A-dur-Symphonie auf. Zu dem Kunst- und Freundeskreise dieser Saison gehörten Hummel, die Malibran, Paganini, Rubini, die Schröder-Devrient und Cramer. Im Herbst desselben Jahres ging Mendelssohn nach Düsseldorf, wohin er als städtischer Musikdirector berufen war. Von dort schreibt er:

Düsseldorf, 7. Februar 1834.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dich wohl vielmals um Verzeihung zu bitten, wegen meines so langen Schweigens! denn obwohl ich weiß, daß Du mir nicht ganz und gar drum zürnst, so weiß ich doch auch, daß es nicht recht von mir ist; aber auch jetzt würde ich noch nicht zum Schreiben an Dich gelangt sein, weil ich hier gar zu fest an meinem Arbeitstisch eingepuppt bin, wenn ich nicht eine äußerliche Veranlassung hätte, die mich dazu zwingt; und so springe ich über vier Monate Zeit und über meine Entschuldigung weg, und denke eben, Du wirst drum doch der Alte geblieben sein, und mir das verzeihen und nachsehen, wie Du es wohl mit manchem Andern mir zu Liebe gethan hast. Das wird gewiß so sein. Und nun sage ich guten Abend, bekomme wieder Muth, und versetze mich nach Chester place. Was ich Dir heut zu sagen habe ist folgendes: Ich habe mir herausgenommen, ohne Dich um Erlaubniß zu fragen, Dir ein Stück zu dediciren, welches bei Simrock herauskommt, und das mir gerade lieb ist. — Das wollte ich Dir eigentlich nicht sagen, und dachte mir's hübsch, daß Du das einmal bei einer Reise nach Deutschland finden könntest; aber nun ist mein Rondo brillant fertig geworden, und ich habe den allergrößten Wunsch, Dir es auch zuzueignen. Das wage ich aber nicht ohne eine specielle Anfrage zu thun, denn ich weiß wohl, daß es eigentlich nicht styli ist, Einen gleich um Erlaubniß zu zwei Dedicationen zu fragen, und Du findest es am Ende gar curios — aber ich kann nun einmal nicht helfen, ich möchte es gern. Ich halte sonst nichts auf Dedicationen, und habe selten welche gemacht; aber hier sollte es was bedeuten; denn weil ich so lange keinen Brief an Dich schicken konnte, so will ich gern das eben schicken, was ich gearbeitet habe. Laß mich darüber eine Zeile Antwort wissen, weil das Rondo auch in Leipzig erscheinen soll; und wenn Du erst einmal die eine Zeile geschrieben hast, so kommt auch wohl noch eine andere oder ein Paar dazu, wie in Deinem lieben letzten Brief, für den ich Dir nun auch noch nicht gedankt habe. Klingemann ist auch wortkarg, so daß ich wenig von London gehört habe, namentlich sehr wenig von Chester place; wie seht Ihr Alle aus? Was kann Felix schon sprechen? Denkt Serena noch an ihren Nelkenopferer? Und was macht die vierhändige Sonate? Das möchte ich sehr gern wissen, was Du zeither gearbeitet hast. Madame Moscheles schriebe mir das wohl; aber ich weiß noch gar nicht, ob ich courage

bekommen werde, an sie noch zu schreiben; denn ich denke, sie wird gar zu böse auf mich sein. Gewiß sind wieder prächtige Sachen entstanden; das Impromptu für Mary Alexander ist nun das letzte, von dem ich gehört habe.

Der Aufenthalt hier ist mir ganz ungemein angenehm; ich habe eben gerade so viel äußerliche Beschäftigung, als ich brauche und mag; und Zeit für mich vollauf; habe ich mal keine Lust zum Componiren, so habe ich zu dirigiren und einzustudiren, und das geht Alles recht hübsch und lebendig. Dabei ist das Nest so prächtig klein, daß man sich fortwährend wie in der Stube vorkommt, und doch fehlt nichts: — eine Oper, ein Singverein, ein Orchester, eine Kirchenmusik, ein Publikum, sogar eine kleine Opposition — Alles ist da, und amüsirt mich Alles prächtig. Als Mitglied eines Kunstvereins, der sich auf Verbesserung des Theaters legt, studire ich jetzt den Wasserträger ein. Es ist ordentlich rührend, mit welchem Eifer und welcher Hungrigkeit die Sänger alle darüber herfallen, wenn sie Einer was lehren will, wie sie sich alle erdenkliche Mühe geben deren sie fähig sind, und wie somit wirkliche Aufführungen entstehen, die so vollkommen sind, wie nur denkbar bei den gegebenen Mitteln. So gab ich im December den Don Juan (bei welcher Gelegenheit ich zum ersten Male eine Oper öffentlich dirigirte), und ich kann Dich versichern, daß Vieles besser ging und klappte, als ich es auf großen, berühmten Theatern gesehen habe, weil durchgängig Liebe zur Sache vorleuchtete. Wir hatten aber auch 20 Proben gemacht. Nun bekommt der hiesige Schauspieldirector den Einfall, die Preise zu erhöhen der vielen Umkosten wegen, und wie bei unsrer ersten Don Juan-Vorstellung der Vorhang aufgeht, schreit der unartige Theil des Publikums nach Herrn Derossi wie toll, tobt und lärmt, und so dauerts 5 Minuten, bis Ruhe wurde. Nun ging der erste Act prächtig, wurde fortwährend mit Applaus begleitet, und sieh da! beim Aufgehn des Vorhanges im zweiten Act ist derselbe Scandal, nur länger und toller. Jetzt wünschte ich das ganze Nest zum Teufel, langweilte und ärgerte mich beim Dirigiren wie noch nie, sagte die Oper für den folgenden Abend ab, wollte überhaupt mit dem Theater nichts mehr zu thun haben, ließ mich doch vier Tage darauf bereden, und gab Don Juan zum zweiten Male, wurde mit einem Vivat und dreifachem Tusch empfangen, und muß nun wieder an den Wasserträger; die Opposition besteht namentlich aus Kellnern und Schankwirthen; überhaupt ist halb Düsseldorf um 4 Uhr betrunken, weshalb ich auch nur Morgens zwischen 8 und 9 Uhr zu treffen bin, Nachmittags ist mit ihnen nichts durchzusetzen. Wie kommt Dir nun solche Nestwirthschaft vor? Und willst Du denn überhaupt gar mit solchen Kleinstädtern zu thun haben? Blagrove war hier; ich führte ihn in den Verein, wo wir gerade Chöre aus dem Alexanderfest sangen, und es machte die beste Wirkung auf ihn. — Er schlief ein. — Mir schreibt meine Mutter, der gipsies march oder vielmehr die april variations seien heraus. Ist das wahr? und könnte ich denn ein Exemplar davon bekommen? Ich hoffe, Du hast noch viel an meinem Antheile ausgebessert, von wegen besagter Wendungen und Unruhe; das ganze letzte Stück müßte wohl geflickt, oder mit einer warmen Melodie gefüttert werden, es war zu dünn; auch die erste Variation hast Du gewendet, hoff ich, und wattirt. Sprech

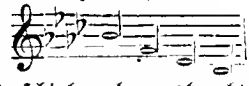
ich nicht, als sei ich Musikdirector Schneider? Ich kriege doch noch Muth und nehme ein kleines Blatt, und schreibe an Deine Frau, denn ich bin noch lange nicht fertig. Lebe wohl, auf Wiedersehen, auf der anderen Seite.

Dein
Felix M.

Interessant sind die in den nächsten zwei Briefen enthaltenen Aeußerungen über Berlioz' Ouvertüre zu Les Francs Juges.

Moscheles schreibt am 12. Februar 1834:

. . . Ich hatte Deine Ouvertüre (zur Melusine) mit wiederholtem Genusse gelesen, und sage Dir ohne Umschweife, daß es eine köstliche Arbeit ist.

Geist, Plan, Einheit, Kunst und Eigenthümlichkeit gehen darin Hand in Hand. So durchdrungen schritt ich an die erste Probe, nachdem ich sie mit Mori, der sie anführte, privatim probirt hatte. Es war aber ein großer Kampf, das Orchester zur Mäßigung in den sanften Stellen zu bewegen; besonders Anfangs wollten sie gleich hineinplumpen und die Trompeten waren auch etwas überrascht, daß sie mit ihrem C als Septime eintreten sollten. Ich stöhnte Laute des Unbehagens, und ließ sie dreimal wieder anfangen; die contrastirenden Stürme gingen, als führte Neptun das Scepter; aber wenn die Syrenen-Laute den groben Patron verdrängen sollten, mußte ich mit lauter Stimme Piano! piano! piano! rufen, wollte à la Beethoven mich bis in den Staub bückend, erniedrigen, aber es wollte nicht gelingen, die reißenden (Thiere) Violinen und Bässe zur Zartheit zu stimmen. Mit Liebe und Eifer wurde sie wiederholt, ging besser, und wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Ich hoffe bei der Aufführung die Nuancen noch besser hervortreten zu lassen. Du hast den Hörnern und Trommeln abwechselnd das  gegeben, welches sie herrlich durch Stopfen und Verschieben herausbrachten.

Berlioz' Ouvertüre zu Les Francs Juges hatte ich auch zu dirigiren (nach Deiner). Wir waren Alle gespannt zu hören, was französisches Genie schaffen kann; ich sage französisches, weil noch kein anderes Land diesen B. als Genie anerkannt hat. Aber, welches Porte St. Martin'sches Toben der Blechinstrumente! Welcher grausame, ja boshafte Contrapunkt, der beweisen zu wollen scheint, daß unsere Vorfahren nur Pedanten waren! Endlich der Contrast des Mittelgedankens, der tröstend eine Vaudeville-Melodie auftischt, wie man sie nicht zarter im „L'Ours et le Pacha", oder den Wienern in Berlin hören kann. Das Mystische kommt dann auch dazwischen: kreischende Harmoniegänge, die nur den Märzkatzen verständlich sind. Zum Zeichen, daß etwas Gräßliches im Hirnkasten des Componisten vorgegangen sei, erschüttert ein apoplectischer Schlag des Tamtams das ganze Orchester und auch die Ohren und das Zwerchfell der Zuhörer. . . .

Unser Gipsies March ist heraus, in London bei Cramer, in Paris bei Schlesinger und in Leipzig bei Kistner, welch Letzterer ein Exemplar an Frau von Goethe (der wir ihn dedicirt haben) in unserem Namen

geschickt hat. Meinen Einfall mit der Dedication billigst Du doch? Dein halb Antheil an dem Honorar ist 8 Napoléons von Schlesinger, 8 Louisd'or von Kistner und 15—20 Louisd'or von Cramer.

Darauf antwortete Mendelssohn:

Düsseldorf Ende April 1834.

Lieber Moscheles!

Wie mich der Brief von Dir und Deiner Frau erfreut hat, kann ich Dir gar nicht sagen, ich glaube mich hat noch niemals ein Brief so für mehrere Tage heiter und froh und glücklich gemacht wie dieser. Du weißt ja, wie ich so oft an bösen Zweifeln laborire, und mir nichts recht machen kann, und wenn mir dann so bange wird, so meine ich, die ganze Welt müßte es noch viel deutlicher sehen als ich, und gar über meine Sachen wegsehen. Wenn ich nun so liebe Worte darüber höre, wie Ihr mir über meine Ouvertüre sagt, dann ist mir dies die größte Freude, die mir durch eine Composition, wenn sie einmal fertig ist, zu Theil werden kann, und ich weiß wohl, daß Ihr mir drei der schönsten russischen Orden, oder Titel für die Ouvertüre hättet schicken können, ohne daß sie mich auf eine Stunde so vergnügt gemacht hätten, wie Euer lieber Brief all die Tage her. Was Du von Berlioz' Ouvertüre schreibst, ist mir auch recht aus der Seele gesprochen; es ist ein wüstes, prosaisches Stück, und doch noch eins seiner menschlicheren. Mir kommt es immer vor, als müßte ich aus dem Faust dabei singen: sie kam vor Angst am lichten Tag der Küche zu gelaufen, zernagt, zerkratzt das ganze Haus, wollt nichts ihr Wüthen nützen, sie fuhr herum, sie fuhr heraus und soff aus allen Pfützen. — Denn seine Instrumentirung ist so entsetzlich schmutzig und durcheinander geschmiert, daß man sich die Finger waschen muß, wenn man mal eine Partitur von ihm in der Hand gehabt hat. Zudem ist es doch auch schändlich, seine Musik aus lauter Mord und Noth und Jammer zusammenzusetzen; denn selbst, wenn's gut wäre, käme nichts anderes darin vor, als dergleichen atrocités. Er hat mich eigentlich zu allererst recht melancholisch gemacht, weil er so klug und kalt und passend über alle Anderen urtheilt, so gänzlich vernünftig ist, und so grenzenlos unvernünftiges Zeug bei sich gar nicht bemerkt. . . .

Düsseldorf, den 18. Mai 1834.

Ich weiß nicht, ob ich schon geschrieben habe, daß meine drei Ouverturen Sommernachtstraum, Meeresstille und Hebriden in einigen Wochen in Partitur erscheinen (bei Breitkopf & Härtel), worauf ich ganz unsäglich stolz bin. So bald sie da sind, lege ich sie zu Füßen, und wünschte nur, ich hätte sie Dir wieder zueignen können. Da das nicht ging, so wollten die Meinigen zu Haus, ich sollte sie dem Kronprinzen dediciren, der sich diesen Herbst entsetzlich gnädig gegen mich bewiesen hat; ich meinestheils wollte das Philharmonic, und so weiß ich's noch nicht. S' ist eine wichtige Frage. Wissen Sie denn schon, liebe Madame Moscheles, daß Varnhagen wieder heirathet, sechs Monate nach seinem trostlosen Buch und zwar meine Cousine Marianne Saaling? Wenn das Goldschmidts noch nicht wissen, amüsirt sie es gewiß. Eben geht ein junger Musiker fort, der mir eine schänd-

liche Fuge zur Durchsicht gebracht hat und ein anderes hiesiges Genie, das Choräle machen muß, das man gelb werden möchte vor Ungeduld und macht Choräle seit ich hier bin, und einen immer schlechter als den anderen. Wie wir uns nun gegenseitig über einander ärgern, giebt es zuweilen schöne Scenen, indem er nicht begreift, daß ich's immer noch schlecht finde, und daß er's immer noch schlecht macht. Ich eigene mich aber gut zum Cantor, und predige so erbaulich, daß es zuweilen eine Lust ist. Hier stehen Maiblumen, wenn ich Serena eine davon schicken könnte, so thäte ich's gern, sie soll aber wohl leben und Emily und Felix und was macht Emilys tune?*) — Nun ist kein Papier mehr da, hab' auch genug dummes Zeug geschwatzt. Leben Sie wohl. Stets Ihr

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, den 25. December 1834.

... Du wirst denken, mir sei ganz rasend grimmig heut zu Muthe, aber ich begreife gar nicht, wie ich in den Ton verfallen bin, denn mir ist eigentlich sehr behaglich und vergnügt; es ist erster Feiertag, in der Stube riecht's stark nach schwarzem Pfefferkuchen, den ich gestern bei Schadows aufgebaut bekam, nebst Hausrock von Hause und Schreibsachen und Süßigkeiten, Tasse u. s. w. Inmitten dieser Herrlichkeiten habe ich einen sehr lustigen Tag zugebracht und Abends läuft mir die Feder mit Bosheit davon. Auch Düsseldorf ist garnicht so arg, wie ich's Anfangs mache; Du solltest es schon loben, wenn Du den Singverein seinen Seb. Bach singen hörtest, wie einen Ritter; nächstens geben wir die Jahreszeiten öffentlich, und in den Fasten den Messias. Im letzten Concert wurde Webers Leier und Schwert gesungen und der erste Theil des Maccabäus und die Sinfonia eroica, und ich stehe hier in fürchterlichem Respect. Aber ich glaube, mein Mißmuth kommt daher, daß mein Pferd Nachmittags mit mir durchgegangen ist, und zwar mitten über die Promenade durch die Stadt wie toll bis an den Stall; und ich saß darauf und blieb zwar sitzen, aber ich ärgerte mich doch abscheulich und die Leute freuten sich, wie der Herr Musikdirector so jage. Und dann giebt es auch wirklich gar zu wenig hübsche Mädchen hier; man will doch nicht den ganzen Tag Fugen und Choräle componiren; aber meiner Treu, ich werde hier so philisterhaft und altmodisch, daß ich sehr ungern einen Frack anziehe, und wie es gar im Frühjahr werden soll, im Fall ich nach England käme und Schuh tragen müßte, das weiß ich gar nicht. Frag' nur Klingemann, der wird's bestätigen. Wenn ich aber wirklich im Frühjahr mit meinen Arbeiten so weit bin, daß ich hinüberkommen kann, so soll sich das Alles schon wieder geben, und ob ich mich dann auf Chester Place No. 3 freue, das weißt Du wohl. Mit meinem Oratorium geht es jetzt rasch vorwärts, ich arbeite im 2. Theil und habe dieser Tage einen Chor in fis-moll, einen lustigen Chor der Heiden, gemacht, der mir selbst ungeheuer viel Plaisir gemacht hat, und den ich Dir gar zu gern zeigte. Wie ich denn überhaupt gar

*) Emily, die älteste Tochter von Moscheles, jetzt Frau Roche in London. Serena, die zweite Tochter, Frau General-Consul Rosen in Detmold. — Felix, der Sohn, Pathenkind von Mendelssohn.

zu sehr gespannt bin, ob Du mit meinen neuen Arbeiten zufrieden sein wirst. Einige Fugen, Lieder ohne Worte, mit Worten, ein paar Etüden, habe ich seit kurzem gemacht, und brächte gar zu gern ein neues Clavierconcert mit nach London; aber davon weiß ich bis jetzt nichts. Du hast mir mal gesagt, ich müsse nun ein ruhiges, gehaltenes Clavierstück schreiben, nach alle den unruhigen und das will mir nicht aus dem Kopf, und das läßt mich gar nicht näher kommen; denn sowie ich an ein Clavierconcert denke, so geh ich durch, und sowie ich durch gehe, so sage ich, Moscheles hat gesagt etc. und da wird's nichts. Aber ich will's schon noch rauskriegen; wenn's wieder unruhig wird, liegt es an meinem Willen wahrhaftig nicht. Nun aber lebe wohl, lieber Moscheles, und wenn es Deine Muße erlaubt, laß mich wieder und viel von Dir hören, und bleibe mir gut.

Dein Freund

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, den 7. Februar 1835.

Lieber Moscheles und liebe Madame Moscheles! Ich habe neulich mit dem Courier ein Paar so dumme Briefe abgeschickt, daß ich heut versuchen muß, ob ich nicht einen klügern zusammenkriege. Hier kommen so Zeiten, wo mir sämmtliche Philister über den Kopf wachsen, sämmtliche Philister, die es in der Welt giebt und mein eigener immer dazu, da kann ich dann nicht schreiben (wie neulich); und sind die wieder mal vorüber, so möcht' ich alle die Briefe zurückrufen oder niemals geschrieben haben. Heute habe ich einen Chor am Oratorium componirt, den ich wunderhübsch finde. Was soll ich da Abends besseres thun, als nach Chester Place schreiben und grüßen, da mir eben wohl zu Muthe ist? Dazu kam heute Morgen ein Brief von Klingemann, der auch immer Festtag macht, und dann ist es so verzweifelt neblig, daß ich meinte, ich ritte in England spazieren; und dann hab ich seit ein paar Wochen ein Paar Philister weniger auf dem Halse; und dann kommt bald wieder Frühling und sein Wetter ist schon da — so ist's angenehm zu leben. Giebt es denn auf Englisch ein Wort für einen Philister? Ich glaube nicht. Es ist doch ein glückliches Land! Wenn auch Mr. Fleming wieder im Parlamente sitzt, und wenn sie auch zu meinem „Ave" „Lord of God Israel" gesungen haben, was mir vorkommt, als sänge man zu Lützows Jagd „the old English gentleman" — das ist alles noch lang nicht philiströs. Aber hier können wir's! Wenn ich Madame Moscheles auf dem Balle gesehen hätte, auf dem ich gestern war, wo so viele Talglichter brannten, und zum Abendbrot gab's Schinken und Kartoffeln, und nach dem ersten Tanz mußte gleich gesprengt werden, und nachher nicht, denn es half doch nichts, man konnte die Leute in den Wolken wenig erkennen, dann tanzten sie einen Ofen ein; werthe Mitglieder meiner hiesigen Kapelle spielten gut zum Tanz auf; die ganze Fête war in der Kaufmannsgesellschaft, die man gewöhnlich das „Parlament" nennt. Damentoiletten gab's — hier hört meine Beschreibung auf, aber hätte ich Madame Moscheles da gesehen, und sie mich (noch dazu in der englischen schwarzen Halsbinde), so wäre ich gewiß in Ohnmacht gefallen vor Beschämung, denn an einem solchen Abende glaube

ich schlechterdings nicht, daß es einen gentleman giebt. Nun machte ich gar zu gern einmal eine Kirmes mit, ordinärer kanns doch nicht sein, nur lustiger, aber das erlaubt mein Rang als Musikdirektor durchaus nicht — der Bürgermeister selbst hat mir streng abgerathen. Dann giebt es eine so schöne Rivalität mit Elberfeld, das 4 Meilen von hier liegt, weil sich Düsseldorf Athen nennt, und Elberfeld Rio de Janeiro oder Augsburg; und alle Mädchen sind häßlich — ein wahres malheur — oder doch sehr dumm. So gehe ich hier eigentlich nur mit Malern um, die nette Leute sind; Immermann, mit dem ich sonst gut Freund war, ist ins Theater versenkt, Uechtritz in die Aesthetik und Grabbe in den Schnaps; aus allen drei Dingen mach' ich mir wenig, am wenigsten freilich aus der Aesthetik. . . .

Aber nun mal ernsthaft zu reden, lieber Moscheles, wenn Du mir schreibst, so sage mir doch was Näheres über die neue Ouvertüre zur Jungfrau, von der ich nur im Allgemeinen bis jetzt hören konnte. Ich bin gar zu hungrig nach guter, neuer Musik. Hast Du sonst Neues componirt? Und was? Und kommt kein 3tes Heft Etüden? Ich glaube, in Deutschland ist kein halbwegs mittelmäßiger Clavierspieler, der nicht die beiden ersten kennt, und spielt, Gott weiß freilich wie — aber Du machtest allen musikalischen Leuten ein wahres Geschenk mit einem neuen Heft. Bitte, sage mir doch recht ausführlich von Allem, was Du seither gemacht hast. Du siehst ja gewöhnlich alle neue Musik, die herauskommt; ist Dir darunter was Gutes zu Gesicht gekommen? Mir nichts, was mir recht gefallen hätte; ein Heft neue Mazurkas von Chopin, und einige andere seiner neueren Sachen sind denn doch so manierirt, daß es schwer auszuhalten ist; auch Hiller hat 2 Hefte Lieder gemacht, die er lieber hätte ungemacht lassen sollen. Ich möcht' es Alles gar zu gern schön finden, aber es schmeckt mir gar zu wenig. Dann habe ich ein paar Sachen von anderen Berlinern und Leipzigern, die gern da anfangen möchten, wo Beethoven aufhörte, und räuspern und spucken wie er und weiter ist gar nichts; mir kommt's vor, als wenn ich zu Pferde nach dem Regen durch die Feldwege reite, das geht prächtig wenn's auch spritzt; aber zu Fuße bleiben die Leute in den Pfützen stecken." . . .

Von den Leistungen ihrer Kunstbrüder und von neu erschienenen Musikstücken, ist zwischen Mendelsohn und Moscheles oft die Rede. So schreibt Mendelsohn am 11. Juli 1838 aus Berlin:

Daß Döhler ein Löwe war, wundert mich; sein Spiel hat mich eigentlich nur das erste Mal interessirt, nachher war alles sehr kalt und berechnet und fast langweilig; da lobe ich mir Liszt und Chopin; kommt denn der letztere gar nicht einmal nach England? er hat doch mehr Geist im kleinen Finger, als der ganze Döhler vom Kopf zu Fuß — so schien mir's wenigstens. Und Spontini! O ich bitte Dich, schreib mir über den, ich möchte ihn gar zu gern mal in London sehen, wie er sich da ausnimmt. Hört er denn ordentlich bei Musik zu? Macht er gar selbst welche? Oder spielt er auch da den großen Götzen, der höchstens mal einen Musiker frißt, weiter aber keine Miene verzieht? Und hat er sich mit allen seinen Orden behängt? Wie war denn Bennetts neues Concert im Philharmonic, von dem er mir schreibt? . . .

Moscheles antwortet:

Bennetts F-Moll Concert ist vortrefflich gearbeitet. Es wurde im letzten Philharmonischen Concert mit Wärme aufgenommen. Daß Du sein Vorbild bist, läßt jeder Tact erkennen. — Ich habe auch Bekanntschaft mit Henselts Studien gemacht. Ich finde sie sehr interessant, auch nützlich zur Uebung, obschon seine Manier beschränkt und seine Formen nicht mannigfaltig sind. Ich habe so einen romantisch klagenden, verliebten Componisten lieber, als die übermüthigen, frechen Welterstürmer und Harmoniepeiniger. Chopins neue Studien haben auch vielen Reiz für mich, obschon manches darin ist, was mir von einer flüchtig gemachten Schule zu zeugen scheint. Diese neuen Studien gefallen mir besser, als seine früheren. Spielen hörte ich jedoch Chopin nie.

Am 30. November 1839 schreibt Mendelssohn:

Daß Du Dich mit Chopin mehr befreundet hast, als sonst, ist mir sehr lieb; ist er doch der geistreichste von allen Denen, und hat wirklichen Reiz in seinem Spiel. Man sagt, Liszt werde herkommen; das sollte mich freuen; denn trotz seiner fatalen Journalistik habe ich sein Spiel und den ganzen Kerl immer noch in einem schönen Andenken. Der Zettel von Berlioz, den Du mir schickst, ist recht abgeschmackt. Könnte ich's nur wenigstens apart finden, oder gewagt, oder keck das ganze Wesen; ich finde es blos langweilig und gedankenlos.

Das hätte nur noch gefehlt, daß Ihr gar auch David in London behalten hättet! Dann stäke ich ja ganz und gar im Sumpf und käme nicht wieder auf ordentliche Orchesterbeine; seine Violine allein ist zehn andere gute werth, und dabei ist er solch ein Musiker, und am Ende lebt er doch ganz angenehm hier, und ist auf Händen getragen und geliebt vom Publikum — nein, den können wir ganz und gar nicht ablassen.

Am 21. März 1840.

Liszt ist seit sechs Tagen hier, hat ein Concert gegeben und giebt nächsten Dienstag das zweite; reist dann auf einige Tage nach Dresden, um dann direct nach Paris ohne Aufenthalt zurückzugehen. Dort will er mehrere Concerte geben und zur Saison nach London gehen, in England einige Monate bleiben, und zum nächsten Winter nach Rußland. Er hat mir durch sein wirklich meisterhaftes Spiel und durch das innerliche, musikalische Wesen, das ihm bis in die Fingerspitzen läuft, eine sehr große Freude gemacht; seine Schnelligkeit und Gelenkigkeit, vor allen Dingen aber sein von Blattspielen, sein Gedächtniß und die gänzliche Durchdringung von Musik sind ganz einzig in ihrer Art, und ich habe sie niemals übertroffen gesehen. Dabei ist er, wenn man über die neufranzösische Oberfläche hinwegkommt, ein guter, echt künstlerischer Kerl, den man lieb haben muß, selbst wenn man nicht mit ihm übereinstimmt. Was ihm fehlt, scheint mir einzig und allein das rechte Compositionstalent, rechte eigene, musikalische Gedanken, zu sein; die Sachen, die er mir vorgespielt hat, scheinen mir gar zu mangelhaft, selbst von dem Standpunkte aus, den er selbst dazu einnimmt, und der mir an und für sich schon nicht der rechte scheint. Und daher glaube ich mir's zu erklären, daß an vielen Orten (und wenn ich

nicht irre auch in England) ein Mann wie Thalberg den Leuten mehr gefallen wird; der ist in seiner Art so vollkommen und abgeschlossen, spielt die Stücke, die er einmal kann und damit gut; Liszt aber ist in seiner ganzen Leistung so wild, so wenig überlegt und so unordentlich, wie ein Genie nur sein kann — aber eben dazu gehören für mich vor allen Dingen die eigenen, musikalischen Gedanken, die ich bei ihm vermisse. Ein bloßer Clavierspieler ist er nicht und will er auch nicht sein, und das macht ihn, nach meiner Meinung, weniger vollkommen, als andere, deren Talent sich mit dem seinigen nicht messen kann. Wir sind fast den ganzen Tag zusammen und scheinen gegenseitiges Behagen an einander zu haben; von Dir spricht er mit Anerkennung und in einem Tone, der mir sehr wohlgefällt und mich noch mehr für ihn eingenommen. . . ."

* * *

Mehrfach ist in den letzten Jahren der Correspondenz von dem beiderseitigen Wünsche die Rede, daß Moscheles England verlassen und mit Mendelssohn zusammen in Deutschland leben und wirken solle. Als nun Mendelssohn das Leipziger Conservatorium in's Leben gerufen hatte, reifte allmählich dieser Plan der Uebersiedlung, und als schließlich Moscheles den ehrenvollen Antrag, an der genannten Schule eine Stellung zu bekleiden, angenommen hatte, schrieb Mendelssohn:

Leipzig, den 11. Februar 1846.

Lieber Freund!

Diese Zeilen sollen nichts thun als *jubeln*, über den Brief der uns den Entschluß Deines Kommens brachte. Das war eine wichtige Nachricht für uns alle, wie wir noch keine bekommen hatten, so lange ich hier bin, und aus der ich viele vergnügte, segensreiche Folgen für uns alle hoffe! So freudig bewegt habe ich aber auch noch keine Conferenz gesehen, wie die der Directoren als ich Deinen Brief brachte — ich hatte es nicht über mich gewinnen können, es vorher auszuplaudern, sondern, da zufällig gerade bald darauf Zusammenkunft der Herren war, so ging ich hin und sagte, da wäre Antwort von Dir, und ließ sie es selbst lesen, schwarz auf weiß. Sie wollten gleich antworten, doch hat es sich, weil es mehrere sind, ein Paar Tage verschoben und Du erhältst nun ihren und meinen Brief gleichzeitig. Daß der dreimonatliche Urlaub keine Schwierigkeit sei, und daß überhaupt von Seiten dieser Herren *Alles* geschehen wird, was Dir nur *irgend* angenehm und behaglich sein kann, das glaube ich ganz gewiß. Es liegt auch zu sehr in ihrem und dem allgemeinen Interesse — aber eben deshalb glaube ich auch wieder, daß Du hier zufrieden sein wirst, und daß auch Dir der Abstand zwischen dem großen Weltleben und den kleinstädtischen Bürgerthum nicht gar zu sehr auffallen und unangenehm sein wird. Wenigstens findest Du nirgends einen so guten Willen und den so herzlichen Wunsch, es Dir recht zu machen, wie er Dir hier von allen Seiten entgegenkommen wird, und da Du doch einmal nach Deutschland zurückkehren mußtest, und da Du in dem herrlichen (aber sehr curiosen) Lande überall etwas Klätscherei, etwas Kleinstädterei, etwas Geträtsch mit in den Kauf nehmen mußt, Du mögest nun eine Stadt oder die andere wählen —

so bin ich überzeugt, auch Du werdest keinen Grund haben diesen Entschluß später zu bereuen, sondern er wird Dir mit jedem Jahre lieber werden!

Und von meiner persönlichen Freude sage ich gar nichts!

Ich kann sie auch gar nicht genügend aussprechen! Es ist mir ganz eigen zu Muthe, wenn ich denke, daß Du wirklich kommen, wirklich hier wohnen willst, und daß das Luftschloß mit Dir und den Deinigen zusammenzuleben und zu bleiben, nicht blos eine Saison zu verjubeln, sondern so recht von Grund aus mit einander umzugehen, nun wirklich in Erfüllung gehen soll!

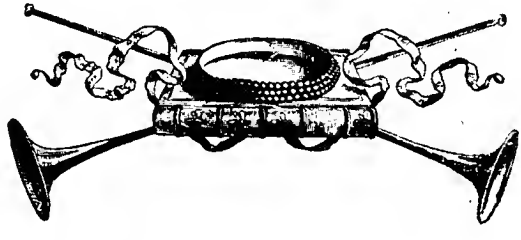
Ich werde einige Häuser rosenfarben anstreichen lassen, wenn Ihr wirklich erst da seid. Aber auch ohne das kriegt das ganze Nest durch Euch einen anderen Anstrich! — — — — — — — — —

Heut nur noch einmal Dank und Freude und Jubel vollauf! Immer Dein Felix.

Das Luftschloß wurde zur Wirklichkeit. Ende October 1846 zog Moscheles nach Leipzig, und nun folgten die geträumten, rosenfarbenen Tage. Doch kaum mehr als ein Jahr sollte vergehen, ehe die Trennungsstunde unerbittlich schlug. Der verhängnißvolle 5. November rückte heran.

Am 9. October gingen die Freunde noch im Rosenthal zusammen spazieren; auch Schreiber dieser Zeilen war dabei, und horchte den interessanten Erzählungen des Pathen über seinen Aufenthalt in London, den Besuch bei der Königin Victoria, und den Aufführungen des Elias in Exeter Hall. — Wenige Stunden später wurde Mendelssohn von der Krankheit ergriffen, die seine letzte sein sollte.

Moscheles überlebte ihn vierundzwanzig Jahre; er blieb in Leipzig, denn das Conservatorium fesselte ihn nun doppelt, da er es als eine Hinterlassenschaft des Dahingeschiedenen betrachten mußte. Mit rastlosem Eifer suchte er in dem Geiste weiter zu wirken, der den unersetzlichen Freund beseelt hatte, und bestrebte sich treulichst, in seinen Lehren jene Kunstprincipien zur Geltung zu bringen, welche der Gründer des Instituts bei Lebzeiten vertrat und welche auch Moscheles' jederzeit zur Richtschnur gedient hatten.



Eine Mondnacht.

Von

Ch. Borgeaud.

— Genf.*) —

Ich habe als Freund — rathet wen? — Einen altersgrauen Thurm.**) Als ich allein und fremd in Deutschland ankam, diesem weiten Lande, wo der Horizont dem Blick entschwindet, schien mir's als wiege er sein rundes Haupt zum Zeichen des Willkommens. Ich liebte ihn gleich: unter seinem steinernen Gewand fühlte ich ein Herz schlagen und ich verstand seinen sanften traurigen Blick, der über meinem Haupte sich in die Vergangenheit verlor.

Bald nahm er seinen Platz in meinem täglichen Leben ein. Jeden Morgen, wenn ich mein Fenster öffne, gilt ihm mein erster Blick, jeden Abend empfängt er mein Lebewohl.

Es ist ein alter Thurm aus der Zeit Friedrich des Weisen. Er hat die Feuersbrunst überlebt, die 1774 das alte herzogliche Schloß des Hauses Sachsen verzehrte, und Karl August hat ihn pietätvoll an der Ecke seines neuen Schlosses erhalten. Seine hohe Gestalt überragt es und seine geschwärzte Kuppel scheint den Schutzgeist der Ernestinischen Linie zu bergen.

Ich sehe ihn von meinem Schreibtisch aus mit seiner großen schwarzgelben, im Winde knarrenden Wetterfahne, seinen Fenstern mit steinernen Schutzdächern, seinen verwischten Wappenschilden und seinen Gesimsen, wo im Sonnenschein Schaaren von Turtel- und Pfauentauben girren. Abends

*) In's Deutsche übertragen von Ottilie Weber-Thudichum.

**) Die feine Beziehung, die im französischen Feminin la tour, l'amie liegt, ist im Deutschen nicht wiederzugeben.

aber im Mondschein wird er ganz geheimnißvoll. Seine Umrisse zeichnen sich düster auf dem lichten Himmel ab, die Tauben schlafen in dem Glockenthurm, große Fledermäuse huschen hervor und umflattern ihn; wie eine Klage zittern die Glockenschläge der Uhr durch die Luft — mir war's als ob er weine, einsam, in der Nacht . . .

Zu seinen Füßen liegt der Park, das Juwel von Weimar. Habt ihr euch je in die Pracht von Versailles oder Wilhelmshöhe mit ihren griechischen Tempeln, Pavillons, Springbrunnen, Terrassen, Wasserkünsten verloren, und habt ihr, wie ich, geträumt von einem kleinen ländlichen Park ohne Marmorbilder und Bronzestatuen, mit großen, frei die mächtigen Aeste ausbreitenden Bäumen, mit lebendigen Hecken und freien Plätzen für spielende Kinder, mit Bänken für die Spaziergänger und heimlichen Laubgängen für liebende Paare?

Diesen Traum hat bis auf einige gothische Bogen ein Anderer ganz so wie wir geträumt, aber dieser Andere hatte den Vorzug Goethe zu heißen und einen Karl August zum Freunde zu haben, dem er ihn erzählte und der ihm die waldigen Ufer der Ilm vor seinem großen Schlosse gab, damit er den Traum verwirklichen könne.

Goethe ging an's Werk und sein Ideal gewann Gestalt.

Dreißig Mal sah er diese schönen Buchen grün werden, sah die Kinder auf den Lichtungen spielen, die Bürger sich gravitätisch begrüßen unter den Bäumen der großen Allee, die Liebenden sich auf den einsamen Pfaden verlieren . . .

Noch heute schwebt sein Genius über diesem vielgeliebten Park. Man ahnt ihn überall, in den Liedern des Frühlings, in den Klagen des Herbstes, im Murmeln der Quelle und im Rauschen des Windes . . . und man glaubt ihn reden zu hören in der Stimme des Waldes. — Der Weimar'sche Park, er ist der Park Goethes. —

Eines Abends — es war ein Fest in Weimar — läuteten alle Glocken. Vor der Menge, die die Straßen sperrte, flüchtend, kam ich bis zum Park und bog in eine Allee ein, die mich ohne großen Umweg nach Hause führte.

Unter den Wipfeln kein Laut! Die Glockentöne, die einander in der Ferne antworteten, zogen über meinem Haupte dahin; sie zogen durch die Bäume und klangen wie Aeolsharfen zu mir herüber. Der ernsthallende Orgelton der großen Glocke meines Thurmes rollte über die Buchenwipfel und zitternd beugten sich vor ihm die Zweige. Jetzt schweigt er, und das Laub entschlummert, eingewiegt von den verklingenden Harmonieen der ferneren Stadtglocken: dann plötzlich erhebt sich wieder seine mächtigere Stimme, und die alten Stämme scheinen unter einem Sturmwind zu erbeben.

Als ich aus dem Park heraustrat, verlor sich der letzte Accord in der Ferne. Wie ich am Fuß des Schloßthurmes vorüberging, sah ich die

kleine Pforte des Glöckners offen. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in's Innere. „Der Weg ist frei! Hinauf zum Freunde!" Und ohne mich zu besinnen, schlüpfe ich hinein.

Ich mußte lange im Finstern klettern, mich an dem Seile haltend, das als Geländer diente; mir war als ginge die schwarze Treppe bis zum Himmel empor.

Zuweilen hören die Stufen auf und ich finde mich auf einer Mauerplatte, wo einige Lichtstrahlen durch Schießscharten eindringen, dann beginnt das Steigen wieder in immer größerer Finsterniß. Ich stolpere gegen die Stufen . . . . . Endlich bin ich oben! Niemand zu sehen! Die größte Glocke vibrirt noch unmerklich. Der ganze Thurm ist vom Monde erleuchtet.

Ich näherte mich einem Fenster und beugte mich hinaus:

Weimar schlief zu meinen Füßen, ermüdet, von seinem Tagewerk. Die letzten Flammen eines Fackelzugs erloschen vor dem Rathhaus und warfen ihren rothen Wiederschein auf den dichten Rauch, der sich noch über den Platz hinzog. Die Lichter in den Häusern erstarben eins ums andere. Es ward immer stiller und bald störten nur noch einige aus einer halboffenen Kneipe tönenden Gesänge die Ruhe der Bürger.

Plötzlich höre ich eine Thüre schließen und das Geräusch von klirrenden Riegeln.

Ich stürze, vier Stufen auf einmal nehmend, die Hand am Seile, die finstere Treppe hinab. Ich komme unten an wie eine Bombe . . .

Zu spät! Die Thüre ist verschlossen, der Eisenriegel fest in die Mauer eingefügt . . .

Rufen, Schreien, Schläge gegen das Eichenholz, Alles war vergeblich. Der Glöckner war schon weit fort, und meine Stimme verhallte ohne Echo im Thurm.

Soll ich die Thüre erbrechen? Sie ist von festem Steineichenholz und mit Eisen beschlagen. Soll ich mich außen durch irgend eine Schießscharte herunterlassen? Es ist keine Oeffnung vorhanden, die nicht fünfzig Fuß über der Erde wäre . . .

Ich stieg langsam die Treppe empor. Als ich mich wieder auf dem vom Mondlicht umflossenen Glockenthurm befand, kehrte mein Muth zurück. War ich doch bei meinem Freunde und eine Nacht mit ihm zu verleben, war so übel nicht. Bald sah ich nur das Reizende meiner Situation und über meinen unerwarteten Glücksfall entzückt, beschloß ich ihn bestmöglichst zu benutzen.

Ich wickelte mich in meinen Mantel, zündete eine Cigarre an und lehnte mich, auf einem niedrigen Balken sitzend, an das nach dem Park gehende Fenster.

Der Mond stand im Zenith. Von einem opalfarbenen Kreis umgeben hüllte er das Firmament in das blau und goldene Gewand der

Sommernächte. Der Horizont verlor sich in einem durchsichtigen Nebel. Der Park mit seinen runden Wipfeln glich einem welligen Meere, hie und da von einer Lichtung wie von einer weißen Brandung unterbrochen. Vor mir lag das „Templerhaus" mit seinem viereckigen Thurm im englisch-gothischen Stil, mit seinen hohen Fenstern in den von Epheu gesprengten Gewölben, mit seinen Standbildern der Großmeister, die im Schatten der Mauer stehen. Goethe hat das Haus auf den Hintergrund des Rasens gestellt, der an die Wohnung Charlottens von Stein grenzt, jener Charlotte, die er so sehr geliebt . . . Der Pfad, der sich unter den Bäumen an der Wiese hinschlängelt — es ist derselbe, der zu dem Dichter führte!

Ihr alten Buchen, die ihr eure grauen Häupter über diesen Pfad der Liebe neigt, sagt mir, saht ihr zu den Zeiten Werthers und Lottens ihre Schatten unter euren grünen Zweigen wandeln? Vernahmt ihr ihre Schritte auf dem Sande der Wege? . . .

Es war im September. Ein leichter Wind, sanft wie ein Wehen im Mai, durchduftet von den auf der Schloß-Terrasse blühenden Heliotropen, kam mir entgegen. Durch das regelmäßige Tick-Tack der Uhr eingewiegt, ergriff mich der vollkommene Frieden der Natur. Meine Gedanken verschwammen im Nebel, schwebten von den Bäumen zu den Sternen, von der Erde zum Aether — das Bewußtsein schwand. Ich lebte nur noch in der Empfindung. Mir war's, als sei ich eins mit meiner Umgebung — eine zitternde Saite, die, vom Winde gestreift, miterklinge in der großen, klaren und majestätischen Harmonie der Nacht.

Plötzlich kam es über mich wie Flügelschlag. Ich fühlte einen Athem auf meiner Stirne, eine Hand, weicher als Sammet, legte sich auf meinen Nacken, und wie Geisterhand ertönte eine Stimme:

„Ich bin der Genius des Thurmes, ich bin die Seele der schönen Tage von Weimar. Ich irre noch mit dem Nachtwind durch den Park, die alten Eichen kennen mich und öffnen mir ihr Blätterversteck . . . Komm, ich liebe Deine Jugend! Der König der Elfen gestattet mir, diesen Abend meine Erinnerungen zu beschwören . . ."

Dann schien es mir, als wenn ich sanft vom Winde getragen bis in die Aeste der Eichen glitte.

Unwillkürlich hatte ich die Augen geschlossen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich die Bäume ihrer Blätter beraubt und mit Reif bedeckt. Durch die Zweige blitzten die Strahlen des Mondes und ließen sie wie mit Diamanten übersäet erscheinen. Am Ende des Parks, da wo die Ilm in einen Sumpf sich ausbreitet, sah man feenhaften Schimmer, Raketen zischten hinter den Bäumen, man hörte die Musik eines Contretanzes, dann schallendes Gelächter, lebhafte Stimmen, die fröhlich vorüberzogen und sich in der Ferne verloren. Ich fühlte, wie eine Hand mich nach diesem verzauberten Orte hinzog.

Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr meinen Lippen.

Ich war am Hofe Karl Augusts, ein unsichtbarer Zeuge eines jener Eisfeste, wie nur Goethe allein sie anzuordnen verstand.

Da ist er! Ja, es ist sein hoher Wuchs, es sind die langen braunen Locken, die ungepudert niederwallen; sein Antlitz ist von dem rothen Schein der Pechfackel beleuchtet, die Freude strahlt von seiner Stirne — die großen schwarzen Augen blitzen in bezauberndem Glanz . . . der Mantel fliegt um seine Schultern; er trägt noch die Stulpstiefel, die gelbe Weste und den kornblumenblauen Frack Werthers. Geschmeidig und stark wiegt er sich auf den Schlittschuhen mit einer majestätischen Anmuth, die Aller Blicke bannt. Die in ihre Pelze gehüllten Damen lassen sich in leichten Schlitten über das Eis schieben. Da ist Amalie, Frau von Stein, Corona Schröter, „die schönste der Musen"; Goethe hat die Lehne ihres gleitenden Stuhles ergriffen und führt ihn pfeilschnell dahin durch die belebten Gruppen. Von Zeit zu Zeit beugt er sich zu ihr nieder, ein silbernes Lachen erklingt aus dem Pelzwerk, und der Stuhl verschwindet wieder in der Menge. Der Herzog ist galanter als ein Page in seiner verschnürten, mit Otterpelz besetzten Pekesche; wie ein Nachtfalter flattert er von der hübschen Christel von Laßberg zu der schönen Gräfin Werthern . . .

Die würdigen Herren Wieland, Knebel, Musäus, Einsiedel stehen am Ufer vor der Grotte, wo man Punsch und warmen Wein servirt. Musäus erzählt gestikulirend ein Geschichtchen. Indem nähern sich zwei Schlittschuhläufer: es ist der Herzog und sein Freund Wolfgang.

„Gläser herbei . . . es gilt Klopstock, meine Herren," ruft Karl August, der Goethe in einer Gruppe von Damen aufgegriffen hat und zur Grotte heranführt, „dem Hohenpriester des beschwingten Kothurns! Wenn nur auch unser Freund Wolf einwilligt? . . . Sie stehen nicht gut mit einander seit einer gewissen Epistel."

„Ohne Groll," erwidert Goethe, sein Glas erhebend, „es gilt Klopstock, daß er lange seines Friedens genieße und uns den unseren lasse!" . . .

Die Thurmuhr schlug zehn. Der Herzog sagte mit lauter Stimme: „Wir vergessen, daß wir diesen Abend Maskenball im Schlosse haben! . . . Meine Herren, rasch in die Masken!"

Alle verschwanden vor meinen Augen, die Fackeln erloschen, der Reif fiel von den Bäumen, der Wald entfaltete seinen Blättermantel, und ich wurde weitergeführt.

Die Einsiedelei am Ufer der Ilm ist eine kleine Borkenhütte, die Goethe an den Uferfelsen zu einem Namenstag der Herzogin Luise errichten ließ. Gehüllt in eine weiße Kutte und Kapuze empfing er dort die Fürstin an der Spitze eines Trupps von Camaldulensermönchen. Der Hof war zu einem asketischen Mahle geladen und machte klägliche Miene zu den irdenen Tellern und zinnernen Löffeln. Plötzlich ließ sich ein unsichtbares Orchester hören, mit weiten Flügeln öffnet sich die Thüre im Hintergrund,

und unter einem Dome von Laubwerk erblickt man eine fürstliche Tafel, deren Honneurs zu machen Niemand besser versteht als der Prior der Camaldulenser.

Das Borkenhäuschen mit seinen beiden niederen Fenstern und dem kleinen Vorplatz mit einfachem Geländer überlebte das Fest.

Karl August nannte es seine Einsiedelei. Er flüchtete ganze Wochen lang dorthin.

Hier fand er Ruhe, um zu arbeiten und ohne Zwang mit seinen Getreuen zu plaudern. Man speiste am Rand der Quelle, die zwischen den Felsen hervorsprudelt, und dann unterhielt man sich bei einer Pfeife im Mondschein.

Man fühlte sich so wohl in dem kleinen am Ufer versteckten Hüttchen; dort vergaß sich so leicht, daß man Herzog, Landgraf von Thüringen, Markgraf und Herr verschiedener anderer Gebiete war. Und dann war man so nahe bei seinem Wolf! Er kam fast jeden Abend. Keine Diener, kein Vorzimmer, nur ein kleiner Steg zu überschreiten, einige Holzstufen zu ersteigen, und Goethe war da. Die beiden großen Lieblingshunde des Fürsten sprangen ihm fröhlich entgegen und geleiteten ihn artiger zu ihrem Herrn als alle Lakaien der Residenz.

Wenn sein Freund nicht da war, öffnete Karl August das Fenster. Durch eine Lücke im Laub sah er wenige Schritte entfernt am anderen Ufer der Ilm das kleine Gartenhaus, das er ihm geschenkt hatte. Er sah seine Lampe in die Nacht hineinleuchten und er verlor sich in Betrachtung des Schattens, der hinter den Vorhängen auf- und abwandelte. Dann war es ihm, als sei er auch in dem kleinen grünen Zimmer und sehe um den Dichter die Zauberschatten schweben, die seinem Ruf so gerne folgten.

Zu dieser Einsiedelei hin trug mich der Wind auf den Spuren meines geflügelten Führers.

Unter der Brücke hervor drang das gedämpfte Murmeln des Flusses. Die Umrisse der Hütte wurden deutlicher zwischen den Bäumen. Die Thüre stand halb offen. Zwei Männer unterhielten sich auf der Schwelle miteinander. Bald trennten sie sich. Der Größere stieg die Stufen, welche zum Flußufer führten, hinunter, während der andere in das Haus zurückkehrte nach einem letzten Freundschaftsgruße und einem „Adieu, Wolf", das ich deutlich verstand.

Wolf wandelte langsam dahin, mit vollen Zügen die Nachtluft einathmend. Als er den Steg überschritten hatte, hielt er inne und ließ seine Blicke umherschweifen. Strahlend zog der Mond über dem schlummernden Park am Himmel empor. Von ferne hörte man die Jagdhörner, die Wedell, der Forstmeister, auf den Höhen von Oberweimar für Karl August erklingen ließ. Wie friedlich, wie schön!

Goethe schien erhobenen Hauptes die Natur einathmen zu wollen, als

wäre seine Brust weit genug, sie ganz zu fassen. Er ging einige Schritte am Ufer hin und verschwand in den Weiden.

Ich suchte ihn noch mit den Augen, als eine weiße Gestalt sich im Strome nahte. Er ist es! Es ist Goethe-Apollo in seiner ganzen Jugendschöne!

Ein wundervoller Leib leuchtet über den Wassern auf einem Hintergrund von Pappeln, deren Blätter, sobald ein Windhauch sich regt, gleich Silberflittern im Mondlicht glänzen. Die großen Bäume beugen ihre Wipfel über seinem Haupte, und zu seinen Füßen neigen sich die Halme des Schilfrohres — im Nachtwind wogt sein langes Haar. Mir war's, als sähe ich ein antikes Götterbild inmitten eines heiligen Hains.

Sanft gleitet der Fluß dahin. Wie ein venetianischer Spiegel glänzt seine Oberfläche, und wo der Mond sein strahlendes Licht hingießt, da spiegelt sich das Bild in seiner ganzen göttlichen Schönheit. Rings umher treten die zierlichen Schatten der Schilfhalme und der Weidenzweige hervor, abwechselnd mit Gruppen von dichtem Gebüsch, hie und da ein Baumgipfel, und zwischendurch die Sterne mit ihrem zitternden Licht. Auf Augenblicke zieht über die getrübte Oberfläche eine Welle ihre weiten Kreise; doch sie verrinnt und das Bild erscheint auf's Neue in zauberischer Schöne.

Nach dem Bade wandelte Goethe lange nachdenklich in den Alleen. Endlich wandte er sich wieder zum Steg und ging zurück. Seine Stirne war umdüstert, sein Haupt gesenkt.

Vor einem bemoosten Felsen, der den Fluß beherrscht, hielt er inne. Ich sah ihn niederknieen. . . . . Das war die Stelle, wo in einer kalten Januarnacht Christiane von Laßberg sich in die Fluthen gestürzt hatte.

Unglückliches Mädchen! Jedermann am Hofe wußte, daß sie den schönen Hauptmann Wrangel liebte, und daß dieser sie verlassen hatte. Eines Abends vermißte man sie in der Umgebung der Herzogin. Es war Maskenball im Schlosse. Charlotte von Stein war entzückend in ihrem rosa Domino. Goethe tanzte mit Leidenschaft. Dann braute man mit Wieland, Lenz, Klinger und den anderen „Genies" einen Punsch. Mancher leerte sein Glas auf den berühmten Dichter des Werther und am anderen Morgen sah Goethe den armen Körper der Ertrunkenen aus dem Wasser ziehen. Die starre Hand umschloß ein kleines, von Schlamm beschmutztes Buch. Er nahm es, schlug es auf und las unter dem Schlamme: „Werther". Das war seine erste Trauer in Weimar. Den ganzen Tag arbeitete er mit dem Schloßgärtner, Schaufel und Hacke in der Hand, den Felsen aushöhlend, Gebüsch ausreißend, um an dem letzten Pfad des jungen Mädchens einen Platz zu schaffen, „wo man lieben und knieend beten könne". Als am Abend sein Gefährte sich entfernt hatte, führte er in der eisigen Nacht sein Werk ganz allein weiter bis zu der Stunde, wo Christiane gestorben war.

Goethe hatte sich erhoben. Ich sah ihn die Hand zu den Augen

führen, als wollte er eine Thräne wegwischen, und leise hörte ich ihn flüstern „Arme Christiane! O Wrangel, Wrangel! Dein Glück war Dir so nahe und Du, Unglücklicher, hast es verschmäht! Man wird nicht zweimal geliebt!"

Leise wie ein Seufzer zitterte ein in den Wind gehauchter Name durch das Laub: „Friederike, Friederike!" Auch er hatte einst treue Liebe verschmäht! Auch an seiner feurigen Brust schlug einst ein Herz in gleicher Wärme, glühend in gleicher Begeisterung, ein keusches, reines Mädchenherz! —

Sie gehörte ihm an mit Leib und Seele, sie lebte nur durch ihn, nur für ihn, er war ihr Gott und liebte sie. Und eines Tages war er gegangen, um nicht wiederzukehren, . . . gegangen, um dem Ruhme zu folgen, dessen Zauberglanz ihn verlockte.

Aus seinem zerrissenen Herzen aber sproßte die Blume des Genius auf, in den Schmerzen des Erdenlebens fand er die Kraft der Dichtung.

Jetzt stand er auf der Höhe des Lebens; der Hof lag zu seinen Füßen und reichte ihm den Lorbeer. Aber die selbstlose Liebe Friederikens suchte er vergebens bei den Baroninnen und Gräfinnen, in den Augen der Blonden, in den Herzen der Braunen. Er hatte sein Glück mit Füßen getreten, weil es ihm den Weg versperrte.

Die Augen zum Himmel gekehrt, wandelte Goethe langsam seinem Hause zu, das weiß durch die Bäume schimmerte, ich hörte Verse:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breitest über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandelt zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.
Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.
Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüst're meinem Sang
Melodien zu!
Wenn Du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.
Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.*)

*) Die Erklärer des Dichters verknüpfen diese Strophen mit dem Tode des Fräulein von Laßberg. Sie wurden an Frau von Stein geschickt, doch nicht, wie sie die Sammlungen enthalten. Goethe hat sie, wie es scheint, umgearbeitet und einige Strophen für die Oeffentlichkeit zugefügt; jedenfalls mußte er sich in die Stimmung versetzen, welche ihm die erste Fassung derselben eingegeben hatte.

Daß diese Verse unter dem Eindruck verfaßt worden sind, wie uns die Commen-

Goethe war vor seinem Hause angekommen — ich fühlte mich über die Bäume hinweggetragen. Wir flogen gen Osten. Als wir am äußersten Ende des Parks bei der an der Jenaer Straße gelegenen Brücke ankamen, sah ich beim Rauschen der unter den Brückenbogen schäumenden Wellen die mit Mauern umgürtete Stadt mit Thoren und eisernen Gattern wie vor dem Jahre 1790. Mein Führer erhob die rechte Hand, und die Brücke, die Stadt, die Gefilde belebten sich zauberhaft.

Siehst du die Postkutsche, die an einem schönen Sommerabend die Höhe herabführt? Sie bewegt sich langsam zur Ilmbrücke vor dem Kegelthor. Der Reisende hat sich zum Schlag herausgebeugt. Durch die leichten Nebel, die sich über dem Fluß erheben, erblickt er Weimar zu Füßen des herzoglichen Schlosses. Der Burgthurm hat ihn zuerst begrüßt — er hat ihn von weitem auf seiner staubigen Straße kommen sehen — weiter zurück streckt die Stadtkirche ihre zwei spitzigen Pfeile gen Himmel. Kinder spielen auf der Brücke und verfolgen sich schreiend die Brustwehr entlang. Bürger unterhalten sich vor ihren Thüren, die Mädels ziehen singend zu

---

tatoren berichten, ist durch den Briefwechsel des Dichters erwiesen. Aber wie diese Erinnerung an das Unglück Anderer Goethes Gedicht an den Mond hervorbringen konnte, das erklärt kein Commentator. Ich habe die Lösung dieser Frage versucht und sie zu finden geglaubt, indem ich mir die Entstehung dieses Gedichtes so vorstellte, wie oben.

Die feinsinnige und melodische Uebersetzung von Goethes herrlichem Gedicht an den Mond durch Mr. Ch. Borgeaud muß ebenfalls hier ihre Stelle finden. Anm. d. Uebersetzers.

Remplis de nouveau la vallée
De ton éclat calme et serein,
Apaise encore, lune voilée
Mon noir chagrin.

Jette sur ma verte prairie
Ton doux regard consolateur
Tendre, comme l'oeil d'une amie
Sur mon malheur.

Echos lointains, qui vous envoie
Fouiller la cendre de mon coeur?
Je marche seul, entre la joie
Et la douleur.

Coule, coule, onde fugitive,
Mon bonheur a fui pour toujours;
Ainsi s'en vont à la dérive
Nos plus beaux jours . . .

Pourtant, j'ai goûté, dans ma vie,
Ce bonheur qui nous vient des cieux
Instants que jamais on n'oublie,
Qu'on passe à deux!

Roulez au fond de la vallée
Et murmurez, flots blanchissants,
Mêlez votre voix désolée
A mes accents!

Chante avec moi, vague légère,
Mugissante aux nuits de Janvier,
Baignant en Mai, la primevère
Et l'églantier.

Heureux qui peut suivre sa voie
Pressant un coeur contre son coeur,
Et partageant tristesses, joie;
Heur et malheur!

Les chagrins que le monde ignore
Que le bruit du jour assoupit,
Dans ma poitrine errent encore
Pendant la nuit.

ihrem Stelldichein am Brunnen, dort ihre Krüge zu füllen. Der Fremde betrachtet das Bild mit seinen großen blauen Augen.

Dieser Fremde — es ist Friedrich Schiller. Er hat Dresden und das gastliche Haus Körners verlassen, einer unglücklichen Liebe zu entfliehen, und wie Torquato Tasso einst zu der ewigen Stadt wanderte, so kommt er, um an dem Museuhof den Glanz seines Sternes zu erproben.

Er ist am Ziel. Wie ist die Stadt so klein, fast nur ein Dorf! Und doch ist es Weimar, das Rom seiner Träume! Hier thronen die deutschen Musen, hier grünt der Lorbeer! Hier gilt es zu kämpfen, hier gilt es zu siegen!

Das Auge des Dichters leuchtet. Doch plötzlich erlischt sein Glanz in einer Thräne . . . Wer weiß, was die Zukunft birgt? Vielleicht Täuschungen, Demüthigungen?

Traurig kommt er, fast ungekannt, in eine fröhliche Welt; Niemand hat ihn gerufen . . .

Ein Dichter, ein glücklicher Nebenbuhler verfügt über die Gunst des Fürsten. Wird er auch dem neuen Gaste Antheil an seinem Glücke gönnen.

Nur eine Einzige weiß von seiner Ankunft, nur eine Einzige erwartet ihn. Sie allein wird ihm die Hand reichen. Wie wird er sie küssen, diese kleine weiße Hand Charlottens von Kalb! Welche Qualen, welche Täuschungen wird er ihr anvertrauen!

Und sie? Mit einem Lächeln heilt sie seinen Schmerz . . . Und dennoch hat sie, die einzige Freundin, die ihm geblieben, zuerst an seinem Don Carlos gezweifelt! An Don Carlos, den er ihr so glücklich, so begeistert vorgelesen! . . An Don Carlos, dem Schmerzenskind seiner schlaflosen Nächte, in den er Alles niedergelegt, was in seiner Seele lebte von großen Idealen.

Wird er an der Bühne Erfolge haben? Wird der Name Schiller keinen anderen Widerhall erwecken, als den von Fiesko und den Räubern?

Zukunft, Zukunft! Du Schicksal, das meine Schritte lenkt! Gehe ich neuen Leiden entgegen? Muß ich noch einmal fliehen gleich einem Ausgestoßenen?

Da stieg mein Führer auf den Fittigen des Nebels über dem Flusse auf. Mit der Abenddämmerung über dem Wagen hinschwebend, beugte er sich zu dem Reisenden nieder und im Rauschen der Wellen flüsterte er ihm leise zu: „Willkommen, müder Dichter! Du bist im Hafen!"

Schiller erhob das Antlitz zum letzten Schimmer der Abendröthe, seine Stirne strahlte in neuer Hoffnung, sein röthliches Haar umgab ihn wie eine Aureole . . .

Der schwere Wagen fuhr geräuschvoll durch das Regelthor ein —

Die ganze Nacht schweiften wir durch den Park. Jede Lichtung belebte sich für uns und magisch folgten sich die Bilder. Bald fand ich mich in eine der Sommerresidenzen versetzt — ich wohnte ungesehen einer

Vorstellung der Iphigenie bei, die im Schatten der Bäume vom Hofe aufgeführt wurde — ich sah Goethe und Karl August als Lucas und Valère den Sganarelle auf dem Rasen von Ettersburg durchprügeln — ich sah Amalie und ihre Tafelrunde im Park von Tiefurt — bald fand ich mich in Weimar und folgte Frau von Staël, die ihr Exil vergaß am Arme von Benjamin Constant . . .

Der Genius, vor dem sich die Einsamkeit belebte, verlor sich in die Betrachtung dieser Scenen. Er schien neues Leben daraus zu schöpfen; ich fühlte ihn erbeben, Flügelschläge rauschten, und der Nachtwind trug uns weiter . . .

Goethes Gartenhaus steht an der Ecke des Parkes jenseits der Ilm, am Fuße der Hügel, die sich rechts bis nach Oberweimar erstrecken. Es ist ein kleines Landhaus. Bescheiden in seinem grünen Neste gebettet, hat es nur ein Stockwerk und drei Fenster Front. Die Terrasse, der Garten, die Obstpflanzungen sind ausschließlich das Werk des Dichters. Kein Rosenstock, den er nicht selbst gepflanzt, kein Apfelbaum, den er nicht selbst veredelt hätte.

Eine Hecke trennt das Gehege von dem Weg, der aus dem Park nach Oberweimar führt, einem alten malerischen Dorfe, mit Gänsen auf den Gassen, hübschen Mädchen am Brunnen und Schaaren von Kindern, die sich im Staube wälzen.

In diesem Winkel fühlt man sich fern von den Menschen, wie an einem Waldesrand. Jenseits der Ilm auf der Weimarer Seite erhebt sich eine Anhöhe und die großen Eichen, die sie bekrönen, verdecken die Stadt vollständig. Sie halten den Lärm der Vorstadt auf und scheinen sich weit in die Ferne zu verlieren. Im Vordergrund breitet sich eine schöne Wiese bis zum Flusse aus. Ehe sie in den Park eintritt, hat die Ilm da, wo sie sich einige hundert Schritte vor dem Häuschen von der Straße trennt, einen Bogen gebildet, gerade als ob sie für Goethe eine regelrechte Perspective habe schaffen wollen.

Als wir an diese Stelle kamen, hörte ich die Stimme meines Führers:

„Der Morgen bricht an . . . lebt wohl, geliebte Schatten . . . lebe wohl, mein Dichter, lebe wohl!"

Die Nacht erhellte sich noch einmal und ich sah durch die Bäume am Abhang das weiße Haus mit dem grauen Dache.

Die Sonne versinkt hinter den Eichen. Die Scheiben leuchten, die scheidenden Strahlen der Abendröthe übergießen mit ihrem wärmeren Glanze die herbstlich gefärbten Bäume des Gartens: die Buche wird purpurn, die Steineiche dunkelroth, die Kastanienbäume goldbraun. Man hört am Ufer das Rascheln dürrer Blätter unter dem Rechen der streusammelnden Bäuerinnen. Aufgescheucht im Gebüsch fliegt eine Amsel mit grellem Angst-

schrei davon. In der Höhe treiben sich Schaaren krächzender Krähen umher.

Ueber den Weg wandelt langsamen Schrittes ein hoher Greis. Er ist in braunem Ueberrock mit Sammetkragen und stützt sich leicht auf einen Stock mit Elfenbeinknopf, aber trotz der Last seiner Jahre trägt er das Haupt aufrecht wie ein Jüngling . . . Es ist Goethe! . . .

Seit vielen Jahren bewohnt er sein Gartenhaus nicht mehr. Aber zur schönen Jahreszeit kommt er für einige Tage in seine grüne Stube, wo er so viel geträumt, so viel geschrieben. Er kehrt zurück, um die Alleen zu durchwandeln, die sonst so viele Fremde belebten; er kehrt zurück, sich unter die Laube auf Charlottens Bank zu setzen, die Bank, wo sie so viele weihevolle Stunden verbrachten, wo er ihr alle seine Zukunftspläne, alle seine Kümmernisse, alle seine Freuden vertraut . . . Dort ist der Pfad, den er so oft mit Schiller gegangen, den Arm des Freundes in dem seinen; dort ist das graue Thor, vor dem der Wagen Karl Augusts hielt . . . Alle dahin! . . . Alle! . . . Herder ging zuerst — inmitten der Gesänge und Feste . . . Das war der erste Stern, den er an dem glänzenden Himmel Weimars versinken sah. Dann plötzlich an einem Frühlingsmorgen — er hatte die Nachricht errathen, die Niemand ihm mitzutheilen wagte — Schiller, der sanfte Schiller war nicht mehr! Er hatte gefühlt, wie es sein Herz zerrissen — „die Hälfte seiner Seele war mit der des vielgeliebten Freundes entflohen". Dann erlosch der Stern Anna Amalie. Das war 1807. Die Nichte Friedrichs des Großen konnte die Schlacht von Jena nicht überleben, nicht die Plünderung Weimars, das ihr seinen Ruhm verdankte. Dann „hatte die Nacht begonnen". Wieland war gefolgt, dann Charlotte von Stein, . . . Karl August, . . . die Herzogin Luise, . . . sein eigener Sohn, sein einziger!

Warum sich auch noch auf den Weg zur Einsiedelei verlieren? Die Hütte ist geschlossen, der Freund erwartet nicht mehr seinen geliebten Wolf . . . Aus der Ferne erklingt ein Horn. — Das war Wedells Weise, — die Lieblingsweise Karl Augusts.

Goethe blieb stehen und versenkte seine Blicke in die Tiefe des Parks. Ihm war, als sehe er durch die Büsche eine fröhliche Jagd dahinbrausen: der unermüdliche Karl August an der Spitze, sein schwarzes Vollblut spornend, und sich selbst ihm zur Seite im kühnen Ritt.

Die Jagd stürmte wie ein Wirbelwind unter den Bäumen dahin. Dann wieder sah er sich im Salon der Herzogin, jung, bewundert, in seiner goldgestickten Hoftracht: in seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, gepudertem Zopf, Dreimaster und Degen. Er sah sich nochmals inmitten der „Genies" thronen, die Herzogin Mutter bezaubernd, die Göchhausen neckend, mit der schönen Corona walzend . . . Puder, Degen, Freunde — der Strom der Zeit hat Alles hinweggerissen.

Warum bleibt er allein aufrecht wie eine alte Eiche, die der Sturm

verschonte, in einer Welt, die nicht mehr die seine ist? Seine Brust hob ein Seufzer; doch seine heitere Ruhe wiederfindend, flüsterte er: „Warte nur, balde ruhest Du auch.“ Dann kehrte er sich wieder seinem Garten zu, der schon im Abendschatten lag, vereinigte in einen Abschiedsblick Alles, was er von Erinnerungen und stummen Schmerzen in der Seele trug, und ging festen Schrittes nach der Stadt in das Haus, das er nicht mehr verlassen sollte . . .

Ich stand geblendet: der ganze Park erschien in flammendem Lichte, — dann versank Alles in Nacht . . .

Jetzt zog am Horizont ein weißer Schimmer herauf und ließ zu meinen Füßen unter einem Nebelschleier ein grünes, welliges Meer erkennen — es war der Park.

Ich stand am Fenster des Schloßthurmes. Als ich mich umwendete, unterschied ich die Umrisse des Glockenthurmes, die sich aus den Schatten heraushoben. Zugleich traten die Gesimse, die Schießscharten hervor und die großen Glocken warfen den ersten Morgenstrahl zurück. Ich hörte das dumpfe Geräusch einer sich in den Angeln drehenden Thüre, kurz darauf den gleichmäßigen Schritt des Glöckners, der zu den Glocken hinaufstieg.

. . . . . .

„Träume, Illusionen, thörichte Hirngespinnste!“ So hörte ich schon die grämliche Vernunft meine Bezauberung in der Mondnacht zerstören und ich zürnte ihr deshalb.

Wem zürnte ich überhaupt nicht? Ich hatte ein anderes Leben gelebt; die Vergangenheit hatte mir ihren Schleier gelüftet; ich hatte einen Augenblick geglaubt, den Hauch einer großen Zeit einzuathmen; ich hatte mit Goethe empfunden, mit Schiller geweint; mein Inneres erbebte noch davon . . . . da kommt ein Sonnenstrahl, bricht den Zauber und zerstört grausam mein Glück wie einen Nebel am Morgen.

Und ein verwünschter Glöckner hatte mich aus meinem Zauberthurme vertrieben. — — — Seit jenem Tage stehe ich erst um neun Uhr auf aus lauter Haß gegen den Sonnenaufgang, gegen vernünftige Leute, Glöckner und andere Störenfriede.

Der 8. Theil von Rankes Weltgeſchichte.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Für alle Freunde der ernſten Muſe unſeres Altmeiſters der Geſchichtſchreibung, Leopold von Rankes, wird es ohne Zweifel eine freudige Ueberraſchung geweſen ſein, daß in dieſem Jahre, mehr als ein Jahr nach ſeinem Tode, wie in den früheren Jahren, da er noch unter uns weilte, zum Weihnachtsfeſte ein Band des großen Werkes, in dem er die Summe ſeines arbeitsreichen Forſcherlebens zu ziehen gedachte, der Weltgeſchichte, erſchienen iſt. Den Leſern der früheren Bände wird es aus der Vorrede zu dem im vorigen Jahre erſchienenen ſiebenten Bande bekannt ſein, daß dieſer Band das Letzte enthielt, was noch von Ranke ſelbſt ausgearbeitet und für den Druck vorbereitet worden war. Zugleich aber hatte jene Vorrede eine Andeutung darüber enthalten, ob in den der Ranke'ſchen Familie naheſtehenden Kreiſen der Gedanke erwogen wurde, ob es nicht auf Grund der von Ranke hinterlaſſenen, aus früheren Jahren ſeines Lebens ſtammenden Papiere möglich ſein ſollte, die Weltgeſchichte wenigſtens bis zu dem Zeitpunkte fortzuführen, von wo an wir über die weſentlichen Momente von Rankes univerſaler Auffaſſung aus ſeinen früheren Werken unterrichtet ſind, bis zum Beginn der Reformationszeit. Denn weiter hatte er auch ſelbſt nicht beabſichtigt, das Werk in derſelben ausführlichen Weiſe weiter zu führen, wie er es begonnen hatte; er hätte ſonſt doch nur in großen Zügen den Inhalt ſeiner früheren Werke wiederholen müſſen. In vertrauten Kreiſen hatte er daher ſchon vor längerer Zeit geäußert, daß er die neuere Geſchichte nur in einem zuſammenfaſſenden, überſichtlichen Schlußcapitel zu behandeln gedenke. Dagegen hatte er zugleich geäußert, daß ihm beſonders daran liege, ſeine Auffaſſung über das ſpätere Mittelalter, über welches er ſich noch nie im Zuſammenhang öffentlich geäußert hatte dem Publikum mitzutheilen. Die Frage war alſo, ob dieſe ſeine Auffaſſung über die Periode vom Beginn der Kreuzzüge bis zum Ausgang des Mittelalters ſich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren wenigſtens in den Hauptzügen werde reconſtruiren laſſen. Denn an eine Fortſetzung der „Weltgeſchichte" in derſelben Weiſe, wie ſie Ranke begonnen hatte, mit erneuter Durcharbeitung des geſammten Quellenmaterials und der neueren

historiographischen Literatur, hätte nicht gedacht werden können. Ein solches Werk wäre eben nicht eine Fortführung der Ranke'schen Weltgeschichte, eine Darlegung der ihm specifisch eigenthümlichen Auffassungsweise, sondern ein geistiges Product derer geworden, denen die Herausgabe anvertraut worden wäre. Da nun Aufzeichnungen oder Dictate Rankes in ausgeführter Form aus den letzten Lebensjahren nicht mehr vorlagen, so konnte die Aufgabe der Herausgeber nur darin bestehen, aus den ausführlichen Heften, die Ranke in früheren Jahren für die akademischen Vorlesungen über die fragliche Epoche sich angelegt hatte, die Grundzüge seiner Auffassung zu gewinnen und sie so wiederzugeben, wie sie damals entstanden war. Damit konnte freilich nicht eine gleichwerthige Fortsetzung erreicht werden, wohl aber konnte so eine Ergänzung des Werkes ermöglicht werden, die durchaus von Ranke selbst, wenn auch nicht von dem 90jährigen, so doch von dem 40-, 50- oder 60jährigen Ranke, herstammte. In dieser Begrenzung aber durfte man hoffen, daß die Lösung der Aufgabe gelingen werde, zumal neben den Original-Aufzeichnungen Rankes auch noch genaue Hefte von mehreren seiner Zuhörer aus den verschiedenen Perioden, in denen er über die zweite Hälfte des Mittelalters gelesen hatte, erreichbar waren. Mit der Lösung der Aufgabe in dieser Begrenzung wurden Professor Alfred Dove in Bonn und der Verfasser dieser Zeilen betraut, die Herausgabe einiger, noch aus den letzten Lebensjahren stammender kritischen Analecten übernahm der langjährige wissenschaftliche Assistent Rankes, Dr. Theodor Wiedemann. Die Herausgeber, in deren Namen und Auftrage dann Alfred Dove in einer überaus unterrichtenden Vorrede über die Art der gemeinsamen Arbeit berichtet, haben es dann ermöglicht, daß ein großer Theil dieser Ergänzung zur Ranke'schen Weltgeschichte, der achte Theil des ganzen Werkes, welcher die Periode der Kreuzzüge und der päpstlichen Weltherrschaft (12. und 13. Jahrhundert) umfaßt, in althergebrachter Weise zum Weihnachtsfeste dem deutschen Volke dargebracht werden konnte. In wenigen Monaten soll dann noch ein bereits im Druck begriffener neunter Theil, der Abschluß des ganzen Werkes, erscheinen, der die ausführliche Darstellung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, d. h. genau bis zu dem Zeitpunkte fortführen wird, in welchem Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" einsetzt. Damit wird dann das Werk im Wesentlichen so weit fortgesetzt sein, als Ranke selbst es in ausführlicher Form fortzusetzen gedachte. Um für das geplante Schlußcapitel über die neuere Geschichte ebenfalls einen Ersatz zu schaffen, wird mit dem neunten Bande zugleich noch ein kleiner Ergänzungsband erscheinen, der eine überaus interessante Gabe bringen wird. Ranke hat nämlich in früheren Jahren einmal dem mit ihm befreundeten kunstsinnigen Könige Max von Bayern in Tegernsee eine Reihe von Vorlesungen über die Epochen der neueren Geschichte gehalten, in welchen er in gedrungener und dem Zwecke angepaßter Form einen scharf umrissenen Ueberblick über die Hauptmomente der neueren Universalgeschichte entworfen hat. Diese Vorlesungen sind seiner Zeit stenographisch fixirt worden und fanden sich in dieser authentischen Form in einer sauberen Niederschrift in Rankes Nachlaß vor. Sie sind es, welche den erwähnten Ergänzungsband bilden sollen.

Wir haben es also in diesen gesammten Ergänzungsbänden der Weltgeschichte durchaus mit echten Erzeugnissen des Ranke'schen Genius zu thun. Die Arbeit der Herausgeber, so schwierig sie in Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit des hinterlassenen Materials war, wird als um so verdienstlicher bezeichnet werden müssen, je weniger sie hervortritt, je mehr die Ergänzungsbände durchweg denselben Geist athmen, wie die von Ranke selbst herausgegebenen. Nur so konnte es gelingen, von dem Nachlasse des großen Meisters zu retten, was noch zu retten war.

In der That tritt uns dann die ganze Eigenart der Ranke'schen Geschichtsauffassung aus dem bis jetzt vorliegenden achten Theile mit derselben Klarheit entgegen, wie aus den vorhergehenden. Unzweifelhaft würde Ranke, wenn er selbst noch die Fortsetzung bearbeitet hätte, manches von dem, was er dereinst vor Jahrzehnten nieder-

geschrieben, ebenso erheblich nach den Resultaten der neueren Forschung abgeändert haben, wie er das in den früheren Bänden gegenüber jenen älteren Manuscripten, die eben den damaligen Stand der Forschung wiederspiegeln, gethan hat. Aber die wirklich wesentlichen Momente seiner weltgeschichtlichen Anschauung lassen sich auch in dem vorliegenden Bande, wie er sich nun gestaltet hat, mit voller Klarheit erkennen.

Da ist es nun vor Allem der gewaltige Kampf zwischen occidentalischer und orientalischer Cultur, wie er sich in den Kreuzzügen abgespielt hat, der von Ranke zu dem Alles beherrschenden Hintergrunde des großartigen Historienbildes, das er vor unseren Augen entrollt, gewählt worden ist, von dem sich dann die großen Persönlichkeiten und Ereignisse, die in beiden Cultureentren sich entwickelten, lebensvoll abheben. Mit jener intuitiven Begabung für die Erfassung universaler Zusammenhänge, für die Erkenntniß des Parallelismus und der Wechselwirkungen scheinbar unabhängig von einander sich vollziehender Bewegungen und Vorgänge hat er die Wirkungen jenes welthistorischen Conflictes auf jede der beiden mit einander ringenden Potenzen zur Anschauung gebracht. Noch nie ist mit solcher evidenten Klarheit nachgewiesen worden, wie selbst der die gesammte occidentale Welt beherrschende Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, wie er sich namentlich im Zeitalter der Hohenstaufen voltzogen hat, fast in jeder einzelnen Phase durch den Gang jenes Conflictes mit der orientalischen Welt bedingt war, ja wie der Ausgang jenes Kampfes zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Abendlande zu Gunsten der ersteren schon in den ersten Stadien desselben eben dadurch gewissermaßen prädestinirt war, daß die Führung in dem dem gesammten Abendlande gemeinsamen Kampfe gegen den Orient nicht von dem Kaiserthum, sondern von dem Papstthum übernommen wurde.

Dieser universale Zusammenhang bildet, wenn wir so sagen dürfen, das Leitmotiv der Rankeschen Darstellung. Aber wie lebensvoll und plastisch kommen doch neben dieser Alles beherrschenden Idee des Allgemeinen die individuellen Gestalten beider Culturkreise zur Geltung! Wie wirkungsvoll und durchaus charakteristisch werden die großen Persönlichkeiten der Hohenstaufen und der großen Hierarchen, eines Innocenz III. und IV., auf der einen, die weltgeschichtlichen Führer der morgenländischen Welt, namentlich die gewaltige Gestalt Saladins, auf der anderen Seite geschildert! Wie offenbart sich hier die staunenswerthe universale Gelehrsamkeit, die unvergleichliche Vertrautheit Rankes mit den Culturschöpfungen fast aller Nationen im glänzendstem Lichte, wie weiß er oft die scheinbar völlig isolirten und fremdartigen Erscheinungen des Orients durch schlagende, das Wesen der Sache im Kern erfassende Analogieen mit verwandten Bildungen der occidentalen Welt verständlich zu machen! Und gerade hier, wo der weltgeschichtliche Kampf, in dessen Bekämpfung er die Bestimmung des Menschengeschlechtes sieht, den vornehmsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit bildet, hat er doch zum ersten Male Veranlassung genommen, eine umfassende Schilderung der beiderseitigen Culturen, ohne die ihm ein Verständniß ihres Kampfes unmöglich erscheint, in großen Zügen zu entwerfen. Wenn man den früheren Bänden seiner Weltgeschichte nicht ganz mit Unrecht hie und da zum Vorwurf gemacht hat, daß er gegenüber jenen großen, weltgeschichtlichen, freundlichen und feindlichen Berührungen der Völker unter einander allzu wenig Gewicht auf die Schilderung der eigenthümlichen nationalen Culturen der einzelnen Völker gelegt habe, so wird man gerade in diesem Bande, in welchem jener welthistorische Kampf sich zur höchsten Höhe entfaltet, für jenen Mangel früherer Bände reichlich entschädigt; gerade indem er das Ringen der beiden Culturen mit einander in seiner höchsten Intension und Extension veranschaulicht, fühlt er sich gedrungen, hier wie da eingehende Bilder von den Culturen selbst zu zeichnen, die, sowohl was die arabisch-mohammedanische, als was die abendländisch-christliche Cultur angeht, zu dem Formvollendetsten und inhaltlich Durchdachtesten gehören, was Ranke überhaupt geschrieben hat. Sie athmen eine Frische und Ursprünglichkeit, die vielleicht gerade in dem

Zweck der Niederschrift mit ihren Grund hat, jedenfalls aber der Darstellung einen unvergleichlichen Reiz verleiht.

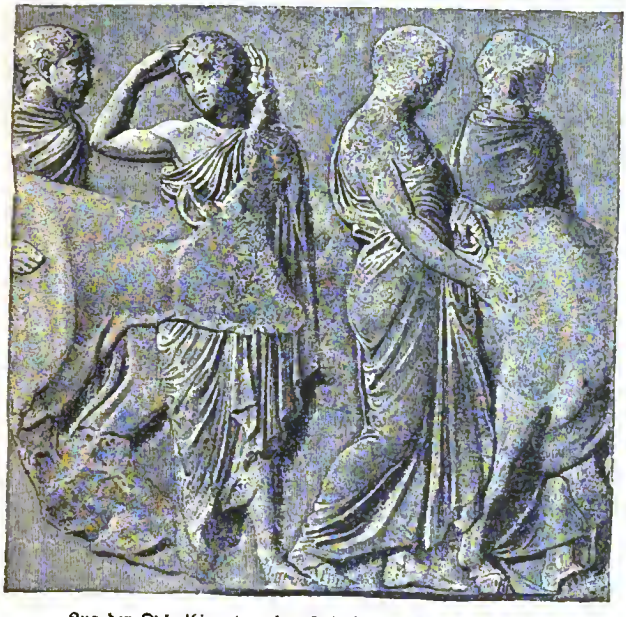
Daneben aber kommt er in einigen, fast rein philosophisch gehaltenen Einleitungen und Uebersichten, die genau in der Form, wie sie jetzt vor der Oeffentlichkeit erscheinen, vor Jahrzehnten von ihm niedergeschrieben worden sind, noch einmal auf seinen grundlegneden, gleichsam erkenntnißtheoretischen Gedanken über Wesen und Aufgabe der Universal-Geschichtschreibung überhaupt zurück. Wohl hat er die hier geäußerten Gedanken in ähnlicher Form an verschiedenen Stellen seiner Werke, die ja alle ein universalhistorisches Gepräge an sich haben, ausgesprochen, aber fast möchte es uns scheinen, als wenn er sie niemals so systematisch und in klarem Zusammenhange vorgetragen hätte, wie in diesen nachgelassenen, aus einer der fruchtbarsten Perioden seines Lebens stammenden Papieren, die also auch nach dieser philosophisch-grundlegenden Richtung ein im höchsten Maße werthvolles Vermächtniß des großen Meisters an die deutsche Geschichtsforschung und an sein Volk, welches seinen Schöpfungen ein so begeistertes Verständniß entgegengebracht hat, darstellen. Wir zweifeln nicht, daß diese allgemeine Theilnahme, welche unser dem Idealen, Gott Lob, noch immer nachhängendes Volk den früheren Bänden der Weltgeschichte Rankes entgegengebracht hat, auch dieser ganz und voll seinem Genius entstammenden Fortsetzung nicht versagt werden wird.

Illustrirte Bibliographie.

Die Akropolis von Athen nach den Berichten der Alten und den neuesten Erforschungen, von Adolf Boetticher. Mit 132 Textfiguren und 36 Tafeln. Berlin, Julius Springer.

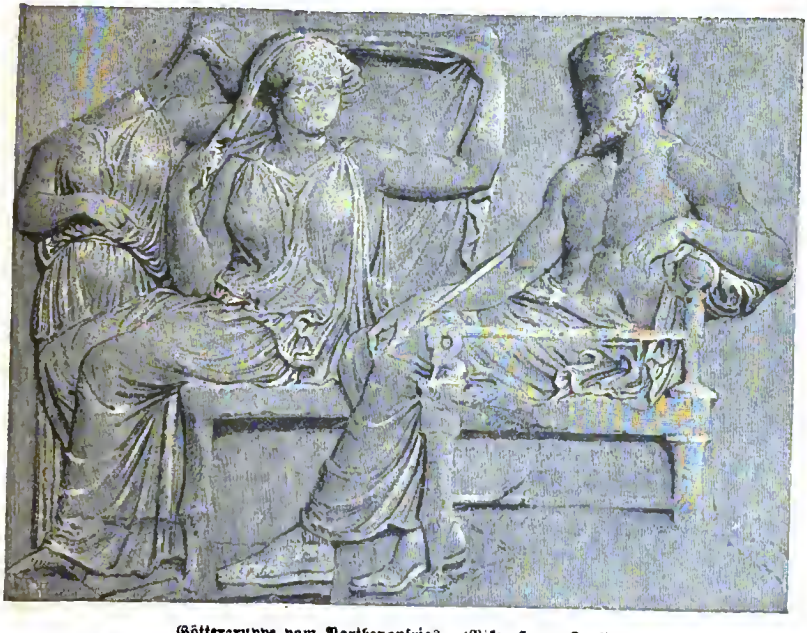
Je mehr die Alterthumswissenschaft heutzutage Gefahr läuft, ihr Ansehen zu verlieren und von dem modischen Sinne auf das Praktische und Reale, von den staunenswerthen Fortschritten der Naturwissenschaften in den Hintergrund gedrängt zu werden, desto eifriger strebt sie, ihren alten Ruhm zu behaupten und, wenn irgend möglich, auch Tageserfolge aufzuweisen. So erklärt sich die rege Theilnahme der Oeffentlichkeit an den neueren Ausgrabungen auf griechischem Boden. Wenn man Schliemanns Thätigkeit hierbei ganz außer Acht läßt, so sind es besonders zwei Gegenden der alten Hellas, deren oft durchwühlter Boden jedem neuen Forscher neue Ausbeute gewährt, ihm, man möchte fast sagen, in dem Reiz unvergänglicher Jungfräulichkeit erscheint: Olympia und die Akropolis von Athen! Wie ein Zaubermärchen ist uns das Leben und Treiben althellenischen Volksgeistes in Olympia vor Augen getreten, als Böttticher es vor einigen Jahren in einem herrlichen Prachtwerke beschrieb. Der Wunsch, daß er der Burg von Athen eine ähnliche Darstellung widmen möge, hat sich jetzt erfüllt, und wir wollen nicht verfehlen, die Leser unserer Zeitschrift darauf hinzuweisen.

Böttticher wendet sich nicht ausschließlich an die „Gelehrtenrepublik Deutschlands", obgleich seine Darstellung auf gesicherter wissenschaftlicher Grundlage ruht, sondern er will in einer auch dem Laien verständlichen Fassung alles das mittheilen, was an der Akropolis von Athen geschichtlich und künstlerisch merkwürdig und werthvoll ist; er will aus den Einzeluntersuchungen von K. Boetticher, E. Curtius, A. Michaelis, U. Koehler, E. Wachsmuth, R. Bohn, L. Julius, W. Doerpfeld, A. Trendelenburg, L. v. Sybel, A. Milchhöfer und anderen ein Gesammtbild herstellen, an dem sich weitere Kreise unseres Volks erfreuen sollen. Mit Recht hebt er in der Vorrede hervor, daß außer dem veralteten Buche von Beulé: „l'Acropole d'Athènes" nur Wachsmuths Werk: „Die Stadt Athen im Alterthum" einen ähnlichen Gedanken verfolge, aber dieses reicht nur bis zum Jahre 1873, und welche Fülle von Fundstücken ist seitdem hinzugekommen! Mögen auch die nächsten Jahre noch weitere Aufschlüsse bringen, mag auch die Ansicht der Fachgelehrten sich über manche Punkte noch anders gestalten in künftiger Zeit, der Augenblick für die Veröffentlichung eines derartigen Werkes ist jedenfalls gut gewählt.

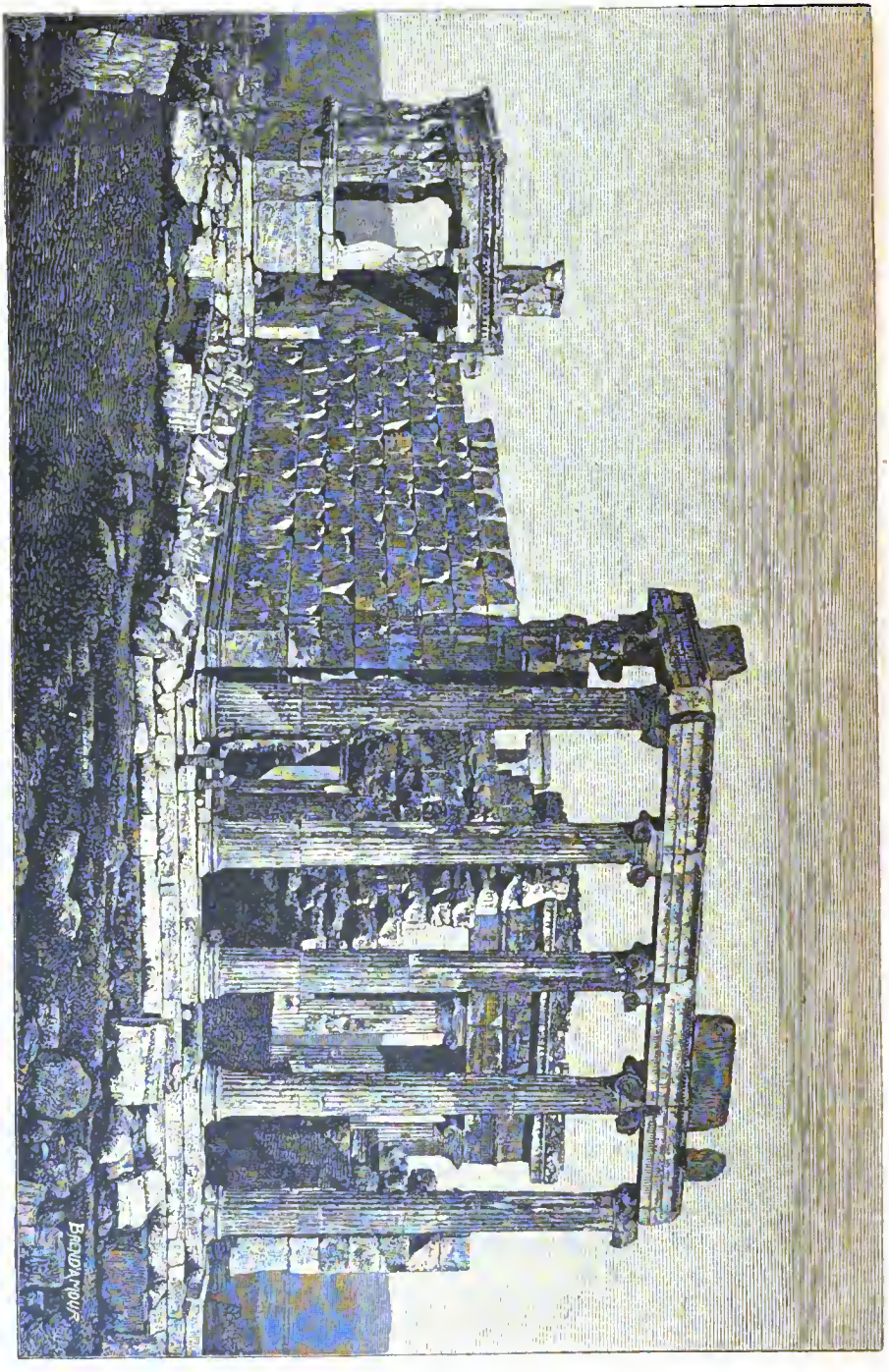


Zug der Opferthiere von der Südseite des Parthenonfrieses.

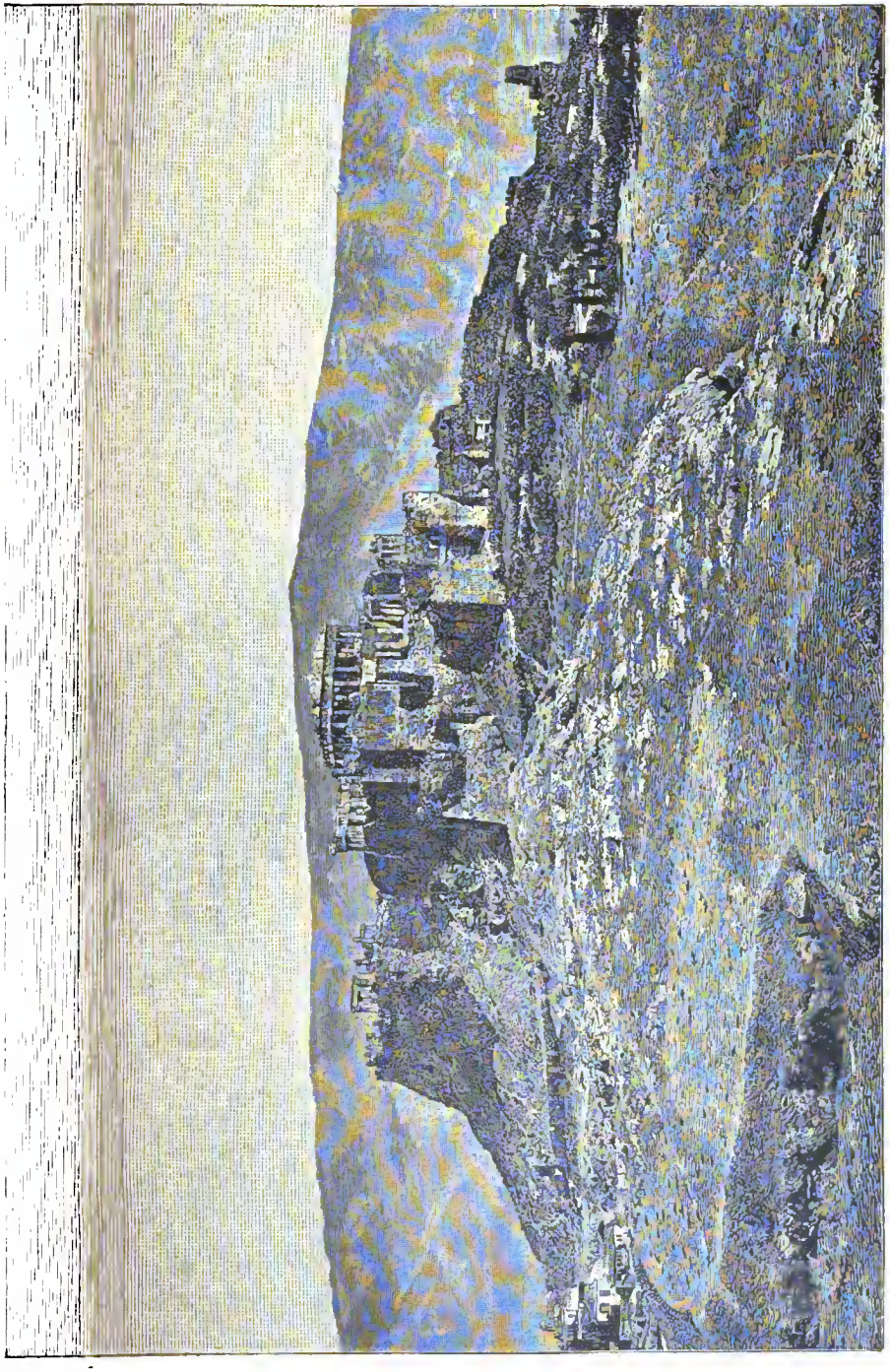
Der Verfasser behandelt seinen umfangreichen Stoff in 4 Abschnitten. Der erste schildert die Schicksale der Akropolis, von dem Bau des Athenatempels durch Peisistratos anhebend, ihre Glanzzeit unter Perikles, ihren Verfall, die Verwandlung des alten Heiligthums in eine christliche Kirche, die wilden Kriegsstürme, die darüber im Mittelalter hinbrausten, bis zur grausamen Zerstörung des Parthenon am 26. September



Göttergruppe vom Parthenonfries. (Nike, Hera, Zeus).
Aus: Adolf Boetticher, Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.



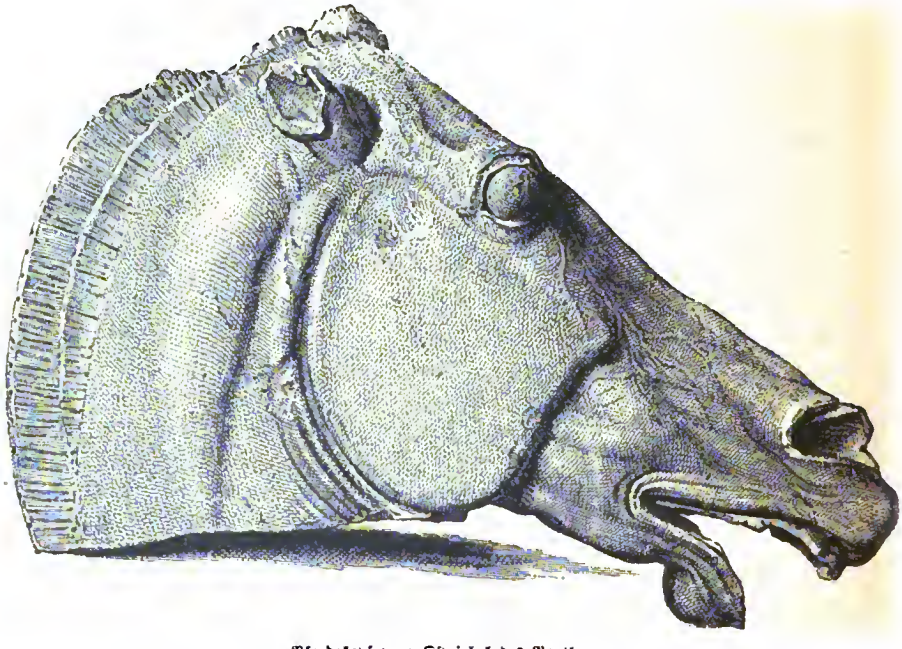
Das Erechtheion in seinem heutigen Zustande. Aus: Adolf Boetticher, Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.



Die Akropolis vom Areiopagos. Aus: Adolf Boetticher, Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.

1687, und endlich die zweihundertjährige, mühevolle Zeit der Wiederauffindung der kostbaren Trümmer. Zahlreiche Bildertafeln veranschaulichen den Text; wir sind in der glücklichen Lage, einige davon unsern Lesern mittheilen zu können; namentlich geben die beiden Bilder auf S. 414 u. 415 eine deutliche Vorstellung von den übriggebliebenen Bauwerken. Dieser erste Abschnitt bildet eigentlich nur den Rahmen der folgenden Ausführung. Der zweite behandelt die älteren Bauten auf der Akropolis bis zu Kimons Tode; der Verfasser untersucht hier mit großer Schärfe die einzelnen Ansichten, bringt auch aus eigener Forschung lichtvolle Gedanken vor, so z. B. über die schwierige Curventheorie an den horizontalen Grundlinien des Parthenons.

Am ausführlichsten ist das 3. Capitel: „Die Akropolis zur Zeit des Perikles".



Pferdekopf vom Ostgiebel des Parthenon.
Aus: Adolf Boetticher, Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.

Hier sind in den letzten Jahren ja unermeßliche Schätze gehoben worden; deshalb ist auch der bildliche Schmuck des Buches hier am reichsten. Die Ausführung der Kupferstiche von den Metopentafeln ist vorzüglich; auch des schönen Lichtdrucks: „Die Reconstruction des Parthenon" sei noch gedacht. Des Raumes wegen müssen wir uns auf die Wiedergabe einiger Gruppen vom Friese (S. 413) sowie des berühmten Pferdekopfes vom Ostgiebel beschränken (S. 416). Die Einzelheiten in der Ausführung des Kopfes der Athene Parthenos werden am besten sichtbar an dem danach hergestellten Goldmedaillon, das deshalb von uns mitaufgenommen wurde (S. 417). Endlich im letzten Theile seines Werks geht der Verfasser auf die Bauwerke aus späterer, besonders aus römischer Zeit ein und berücksichtigt auch die in der Nähe der Burgebene liegenden Reste aus dem Alterthum. Lesenswerth ist hievon namentlich die Erörterung über das Dionysostheater und die Aufführung von Aischylos' „Perfern" daselbst. —

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird schon ersichtlich sein, wie anregend Böttichers Buch ist; ein nicht geringer Theil seines Werthes beruht aber auch in dem reichen bildlichen Schmuck, und dafür verdient die Verlagsbuchhandlung besonderes Lob. Abgesehen von den 27 Figuren, welche aus dem bekannten maßgebenden Werke des Oberbaurathes Durm: „Die Baukunst der Griechen" II. Theil entnommen sind, war die Beschaffung des vielfach zerstreuten Bildermaterials ziemlich schwierig und mühevoll; das Werk ist demnach auch ein ehrendes Zeugniß deutschen, buchhändlerischen Fleißes, das sich durch seine ganze vornehme Ausstattung weit über die sogenannte „Wort- und Bildliteratur" erhebt.

F. V.

Goldmedaillon mit dem Kopf der Athena Parthenos aus Koul-Oba in der Krim.
Aus: Adolf Boetticher. Die Akropolis von Athen. Julius Springer, Berlin.

Die Memoiren des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha.

Selten wird ein historisches Memoirenwerk, das die Geschichte der letzten Jahrzehnte behandelt, eine solche Umwälzung zahlreicher, geschichtlicher Auffassungsmomente hervorrufen, wie der erste Band der Lebenserinnerungen Sr. Hoheit, des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, die unter dem Titel: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit." I. Band. soeben ans Licht getreteten sind. (Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. 1887). Es kann dabei ganz aus dem Spiele bleiben, daß die hohe Lebensstellung des Verfassers und die Möglichkeit seiner persönlichen Mitwirkung bei politischen Vorfällen dem Buche schon allein ein berechtiges Aufsehen verschaffen würde, zumal die Memoirenschriftstellerei fürstlicher Personen, die zur Zeit des ersten Napoleon so blühte, heutzutage fast in Verruf gekommen zu sein scheint. Vielmehr Interesse erregt die ganze Art der Darstellung, der unverkennbare Freimuth, mit dem politische

Fehler der Zeitgenossen aufgedeckt werden, das peinliche Streben nach möglichster Objectivität, die Sorgfalt im Kleinsten trotz steter Wahrung des großen staatsmännischen Gesichtspunkts und endlich die Fülle des neu erschlossenen Quellenmaterials. Wenn der Verfasser in Bezug auf den zuletzt berührten Umstand allerdings besonders vom Geschick begünstigt war, so sind die übrigen aufgezählten Vorzüge sein ureigenstes Verdienst, und es ist nur eine Ehrenpflicht der Kritik, dies öffentlich festzustellen, indem sie darauf hinweist, wie hinfort keine geschichtliche Darstellung des 4. und 5. Jahrzehnts unseres Jahrhunderts dieser Aufzeichnungen entrathen kann. Es ist keine Ueberhebung, wenn der Autor in seinem Vorworte ausdrücklich bemerkt (S. VIII): „das Werk, welches hiermit der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, habe ich mit einer Sorgfalt, Ueberlegung und, ich möchte sagen, kritischen Pedanterie verfaßt, deren sich nicht allzuviele ähnliche Schriften zu rühmen haben dürften;" in einem Alter von nahezu siebzig Jahren denkt man zu ernst von der Wahrheit, um eine solche Aeußerung als Phrase zu gebrauchen. Welche Riesenarbeit in dem stattlichen Bande — er zählt 616 Seiten — steckt, vermag freilich nur derjenige zu würdigen, der das umfangreiche Actenmaterial über eine einzelne Frage, z. B. über die schleswig-holsteinsche, eingesehen hat, soweit dasselbe öffentlich vorliegt, für den Herzog kam fast regelmäßig noch eine umfangreiche, ihm allein zugängliche Privatcorrespondenz hinzu.

Dieser erste Band schildert in 5 Büchern die Jahre 1830—50. Zwei Gesichtspunkte sind es von vorn herein, die die Stellung des Verfassers gegenüber den Zeitverhältnissen kennzeichnen: er betrachtet sich stets als Glied des Hauses Coburg und er fühlt sich bereits nationaldeutsch in einer Zeit, wo dies unter seinen Standesgenossen fast als ein Verbrechen angesehen wurde. Der erstgenannte Umstand beeinträchtigt vielleicht gelegentlich sein Urtheil, aber er ist doch gewiß natürlich, denn kein Historiker vermag das rein menschliche Gepräge, welches ihm Heimat, Eltern und Erziehung geben, abzulegen. Dem Hause Coburg ist es geglückt, mehrere Throne Europas zu erobern, aber der Herzog verwahrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf einer derartigen absichtlichen Familienpolitik; besonders werthvoll sind in dieser Hinsicht seine Eröffnungen über die Verlobung seines Bruders Albert mit der Königin Victoria von England. Im Allgemeinen überwiegen in den beiden ersten Büchern die persönlichen Eindrücke und Erlebnisse; die Reise nach Portugal, die Betheiligung an der Vermählung Isabellas von Spanien, der Briefwechsel mit König Leopold von Belgien nehmen das Interesse des Lesers hauptsächlich in Anspruch. Vorahnend gedenkt der Verfasser der deutschen Verhältnisse und schließt mit einer glänzenden Charakteristik Louis Philippe's.

Das 3. Buch beginnt mit einer vorzüglichen Kritik des stürmischen Jahres 1848, dann werden die heimatlichen Verhältnisse geschildert. Hier will es uns scheinen, als ob die Stellung des Herzogs in seinem Lande damals doch nicht eine so populäre gewesen wäre, als er es nachher zu glauben Grund hatte. An die Berichte über das Wirken des Frankfurter Parlaments schließt sich eine durchaus treffende Beurtheilung des Reichsverwesers, Erzherzogs Johann; auch die Auffassung der lauen und halben Politik Friedrich Wilhelms IV. ist gerecht. Werthvoll sind die neuen Mittheilungen über den Tod Lichnowskys und Auerswalds aus Briefen von Zeitgenossen.

Die „Erinnerungen aus Schleswig-Holstein" enthält das 4. Buch. Der Herzog erörtert die Entstehung der ganzen Bewegung, kennzeichnet die Absichten Friedrichs VII. von Dänemark und gedenkt dann mit besonderer Liebe seiner eigenen militärischen Erfolge. Er ist dabei frei von Selbstberäucherung, und seine Polemik gegen die Entstellung der Thatsachen in den Erinnerungen des Prinzen Friedrich von Noer ist sachgemäß. Die Betonung des Factums, daß Schleswig-Holstein für den Juden Don Pacifico bluten mußte (S. 460), verdient besondere Anerkennung, so traurig eine derartige Verbindung politischer Fragen auch jetzt erscheinen mag.

„Hoffnungen und Enttäuschungen" lautet die vielsagende Ueberschrift des letzten Buches, zweifellos des interessantesten. Der Herzog steht hier als treibende Kraft mitten in den Ereignissen. Bei Erwähnung der Maiaufstände vertheidigt er Beusts damaligen Standpunkt gegen die Friesenschen Anklagen, wie uns scheint, mit Recht. In Deutschland waren die Verhältnisse damals trostlos; der allmächtige Einfluß des Kaisers Nikolaus, die Störungen, welche die bairischen Schwestern auf den Thronen von Preußen, Sachsen und Oesterreich in den Unionsbestrebungen Deutschlands 1849 veranlaßten, der Berliner Fürstencongreß, den der Herzog leitete (1850), die Aufschlüsse über das gleichzeitige Wühlen der socialrepublikanischen Clubs in Europa bilden die

wichtigsten Abschnitte dieses Buches. Naturgemäß knüpft der Verfasser an den jähen Sturz Preußens zu Olmütz eine ebenso eingehende, wie in Bezug auf den Menschen milde, rücksichtlich der Politik äußerst herbe Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. — Wir können bei diesem Schluß den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem hohen Verfasser vergönnt sein möge, seinen Lebenserinnerungen recht bald einen zweiten Band folgen zu lassen, der den Aufschwung Deutschlands noch mit darstellt. Bei seinem erhabenen Standpunkt im Hinblick auf historische Wahrheit wird er gewiß auch hier den richtigen Ton zu treffen wissen und an der Meisterschaft schriftstellerischen Könnens die rechte Freude empfinden.

Bibliographische Notizen.

Journal d'un philosophe par Lucien Arréat. Paris, Felix Alcan.

Herr Arréat, über dessen letztes Werk „La morale dans le drame" Nord und Süd berichtet hat, beweist in diesem neuen geistvollen Buche wieder, wie gründlich er die philosophische Literatur Deutschlands kennt. In 47 Capiteln behandelt der Verfasser in leichter Form der Erzählung, die einen kleinen Roman bildet, brennende Fragen der Psychologie, der Erziehung, der Gesellschaftsmoral und der literarischen Kritik. Ein Grundgedanke zieht sich durch das Werk, der der Verherrlichung des Familienlebens gilt. Obgleich Herr Arréat von allem schwerfälligen Apparat der Gelehrsamkeit absieht, von der er in seinen höchst beachtenswürdigen Werken Zeugniß abgelegt hat, zeigt doch jedes Capitel in seiner anmuthigen Abrundung den tiefen Denker, der nur die Frucht eindringender philosophischer Arbeit darbietet. Im Tone belebter Unterhaltung nennt der Verfasser eine stattliche Reihe bedeutender deutscher und französischer moderner Schriftsteller, über die er geistvoll, oft überraschend original, jedenfalls unabhängig von aller Modeauffassung urtheilt. Ueberall tritt die stets vornehme Natur des in gleicher Weise künstlerisch wie wissenschaftlich hochbegabten Mannes hervor, der sein Leben im höchsten Sinne dem Berufe der Philosophie widmet, ohne sie äußerlich an einer Lehranstalt zu vertreten. Auch diesem neuen Werke sieht man wieder an, daß es ihm Gewissenssache ist, auf das Denken der Gebildeten klärend und veredelnd einzuwirken. Darum ist er auch unermüdlich in der Erfindung neuer Gesichtspunkte, von denen aus seine Bekämpfung herrschender Vorurtheile und verhängnißvoller Irrthümer fesselnd und oft überraschend pikant erscheint. Unter der reizvollen Form geistvoller Plauderei und spannender Erzählung verbirgt er seine Methode, den Leser zu eigenem Denken anzuregen, ihn zu selbständigem Urtheil zu befähigen und zu edler Handlung zu erziehen. Lucien Arréat ist ein feinsinniger Psychologe, der aus Leben und Wissenschaft die Lehre gewonnen hat, daß sich die Menschen weit eher durch Gefühle und Gemüthsbewegungen als durch Einwirkung auf den Verstand und durch Ideen beherrschen und erziehen lassen: und aus dieser Erfahrung macht er in seinem Buche einen wirksamen Grundsatz für die Durchführung der Darstellung. Deutsche Leser werden dieses in echt französischem Geiste verfaßte Buch vielleicht noch höher schätzen als seine Landsleute, weil der Verfasser in seinem Gemüth, seinem Dichten und Denken uns nahe verwandt ist, aber uns durch den künstlerischen Vorzug seiner gewinnenden Formen übertrifft. hg.

Ein Strauß französischer Liederdichtung. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen von Heinrich von Oedheim. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer

Das vornehm ausgestattete Bändchen ist wegen seines vortrefflichen Inhalts ein wahres Musterbüchlein, das außerdem in seiner ersten Hälfte nicht seinesgleichen bisher in Deutschland hatte. Der Verfasser hat seine äußerst schwierige Aufgabe mit feinem Takt und poetischem Sinn gelöst so daß seine Verse sich leicht lesen und doch die eigenthümliche Farbe des Originals wahren; wie schwierig dies bei den französischen Lyrikern der früheren Jahrhunderte war, dürfte nicht unbekannt sein. Manches poetische Genie ist deswegen heutzutage in Deutschland völlig vergessen. Uebersehen wir den Inhalt von Oedheims Anthologie, so bekommen wir Respect vor der reichen Zahl früherer Talente. Bei den älteren hat der Uebersetzer sich meist mit einem, d. h. jedesmal

dem anmuthigsten und verständlichsten Gedicht begnügt. Die Reihe eröffnet Eustache Deschamps (1340—1410) mit dem satirischen Poëm: „O seid vor den Barbieren auf der Hut!“ Es folgen dann u. a. Charles d'Orléans († 1465) mit drei reizenden Rondeaux, François Villon, Mellin de Saint-Gelais; ferner Stanzen von Corneille, Mauervix († 1708) mit einem launigen Epigramm über das Heirathen. Von Voltaire verdient Beachtung das kleine Gedicht an die Prinzessin Ulrike von Preußen; Beranger ist durch „der alte Spielmann“ am besten vertreten. Von den neueren Dichtern erwähnen wir noch Emile Deschamps (S. 72: „Seestück“), Delavigne (S. 74: „Die Brigantine“), sechs Lieder von Victor Hugo, Sainte-Beuve's tief empfundenes: „Das wahre Glück“. Besonders reichlich ist Alfred de Musset vertreten, ohne Zweifel mit Recht; das Stimmungsbild „Lucia“, die schwermüthigen Lieder „Lebewohl“ (S. 111) und „Gedenke mein“ (S. 121) gereichen dem Uebersetzer zur höchsten Ehre. Freunde körnigen Humors seien endlich noch auf die drei Gedichte Pierre Dupouts aufmerksam gemacht (S. 133 ff.). Wie sehr Oedheim am sprachlichen Ausdruck gefeilt hat, beweist der Umstand, daß mit einer einzigen Ausnahme (S. 67: „Dich hab' ich oft am Weg begegnet“), die leicht zu ändern ist, sich kein Verstoß gegen die Regeln der Metrik und Sprache findet. fv.

Liebeskämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Den Lesern von „Nord und Süd“ wird die eine der Novellen, „Das Kreuz der Liebe“, bekannt sein; diese, sowie „Das Mädchen von Antiochia“ sind zwei sehr werthvolle Gaben des novelliſtischen Genres. In keuschestem Gewande geben sie ein Stück Leben, ein plastisches Gesammtbild voll Leidenschaftlichkeit und gesunder Sinnlichkeit. Auch auf die Novelle „Chrysſoula“, in welcher ein heikeles Sujet mit vieler Delicatesse behandelt wird trifft dies Urtheil zu; anders ist es mit der letzten Erzählung, „Die schöne Unnahbare“; hier wird die Sinnlichkeit zum Cynismus und wirkt mit geradezu brutaler Rücksichtslosigkeit abschreckend selbst auf solche Leser, die durchaus nicht zu den Verehrern der Clauren-Marlitt'schen Muse gehören, gegen welche der Verfasser in einem offenen Briefe an den Verleger, welcher der Erzählung vorangedruckt ist, Front macht und in der er sich im Voraus gegen die aus „sittlicher Entrüstung“ erfolgten Angriffe der Kritik vertheidigt. Nicht nur aus moralischer Bedenklichkeit erklären wir uns zu Gegnern dieser Novelle, sie ist auch verfehlt in der Composition und beweist, daß auch auf naturalistischem Gebiete diejenigen Fehler recht merkbar hervortreten können, gegen welche Friedrichs bei Clauren-Marlitt ankämpft: Unwahrheit und Unnatur.

Ich. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Ichsucht in ihrer widerwärtigsten und abschreckendsten Gestalt, verbunden mit maßloser Genußsucht führen den finanziellen Ruin einer Familie herbei und da die, nur für Aeußerlichkeiten lebende Hausfrau diesen nicht zu ertragen vermag, endet sie in egoistischer Rücksichtslosigkeit gegen Mann und Kind durch Selbstvernichtung. In trefflich wirkendem Contrast läßt die Verfasserin auf den Trümmern dieses Familienglücks ein anderes, edleres sich entwickeln, welches bessere Garantien für seine Dauer hat. Ein junges, schönes Mädchen, das in der herzlosen, hohlen und eitlen Umgebung ihre edlere Natur zu verlieren auf dem besten Wege ist, findet durch das Unglück derjenigen, in deren Mitte sie lebt, ihr besseres Selbst wieder und wird dadurch der Liebe eines vortrefflichen Mannes würdig. — Alle diese Vorgänge werden in spannender Form und richtiger Kenntniß des großstädtischen Lebens und Treibens dem Leser vor Augen geführt Die Verfasserin versteht es, Seelenzustände zu entwerfen, welche überzeugen und ergreifen. Daß aber eine so geschickte Stylistin unschöne Berliner Sprachwendungen sich entschlüpfen läßt, hat uns befremdet. Bei strengerer Selbstkritik dürfte dieser Fehler leicht zu vermeiden sein. mz.

Der eiserne Siegfried Eine neuzeitliche Nibelungenmär von Hermann Hoffmeister. Zweite verbesserte Auflage. Berlin. R. v. Deckers Verlag. (G. Schenck, Kgl. Hofbuchhändler).

Mit wahrer Freude begrüßen wir das Erscheinen einer neuen Auflage dieser patriotischen Dichtung, über der bei ihrer Veröffentlichung im Jahre 1885 ein Unstern gewaltet hat. Der Verleger verdient besonderen Dank deswegen, daß er durch eine vornehme und geschmackvolle Ausstattung seinerseits sich bemüht hat, dem Buche den Platz zu verschaffen, den es verdient, denn dasselbe wird nunmehr ein

Festgeschenk werden, das eigentlich in keinem deutschen Hause fehlen darf. Besonders dürfte es sich auch als Schulprämie verwenden lassen. Die Umarbeitung ist eine sehr sorgfältige, so daß sich störende Druckfehler nicht mehr finden. Der Gedanke, das Leben des deutschen Kanzlers in der Form eines modernen Epos zu behandeln, in flüssigen Trochäen nach dem Vorbilde Scheffels im „Trompeter", war ein sehr glücklicher. Die Verknüpfung des neuzeitlichen Stoffes mit den einzelnen Momenten der Siegfriedsage ist dem Verfasser gut gelungen und nirgends aufdringlich; die entscheidenden Augenblicke aus dem Leben des Reichskanzlers sind gut ausgewählt. Als besonderen Vorzug der Dichtung möchten die eingestreuten, zahlreichen Lieder anzusehen sein, die mit ihren lebhafteren Rhythmen den epischen Ton angemessen unterbrechen, oft sogar wie sangbare Weisen klingen. Wir führen als Probe eine Strophe aus dem Schlußliede an:

„So lang' im deutschen Volke sein Eisenwille lebt.
So lang' um deutsche Ehre sein Siegfriedbanner schwebt;
So lang' die deutsche Liebe den Mann im Herzen ehrt,
Der in der Glaubensstärke gezückt sein Siegesschwert!
Den neuen, eisern' Siegfried, mit Doppelmark und Kraft,
Der deutsche Treue mächtig vom Schlafe aufgerafft,
Der lebt für alle Zeiten, ob auch sein Leib versinkt,
Dem Dankbarkeit auf ewig des Ruhmes Lieder bringt!"

fv.

Die Leutringens. Roman von A. v. Klinkowström. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Roman behandelt die Geschichte einer Ehe zwischen Vetter und Cousine, welche nicht aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen, sondern aus freundschaftlicher Zuneigung nach einem mehrwöchentlichen Zusammensein auf dem Lande. Daß eine solche Ehe, da beide jung, schön und lebenslustig sind, Fährnisse zu bestehen hat, ist selbstverständlich, und schon auf der Hochzeitsreise stellen sich solche ein, aber während sie von der energischen und charaktervollen jungen Frau überwunden werden, droht dem jungen Ehemann die Gefahr, ihnen zu erliegen. Und nur weil sich ihm Hindernisse und Zwischenfälle aller Art in den Weg stellen, wird der Bruch aufgehalten, der unvermeidlich scheint. Daß aber die klügste und thatkräftigste Frau aus diesem haltlosen, hin- und herschwankenden und geistig recht unbedeutenden Manne einen ehrgeizigen Streber zu machen im Stande ist, der fortan nur seinem Ehrgeiz lebt, erscheint ebenso unwahrscheinlich, wie das von der Verfasserin geschilderte Liebesverhältniß zwischen einer erzoqueten, russischen Wittwe und dem weltfremden, nur für seine Wissenschaft lebenden deutschen Gelehrten. Trotz dieser kleinen Mängel ist der Roman unterhaltend und liest sich sehr gut. Die Verfasserin ist heimisch auf dem Salonparquet, sie weiß, wie man sich auf diesem bewegt, spricht und intriguirt. Auch in stilistischer Beziehung erhebt er sich über recht viele Erzeugnisse auf diesem so überreich cultivirten Gebiet, nur in der Anwendung gewisser Lieblingsausdrücke müßte die Verfasserin mehr Controle obwalten lassen. Das Wort „impulsiv" ist uns so oft aufgestoßen, daß wir nicht umhin können, sie darauf aufmerksam zu machen.

Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karls des Großen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

„Bis zum Tode getreu" ist des sächsischen Volksstammes Wahrspruch, ihn setzt Felix Dahn seiner Erzählung aus der Zeit Karls des Großen als Motto voran. Die Erzählung selbst könnte man das hohe Lied von der deutschen Treue nennen. Erfüllt von Poesie, oft bis zu solchem Schwunge der Begeisterung sich steigernd, daß man vermeint, ein Epos in gebundener Rede zu lesen, wird diese Erzählung selbst solchen Lesern Genuß bereiten, denen die historische Treue des Zeitbilds Nebensache ist, weil in derselben mit Meisterschaft geschildert sind menschliche Leidenschaften, Wünsche und Verirrungen, die so alt sind wie das Menschengeschlecht selbst und wie sie das Weltgetriebe beherrscht haben zur Zeit Karls des Großen, so vor dem und nach dem, bis auf unsere Tage.

Es würde zur Werthschätzung des Buches nichts beitragen, wenn wir einen kurzen Auszug der Handlung folgen ließen; nicht diese selbst, sondern die Art und Weise der Darstellung verleiht ihm seine Bedeutung; die Schilderung Kaiser Karls ist dem Dichter besonders gelungen, wir lernen ihn kennen, während er es seinem Zeitgenossen Harun al Raschid gleichthut und unerkannt durch seine Lande reist, um das Herz seines Volkes besser erforschen zu können. Auch der Sachse Volkfried und die schöne Muthgard, seine Gattin, sind Heldengestalten wie aus einem Guß, kraftvoll und markig. Wir stellen die Erzählung „bis zum Tode getreu" dem besten an die Seite, was Dahn je geschrieben hat.

mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amyntor, Gerhard von (Dagobert von Gerhardt), Eine heilige Familie. Roman. Dritte Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Anzengruber, L., Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Baehr, Paul, Die Oertlichkeit der Schlacht auf Idistavio. Abhandlung. Halle, Otto Hendel.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 162—169. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Brückner, A., Die Aerzte in Russland bis zum Jahre 1800. Ein Beitrag zur Geschichte der Europäisirung Russlands. St. Petersburg, H. Schmitzdorf.

Die Frau im gemeinnützigen Leben. Archiv für die Gesammtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande. Herausgegeben von Amélie Spohr und Marie Loeper-Houselle. II. Jahrgang 1887. III. Vierteljahrsheft. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Duncker, Dora, Reellos Heirathsgesuch etc. Inserat-Studien. Mit 45 Illustrationen von Friedr. Stahl. Stuttgart, Carl Krabbe.

Ebeling-Fichté, Das Kaiserfenster. Berlin, Walthor & Apolant.

Elsler, Hermann, Edelweiss. Lieder eines Bergfexen. Wien, M. Breitenstein.

Engel, Moritz von, Hassan. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Fels, Chr. Dr, Die deutsche Tanzkarte. Düsseldorf, Felix Bagel.

Gansen, Bilder aus der Geschichte und Culturgeschichte. Zweite, stark verbesserte Auflage. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagshandlung.

Goethes Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Zweite, durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Greville, Henry, Die Erbschaft Xenias. Stuttgart, J. Engelhorn.

Hanstein, Adalbert von, Von Kains Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern. Zweite Auflage. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung.

Hermann, Ernst, Sokrates. Ein Trauerspiel. Mannheim, L. Bensheimer.

Hoffmeister, Hermann, Der eiserne Siegfried. Eine neuzeitliche Nibelungenmär. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, R. von Deckers Verlag G. Schenck.

Hüttmann, Wilhelm, Wilde Rosen. Vorträge und lyrische Gedichte. Leipzig, Reinhold Werthor.

Janitschek, Maria, Im Kampf um die Zukunft. Dichtung. Stuttgart, W. Spemann.

Klein, Dr. Hermann J., Stein-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. Neunte und zehnte (Schluss-) Lieferung. Leipzig, Ed. Heinrich Mayer.

Kohut, Adolph, Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Original-Beiträgen, Briefen u. s. w. Mit 142 Portraits. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

La Revue de Paris et de Saint-Petersbourg. 1re Année No. 2. Paris, Bureaux de la Revue.

Liliencron, Detlev Freiherr von, Unter flatterunden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ludwig, August, Für Alle, nicht für Jedermann. Kleine Historien und Sonstiges in gebundener und ungebundener Redeweise. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Macaulay, Thomas Babington, Altrömische Heldenlieder. Deutsch von Harry von Pilgrim. Berlin, Walther und Apolant.

Marriot, Emil, Der geistliche Tod. Roman. Zweite Auflage. Berlin, F. u. P. Lehmann.

Mädchen, Emerich von, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungrischen übersetzt von Andor von Sponer. Als Manuscript gedruckt. Kesmark, Paul Sauter.

Mitzenius, Adolf, Die Kunst der öffentlichen Rede. Praktische Winke. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. Freund.

Moleschott, Jac., Zur Feier der Wissenschaft. Rede gehalten bei Wiedereröffnung der Universität zu Rom am 3. November 1887. Giessen, Emil Roth.

Müry, G., Gedankenlese aus Shakespeares dramatischen Werken nach der deutschen Uebersetzung von A. W. von Schlegel & Ludwig Tieck. Ausgewählt und systematisch geordnet. Hamelu, Th. Fuendeling.

Oechelhaeuser. Wilhelm, Ueber die Durchführung der socialen Aufgaben im Verein der Anhaltischen Arbeitgeber. Berlin, Julius Springer.

Rivista contemporanea rassegna mensile di litteratura italiana e straniera diretta da Angelo de Gubernatis Anno I. Fasc. I. Firenze, Luigi Niccolai.

Schärf, Hermann, Heinrich Heine und sein Vaterland. Zweite umgearbeitete Auflage. Czernowitz, H. Pardinis Universitäts-Buchhandlg.

Schwebel, Oscar, Geschichte der Stadt Berlin. Dritte Lieferung. Berlin. Brachvogel & Ranft.

Schwizer-Dütsch. Heft 40—42. Zürich, Orell Füssli & Co.

Schulze, Georg von, Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergiltiger moderner Uebersetzungen von modernen Autoren. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Stegemann, Hermann, Stratoniko. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Karlsruhe, Gebr. Pollmann.

Strantz, Ferdinand von, Ein Theaterconflict. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Strecker, Gabriele, Rügen. Eine Reiseerinnerung im Sommer 1886. Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.

Traumann, Johannes, König Laurin. Ein Gedicht. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Vieweger, C., Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt, zugleich eine Lösung der Ueberbürdungsfrage auf psychologischer Grundlage. Danzig, L. Saniters Commissions-Verlag.

Witte, H. H., Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien. Historisch-kritisch dargestellt. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Dr. A. von Danckelmann. 23. Band. Erstes und zweites Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41,8 „
Theresienbrunn	47,1 „
Neubrunn . .	47,3 „
Marktbrunn .	34,5 „
Felsenquelle .	47 „
KaiserKarls-Qu.	33,4 „
Kaiserbrunn.	39,1 „

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. See the back of the book for detailed information.

Inhalt des ^. Bandes.

Mnusr. — Februar. — März.
5888,

Sei,'

Ch. Borgeaud in Berlin.

Eine Mondnacht. Novelle 2?5

Hermann Diels in Berlin.

Antike Heilwunder 2?

Joseph Freiherr von Lichendorff.

Preußen und die Konstitution. Aus seinem Nachlaffe mitzctheilt

ron Heinrich Meisner in Berlin 2^4

Philipp zu Eulenburg in 2München.

Ein Blatt preußischer Politik vor hundert Jahren 254

Ferdinand Groß in Wien.

Alxhonse Daudet l67

Carl hecker in Ludwigsburg.

Die rothe Tasche. Novelle 2«5

Paul heyse in ZNünchen.

Die schwerste Pflicht, Trauerspiel in einem Act 2 «3

B. Ieannine in Paris.

Seltsame Bande. Novelle I

Paul Lindau in Berlin.

wer ist der Mörder? Ziethen-Wilhelm

Raphael köwenfeld in Berlin.

Tonrad Ferdinand Meyer ?s

Felix ZNendelssohn-Bartholdy.

Briefe an Moscheles und seine Frau, veröffentlicht von Felix, Moscheles in London 2Z?. Z8«

5548414

Hans ZNüller in Berlin.

Aeltere badische FUrstcnbildnisse >»>

Ludwig Nsir« in !Nainz.

Arthur Schopenhauer. Zu seiner hundertjährigen Seimrtsfeier,,,. Z^s

Ludwig pietsch in Berlin.

Franz von kenbach 3SZ

Iwan Turgenjew,

Sin Abend in Sorrent. Lustspiel in einem Aufzuge, Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Lugen Zabel 63

H. Villinger in Karlsruhe.

Fifi. Novelle

Georg Winter in Marburg.

Der 8. Theil von Rankes Weltgeschichte 4U«

Berliner Zukunftsbauten 45

Bibliographie '3t. 274. <N2

Bibliographische Notizen 'Z». 27<>. 4t?

Mit dm Portrait? von: Conrad Ferdinand Meyer, radirt von Johann kindner in Miiuchen, Alphonse Daudet und Franz von kenbach, radirt von k Kühn in München.

Seltsame Bande.

Novelle

V0,l

V. Jesnnine.

— Paris. —

v einem der hübschen Landhäuser, welche die schattigen Alleen einfassen, die nach Passy — diesem kleinstädtisch ruhigen Quartier von Paris - führen, saß Professor Ricardel mit seiner Nichte am Frühstückstisch. Der Professor ist einer der bekannten Gelehrten von Paris. Seine wichtigen Beiträge zur Mikrobenlehre haben seinen Namen selbst in's Ausland gebracht. Die Kühnheit, der Unternehmungsgeist dieses Mannes, sein unermüdliches Bestreben, Neues zu finden. Viel zu wagen, um Etwas zu gewinnen, bilden einen günstigen Gegensatz zu dem Schlendrian der meisten seiner College«, die ihre mühsam errungene Stellung als Professoren dazu benützen, auszuruhen und den Fortschritt der Jüngeren durch ihr Mißtrauen zn hemmen.

Sein Privatleben war dasjenige eines ruheliebenden Bürgers. Vernnttrret und kinderlos hatte er eine Nichte zu sich genommen, deren Eltern in bedrängten Verhältnissen gestorben und die es verstand, der ernsten Gelshrtenwohnung den häuslichen Reiz zu verleihen, dessen sie sonst entbehrt hätte.

Maria mochte fünfundzwanzig Jahre zählen. Sie konnte nicht schön, nicht einmal hübsch genannt werden. Dazu waren ihre unregelmäßigen Züge zu stark markirt und ihre kleine, magere Gestalt besaß nicht die weichen Formen, die an Frauen gefallen. Aber aus ihrem blassen Gesicht schauten große, dunkle, ausdrucksvolle Augen, in denen sich die innere Gedankenthätigkeit widerspiegelte und die sich in der Unterhaltung mit Anderen aufmerksam auf den Sprecher hefteten, als wollten sie in das Innerste seiner Rede eindringen. In ihren? ganzen Wesen lag etwas Ruhiges, Geräuschloses.

„^. propos," wandte sich der Professor zu seiner Nichte, indem er die Lectüre eines medicinischen Berichtes unterbrach, in die er während der ganzen Mahlzeit vertieft gewesen war, „ich habe diesen Morgen endlich den Menschen gefunden, der mir zu meiner neuen Arbeit nothwendig ist. Du weißt, ich bedarf für mein Werk sehr genauer mikroskopischer Untersu'ch'uMn, dre/mir/eme: kostbare Zeit rauben. Es mar mir also sehr daran gelegen, Lemän.den ^u finden, der diese Detailarbeit für mich verrichten .^«nt<z > Seit iSfigefer-'-Zeit schon fiel mir ein junger Mann auf, der regelmäßig meinem Unterrichte im Hotel Dieu beiwohnt und von dem ich hörte, daß er sich viel mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftige und darin eine große Fertigkeit erlangt habe. Da ich aber zugleich erfuhr, der Betreffende sei in materiell sehr günstigen Verhältnissen, wagte ich es nicht, ihm ein Anerbieten zu machen. Aber er selbst bot inir seine Hülfe an, als er hörte, daß ich an einem neuen Werk arbeite, welches sein wissenschaftliches Interesse erregt. Er wird also fast täglich hier arbeiten und ich brauche Dir nicht besonders zu empsehlen, auch Deinerseits seine Gefälligkeit, für die ich ihn: zu großem Dank verpflichtet bin, durch liebenswürdige Zuvorkommenheit zu vergelten."

„Fürchtest Du nicht, lieber Onkel," bemerkte Maria, „daß es vielleicht etwas störend sein werde, in unser stilles Heim eineil jungen Mann anfzunehmen, zu dem wir durch die betreffenden Umstände sogleich in näbere Beziehungen treten?"

„Ich wüßte nicht warum," antwortete der Professor. „Pierre Gauticr ist mir von Allen, die ihn kennen, als ein seingebildeter Mann gerühmt worden. Er sei etwas ernst und zurückhaltend für sein Alter, aber das kann Dir ja nur als angenehme Eigenschaft erscheinen. Du wirst übrigens bald Gelegenheit haben, selbst zu urtlieilcn. Er soll nach dem Frühstück, gegen zwei Uhr, hierherkommen und sogleich seine neue Beschäftigung beginnen."

Maria erhob sich, um die Einrichtung eines Zimmers, neben der Bibliothek des Onkels, anzuordnen, in dein der junge Mann auf bequeme und ungestörte Weise arbeiten könne. Als sie nach einiger Zeit in das Studirzimmer des Professors trat, fand sie ihn im Gespräche mit dem Erwarteten. Der Onkel stellte Pierre Gautier seiner Nichte vor und da Maria gerne den neuen Hausgenossen, der so plötzlich in ihre Häuslichkeit hineingeschneit war, näher kennen lernen wollte, so setzte sie sich mit ihrer > Arbeit an's Fenster, während die beiden Männer über die bevorstehenden Studien cingänglicher sprachen.

Pierre Gautier hatte ein schon geschnittenes, ernstes Gesicht, dem die scharfgezogenen, in der Mitte vereinigten schwarzen Augenbrauen etwas beinahe Hartes gegeben hätten, wären nicht die tiefen guten Augen gewesen. In diesen Augen, die nicht groß und von unbestimmter Farbe waren, lag eine ruhige Innigkeit, eine liebevolle Nachsicht, wie wenn der, dem sie gehörten, das Verständniß aller menschlichen Drangsale besäße. Aber der üppige Mund, dessen weiche, rothe Lippen bei einen, seltenen und desto erfreulicher wirkenden Lächeln die schönsten Zähne entblößte, gehörte dem vollen, jugendlichen, genießenden Leben an. Seine Haltung hatte etwas in sich Gekehrtes, Gleichgültiges; doch wenn er in der Unterhaltung an Etwas lebhaft theilnahm, wenn er sich aufrichtete und mit seiner breiten, gutwöchigen Hand durch sein dichtes, dunkles Haar fuhr, so bot er das schönste Bild froher Lebenskraft.

Maria, die es gewohnt war, zumeist durch eine natürliche Anlage und auch durch die stille, selbstlose Rolle, die sie im Hause ihres Onkels spielte, in sich selbst zu leben und aus ihren Beobachtungen ein Hauptinteresse ihres bescheidenen Lebens zu machen, fühlte sich angezogen durch die Contraste im Aeußern des jungen Mannes, die auf eine complicirte und, wenn ihr Jnstinct sie nicht täuschte, edle Seele schließen ließen.

Für heute blieb es denn freilich bei einem Austausch banaler Höflichleiten. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich so ohne Weiteres einen Platz in Ihrem Hause beanspruche!" und „Es ist vielmehr an uns, Sie um Entschuldigung zu bitten sür die Mühe, der Sie sich unterziehen wollen, täglich den Weg nach Passy zu unternehmen" :c. und wie die Formeln beißen, in denen man sich für Etwas entschuldigt, das man mit gegenseitigem Einverftändniß angeordnet hat. Aber des Abends, als Maria, nach vollendetem Tagewerk, sich in ihr Zimmer zurückzog, fühlte sie anstatt der müden Gleichgültigkeit, die sie oft überkam, wenn sie an die einförmigen Tage an der Seite ihres despotischen, anspruchsvollen Onkels dichte, ein leises Interesse für das, was der nächste Morgen bringen werde.

Pierre Gautier kam regelmäßig in das Haus des Professors und arbeitete oft lange Stunden, während denen es ihm zum Bedürfniß geworden war, das geräuschlose Walten Marias zu empfinden. Maria glitt fast unbemerkt unter den sie Umgebenden dahin und nur wenn man darüber nachdachte, gewahrte man, daß alles Behagliche, Angenehme von ihr ausging, und daß sie das Störende den Anderen aus dem Wege räumte, ohne je darüber zu sprechen. Nach und nach bekam Gautier, durch seine Beobachtungen und durch Marias Aeußerungen, einen Einblick in ihr häusliches Leben. Dasselbe war nicht leicht. Der Professor, der als Gelehrter so große Vorzüge besaß, war als Mensch egoistisch, kleinlich, despotisch. Er sagte oft, ein Gelehrter dürfe keinerlei störende Sorgen um die ihn Unigebenden haben. Alles um ihn müsse glatt und eben sein, damit er alle seine Kräfte, seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zuwenden könne. Dabei bedachte er aber nicht, daß Diejenige, welche ihm das Leben auf die Art ordnete, wie er es wünschte, auch ihre Individualität habe, ihre Bedürfnisse, ihr Recht an's Leben. Uni Maria kümmerte er sich nur insofem, als er ihre Freiheit beschränkte und sie wie eine Untergebene in gänzlicher Abhängigkeit hielt. Pierre trat bald zu Maria in freundschaftliche Beziehungen und fand in ihr bei näherem Umgang viel Anziehendes.

Der junge Mann hatte bisher wenig mit Frauen verkehrt. Seine Mutter mar früh gestorben! sein Vater, von Geschäften und Vergnügungen gänzlich in Anspruch genommen, nahm wenig Interesse an ihm. Man hatte ihn auf ein Gymnasium in der Provinz geschickt. Seme empfindsam angelegte Natur hätte des liebevollen Verständnisses bedurft, um sich normal zu entwickeln. So, von Kindheit an auf sich selbst angemiesen, blieb Vieles in ihm unerweckt. Anderes verbarg er mit übertriebener Scheu in seinem Innersten. Kaum war er nach Paris gekommen, um seine medicinischen Studien zu beginnen, so verlor er seinen Vater und blieb also auch in dieser neuen Periode seines Lebens sich überlassen. Seine Vermögensverhältnisse hätten ihm die Luxusexistenz des unbeschäftigten, reichen Parisers erlaubt, aber eine angeborene Erkenntnißgabe mehr noch als die Mittheilungen seiner Freunde, ließen ihn ahnen, daß er am Ende dieser leichten Genüsse nur Eckel und Müdigkeit empfinden würde. So suchte er die Befriedigung seiner Ansprüche in der Arbeit; aber, obschon dieselbe auf eine ihm interessante Weise seine Zeit ausfüllte, so fühlte er sich doch nicht so glücklich, wie er es gehofft hatte. Ihm schien es, eine ganze Seite seines Wesens — die beste — finde ihre Bestimmung nicht in der Lebensweise, die er gewählt. Er hatte, nach Beendigung seiner Studien, wohl daran gedacht, sich zu verheirathen und einen ganzen Winter lang hatte er, mit diesem Vorsatz, in der Welt, auf Bällen, bei Diners, ausgehalten: aber je mehr junge Mädchen er kennen lemte, desto deutlicher fühlte er sich von einer unbestimmten Furcht befallen. Alle diese Gestalten sahen sich ähnlich. Die hergebrachte Erziehung, für alle Mädchen der guten Gesellschaft dieselbe, die Strenge, mit der ihnen verboten ist, ihre Individualität kund zu geben, breitete über Alle eine neutrale Grundfarbe aus, von der sich selten etwas Lebhafteres abhob. Wie sollte er aus der Menge Diejenige Heraussinden, welche, unter der Flamme des neu erwachenden, selbständigen Lebens sich so gestalten würde, wie es sein innerstes Herzensbedürfnis; erheischte? Denn — das fühlte er — mit einem annähernden Glück könnte er sich nicht zufneden geben. Seine Anforderungen an ein Zusammenleben waren so hoch, seine Angst vor einer unabänderlichen Enttäuschung so groß, daß er daran verzweifelte, in der Liebe, so wie er sie verlangte, sein Ideal zu erreichen. Aber es gelüstete ihn oft nach einem freundschaftlichen Verhältniß zu einer Frau, die ihm mit ihrer Güte, ihrer Klugheit, mit ihrem feinen Geist Manches bieten würde, was er bei seinen Studiengenossen vermißte. Er hatte Mutter und Schwester entbehrt; sollte er denn niemals einen Ersatz dafür finden?

Es mar also für Pierre eine freudige Ueberraschung, bei näherer Bekanntschaft in Maria eine bedeutende Natur zu entdecken. Sie war sehr gebildet, hatte über Vieles nachgedacht und gelesen, was sonst den Frauen fern liegt, auch war sie sehr musikalisch.

Als er ihr einmal sein Erstaunen über ihr vielseitiges Wissen, ihr Interesse an Allem äußerte, sagte sie: „Das Alles verdanke ich meiner Freundin Lucienne, die Sie hoffentlich bald selbst kennen lernen werden und deren längere Abwesenheit mir noch empfindlicher gewesen märe, wenn ich nicht im freundschaftlichen Gespräche mit Ihnen eine Entschädigung gefunden hätte."

Auf Gautiers Frage, wer denn eigentlich Lucienne sei, deren Name schon oft im Gespräche mit dem Professor erwähnt worden war, erklärte Maria, Lucienne fei von Kindheit auf mit ihr eng verbunden. Sie waren in derselben Pension erzogen worden. Etwas älter als Maria, habe die Freundin aus ihre ganze Entwicklung den tiefsten Einfluß ausgeübt. Schon seit Jahren fei Lucienne verheirathet an einen bekannten Advocaten, Herrn Dumont, und trotz der zahlreichen, gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihre Zeit vielfach in Anspruch nähmen, sei die Freundin doch stets im innigsten Verkehr mit ihr geblieben und die Stunden, welche sie fast täglich zusammen verbrächten, feien Maria das liebste in ihrem einförmigen Leben.

Der begeisterte Ton, in dein sie von der Freundin sprach, flößte Gautier ein gewisses Mißtrauen gegen Jene ein. Er kannte jetzt schon genugsam Maria, um sich zu denken, daß sie, mit ihrem bescheidenen, selbstlosen, anschmiegenden Wesen sich einer starken, autoritären Natur gänzlich unterordnen werde. Er hatte die Ueberzeugung, daß Lucienne, mehr gebietend als gebend, die Freundin unter dein Joch einer despotischen Zuneigung halte.

„O nein," rief Maria mit Entrüstung, als er ihr seine Vennuthungen mittheilte, „im Gegentheil, was ich bin, verdanke ich Lucienne. Sie werden sich ihrem belebenden Einflüsse nicht entziehen können, wenn Sie sie kennen lernen. Es ist wahr, sie hat eine so ausgeprägte Individualität, daß sie nicht eine untergeordnete Rolle spielen kann; aber es ist süß, in den Lichtkreis zu treten, der sie umgiebt. Sie hat so viel eigene innere Kraft, daß Diejenigen, die sich ihr nähern, davon wie magnetisch berührt, erfrischt und gehoben werden. Ihre Art. die gewöhnlichsten Dinge anzusehen, hat etwas so Neues, Beionderes. Nichts ist klein und unbedeutend für sie; sie berührt es mit oem Zauberstab ihrer originellen Auffassung und der Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, der Faden, der das Kleinste mit Großem verbindet, wird Ihnen plötzlich sichtbar. Und was das Beste ist: auch Sie fühlen mit einem Male Ungewohntes in Ihnen erwachen. Die Ideen, die jeder nicht ganz banale Mensch in sich trägt und die nur in günstigen Augenblicken hervorbrechen, werden durch die Berührung mit ihr lebendig und Sie staunen über das, was Sie Alles ungeahnt in sich herumgetragen."

Als sie so sprach, leuchteten die großen Augen Marias und ihre unschönen Züge wurden beinahe lieblich unter der Erregung der Beredtsamkeit.

Gautier war begierig, diese seltene Freundin kennen zu lernen, und als ihm Maria berichtete, Madame Dumont sei nach zweimonatlicher Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt und er würde sie den nächsten Abend bei ihrem Onkel treffen, machte er sich des anderen Tages mit einer gemissen Spannung auf den gewohnten Weg. Er ahnte nicht, daß dieser Abend über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.

Gautier war mit Fräulein Maria und dem Professor auf der Veranda und hörte zerstreut eine Beschreibung der letzten akademischen Sitzung an, als Madame Dumonts Wagen vorfuhr. Sie hatte mit ihren Kindern auf dem nahe gelegenen Landgut einer Verwandten den Nachmittag zugebracht, und wie sie so dasaß in der offenen Victoria, hinter sich einen blühenden Wald von spanischen! Flieder und Akazien, mit denen das zurückgeschlagene Verdeck des Wagens ganz angefüllt war, neben sich und auf dem kleinen Sitze ihr gegenüber die zwei reizenden Knaben, — bot sie das lieblichste Bild.

Lucienne war eine Erscheinung, von der ein ganz eigenthümlicher Reiz ausging, dem sich selbst Derjenige nicht entzog, der sie zum ersten Male sah. Nicht in den einzelnen Zügen, im Ganzen lag ihre Schönheit. Ihre körperlichen Vorzüge: das dunkelblonde Haar, die klaren braunen Augen hatte sie mit anderen hübschen, jungen Frauen gemein; was ihr eigen, war das Hannonische aller ihrer Bewegungen, die Art, wie sie elastisch, gleichsam von einer inneren Kraft getragen, dahinschmebte, wie sie ihren reizend gesonnten Nacken trug, so sicher und leicht und doch nicht herausfordernd.

Sobald sie auf die kalte, leere Veranda trat, erschien gleich Alles, selbst das scharfe Gesicht des Professors, wie von erwärmendem Lichte bestrahlt, und die leidenden, abgespannten Züge Marias belebten sich plötzlich. — Was sprach man? — Unbedeutende Dinge; aber in ihrem Munde bekam Alles einen Reiz, dem sich die Zuhörenden init einem sozusagen physischen Wohlbehagen Hingaben. Sie hatte eine Art, dem Professor seine Schmeicheleien zu sagen, etwas spöttisch, aber mit so viel Geist, daß der Alte sich geschmeichelt fühlen inußte, eine junge Frau für ihn so viel Liebenswürdigkeit entwickeln zu sehen. Ach! Maria hatte es Gautier anvertraut, daß ihrer Freundin halb spaßhafte Weise, verbunden mit ihren garten Aufmerksamkeiten gegen den egoistischen Professor, es allein vermochte, ihn zum Anhören und Beherzigen nothmendiger Wahrheiten zu bringen, und daß sie Lucienne die geringe Freiheit verdanke, die der Onkel ihr ließ.

Mit ihren beiden Knaben hatte Madame Dumont einen kameradschaftlichen, heiteren Ton. Sie schienen auch mit der glücklichsten Liebe an ihr zu hängen, und Pierre, der eine traurige, liebearme Kindheit hinter sich hatte, sah mit leichtem Neid auf diese Knaben, welche das Glück kannten, in ihrer jugendlichen, schönen, lebensfrohen Mama die Vereinigung alles Dessen zu besitzen, was das Leben ihnen Wünschenswertes versprechen konnte.

Nach einem kurzen Besuch verabschiedete sich Madame Dumont, und plötzlich wurden die Zurückbleibenden fröstelnd inne, daß die Frühlingssonne untergegangen, und daß es auf der Veranda ungemüthlich geworden war.

Nach und nach wurde Gautier auch mit Lucienne näher bekannt. Sie kam fast täglich, oft nur auf einen Augenblick, da sie nicht weit vom Hause des Professors entfernt wohnte, und da ihre Lebhaftigkeit, ihr spontaner Geist alle die Präliminarien übersprang, welche die Meisten durchlaufen, eye sie zu einer interessanten Conversation kommen, so ließen selbst ihre kurzen Besuche, wie ein leuchtender Punkt im grauen Einerlei des Tages, ihre Spur zurück. Ein anregendes Wort, eine originelle Bemerkung blieben im Gedächtniß und gaben Nahrung für weitere Gedanken.

Kurze Zeit nach Luciennes Heimkehr bat der Professor eines Tages den jungen Mann, nach vollendeter Arbeit zum Diner zu bleiben, da auch Madame Dumont mit ihrem Manne kommen und man am Abend musiciren werde.

Pierre fühlte ein sonderbares Gemisch von Neugierde und Abneigung bei dem Gedanken, Herrn Dumont kennen zu lernen. Bis jetzt war ihm lucienne als eine reizvolle Erscheinung vorgekommen, deren Zauber er sich hingab, ohne Nebengedanken, von der er nur unbestimmt wissen wollte, daß sie durch die gewohnten, herkömmlichen Bande — einen Mann, Kinder, eine Haushaltung — an einen festen Platz im alltäglichen Leben gekettet sei. Zum ersten Male bildete sich seine Phantasie ein schärferes Bild des Mannes dieser Frau und — mar es Wunsch oder Ahnung? — das Bild mar nicht vortheilhaft.

Zwar, als Herr Dumont hinter feiner Frau in den Salon trat und die Herren einander vorgestellt wurden, mußte sich Gautier gestehen, daß die hohe Gestalt, das regelmäßig geschnittene, schöne Gesicht, die ruhig vornehmen Bewegungen dem jungen Advocaten etwas Bedeutendes gaben, und auch an seiner Unterhaltung mar nichts auszusetzen. Es waren die selbstbewußten Aeußerungen eines durchaus correcten, positiven Menschen, dessen Urtheil an Alles den Maßstab der vernünftigen Mittelmäßigkeit legt. Aber eben dieses moralische Gleichgewicht ärgerte Gautier. War es möglich, daß Lucienne, mit ihrer reichen Phantasie, mit ihrem originellen Geist, der ein ihr ganz persönliches Gepräge trug, sich glücklich fühlte neben diesem Manne?

Bei Tisch wurde über Mannigfaltiges gesprochen: über Theater, Musik, Gemälde-Ausstellungen, alle die Genüsse, die Paris in so reichem Maße gewährt und die in Gesellschaft den gewohnten Gesprächsstoff bilden. Unter der Allgemeinheit der besprochenen Gegenstände giebt Jeder seinen bestimmten Geschmack, folglich einen Winkel seines innersten Wesens, kund. — Maria hörte nieist mit verständnißvoller Aufmerksamkeit zu und wenn sie ein besonderes Interesse an dem Gegenstande nahm, so bekamen ihre Augen eine innige Tiefe, wie wenn sich in ihnen Etwas eröffnete, das gewöhnlich verschloffen blieb. Sprach sie, so geschah es mit Ruhe; aber diese Ruhe hatte nichts mit Kälte oder Gleichgültigkeit gemein, sondern sie erweckte ein behagliches, wohlthuendes Gefühl. Ihre Rede hatte etwas Unparteiisches, Objectives, zu den, man sich aus der Discussion der verschiedenen Meinungen mit Freuden flüchtete. In Luciennes Rede vibrirte stets etwas von ihrer Seele. Es schien, wie wenn alle Dinge, durch ihre reiche Persönlichkeit gehend, eine besondere, ihr eigene Färbung annähmen. Schon ihre melodische Stimme gebot über so verschiedene Intonationen, daß ihre Worte dadurch eine Lebendigkeit, einen Ausdruck erhielten, der das Interesse der Zuhörer fesselte.

Man sprach über Musik. Rubinstein hatte eben eine Serie glänzender Concerte gegeben. Der Professor neckte Lucienne damit, daß sie bei Rubinsteins Spiel die Thränen nicht habe zurückhalten können.

„Nun ja, was wollt Ihr," rief sie, „es macht mir nun einmal einen, ich möchte sagen physischen Eindruck, wenn Etwas sich über alle Proportionen der uns umgebenden Welt hinaushebt und uns beweist, daß es eine Vollkommenheit giebt, die wir in bevorzugten Augenblicken ahnen.

„Ach! Wenn wir das Kleinliche, die Nichtigkeit, das Elend, die Inkonsequenz des Lebens erkennen, belehrt man uns, das sei eben die Wirklichkeit, das Wahre und da kommt so eine Offenbarung, sei es durch eine über alles Maß erhabene Leistung, durch ein vollkommenes Kunstmerk oder durch einen Naturgenuß und sagt uns, daß unsere Seele mit ihren übertriebensten Forderungen im Recht ist, da eine Befriedigung derselben möglich.

„Auch das noch hat diese grausame, ironische Macht, die unser Wesen mit seinem Wünschen und Wollen zusammensetzt, uns zur Pein erfunden: daß sie für kurze Momente uns das Höchste bietet, es uns vorspiegelt, damit mir uns nachher des Contrastes desto bewußter würden. Und ihre Grausamkeit geht so weit. Diejenigen, die sie zur Offenbarung dieses Höchsten auserwählt, zugleich Märtyrer ihrer Mission werden zu lassen. Sie sind nicht glücklich, die, denen eine andere Welt erschlossen ist. Seht nur den Ausdruck im Gesichte eines Rubinstein; dieser ergreifende Schmerzenszug über den Augen, der sich während des Spiels so scharf ausprägt, giebt Zeugniß, daß er Alles, was uns so tief erschüttert, in der eigenen Seele trägt."

Gautier bewunderte, wie sie sich so von ihrer Erregung hinreißen ließ, ihr leuchtendes Gesicht, ihre ganze Gestalt, plastisch schön in der Fonn und harmonisch in jeder Bewegung.

„Was Du Dir doch gleich Außerordentliches einbildest!" sagte Herr Dumont in scharfem Ton, — die Mißbilligung über diese besondere Auffassung war während der Rede seiner Frau deutlich auf seinem Gesichte gelegen.

„Wo nimmst Du nur her, daß Rubinstein ein Märtyrer sei? Er hat einen ungeheuren Zulauf, es gehört zum guten Ton, ihn gehört zu haben. Diese Begeisterung, die ich, nebenbei gesagt, sehr unliebensmürdig für unsere einheimischen Künstler finde, bringt ihm eine Summe ein, wie man sie nie weder für Abgebrannte noch Ueberschmemmte zusammengebracht hat, und Du sprichst von Märtyrerthum!"

Lucienne schien es zu bereuen, in ihrem leidenschaftlichen Ausfall ein Stück von sich selbst preisgegeben zu haben, das sie als unverstandene, an Weltschmerz krankende Frau erscheinen lassen konnte. Sie schlug einen ganz anderen, humoristischen Ton an, erzählte auf geistvoll witzige Art die eben stattgehabte Aufnahme des neuen Akademikers, der sie beigewohnt hatte, und in dem, was sie sagte, offenbarte sich ein so freudiges Interesse an Allem, eine intensive Lebenskraft, die als ureigene, unverwüstliche Gabe ihre Rede durchglühte, daß der Gedanke an ein unbefriedigtes Leben bei Demjenigen, der sie so fröhlich sah, nicht aufkommen konnte.

Gautier wurde beredt unter dein belebenden Einfluß der jungen Frau. Er erzählte in dein humoristischen, etwas paradoxen Ton, der Denjenigen eigen, die im Husrtisr Istin gelebt, von der neuen Strömung, welche sich auf literarischem und künstlerischem Gebiet Bahn gebrochen, von den Literaten der realistischen Schule, den Habitu6s der Künstlerkneipen zum OKat noir und zum Rat nwrt; von der Bande jugendlicher Comvonisten, die mit fanatischer Begeisterung zu Wagners Fahne schwören und ihre Kleider versetzen, um in Brüssel oder gar in München und Bayreuth die Werke des Meisters anzuhören.

Den Professor belustigte es, von dem Treiben der akademischen Jugend zu hören, welche, durch Alter und Stellung in resvectvoller Entfernung von ihm gehalten, ihm doch in seinem Berufsleben so nahe stand und für deren Uebertreibungen er ein väterlich nachsichtiges Interesse empfand. Herr Dumont stand noch zu nahe bei der jugendlichen Schaar, um sie objectiv beurtheilen zu können, auch war ihm Alles, was man im Französischen 1» bunöras nennt, alles Revolutionäre, die bestehende Ordnung, das gewohnte Lebensprogramm Bedrohende in der Natur zuwider. Er sprach sehr vernünftig über die socialen Gefahren, welche die neue Richtung für Frankreich heraufbeschwöre. Die beiden Damen nahmen die Sache nicht so ernst. Sie lachten über Gautiers Erzählungen und dieses volle, natürliche Lachen, bei dem sie sich anmuthig zurückbog, gab Lucienne etwas Mädchenhaftes, das sie dem jungen Manne näher brachte.

Nach Tisch, als die Herren aus dem Cabinet des Professors, wo sie geraucht hatten, in den Salon zurückkehrten, fanden sie Madame Dumont und Maria am Clavier. Auf des Professors Bitte sang Lucienne, zuerst französische Lieder von Gounod und Massenet, dann deutsche Musik, mit wahrhaft künstlerischer Begabung. Es war, wie wenn sie jedes Mal etwas ihr ganz Eigenes den Zuhörern mittheilte. Als sie mit ihrer vollen, weichen, prächtigen Mezzosopranstimme den Schumann'schen Liebesfrühling so zart zurückhaltend, das Innigste ahnen lassend, vor sich hinsang und dann wieder so berauschend selig in Tönen hinausjubelte, da konnte Gautier sich nicht der Frage erwehren: ist das Selbsterlebtes oder hat sie mit künstlerischer Begabung in einer idealen Welt gefunden, was ihr die Wirklichkeit versagt s Und in diesem Zweifel lag für ihn eine ganz besondere Genugthuung.

Dieser Abend ließ einen tiefen Eindruck in Pierre zurück. Es drängte ihn, materielle Thatsachen aus dem Leben Luciennes zu erfahren, aus denen er ihr Seelenleben kennen lernen könnte. Maria gab ihm gem Aufschluß über Alles, was er wissen wollte, und aus seinen eigenen Beobachtungen im näheren Umgang mit den beiden Frauen stellte er sich bald das ganze Wesen der Freundin zusammen.

Madame Dumont war keine Pariserin und hatte sich beim Beginn ihrer Ehe nur mit Mühe an's Pariser Leben gewöhnen können. Sie war den Umgang mit bedeutenden Männern gewöhnt, da ihr Vater, ein bekannter Gelehrter, mit den verschiedensten Menschen verkehrte. Die junge Frau freute sich, in Paris, diesem Mittelpunkt der Intelligenz, allem Wissen näher zu treten, und sie fand eine Gesellschaft, in hundert enge, specielle Kreise eingetheilt, wo wirkliches Interesse nur für Das herrscht, was den Beruf der Betreffenden ausmacht, wo die Geselligkeit zu einem Mittel mißbraucht wird, die Menschen zu ganz niedrigen Zwecken des Ehrgeizes, des persönlichen Vortheiles zusammen zu bringen; und nicht den Geistreichsten, Bedeutendsten huldigte man, sondern den Einflußreichsten. Bei den wenigen Frauen, denen daran lag, einen Salon zu haben, wo literarische, künstlerische, wissenschaftliche Fragen besprochen würden, frappirte sie das Bedürfniß, eine Rolle zu spielen, zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit. Die Damen legten mehr Werth darauf, wer bei ihnen sprach, als was bei ihnen gesprochen wurde. In die Kreise, in welchen ein allgemeiner, von Coterien freier Ton herrscht, weigerte sich Herr Dumont, seine Frau einzuführen. „Os n'est p»s un moncls görieux," erklärte er, man sähe da ein zu gemischtes Publikum, und da er von seinen Berufspflichten sehr in Anspruch genommen mar, machte er es wie die Anderen und suchte nur die Gesellschaft auf, die ihm persönlich von Nutzen sein konnte. So fühlte Madame Dumont sich sehr vereinsamt. Ihr Mann kümmerte sich wenig um sie, lebte ausschließlich seinem Berufe und hatte, seinem Ausspruch nach. Ernsteres zu thun, als darüber nachzudenken, ob seine Frau sich befriedigt fühle oder nicht.

Maria allein kannte alle Gedanken und Empfindungen ihrer Freundin, die Enttäuschungen verschiedenster Art, welche diese jugendliche, begeisterungssahige, erwartungsvolle Natur bedrückten. Aber so reich war diese Natur, so lebenskräftig, daß, obschon sie in dem ihr Liebsten gekränkt worden, doch keine Bitterkeit, kein Unverstandensein bei ihr zu merken war. Sic hatte sich in sich selbst ein besonderes Reich geschaffen, eine Welt, die ihr genügte, in der Maria heimisch war und in die auch Pierre nach und nach mit freudigem Erstaunen eintreten durfte.

Es wurde ihm dabei zu Muthe, wie wenn man einen Lieblingsschriftsteller liest, in dem man sich selbst wiederfindet, aber vollständiger; einen Schriftsteller, der Einem, wie man sagt, aus der Seele spricht, durch den man seine dunklen Gefühle ergänzt und klar ausgedrückt findet, der Das, was man im Keime in sich trägt, in vollkommenster Entfaltung uns vor die Augen führt. Tiefe Dankbarkeit erfüllte ihn für Diejenige, welche ihm also den Schlüssel zu seinem eigenen Wesen reichte. Weniger ihre Kennwisse, deren sie sich mehr als Mittel zum Zweck bediente, als ihre Anschauungsmeise überhaupt, war ihm eine Offenbarung und durch das Erschließen ihrer ihm tief verwandten Natur gab sie ihm selbst seine eigentliche Gestalt. Wie eine Binde fiel es ihm von den Augen und die Welt erschien ihm in dem Lichte, das wohl bisweilen in ihm aufgeflackert, aber nicht klar und gleichmäßig Alles beleuchtet hatte.

Ein so mächtiger Einfluß konnte sich nicht von einem Tag zum andern geltend machen. Es bedurfte dazu vieler Stunden vertrauten Gesprächs über Alles, was Geist und Gemüth bewegen kann. Maria war meist zugegen und ihre ruhige, verständnißinnige Art gab den lebhaften Discussionen einen festen Hintergrund. Madame Dumont besaß die Gabe der Beredtsamkeit in berückendem Grade. Wenn sie, mit der vollen Stärke der Ueberzeugung, stets das treffende Wort fand; wenn sich die ganze Wärme ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit über die Zuhörenden ergoß, fühlten sie sich wie durch magnetische Kraft ihr unterworfen.

Dieses BerhSltniß dauerte einige Monate. Pierre und Lucienne sahen sich bei Maria, bei Madame Duniont, auf Spaziergängen mit den Kindern. Bald fand Pierre keine Ruhe mehr, fern von der jungen Frau. Sein größtes Glück mar, in ihrem Gesichtskreise zu athmen. Ein Tag, an dem er sie nicht sah, schien ihm verloren und er fühlte sich am Ende desselben matt und niedergeschlagen, wie wenn er seiner nöthigen Nahrung entbehrt hätte.

So kam der Tag, an dein die Beiden klar in sich schauten und wo ihr gegenseitiges Gefühl, das sie Freundschaft nannten, ihnen als das erschien, was es wohl schon längst in ihren Herzen war.

Sie hatten einen Ausflug in die Wälder von Ville d'Avran gemacht. Es mar ein wonniger Septembertag. Die Luft war so durchsichtig, so klar, und doch lag Etwas über der Landschaft ausgegossen, was die Umrisse weicher, verschmolzener machte. Nichts regte sich, die tiefste Ruhe ringsum, als stände die Natur stille in diesen letzten schönen Tagen und zögere, in den traurigen Spätherbst zu treten.

Pierre und Lucienne saßen still an einem Waldabhang. Die Kinder waren mit Maria zum See hinuntergeeilt, um mit den Ruthen, die Pierre ihnen geschnitten, zu fischen. Das Gespräch drehte sich um Freundschaft, um den Platz, den ein wirklicher Freund im Leben des anderen einnimmt und Gautier meinte, mit ihrer so reichen Natur genüge Lucienne sich eigentlich selbst.

„O! wie sehr sind Sie im Jrrthmn!" rief sie lebhaft. „Sie verstehen also nicht, welcher Hochgenuß es ist, ein Herz, ein einziges, ganz sein eigen zu nennen? Haben Sie schon darüber nachgedacht, welche Genugthuung für eine stark ausgeprägte Natur darin liegt, eine andere, schwächere Natur ganz sich anzueignen? Ich meine hier unter Schwäche nichts Erniedrigendes, Demüthigendes. In dem Verhältnis;, wie ich es verstehe, ist die schwächere Natur die wirklich großartige, durch ihre Hingebung, ihr gänzliches Selstvergessen.

„Was war mein Dasein bis jetzt? Das in seiner ewigen Aufregung so einförmige Leben der Weltdame. Ich habe den ganzen Weg entlang, an allen Hecken und Büschen etwas von meinen Schätzen hängen lassen. Ich habe die Einen mit meiner Stimme aus ihrer blasirten Gleichgültigkeit aufgerüttelt, die Anderen durch meine paradoxen Einfälle amüsirt. Ich habe durch mein jugendliches Gefühl, meine Begeisterung für alles Schöne, die ich noch nicht genügend in mich verschließen gelernt habe, in Erstaunen gesetzt und für einen Augenblick erwärmt, aber mit all dem, was habe ich erreicht? Es giebt Niemanden, den ich wirklich dadurch für mich gewonnen hätte.

„Da überkommt mich denn manchmal eine wahre Begierde, durch Alles, was ich in mir fühle und dessen ich mir ohne falsche Bescheidenheit bewußt bin. Jemanden wahrhaft an mich zu fesseln. Jemanden, der mich ganz iil sich aufnehmen würde, der all das freigebig Verstreute für sich, für sein persönlich Glück auffangen und bewahren würde. Ich möchte, daß Alles, auch das Ungewöhnlichste, was ich denken, fühlen, aussprechen könnte, mit dem feinen Verständnis; der mahlverwandten Seele geahnt, aufgenommen und ergänzt würde. O wie herrlich muß es sein, mit dem Dasein eines Anderen zu verwachsen, einem selbst bedeutenden Menschen Alles zu feiu! Dies Bewußtsein muß mit berauschendem Stolz und zugleich mit kindlicher Dankbarkeit erfüllen!"

Madame Dumont mar unter dem Impuls eines lange verhaltenen, fast unwillkürlich zum Ausbruch kommenden Gefühls aufgesprungen, und so wie sie mit in idealer Leidenschaft aufflammenden Augen, wie selbstvergessen, den Freund anschaute, fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Macht angezogen und mit der seligen Empfindung des Aufgcbens seiner selbst stürzte er ihr zu Füßen.

„Laß, v laß mich aufgehen in Dir," flüsterte er, wie in Anbetung, „nimm mich, mein Dasein, mein Herzblut zu Deiner vollständigen Entfaltung."

Im ersten Entzücken ihrer Liebe erschien Pierre und Lucienne Alles umgewandelt, verklärt, veredelt. Sie glaubten sich stark genug, Nichts zu verlangen, was ihrer Ehre zuwider wäre. Gautier versprach der Geliebten, stets so zu handeln, daß sie vor ihrem Manne, ihren Kindern nicht zu erröthen brauche. Es sollte ihnen genügen, in der Gewißheit ihres gegenseitigen, idealen Gesühls glücklich zu sein.

Aber ach! wie verlangend ist das menschliche Herz! und wie unmöglich ist es, der Liebe vorzuschreiben, was sie wünschen soll und was nicht!

Bald lernte Gautier die schrecklichsten Qualen der Eifersucht kennen. Die ruhige Freundlichkeit, die' Madame Dumont ihrem Gatten entgegenbrachte und die er früher als einen Beweis ihres weitherzigen, nicht kleinlich empfindlichen Wesens geachtet, mar ihm jetzt der Anlaß zu tausend Leiden. Die Art, wie ihr Mann sie vernachlässigte, berührte ihn einerseits peinlich, da er es wie ein Vergehen ansah, daß man sie nicht genügend schätzen konnte: andererseits erfüllte es ihn mit Befriedigung und beobachtete er m?t tiefer Genugthuung alle die kleineren und größeren Verstöße, welche Herr Dumont gegen das Gefühl und das ganze Wesen seiner Frau beging. Togar die Kinder, die ihm doch so herzlich zugethan waren, betrachtete er ost mir Widerwille», da er wohl suhlte, wie sest dieses Band beide Gatten zusammenhielt.

Sein Leben wurde zum Leiden, aus dem er nicht herauskommen konnte noch wollte. Denn was ihn leiden ließ, machte ihn leben, und er brauchte nur einmal sich ernstlich vorzunehmen, sich von Lucienne loszureißen, um seinen gegenwärtigen Schinerz gering zu achten im Vergleich zu demjenigen, sein Fühlen und Denken nicht mehr von ihr zn empfangen.

Arbeit, Zukunft, Alles wurde ihm Nebensache und gewann ihn: nur das Interesse ab, das lucienne ihm dafür einflößte. Der einzige Ort, außer bei ihr, wo er »och gerne weilte, war bei Maria. Dort fand er die Spur der Geliebten. Alles sprach ihm von ihr, aber milder, beruhigender, als wenn er bei ihr war. Maria ging so verständniszvoll in Alles ein, ohne Vorwurf und ohne Entschuldigung, eben einfach die 5!age begreifend und ihn mit diesem innigen Verständnis! mehr ausrichtend nnd tröstend, als mit Warnungen und Beweisgründen.

Madame Dumont, erschreckt über die Wendung, welche ihr Verhältnis; zu Pierre genommen, beschwor ihn, durch eine Trennung sich selbst wiederzugewinnen und diese Abhängigkeit von ihr, die sie jekt wie eine schwere Verantwortlichkeit empscmd, von sich abzuschütteln. Er willigte in eine längere Reise ein, aber während seiner Verbannung dachte und wünschte er nur Eins: seine theuern Fesseln wieder auszunehmen.

Nach Paris zurückgekehrt, steigerten sich seine beiden ivomöglich noch mehr. Er mußte nicht, was ihm peinlicher: daß er die Geliebte nicht sein eigen nennen konnte, oder daß sie einem anderen Manne angehörte. Dazu noch die Nothwendigkeit, an ihrem äußeren Leben nur einen dürftigen Antheil nehmen zu können. Er, der Zeuge ihrer unbedeutendsten Handlungen hätte sein mögen, fühlte sich ausgeschlossen. Die kurzen Stunden, die Lucienne ihm schenken konnte, erschienen seinem Verlangen als ein ärmliches Almosen und wenn er sie verließ, nach einem Beisammensein, das sie mit ihrem ganzen Reiz ihm zum Genuß zu gestalten versucht, während dessen er aber stets den herannahenden Augenblick des Abschieds drückend suhlte — da war er verlassener und bedürftiger als je.

Dazu kam, daß er wirklich seine Besuche zu beschränken für nothwendig hielt, in der Sorge um den Ruf der Geliebten. So lange sie in gänzlicher Unbefangenheit sich sahen, empfanden sie keine Aengstlichkeit um Etwas, was ihnen als natürlich und unschuldig erschien. Jetzt, wo die Unbefangenheit aus ihrem Verkehr verschwunden war, beobachteten sie mit Mißtrauen die sie Umgebenden, stets einen Verdacht wähnend. — Was aber Pierre am meisten zu Herzen ging, mar der Gedanke, daß sein Zustand Derjenigen, die er um den Preis seines Lebens hätte glücklich machen wollen, nur Kummer und Sorge schuf. Er, der geglaubt hatte, durch die gänzliche Hingabe seiner selbst ihr Leben zu bereichem, zu verschönern, er fühlte mit Verzweiflung, daß er in dasselbe nur ein beunruhigendes Element gebracht hatte.

Unterdessen hatte sich der Onkel Marias verheirathet. Die junge Frau war eine ungebildete intriguante Person, die den reichen Professor durch ihr hübsches Aeußere gewonnen hatte. Marias Stellung im Hause, welche sie sich durch ihr feines, tactvolles Wesen erworben, mar der Neuangekommenen ein Dorn im Auge. Sic that ihr Möglichstes, dem Mädchen den Aufenthalt bei ihrem Onkel so schwierig wie möglich zu machen. Maria litt bitter unter dieser demüthigenden Abhängigkeit, so daß sie zuletzt den Entschluß faßte, auswärts eine ihrer würdigere Stellung zu suchen, die, wenn auch anscheinend untergeordnet, ihr eine Freiheit verschaffen würde, auf welche sie in ihren drückenden häuslichen Verhältnissen nicln rechnen konnte.

So erklärte sie denn eines Tages den Freunden, sie habe sich entschlossen, eine Stelle in Wien bei einer ihr befreundeten älteren Dame anzunehmen.

Diese Eröffnung machte Gautier betroffen. Sollte er die ihm thcure Freundin fortgehen lassen, in eine untergeordnete Stellung, sie, deren zarte Gesundheit aller Schonung bedurfte? — Und — er gestand es sich — auch der egoistische Gedanke, das einzige Wesen zu verlieren, in dessen Nähe er ans sanfte, beruhigende Weise der Geliebten gedenken, von ihr sich unterhalten konnte, schmerzte ihn tief.

An einem trüben Wintertag, als Maria in ihrem kleinen Salon dem Freunde von ihrer bevorstehenden Abreise sprach, nicht mit dem erwartungsvollen Lebcnsmuthe, mit dem man in jungen Jahren in die weite Welt Maus, in eine neue Umgebung zieht, sondern mit dem ängstlichen Gefüllt des Unbekannten, mit der Müdigkeit einer losgelösten Seele, der die Welt mit ihren gehaltlosen Uebcrraschungen gleichgültig ist — da sagte Pierre, ihre Hände ergreifend:

„Warum wollen Sie hinaus, in die Fremde, wo kein besonderes Interesse Sie hinruft, wenn Sie die Ruhe, die Unabhängigkeit und die Stütze des treuesten Freundes hier finden können?"

Sie sah ihn fragend an. Da erklärte er sich deutlicher.

„Sie kennen meine Liebe für Lucienne. Sie wissen, daß dieses Gefühl meine ganze Zukunft ausfüllen wird, und daß ich also nie den Gedanken fassen könnte, mich auf hergebrackte Weife zu verheirathen. Aber meine Freundschaft und Sympathie für Sie machen es zu einem meiner lebhaftesten Wünsche, Sie verhältnißmäßig glücklich und in materieller Unabhängigkeit zn wissen. Ich weiß, daß auch Sie, in Folge einer traurigen Erfahrung, die Sie gemacht, entschlossen sind, aus die Ehe zu verzichten. Erlauben Sie niir also, Ihnen eine bleibende Zuflucht in meinein Hause anzubieten, und da ein solches freies Zusammenleben in den Augen der Welt umnöglich ist, so willigen Sie ein, dasselbe durch die verschiedenen Förmlichkeiten, die eine vollgültige Ehe bedingt, vor jeder Mißdeutung und jedem Angriff zu schützen. Mit andern Worten: werden Sie meine Frau vor der öffentlichen Meinung. Sie kennen mich genugsam, um zu wissen, saß diese Uebereinkunst Ihnen die vollkommenste Freiheit sichert und daß Sie in mir stets den achtungsvollsten, ergebensten Freund finden werden."

In Marias Äugen war es beim Beginn seiner Rede wie Schreck ausgestiegen, aber als Gautier geendet, mar ihr Gesicht ruhig geworden und nach einem langen Stillschweigen, währenddessen sie nachdenklich i»> Feuer geblickt hatte, sagte sie endlich:

„Ihr Vorschlag, werther Freund, ist so außergewöhnlich, daß er in mir ein gewisses Unbehagen erregt, eine Bangigkeit, wie vor etwas Außerordentlichem, nicht in der Natur biegendem. Ich anerkenne die edeln Beweggründe, die Ihnen dieses seltsame Anerbieten eingeben, aber lassen Sie mir einige Tage Bedenkzeit. Ich weiß nicht, thun wir Recht, uns mit freiem Willen in eine so unatürliche Lage zu versetzen — und dann," fügte sie mit einigem Zögern hinzu, „möchte ich vor Allem mit Lucienne darüber svrechen. Jetzt erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen, ich fühle das Bedürfniß, mit nieinen Gedanken ins Klare zu kommen."

Mit warmem Händedruck schied sie von dem Freunde.

Des andern Tages wurde Gautier zu Maria beschieden, die er mit Madame Tumont in ihrem Zimmer fand.

Maria war etwas blasser als gewöhnlich und ihre matten Augen trugen die Spuren einer schlaflosen Nacht. Lucienne schien in glücklicher Stimmung. Sie kam Piene mit einer gewissen freudigen Feierlichkeit entgegen und ergriff seine Hand.

„Maria hat mir Ihr Anerbieten mitgetheilt," sagte sie, „und ich

begreife und billige es vollkommen. Mir giebt der Gedanke, unsere treue Freundin in Ihrem Schutz zu missen, eine innige Beruhigung. Auch Ihr eigenes Leben wird durch die Sorge dieser verständnisvollen Gefährtin geordneter, friedlicher und heiterer werden, und ich brauche mich nicht mehr mit der Frage zu peinigen: was macht er wohl jetzt in seiner Einsamkeit? Unser eigenes Verhältnis;, mein lieber Freund," setzte sie nach einer kurzen Pause mit einein tiefen Athemzug hinzu, „wird unter dem heiligenden Schutze Ihrer Verbindung mit Maria reiner, geläuterter und dadurch auch schmerzen freier als berechtigter, freundschaftlicher Verkehr fortbestehen."

Maria schien, von der lebhaften Theilnahme und Zustimmung der Freundin beeinflußt, die Sache in günstigem Lichte anzusehen und so wurde beschlossen, daß Gautier am folgenden Tage bei dem Professor um die Hand seiner Nichte anhalten solle.

Noch einmal kam Maria auf ihre Bedenklichkeiten zurück, als Madame Dumont sie mit Pierre allein ließ.

„Haben Sie nie daran gedacht," sagte sie langsam und ernst, ohne den jungen Mann anzusehen, „daß Lucienne frei werden könnte und ihrer gegenseitigen Liebe dann kein Hindernis; mehr entgegen stände?"

Pierre erschrak über diese Worte und wie durch einen Blitz beleuchtet sah er einen Augenblick lang das Bild einer seligen Zukunft vor feinen Augen. Aber diese Vorstellung verschwand schnell, wie sie gekommen, und mit ruhiger Stimme antwortete er:

„Der Gedanke, mein Glück dem Eingreifen des Todes zu verdanken, widersieht mir. Zudem ist Lucienne» Mann jung, kräftig, voll Lebensmuth, so daß, wenn je einmal Lucienne über ihre Freiheit verfügen könnte, es erst nach langen Jahren sein würde. Tann werden unsere leidenschaftlichen Herzen ruhiger schlagen, und die Freundschaft, die uns jetzt so schmerzliche Opfer kostet, wird uns dann als das höchste Gut erscheinen."

Maria ließ sich von ihm überzeugen. Kurze Zeit darauf wurden sie getraut und Maria zog in das Haus des Freundes.

Mit ihrer Zartheit, ihrem Tact verstand ne es, diese seltsame Verbindung zum schönsten Freundschaftsverhältnis; zu gestalten. Sie schus Gautier ein Heim, in dem er sich äußerlich behaglich fühlte und wo er sicher war, stets ein liebevolles Verständnis; zu finden für Alles, was ihn beschäftige,: konnte. Die weiche, lindernde Ätnwspbäre, mit der sie ihn umgab, war sür Pierres schmerzendes Gemüth, das sich während so langer Zeit müde gemartert hatte, eine Wohlthat, der er sich ohne Nückbalt Inngab.

Nach und nach gewann er wieder Interesse sür die Welt um ihn her. Er »ahm seine Arbeiten, die er lange vernachlässigt, wieder auf. Die Möglichkeit, sich in jedem Augenblicke aussprechen zu können, entriß ihn sich selbst nnd seinen stillen Ouale».

Sie vermieden es jedoch mit einer gemissen Scheu, seit sie vereinigt waren, ans directe Weise über Gnntiers Gefühl für Lucienne zu sprechen. Wenn Maria den Freund traurig und in sich gekehrt fand, suchte sie ihn durch ein Gespräch, eine Lectüre, einen Spaziergang zu zerstreuen.

Madame Dumont wurde stets mit Glück und Freude empfangen, und wenn sie muthlos oder nervös aufgeregt schien, was jetzt öfters der Fall ,var, so boten Pierre und Maria Alles auf, um die alte, lebensfrohe Lucienne wieder zu erwecken.

Eines Abends wohnte Madame Dumont mit ihrem Manne in der Loge des Freundes einer Vorstellung im ?>Mtrs tranc/ais bei. Man spielte „Oo. u« backin« pss avse 1'amour" von Müsset. Lucienne war sehr belebt. Auf ihren ausdrucksvollen, beweglichen Zügen war deutlich der Eindruck iu lesen, den das Stück in ihrer Seele erweckte. Die Augen glänzten, die feinen Nasenflügel bebten und der kleine Kopf mit dem reizend geordneten blonden Haar drehte sich bei jeder zarten Nuance in Spiel oder Ton mit der raschen Bewegung einer selbstbewußten Natur zu Maria oder dem Freunde, um niit einem Blick die Genugthuung des gemeinsamen Verständnisses zu erhaschen.

Während eines Zwischenactes machte Gautier eine neckende Bemerkung über das jugendliche Interesse, mit dem Madame Dumont das Theater genieße.

„Nun ja/' antwortete sie, „ich kann mir keinen Kunstgenuß ohne das lebhasteste Interesse an der Sache vorstellen. Das ist vielleicht der wahre Maßstab, nach dem wir ein Werk messen sollen: ob dasselbe fähig ist, uns für Momente so intensiv zu beschästigen, daß wir uns selbst entrissen und mit ganzer Seele in die Umgebung, in die Stimmung versetzt werden, in die un-s der Schvvser des Werkes bringen will. Dieses aus sich Heraustreten hat einen ganz besonderen Neiz, wie wenn wir aus kurze Zeit von einer Person getrennt würden, die uns im Ganzen genommen recht sylnpathisch sein kann, mit der wir aber, gar zu eng verbunden, jeden Augenblick unseres Lebens verbringen müssen. Wir fühlen eine ordentliche Dankbarkeit für den, dem es gelingt, uns durch etwas außer uns Liegendes zu fesseln."

Maria, die etwas leidend aussah, war nicht so mittheilsam. Sie schien mit großer Nuhe, selbst etwas gleichgültig, das Stück zu verfolgen, dessen Aufführung sie schon mehr als ein Mal beigewohnt hatte.

Bei der Scene, in der Delaunay als Perdimn mit der ganzen Innigkeit seiner süß eindringlichen Stimme und der jugendlichen Gluth eines seelenvollen Spiels seiner Lousine Camille die Macht der Liebe erklärt und ihr Bergehen an diesem höchsten der Gesühle, das sie nnr mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen beurtheilt, lehnte sich Maria etwas «m den Schatten der Loge zurück und Lucienne, welche sie zufällig beobachtete, fah zu ihrem Erstaunen zwei schwere Thränen sich in ihren großeil dunklen Augen sonnen. Mit einer ruhigen Bewegung glitt Marias Hand einen Augenblick über die Augen, und Lucienne würde an einen Jrrthmn ihrerseits geglaubt haben, hätte sie nicht auf dem Handschuh der Freundin einen feuchten Fleck bemerkt.

Von beängstigenden Gedanken gequält, verbrachte Lucienne die Nacht. Mit dem hellsehenden Blick der Leidenschaft erkannte sie in der Gemüthsbewegung Marias im Theater ein tiefes Gefühl für Pierre. Schon lange hatte sie es geahnt durch den dumpfen Schmerz, den sie im eigenen Herzen empfand, jedes Mal, wenn sie durch ein gutes Wort, eine rücksichtsvolle Aufmerksamkeit des Freundes gegen Maria den Platz erkannte, den Diese mit ihrem sanften, unpersönlichen Wesen, im Dasein des jungen Mannes einnahm. Und sie selbst hatte zu diesem Zusammenleben gerathen! Sie hatte geholfen, die unauflöslichen Bande zu knüpfen, welche die so verschiedenen Wünsche und Gefühle dreier Menschen zu einem harmonischen Ganzen vereinigen sollten. Die widersprechendsten Gefühle wechselten in ihrem Innern. Bald klagte sie die Freundin an, wie wenn sie sich eines Treubruchs schuldig gemacht hätte, bald bestätigte sie in ihrem Herzen mit Rührung und Bewunderung die Selbstlosigkeit Marias, die ihr jetzt, im Bewußtsein des Seelenzustandes der Freundin, als etwas Großartiges erschien. Aber als fester Hintergrund hinter all dem Hin- und Herdenken setzte sich eine Ueberzeugung in ihrer Seele fest, welche die Aufrichtigkeit gegen sich selbst ihr peinlich deutlich machte: sie selbst war das Hindernis;, das ein je mögliches Glück der beiden Freunde unmöglich machte. Ja, wenn sie nicht mehr märe, dann könnte das neue Verhältnis; seine Uebermacht beweisen und selbst den Tod besiegen- Und zum ersten Mal

dämmerte in ihrer Seele ein dunkler Gedanke auf, dem sie nicht einen klaren Ausdruck geben mochte.

Der Stachel, den jener Abend im tm'ütrs tran^gis Lucienne in's Herz gebohrt, blieb ihr von da an immer sühlbar. Wenn sie, getrieben von einer inneren Unruhe, zu den Freunden eilte und dieselben im Arbeitszimmer, des Freundes, oder im Salon Marias, der in allen Details seiner Ausstattung den Stempel des Geschmackes der jungen Fran trug, so ruhig, wie geborgen vor inneren kämpfen, beisammen fand, so kam sie zurück mit unbestimmten Qualen, die in ihrem Innern wogten.

Aus diesem peinlichen Zustande wurde sie aufgerüttelt durch eine Krankheit ihres Mannes. Herr Dumont halte sich aus einer Reise eine Lungenentzündung zugezogen und mit erschütternder Schnelle erlag er derselben.

Lucienne war wie betäubt von diesem unerwarteten Schlag. So fern ihr Mann im Leben ihr auch gestanden, vor dem ernst des Todes verschwanden die eigenen Ansprüche und Enttäuschungen und sie beweinte in ihm den Vater ihrer Knaben.

Aber so sehr sie sich dagegen sträubte, nach einiger Zeit nahmen ihre Empfindungen, den Freunden gegenüber, wieder die Oberhand. Mit demüthigender Bangigkeit erkannte sie, wie die Macht über sich und ihr Gesühl ihr mehr und mehr entging. Wie vor einer eindringenden Elementarkraft blieb sie machtlos und unthätig. Ihre veränderte Lage wurde ihr zur neuen Peini jetzt war sie befreit von äußeren Banden, und dennoch gebundener als je! Es gab nur eine Art, diese außergewöhnliche Situation erträglich zu machen.- Lucienne mußte ihre Liebe zu Pierre überwinden, dieselbe in reine Freundschaft verwandeln, das fühlte sie. Aber war ihr das möglich? Was konnte sie für ihre leidenschastliche, persönliche Natur, die sich vor einem solchen Opfer, wie vor einer physischen Abtodtung, sträubte!

lind öfter und deutlicher stieg in ihr der Gedanke auf, ihrem Verhängnis; durch ein freiwilliges Verschwinden zu entfliehen.

Wie eine an und für sich unbedeutende Begebenheit von größter Wichtigkeit für uns werden kann, weil sie in gedrängter Form uns typisch das vor Augen führt, was uns auf tausendfache Weise beschäftigt, so genügte zuletzt eine halbstündige Unterredung mit Maria, um Lucienne plötzlich ihr Loos ganz unerträglich erscheinen zu lassen.

Die Freundin war, wie oft des Morgens auf dem Rückweg vou <inem Gang in die Stadt, einen Augenblick zu Madame Dnmont gekommen. Lucienne hatte einen schlimmen Tag. Ter strahlende Sommermorgen erschien ihr als eine Ironie, der einförmig blaue Himmel ermüdend und die Sonne zudringlich.

Maria sah gut aus. Der frühe Gang hatte ihr Gesicht geröthct. Mißtrauisch sah Lucienne auf das reizende, gut gemachte Sommerkleid und auf die hübsche Frisur der Freundin. Es war unleugbar: seit einiger Zeit verwendete Maria mehr Sorgfalt auf ihr AeußereS. Auch in ihren Worten zeigte sich mehr actives Interesse am Leben.

Lucienne ließ sich, wie gewohnt, einen genauen Bericht geben über Alles, was die Freunde getrieben, seit sie dieselben gesehen.

„Gestern Abend," erzählte Maria, „machten wir eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne. Wir fuhren nicht bei Dir vor, da wir wußten, daß Du eine Tante zum Tiner hattest. Es mar herrlich! Die Lnft wie ein frisches Bad nach dein heißen Tag. Der Mond begleitete uns mit feinem milden ^icht zwischen den dunklen Zweigen der Bäume hindurch. Nach Hause zurückgekehrt, konnten wir uns nicht entschließen, uns schon in unsere Zimmer einzuschließen. Wir lasen noch lange, bei offenen Fensterthüren, in Goncourt's ‚Madame Gervaisais' und die stimmungsvollen Naturbeschreibungen aus Italien, denen ein ganz besonderer Neiz entströmt, erweckten in uns allerlei Neisegelüstc. Wir haben die Absicht, nächsten Winter einige Zeit in Rom zu verbringen."

Dieses einfache Wort gab Lucienne einen Stich in's Herz. Sie fühlte es heiß in sich aufwallen und fast wäre ihr eine brutale Aeußerung entfahren. Mit welchem Recht verfügte Maria über das Thun und Treiben des Freundes, machte Plane, an denen Lucienne keinen Theil hatte?

„Vielleicht kannst Tu es einrichten, uns zu begleiten," fügte Maria, die Verstimmung der Freundin bemerkend, hinzu.

„Du weißt, das mir das unmöglich ist, jetzt, wo ich allein die Erziehung der Knaben zu leiten habe," gab Madame Dmrwnt kurz zur Antwort.

Und die Conversation plötzlich abbrechend, zeigte sie der jungen Frau eine neue Stickerei init etwas fieberhafter Hast.

„Ich muß nach Hause," sagte Maria nach einer kurzen Weile. „Pierre bat mich, früh heimzukehren, da er mich nöthig hat für eine Arbeit, bei der ich ihm helfe. Auf Wiedersehen diesen Abend, Liebe, nicht wahr?"

Lucienne antwortete ausweichend und erwiderte nur flüchtig den warmen Kuß Marias.

Nachdem diese verschwunden, blieb Madame Tumont lange auf ihrem Stuhl sitzen und starrte zu Boden. ‚Hre Hand hatte sie unbewußt auf's Herz gelegt, wo sie einen dumpfen Schmerz fühlte. Ein bitterer Zug zitterte um ihre Lippen.

„Ich muß nach Hause, Pierre hat mich nöthig." Diese letzten Worte der Freundin tönten in ihrer Seele nach. „Ihr Heim ist das seine; ihr Zusammenleben hat schon solche Fortschritte gemacht, daß sie ihm nothwendig ist! In der Gegenwart, in der Zukunft, aus immer ist nur Raum für Zwei in Pierres Dasein. Maria hat das bestimmende Wort: für Lncienne bleibt nur ein Ehrenplatz, außerhalb des Lebens der Freunde."

Mit Verzweiflung stieß sie sich an der Mauer, die dieses fortwährende Zusammensein leise aufgebaut. Die einfache, selbstverständliche Art, mit der Maria über gemeinschaftliche Pläne sprach, zeigte deutlich, wie sichern Fuß sie in ihren neuen Verkältnissen gesaßt hatte.

Lucienne sprang auf.

„Es eilt, wenn ich will, daß mein Fortgehen noch eine unnussüllbare Lücke reißen soll. Noch einige Monate und die ausgleichende Macht der Zeit hat ihre ebnende Hand über Pierres himmelstürmende Gefühle gleiten lassen."

Wie abwehrend streckte sie die Hände vor sich hin. Ein heftiges Bedürfnis?, fort zu eilen, den beängstigenden Bildern zu entfliehen, überkam sie. Fern von der Quelle, der nur noch Leiden für sie entströmen konnten, wollte sie ihre Gedanken sammeln — es solle dann kommen was da wolle.

Des Abends erklärte Madame Dumont den Freunden, sie habe beschlossen, mit den Kindern eine Neise in die Schweiz zn machen. Pierre und Maria freuten sich darüber, in der Hoffuuug, die Veränderung werde Lucienne an Leib und Seele wohlthun, und wenige Tage später begleiteten sie die kleine Reisegesellschaft an die Bahn. Die Wünsche um eine glückliche Reise und ein frohes Wiedersehen wurden den Äbsahrenden nachgerufen. Noch einige Augenblicke lang sah Lucienne das weiße Tuch und die liebevollen Winke der Zurückbleibenden. Mit innerein Grauen fragte sie sich: „Wie werde ich zurückkehren?"

Es mar an einem Abend im August, als Madame Dumont mit den Knaben 'und einem treuen Diener, den sie von Paris mitgenommen, in Brieg, der letzten Eisenbahnstation im Rhonethal, ankam. Die Reisenden sollten den andern Morgen den Weg nach Leuck im Wagen zurücklegen und von dort zu Fuß über den Gemmipaß nach Kandersteg hinuntersteigen.

Madame Dumont schickte die Knaben früh zu Bett, damit sie für den folgenden Dag ihre Kräfte sammeln könnten; dann trat sie auf den Balkon vor ihrem Fenster, in die milde Sommernacht hinaus. Unter ihr blühte und duftete ein ländlicher Blumengarten, Mit engen, buchSumsäumten Wegen. Sic konnte auf den langen Stengeln die Sonnenblumen erkennen, trotz der phantastischen Formen, die alle Gegenstände in dem nächtlichen Lichte annahmen. Bald stieg der Mond hinter den Höhen zwischen Tannenzweigen hinauf, groß, golden leuchtend. Mit lautloser Macht legte sich das Mondlicht über die Erde, die unter ihm so unbeweglich dalag, als ob es einen Zauberbann über Alles ausgösse, der das Beschienene idealisire, festhalte in regungsloser Form, als plastischen Schattenriß.

Etwas von dieser geheimnißvollcn Erstarrung kam über Lncienne. Lange saß sie da, so zu sagen nur physisch lebend, die Gedanken umschwebten sie in unbestimmten Formen. Aber dumpf fühlte sie hinter dieser weichen, sie einschließenden Atmosphäre etwas Schweres, Traurige«, das sie erwarte.

Nach und nach wurden ihre Gedanken deutlicher. Die ganze Reihe ihrer Leiden — vergangene, gegenwärtige, zukünftige — trat unbehindert in der Stille der Nacht an sie heran. Es waren jetzt vierzehn Tage, seit sie von den Freunden geschieden und die Trennung, von der sie Besserung erhofft, hatte ihren peinlichen Zustand noch geschärft. Es war, wie wenn Etwas von ihr in Paris geblieben wäre und sie magnetisch dorthin zurückzöge. Eine grausame Neugier folterte sie jeden Augenblick ihres Lebens, den sie nicht in gänzlicher Ermattung oder in traumlosem Schlafe verbringen konnte: was machen sie jetzt? Und dahinter die Gewißheit, welche den Hintergrund ihres ganzen Denkens bildete: es kann nie mehr geändert werden: ich kann nur zu neuen Qualen zurückkehren.

Eine tiefe Müdigkeit überkam sie vor der Notwendigkeit, von Neuem den Kampf mit sich selbst aufzunehmen.

Sie dachte daran, mit den Knaben Paris ganz zu verlassen, sich ein neues Heim in einer anderen Gegend zu schaffen, vielleicht hier in der Schweiz; — man sagte, die Schulen seien hier ausnehmend gut — sie würde ganz ihren Kindern leben und so könnte es vielleicht noch gute Tage geben. Ja, wenn sie ihn allein in Paris wüßte, aber an der Seite Marias! Ihr eigenes Bild je mehr und mehr in den Hintergrund tretend und das neue Verhältnis;, gekräftigt durch liebe Gewohnheit, seine ganze Macht bethätigend! Bei diesem Gedanken stieg brennende Eifersucht in il,r auf und nahm ihr den Athem. Nein, nein, fort in gänzliche Unemvfindlichkeit! Das Bedürfnis;, der Pein zu entfliehen, das sie ans Paris fortgetrieben hatte, trieb sie jetzt aus dein Leben.

Sie erinnerte sich, wie sie in ihrer Kindheit nach einem beschämenden Bergehen sich in die höchsten Räume des Hauses flüchtete, oder in den hintersten Winkel des Gartens, ihren Kopf in einen Heuhaufen steckte, oder in die Aeste eines Baunies kletterte, um sich selbst zu entfliehen. Jetzt wollte sie sich in vollkommenes Nichtsein flüchten. Ruhe, Ruhe, Ruhe, — sie wiederholte einige Male das Wort, erst heftig verlangend, dann sanfter, leise und bittend. Und ein so tiefes Mitleid mit sich überkam sie, das; sie in Thränen ausbrach.

Nach und nach wurde es stiller in ihr. Mildere Gedanken zogen durch ihre Seele. Sie dachte an einen Gott, der, verständniszvoller als die besten Menschen, vor der Fülle ihrer beiden erbarmungsvoll den Schritt zuließ, den sie vorhatte.

Freilich, wie sie sich selbst prüfte, blieb ein dunkler, unreiner Grund, in den hinabzusteigen sie sich scheute: die unbestimmte Befriedigung, die sie empfand, durch ihren Tod das keimende Glück der beiden Freunde zu zerstören. Selbstlos mar ihr Entfliehen nicht. Bis zuletzt machte ihre ureigene Natur sich geltend; aber diese demüthigende Erkenntnis; erfüllte sie mit Erbarmen für das ganze menschliche Elend, das aus einer scheinbaren Willensfreiheit erwächst, die an tausend Bedingungen geknüpft ist.

Am Ende wurde es so ruhig in ihr, daß ihre Phantasie mit einem losgelösten Interesse, wie wenn sie schon nicht mehr in ihren Körper gebannt wäre, den Lebensgang der beiden Knaben verfolgen konnte. Maria würde sich ganz denselben widmen, das wußte sie — was der Freund thun werde, blieb ihr dunkel — aber unter Marias Leitung würden sie zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Das, was sie in Augenblicken schmerzlich empfunden, wurde ihr jetzt zum Tröste- daß Niemand auf dieser Erde den Anderen unentbehrlich ist und daß besonders ihre wohlbegabten, gesunden Knaben Lebenssähigkeit genug besäßen, um der Mutter im Kampf mn's Dasein nicht zu bedürfen. Und was das Gefühlsleben anbetraf, würde sie mit ihrem allzn leidenschaftlichen Empfinden auf die Kinder nicht einen Einfluß ausüben, der dieselben zu späteren schweren Leiden bestimmte?

Der Mond war untergegangen und die Luft wurde kühl. Am Heller werdenden Himmel erblaßten nach und nach die Sterne. Es ging durch die Natur eine leise Bewegung, wie die Vorbereitung zum nahen Aufgang der Sonne.

Aber Lueienne wollte den Morgen nicht erwarten. Wozn diese Sonne, deren Untergang sie vielleicht nicht mehr sehen sollte? Denn es stand klar in ihrer Seele: wenn sie den dunkeln Schritt thun wollte, so bot der Nebergang über die Geimni ihr die beste Gelegenheit dazu.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und schloß die Läden. Dann zündete sie die «erzen an und begann zu schreiben. Ihr Brief an Pierre und Maria zeigte, wie eine Leidenschaft, die nicht in gesundem Boden, in natürlichen Verhaltnissen sich entwickelt, nach und nach Gewissen, Urtheil, Gefühl trübt und fälscht. Diese Frau, die doch mit ihrem Verstand und Herzen einsehen mußte, daß das Schreckliche ihres freiwilligen Todes das Leben der ihr liebsten Wesen auf immer verdüstern werde, sprach mit der natürlichsten Ueberzeugung von ihrem Entschlüsse, als der einzig möglichen Lösung einer ihr unerträglichen Situation.

Sie bat um Verzeihung sür das, was sie auszuführen gedenke, und legte den Freunden die Sorge um die Kinder an's Herz.

„Sie dürfen nie erfahren," schrieb sie, „wie und warum Ihre Mutter aus dem Leben gegangen ist; so werden sie, nachdem das Schreckliche eines solchen Unfalls, das ich ihnen leider nicht ersparen kann, vorüber, mir ein liebes, heiteres Andenken bewahren."

„Ich scheide," hieß es an einer andern Stelle, „nicht in leidenschaftlicher Verzweiflung, sondern mit ruhiger Ueberlegnng und ganz einig mit mir selbst. Nur ein Leben könnte mir lebensmerth erscheinen und das ist mir aus immer verschlossen."

Ihre ganze leidenschaftliche Liebe für den Freund zeigte sich in der Erklärung, warum ihr das Leben unerträglich geworden.

„Die wahre Qual meiner ^eele," schrieb sie, „ist nicht der Gedanke, daß meine Freiheit, die mir das höchste Glück hätte bringen können, als Last den Ziest meines Lebens bedrücken würde; nein, meine wahre Qual ist die Gewißheit, die ich nach und nach mit dem Scharfblick der Leidenschaft und ach! mit wie viel Schmerzen erlangt habe, daß Maria Liebe zu Dir im Herzen trägt und daß auch Du Dich der wohltlmenden Gewalt dieser

edeln und tiefen Natur nicht entziehen kannst."

Der Brief endete mit der Bitte, ihrer liebevoll, doch nicht störend fur's eigene Leben zu gedenken.

‚Lhr könnt vielleicht noch glücklich werden," meinte sie, „wenn erst mein Bild erblichen."

Konnte sie wirklich glauben, daß auf solchen Trümmern ein spätes Glück erblühen könne, oder wollte sie in diesem äußersten Augenblick sich die grausame Wahrheit nicht eingestehen, die in ihrem Innersten lebte?

Nachdem sie den Brief versiegelt und Pierres Adresse darauf geschrieben, legte sie sich auf ihr Bett und, einer wohlthätigen Abspannung nachgebend, verfiel sie in einen traumlosen Schlaf.

Um die bestimmte Zeit brach Madnme Dumont mit ihren Kindern auf. Es ist ein langer, wildschöner Weg bis nach Leuk. Lucienne war in sich gekehrt, doch von milder Freundlichkeit mit den Knaben. Sie, die in letzter Zeit oft aufgeregt oder zerstreut gewesen war, legte ihren Ann jetzt mit innigem Interesse um die Kinder. Dieselben erzählten später, ihre liebe Mama habe so vertraut mit ihnen gesprochen, wie schon lange nicht mehr. Aber in ihrer Art lag etwas Unpersönliches, eine gewisse Losgelöstheit, wie sie oft Kranke beim Herannahen des Todes gegen ihre Liebsten an den Tag legen, wie wenn sie damit schon leise die Bande loslösen wollten, die sie an's Leben fesseln. Von Zeit zu Zeit fühlt« sie mit der Hand nach dem Briefe, den sie in die Tasche geschoben hatte. Dieses war mahnende Wirklichkeit für sie, ein handgreifliches Zeichen ihre? Vorhabens. Einmal kam ihr plötzlich der Gedanke: Wenn die erste Person, die uns allein begegnet, eine Frau ist, so thue ich es heute, aber sogleich darauf schämte sie sich, das Ernsteste von einem geringfügigen Zufall abhängig zu machen.

In Leuk frühstückten die weisenden. Jetzt schien Lucienne von einer gewissen Hast befallen. Sie trieb zum Fortgehen und hörte nicht auf die minder, welche sich den ?rt näher besehen wollten. Vor dem Aufbruch warf sie den inhaltschweren Brief in den Postschalter.

Madame Dumont, die eine gute Fußgängerin war, schlug Tragsessel und Pferd aus und so machte sich die kleine Gesellschaft zu Fuß, in Begleitung von zwei Führern, auf den Weg nach der mächtigen Felswand, die den Hintergrund des grünen Thalkessels bildet.

Die Knaben pflückten von den farbenreichen Alpenblumen nnd brachten sie ihrer Mama. Sie steckte ein Sträußchen davon in den Gürtel und dachte' mit wehmüthigem Lächeln, wie wenn es nicht sie selbst anginge, daß diese letzte Gabe der Kinder bald als rührendes Detail erwähnt werden würde.

Nach einer Stunde begann der Weg im Zickzack die senkrechte Felswand der Gemmi hinaus. Die Knaben klommen behende den schmalen Steig, der oft einer Wendeltreppe ähnlich sieht, hinan und bald entzogen die zahlreichen Biegungen die rüstigen Bergsteiger den Blicken der nachfolgenden Mutter. Dieselbe blieb immer mehr zurück. Sie wußte, das; der Weg bis zur Höhe hinauf anderthalb Stunden in Anspruch nehme. In diesem Zeitraum also mußte es vollbracht werden. Je mehr und mehr zog sich der Gedanke, der bisher in weiten Dreisen durch ihre anderen Gedanken gelaufen war, zusammen zu einem deutlichen, festen Punkt: jetzt muß ich es thun; werde ich den Muth dazu haben i Und mit einer Art fatalistischer Resignation ließ sie es darauf ankommen. Einige Male schon hatte sie sich an einer gefährlichen Stelle über das Geländer hinausgelehnt, aber jedes Mal hielt ein geringfügiger Zwischenfall, der ferne Ruf der Knaben, der Flug eines aufgescheuchten Vogels, sie zurück. Die Entfenmn^ bis zur Paßhöhe nahm immer mehr ab; sie hätte mögen die fröhlich Voransteigenden zurückrufen. Zuletzt versanken alle die Sorgen, die sie in den Tod trieben und welche sie bisher in jedem Augenblick ihres Lebens dumpf in sich gefühlt, vor dem einen Gedanken: werde ich es thun? Zwei, dreimal ging sie eine Wette mit sich ein, dort soll es geschehen, weiter gehe ich nicht, und immer wieder setzte sie ihren Weg fort. Da, nicht weit vom Gipfel, kam eine Biegung, deren Ecke frei über dem Abgrund hing. Lucienne blieb an der schauerlich süönen Stelle stehen. Unter ihr, auf dem schmalen Pfad, sah sie einen Senn mit seinem Tragkorb langsam hinaufsteigen. Sie hörte schon seinen festen Tritt auf dem Gestein tönen. „Der soll mich nicht überholen, jetzt oder nie." Sie lehnte sich hinaus und schloß die Augen. Wie in einem Blitz sah sie sich als kleines Mädchen in ihrem Bett, wie sie die Augen schloß, wenn sie eine bittere Medizin nehmen mußte, dann ließ sie sich in den Abgrund gleiten.

Wenige Tage daraus lasen die Pariser im Figaro folgende Miltheilung:

„Wir erfahren eine traurige Nachricht, welche in weiten Kreisen schmerzliche Theilnahme erregen wird. Madame Dumont, die junge, schöne Gemahlin des kürzlich verstorbenen, bekannten Advocaten, machte, bald nach dem Tode ihres Mannes, mit ihren zwei Knaben eine Reise in die Schweiz. Letzten Mittwoch sollte die Gesellschaft die Gemmi vassirm. Die Knaben waren mit dem Diener und den beiden Führern etwas voraus, als sie plötzlich, auf der Höhe angelangt, Madame Dumont vermißten. Ihren Nachforschungen gelang es, den Körper der unglücklichen jungen Frau aufzufinden. Dieselbe war in den Abgrund gestürzt, unweit der Seile, wo vor ungefähr zehn Jahren eine französische Gräsin mit ihrem Pferd verunglückt ist. Man vermuthet, Madame Dumont habe sich an dieser Stelle, von der man einen besonders großartigen Blick in die Tiefe genießt, über eine Felsplatte hinausgelehnt, sei vom Schwindel erfaßt worden und hinabgestürzt. — Die ebenso liebenswürdige, als geistreiche Frau, deren prachtvolle Stimme Ällen, die sie einmal singen gehört, unvergeßlich bleibt, wird allgemein vermißt und betrauert werden."

Seit dem traurigen Ereignis; sind einige Wochen verflossen. Pierre und Maria waren, sogleich bei Empsang von Luciennes Brief, nach der Schwei; geeilt. Sie hatten alle die grausamen Formalitäten erfüllt, welche ein solcher Tod zur Folge bat. Mit der innern ‚Nraft, die uns fast immer in höchsten Augenblicken zu Gebote steht und uns das verrichten läßt, was uns in glücklichen Tagen als unmöglich erschienen wäre, besorgte Pierre das Nothmendige. Maria nahm sich ganz der Kinder an. Am Tage der Ankunft in Paris zog sie in Luciennes Wohnung zu den Knaben. Nicht eine Nacht mehr wollte sie mit Pierre znsammen wohnen. Sie siihlte dumpf. daß diese schreckliche Lösung auch die Lösung ihres Verhältnisses zu Pierre sei. Mit diesem Tod war eine Scheidewand zwischen ihnen erwachsen und eine schmerzliche Ahnung sagte ihr, daß des Freundes Sympathie für sie nicht mächtig genug sein werde, dieses Hindennß zu überwinden.

Heute erwartete sie Pierre. Sie hatte ihn um eine entscheidende Unterredung gebeten. Seine kurzen Besuche, während denen er wie gebrochen dasaß, ihren Blick vermeidend und in trüber Zerstreutheit sich mit den Knaben beschäftigend, waren ihr zur unausstehlichen Qual geworden.

Maria, noch blasser in ihrem schwarzen Kleid, erhob sich bei Pierres Eintritt. Sie wies ihm einen Sitz an, wie einem Fremden. Der junge Mann ließ sich auf den Stuhl fallen. Er war gealtert und um den Mund hatte er einen neuen, schmerzlichen Zug.

„lieber Freund," begann Maria mit einer Stimme, die erst leise zitterte, bald aber fest wurde, „es scheint mir an der Zeit, eine Lage zu besprechen, welche einige Zeit bestehen konnte, die aber auf die Länge für uus Beide peinlich und für die übrige Welt befremdend werden dürste.

„Es war ganz natürlich, daß ich bei unserer traurigen Heimkehr zu den verwaisten Knaben zog — das war Herzenspflicht — nun aber muß ein endgültiger Entschluß für die Zukunft gefaßt werden."

Sie hielt inne, als wollte sie noch einmal den Augenblick hinausschieben, wo ihr persönliches Loos unwiderruflich bestimmt würde, dann fuhr sie mit einem tiefen Athemzug fort:

„Ich konnte einwilligen, als Freundin Dein Leben zu theilen; aber in demselben zu bleiben als unschuldige Ursache Deines Unglücks — das geht über meine Kräfte. Ich könnte nie mehr den Gedanken los werden. Du sähest Dein grausames Schicksal in mir verkörpert. Eine war zu viel in diesem Bunde uud Lucicnne hat sich geirrt in der Wahl dieser Einen."

Ein tiefes Schweigen folgte. Maria stand auf und trat cm's Fenster. Wer von der Außenseite her in ihr Gesicht hätte sehen können, würde darin bange Erwartung, spannende Angst, leise Hoffnung gelesen haben. Aber je länger das Stillschweigen dauerte, desto mehr verglomm der leidenschaftliche Ausdruck. Es war, wie wenn das Leben langsam aus diesen Zügen entflöhe und als endlich Pierre das Wort nahm, war schon über denselben hoffnungslose Gewißheit ausgebreitet. In diesen inhaltschweren Minuten war das Opfer bitterer Entsagung gebracht worden.

„Es thut mir so leid, liebe Maria," sagte Gautier fast tonlos, „Dir nicht in der unmittelbaren Aufwallung eines warmen Gefühls antworten zu können, daß Deine Freundschaft mir über Alles werth sei und daß ich ohne dieselbe mich noch elender fühle. Du warst stets so vollkommen gut, aufopfernd, selbstlos gegen mich, daß ich Dir diese Befriedigung gewünscht hätte. Aber meine hohe Achtung und meine Dankbarkeit für Dich verbieten es mir, auch nur einen unwahren Ton in meiner Erklärung mir zu schulden kommen zu lassen. Ich bin Dir die vollständigste Wahrheit schuldig.

„Wohlan denn," — und seine Stimme erhob sich, er richtete sich aus aus seiner gebückten Haltung, seine Augen flammten unter dem Ausbruch eines leidenschaftlichen Gefühls — „es ist wahr, ich kann Dir Nichts mehr bieten — Nichts — weniger als Nichts! Denn Du hast es geahnt: selbst Dein Anblick würde mir unerträglich sein. Was ist Freundschaft, Sympathie, Pflicht, alle diese Gefühle zweiter Ordnung, im Vergleich zu diesem einen, das alle beherrscht, alle in sich verschlingt! Sie hat sich geirrt, wenn sie glaubte, in meinem Herzen sei noch Platz für etwas Anderes, als meine Liebe zu ihr. Ich konnte eine Weile in scheinbarer Beruhigung hinleben; aber es bedurfte nur eines Anlasses, um die ganze ungezähmte Macht meiner Liebe wieder geltend zu machen.

„Nach dem Vorgefallenen ist ein Zusammenleben nicht mehr möglich. Ich würde Dich unfreiwillig verletzen in dem berechtigtesten Deiner Gefühle. Mein Leben ist zertrümmert. Keine Macht der Erde kann es wieder aufbauen.

„Wie ich mit dem körperlichen Theil fertig werde, darüber ist mein Entschluß gefaßt.

„In Aegypten ist wieder einmal die Cholera ausgebrochen. Ich werde mich unter die Zahl' der Aerzte aufnehmen lassen, welche die französische Regierung dorthin schickt, um die Krankheit zum Nutzen der Wissenschaft zu studiren. Dort kann ich mein Dasein aus nützliche Weise sür Andere loswerden. Vor meiner Abreise werde ich die nöthigen Verfügungen treffen, damit Deine Stellung den Knaben Luciennes gegenüber vollständig geregelt sei. Tie Erziehung derselben soll ganz in Deine Hände gelegt werden.

„Und nun, meine liebe Maria," seine Stimme wurde weicher und seine Augen füllten sich mit Thränen, „laß mich einen Augenblick unser trauriges Verhängnis? vergessen und mich nur Deiner Güte für mich gedenken, welcher ich die einzigen friedvollen Tage der letzten Jahre verdanke. Dein geistiges Bild wird mir bis an's Ende eine trostvolle Erinnerung sein."

Er beugte sich über Marias Hände, die er einige Male küßte und Thränen fielen auf dieselben. Dann erhob er sich und ging.

Maria fühlte seine Schritte, welche ihn einer vollständigen Entfernung von ihr entgegentrugen, in ihrem Herzen widerhallen. Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände nnd meinte bitterlich.

In medizinischen Kreisen wurde Gautierö Entschluß, die gefährliche Mission im Dienste der Wissenschaft zu unternehmen, allgemein gelobt und bewundert.

Der junge Arzt fand richtig den Tod in Aegypten. Die Zeitungen machten daraus so zu sagen ein nationales Ereigniß und man sprach davon, diesem Märtyrer der französischen Wissenschaft ein Prachtbegräbniß auf Staatskosten zu Theil weiden zu lassen. Mit vieler Mühe brachten die Freunde des Verstorbenen es dazu, seinem letzten Willen gemäß, ihn nuf geräuschlose und bescheidene Weise zu seiner letzten Ruhestätte zu geleiten.

Maria widmet ihr Leben ganz den ihr anvertrauten Kindern. Sie hat in Neuilly, nahe beim Bois de Bonlogne, ein Landhaus mit großem Gatten bezogen und.dasselbe zu einem friedlichen und freundlichen Heim gestaltet. Die Knaben hängen mit der herzlichsten Liebe an ihr und entwickeln sich auf eine Weise, die ihr volle Befriedigung geben kann.

Sie ist, nach den schweren Ereignissen ihres Lebens, zu einem Abschluß gekommen, der ihrem ganzen Wesen etwas Harnionisches verleiht, wie wir es bei Solchen finden, die so Schweres durchgemacht, daß ihnen fortan das Leben mit Freud und Leid nichts mehr anhaben kann, da ibnen Alles, mit dem Maßstab des Durchlebten gemessen, als unbedeutend erscheint. Die junge Frau nimmt mit nachsichtigem Verständnis; Theil an Allem, was um sie vorgeht, ist heiter mit den heranwachsenden Knaben, aber sie macht den Eindruck, wie wenn sie nach schwer überstandenem Tagwerk noch in ihrer Umgebung verweile, den Anderen gütig nachhelfend, aber für sich gänzlich fettig.

Das giebt ihr denn auch das (Gepräge von Neberlegeicheit, das uns bei seltenen Menschen so sehr anzieht. Wir sühlen, daß dieselben geläutert sind von aller eigenen Betheiligung an irdischein Wünschen und Begehren, daß sie über dem stehen, was uns noch so sehr beschäftigt, uns die vollkommene Reinheit in unserm Handeln unmöglich macht, und wir flüchten uns zu ihnen wie zu einer Freistatt, wo wir geborgen sind vor den Anderen und vor uns selbst.

Antike Heilwunder.

von

Hermann Dielö

— Berlin. —

ist dafür gesorgt, dasz die Bäume nicht in den Himinel wachsen. U?V?»! Unser Jahrhundert, das sich mit seinen technischen und wissenschaftlichen Entdeckungen brüstet, das sich rühmt, Bildung und Aufklärung in die niedersten Hütten zu tragen, sieht zugleich eine abergläubische Mystik immer drohender und gefährlicher ihr Haupt erheben, eine Mystik, die aus idealistischen Antrieben entsprungen, gerade bei den Gebildetsten der gebildeten Nationen ihre zahlreichsten Anhänger zählt. Der Spiritismus — denn diesen ineine ich — hat längst aufgehört, die Lieblingsbeschäftigung geheimer Eonventikel zu bilden, er ist nicht nur jenseits des Meeres, sondern auch bei uns salonfähig geworden. Man bekennt sich oiien dazu und versteht es, in den besten Dreisen der Gesellschaft und in den angesehensten Zeitschriften erfolgreiche Propaganda zu machen. Wer das merkwürdige Umsichgrcisen dieser Bewegung in Deutschland, ihren verwirrenden Einftuiz aus höchst gebildete und durchaus nicht urtheilslose Männer in der Nähe beobachtet hat, der wird einsehen, daß man diesen Dingen nicht mehr mit vornehmein >iopfschütteln aus dem Wege gehen oars. Da auch in dieser Zeitschrift der neuen Nichtung mehrfach Nauni vergönnt worden ist, und die geistreichen Aussätze du Preis auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregt haben, so scheint es an der Zeit, ein ernstes Wörtlein dagegen zu sprechen und die Ergebnisse einer mvstisch angeregten Phantasie einer nüchternen Kritik zu unterziehen.

Es ist leicht verständlich, dah der moderne Spiritismus den verwandten Dichtungen der früheren Jahrhunderte brüderlich die Hand reicht. Was

wir längst in den tiefsten Orcus versenkt wähnten, Mesmerisinus und Rosenkreuzerthum, Hexenglaube und Gespensterspuk, Mönchsvision und neuplatonische Erstase, das taucht alles in diesen spiritistischen Kreisen wieder auf, wird ernsthaft auf seinen Gehalt an „transcendentalen Thatsachen" geprüft und neben den „mediumistischen" Beweisen der modernen Magier wissenschaftlich gebucht.

Es kann nicht Wunder nehmen, das; auch das klassische Alterthum, das ewige Vorbild in Kunst und Wissenschaft, von den Vertretern jener modernen Mystik in Anspruch genommen worden ist. Auch dort hat es Cagliostros gegeben, welche die Leichtgläubigkeit und Wundersucht der Menschen ausbeuteten. Auch dort haben sich neben den anerkannten Vertretern echter Wissenschaftlichkeit die Apostel des krassesten Aberglaubens breit gemacht.

Die Heilkunst der Griechen, die im Jahrhundert der Aufklärung durch Hippokrates rationell begründet, im Jahrhundert der Wissenschaft durch Erasistratus und Herophilus auf die höchste Stufe gebracht worden war, mußte gleichzeitig die Concurrenz unzähliger Tempelärzte neben sich dulden, welche den göttlichen Nimbus des Asklepios, Serapis u. s. w. zur Bethörung des Publikums schnöde mißbrauchten. Die moderne Mystik hat sich mit liebevoller Pietät dieser Tempelheilungen angenommen. Es ist ja nicht möglich, so heißt es, daß so allgemein verbreiteter Ruhm, so vielfach bezeugte «uren auf Betrug und Charlatanerie beruhen sollen. Nein, diese alten, weisen Asklepiaden besaßen die Kenntniß der übersinnlichen Kräfte, die auch heute noch gottbegnadete Mittelspersonen zum Wohle der Menschheil ausüben. Sie kannten die Mittel, durch welche der Geist der Leiblichkeit entrückt und zur Erkenntnis; des leidenden Zustanden und zum Anschauen der heilkräftigen Arzneien gebracht werden kann. So wird der antike, arg verkannte Tempelschlaf (Jncubation) durch die hypnotischen und somnambulen Experimente der Neuzeit gerechtfertigt und jene verleumdeten Asklepiadcn reihen sich den modernen Entdeckern der übersinnlichen Welt, den Mesmcr und Puis^gur, Slade und Eglington u. A. würdig an.

Allerdings bilden jene Temvelheilungen und Jncubationen der Asklepiadentempels eine genau entsprechende Parallele zum modernen Treiben jener industriellen Medien. Ich fürchte nur, daß, wenn man den Schleier von den antiken Geheimnissen hebt, ein Resultat zum Vorschein kommt, das den ehrenwerthen Anhängern der wissenschaftlichen Mystik ebenso überraschend wie belehrend sein dürfte.

Wir können diesen Schleier lüften, seitdem uns die officiellen Akten der Asklepiospriester vorliegen, wie sie auf dem Höhepunkte dieses Cultus, im Glänze eines in der ganzen Welt damals anerkannten Heilrufes auf herrlichen Steintafeln eingemeißelt worden sind. Die großartigen Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft*) haben 1883 und 1884

in Epidauros die Neberreste des hochberühmten Askleviostempels zu Tage gefördert und darunter zwei von den sechs Tafeln, welche die staunenden Pilger ehemals in dem Heiligthum des Gottes stehen sahen. Diese im dritten Jahrhundert v. Chr. aufgestellten Tafeln enthalten nun die, wie die Ueberschrist zeigt, officiellen Berichte über die hauptsächlichsten im Heiligthume vorgenommenen Kuren. Und diese lamata (Heilberichte) setzen uns in den Stand, über das Wesen dieser allerdings erstaunlichen Heilungen aus authentischer Quelle Aufschluß zu erhalten. Sie bestätigen zunächst allerdings die Seelenverwandtschaft, welche zwischen der luitikcn und modernen Mystik besteht, sie zeigen aber auch, daß die Annte auch auf diesem Gebiete unsere Leistungen bei Weitem in den Schatten stellt.

Solche Kuren, wie sie hier im Asklepiostempel im Traume vollzogen werden, hat weder Mesmer noch einer seiner Nachfolger auch nur im Entferntesten erreicht. Freilich ist Asklepios, der hier den Traum hervorruft und die heilwirkenden „Suggestionen" den Patienten einflößt, ein hellenischer Gott und zeigt sich auch in der Art seiner Behandlung von einer echt griechischen Liebenswürdigkeit, ja zuweilen Grazie, die man heutzutage in der „transcendentalen" Literatur nicht allzuhäufig antrifft.

Die beiden aufgefundenen Tafeln verzeichnen gegen ein halbes Hundert Kuren. Alle möglichen Krankheiten werden in kürzester Frist geheilt. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Stummen erhalten die Sprache, die Steinkranken verlieren ihren Stein, die Kahlköpfigen bekommen üppigen Haarwuchs, die Unfruchtbaren zahlreiche Nachkommenschaft. Bandwürmer, Läuse u. dgl. werden unfehlbar vertrieben. Nichts Menschliches ist dem Gotte fremd. Ein verirrter Knabe wird aus seinein romantischen Versteck dem tiefbetrübten Vater wieder zugeführt, ja sogar der Lieblingsbecher, den der ungeschickte Diener dem Herrn zerbrochen hat, wird wieder geheilt. Nicht blos der Glaube hilft, auch der Ungläubige findet Erhörung. Nur erhält dieser eine kleine Lection mit auf den Weg. Die Auswahl unter diesen köstlichen Geschichten fällt schwer. Ich hebe die belehrendsten im Folgenden aus.

I. Kleo, 5 Jahre schwanger.

Sie mar bereits fünf Jahre schwanger, da wandte sie sich hilfesuchend an den Göll, und schlief im Allerheiligsten (Ä‚bätoll). Kaum Halle sie diesen Raum verlassen und mar aus dem heiligen Bezirke getreten, da gebar sie einen Knaben, der sofort nach seiner Geburt sich selbst in der Quelle badete und mit der Mutter umherlief. Als sie solcher Gnade theilhaftig geworden war, lief; sie auf das Weihgeschenk (das sie stiftete) 'olgende Inschrift setzen:

Nicht die Größe des Steines ist wunderbar, sondern die Gottheit!
Kleo trug füns Jahre die Bürde unter dem Herzen,
Bis sie hier schlief und der Gott Heilung der Kranken verlieh,

Ist diese Münchhausiade nicht köstlich? Doch sehen mir den Priestern etivas genauer auf die Finger. Das ansehnliche Monument der Kleo

Ziord »‚d SKd. XQIV., I«. 3

stand ini Tempel zu Jedermanns Ansicht; die allerdings schlechten Verse scheinen die Relation der Tafel zu bestätigen. Also muß doch die Geschichte wahr sein. So werden die schlichtcn'Frauen, für welche dieser Bericht bestimmt war, wohl gedacht haben. Und auch der heutige Anhänger des „Monismus", der einem Eglington glaubt, daß er durch die Decke des Zimmers geflogen sei, wird über das frühreise Knäblein der Kleo nicht allzusehr erstaunen. Für die Anderen aber ist die Aufklärung des Wunders sehr einfach. jDie Wahrheit der Inschrift wird man dahin gestellt sein lassen. Die Frau mag mit oder ohne Hypnotismus von lihrein Leiden befreit worden sein. Das ist ja, wie die Inschrift sagt, wunderbar, aber nicht unmöglich. Aber von dein wirklichen Wunder steht ja gar nichts auf der Inschrift, von dem Knaben ist dort gar nicht die Rede. Wie sollte die gute Frau die Hauptsache vergessen haben? Also ist das Wunder auf die einfachste Weise von der Welt entstanden. Es ist erlogen in msioi-er»

2. Dreijähriges Mädchen. Jtlmwnifa ans Pcllenc kam in's Heiligthum betreffs Nachkommenschaft. Im Tempelschlaf sah sie ein Traumgesicht. Sie träumte, sie bitte den Gott, ihr ein Mädchen zu schenken, Nsklepios aber verheiße ihr, sie solle schwanger werden: und wenn sie sonst noch etwas wünsche, so wolle er ihr auch das erfüllen. Sie aber antwortete im Traume, sie bedürfe sonst nicht«. Danach ward sie wirklich schwanger und die Schwangerschaft dauerte drei Jahre, Da wandte sie sich wieder hülfcsuchend an den Gott. Im Schlafe sah sie ein Gesicht. Es träumte ihr, der Gott frage sie, ob ihr denn nicht alle ihre Wünsche in Erfüllung gegangen, ob sie denn nicht schwanger fei. Sie babe ja damals in Bezug auf die Niederkunft keinen Wunsch geäussert, ob gleich er ihr diesen weiteren Wunsch nahe gelegt und zu erfüllen versprochen hatte. Da sie aber nun jetzt wieder wegen ihrer Niederkunft seine Hülse nachsuche, so wolle er, sagte er, auch diesen Wunsch ihr erfüllen. Darauf lief sie eiligst aus dem Allere heiligsten und kam, wie sie außerhalb des Tempels war, mit einem Mädchen nieder.

Der Gott zeigt sich hier von seiner schalkhaften Seite. Er hat es offenbar von feinem Vater Apollon, dem Orakelspender, gelernt, die armen Menschlein zu schrauben und sie an ihre Kurzsichtigkeit zu mahnen. Doch ist er stets am Ende hülfbereit, sogar dem Skeptiker gegenüber, wie die folgende Erzäblung zeigt.

3. Ein Mann, an den Fingern gelähmt mit Ausnahme eines einzigen.

Er wandte sich hülfesuchend an den Gott, Als er jedoch die im Hciligthum aufgehängten Gemälde') erblickte, schenkte er den Heilungen keinen Glauben und verspotteie die Aufschriften. Im Schlafe hatte er aber folgenden Traum, Es däuchtc ihm, er spiele im Tempel Würfel, und wolle gerade einen Wurf thun, Dn erscheine ihm bei Gott, springe ihm auf die Hand und recke ihm die Finger aus. Als jener aber herunter^ gestiegen, da habe er im Traume feine Hand geballt und einen Finger nach dem anderen

") Diese Sitte, dein Gott durch geweihte Tafeln niit Abbildung des Leidens und erklärenden Aufschriften zu danken, hat die Sitte katholischer Länder (z, B. Tirols) beibehalten.

gi-rade «„«gestreckt. Rachdeni er sie alle ausgestreckt, habe ihn der Gott gefragt, ob er denn auch jetzt noch den Gcmäldeanfschriflen den Glauben versagen wolle. Nein, Kabc er geantwortet. Nun denn, habe d«r Gott erwidert, sintemal Du jenen, die nicht unglaublich sind, den Glauben versagtest, so soll Dir fürderhin auch dies Gesicht unglaublich sein. Als es Tag ward, ging er gesund von dannen.

Die humane Art, den ungläubigen Thomas zu bekehren, wird gewiß bei den Anhängern der spiritistischen Zeitschrift „Svhinr" Anklang finden. Sie werden außerdem auch in dem Erscheinen des Gottes selbst eine aufsallende Aehnlichkeit mit ihren SSancen finden. Der «Gott, der auf die Hand und dann wieder herunterspringt, findet sein Analogon in den modernen Geistern, die den begnadigten Medien kopfüber auf die Kniee hüpfen, wie die erschienenen Geisterphotographien jedein nnts ocultts oemonstriren*). Man sieht aus dieser Geschichte, daß bereits der heilige Cult zu Epidauros trotz aller Wunder mit Zweiffern zu kämpfen hatte. Das nimmt im Z. Jahrhundert nicht Wunder, weil damals der Nationalismus und der offenbare Unglaube bereits die weitesten Kreise angesteckt hatte. Aber auch schon früher hatte Aristophanes, der doch selbst gegen die Gottesleugner und Äufklärer wie Diagoras und Sokrates weidlich losgeschlagen hatte, die Epidaurische Heilanstalt in ganz unverantwortlicher Weise persiflirt. Er giebt uns in seinen: „Plutos" die genaue Beschreibung einer Blindenheilung, die den Asklepios als gemeinen Gaukler verhöhnt. Sie ist uns merchvoll namentlich durch die Mittheilung einer Menge von Details, welche in den jetzt gefundenen larnsta ihre volle Bestätigung finden.

Athen mar freilich auch ein bedenkliches Aufklärernest, wo sogar die Frauen bisweilen auf emcmcipirte Gedanken kamen. Dies lehrt das Exempel der Ambrosia:

4. Ambrosia aus Athen, aus einem Auge blind. Sie kam hülfesuchend zum Gottc, aber beim Umhergehen im Heiligthum spottete sie über manche Heilbcrichte. Es sei unglaublich und unmöglich, dasz Lahme und Blinde durch bloszes Träumen gesund werden könnten. Aber im Schlafe hatte sie einen Traum. Es däuchte ihr, der Gott trete zu ihr und verspreche ihr, sie gesund zu machen; nur müsse sie als Lohn ein Weihgeschenk in den Tempel stiften und zwar ein silbernes Schwein, zum Andenken an ihre Dummheit. Nach solcher Rede habe er ihr das kranke Auge aufgeschnitten und Balsam eingeträufelt. Als es Tag geworden, ging sie gesund von damien.

Ist das nicht witzig ausgedacht, die auf ihre Bildung stolze Athenerin durch ihr Weihgeschenk zu demüthigen! Das Schwein ist den Alten das Sinnbild plumper Unbildung. Tie Athener pflegten ihren böotischen Nachbarn diesen Ehrentitel anzuhängen und eine ähnliche Bedeutung hat das Svrüchmort sus Umervam. Das Weihgeschenk sollte aber zugleich von Silber sein. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; und wenn die

') So die famose Photographie, die Eglington im Beisein des Herrn Stanlsrathes NsaKf in London machen lieh. Abgebildet „Sphinx" 1887, Zlllgustheft S. 121, Tafel I. 1 Gott wieder erschien. Lehrreich ist dafür eine Erzählung der zweiteil Tafel.

Hellenengötter im Allgemeinen einen guten Magen hatten, so war der Asklepios von Evidauros durch seine handgreiflick)en Wohltharen vor allen anderen dazu berechtigt, eine hohle Hand zu machen. Das Honorar war in's Belieben der Geheilten gestellt und wurde nachträglich entrichtet. Denn die unfeine Art gewisser moderner Aesculape sich das Honorar pränumerando zahlen zu lassen, würde den Griechen barbarisch vorgekommen sein. Wir wissen zufällig, daß die dankbaren Patienten unter Umständen ihrem Retter sehr beträchtliche Summen verehrten. Wir hören durch Pausanias (X, 33,1), daß ein Geheilter derselben Zeit, aus der die lumuta stammen, 2000 Goldstateren (etwa 30 000 M.) sandte. Das ist ein Capital, mit den, man damals in Athen schon ein Haus machen konnte, also eine recht noble Bezahlung von Seiten eines einfachen Privatmannes. Auch später kamen noch dergleichen königliche Geschenke vor. (Philostrat, Leben d. Apollonius von Tyana I, 10.) In welcher Weise man etwaige Durchgänger zur Zahlung anhalten und zur Strafe ziehen konnte, lehrt Asklepios in einer Doppelgeschichte.

ö. Pandaros aus Thessalien, mit den Brandmalen ans der Stirne').

Er hatte im Schlaf einen Tranm, Es schien iimi, der Gott verbinde ihm die Male mit einer Binde und befehle ihm, dieselbe beim Austritt aus dem Allerheiligsten abzunehmen und in den Tempel zu stiften. Als es Tag ward, ging er hinaus und nahm die Binde ab. Da zeigte sich seine Slirne rein von den Brandmalen. Die Schandbuchstaben waren auf die Binde übergegangen, welche er in den Tempel stiftete.

7, Echedoros bekam die Buchstaben des Pandaros zu seinen eigenen

hinzu.

Dieser hatte Geld von Pandaros bekommen, um es dem Gotte an dessen Starr nach Epidauros zu stiften. Aber er lieferte es nicht ab. Im Schlafe aber hatte er folgenden Traum. Er träumte, der Gott ticlc zu iKm und frage ihn, ob er Geld von Pandaros empfangen habe, das er in den Tempel stiften solle. Er habe geantwortet, er habe nichts derart empfangen, aber wenn er ihn gesund mache, wolle er ihm ein Bild stiften. Darauf habe ihn, der Gott die Binde des Pandaros um die Brnndmalr gebunden und ihm befohlen, nach dem Austritt aus dem AUcrheiliastcn die Binde abzunehmen, sich die Stirne an der Quelle abzuwaschen m d dann im Wasser zu beschauen. Als es Tag ward, verlies; er das AUrrheiligste und nahm die Binde nb. Die Binde trug jedoch nicht die Buchstaben. Biclmebr sah er, als er in s Wasser blickte, dah seine Stirn zu den eigenen Schnndbuchstnben auch noch die des Pandaros erhalten hatte.

Eine ähnliche Moral birgt auch folgende kleine Erzählung:

Hermvn aus Thasos. Er war blind, er heilte ihn, aber er zahlte später kein Honorar. Da machte ihn

') Gewisse Berbrecher, namentlich entlaufene Sklaven, wurden mit glühenden Buchstaben auf die Stirne gestempelt. Diese Individuen galten, wie in Frankreich die mit I. IV gestempelten Sträflinge, als der Auswurf der

Menschheit. Der liebreiche Gott erbarmt sich also auch der Zöllner und Sünder.

der Gott blind. Aber als er wiederkam*) und im Tempel schlief, machie er ihn wieder sehend.

Der Gott ist streng gegen die Uebelthäter und Undankbaren. Aber er weiß auch die kleinste Gabe der Unschuld zu würdigen, wie diese reizende Geschichte lehrt:

3. Euphones, Knabe aus Evidauros. Er litt an Slcin"chmerzeii. Im Tempelschlnf träumte ihm, der Gott trete zu ihm mit solgenden Worten: „Was stielst du mir, nenn ich dich gesund mache?" Jener antwortete: „Zern Spirlwürfcl." Ta lochte der Mott und vcihiesz ilim die Beseitigung feines Leidens. Als es Tag ward, ging er gesund von bannen.

Der folgende Heilbericht hat wieder eine antiskeptische Tendenz. Es ist nicht zu zweifeln, daß wenn die heutige Heilmystik so «latente Proben übernatürlicher Kraft aufweisen könnte, sie bald über alle ihre Spötter triumphiren würde. Man höre und staune:

s. Ein Mann war hillfesuchend zum Gott gekommen, der auf einem Auge so blind mar, das; cr nur noch die Lider hatte, während die Augenhölle vollkommen leer war. Da hielten sich einige der im Tempel Anwesenden über feine Timimh^it auf, zu glaub««, er werde wieder sehend werden, obwohl er doch gar keinen Rest d,s Auges mehr hatte, sondern nur noch den leeren Raum. Aber im Schlafe erschien ihm ein Gesicht. Er träumte, der Gott koche ihm einen Trank, öffne ibm die Augenlider und träufle ihm davon hinein. Äls es T?,g ward, ging er auf beide» Augen sehend davon.

Dergleichen erstaunliche Ophthalmoplastik ist in Epidauros offenbar nichts Seltenes gewesen. Ein ähnlicher Fall wird in Nr. erzählt. Dieser ist noch dadurch complicirt, daß der durch einen Speerstich Erblindete die Spitze in der Wunde mit sich herumtrug. Der Gott legt sie ihm in die Hand und ersetzt ihm die ausgeflossenen Augäpfel durch neue. Aehnlich ist auch die Kur Nr. 11.

Die modenien Geistererscheinungen haben unter dem empfindlichen Uebelstande zu leiden, daß die Geister nicht immer zur Stelle sind, was man doch nicht recht begreift, da sie als transcendente Wesen an die Erbärmlichkeit unserer drei Dimensionen nicht gebunden sind. Auch die antiken Medien hatten dergleichen Fehlsitzungen zu verzeichnen. Aber sie hatten dafür eine kräftige Entschuldigung. Ihr Gebieter Asklepios war ein hellenischer Gott, d. h. kein ätherisches Mondscheinmesen, wie die modernen Geister, durch deren Leib, wie die Photographien**) zeigen, die carrirten Beinkleider des dahinter sitzenden Mediums durchscheinen, sondern ein leibhaftiger Gott, der nicht blos Epidauros, sondern auch andere Heilstätten persönlich zn besuchen hat***). Da hieß es sich gedulden, bis der

2S. Svstrata aus Phcrai, falsche Schwangerschaft. Sie war in einem verzweiflungsvollcn Zustande und muhte auf einer Sänfte in's Heiligthum getragen werden. Nach ihrer Ankunft daselbst schlief sie ein. Da sie nbrr keinen deutlichen Traum sah, lies; sie sich wieder nach ihrer Heimat tragen. Daraus kam es ihr vor, als ob ihr und ihren Begleitern in der Gegend von Kornoi ein Mann von schönem Aussehen begegne, der kaum ihren Mißerfolg von ihnen erfabren hatte, als er befahl, die Sänfte niedcrzustcllcn, aus der sie die Sostratn trugen. Sodann schnitt er ihr den Leib auf und nahm eine große Menge von Würmern heraus, zwei Becken voll. Tann nahte er ihr den Leib zu und machte die Frau wieder heil. Zugleich gab er sich als Acklepios zu erkennen nnd befahl, das Honorar^nach Epidauros zu zahlen.

Anch hier tritt neben der Menschenfreundlichkeit des Gottes die Sorge um das Honorar deutlich hervor. Aber wie haben wir uns denn nun eigentlich diese erstaunlichen Heilungen zu denken? Ist denn hier auch eine Jncubation auf freiem Felde anzunehmen? Ist die berichtete Operation Traum oder Wirklichkeit? Die Sache ist bei diesem Falle unklar, sie nulß aber zur Klarheit gebracht werden, wenn man die oben angeregte Frage nach der Natur dieser Heilungen entscheiden will. Bisber hielt man diese Jncubationen für Verhüllungen der wirklichen Heilung, insofern die Priester unter der Maske des Asklepios die Heilung selbst bewerkstelligt oder wenigstens die Heilmittel angegeben hätten. Tie Entdeckung der somnambulen Natur des Tempelschlafes gab jedoch dieser Sache eine ganz andere Wendung. Jene rationalistische Deutung sei snlsch. Vielmehr habe der im Tempelschlaf erscheinende Traum des .«ranken nur den Zweck, diesen die Heilmittel finden zu lassen, welche er dann im wachen Zustande anzuwenden habe. Nicht also ein fremder Geist, sondern die im somnambulen Zustand ans die transcendentale Stufe erhobene Seele des Menschen erkenne das ihm heilsame Mittel. Die äußere Form des Traumes sei dabei natürlich gleichgültig. So die Erklärung, welche die „wissenschaftliche Mystik" von den modernen wie antiken Jncnbations-Heilungen giebt. Glücklicherweise lassen die Epidanrischen lumsta mit vollkommener Deutlichkeit erkennen, daß sich in Bezug wenigstens ans die antike Jncubation der besten Zeit") die wissenschaftliche Mystik gründlich geirrt hat. Es ist zweifellos nnd alle diese Heiiberichte sagen es in ttebereinstimmung mit Aristophanes ausdrücklich, daß das Heilmittel nicht bloö indicirt wird

in Epidauros warten lassen mußte, Tos berichtet ein Zeitgenosse, der Tichter Jsu.llo?, dessen Gedichte ebenfalls in Epidamos jüngst zum Vorschein gekommen sind. S. v. Wilamowitz-Mvllendorfs, JstMs v. Epidauros, Philvl. Forsch, IX. S. 23 ff. (BcrI. 188t!).

") Anders steht es später. In christlicher Zeit hat sich Asklepios den Methoden der gleichzeitigen Medicin Innbequemt und die Kranken erhalten nun eine wirkliche Ordination im Traume. Auch dafür hat Epidauros eine wichtige Inschrift geliefert welche II. v. Wilamowip a, ?. S. 116 ff. sorgfältig erläutert hat.

im Traume, sondern daß dieHeilung in der Jncubationsnacht ganz und völlig vollzogen wird. „Und als es Tag ward, ging der Kranke geheilt heraus," das ist die stereotype Formel, die jede Zweideutigkeit ausschließt. Also nach der ofsiciellen Tarstellung, welche doch diejenigen anerkennen müssen, welche den Priestertrug ausdrücklich in Abrede stellen, findet die völlige Heilung in der Jncubationsnacht selbst statt und zwar in Folge nicht nur eines erträumten, fondern auch gleichzeitig wirklich erfolgenden operativen Eingriffes*). Die Kühnheit dieser Operationen setzt im« in Erstaunen. So wird uns erzählt von einem

27. Mann mit Geschwür im Unterleib. Er sah im Schlafe ein Gesicht. Es dciuchte ihm, der Gott gebe seinen ihm folgenden Dienern den Befehl, ihn zn fesseln und festzuhalten, damit cr den Leib aufschneiden könne. Er selbst habe fliehen wollen, jene'aber hätten ihn ergriffen und an den Thürring festgebunden. Taraus habe Asklepios den Leib aufgeschnitten, das Geschwür herausgeschnitten, ihn wieder zugenäht und er sei der Fesseln entledigt morden. Und danach kam er gesund heraus. Der Fustboden des ?l llerheiligstcn aber J>ar voller Blut.

Aehnlich ist der Fall in

47. Erasippa aus Kaphyai. Tie hatte eine Krankheit**) im Leibe und war ganz aufgeblasen und konnte nicht gehen. Im Schlafe sah sie einen Traum. Sie träumte, der Gott . . . gebe ihr eiinn Kuh, dann gebe cr ihr eine Schale mit Arznei, die sie austrinken müsse. Dann befehle er ihr zu brechen. Und als sie das gethan, habe sie ihren Mantel voll gemacht. Als es aber Tag ward, sieht sie ihren Mantel voll der bösen Dinge, die sie ausgebrochen hatte. In der Folge ward sie gesund.

Zieht man die Arabesken der Priestertradition ab, so sieht man doch deutlich, daß hier in der Nacht nicht blos ordinirt, sondern auch overut morden ist. Und das macht auch die Geschichte der Arzneikunst wahrscheinlich. Tenn da die wissenschaftliche Medicin der Griechen sich aus den Anfängen der Asklepiadenkunst entwickelt und erst spät ganz von ihr losgelöst hat, so märe es unbegreiflich, wie nicht nur die pathologische, sondern auch chirurgische Behandlung bereits bei Hippokrates eine solche Höhe erreichen konnte***), wenn nicht alle diese Methoden an den heiligeil Stätten ihre allmähliche Ausbildung gefunden hätten. Man wird fragen, wie es möglich war, ohne Narkose solche Operationen auszuführen, wie sie hier geschildert werden; denn ivenn man ja auch die unsinnigen Kuren,

Dies haben auch, wie es denn ganz unbestreitbar ist, auch ,i>r. Zacher Herim-s 47l und unabhängig davon Hr. Reinach R«v>i« srolisslo^icniu V, 267 Anm, 1 bemerkt.

") Der Name der Krankheit ist auf dein Steine nicht zu entziffern.

Die Operationen des Hippokrates überraschen öfter durch ihre Kühnheit. So ist namentlich die Jndication zur Schädcllrepanation eine viel häufigere als heutzutage, was bei modernen Aerztcn Beachtung gefunden hat.

die theilweise hier vorgeführt werden, auf Erfindung oder Ausschmückung der Priestertradition zurückführen muß, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit durch den Nebel dieser „Mystik" den wirklichen Vorgang der Operation erkennen. Da erscheint es auf den ersten Blick klar, daß der Tempelschlaf (mag er nun nach der Annahme des Spiritismus durch magnetisches Streichen oder, was nach einigen Andeutungen der Alten wahrscheinlicher ist, durch Verbrennen narkotischer Substanzen u. dgl. herbeigeführt morden sein) die Function hatte, den Kranken gegen die Operationen unempfindlich und zugleich gegen den Hokuspokus unkritisch zu machen. Die Jncubation ist also den Heilzwecken der heiligen Institute sehr förderlich gewesen, aber nothwendig ist sie durchaus nicht. Denn es werden in den I«muw mehrere Fälle erzählt, wo die Heilung des Patienten im wachen Zustande vorgenommen wurde.

16. Nikanvr, lahm. Ein Knabe entriß ihm, während er da sasz, im wachen Zustande seine Krück,-. Er stand auf und verfolgte ihn und war von Stund an gesund.

Der Fall, wie er hier erzählt wird, ist kein sonderliches Meisterstuck. Dergleichen Heilungen von Lahmen kommen ja in Lourdes und ähnlichen Gnadenorten in Folge hochgradiger nervöser Aufregung auch heutzutage noch vor. Aber es ist doch bemerkenswerth, daß hier der bloße Wille des Gottes für ausreichend gi t, daß weder Jncubation noch sonstige Procedur nöthig erachtet wird*). Etwas anders ging es:

2». Thyson aus Hermione, blinder Knabe, Er wurde in wachem Zustande von einem der im Heiligthum gehaltenen Hunde au den Nugen beleckt und ging geheilt von bannen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Heilkraft, die fönst der Hand des Gottes entströmt, hier ans die Hunde übergeht, die auch in Nr. 26 als die „heiligen" heilwirkend auftreten**). Vielleicht sehen die Vertreter des „thierischen" Magnetismus darin eine weitere Bestätigung ihrer Hypothese. Denn da nach ihren Experimenten sogar leblose Gegenstände zu Trägern des Magnetismus werden können, da Glasplatten, Flaschen, Kleider, Taschentücher, Locken, namentlich aber Wasser, auf welche Dinge der Magnetiseur seine Kraft überträgt, dessen Stelle in Abwesenheitsfällen ersetzen können, so ist nicht zu verwundern, daß Asklevios auch vierbeinige Assistenten mit seiner Kraft ausgerüstet hat, welche im Verein mit ihm oder auch in feiner Abwesenheit agiren konnten. Noch weniger verwunderlich

Wie man hurt, ist auch die moderne mctllphusische Heilkunst zu diesem Gipfel gelangt. (Vgl. die Ain<I Ourers und SlctävK^ie»! llöälsr« in Amerika und den ..StAwvnlismus" des Dr. Fnhnestock,)

**) S. darüber die interessanten Studien von S. Reinach I^«s «Kions äans I« «ults cl Xsouläps, Lsvu« ln«Ksc,I«Filin« IV, 12» ff. <Fäic!v2 ebenda S. 117 ff, L1ermoot> >,!«nn«!>u,'Rvvöuil <I areböologis «rient. 1887, S, 235,

ist es, daß die Schlange, welche dem Heros Asklepios als stehendes Attribut zukommt und die überhaupt ein geheimnißvolles Geschöpf ist, in den Dienst des Epidaurischen Heilcultus getreten ist.

17. Mann, von einer Schlange an der Zehe geheilt. Er befand sich in Folge eines bösartigen Geschwüres an der Zehe recht übel. Da wurde er tagsüber von den Dirnern hinausgetragen und auf einen «tuhl gesetzt. Als er eingeschlummert war, kam unterdessen eine Schlange aus dem AllerheMgsten hervorgekrochen. Sie Keilte die Zehe mit ihrer Zunge und zog sich dann in das Heiligthum zurück. Beim Erwachen fand er sich geheilt und crznlille seinen Traum. Ein Jüngling 'chöa von Gesi.-.It habe ihm Salbe auf die Zehe gelegt.

Hier ergiebt sich ein Zwiespalt zwischen dem Traume, den der Kranke sieht, und der Wirklichkeit, welche die Begleiter und Priester wahrnehmen. Jener steht den Asklepios, der regelmäßig als schöner Jüngling erscheint, diese sehen sein dienstbares Thier mir der Heilung beschäftigt. Ebenso helfen bei der Heilung des Blinden im Aristophanischen Plutos (B. 733) zwei große Schlangen wesentlich mit. Dergleichen Decorationen dienen natürlich nur dazu, das heilige Grauen, das den ganzen Ort umgab, zu erhöhen. Tiese Priester wußten wohl, daß das Schaudern der Menschheit bester Theil ist, und die Erfolge ihrer modernen Nachfolger beruhen eben hierauf. Selbst die Gans, die ja im Alterthum ein geachtetes und an einigen Orten sogar heiliges Dasein führte, wirkt einmal (Nr. 49) als heilbringendes Medium. Auch hier erfolgt die Heilung, wie ausdrücklich angegeben wird, im wachen Zustande.

Bei vielen dieser lamaw sieht man, wie sich der Mythus an die im Heiligthum aufgestellten Weihgeschenke und Bilder knüpft. Wie in Delphi und anderen Centren des religiösen Lebens der Hellenen sich ein ganzes Zagengcflecht um die hervorragenden Anatheme geschlungen hatte, so erzeugte auch hier jeder Stein, jedes Bild, jedes Geschenk, jede Aufschrift eine Geschichte, die aus Dichtung und Wahrheit wunderlich gemischt den Heilsuchenden mündlich und, wie hier, schriftlich zu Gemüthe geführt wurde. Ein deutliches Beispiel hierfür giebt die bereits milgetheilte erste Wundergeschichte. Eine andere Nr. 15. Ein großer Stein lag vor dem Allerheiligften. Der stammte nach der Tempellegende von Hermooikos aus Lamvsakos, einem Lahmen. Der Gott hatte ihin im Traume befohlen den größten Stein, den er heben könnte, in's Heiligthum zu schleppen. Der Krüppel raffte sich auf und wirklich durch des Gottes Kraft leistete er das Wunder, das man noch sehen konnte. Die Legende vom Becher ist zu hübsch erzählt, als daß tnan sie nicht wörtlich wiedergeben sollte.

I«. Becher.

Ein Trofjknecht mar auf dem Wege nach dem Hciligthum. Da stürzte er, als er noch 10 Stadien davon entfernt war, nieder. Nachdem er wieder aufgestanden, össnete er den Korb und betrachtete das zerbrochene Geschirr. Wie er nun da den Becher zerbrmtikn sah, aus dem sein Herr zu trinken pflegte, ward er recht traurig. Er setzte sich nieder, um die Scherben zusammen zu setzen. Bei dieser Arbeit erblickte ihn ein Wanderer: „Was flickst Du da, Arrmster," so redete er ihn an, „den Becher vergeblich zusammen? Den könnte auch Asklepios in Epidauros nicht wieder heil machen!" Als er das hörte, raffte der Bursche die Scherben in den Korb und machte sich auf den Weg nach dem Tempel. Als er dort angelangt war, öffnete er den Korb. Der Becher, den er hervorlangte, war ganz geworden, Dn meldete er feinem Herrn, was ihm geschehen und gesagt worden war, und als der das borte, stiftete er dem Gölte den Becher.

Die rührende Geschichte lehrt, daß die Fürsorge des Gottes sich aus das Kleinste erstreckte und daß es ihn? ein Leichtes war, auch ohne Tempelschlaf und weitere Förmlichkeiten das Wunder zu thun. Der Glaube bat hier dem frommen Knechte rasch geholfen.

Aus der Aristophanischen Schilderung geht hervor, daß der Jncubationsraum des Abaton nicht dunkel mar, sondern ein Beobachten des hantirenden Asklepios und seiner Gehülfen gestattete. Da nun die Jncubationen in der Ziege! Nachts stattfanden und an eine künstliche Beleuchtung kaum zu denken ist, so muß angenommen werden, daß dieser Raum von oben her hinreichend Licht erhielt, um bei Mondschein und in der Morgendämmerung den von dem Komiker so köstlich geschilderten Spuk vornehmen zu können. Es ist begreiflich, daß es an Vorwitzigen nicht fehlte, welche die heiligen Borgänge im Abaton von außen her in Augenschein nehmen wollten. Als warnendes Erempel haben die Priester aufgestellt die Geschichte des

11, Aischinas,

Als die Hülfesucheiiden bereits eingeschlafen waren, stieg er auf einen Baum und sah, sich überbeugend, von dort in das Allerheiligsie. Da siel er vom Baume herab und schlug sich an einigen Pfühlen die Augen aus, Nebel zugerichtet und erblindet suchte er die Hülfe des Gottes »nch und ward gekeilt.

Diese Bäume des heiligen Hains standen also ganz nahe am Abaton und man muß sie auch von innen haben erblicken können. Das scheint zu beweisen

18. Alkctas aus Haliai. Er war blind und hatte ein Traumgcsicht. Er träumte, der Gott :'.ahc ihm und öffne ihm die Augen, und dn habe er zuerst die Baume im heiligen Haine erblickt. Als es dann Tag ward, zvg er geheilt von bannen.

Aehnlich schildert auch der geheilte Plutos bei Nristovhanes (Nr. 738) die erste Freude des wiedergeschenkten Augenlichtes.

Was unsere geschicktesten Magnetiseure bei günstigen Umständen zu Wege bringen, die Wirkung in die Ferne (Telepathie), sympathetische Kuren :c., das functionirt in Epidauros mit voller Sicherheit. Eine etwas grauliche Heilung der Art wird erzählt in

21. Aratn aus Sparta, wassersüchtig. Ächihreud diese in Sparta bleiben muszte, hielt ihre Mutier an ibrer Statt den Tempelschlaf, Sie Halle folgenden Traum. Es däuchte ihr, der Göll habe ihrer Tochler den Kopf abgeschnitten »nd den Körper aufgehängt, den Hals nach unten. Nachdem viel Flüssigkeit abgelaufen, habe er den Körper abgenommen und den Kopf wieder auf dm Nacken gesetzt. Nachdem sie dies Gesicht gebabt, kehrt sie nach Sparta zurück und trifft ihre Tochter gesund an. Diese hatte unterdes; denselben Traum gehabt.

Mit dieser sympathetischen Kur hat in der Behandlungsmeise eine merkwürdige Ähnlichkeit

23. Aristagora aus Troizen.

Sic hatte einen Bandwurm im Leibe, hielt den Tempelschlaf im heiligen Bezirk des AsklepioS zu Troizen und hatte daselbst einen Traum. Sie träumte, die Söhne des Gottes hätten ihr, während dieser nicht dort, fondern in Epidauros anwesend war, den Kopf abgeschnitten. Aber da sie ihn nickt wieder aufsetzen konnten, hätten sie einen Boten zum Asklepios geschickt, er solle kommen. Inzwischen bricht der Tag herein und der Priester sieht nun wirklich den Kops vom Rumpfe getrennt. In der folgenden Nacht hatte Aristagora wieder einen Traum. Sic träumte, der Gott, der von Epidauros gekommen war, habe ihr den Kopf wieder auf den Hals aufgesetzt, darauf den Bauch aufgeschnitien, den Bandwurm herausgenommen und wieder zugenaht, I!nd von Stund an war sie gesund.

Dieser Heilbericht hat nach mehreren Seiten hin ein hervorragendes Interesse. Erstens hat der Priester, der diesen großartigen Humbug niederschrieb, entschieden die Vorstellung, daß dem Traume correspondirend eine wirkliche Operation ausgeführt werde, deren Spuren am lichten Tage conttatirt werden. Dies bestätigt also, was oben über die Kurmethode der Askleviaden ausgesprochen wurde. Natürlich darf man nicht behaupten, daß die Operationen den Erzählungen dieser lamnw genau entsprochen hätten. Denn Uebertreibung ist ja überall deutlich zu erkennen nnd hier liegt das reine Märchen vor. Dieses Märchen hat seine Geschichte. Wenn Aelian in seiner Thiergeschichte (IX 33) nicht Unrichtiges berichtet, hat bereits Hippns, ein Historiker des fünften Jahrhunderts, das Wunder in ähnlicher, aber einfacherer Form vorgefunden. „Ein Weib," erzählt er. „hatte einen Bandwurm, an dem die Kunst der bedeutendsten Aerzte zu Schanden wurde. Da ging sie nach Epidauros und bat den Gott, sie von ihren Leiden zu befreien. Der Gott war nicht anwesend, aber die Tempel diener legten sie in dem gewöhnlichen Heilraum nieder und geboten sei Frau, sich ruhig zu verhalten. Die Diener des Gottes machten sich an die Operation. Sie schnitten der Frau den Kops vom Halse nb und einer holte, in den Leib hinunterlangend, den Wurm heraus, ein gewaltiges Thier. Aber sie konnten den Kopf nicht wieder in die alte Ordnung zurückbringen. Da kam der Gott hinzu, schalt sie aus, daß sie sich an ein Werk gemacht, das über ihre Kräfte ging, und setzte selbst den Kopf in seiner richtigen Lage wieder auf und entließ die Fremde." Nach meinem Urtheil ist es unverkennbar, daß die läinata des dritten Jahrhunderts die alte Heilgeschichte benutzt, aber zeitgemäß ausgeschmückt haben. Denn di^ einzige Aenderung, die sie vornehmen, beruht darauf, daß sie den Fehlgriff von Epidauros auf die Filiale in Trotzen abwälzen. Es hätte einen schlechten Eindruck gemacht, wenn die Patienten vor der Kur sich den Fall als möglich vorgestellt hätten, wenn auch nur für einen Tag, kopflos umherzulaufen. So etwas durfte nicht auf Epidauros sitzen bleiben. Auch wird die unrichtige Diagnose gerügt, welche sich die Troizenier zu Schulden kommen ließen, indem sie den Wurm in der Brust- statt in der Bauchhohle suchten*). Es scheint demnach, daß unsere lamnta, nicht alle dem dritten Jahrhundert angehören, daß vielmehr damals bei der Erneuerung der alten Weihtafeln eine zeitgemäße Nedaction vorgenommen wurde. Die alten Aufschriften der Bilder in ihrer schner lesbaren, wohl auch verwischten Schrift übten nicht mehr die gewünschte Neclame aus; so wurde damals, als der Neichthum des Tempels solchen Lurus gestattete, eine glänzende Publikation veranstaltet, welche z. T. das alte Material in vermehrter und verbesserter Fassung enthielt. Dadurch fällt auf die Entstehung dieser Kurlegenden ein neues Licht, und die Ungleichheit nicht des Stiles (denn er ist ziemlich stereotyp), aber der Erfindung, indem Witziges und Albernes, Naives und Geklügeltes dicht neben einander steht, findet ihre Erklärung. Neben dem allgemeinen Interesse, das die Geschichte dieser Legende sür die Geschichte der Mythologie überhaupt hat, fällt daraus auch ein Licht auf die Organisation der Asklcpiadenzunft. Daß die ausübenden Aerzte Söhne des Asklevios oder Asklepiaden genannt wurden, mußten wir lange. Hier in den iamuta treten sie selbständig als die Operateure neben die Priester, welche die Borbereitungen zu leiten und für den Nimbus zu sorgen hatten. Die Asklepiaden sind die wirklich medicinisch Gebildeten, sie tragen die Verantwortlichkeit. Wenn also etwas schief ging, so war natürlich nicht Asklepios schuld, sondern seine Söhne oder — der Patient, der die vorgeschriebenen Eeremonien, das Fasten, Baden, Beten und Opfern, nicht peinlich genug beobachtet und die Priester und Priesterknechte bis auf den Badeknecht herab**) nicht reichlich genug bedacht hatte. Ein solches' Douceur zur richtigen Zeit gegeben, pflegt heutzutage in den Antichambres unserer großen Aesculape Wunder zu wirken. Auch in Epidauros scheint es einen abgekürzten Weg gegeben zu haben, auf dem man alsbald ohne Jncubation sein Ziel erreichte. Man überlege sich folgenden Fall:

b. Stummer Knabe. Er war hülfesuchcno wegen seiner StummKeit in's Heiligthum gekommen. Als ‚r sein erstes Opfer gebracht und die üblichen Ccremonien vernchtet hatte, sagte der Opferdiener zum Vater des Knaben gewandt: „Gelobe, wenn Du Deinen Wunsch

') Freilich bewegen sich die larvata selbst in ähnlichen Vorstellungen, wenn sie das Wasser einer Was‚ei süchtigen durch Abschneiden des Kepfcs ablaufen lassen (Nr. 21) und verschluckte Blutegel duich Oefjnen der Brust herausholen (Nr. 13).

") I» der erwähnten späteren Inschrift (S. S. 36, Anm.) sorgt der G^tt dafür, dah der Patient, der im Bndc sich selbst bedienen soll, doch dem Badcdiener sein (sehr lwbes) Trinkgeld nicht vorenthalte.

erreicht hast, binnen Jahresfrist Drin schuldiges Opfer als Heilgebnhr darzubringen," Da lief der Knabe plötzlich: „Ich gelobe es." Der Vater aber entsetzte sich und hicfz ihn noch einmal riden. Der Knabe redete wieder und war von Stund nn geheilt.

Man hat als charakteristisch für die somnambule Natur des antiken Tempelschlafes hervorgehoben, daß damit auch die Wahrsagekunst, der Blick in die zeitliche Ferne, verknüpft ist. Die Alten erzählen in der That manches der Art. Einen Fall ergeben auch die Epidaurischen Tafeln:

29. Agestratos, Kopfschmerz. Er litt an Schlaüosigkeit in Folge von Kopfschmerz, Nachdem er in's Allerhciligste getreten und eingeschlafen war, hatte er einen Traum, Es bauchte ihm, der Gott heile ihm seinen Kopfschmerz, stelle ihn dann aufrecht nackt hin und zeige ihm die Auslage im Pankration tcombinirter Ring- und Faustkampf). Ais es Tag ward ging er geheilt von dannen und trug bald danach einen Sieg im Pankration zu Ncmeci davon.

Der Nationalisinus würde diesen merkwürdigen Fall in seiner plumpen Art so erklären, daß die Priester ganz vernünftig dem an Nervosität leidenden Manne gymnastische Uebungen verordnet hätten. Später sei dann als vätwiniutn sx svenru der Sieg im Pankration in den Heiltraum hineingedichtet morden. Wer an diesen Kniff nicht glauben will, den die alten Priester allerdings nicht selten zur Anwendung gebracht haben, dem wird nichts übrig bleiben, als die mystische Erklärung anzunehmen, daß das in somnambuler Inspiration befindliche „transcendentale" Subject nicht nur Wesen und Heilmittel der Krankheit durchschaut, sondern auch die künftigen Erlebnisse dieses Ichs vorausschauend erblickt habe. Denn erhaben ob Raum und Zeit ist die Seele befreit von der Leiblichkeit.

Fünf der erhaltenen Heilberichte betreffen die Sterilität von Frauen, die natürlich alle nach Jahresfrist mit einem oder mehreren Sprößlingen beschenkt werden. Ihre Träume entziehen sich zum Theil der Mittheilung. Man muß im Interesse der Asklepiossöhne wünschen, daß diesen Traumbildern wenigstens keine reale Action correspondirte. Auch die Vision eines Steinkranken (Nr. 14) bewegt sich auf bedenklichen Bahnen und zeigt, daß die Priester bei der Veröffentlichung dieser lamaw keine Rücksichten der Decenz beobachtet haben.

Vielmehr spiegeln alle diese laiunta in Tugenden und Lastern, in Geist und Sitte getreu die Eigenthümlichkeit des hellenischen Volkes wieder und zwar der unteren Schichten desselben. Sie zeigen, und das ist das hervorstechende kulturhistorische Interesse dieser Ausgrabung, neben der wirklich liebenswürdigen Toleranz und Menschenfreundlichkeit auch zugleich die schamlose Betrügerei, Aufschneiderei und Geldschneiderei der Priester. Werden die Freunde der wissenschaftlichen Mystik nach dieser Aufklärung auch ferner noch etwas Sublimes und Nachahmenswertes in diesem Sumpfe finden wollen?

Berliner Zukunftsbauten.

ie Grundlagen der Bedeutung Berlins haben im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts eine bemerkenswerthe Umwandlung erfahren. Im Mittelalter auf dem Boden der Handelsthätigkeit zu einer nicht geringen Stellung unter den Städten der Mark emporgewachsen, gestaltet sich Berlin mit der Begründung und Befestigung der Herrschaft der Hohenzollern immer ausschließlicher znr politischen Hauptstadt des Staates aus. Friedrich I. und Friedrich der Große schufen sie zur Königstadt um. Die Bauten und Anlagen, welche Berlin ihnen verdankt, sind mit so vorzüglichen! Geschmack und so großem Blick entworfen, daß sie noch heut nach ein- bis zweihundert Jahren, und nachdem die Einwohnerzahl der Stadt von M9lX> auf beinahe Millionen gestiegen ist, die Glanzpunkte der Reichshauptstadt bilden. Die Bauthätigkeit Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. konnte sich darauf beschränken, den im vorigen Jahrhundert geschaffenen glänzenden Rahmen weiter auszufüllen.' Die große Ausdehnung, welche die Residenz seit dein zweiten Biertel dieses Jahrhunderts gewann, übte znnächst einen merkwürdig geringen Einfluß auf die Erscheinung der älteren Stadttheile aus: gleichwohl bereitet sich seitdem die Wandelung vor, welche Berlins Dasein erfahren hat: neben und zu seiner politischen wächst in noch rascherem Zeitmaß seine wirthschaftliche Bedeutung. Es ward binnen dreißig Jahren der wichtigste Bereinignngspunkt des vielverzweigten norddeutschen Eisenbahnnetzes, wozu seine überaus günstige centrale Lage den Anlaß giebl. Handel, Gewerbe und Industrie folgen den eisernen Spuren nnd wirken

zusammen, um den Schmerpunkt des deutschen Wirthschaftsbetriebes nach dem früher so öden Berlin zu verlegen. Die politischen Umwälzungen der letzten fünfundzwanzig Jahre drücken dieser Entwickelung den amtlichen Stempel auf und befchlennigen den Aufschwung der Stadt in einer Weise, daß dieselbe hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung in Europa nur noch von London und Paris übertroffen wird und daß die erste Stadt des Deutschen Reiches den Gedanken, in einigen Jahrzehnten die zweite Stelle anstatt Paris einzunehmen, nicht mehr zu kühn befindet.

Dein Einfluß solches Vorwärtsstrebens hat die äußere Erscheinung der Stadt sich nicht entziehen können. Seit etwa 1^/2 Jahrzehnten sehen wir die Aenderung vor sich gehen, welche dazu bestimmt ist, die öffentlichen Einrichtungen und Anstalten Berlins auf die Höhe der Anforderungen der modernen Groß: und Weltstadt emporzuheben. Verschwunden ist in einem großen TIM der Stadt das elende Pflaster, die Mehrzahl der alten Pfahlbrücken hat festen und schönen Steinbrücken weichen müssen, die vorzügliche Canalisirung hat Berlin zu einer sauberen und gesunden Stadt gemacht, die öffentlichen Wasscrläuse gereinigt. Ein ausgedehntes Straßenbahnnetz ist entstanden und hat zur Verbesserung des öffentlichen Fuhrwesens beigetragen, ein ganzes System von Markthallen, theils fertig, theils in der Herstellung begriffen, ist dazu bestimmt, den Marktverkehr in geregelte großstädtische Bahnen zu lenken, die öffentlichen Plätze von demselben zu entlasten und zu Schmuckanlagen verwendbar zu machen. Mehr noch als alle diese vortrefflichen Einrichtungen hat ein Werk das Straßenbild Berlins in der anziehendsten Weise verändert — die Stadtbahn — einerseits unmittelbar durch ihre großartige und dabei ansprechende Erscheinung und ihren flotten geräuschlosen Betrieb, andererseits durch den Anstoß, welchen sie der Schaffung neuer wichtiger Straßenanlagen in den, Herzen der Stadt gegeben hat.

Nicht auf gleicher Höhe mit dem, was an Wohlfahrts- und Verkehrseinrichtungen entstanden ist, befindet sich die sonstige monumentale Bauthätigkeit Berlins. Abgesehen von der technischen Hochschule und dem erst im Bau begriffenen Neichstagshaus — Gebäuden, auch dadurch bemerkensiverth, daß sie, außerhalb des alten Berlin errichtet, neue architektonische Mittelpunkte für die vergrößerte Stadt bilden ^ sind in den letzten zwanzig Jahren in Verlin keine Monumentalgebäude geschaffen worden, welche nach Umfang und Aufwand zu den Kunstwerken ersten Ranges gerechnet werden könnten. Das Kunstgewerbemuseum, das Museum für Völkerkunde, die Nationalgalerie, die Reichsbank, die Bauten in der Jnvalioeiistraße, die neuen Ministerhotels, die großen Bahnhossbauten und manche andere, soviel Schönheiten sie aufweisen, so gediegen sie meist ausgeführt sind und so fehr sie dazu beitragen, dem Straßenbild Verlins einen ebenso vornehmen und stattlichen Eindruck, wie reizvolle Abwechselung zu geben, keines dieser zahlreichen Gebäude ist von einer solchen Wucht und Macht der Erscheinung, daß ihm eine die weitere Umgebung beherrschende Bedeutung und Größe zuerkannt werden könnte. Selbst bei der technischen Hochschule ist es zu bedauern, daß die Umstände nicht gestatteten, einen für den Anblick des Gebäudes und die künstlerische Beherrschung seiner Umgebung günstigeren Platz zu wählen; auch bei der günstigsten Entmickelung jener Gegend wird das Bauwerk immer etwas versteckt bleiben und zu keinem seiner Größe entsprechenden Eindruck gelangen.

Die Zurückhaltung des Staates in Bezug auf Entfaltung einer großen schöpferischen Bauthätigkeit erscheint um so auffallender, als in der That eine nicht geringe Zahl von Aufgaben ersten Ranges ihrer Lösung harrt und zum Theil seit Jahren auf dieselbe hindrängt. Die Bebauung der Museumsinsel ist durch die vor mehreren Jahren ausgeschriebene Preisbewerbung als eine dringliche erkannt, die Platzfrage bietet nach Fertigstellung und Inbetriebnahme des neuen Packhofes, sowie nach Erwerb der Speicheranlagen auf dem rechten Spreeufer keine Schwierigkeiten mehr. Für die Unterbringung der Königlichen Bibliothek ist durch den Erwerb des niederländischen Palais Seitens des Staates, beziehungsweise durch den mit Hülfe desselben bewirkten Gebäudeaustausch ein auf die Dauer weniger Jahre berechneter Nothbehelf geschaffen morden. Da die Errichtung eines auf lange Zeit ausreichenden Gebäudes ohnehin vier bis fünf Jahre beanspruchen würde, so würden die baulichen Borbereitungen, namentlich die Erledigung der Platzfrage nicht zu lange hinausgeschoben werden dürfen, wenn nicht von Neuem Schwierigkeiten für die Unterbringung und handliche Berwerthung der Bücherschätze eintreten sollen. Die wiederholt und zuletzt vor beinahe 20 Jahren in's Auge gefaßte Erbauung eines würdigen evangelischen Domes wird wieder eine dringliche Gestalt annehmen, nachdem durch Schaffung der Kaiser-Wilhelmstraße und der prächtigen Spreebrücke zwischen Dom und Schloß die unschöne Kirche und die daran stoßenden Ruinen mitten in den großen Verkehr hineingezogen und gegen die neuen glänzenden Schöpfungen um so trauriger sich abheben werden.

Der Anlauf, welcher kürzlich von Seiten rühriger industrieller, gewerblicher und handelsthätiger Kreise Berlins genommen wurde, um die Veranstaltung einer größeren Industrie-Ausstellung in der Hauptstadt in'ö Werk zu setzen, ist zwar bei dem Widerstreben namentlich der rheinischen Großindustrie ergebnißlos verlausen. Es kann indeß keinem Zweifel unterliegen, daß dem Gedanken wieder näher getreten und das Unternehmen einem

besseren Gelingen entgegengeführt wird, wenn der auf vielen Wirtschaftszweigen lastende Druck gewichen ist und eine hoffnungsvollere Stimmung sowohl als auch die Einsicht Platz greift, daß eine mit den nöthigen Mitteln und dem erforderlichen Geschick in Scene gesetzte nationale oder internationale Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Berlin der deutschen Volks wirthschaft von unberechenbarem Nutzen sein kann. Da das Ausstellungswesen einer Reform dringend bedürftig ist und seines mit der Zeit jährinarktsartig gewordenen Charakters entkleidet werden muß, wenn die wirtschaftlichen Zwecke keinen Schaden leiden und die von den Einzelnen und der Gesammtheit aufgewendeten Kosten sich lohnen sollen, so würde eine derartige allgemeine deutsche oder internationale Ausstellung von dem Staat in die Hand genommen werden muffen und diesem mit dem größeren Theil der Kosten auch die Leitung zufallen. Es würde dann jedenfalls das Richtigste sein, für die Ausstellungszmecke nicht lediglich Bauten vorübergehender Art zu errichten, sondern einen erheblichen Theil des erforderlichen Raumes zur dauernden Benutzung bereit zu stellen, damit bei späteren Ausstellungen die Beschaffung von Platz und Raum keinen Schmierigkeiten und unnöthigen Kosten begegnet. Ein in der nöthigen Größe hergestellter und mit ausreichenden Umgebungen versehener monumentaler Ausstellungspalast würde einem dauernden Bedürfnis? abhelfen, dazu beitragen, daß das Ausstellungsmesen in geregelte Bahnen gelenkt wird, der deutschen Industrie, dem deutschen Gewerbe und der Landmirthschaft eine Fülle von Anregung, Belehrung und mirthschaftlichen Vortheilen der mannigfachsten Art zuwenden. Der Staat allein wäre im Stande, eine solche Aufgabe in großem Sinne zu lösen und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Verwirklichung entgegenstellen.

Es ist schon lange der berechtigte Wunsch des Abgeordnetenhauses, stau des bald 40 Jahre alten provisorischen Nothbaues ein würdiges und genügend großes Haus zu beziehen. Nachdem dem Reichstag eine so prächtige Stätte für seine Berathungen bereitet wird, möchte die Errichtung eines Landtaggebäudes, welches beide Häuser in sich aufnimmt, eine dringende Nothmendigkeit werden. Endlich würde man sich auf die Dauer nicht der Einsicht verschließen können, daß das Opernhaus des Ersatzes durch ein Baumerk bedarf, welches den Anforderungen an die Sicherung feines Besuchers gegen Feuersgefahr in höherem Maße entspricht, als das Theater aus dein Opernplatz.

Bei allen diesen mehr oder weniger dringlichen Bauten handelt es sich um architektonische Schöpfungen, welche groß und stillvoll aufgefaßt und in bestem Material unter ausgiebiger Zuhülfenahme von Malerei und Plastik ausgeführt der Hauptstadt das monumentale Gepräge unserer ichaffensfreudigen Zeit, unserer mühsam und unter hartem Ringen errungenen künstlerischen, mirthschaftlichen und politischen Fortschritte in reizvoller Weife aufdrücken würden. Mit Vollendung jener Bauten würde die Königstadt Berlin auch architektonisch zur Reichshauptstadt, zur Kaiserstadt auswachsen, sofern es gelingt, die äußerst schmierige Frage der Platzanweisung in vollständig befriedigender Weise zu lösen und sofern gleichzeitig die auf dem Gebiet des Verkehrswesens zu schaffenden Einrichtungen den von Jahr zu Jahr steigenden Anforderungen der Millionenbevölkernng richtig angepaßt werden.

Die Platzbeschaffung würde bei den Musenmsbauten keine weiteren

Opfer verlangen. Für die Bibliothek giebt es nur einen brauchbaren Raum: das Rechteck, welches von dein Akademiegebäude nebst den mit demselben in Verbindung stehenden Kasernen und Stallgebäuden eingenommen wird. Es ist dies eine Fläche von etwa 100 Meter Breite (parallel den Linden) und 170 Meter Tiefe (senkrecht zu den Linden), wovon nach ausreichender Verbreiterung der anstoßenden Straßenzüge 70 bis 80 Meter Breite bei 130^140 Meter Tiefe zur Bebauung frei bleiben würden. Auf etwa 10 000 Quadratmeter Grundfläche ließe sich ein Gebäude, umfangreicher als das Rathhaus, mit reichlichen! Licht nach allen Seiten, und auf einem vollkommen feuersicheren Standort errichten. In unmittelbarer Nachbarschaft der Universität, in möglichster Nähe der sonstigen größeren wissenschaftlichen Institute und des bisherigen Gebäudes ivürde die Bibliothek an jener Stelle auch künstlerisch ihre volle Berechtigung haben und das unbedeutende, in seinen Seitenfronten aber geradezu nichtssagende und dürftige Akademiegebäude wirksam ersetzen. Die vollständige Verlegung der Kunstakademie nach der früheren Bauakademie hätte kein Bedenken; ebenso ließe sich die anderweite Unterbringung der Garde du Corps-Kaserne unschwer bewerkstelligen. Ihre und die Verlegung der sonst noch in den Seitenflügeln untergebrachten Königlichen Ställe nach einem in der Nähe belegenen Platz gelingt, wenn die mächtige Fläche zwischen Georgenstraße, Kupfergraben und Spree, die jetzt von Kasernen, Militärdepots, Dienstwohngebäuden von Hofbeamten und Ställen eingenommen ist, in zweckmäßiger Weise verwcrthet wird. Sie hat eine Größe von etwa 50 000 Quadratmetern — 20 Morgen, ist etwas größer als der Gensdarmenmarkt und befindet sich im Besitz des Militörfiscus, des Königlichen Hauses und der Stadt Berlin. Die Länge zwischen Spree und Stadtbahn beträgt reichlich 200 Meter, zwischen der östlichen Fluchtlinie der in Aussicht genommenen Verlängerung der Charlottenstraße und dem Kupfergraben 200—300 Meter. Das westliche Drittel in einer Breite von 100 Meter (von West nach Ost gerechnet) und in der Länge von 200 Meter würde zur Bebauung für Zwecke der Königlichen Hofkaminer und nötigenfalls zu einem KasernengebSude der Garde du Corps vottrefflich geeignete und geräumige Plätze ergeben, auch wenn das Viereck durch eine senkrecht zur Friedrichstraße geführte Straße in zwei kleinere Blocks von etwa 8000 Quadratmeter Größe getheilt wird. Der übrig bleibende Platz von etwa 30 000 Quadratmeter Fläche würde um so mehr ini Stande sein, einen Monumentalbau großen Umfangs aufzunehmen, als die Begrenzung durch die Wasserflächen der Spree und des Kupfergrabens auf zwei leiten die Auslegung besonders breiter Straßenzüge im Norden und Osten überflüssig machen würde. Ter neu gewonnene Platz hätte unmittelbaren Zugang von der Friedrichstraße her, die Verbindung mit den Linden durch die Universitätsstraße würde einer nur theilweisen Verbreiterung bedürfen, von Norden würde die Attillerieslraße, von Westen und Südosten die Uferstraßen bequeme Verbindungen herstellen. Der Viaduct der Stadtbahn würde wenig stören, wenn das zu errichtende Bauwerk entweder möglichst weit nach Norden geschoben, oder schief zu der Achse der Friedrichstraße gestellt wird; in letzterem Fall werden sich wahrscheinlich sehr reizvolle Ausblicke auf den hochragenden Bau von den Linden, von der Friedrichstraße und den Uferstraßen her ergeben. Die Kosten der Platzerwerbung, bestehend in der Herstellung eines neuen Kasernements und Depots außerhalb der Stadt brauchten .'> Millionen nicht zu übersteigen, in Anbetracht der Größe und vortrefflichen Lage ein sehr mäßiger Betrag. (Für den Erwerb der Grundstücke gegenüber dem Reichstagshaus sind 8^9 Millionen bezahlt, lediglich um das Bauwerk nach der Stadtseite hin frei zu stellen.) Die Verwendung des so geschaffenen Raumes ergiebt sich von selbst: hier ist die einzig richtige Stelle für den Dom. Auf dem jetzigen Standort desselben läßt sich ein Bauwerk von größeren Abmessungen nicht frei entwickeln. Trotz der Zuhülsenahme des Spreebettes beträgt die Tiefe des Bauplatzes nur etwa 60 Meter, die Länge (einschließlich des Raumes für den Vamp« ssuto) gegen 100 Meter. Die geringe Tiefe würde der Plangestaltung enge Grenzen ziehen, einen anderen als einen annähernd quadratischen Grundriß kaum zulassen und dadurch von selbst zu einem Kuppelbau von betrachtlichen Dimensionen sühren, wie er ursprünglich geplant mar, der aber bei der unmittelbaren Nachbarschaft der Schloßkuppel schwerlich einen glücklichen Eindruck hervorrufen könnte. Beide Kuppelbauten würden sich gegenseitig stören und in ihrer Wirkung beeinträchtigen, die Harmonie des Lustgattens mit seiner Umgebung empfindliche Einbuße erleiden. Auch praktische Bedenken sprechen gegen die Beibehaltung des Domes auf dem jetzigen Platz. Der erhebliche Verkehr, welcher sich voraussichtlich längs des neuen Straßenzuges unmittelbar neben dem Bauwerk entwickeln wird, kann den Zwecken desselben nicht günstig sein; vor allem aber würde sich im Interesse der Spreeregulirung und der besseren Verwendung des Flußlaufs für den Verkehr innerhalb der Stadt die Wiederbeseitigung der in das Spreebett weit hinein geschobenen Fundamente dringend empfehlen. Tann wird die Tiefe des verfügbaren Raumes so beschränkt, daß ein großer Kirchenbau dorr nicht mehr hingesetzt werden könnte. Bei der Errichtung des Domes auf dem vorgeschlagenen Platz dagegen bleibt das Bauwerk möglichst imhe seinem jetzigen Standott, kann ohne Beeinträchtigung anderer Gebäude frei entwickelt werden und würde die Stadt um eine hervorragende Schöpfung bereichern. Während der Bauzeit bliebe die jetzige Kirche ihrer Bestimmung ungestört gewahrt und nach Vollendung des neuen Domes würde ein ausreichender Raum gewonnen, um den Plan eines Erbbegräbnisses des Hohenzollernhauses, vielleicht in der erweiterten Gestalt eines Mausoleums für Alle, welche sich in ganz besonderer Weise um das Herrscherhaus, den Staat, die Gesellschaft, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben, wieder aufzunehmen und auszuführen.

Auch für das Land tags Hans ist der Platz gegeben. Die Grundstücke der alten Porzellanmanufactur und des Herrenhauses haken zusammen eine Größe von 100 zu 300 Meter, also einen Flächeninhalt von etwa 12 Morgen. Die überaus kostbare Fläche müßte allerdings durch ZuHülsenähme eines Theiles des etwa 25 000 Quadratmeter großen Gartens des KriegsininisteriumS angemessen verbreitert werden, um genügend freien Raum für ein Baumerk von ausreichenden Abmessungen zu schaffen. Kommt der Entschluß, den mitten in der Stadt gelegenen herrlichen Garten, wenn auch nur theilweise zu opfern, zu hart an, so wäre ein wahrscheinlich ziemlich kostspieliger Terrainerwerb auf der gegenüberliegenden westlichen Seite nicht zu vernieiden. Der Platz, nnt der Leipzigerstraße durch einen breiten Durchbruch verbunden, in der Nähe der großen Mehrzahl der Ministerien, der belebtesten und schönsten Theile der Stadt, nicht zu entfernt von dein künftigen Neichstagshcms bietet zu viel natürliche Bortheile für jenen Zwecks um bei der schließlichen Wahl übergangen werden zu können.

Größere Schwierigkeiten sind bei der Beschaffung einer geeigneten Stelle für Abhaltung größerer Ausstell ungen zu überwinden. Es ist nicht nur eine mehrere Hunderttausend Quadratmeter uiiifassende Fläche erforderlich, dieselbe mnß auch für die An- und Abfuhr der Ausstellungsgüter zu Wasser und zu Lande gut belegen sein und bequeme, schnelle und ausreichende Bcrbindung mit den verschiedenen Stadttheilen haben. Der wunderbare Erfolg der ersten Londoner, das theilweise Mißgeschick der Wiener Ausstellung von 1873 sind nicht zum Wenigsten in der Lage dei7 Ausstellungsplätze zu suchen, letztere ersreute sich zwar eines sehr schönen und geräumigen Platzes am und im Prater, die Verbindung desselben mit der Stadt durch die überdies nicht mit besonderem Geschick betriebene Pferdebahn war indeß eine unzureichende, um dem großen Andränge zu genügen. Als vor zwei Iahren der Plan einer nationalen Ausstellung in Berlin auftauchte, glaubte man in dem Treptower Park einen allen Anforderungen entsprechenden Platz gefunden zn haben, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Wahl für die Zwecke einer vorübergehenden Benutzung möglichst glücklich getroffen war. Ein mit reizenden Anlagen bestandener Park von 7—800V00 Quadratmeter (300 Morgen) Größe, amnuthig an der stattlichen Qberspree belegen, hätte durch das Entgegenkommen der städtischen Behörden so gut wie unentgeltlich zur Verfügung gestanden, günstige Verbindungen aus der Spree und vermittelst der den Park berührenden Mlgbnhn waren vorhanden, eine Pferdebahnlinie durchzieht denselben. Vervollständigungeil durch verbesserten Anschluß an die Linien innerbalb der Stadt hätten sich unschwer herstellen lassen. Immerhin blieb gegen die Wahl schon für die Zwecke der geplanten Ausstellung ein nicht unwesentliches Bedenken bestehen! die entfernte Lage am äußersten Südostende der Stadt, weitab von dem Mittelpunkt des in der Nähe der Linden naturgemäß concentrirten Fremdenverkehrs und von allen denjenigen Annehmlichkeiten, welche Einheimische und Fremde vorzugsweise aufsuchen. Die eintönigen, endlosen Straßenzüge, welche der nicht Eisenbahn oder Dampfschiff benutzende Besucher zu passiren hat, um den Park zu erreichen, die Abwesenheit jedes specifisch großstädtischen Reizes auf dem Wege nach demselben, das Fehlen bedeutender anziehender Bauten und Sehenswürdigkeiten in der Nähe, alle diese Mängel hätten einen durchschlagenden und großen Erfolg der Ausstellung immerhin in Frage stellen können. Eine Weltausstellung gar märe an jenem Ort ganz verfehlt. Bei solchen Gelegenheuen muß die AnSstellungsstadt sich von ihrer glänzendsten Schauseite zeigen und darf den Fremden nicht nöthigen, die Kehrseite des reizvollen Städtebildes bei jedem Besuch zu erblicken. Dies ist so natürlich, daß sie großen Erfolge, welche die bisher in dem Palast bei Moabit abgehaltenen Ausstellungen aufzuweisen hatten, zweifellos nicht eingetreten wären, wenn man die Besucher hätte zwingen wollen, nach dem Treptower Park zu pilgern. Letzterer würde überdies für dauernde Ausstellungszwecke nicht verfügbar sein, da sich die Stadt schwerlich entschließen könnte, einen großen Theil der Parkanlage der öffentlichen und allgemeinen Benutzung für immer zu entziehen.

Tie Schwierigkeiten, eine Fläche von entsprechender Größe und Lage zu erlangen, sind unüberwindlich, wenn man sich nicht entschließt, an die Lösung einer so großen und segensreichen Aufgabe mit dem Aufgebot ausreichender Mittel heranzutreten. Auf den Platz selbst weisen die Verhältnisse dringend genug hin. Tie dem bereits bestehenden Ausstellungspalast gegenüberliegende Ulanenkaserne niit dem dahinter befindlichen ausgedehnten Erercierplatz und das daneben stehende Gebäude der Oberfeuerwerkerschule nehmen ein Rechteck von 500 Meter Breite längs und von 1000 Meter Tiefe senkrecht zu der Jnvalidenstraße, mithin von 500000 Quadratmeter (200 Morgen) ein; nimmt man die Strafanstalt mit etwa 50 000 Quadratmetern hinzu und stellt außerdem durch Ueberbrückung der Jnvalidenstraße eine Verbindung mit dein Allsstellungspark her, so erhält man eine zusammenhängende Fläche von über 600 000 Quadratmeter (gegen 250 Morgen), welche in Bezug auf Größe und Lage allen Anforderungen entsprechen würde. Die Kosten des Grunderwerbs, bestehend in der Verlegung und dein Wiederaufbau der abzubrechenden Gebäude an anderen Stellen, ließen, sich init fünf Millionen Mark wohl bestreiten, ein geringer Preis, wenn man die Vortheile des Platzes berücksichtigt. Drei mächtige Straßenzüge stoßen an demselben zusammen und setzen ihn mit dem Innern der Stadt und mit den dicht bevölkerten Vororten Moabit und Charlottenburg in kürzeste Verbindung. Zwei doppelgeleisige Pferdebahnen nnd die Stadtbahn berühren den Platz, die Ningbahnstation Moabit liegt in geringer Entfernung von dem nördlichen Ende, der Endbahnhof mehrerer großer Eisenbahnlinien stoßt unmittelbar an das Südende des Platzes, welcher nur zehn Minuten von den Glanzpunkten des Berliner Lebens entfernt ist. Zwischen der gleichfalls in der Nähe befindlichen Spree und dein Ausstellungsterrain ist bequeme Schienenverbindung vorhanden, letztere läßt sich ohne Schwierigkeit bis mitten in die zu bebauende Fläche hineinführen. Kurz hier ist, wie auch schon die Berliner Ausstellungstradition zur Genüge zeigt, alles vereinigt, um einem dauernden Unternehmen das Gelingen zu gewährleisten. Ein aus solidem Material hergestelltes Gebäude von 50—60 000 Quadratmetern Flächeninhalt — der jetzige Ausstellungsraum umfaßt etwa 11 (XX > Quadratmeter — könnte den Kern bilden, um welchen sich bei allgemeinen Ausstellungen die übrigen Baulichkeiten zu grnvpiren hätten, während derselbe ausreichend wäre, Specialausstellungen, selbst größeren Umfangs, in sich aufzunehmen. Die Herstellungskosten der Anlage würden sich durch ihre dauernde Benutzbarkeit reichlich bezahlt machen. Es ist nicht der geringste Vorwurf, welchen man lunserem Äusstellungswesen macht, daß dasselbe mit seinen provisorischen Bauten viel zu kostspielig sei und namentlich mit dem Raum eine nachtheilige Verschwendung treibe. Ein massiver Bau würde zur Raumausnützung und zur Beschränkung der Ausstellung auf Gegenstände von wirklichem Werth und Nutzen, zur Fernhaltung der großen Masse der mittelmäßigen Dutzendwaare in wirksamer Weise beitragen.

Ohne Aufwendung gewisser Mittel und Eingriffe in bestehende Verwendungszwecke der ausgedehnten fiskalischen Liegenschaften innerhalb der Stadt lassen sich auch die Plätze für die sonst noch etwa nothwendig werdenden staatlichen Bauten größeren Umfangs schwer beschaffen. Entwöhnt man sich jedoch zu großer Aengstlichkeit und Bedächtigkeit, so würde beispielsweise die an sich nicht leichte Raumfrage für ein den heutigen Anforderungen entsprechendes Opernhaus ohne zu große Opser befriedigend zu lösen sein. Das jetzige Opernhaus könnte dann zu einem großen Concertsaal umgebaut und dadurch seinem ursprünglichen Zweck näher geführt werden, ohne daß die vornehme und schlichte Schönheit seiner Erscheinung, welche sich so harmonisch in die Umgebung einfügt, andere als vortheilhafte Aendernngen zu erfahren brauchte. So manche nachtheilige Zusätze, welche der Umbau in den vierziger Jahren nothgedrungen mit sich gebracht hat, könnten dann wieder verschwinden, nnter anderen das allznschwer,! und unschöne Dach.

Für das wirthschaftliche Gedeihen Berlins und für das Wohlbefinden seiner Bewohner von der einschneidendsten Bedeutung ist der vollständige Ausbau des Verkehrsnetzes, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt bildet und welchem sie ihren heutigen Wohlstand und ihr Gedeihen vornebmlick verdankt. Die von Berlin ausstrahlenden 11 Eisenbahnlinien bedürfen allerdings kaum noch einer Vermehrung, höchstens der Ergänzung durch anschließende Localbahnen. Dagegen harrt das Stadtbahnnetz seiner endgültigen Ausgestaltung und wird die durchgreifende Verbesserung der Wasserstraßen in und um Berlin immer dringlicher. Der Allsbau des elfteren, mit der Regelung der Wasserstraßen in Zusammenhang gebracht, würde keine übermaßigen Schwierigkeiten und Kosten bereiten; dein Staat, als alleinigen Eigenthümer der sämmtlichen Locomotivbahnen in Berlin, würde es obliegen das Werk auszuführen. Stadt- und Ringbahn, jene etwa 12, diese mit den Anschlußlinien beinahe 50 Kilometer lang, bewältigen jetzt einen Verkehr von gegen 20 Millionen Personen, wovon 16—17 Millionen (einschließlich des Fernverkehrs) auf die Stadtbahn, 4 Millionen auf die Ringbahn entfallen. Welcher Steigerung ein derartiger Verkehr fähig ist, zeigt das Beispiel der Hochbahnen in New-Dork, welche, seit sieben Jahren bestehend, bereits über 120 Millionen Personen iin Jahr befördern, zeigen die Pferdebahnen in Berlin felbst, welche, im Wesentlichen in den letzten 12 Jahren entstanden, bereits von 100 Millionen Fahrgästen jährlich benutzt werden. Der Berliner Verkehr ist dabei noch einer großen EntWickelung fähig und trotz seiner Zunahme keineswegs auf die Höhe gelangt, welche der Größe der Einwohnerzahl entspricht. In Paris sind im Jahre 1884 von der Ringbahn, den Dampfschiffen, den Pferdebahnen und Omnibuslinien 290 Millionen, in Berlin in demselben Jahr von den gleichen Verkehrsmitteln 110 Millionen Personen befördert. Dort ist also jeder Einwohner 126 Mal, hier nur 85 Mal gefahren. In London ist der Verkehr der Untergrundbahn von 42 Millionen Personen im Jahre 1864 auf 115 Millionen Perfonen im Jahre 1884 gestiegen. Je vollkommener die Beförderungsmittel sind, welche zur Verfügung gestellt werde», um so intensiver werden sie benutzt. Dies gilt für den Stadtverkehr in noch höheren! Maße als für den Verkehr des offenen Landes, weil die Ansprüche an

Zeitersparnis, Schnelligkeit und Bequemlichkeit dort sehr viel größer sind als hier. Wird das Stadtbahnnetz durch weiteren Ausbau vervollkommnet und dadurch Stadttheilen und Bevölkerungskreisen zugänglich gemacht, welche von der Einrichtung jetzt keinen Gebrauch machen können, so ist mit Sicherheit auf eine sehr viel schnellere Steigerung des Verkehrs zu rechnen, als sie bisher aus der Stadtbahn (1882 1« Millionen, 1886 16—17 Millionen Reisende) stattgesunden hat.

Es ist bekannt, in wie sinnreicher und dabei einfacher Weise der Betrieb auf den beiden Ringen der Stadt- und Ringbahn dadurch sich abwickelt, daß die Mehrzahl der Züge einen Kreislauf beschreibt. Es bliebe im Wesentlichen nur übrig, dieses System durch Einlegen von zwei Halbkreisen derart zu vervollständigen, daß mit Hülfe und unter Mitbenutzung der Stadtbahnlinien zwei neue engere Ringe entstehen, welche Kreisverkehre lediglich innerhalb dicht bebauter und bevölkerter Stadttheile ermöglichen. Dabei müßten natürlich die Vorzüge, durch welche die Berliner Stadtbahn sich so vortheilhaft von den Londoner Untergrund- und den New-Z)orker Hochbahnen unterscheiden, beibehalten werden: die Geräuschlosigkeit und Sauber

keit des Betriebes, die Annehmlichkeit der Beförderung für den Reisenden, die Abwesenheit jeder Störung des Straßenverkehrs und der Anwohner, der gefällige und anziehende Anblick der sämmtlichen Baumerke der Linien. Den mannigfachen Anforderungen ist um so schwieriger zu entsprechen, als die neuen Anlagen möglichst billig und jedenfalls viel wohlfeiler als die Stadtbahn herzustellen wären. Letztere hat für das Kilometer Bahnlänge gegen sechs Millionen Mark oder reichlich zwanzig Mal so viel gekostet, als im Durchschnitt das Kilometer der preußischen Staatsbahnen überhaupt. Fast die Hälfte der Kosten ist durch den Grundermerb verursacht, obwohl die Bahn innerhalb der Stadt selbst in ausgiebigem Maße den Wasserläufen gefolgt und dadurch noch größeren Aufwendungen! entgangen ist. Das wirksamste Mittel, um nach dieser Richtung bei der neuen Linie möglichst wohlfeil zum Ziele zu kommen, läge ja in der thunlichsten Benutzung breiterer Straßenzüge, welche die Stadt in Ansehung der außerordentlichen Vortheile für die Gesammtheit der Einwohner unentgeltlich oder gegen mäßige Entschädigung zur Verfügung stellen könnte. Ganz zu vermeiden wird auch eine derartige Führung der Linien nicht sein. Immerhin müßte sie auf das äußerste Maß und auf Straßenzüge beschränkt bleiben, welche keine monumentalen Bauten enthalten, und breit genug find, um den Pfeilerbau der zw ei geleisigen (nur um solche im Gegensatz zu der vi er geleisigen Stadtbahn handelt es sich) Bahnen ohne Beeinträchtigung der Anwohner aufzunehmen. Der Plan der Firma Siemens <K Holste, eine elektrische Pfeilerbahn die Friedrichstraße entlang zu führen, scheiterte bekanntlich unter Anderem an dein lebhaften Widerspruch der Anwohner, welche befürchteten, daß ihren Wohnungen und namentlich den werthvollen Läden Luft und Licht entzogen, und daß der Straßenverkehr durch den Pfeilcrbau Störungen erleiden werde, Bedenken, welche bei einer Locomotivbahn in erhöhtem Maße zutreffen würden, und die Zahl der Straßen, deren Benutzung zu Stadtbahnzmecken angängig erscheint, von vornherein sehr einschränkt.

Ein Blick auf den Plan von Berlin zeigt, daß bei dem jetzigen Stadtbahnnetz besonders die südliche Hälfte der Stadt sehr benachthciligt ist. Die Entfernung zwischen Stadtbahn und Nordring beträgt 2—4 Kilometer, zwischen Stadtbahn und Südring 4—6 Kilometer. Nimmt man den Schlesischen und den Bahnhof Zoologischer Garten als die Endpunkte der dicht bebauten Stadt, so ist der genau in der Mitte gelegene Bahnhof Friedrichstraße vom Bahnhof Gesundbrunnen nur drei, vom Bahnhos Tempelhof dagegen fünf Kilometer entfernt. Die Bewohner des Ostens und Nordwestens von Verlin brauchen selten niehr als ein Kilometer zurückzulegen, uin die nächste Stadt- oder Ringbahnstation zu erreichen, im Norden steigt die Entfernung bis auf 1>/2 Kilonieter, im Süden häufig auf mehr als zwei. Dadurch wird die Brauchbarkeit der Stadt- und Ringbahn für eine Bevölkerung von mehreren hunderttausend Menschen vollständig in Frage gestellt, für den übrigen Theil iminerbin sehr beschränkt. Wird dagegen das Marimum jener Entfemungen durchgängig und für alle Einwohner auf etwa ein Kilometer (12—15 Minuten) Weges reducirt, so müre daö Erreichbare geschaffen und dem Berliner Stadtbahnvcrkehr freier Raum zu einer Entmickelung gegeben, welche unter anderen Portheilen auch die ausreichende Verzinsung der zur Herstellung des Netzes aufgewendeten Capitalien als wahrscheinlich annehmen läßt. Der Südhälfte von Berlin würde durch eine Berbindung des Schlesischen Bahnhofes mit Station Zoologischer Garten am besten geholfen. Die Linie, oberhalb der Schillingsbrücke über die Spree, die Kövenickerstrafze entlang bis zum Louisenstädtischen Canal geführt und dann diesen und den Landwehrgraben bis zur Stadtbahn verfolgend, würde mit verhältnismäßig sehr geringen Kosten herzustellen sein, wenn die beiden Canäle (mit Ausnahme des östlichen Theiles des Landmehrgrabens von dem Urbau ab) bis zur Charlottenburger Chaussee zugeschüttet, die Geleise etwas tiefer als der jetzige Wasserspiegel gelegt würden, die Bahn also im offenen Einschnitt unter den unverändert bleibenden Brücken hindurch die südlichen Stadttheile auf etwa 8 Kilometer Länge auer durchschnitte. Die Ersteigung der Höhenlage der Stadtbahn an den beiden Endpunkten würde auf Pfeilerbahnen ohne zu starke Neigungen und ohne Schmierigkeiten erfolgen können, wenn die Einführung in die Geleise für den Fernverkehr keinen Bedenken unterliegt. Die Mitbenutzung dieser Geleise würde allerdings einige Aenderungen und Vervollständigungen, namentlich der kleineren Bahnhöfe der Stadtbahn (Thiergarten, Bellevue, Mehner Bahnhof, Börse, Jannowitzbrücke) bedingen, der Kostenaufwand aber nicht sehr bedeutend sein. Durch die angedeutete Linie würde ein neuer geschlossener Ring von 16 Kilometer Länge hergestellt, welcher durchweg dichtbevölkerte Stadttheile durchschnitte, geringe Grunderwerbskosten und Ausgaben für Hochbauten beanfpruchte, den Straßenverkehr in keiner Weise belästigte und einen durchweg geräuschlosen und angenehmen Betrieb ermöglichte. Auf dein zweigeleisigen Ring ließe sich ein Verkehr von Z0 Millionen Reisenden jährlich bewältigen, vorausgesetzt, das; der Femverkehr mit seinen mehr als 100 Zügen täglich erheblich eingeschränkt wird. Schwieriger und auch wohl kostspieliger würde sich die Einschiebung eines zweiten Nordringes gestalten. Hier würde eine ausgiebige Benutzung der breiten Straßenzüge längs der beseitigten Stadtmauer nicht zu vermeiden sein, wenn die Baukosten nicht cincn übermäßigen Betrag erreichen sollen.

Die Zuschüttung des Louisenstädtischen Canals, welcher für den Verkehr von sehr geringer Bedeutung ist, dürfte schwerlich begründeten Bedenken begegnen, dagegen würde die Beseitigung des größeren Theiles des Landwehrgrabens ohne ausreichenden Ersatz nicht angängig sein. Berlin verdankt seinen Wasserstraßen einen nicht geringen Theil der gegenwärtigen Größe, insbesondere für das bauliche Wachsthum der Stadt haben sie sich al« unentbehrliche Hülfsmittel erwiesen. Ueber die Hälfte der gesammten Güterzufuhr entfällt auf den Wasserverkehr: im Jahre 1884 sind 8 075) 000 Tonnen (zu 1000 Kß) Güter auf dem Wasserwege, Z 934 000 Tonnen auf den 11 Eisenbahnlinien Berlin zugeführt. Die Letzteren schaffen vornehmlich Brennmaterialien und Fabrikate aller Art, die Schifffahrt überwiegend die Baumaterialien, beide Verkehrsmittel ziemlich gleichmäßig Lebensmittel und Futterstoffe heran; die der Menge nach sehr viel geringere Abfuhr wird hauptsächlich von den Eisenbahnen besorgt. Tie Schifffahrt, vor Erbauung der Eisenbahnen die Grundlage der Berliner Handels- und Gewerbe thätigkeit, hat sich auch nachdem eine so große Bedeutung zu bewahren gewußt, daß der Wasserverkehr der Hauptstadt seit dem Jahre 1840 beinah auf das Vierfache gestiegen ist. Die Wasserverbindungen Berlins, welche sich einerseits lies in das östliche Binnenland, andererseits bis zur Ost und Nordsee erstrecken, bieten der Schifffahrt eben zu viel Vortheile dar, um nicht ihren Werth sür die Versorgung der Hauptstadt auch neben dem weitverzweigten Eisenbahnnetz geltend zu machen. Gleichwohl ist in der Entwickelung des Wasserverkehrs seit etwa zehn Jahren ein gewisser Stillstand eingetreten, welcher um so auffallender ist, wenn man dem gegenüber den gewaltigen Aufschwung berücksichtigt, welchen in demselben Zeiträum die Güterbeförderung auf dem Rhein, zum Theil auch auf der Oder, namentlich aber auf der Elbe genommen hat. Der Wasserverkehr Berlins hat beispielsweise in den zehn Jahren von 1876—1885 um 550 000 Tonnen oder 19 "/„, der Flußverkehr Hamburgs (also ausschließlich der Seeschifffahrt) um über 1>/^ Millionen Tonnen oder 156«/„ zugenommen. Dabei entfällt der größte Theil des Berliner Zuwachses aus den Mehrempfang von Baumaterialien, namentlich Steinen, welche aus geringer Entfernung von den an der Havel und Spree belegenen Ziegeleien hcrangefahren werden.

Die Gründe für die geringe Entwickelung des Wasserverkehrs der Hauptstadt sind nicht schwer zu finden. In der Flußschifffahrt vollzieht sich seit einer Reihe von Jahren der Uebergang zum Dampfbetrieb mit derselben unaufhaltsamen Nothwendigkeit, wie bei der Seeschifffahrt. Auf dem Rhein herrscht diese Betriebsweise bereits seit geraumer Zeit vor, auf der Elbe und Oder hat sie sich erst neuerdings rascher ausgebreitet. Auf allen drei Strömen hat die Aenderung gleichmäßig zur Folge gehabt, daß man behufs möglichster Ausnutzung der theureren Betriebskraft zur Verwendung immer größerer Fahrzeuge übergegangen ist, was wiederum nur durch die energische und gesteigerte Thätigkeit der Regierungen, namentlich der preußischen, in Bezug auf die Stromregulirungen, Verbesserungen, Vertiefung und Verbreiterung des Fahrwassers möglich geworden ist. Auf dem Rhein, von Mannheim abwärts, ist bei der scharfen Concurrenz der Schifffahrt unter sich und gegen die Eisenbahnen ein lohnender Betrieb nur noch unter Benutzung von Fahrzeugen mit einer Tragfähigkeit von 500—1000 Tonnen (zehntausend bis zwanzigtausend Centnern) möglich, auf der Elbe muß man sich mit Schiffen von 800—600 Tonnen, auf der Oder mit noch kleineren Abmessungen begnügen. Immerhin überragen auch hier die jetzt üblichen Fahrzeuge den alten Oder- und Elbkahn mit seiner normalen Belastung von 1—2 Tausend Centnern um ein Mehrfaches an Tragkraft. Hierdurch und durch die ungleich größere Regelmäßigkeit und Schnelligkeit des Dampfbetriebes gegenüber der Segelfchifffahrt ist die Bewältigung eines Massenverkehrs von früher nicht gekannten? Umfang möglich geworden.

Berlin hat an dieser Umwälzimg bisher geringen Antheil gehabt, weil die kostspieligen Flußregulirungen bis vor wenigen Jahren nur den Hauptströmen der Oder und Elbe zugute gekommen und erst seit dein Anfang der achtziger Jahre auch auf die Havel ausgedehnt worden sind. Die Verbesserungen des Havelgebietes werden in kurzer Zeit ihrer Vollendung entgegengehen, auch die Unterspree wird canalisirt, so daß die Elbfahrzeuge mit größerer Tragkraft schon in nächster Zukunft bis nach Berlin gelangen werden. Neuerdings ist ferner die Staatsregierung der Verbesserung des Fahrwassers der Oberspree und der Verbindung derselben mit der Oder näher getreten, die Mittel hierzu im Betrage von über 12 Millionen sind vom Landtag bewilligt, die Ausführung ist bereits im Gange und die Fertigstellung in wenigen Jahren zu erwarten. Durch alle diese einen Kostenaufwand von mehr als 30 Millionen beanspruchenden Verbesserungen wird der Wasserverkehr Berlins in ein ganz neues Stadium der Entwickelung treten, aller Voraussicht nach einen bedeutenden und rascheil Aufschwung erfahren und die großen Vortheile des Dampfbetriebes sich ebenso nutzbar machen können, wie dies Rhein, Elbe und Oder bereits gethan haben oder zu thun im Begriff sind. Zur vollen Wirkung für Berlin und feinen Verkehr werden jene Bauten allerdings nur dann gelangen, wenn man nicht zögert, dem Werk feinen Abschluß zu geben — ein Mal durch eine zweckentsprechende Verbindung der Ober- und UnterSpree, sodann durch Herstellung ausreichender Lösch- und Ladeplätze innerhalb und in der Nähe der Stadt. Ersteres wird durch ein von der Regierung ausgestelltes Project beabsichtigt, wonach der Wasserspiegel der canalisirten Unterspree um beinah ein Meter, der Hochwasserspiegel der Oberspree um sast zwei Meter gesenkt und der Stau des Mühlendammes durch ein bewegliches Wehr mit Schifffahrtschleuße ersetzt werden soll. Ter seit Jahrhunderten für die Schifffahrt gesperrte Hauptarm, der Spree würde derselben alsdann wieder zugänglich gemacht und dadurch neben dem Kupfergraben ein zweiter branchbarer Schiffahrtsweg durch Berlin gewonnen werden, welchem man eine erhebliche Entlastung des Landwehrcanals von dem Durchgangsverkehr beimessen zu können glaubt. Man hofft, daß der unter Beihülfe der Stadt Berlin auszuführende Plan die Anforderungen des Verkehrs befriedigen würde, nachdem von der Erbauung eines besonderen neuen Sudcanals der Kostspieligkeit der Anlage halber habe abgesehen werden müssen. Die Herstellung von Lösch- und Ladeplätzen soll der hieran in erster Linie interessirten Stadt überlassen bleiben.

Es ist nicht zu verkennen, daß das Regierungsproject ganz außerordentliche Verbesserungen des unhaltbaren Zustandes der Berliner Wasserstraßen herbeiführen und namentlich der bei den heutigen Verkehrsverhältnissen unnatürlichen Absperrung des Hauptarmes der Spree ein wohlverdientes Ende bereiten würde. Die Stadtverwaltung hat in Berücksichtigung der Vortheile, welche dem Verkehr der inneren Stadt, der Construction der Brücken, der Herstellung von Ladestraßen erwachsen würden, sich bereit erklärt, einen Beitrag zu den Kosten der Ausführung des Planes zu leisten, so daß dieselbe wohl nicht zu lange auf sich warten lassen wird. Dagegen dürfte die Hoffnung, daß hiermit die Berliner Wasserstraßen dauernd oder auch nur in absehbarer Zeit den Vcrkehrsanforderungcn genügen würden, schwerlich gerechtfertigt sein. Die verbesserten Zufuhrwegc werden an sich schon den Verkehr steigern: der Dampfbetrieb, we'cher jetzt noch nicht der Beförderungsmengen bewältigt, wird in kurzer Zeit um ein Vielfaches wachsen, den Wasserstraßen neue Massen zuführen und Berlin die Bedeutung für den Rohproductenverkehr wiedergeben, welche die Stadt in früheren Jahrzehnten besessen und trotz der vorzüglichen Ausstattung mit Eisenbahnen gegenüber der steigenden Concurrenz der großen Binnenplätze, wie Magdeburg, Dresden, nicht zu behaupten vermocht hat. Der Durchgang, welcher jetzt noch nicht 10"/» des gcsammten Wasserverkehrs Berlins umfaßt (1884 337 000 Tonnen von 3 «85 000 Tonnen), wird nicht minder zunehmen, Local- und Durchgangsverkehr werden nach wie vor auf denselben zum Theil engen Straßen zusammentreffen und sich gegenseitig hemmen und stören. Die Entwickelung der Verhältnisse des Landwehrcanals giebt hierfür ein lehrreiches Beispiel. Derselbe, 1845^1850 zur Entlastung der Spree von dem Durchgangsverkehr hergestellt, hat diesem Zweck je länger je weniger entsprochen. Der Ortsbedarf bemächtigte sich sofort der neuen Straße und nutzte sie für die Anfuhr der Bau- und Brennmaterialien in einer Weise aus, daß der Durchgang nur mühsam und unter großem Zeitverlust im Stande war, den Weg zu passiren. Der Schwerpunkt der Bedeutung des Canals hat von seiner Fertigstellung an in dem Localverkehr gelegen. Dein Landwehrgraben ist in erster Reihe die schnelle Bebauung der südlichen Stadttheile zu verdanken, welche er durch die billige Anfuhr der Baumaterialien in der wirksamsten Weise unterstützt hat. Die Benachtheiligung, welche der Durchgangsverkehr in Folge dessen erfuhr, veranlaßte die Regierung vor einigen Jahren, die Verbreiterung des Cnnals durch Herstellung steilerer Böschungen vorzunehmen. Hierbei erlitt die Leistungsfähigkeit desselben für den Localverkehr dadurch eine arge Benachtheiligung, daß die in dem Regienmgsplan auf Staatskosten vorgesehene Einrichtung von Ladestraßen den Beifall der Landesvertretung nicht fand und unterbleiben mußte, da auch die Stadt sich zur Hergäbe der Mittel nicht entschließen konnte. Oh die städtische Vertretung mit dieser Scheu vor einer Ausgabe von 2 400 000 Mk. einen besonderen Scharfblick bewiesen hat, mag dahingestellt bleiben; es scheint, als ob man neuerdings zu der Einsicht gelangt ist, daß die Stadt ein Interesse daran habe, den jetzigen Zustand nicht fortbestehen zu lassen. Wenn Orte wie Mainz und Frankfurt a. M. Millionen daran wenden, um durch Schaffung von Hafenanlagen dein Perkehr feste Stützpunkte zu schaffen, so darf eine Großstadt von der Bedeutung Berlins nicht vor Opfern zurückschrecken, welche die Möglichkeit der billigen Anfnhr von Rohmaterialien zu Bauten und zur Ernährung der Bevölkerung erhalten und steigern. Fällt dem Staat unzweifelhaft die Aufgabe zu, die öffentlichen Wasserstraßen in einen Zustand zu versetzen, welcher ihre möglichste Ausnutzung für die Güterbewegung gestattet, so ist es nicht minder Sache der Städte, sür die Herstellung derjenigen Einrichtungen besorgt zu sein, welche die rasche Eni- und Beladung der Fahrzeuge und die bequemste und billigste Bertheilung der Güter innerhalb des ^rtes selbst bezwecken. Der Bau von Ladestraßen, die Errichtung von Hasenanlagen und deren Ausstattung mit Speichern, Ladevorrichtuugen, Anschlußgeleiseu an die Eisenbahnen — Einrichtungen, ohne welche ein großer Massenverkehr sich nicht bewältigen läßt, und deren Mangel in Verlin den verhältnißmäßigen Stillstand des Wasserverkehrs mit verschuldet^ hat — wird der Stadt nicht erspart bleiben; je später sie sich dazu entschließt, um so kostspieliger werden die Anlagen ausfallen. Tie Thätigkeit des Staates in Bezug auf die Verbesserung des Fahrwassers der Spree und Havel und der Verbindungen derselben mit Oder und Elbe drängt immer mehr zu der Entscheidung über die Gestaltung der Wasserwege in Berlin selbst und ihrer zweckmäßigsten Ausnutzung für den Locol- und Durchgangsverkehr. Je eher man in den Kreisen der städtischen Verwaltung zur Klarheit über die unerläßliche Mitwirkung der Stadt und zu dem Entschluß einer planvollen, thatkräftigen und nicht zu sparsamen Förderung seiner Aufgaben gelangt, um so sicherer werden die Interessen der Bevölkerung Berlins und das Gedeihen der Stadt gewöhn werden.

Bon so großer und weittragender Bedeutung die Ausführung des Regierungsprojects für die Verbesserung des Spreelaufes unterhalb der Stadt auch sein wird, der Durchgangsverkehr wird wenig davon gewinnen; der vertiefte und mit Ladestraßen versehene Fluß wird vielmehr den Zwecken des Localverkehrs in viel ausgedehnterer Weise dienstbar gemacht werden als bisher und,das mit Recht. In einer Länge von 10 bis 12 Kilometer größtentheils dicht bebaute und verkehrsreiche Stadttheile mit großartiger industrieller, gewerblicher und commerzieller Thätigkeit durchschneidend, beherrscht der ^-luß sür die Zu- und Abfuhr des Localverkehrs mindestens den dritten Theil des städtischen Weichbildes mit etwa der Hälfte der Einwohner Berlins. Bei einer Breite von 50 bis 100 Meter würde die Spree nach Beseitigung der SchifffahrtSsperre am Mühlendamm und nach Herstellung von Ladestraßen längs des Oberlauss, sowie Vervollständigung der bereits vorhandenen des Nnterlaufs, einen ausgezeichneten Hafen mitten in der Stadt darstellen und eine jährliche An- und Abfuhrmenge von 2 bis 3 Millionen Tonnen, d. h. reichlich des jetzigen Wasserverkehrs bewältigen können. Für den gleichzeitig gesteigerten Durchgang bliebe dann kaum noch genügender Raum, derselbe wäre wieder auf den Landwehrcanal angewiesen, welcher seiner ganzen Anlage nach den heutigen Anforderungen dieses Verkehrszweiges schon deshalb nicht entspricht, weil Dampfbetrieb dort nicht anwendbar ist.

Alle Umstände weisen daher dringend auf die Herstellung einer Straße hin, welche den Durchgang durch Berlin, fei es vermittelst der Spree, sei es vermittelst des Landmehrcanals, vermeidet, Fahrzeugen größerer Abmessung die Durchfahrt auch mit Hülfe der Dampfkraft gestattet und dabei wenn möglich nicht ohne Nutzen für den Localverkehr ist. Nachdem die fortgeschrittene Bebauung der südlichen Stadtheile die Führung eines solchen Canals in geringer Entfernung von dem Landwehrgraben etwa in der Linie der Gneisenau-, Jork- und Bülowstrafze theils unmöglich, theils zu kostspielig gemacht hat, müßte die Wasserstraße 4 bis 5 Kilometer

weiter nach Süden verschoben und südlich der Verbindungsbahn durch den Grunewald nach der Havel geleitet werden. Bei einer Länge von 21 bis 22 Kilometer würde der Canal an den Kosten der Herstellung nicht zu scheitern brauchen, zumal er den Durchgang zwischen Oder und Elbe in einer für absehbare Zeiten vollkommen ausreichenden Weise vermitteln würde. Alsdann wäre der Landwehrgrnben für die Durchfuhr und als Vorflulh zur Abführung von

» Hochwasser überflüssig und nur noch für den Localverkehr von Bedeutung. Nachdem diese in Folge der unterlassenen Ausführung von Ladestraßen bereits eine erhebliche Abminderung erfahren hat, wird die Benutzung des

, Canals auch aus sonstigen Gründen von Jahr zu Jahr weiter zurückgehen. Die Bebauung längs der Südufer (die der Nordufer ist so gut wie vollendet) ist so weit vorgeschritten, daß die Mehrzahl der Neubauten schon ein Kilometer und darüber von dem Landwehrgraben entfernt ist, jedes Jahr erhöht die Entfernung; nur der östliche Theil weist noch große unbebaute Flächen in der unmittelbaren Nachbarschaft desselben auf. Baumaterialien sind der Hauptverkehrsgegenstand des Canals und gerade deren Abfuhr ist schon jetzt sehr erschwert. Den Anforderungen dieses Verkehrs wird cmi besten gedient, wenn unmittelbar am Wasser ausgedehnte Stätteplätze mit zweckmäßigen Löschvorrichtungen (Dampfkrahnen) vorhanden find; am Landwehrcanal lassen sich dergleichen Einrichtungen nicht schaffen. Es wäre daher für alle Theile — Schiffer, Fuhrleute, Bauunternehmer, Häuserbesitzer und Miether — das Beste, wenn man den Canal in seinem mittleren Theil als Wasserstraße ganz beseitigte, den östlichen Theil zu einer ausgedehnten Hafenanlage erweiterte und die hierzu vorzüglich, zur Bebauung mit Wohnhäusern dagegen sehr schlecht geeigneten, der Stadt gehörigen Kölnischen Wiesen benutzte. Dem ordentlich ausgestatteten Hafen könnte bei nicht zu kleinen Abmessungen unschwer eine Leistungsfähigkeit von zwei Millionen Tonnen gegeben werden, zumal seine Verbindung mit der Ringbahn leicht herzustellen wäre. Wenn man femer von dein neuen Südcanal aus etwa bei Wilmersdorf einen drei Kilometer langen Stichcanal bis in die Nähe des Zoologischen Gartens führte, so würde derselbe — wenn angängig mit dem westlichen Stumvs des Landmehrcanals in Verbindung gebracht — für den Südwesten die Stelle eines Hafens vertreten und für die Bebauung jener Stadttheile ungleich zweckmäßiger liegen, als der Landwehrgraben. SSmmtliche Wasserstraßen und Hafenanlagen Berlins würden alsdann einen jährlichen Güteruinschlag von 8 bis 10 Millionen Tonnen vermitteln und für absehbare Zeiten dem Verkehr genügen. Die Kosten der Ausführung des Stichcanals und des Hafens würden der Stadt zur vast fallen, deren wirthschaftliche Interessen je länger je dringender die Anlagen erfordern und schwerwiegend genug sind, um eine Ausgabe von 10 bis 20 Millionen für solche Zwecke als keineswegs übertrieben erscheinen zu lassen. Mainz mit seinen 60 000 Einwohnern hat erst neuerdings für seinen neuen Hafen 4 bis » Millionen, Frankfurt a. M. 5 bis 6 Millionen zu gleichem Zwecke aufgewendet. Für beide Orte kommt dabei vorwiegend oder ausschließlich die Förderung von Handels- und Jndustrieinteressen in Frage; bei Berlin würde es sich außerdem um schwerwiegende socialpolitische Rücksichten handeln. Soll das Bauen und mithin das Wohnen in der Hauptstadt nicht über alles Maß vertheuert werden, so ist die billige Heranschaffung und die wohlfeile und rasche Entladung der Ziegel, Kalksteine und sonstigen Baumaterialien eines der wesentlichsten und unerläßlichsten Erfordernisse. Die neue Bauordnung mit ihren höchst verständigen, aber auch weitgehenden Bestimmungen gegen den Bebauungswucher wird ohnehin decentralisirend wirken und die Bebauung an der Peripherie der Stadt fördern. Zweckmäßige Regelung des Wasserstraßenverkehrs würde diese Neigung kräftig unterstützen und dazu beitragen, daß manche Erschwernisse der Bauordnung leichter getragen werden und die Wirkung derselben, ohne Erhöhung der Miethsvreise gesundere und behaglichere Wohnungen zu schaffen, um so sicherer erreicht wird. Aber auch für einen großen Theil der inneren Stadt und deren zahlreiche Um- und Neubauten wäre die zuverläßige Möglichkeit des billigen Bezuges der Baumaterialien geschaffen, die Anfuhr der Lebensmittel erleichtert. Zahlreiche Zweige von Industrie und Gewerbe würden dauernd in den Stand gesetzt werden, die geringwerthigen Gegenstände ihres Bedarfs mit Hülfe der verbesserten Wasserwege und Ladeplätze wohlfeil und dabei schnell genug zu erlangen. Der Berkehr der Wasserstraßen Berlins endlich würde ans seinem jetzigen ungeordneten Zustand in geregelte Bahnen gelenkt werden und dadurch dem gefammten Wirthschaftsleben der Stadt zum Nutzen gereichen. Allgemeine Landes- und locale Interessen Berlins gehen bei Ausführung vorstehend erörterter Projekte Hand in Hand; ihre für beide Theile unzweifelhaft segensreiche Verwirklichung würde keinen zu großen Schmierigkeiten begegnen. wenn dieselbe von Staat und Stadt einmüthig in die Hand genommen wird.

Wenn vorstehende Ausblicke in die Zukunft der Berliner Bauthätigkeit manche phantastische Ergebnisse geliefert haben sollten, so ist die Thatsache nicht unbeachtet zu lassen, daß nichts phantastischer ist, als die Wirklichkeit selbst. Es kann kaum größere Gegensätze geben, als das Berlin vor zwanzig Jahren und das heutige. Wer 1867 vorausgesagt hätte, daß zwanzig Jahre später Berlin sich eines ausgezeichneten Pflasters, vorzüglicher Canalisation, reinlicher Flußläufe und Straßen, eines ausgedehnten Straßenbahnnetzes mit einer Jahresfrequenz von über hundert Millionen Personen, einer viergeleisigen Locomotivbahn mitten durch die Stadt, zahlreicher Markthallen und Schmuckplätze, mächtiger und vortrefflicher Gasthöfe und vieler anderer Vorzüge zu erfreuen haben würde, welche die Stadt mit wunderbarer Schnelligkeit aus engen kleinstädtischen Verhältnissen zur vornehmen Großstadt umgewandelt haben, — der würde einem allgemeinen Achselzucken begegnet und als Phantast verspottet worden sein. Die beispiellose Gunst politischen und wirthschaftlichen Aufschwunges har den Umwandelungsprocesz gefördert, Staat und Stadt sind mit Verftändniß und Thatkraft, namentlich aber mit großen Mitteln an die Aufgaben herangetreten, deren Lösung ihnen die Entwicklung der Stadt auferlegte. War es nach Lage der Umstände die Stadtverwaltung, welcher der wesentlichste Theil der Leistungen der Umgestaltung Berlins zufiel, so wird in den nächsten Jahrzehnten eine stärkere Mitwirkung des Staates erforderlich sein, um Berlins wirthschaftliche und künstlerische Bedeutung dauernd auf der Höhe feines Ansehens als Hauptstadt Preußens und Deutschlands zu erhalten und die Stadt vor denjenigen Gefahren zu bewahren, welche mit der Anhäufung so gewaltiger Menschenmafsen auf engein Räume zu leicht verknüpft sind. Ob so weite Ziele mit der jetzigen Organisation des Staatsbauwesens in Berlin zu erreichen sind, ob nicht an Stelle der bestehenden verwickelten, der erforderlichen Zusammenfassung und kräftigen Initiative entbehrenden Verfassung des Localbauwesens der Hauptstadt andere einfachere und wirksamere Einrichtungen zu setzen sein werden — das sind Fragen, welche über den Rahmen dieser Erörterungen hinausgehen und deren Behandlung Berufeneren überlassen bleiben muß.

Ein Abend in ^orrent.

Lustspiel in einem Aufzuge
von

Iwsn Lurgenjew.

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Lugen Aaoel.
— Berlin. —

Personen:

Nadeschda Pamlomna Jeletzkaja, ! Sergej Platonowitsch Amakow, 45

Wittwe, 30 Jahre. Jahre.
Mar,« Petrowna Jeletzkaja, ihre Ein italienischer Kellner.

Nichte, 18 Jahre. , Mr. Popelin, Maler.

Alexei Nikolajewitsch Belski, L8 ! Ein Sänger.

Jahre.

Die Handlung geht in Sorrcnt vor sich in einem Gasthause am Ufer

des Meeres.

T«S Theater stellt ei» ziemlich geräumiges Zimmer vor mit der gewöhnliche» Hotel-Einrichtung, geradezu eine Thür zum Vorzimmer, eine andere zum Schlafzimmer. linls zwei Fenster, rechts eine Thür zum Sailen. Aul dem Sopha in der Mitte des Zimmers sitzt Awalow; er schläft, sein Gesicht ist mit einem Taschentuche bedeckt.

Awa?0N>. (spricht im Traume undeutliche Worte, endlich ruft er mit verschlafener Stimme, Jlvan! Iwan! lEr schüttelt sich, bemerkt das Taschentuch und sieht sich »erwundert um.) Ja wo bin ich denn? lSieht sich wieder um und dehnt verdrittzlich die Arn,e,> In Italien?

lPanf«., Was für einen wundervollen Traum habe ich gehabt, wie schön! Ich glaubte auf meinein Gute in Rußland am Fenster zu sitzen und zu sehen, wie draußen die Enten watscheln. Philipp der Kutscher wäscht den Wagen ab, Iwan soll mir die Pfeife bringen. Was für ein angenehmer Traum! <S,u,zcnd.i Ach ja! Wollte der Himmel, daß ich das Alles recht

«ord Mld Sud. XI,IV,, ISO. 5

Nad. Pawlowna. Was haben Sie ihm denn gesagt? Awakow. Ichs Nichts! Er fragte nach Ihnen und ich sollte . . . Nad. Pawlowna. Ja, aber warum haben Sie ihn nicht gebeten, auf mich zu warten?

Awakow. Ich konnte doch nicht wissen . . .

Nad. Pawlowna (verdrietzlich,. Ach, immer die alte Geschichte! <Siq>

zu SSelili wendend, der gleich beim Betreten des Zimmers sich mit Marja Petrowna an's Fensler links

gepeilt ha'tei Nun, haben Sie Marja ordentlich den Hof gemacht?

Belski (°c,lkgen>. Womit kann ich Ihnen dienen, Nadeschda Pawlowna?

Nad. Pawlowna. Womit Sie mir dienen können . . . (Pawe,) Ja wohl, denken Sie sich, eben war Mr. Popelin hier, der Maler, Sie wissen ja, den ich vor .drei Tagen keimen gelernt hatte, er zeigte mir Bilder vom Vesuv. Ich hatte ihn um seinen Besuch gebeten, er kommt, und denken Sie sich, dieser Herr hier i°us Awakow zeigend, laßt ihn wieder fortgehen.

Belski. Ja, aber was wünschen Sie nun?

Nad. Pawlowna. Seit einiger Zeit sind Sie so zerstreut! Sie sollen sogleich zu ihm gehen, ihn suchen und ihn hierher bitten, verstehen Sie? Sogleich sollen Sie ihn holen.

Belski. Aber ich weiß ja seine Adresse nicht.

Nad. Pawlowna. Suchen Sie die zu erfahren, hier, im Gasthaus, wo Sie wollen, aber gehen Sie doch, ich brauche ihn. Schnell, schnell, wie kann man nur so langsam sein!

Belski. (P°us°,, Ja wohl! Ich werde Ihnen Ihren Maler mit den Ansichten vom Besuv bringen! Er muß Ihnen ja außerordentlich gefallen haben. «Sie ansehend,, ... Ich gehe ... ich gehe schon. Mb.)

Nad. Pawlowna licht sich auf's Sopha und Hopst «,,geduldig mit den Flitzen aus den Boden. Awakow lächelt verschmitzt — endlich rust sie), Marja!

Marja Petrowna. Liebe Tante?,

Nad. Pawlowna. Liebe Tante . . . Liebe Tante ... Du giebst mir immer einen so ehrwürdigen Namen, als ob ich schon wer weiß wie alt wäre?"

Marja Petrowna. Aber wie sollte ich Sie, Tantchen, denn anders nennen?

Nad. Pawlowna. (Pause,, Was machen wir nur hier am Fenster, wir werden uns noch erkälten.

Marja Petrowna. Aber es ist ja draußen so warm.

Nad. Pawlowna. Ich finde nicht. Aber wir wollten ja hier ein Duett spielen. Sergej Platonowitsch, nicht wahr?

Awakvw <Mrt zusammen und spielt mit den Fingirn der einen Hand in der Lust).

Wie, ein Duett? Was für ein Duett? Ich weiß von Nichts!

Nad. Pawlowna <!U Muri» Petrowna,, Du bist mir viel zu. leicht angezogen, Marja ... Du solltest Dir lieber ein anderes Kleid anziehen. Marja Petromna. Meinen Sie, liebe Tante? Nad. Pawlomna. Ja, ich meine, liebe Nichte. Marja Petrowna. Nun, dann will ich mich gleich umkleiden. (»leibt

ernigc Zeit unbeweglich steh in. geht dann lächelnd aus ihre Tante zu und küßt sie,,

Nad. Pamlomna <>«chklnd,. Nun, schon gut, kleiner Schlaukopf, geh'

NUr. <Marja Verromna geht durch d> IHKr in s Nebenzimmer, Amakow lächklt ebenfalls und reibt sich die Hönde. Nadeschda Pawlowna sieht ihn an und macht ein ernstes Erficht, Aroakow verliert etwas die Raffung. Kleine Pause,)

Awakom. Sie — Sic scheinen heute nicht besonders gelaunt, Nadeschda Pamlomna!

-Nad. Pawlowna. Wer sagt Ihnen das? Im Gegentheil. Nun können Sie wieder einmal sehen, wie schlecht Sie beobachten, Sergej Platonomitsch, es scheint, das; Sie überhaupt Nichts mehr bemerken.

Awakow. Ich? Leider nur zu viel! Mir ist davon der Kopf schon ganz wirr. Dieses eivige Umherlaufen, dieser Maler, was soll das Alles? Und nun gar Ihre geheimnißvollen Andeutungen wegen eines Duetts. Sie wissen ganz gut, daß ich unmusikalisch bin.

Nad. Pawlowna. Ganz und gar! Aber das hindert doch nicht, daß mir Beide jetzt, in diesem Augenblick ein Duett aufführen, nachdem ich aus unserem vorigen Quartett init gutein Grunde zwei Stimmen entfernt habe.

Awakom lsie ansehend,. Ah, ah, was meinen Sie? Das wäre ja nicht möglich.

Nad. Pawlowna. Wie Sie sehen.

Awakom üchmauend,. Das glaube ich nicht, oder sagen Sie mir wenigstens doch, weshalb Sie durchaus diesen Franzosen sprechen wollen.

Nad. Pawlowna. Aber ich will ihn ja gar nicht sprechen. Ich brauche ihn nicht iin Geringsten.

Amakow (ahnungslos,. Weshalb schicken Sie denn aber Bclski zu ihm?

Nad. Pawlowna. w°use> Ich schickte Belski zu ihm, weil — weil es mir unerträglich ist . . . unerträglich ihn zu sehen.

Amakow. Wen? Belski?

Nad. Pawlowna iwreu nickend,.

Awakom. Das ist unmöglich!

Nad. Pawlowna. Weshalb unmöglich?

Awakow. Aber das kann ja nicht sein. Erinnern Sie sich doch, als mir heute hier zusammen trafen, wie liebenswürdig Sie zu ihm waren? Und nicht nur heut, die ganze Zeit über, in Rom, auf der Reise nach Neapel.

Nad. Pawlowna. Erstens ist das nicht wahr.
Awakom. Wie, das märe nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Und zweitens, wollte ich Sie ein wenig ärgern.

Awakow. So, Nadeschda Pawlowna, mich, mich alten Mann wollten Sie ärgern?

Nad. Pawlowna. Beklagen Sie sich vielleicht deshalb?

Awakow. O, durchaus nicht, durchaus nicht! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß all das — dahinter steckt ganz etwas Anderes. Diese Aufmerksamkeit, die Belski für Sie an den Tag legt . . .

Nad. Pawlowna. Mein guter Sergej Platonowitsch, wir sind hier fortwährend beisammen und Sie sehen und hören Nichts. Er denkt gar nicht daran, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Awakow. Wie?

Nad. Pawlowna. Aber haben Sie denn aus unseren Spaziergängen nichts gemerkt?

Awakow. Was denn?

Nad. Pawlowna. Aber, mein Gott! Ist es Ihnen nicht schon längst aufgefallen, daß er sich für Marja interessirt? Awakow. Belski? Nad. Pawlowna. Nun ja. Awakow. Das ist Verstellung. Nad. Pawlowna. Wie?

Awakow. Verstellung, Nadeschda Pawlowna, Verstellung, weiter nichts! Ich bitte Sie, das ist doch sonnenklar, wie zwei Mal zwei vier. Verstellung, glauben Sie mir, die alte Geschichte! Er will Sie eifersüchtig machen. Daran ist nicht zu zweifeln.

Nad. Pawlowna. Das glauben Sie, Sergej Platonowitsch?

Awakow. Ganz sicher — glauben Sie mir, ich bin Ihr alter Freunds und Sie wissen, wie es um unsere Freundschaft steht — ich bin Ihnen aufrichtig ergeben. Es ist bloße Verstellung, wie könnte er auch irgend einen anderen Menschen aus der Welt Ihnen vorziehen.

Nad. Pawlowna llchweiat und sieh, ihn an,.

Awakow (nicht ohne Verlegenheit!, Woran denken Sie jetzt?

Nad. Pawlowna. <v°»ie.> Ich denke daran, daß ich in Ihnen einen braven und aufrichtigen Freund besitze. ihm die Hand.,

Awakow <kM fle mit Entzücken,. Nun, Sie könnten wirklich?

Nad. Pawlowna «ausstehend?. Was Herrn Belski betrifft, so können Sie mir glauben, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob er sich für Marja oder für mich interessirt. Seine Anwesenheit wird unsere Freundschaft uicht stören, nicht wahr?

Awakow. Wie gut Sie sind. tPa»,,., Und doch konnten Sie mich hier allein lassen!

Nad. Pawlowna. Aber ich kenne Sie ja, das Gehen ist doch nicht Ihre Sache, denken Sie nur an die Katakomben in Roni, wie Sie sich da anstellten ans Furcht, es könnte ein Unglück vafsiren.

Awakow. Ja, aber doch . . .
Nad. Pamlowna. Hasenherz!

Amakom. Aber ich hatte doch nur Ihretwegen solche Angst. Uebrigens . . . Spazierengehen und Spazierengehen ist Zweierlei. Am Tage, bei schönem Wetter, hier am Meeresufer in Sorrent, das macht auch mir Vergnügen . . . Sagen Sie mir aber nur, Nadeschda Pawlomna, wollen Sie denn gar nicht wehr nach Hause? Müssen Sie denn ganz Europa von einem Ende zum anderen bereisen? Langweilen Sie denn diese ewigen Signori, Mynheers und Monsieurs nicht mit ihrem gekräuselten Haar und den? albernen Gethue? l»ic nachäffend,,

Nad. Pamlowna fachend,.

Awakow. Ich wundere mich nur, wie Sic mit Ihrem Verstand nickt einsehen wollen, daß Sie hier überall betrogen werden . . . Sehen Sie es diesen Menschen denn nicht an, lesen Sie es ihnen nicht an den Augen ab, daß Lie mit all Ihrem Gelde doch nur zu den Barbaren gerechnet werden. Und was das Schlimmste ist, da kommt so ein Stutzer hergelaufen, ihm wird das unerhörte Glück zu Theil, daß Sie ihn empfangen und nun redet er sich ein, daß er Sie erobern könne.

Nad. Pamlowna llscheindi. Aber so glauben Sie mir doch, daß ich die Absichten dieser Herren gerade so gut kenne wie Sie.

Awakow. Ja . . . Sie wissen . . . Wissen Sie vielleicht auch, wie die unter einander reden? „Nun, m«n clis'i-, womit beschäftigen Sie sich jetzt, Wun cker?" „Ich? Mit Nichts, mor, «Ksr. In mich hat sich eine russische Fürstin verliebt!" Und dabei spielt er selbstgefällig mit der Uhrkette, die ihm auf den hungrigen Magen hängt.

Nad. Pamlowna lkiwa« r«sttmm,x Ich weiß nicht, weshalb Sie mir dies Alles erzählen, ich habe jetzt wirklich ganz andere Gedanken im Kopfe.

Awakow lP»»s'. seu,,endi. Ja . . . das glaube ich wohl . . . Sie haben ganz andere Gedanken im Kopfe.

Nad. Pamlowna iiichelnd). Hat es Ihnen leid gethan, daß wir Sie nickt zum Spazierengehen aufforderten?

Awakow. Nun natürlich!

Nad. Pawlowna. Dann kommen Sie jetzt mit mir in den Garten ... Wollen Sie?

Awakow. Mit dem größten Vergnügen. iN>mml den H«,,, Nad. Pawlowna. Halt! Ich glaube, da kommt Belski. Awakow. Aber so lassen Sie ihn doch, zum Teufel! Belski <<"» dem Borzimmer kommend,. Uff! Ist das eine Lauferei. (Zu Rad, ««wlotona , Nadeschda Pawlowna, Ihr Maler ist fort! Nad. Pawlowna. Welcher Maler?

Belski. Welcher Maler? Das ist nicht übel! Mr. Popelin, derselbe, den ich Ihnen holen sollte. Er ist vor einer halben Stunde nach Neapel gereist!

Nad. Pam low II« <i>°ht ihn ironisch °NI. Das ist ja sehr interessant! Nein, wie Sie aber außer Athem sind, Alerei Nikolajewitsch. <L«chend.> Wie Sie sich angestrengt haben, um schnell wieder hier zn sein. Sie werden sich doch keine Lungenentzündung geholt haben?

Belski. Ich?

Nad. Pawlomna. Ja . . . Sie, wer weiß, oder vielleicht fühlen Sie starkes Herzklopfen? Ha, ha, ha! Nicht wahr, Sergej Platonowitsch, er scheint herzleidend zu sein?

Amakow. Ja wohl, ha, ha, ha!

Nad. Pawlomna „u Awaiow). Kommen Sie, kommen Sie.

Belski. Wohin gehen Sie denn?

Nad. Pawlomna. Wir wollen ein wenig spazieren gehen.

Belski. Und ich?

Nad. Pawlomna. Und Sie bleiben hier. Weshalb ist es hier aber

so dunkel? Mutet, der Kellner kommt.) ^szrzorte« cls« 1umidr68. (Kellner ob,,

Sie können ja, wenn Sie wollen, hier lesen, übrigens lasse ich Sie in Marjas Gesellschaft ... Sie hatten ihr ja wohl etwas zu sagen. Oder wollen Sie vielleicht noch einmal Mr. Popelin aufsuchen? sieht sie erstaunt an.) Ach, bitte, sehen Sie mich nicht so verwundert an, Sie sind zu komisch . . . kommen Sie, Sergej Platonowitsch. tAu, Beim b,isend.i Hahaha!

Awakow. Hahaha! Er ist wirklich zu komisch! Hahaha!

sLeide gehen in den Barten. Kellner bringt Lichter und eine Lampe und stellt sie an'S Fenster, Beliki bleibt unbeweglich stehen, hebt dann plötzlich eine Hand, Der Kellner glaubt, dafz er ihn ruse, kommt herbei und sagt: ..Eccellenza!" aber, da Belski ihn nicht beachtet, verbeugt er sich und geht ab.)

Belski. Was bedeutet das? Hm! Ich begreife Nichts! Irgend eine Grille! (Seht in, Zimmer hin und her.) Ich muß gestehen, eine wunderbare Frau! Klug, geistreich und hübsch! Aber jetzt nichts mehr davon. Vor drei Monaten allerdings, als ich sie in Roin traf, hat sie mir den Kopf verdreht, und auch jetzt inuß ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart manchmal meine Ruhe verliere. Aber im Herzen wohnt doch ... ach, ich weiß es nur zu gut, wer mir im Herzen wohnt. Sie sagte es mir ja auch, daß sie mich in Gesellschaft von Marja Petrowna lasse. Aber wo ist sie denn? (Paule.) Lesen soll ich hier. . . lesen! In solcher Nacht und nach unserem heutigen Gespräch, (seht an s Fenster., Ach, was für eine prachtvolle Nacht.

Marja Petrowna tkommt aus dem Schlafzimmer, sie erblickt Belski und geht in die Mitte des Zimmers),

Belski lsic erblickend). Ah, Sie sind da, Marja Petrowna.

Marja Petrowna. Ja, ich bin hier. dem Schlaf«»»«., Die

Tante sagte, ich sollte ein anderes Kleid anziehen.

Belski lsiehl sie an,. Aber ich sehe gar nicht, daß Sie ^

Marja Petrowna. Die Tante nieinte auch nur so. Sie wollte mit Sergej Platonowitsch nur allein bleiben. Wo ist sie denn?

Belski. Sie ist mit ihm in den Garten gegangen.
Marja Petronilla. Und Sie sind ihnen nicht gefolgt?
Belski. Ich? Nein, ich sollte hier bleiben.
Marja Petronilla. Wirklich? iZetzt stchi

Belski. Das heißt, die Wahrheit zu gestehen, sie sagte es mir selbst, daß ich hier bleiben möchte.

Marja Petronilla. Ah! Dann wundere ich mich nicht, armer Freund! Sie thun mir leid.

Belski lgeht ,u ihr und sttz, sich an ihre Seile). Wirklich? Glauben Sie denn, daß ich den alten Brummbär sehr beneide?

Marja Petronilla. Ich verstehe Sie nicht. . . aber Sie thun ihm Unrecht. Aivakow ist ein prächtiger Mensch.

Belski. Gewiß.

Marja Petrowna. Wie er an meiner Tante hängt!

Belski. Jawohl! Und deshalb ist es nicht recht, ihn so zu quälen. Ihre Tante ist eine herrliche Frau, aber sie ist so spöttisch.

Marja Petrowna °n,ehend). Und doch thut es Ihnen leid, daß Sie ihr nicht in dm Garten nachgegangen sind?

Belski. Sie fragen das zum zweiten Male?

Marja Petrowna. Wenigstens sind Sie ihr doch früher niemals von der Seite gewichen.

Belski. Früher! Ja freilich. Ich weiß ganz gut, wie ich ihre Bekanntschaft machte. Es mar gerade während des Carnevals, ich sah sie auf dem Balcon am Corso und kann sagen, daß sie damals einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Marja Petrowna. Ja, ich erinnere mich noch, wie Sie ihr von der Straße ein riesiges Blumenbouquet hinaufreichten, wie sie dabei zuerst erschrak, dann lächelte und Ihre Blumen nahm.

Belski. Erinnern Sie sich auch noch jenes langen Engländers daneben, der nachher aus mich so eifersüchtig wurde und eine Nase wie ein Birkhuhn hatte?

Marja Petrowna. Ja wohl, ja wohl!

Belski. Das ist aber Alles drei Monate her und mittlerweile — mittlerweile habe ich eine ganz andere Empfindung kennen gelernt und begriffen, daß alle Künste weiblicher Koketterie nichts sind im Vergleich zu dem ahnungslosen Reize der Jugend.

Marja Petrowna c»nruhig,. Was wollen Sie damit sagen?

Belski (gleichlall, unruhig). Ich? Ich wollte nichts sagen. <V°"I'.> Was haben Sie heute gelesen, Marja Petrowna?

Marja Petrowna. Ich? Ich habe Schiller gelesen.

Belski. Was denn?

Marja Petrowna. Die Jungfrau von Orleans.

Für die Bühnen liegt eine Comvosition dieses Liedes von Martin Röder vor. «eliki und Marja Petrowna stehen am Fenster und hören zu; als er geendigt, ruft BelSli ..Bravo' und wirst Hm noch mehr Sild zu. Marja Petrowna will fortgehen, aber er halt fle an der Hand,)

Belski. Bleiben Sie, Marja Petrowna, bleiben Sie! In diesem

Augenblick ist mein Entschluß gefaßt, aber ich möchte dem Sänger so

gern danken. Mmmt das Licht »°m Ti«„ Kommen Sie, mir wollen an's Fenster gehen.

Marja Petrowna leiht leicht widerstrebend an s Fenster),

Stimme des Sängers. ^.K! OKs dsllä r«Fä«?ä!

Marja Petrowna (tritt erröthend vom Fenster zurück).

Belski (stellt das Licht °u, den Tisch). Nein, ich bin entschlossen und kann nicht länger schweigen. Dieser unerwartete Gesang, diese süßen italienischen Laute und gerade jetzt, an dieser Stelle, als ich eben im Begriff war, ‚Hnen zu sagen, wie es mir um's Herz ist. Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht schweigen.

Marja Petrowna (»ou Bewegung?. Alerei Nikolajewitfch.

Belski. Ich weiß, Sie werden das thöricht finden, Sie werden mir zürnen, aber, was auch geschehen mag, ich kann mich nicht länger verstellen, Marja Petrowna, inachen Sie mit mir was Sie wollen, ich liebe Sie mahrhaft und innig.

Marja Petrowna (schweigt mit niedergeschlagenen Lugen).

Belski. Ja, ich liebe Sie, Sie müssen das schon lange bemerkt haben und jetzt, wenn Sie mich nicht erhören und meine Frau sein wollen, bleibt mir nur eins übrig: fortzueilen von hier, so schnell wie möglich und so weit wie nwglich ... Ich weiß, daß mein Ungestüm vielleicht Alles verderben kann, aber der Schuldige bin ich nicht... das ist jener Sänger. Marja Petrowna, sagen Sie mir, inuß ich fort oder darf ich bleiben, muß ich den Sänger verwünschen oder darf ich ihn segnen?

Marja Petrowna. Ich weiß wirklich nicht.

Belski. Sagen Sie . . . Sagen Sie . . .

Marja Petrowna. Ich glaube ... daß ich dem Sänger nicht böse sein kann.

Belski «fte bei der Hand sassend). Ist es möglich? . . . Mein Gott . . .

Ist es nwglich? Ist es möglich und ich soll . . .

Marja Petrowna. Ja, aber . . . was wird die Tante dazu sagen?

Belski. Was sie sagen wird? Sie wird ihre Zustimmung geben ... Da kommt sie gerade. . . sehen Sie.

Marja Petrowna. Belski, was thun Sie?

Belski. Nichts, nichts, Sie werden sehen.

Marja Petrowna (sucht ihn zurückzuhalten, «n der Tbtir zum «arte» kommt Radeschda Pawlowna und Awalon».

Awakow. Weshalb wollten Sie schon so srüh nach Hause gehen? Rad. Pawlowna. Es war hohe Zeit ... um dieser Beiden willen.

Belski (aus Nad, Pawlowna hastig zugehend), Nndeschda Pawlowna.

Nad. Pawlowna lzniammensahrend). Was haben Tie denn? Sie erschrecken mich.

Awakow lsteht ihn ängstlich an>,

Belski. Nadeschda Pawlowna, ich befinde mich in einer großen Erregung, aber Sie werden mir deshalb nicht zürnen. Ich . . . sehen Sie ... ich kann es nicht länger verschweigen ... ich bitte Sie um die Hand . . .

Awakow. Ach, mein Gott . . . das habe ich kommen sehen . . . Alles ist zu Ende . . . »us «ne» Swhli

Belski. ... um die Hand Ihrer Nichte Marja Petrowna.

Nad. Pawlowna «rs,°uny. Meiner Nichte?

Awakow. Was? Wie? c«un‚imge„r„, Sie halten um Marja Petrowna an? Einverstanden, einverstanden . . . Kinder gebt Euch die Hände . . .

(Ergreist die Hand Marjas und lügt sie i» die Hand Belslid,? Ich segN« Euch Und wünsche

Euch Glück und alles Gute, Euch und Euren Kindern.

Nad. Pawlowna. Halt, halt, Sergej Platonowitsch, nicht so hastig, was bedeutet denn das Alles? Ich verstehe noch gar nichts, Sie, Alerei Nikolajemitsch, bitten mich um Marjas Hand?

Belski. Ja!

Nad. Pawlowna. Und sie?

Belski. Sie hat mich nicht ausgeschlagen.

Nad. Pawlowna. Mascha, Du bleibst stumm?

Awakow. Aber, was soll das Kind denn sagen? Glauben Sie, daß das Alles ohne ihre Zustimmung geschehen wäre?

Nad. Pawlowna ‚zu Beim„. Ihr Antrag überrascht mich sehr, ich bekenne es frei, aber ich will dem Wohlergehen meiner Nichte nicht im Wege stehen und wenn Sie glauben, daß Sie ihr Glück begründen können . . .

Belski, Sie geben also Ihre Einwilligung . . . <«M ihr die H»n°‚>

Awakow. Na, natürlich giebt sie ihre Einwilligung . . . Hurrah! Marja Petrowna, so kommen Sie doch her.

Marja Petrowna <g°ht zu NadesckM Pawlowna), Liebe Tante!

Nad. Pawlowna. Schon gut, schon gut! <«u°pf, ihr o« W<>„gm‚> Tu bist meine liebe Nichte, i»«‚»«w°‚°w mmdend.) Und jetzt sehen Sie doch, Sergej Platonowitsch, wie fein und richtig Ihr Verdacht war . . .

Awakow. Ja, Irren ist menschlich, aber was doch wahr bleibt, ist, daß ich Ihr aufrichtiger und ergebener Frennd bin — das bleibt wahr.

Nad. Pawlowna. Was sagen Sie? Awakow. Sehen Sie dort diese jungen Leute? Nad. Pawlowna. Jungen Leute! Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß ich alt und häßlich bin?

Awakow. Ach, Sie verstehen mich ja . . . Nun werden Sie dock endlich an die Rückreise denken . . . und was für ein Leben wir dann führen wollen.

Nad. Pawlowna. Ich sage noch Nichts . . . zuerst gehen wir nach Paris.

Awakow lftch «»'b Ohr lassend), O Niel), Aber dann doch nach Hause, nach Rußland, nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Wie Sie wollen, aber wir gehen unzweifelhaft zuerst nach Paris . . . dort sollen die jungen Leute Heirathen.

Awakow. Jawohl, dort wollen wir Alle Heirathen . . . nnd dann nach Hause.

ITer Tanger bot sein Lied auf's Neue leise angeflimmt.)

Nad. Pawlowna. Nun ja doch, nur etwas Geduld. Aber wie ist das Alles so glücklich gekommen? iHSrt den s°„ger.) Ah, ich verstehe, der Sänger! Nun es ist möglich, daß er sein Lied nicht allein für Euch gesungen hat. Sorrent hat es uns Allen angethan und diesen Abend werden wir nicht so leicht vergessen. lZ» Awaiow.) Nicht wahr?

Awakow (ihr die Hand kuffenk). Ich ganz gewiß nicht.

Belski und Marja Petrowna. Und wir auch nicht!

<Während das Lied immer leiser werdcnd. schließlich ganz »erklingt. Mt der Vorhang,)

Conrad Ferdinand Meyer.

von

Kgphsel Löwenfcld.

— Berlin. —

Ist es ein Zufall oder das Ergebniß leicht erkennbarer Voraussetzungen, daß die beiden bedeutendsten Dichter der Gegenwart, die Männer, die unseren literarischen Schatz mit denjenigen Erzeugnissen bereichert haben, denen wir die längste Dauer voraussagen möchten, außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches wohnen? Man glaubt bei der Untersuchung literarhistorischer Thatsachen nicht gern an Zufälle; man sucht die Blüthe der Gegenwart aus dem Keim der Vergangenheit zu erklären, die Süßigkeit und Vollreife der Frucht aus der Gunst des Bodens zu deuten, dem sie entsprießt, aus der Gunst der Sonne, die sie bestrahlt und erwärmt hat. Es wird auch nicht schwer werden die Umstände herauszufinden, die zumeist der Entwickelung Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers förderlich waren.

Die stürmische Erregung, welche in den Jahrzehnten der Revolution alle begabteren Köpfe Deutschlands ergriffen hatte, stand der Hervorbringung vollendeter poetischer Kunstwerke im Wege. Die Ereignisse der Kriegsjahre erzeugten mit ihren beispiellosen Siegen, ihrer jugendlichen Begeisterung, ihrer fieberhaften Thätigkeit um die Grundlegung des endlich errungenen Staatswesens wohl eine poetische Stimmung, ließen aber nicht zu der Abklärung kommen, die eine glückliche Prodnction erheischt. Und die rüstige Arbeit an dein inneren Ausbau des Reiches fordert wiederum alle bevorzugten Geister für sich. Die Politik ist die Feindin der Kunst; sie zersplittert die Kräfte der Nation, sie nimmt alle Begabung für das eruste Leben in Anspruch und entzieht sie dem heiteren Bereiche der Dichtung. Das poetische Talent aber bedarf der Nuhe, der Zurückgezogenheit, es bedarf gesicherter staatlicher Verhältnisse, es bedarf vor Allem der vollkommensten Concentrirung. „Es bildet ein Talent sich in der Stille."

Keller und Meyer, in der deutschen Schweiz geboren, haben das Glück, dem großen Volk als Söhne anzugehören, das in dieser Revolutionsperiode sich durch einen Riesenkampf zu dem Jahrhunderte lang angestrebten Ziele hindurchrang, ohne von seinen Stürmen unmittelbar erschüttert zu werden. In voller Theilnahme an dem geistigen Fortschritt der Nation gingen sie unbehindert von äußerlich störenden Einflüssen ihren Weg. Die Gunst des Schicksals gab ihnen so zu sagen mehr als ein Vaterland. Sie sind Schweizer und sind — Deutsche. Sie empfinden aus's Innigste ihre Zusammengehörigkeit mit dem Land, das sie geboren, und fühlen sich trotzdem eins mit dem Geiste, der allen Bestrebungen des deutschen Volkes die Richtung weist.

Das ist das Gemeinsame dieser beiden so verschiedenen Persönlichkeiten?, daß sie, ohne Verleugnung der engeren Stammesangehörigkeit, zu Führern ihres geistigen Vaterlands geivorden sind. In allem Uebrigen fast sind sie, wenn nicht Gegensätze, so doch äußerst verschieden geartete Eigennaturen. Keller ist der Fabulist, der naive Poet, dem man kaum glaubt, daß ihn die ganze Bürde unseres Wissens drückt; Meyer der vornehme, zurückhaltende, mit überlegenem Kunstverstande schaffende Denker, dem das reiche Wissen so wohl zu Gesichte steht — ein auferstandener Humanist aus der Zeit der europäischen Neubelebung. Keller plaudert aus dem heiteren schalkhaften Gemüthe eines Kindes; Meyer spricht mit dem gereiften Urtheil des Mannes. Keller wählt moderne Stoffe aus dem Leben, das ihn umgiebt, dem täglichen, wenn auch nicht alltäglichen, er erzählt vorzugsweise Vorgänge, deren Träger die Menschen sind; Meyer schaut zurück in die Vergangenheit und sucht nach mahlvermandten Erscheinungen unter den großen Männern verflossener Jahrhunderte. Er gestaltet Menschen, die Ereignisse sind das Werk ihrer Persönlichkeit. Keller strebt das Allgemeinfame (Typische) an, Meyer das Einzelmesenhafte (Individuelle).

Bei dieser Venchiedenartigkeit der Naturen ist ihnen, wie angedeutet, gemeinsam die Auffassung ihres Verhältnisses zur Schweiz und zu Deutschland.

Der Untergrund aller ihrer Dichtungen ist schweizerisch, der Geist deutsch. Sie suchen durch die Wahl des Schauplatzes, den sie ganz genau aus eigener Anschauung kennen, den festen Boden zu gewinnen für die Entfaltung einer Handlung, empfinden aber gleichzeitig die Engniß des Raumes und sehnen sich über die Grenzpfähle der kleinen schweizerischen Republik hinaus in das weite Reich,des deutschen Geistes. Gottfried Keller nennt Deutschland sein „zweites Heimatsland" und wenn er im „Grünen Heinrich" von einem „poetischen und idealen Deutschland" spricht, in welchem er „die ursprüngliche Gluth und Tiefe des germanischen Lebens noch zu finden hofft", die er bei seinen eigenen Stammesbrüdern mit ihrem „nüchternen vrcrZtischen Treiben für erkaltet und ausgeartet hält", so leiht er damit nur seinein persönlichen Gefühle Worte. Meyer giebt seinen deutschen Empfindungen noch einen schärferen Ausdruck:

Verleih' uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrcr alten Kaiserzicr umlaubt!
Wclf, Wittelsbachcr, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutschen Reich,

Und das sagt derselbe Mann, der seine Berge und Thäler so liebt, daß er trotz allem Leid, das ihn aus der Heimat getrieben, nach der Nnrast der Fremde wieder an die Ufer des „hellsten Sees der Schweiz" flüchtet, um an dem Mutterbusen Helvetiens zu gesunden.

Nie prahlt ich mit der Heimat noch,
lind liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

(Ged. S. 75.)

Es lebt in Keller, wenn man so sagen darf, vom Schweizer mehr als vom Deutschen, in Meyer mehr vom Deutschen als vom Schweizer. Und auch das hat Meyer in höherein Grade als Keller mit so vielen großen Geistern unseres Volks gemein, daß er mit der Freude an dem Glück und Leid des Vaterlandes und mit dem Gefühl engster Zugehörigkeit zu seinem Volke das Verständnis; für das Allgemeine, für die Menschheit, in gleicher Weise entwickelt hat. Er verbindet, ähnlich wie Lessing, den aufrichtigsten Patriotismus mit dem edelsten Kosmopolitismus.

Meyers Talent hat — um dies gleich hier anzuschließen — auch sonst noch eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Begabung Lessings. Wer kennt nicht die von überschwenglicher Bescheidenheit eingegebene Selbstbeurtheilung Lessings? Man erweise ihm manchmal die Ehre, ihn für einen Dichter zu halten, sagt er, aber nur, weil man ihn verkenne; man schließe zu früh aus einigen dramatischen Versuchen, die in den Jahren Eingeschrieben seien, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genic halte, und was in den neueren erträglich sei, habe er einzig und allein der Kritik zu verdanken. „Ich sühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen; ich würde so arm, so kcut, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken." Zieht man von diesen Worten die Bescheidenheit Lessings ab, so bleibt, in unsere Auffassung übertragen. Folgendes von seinem Gedankengange übrig: Ich habe nichr das Glück, leicht zu schassen; ich forme meine Gestalten langsam und überwache sie mit dem reifen Urtheil eines Kenners von reichster Bildung und feinstem Geschmack. Und ähnliches kann man von Meyer sagen. Meyer besitzt trotz der großen und edlen Wirkungen seiner Dichtung weit weniger schöpferische Gabe als besonnenen und gereiften Kunstverstand. Zu dieser Einsicht gelangt man aber erst bei kritischer Zergliederung seiner Werke. Läßt man sie unbefangen auf sich wirken, so verwischt sich die Grenzlinie, die zwischen dem schöpferischen Genius und dem berechnenden Kunstverstande liegt — ganz so wie man über der Wirkung von Lessings Emilia Galotti und Nathan dem Weisen den großen Kunstforscher und Gesetzgeber des dichterischen Schaffens vergißt.

Meyer hatte, ehe er zu dieser Kunstreife gelangte, schwere Eiltwickelungsjahre durchzumachen. Es ist ohne Beispiel in der Geschichte des deutschen Geistes, daß ein Dichter von so kräftigem Talente mit feiner ersten größeren Schöpfung Heroortritt, da er die Mittagshöhe des Lebens überschritten hat. Meyers „Huttens letzte Tage" erschien im Jahre 1871, da der Dichter bereits sein fünfund vi erzigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte. Nicht äußere Verhältnisse hatten hinderlich auf seinen Bildungsgang eingewirkt; es waren lediglich innere Kämpfe: eine gewisse Scheu, Unvollendetes zu schaffeil, ein Streben nach völliger Ausreifung und ein Hin- und Herschmanken des Geistes zwischen französischen und deutschen Bildungselementen. Auch dieses Zögern und Tasten erinnert daran, daß Meyers Schaffen mehr demjenigen Lessings ähnlich ist, als etwa dem Goethes, wie man das von Keller sagen könnte. „Ein in leidenschaftlichen innereil Kämpfen gährendes Naturell" — sagt Paul Heyse mit dem ihm besonders zustehenden tiefen Verständnis; für das Wesen dichterischen Schaffens — „eine mächtig treibende und sprossende Subjectivität wird früh ans Licht hinausdrängen, während der tiefsinnige Betrachter geschichtlicher Erscheinungen, wenn er es redlich meint, sich selbst vergißt über der Freude an den Gesichten, die ihm zu Theil werden, und sich nicht übereilt, sein Forschen und Nachbilden für abgeschloffen zu erklären." Heyse hat in diesen wenigen Worten die räthselhafte Natur Meyers treffend erklärt. Die Bewunderung des Großen in der Vergangenheit hat seine Zurückhaltung genährt, und die Gegenständlichkeit seines ganzen Schaffens entspricht mehr dem reifen Mannesalter als dem lyrischen Drange der Jugend.

„Neif sein ist alles"; dieses Shakespcare'sche Wort setzt Meyer seiner ersten großen Dichtung als Motto voran, und es zeichnet scharf sein ganzes Wesen und das Wesen seiner Kunst. Wie kaum ein anderer Dichter in umerer reichen Literatur steht Meyer, da er zum ersten Male vor uns hintritt, als ein Fertiger im: die Betrachtung seiner Werke zeigt keine langsame Entmickelung, keinen mählichen Fortschritt. Weder Jugendvcrsuche noch sragmentarische Anläufe! Nicht als ob Meyer seine dichterische Befähigung erst in späteren Jahren eildeckt hätte; wohl aber wußte er seinem Talente den angemessenen Weg nur mit Mühe zu finden.

In französischer Umgebung, mit französischer Muttersprache, unter

undeutschen Verhältnissen aufgewachsen, war seine Gcistesrichtung lange Zeit eine durchaus französische, und er schwankte zwischen den Traditionen seiner Geburt und den Einflüssen seiner Bildung, bis er endlich unter dem mächtigen Eindrucke, den der deutsch-französische Krieg der Jahre 1870/71 auf ihn gemacht, sein deutsches Wesen wiederfand und ihm in seiner ersten Dichtung, „Huttens letzte Tage", einen mächtigen Ausdruck gab.

„Huttens letzte Tage" ist kein Epos in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; es behandelt nicht die Großthaten eines Volkes oder auch nur eines seiner Führer, es ist vielmehr, um mit Gott schall zu sprechen, ein Segment aus der Geschichte, welches trotz seiner Grenzen die Breite des ganzen Kreises in sich aufnimmt, oder, wie Johannes Scherr es treffend genannt hat, ein heroisches Idyll.

Der sieche, körperlich zerrüttete Hutten hat, da er nirgends eine Zuflucht findet, die Insel Ufenau aufgesucht und ist hier, auf diesem grünen stillen Eilande, schon nach zwanzig Tagen gestorben. Meyer begründet Huttens Aufenthalt in dieser Zurückgezogenheit durch eine Einladung des geistesverwandten Zwingli; dadurch wird Huttens Verlassenheit gemildert. Während er in der Geschichte allein dasteht ohne Gesinnungs- und Kampfgenossen und sich verbitten zurückzieht, wird er durch diesen glücklichen Gedanken des Dichters zu dem Glieds einer großen Vereinigung, und zwar einer Vereinigung der edelsten Geister feiner Zeit. Die Dichtung behandelt diese letzten zwanzig Leidenstage in kurzen Selbstgesprächen des müden Freiheitskämpen; Hutten blickt zurück auf seine Vergangenheit, er schaut in die Zukunft und betrachtet alles, was um ihn her vorgeht, mit den Augen des Denkers. Er bemüht sich Fassung und Ruhe zu gewinnen; aber der alte Geist des Widerspruchs wird immer von Neuem in ihm lebendig. So hadert er mit sich und der Welt bis zum letzten Athemzuge.

Hutten ist zu allen bedeutsamen Erscheinungen seiner Zeit in Beziehung gesetzt; dadurch wird die Dichtung trotz ihrer kleinen Dimensionen zu einem vielfarbigen Bilde des Neformationszeitalters, in dem alle Begebnisse von Bedeutung Beachtung gefunden haben. Ob Hutten mit tiefen? Verständnisse die ernsten Scherze eines Ariost liest, ob er. den Verrath des Erasmus in Gestalt eines polemischen Bucheo in Händen hält, ob er in seiner vereinsamten clause Loyola begegnet, ob rings um ihn her die Bilderstürmer verständnißlos gegen die Kunstwerke der Vorzeit wüthen, ob sein gütiger Wirth, der Pfarrer, ihm von CopernicuS erzählt, der die neue Lehre von dem Stillstand der Sonne und der ruhelosen Bewegung der Erde soeben der Welt kuudgethan, ob Paraeelsus, der grosze schweizerische Arzt, an sein Krankenlager berufen wird — allen diesen Beziehungen Huttens zur Außenwelt entlehnt der Dichter einen Zug zu dem großen Bilde der geistig lebhaft bewegten Zeit.

Hutten erscheint in seinen Selbstbetrachtungen als ein Mann, der seinen, Jahrhundert vorausgeeilt ist und für alle neuen Erscheinungen ein tieferes Verständnis; hat, als die ihn Umgebenden; darum erfüllt ihn auch schwere Besorgnis; beim Anblicke Loyolas, dessen ganze furchtbare Bedeutung er sofort erkennt. Tie bewegenden Triebe seiner gesummten Lebensthätigkeit waren die Liebe zum Reiche und die Liebe zur Freiheit. „Zum Henker eine Freiheit, die vergißt, was sie der Reichesehre schuldig ist!" Und diese Gesinnung hält er fest bis an den Tod. Sie bildet den Grundton der ganzen Dichtung. Freiheit und Deutschthum sind gleich werth, eines ohne des andere unnütz. — Von keinem Erzeugnis; der siebziger Jahre ist dieser Gedanke in solcher Allgemeinheit und zugleich in solcher Schärfe ausgesprochen worden. Was damals unsere Gemüther bewegte, fand seinen Ausdruck in lyrischen Erzeugnissen, eine epische Dichtung, die so glücklich einen Helden der Vergangenheit zum Mittelpunkte einer Gedankenund Einvfindungswelt zu machen gewußt, die unseren Gedanken und Empfindungen so nahe verwandt ist, besitzen wir nicht; keine auch, die in so schlichter, einfacher Form — das Gedicht ist in fünffüßigen jambischen Reimpaaren geschrieben — einen so reichen vielseitigen Inhalt birgt. —

Conrad Ferdinand Meyers „Gedichte" erschienen gesammelt zum ersten Mal im Jahre 1882. In diese Gesammt-Ausgabe sind zwei kleinere Sammlungen aufgenommen, welche unter dem Titel „Balladen" (1864) und „Romanzen und Bilder" (1870) vorher erschienen waren, ohne die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises zu erregen. Vergleicht man jedoch die Balladen und die Romanzen und Bilder der alten Ausgaben mit der Form, in welcher wir sie in den Gedichten finden, so fordert jedes einzelne Stück der Sammlung zur Bewunderung des Ernstes und des Fleißes seines Schöpfers heraus. Ohne Veränderung ist wohl keine einzige Nummer geblieben. Ueberall merkt man die sorgfältige Feile: da wird ein Reim gebessert, dort eine stilistische Wendung ausgemerzt, oft aber auch der ganze Gedanke in eine neue Forin gegossen oder, wie in den Balladen, eine gänzliche Umbildung vorgenommen, die einer Kürzung in Form und Inhalt gleichkommt.

Meyer strebt mit besonderem Nachdruck nach Prägnanz des Wortes; wie in seinen prosaischen Werken legt er auch in den poetischen Werth auf die Genauigkeit und Knappheit des Ausdrucks. Das Gewand der Sprache

liegt dem Inhalte fo eng und zugleich so edel nn, daß — um bei dem Bilde zu bleiben — nirgend eine überflüssige Falte oder ein entbehrlicher Zierrath das Auge stört. Ost allerdings leidet, wie wir meinen, der Gedanke unter diesem Streben und besonders in den Balladen scheint die ältere weitläufigere Fassung bisweilen den Vorzug vor der jüngeren zu verdienen.

Bestimmte Muster, an denen sich Meyer gebildet hat, würden sich schwer nennen lassen. Der wählende Sinn, der dem Geschmack unserer Zeit besonders eigen ist, waltet auch in Meyers Geschmacksbildung vor; man wird an die großen Muster aller Zeiten erinnert: an Dante, Michel Angelo, an Milton, an Schiller, an Uhland. Merkwürdig genug, Goethe, den großen Lehrer Alldcntschlands, glaubt mau nirgend zu vernehmen. Nnd doch möchte ich glauben, daß Meyers prosaische Schreibweise nicht ganz ohne den Einfluß Goethes zu der großartigen Einfachheit gelangt ist, durch die sie ihre bedeutenden Wirkungen erzielt. Meyer hat eben alle großen Schöpfungen der Literatur mit vollein Verständniß in sich aufgenommen, ohne daß seine kraftvolle Eigennatur von ihrem Wesen eingebüßt Hütte. Die Verwandtschaft der (griechisch-römischen) Stoffe in den Balladen erinnert an Schiller; in den Romanzen wetteifert Meyer mit Uhland, und man wird ihm sehr häusig die Palme zu reichen bereit sein. Der Gedankenreichthum und die knappe Form, in der die Gedanken ausgesprochen werden, zeigt Aehnlichkeit mit Michel Angelos Sonetten. All Dante und Milton erinnern der feierliche Ernst und die religiöse Stimmung.

Einc Flciinmc zittert mir im Busen,
Lvdert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Nnd ich hüte sie mit heiliger Scheue,
Daß sie brenne rein und nngekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.

(„Das heilige Feuer", Geb. S. 4.)

So spricht Meyer feine Auffassung von dem Berufe des Dichters aus.

Meyers ganze Lebensanschauung ist eine ernste; sie ist, wie Julian Schmidt sich einmal ausdrückt, eine ethisch-historische. Nicht gerade ein bestimmter Glaube spricht sich in seinen Gedichten aus, wohl aber eine gewisse Gläubigkeit und beruhigende Gottergebung:

Was Kvtt ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen:
Doch will er treu sich allezeit

Mit uns verbinden. (Geb. S. SV.)

Meyers Lyrik hält die Mitte zwischen der sogenannten Gedankenlyrik und dem einfachen Viede. Das letztere entspricht seinem Talente weniger; nur selten gelingt ihm ein Lied, das lediglich einer Stimmung Ausdruck gäbe. Er bedarf einer greifbaren Thatsache, eines leitenden Gedankens. Er versteht aber diesen Gedanken so treffend zu gestalten, giebt ihm eine so handgreiflich sinnliche Einkleidung, daß der Uebergcmg vom rein Gedachten zum Faßbaren kaum empfunden wird.

Eine Tichtungsgaltnng, die iu Meyers Lyrik in hohem Grade volleildet erscheint, ist das Phantasiebild. Die äußere Form desselben bildet die Erinnerung. Dieser Form bedienen sich, um nur das anzuführen, was uns am hervorragendsten erscheint, „Die Schlittschuhe", „Reisephantasie", „Venedig", „Nach einem Niederländer", und ganz besonders „Die alte Brücke". Wahrend in den erstgenannten das in die Erinnerung tretende Bild mehr persönlichen Werth hat und nur eine für das Individuum bedeutsame Thatsache aus vergangener Zeit zurückruft, erweitert es sich in „Die alte Brücke" zu einer historischen Rückschau von weiter Perspective. „Die Schlittschuhe" sind der äußere Anstoß zur Erinnerung an eine flüchtige Jugendliebe: der Neffe bittet den Ohm um ein Paar Eisschuhe, die oben unter altem Gcrümvel aus dem Boden nutzlos hangen, und während der Ohm mit dein Knaben die Treppe hinaufschrcitet, um den Wunsch zu erfüllen, sieht er das Bild seiner Jugend wiederkehren. Eine Scene auf dein Eise tritt vor sein Gedächtnis; und in dem Gedanken an die schlanke Gespielin versinkt er in Träume:

«Ei, OKm, Dil träumst? Nicht Mahr, Du giebst sie mir
Bevor das Eis geschmolzen . . Junge, hier.

In der erwähnten schönen Phantasie „die alte Brücke" klingt auch schon ein Ton an, der in vielen anderen lyrischen Dichtungen Meyers den Grundton bildet: die besondere Auffassung der Naturerscheinungen. Nicht zum Schadender poetischen Wirkung empfindet man hier mehr als sonst Meyers schweizerische Umgebung: den Berg, den Hügel, den ^ce, hie und da auch die Pflanzenwelt der Alpen. - Liest man z. B. „Das weiße Spitzchen", so denkt man unwillkürlich, es müsse das Locken des Schneegipfels noch mehr bedeuten, als ausgesprochen ist, mehr, als die bloße Wirkung des Wandertriebes, vielleicht das Wunschziel eines verwundeten Herzens. Ein ähnliches Stimmungsbild wie „DaS weiße Spitzchen" ist das kleine Gedicht „NePliem":

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor:

„Viele Schläge, viele Schläge
Thut an einem Tag das Herz,
Wenig Schläge, wenig Schläge
Thut im Dämmerlicht das Erz!"

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Aus der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch', mein Kilchberg läutet jetzt!

solcher schlichten Stimmungsbilder giebt es nur wenige bei Conrad Ferdinand Meyer. Auch hier bedarf er wieder einer Beziehung, eines Gedankens, der ihm die Stütze bietet. Und doch scheinen Gedichte, wie „Der geschändete Baum" und „Benedig", das anch mit den früher betrachteten eine gewisse Verwandtschaft zeigt, — so wenig Proben dieser Gattung es auch giebt — seinem besonderen Talente in hohem Grade zu entsprechen.

Tie reiche Ausbeute an lyrisch-epischen Dichtungen erklärt sich aus dem umfangreichen historischen Wissen und der dem Dichter eigenen historischen Betrachtung aller Erscheinungen. Nur wenige von den erzählenden Dichtungen sind, wie „Das Glöcklein", von Gefühl durchtränkt. Die meisten schildern mit der Anschaulichkeit des Plastikers Einzelvorgänge von gewaltiger oder rührender Bedeutung. Ueberall sind es die Contraste, auf welche Meyer den größten Werth legt. Eine Eigenheit seines Stils wird hier glücklich auf den Inhalt übertragen. Er stellt den Fürsten dem Bettler gegenüber, wie in der „Bcttlerballade", den christlichen Pilger der sarazenischen Jungfrau, wie in „Der Pilger und die Sarazenin", den geradsinnigen Schiffer den verderbten Königskindern, wie in LlanOke Nek", den Genius eines ColumbuS dem planlos abenteuernden Volke, wie in „ConguistadoreS", den schöpferischen Menschengeist dem „Werde" der Gottheit, wie in „Michel Angelo". In allen den angeführten Balladen beruht die mächtige Wirkung auf dem hervorgehobenen Gegensätze. Wir haben schon oben angedeutet, daß viele dieser Balladen unter der allzu knappen Form leiden, und daß, wo der Dichter das bessere gewonnen zu haben glaubt, der prüfende Leser ihm nicht immer beistimmen kann. So würden mir beispielsweise die Ballade „Kaiser Ottos Weihnacht" (Balladen S. 78) der Neubearbeitung, welche den Titel „Ter gleitende Purpur" trägt, vorziehen. Die weitläufige Form der Ballade „Der Zweikampf" (Balladen S. 38), gemährt ein anschaulicheres Bild des römischen Lagerlebens und bietet somit einen sicherern Maßstab für die Schätzung der Schuld des jungen Manlius, als die kürzere Behandlung in „Der Ritt in den Tod". Die dreiundzmanzig vierzeiligen Strophen der ersten Bearbeitung hat der Dichter in sechs zweizeilige umgewandelt; es ist also ein ganz neues Gedicht daraus entstanden und offenbar war Meyer der Ansicht, die Wirkung dieser knappen Form sei die tiefergehende. Wir möchten jedoch meinen, daß „Der Ritt in den Tod" in feiner jetzigen Form kaum verständlich ist für die große Zahl Derjenigen, denen die geschichtliche Thatsache von Manlius des Vaters großer Selbstüberwindung nicht bekannt ist. Das Kunstwerk aber muß seine Wirkung ohne die Voraussetzung dieser Kenntnis; üben. Die prächtige Ballade „Der Hugenott" (Ballade S. 125) scheint uns in ihrer breiteren Ausmalung der Ilmslände „Die Füße im Feuer", die Neubearbeitung desselben Gegenstands (Ged. S. 341), bei Weitem zu übertreffen. — „Mit zwei Worten" behandelt denselben Stoff, der in der Novelle „Der Heilige" eines der Motive bildet, welche die Nnvereinbm-kcit der beiden Hanptchnrakterc erklären soll. Mit zwei Worten — London, Gilbert — gelangt die Sarazenin nach der Weltstadt und findet dort den wieder, den sie dereinst in Palästina geliebt hat, den Pilger Gilbert Becket:

Den gebräunt in Sklavenketten
Glicher Wiistc Sonnenschein,
Dem die Bande löste heimlich
Eines Emirs Töchtcrlein.

Diele Ballade und die „Drei gemalten Ritter" entfernen sich von der Meyer sonst eigenen Art. „Die drei geinalten Ritter" insonderheit schlagen einen Ton an, der in den lyrischen Dichtungen Meyers nur selten vernommen wird und dem wir bei der Betrachtung seiner „Kleinen Novellen" wieder begegnen werden, den — schalkhaften Scherzes. Meyer hat kein zweites Gedicht in diesem Ton geschrieben, und das ist recht bedauerlich, denn die Wirkung dieses ist eine ganz frappante.

Ganz modernes Leben spricht aus Meyers Gedichten, abgesehen von dein, was das Individuelle des Dichters betrifft, nur selten. Gerad als ob es ihn störte, ruft er bei dem Summen des elektrischen Drahtes aus:

Jammcr! Was hör' ich? Sin schrilles Gesurre: „Gemordet ist Garfield!
Bismarck zürnt im Gczelt, väterlich segnet der Papst."
Schwirrt in der Luft ein Gerücht? Was gewabr ich? Ein schwärzliches Glöcklein

Unter dem Fenstergesims bebt der elektrische Draht,
Der. wie die Schläge des Pulses beseelend den Körper der Menschheit,

Durch das entlegenste Thal trägt die Gebärde der Zeit. (Ged. S, 92.)

Dies Gedicht unterscheidet sich auch dadurch von den meisten der Mcner'schen Sammlung, das; es in Distichen geschrieben ist. Meyer legt keinen Werth auf künstliche Formen, er strebt nach künstlerischer Abrundung des einfachen, dem Deutschen so angemessenen jambischen Verses. In diesem sind fast alle feine Gedichte geschrieben.

In der erwähnten Ballade, „Der Pilger und die Sarazenin" wendet Meyer zum ersten Mal ein Kunstmittel nn, daß er in seinen Prosaschöpfungen zu höchster Vollendung ausgebildet hat: die sogenannte Rahmenerzählung. Die Geschichte von dem srommen Pilger und der treuen Sarazenin erzählt nicht der Dichter selbst: er läßt sie vielmehr von einem Mönch als die Erläuterung zu einem alten in dem Kloster am Libanon befindlichen Bilde vortragen. In dem Munde des harmlosen, gläubigen Mönchs aber gewinnt die Handlung des Christen wie der Mohamedanerin an Wahrscheinlichkeit. Und der moderne Dichter gewinnt dadurch für seine Gestalten die Beleuchtung, deren sie zu ihrer vollen Wirkung bedürfen.

Wie der griechische Halbgott aus der Berührung mit seiner Mutter Erde immer neue Kräfte zum Kampfe schöpft, so steigert sich auch das Talent des schweizerischen Dichters, wenn er sich an die Geschichte des heimatlichen Bodens klammert. In „Huttens letzte Tage" ist trotz der allgemein-deutschen Färbung, trotz der kosmopolitischen Bedeutung des gesummten Gedankeninhalts, alles einzelne schweizerisch: die menschliche Umgebung, der Duft der Landschaft und der Wechsel der Jahreszeiten. Dm Kampf des Priesters mit dem Könige, wie er sich im „Heiligen" abspielt, knüpft Meyer an ein Kirchenfest in Einsiedeln. Seinen „Plautus im Nonnenkloster" verlegt er nach Eonstanz in die Zeit, wo das große Eoncil abgehalten wird. Der „Schuß von der Kanzel" spielt an den Ufern seines Heimatsees, und auch den Helden des Amulets schickt er aus der Schweiz

in die französische Hauptstadt. Es liegt in dieser Stoffivahl ein gewisses Streben nach greifbarer Sinnlichkeit, und wie sie einerseits den: schaffenden Künstler seiner Aufgabe erleichtert, so ist sie andererseits dem Kunsnverke selbst von größten! Nutzen, vorausgesetzt, daß der Dichter nicht haften bleibt an den engen Verhältnissen, die er täglich und stündlich schaut, und daß es ihm gelingt, die unbedeutenden Erlebnisse localer Helden mit den großen Ereignissen der Weltgeschichte und den bewegenden Trieben der Weltereigniffe zu verknüpfen.

Diese Aufgabe hat sich Meyer in der Bündenergeschichte „Jürg Ienatsch" (187l>) gestellt und mit dem größten Glücke gelöst. Das kleine Ländchen Bünden wird zum Zankapfel zweier großen Nationen gemacht, zweier Riefen — wie der Dichter sagt — die sich lange bekriegen und das arme Ländchen, das bald die Beute des einen, bald das Ziel der gierigen Blicke des andern wird, hineinziehen in die großen Verhältnisse ihrer eigenen Geschichte. Hier Frankreich, dort Spanien, die um die Weltherrschaft kämpfen; hier der bedrohte Katholicismus, dort der heranwachsende Protestantismus: hier eine fanatische Vertretung religiöser Interessen, dort ein leichtsinniges Spiel mit dem Glanben des Bolks, und über allein schwebt die drohende Wolke des herannahenden fürchterlichen Krieges, der Deutschland volle dreißig Jahre aufs Tiefste erregen sollte.

In diesem kleinen Bünden, das nicht arm ist an Männern, „die mit dem nordischen Phlegma die südliche Verschlagenheit in glücklicher Mischung vereinigen," lebt Jürg Jenatsch. Ein Mann voll Ehrgeiz, voll kräftiger Handelsantriebe, von jugendlichem Feuer, voll glühender Begeisterung für das Recht und voll von der Rücksichtslosigkeit, die dem politischen Führer, will er anders Großes leisten, eine unentbehrliche Waffe ist. Aber alle seine Eigenschaften stehen im Dienste einer großen Idee, im Dienste seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Das Geschick seines Heimatländchens ist die Triebfeder all' seiner Handlungen. Für Bünden zieht er das Ornat des Pfarrers aus und gürtet das Schwert des Ritters um, für Bünden vergißt er seine Jugendliebe und zähmt die verzehrende Qual in seiner Brust, sür Bünden wird er zum Verräther an seinem größten Wohlthätcr, sür Bünden endlich tritt er zum alten Glanben zurück, bricht er stolz mit seiner ganzen Vergangenheit. Um in die schwankende Wage des Geschicks seiner unglücklichen Heimat das entscheidende Gewicht zu werfen, macht er sich vor sich selbst verächtlich und wird ein Opfer seiner eigenen Größe.

Die Poesie des Gegensatzes (des Contrastes) findet in Jürg Jenatsch ihre edelsten Wirkungen. Jürg der Protestant, liebt Lneretia, die Tochter des alten katholischen Hauses der Planta und wird znm Mörder ihres Vaters. Lucretia, die seit ihrer Jugend eine schwärmerische Liebe zu Jenatsch trägt, fühlt sich zur Blutrache berufen und tödtet mit demselben Schwerte, von dein ihr Vater getroffen wurde, den geliebten Mann. Der stolze, wilde Jenatsch, der Niemandem gehorchen kann, beugt sich demüthig vor der edlen Natur des Herzogs von Rohan. Er unterdrückt seinen eigenen Willen, weil der französische Held seinem Vaterlande das Heil bringen soll! da er aber einsieht, daß Rohan in seiner kindlich reinen Güte nur ein blindes Werkzeug Richelieus ist und dafz der französische Cardinal die Versprechungen Rohans nicht zu halten gewillt sein würde, überwindet er seine Zuneigung zu dem Hugenottensührer, schliefst einen Pact mit seinen ärgsten Feinden, den Trainern, nimmt Rohan gefangen und rettet sein Vaterland. So erscheint der Verrath geadelt — eine künstlerische Wirkung vornehmster Art, die an die Unschuld des sündigen Gretchens und an die Reinheit des Brutus erinnert, der seinen Freund und Beschützer gemordet.

Auch in dem „Heiligen" ist eine ähnliche Wandlung in ähnlicher Weise begründet; aber erscheinen auch die Ursachen für die Sinnesänderung dort gleicherweise natürlich und begreiflich, so groß und edel sind sie nicht. Mener hat den von der Geschichte überlieferten Rohstoff fast unverändert in seine Dichtung hinübergenommen; er gestattet sich nur Zuthaten und diese dienen lediglich der psychologischen Erklärung der von der Geschichte verbrieften Vorgänge.

Thomas Becket, der dem Könige bisher in musterhafter Treue ergeben war, wird plötzlich, da ihn sein Wohlthäter zum Erzbischof von Canterbury macht, zu seinem ärgsten Feinde. Der Sprößling eines heidnischen Geschlechts, mitten unter deni unterworfenen und verachteten Stamme der Sachsen geboren, stirbt von dem gesammten Volke, von Eroberern und unterjochten Germanen und Sachsen als ein Heiliger verehrt. Wie war diese plötzliche Wandlung in der Gesinnung des Mannes, wie die Veränderung des Volkes zu erklären? Hier war ein Näthfel gegeben, wie es einzig die Phantasie des Poeten zu löfen im Stande ist.

Der Dichter giebt dem Mächtigen eine blühende Tochter. Grace, die er von seinen Wanderungen aus Spanien mitgebracht, nachdem die sarazenische Mutter dort gestorben war, wohnt in einem wundervollen, im maurischen Stile erbauten Schlößchen, abgelegen von dem gefährlichen Treiben der Welt und von dem Einfluß des zuchtlosen Hofes. Und dort findet Heinrich II. den Weg zu dem im Verborgenen blühenden Veilchen, und er vernichtet das Leben des Mädchens „von unmündiger Seele und kaum reifem Leibe". Dies ist die Ursache der plötzlichen Umwandlung in Beckets Verhältnis? zu dem König. Thomas hatte nur das eine Kind; es war die Hoffnung seines Lebens, die Zukunft seines Ehrgeizes. Manchmal mar ihm der Gedanke der Verbindung seiner Grace mit einein königlichen Prinzen, Richard dem Lömenherzen, dem er mit besonderer Liebe zugethan war, durch den Kopf gegangen. Grace war das einzige Band, daß ihn mit einer glücklichen Jugend verknüpfte. Alles das war auf einmal für ihn verloren, und der Räuber seines Glückes war der König, sein Wohlthäter. Lange noch verbirgt Becket den nagenden Kummer und den täglich wachsenden Groll. Da ihm aber der König im blinden Vertrauen die höchste Stelle im Lande anbietet, um ihn, den so ergebenen Diener, zun? Werkzeug gegen den Einfluß der Geistlichkeit zu machen, da enthüllt sich Beckets ganzes Innere. Was er bisher in dem Gefühl feiner Ohnmacht kräftig niedergehalten, es dringt mit verdoppelter Kraft an die Oberfläche; die Waffe, die ihm seine Stellung als Erzbischof von Canterbury und sein überlegener Geist, der bisher im Dienste des Königs gewaltet hat, an die Hand giebt, kann er nicht ungenutzt lassen, und so wird er zum fürchterlichen Feinde des Königs. Er bedient sich aller Mittel, um in dem Volke den Glauben zu erwecken, er sei vom Könige verfolgt und beleidigt.

Das ist die glückliche Lösung des Räthsels. Nur durch ein fürchterliches Unrecht Heinrichs II. an Thomas Becket findet des Problem seine Erklärung. Nur so begreift man, wie Heinrich zum Morde des Erzbischofs förmlich auffordern konnte, und wie er dann der mächtigen Stimme des Volkes gehorchend die Füße des Steinbildes auf dem Sarkophage des Märtyrers küssen und das Opfer seines eigenen Leichtsinns um den Sieg über seine Söhne anflehen muhte.

Die Ereignisse werden von einem deutschen Armbrustcr erzählt, der vor Jahren in Heinrichs Diensten gestanden und der durch eine seltsame Verschlingung der Thatsachen neben den beiden Hauptpersonen an Allem den gewichtigsten Antheil genommen hat. Daraus ergiebt sich ein zwiefacher Vortheil für die Wirkung des Kunstwerkes: was ein Augenzeuge erzählt, gewinnt an eindringlicher Wahrheit, und was der Zeitgenosse schildert, erscheint weit mehr im Lichte damaliger Anschauungen als was der moderne Dichter selbst vortragen würde.

Dies Kunstmittel der Verflechtung des Schildernden in die Ereignisse selber ist aber nirgend mit solcher Meisterschaft verwerthet, wie in „Die Hochzeit des Mönchs". Hier sind Fabel und Rahinen zu dem vollendetsten Zusammenklang gebracht. Entgegen den Ansichten maßgebender Kritiker, deren Nrtheil uns sonst vielfach Zustimmung abringt, stellen wir diese Erzählung unmittelbar neben „Jürg Jenatsch" und den „Heiligen". Ja, in einer Beziehung übertrifft „Die Hochzeit des Mönchs" die genannten Werke: in dem Reichthum der Thatsachen, deren Gruppirung zudem eine überaus klare und deren Aufeinanderfolge eine so gleichmäßig logische ist. Der Untergang des Schiffes, welches das Brautpaar und die Hochzeitsgästo an's Land setzen soll, der Tod des Bräutigams, die Flucht der Braut in das Hnus ihres Schwiegervaters, der sterbend seinem einzigen zurückgebliebenen Sohne, dein Mönch Astorre, die Pflicht aufdrängt, seine Kutto abzulegen und weltlich zu werden, um den Stamm der Vicedomini zu erhalten, die Verbindung Astorres mit Diana, der jungfräulichen Wittmc seines Bruders, des Mönchs unfreiwilliges Verlöbniß mit Antiope, seine stets wachsende Liebe zu diesem Kinde der geisteskranken Olympia, die Beleidigung Antioves durch Diana, Astorres Werbung im Namen seines Schwagers Germans, die Rache dieses Letzteren und endlich das Gericht Ezzelins und der Tod Antioves und der beiden vor Zeiten eng befreundeten Jünglinge Astorre und German« — diese Bilder werden vor unseren Augen in fliegender Hast vorübergeführt und doch in so Heller Beleuchtung und wirksamer Anordnung, daß selbst die bis an die äußerste Grenze der Wahncheinlichkeit gerückten Verhältnisse wahrhaft erscheinen.

Und kein Geringerer erzählt diese Thatsachen als der Dichter der Göttlichen Komödie. Dante ist in der Verbannung. Sein Gastfreund, Cangrande, Tyrann von Verona, bittet den trüb gestimmten Dichter, an dem hannlosen Spiele der Hofleute theilzunehmen. „Laß Dich zu uns herab und erzähle, Meister, statt zu singen." Dante bittet, ihm ein Thema zu nennen und nachdem die Aufgabe gestellt ist, den entkutteten Mönch zu behandeln, entwickelt er aus einem Grabstein seine ganze vielverschlungene Erzählung. Jeder' der Anwesenden muß darin eine Rolle spielen: in den Frauen, die den Tyrannen von Verona umgeben, spiegeln sich die grauen der Handlung in Dantes Stegreifdichtung; der Narr wird von dem Hose Eangrandes an den Ezzelins versetzt, und der ganze Hof muß es sich gefallen lassen, in einein Ereigniß, das um Jahrhunderte hinausgeschoben wird, sein eigenes Bild zu sehen.

Die Kunst des Dichters hat sich hier an ein Problem schwierigster Art gewagt: an die Darstellung des dichterischen Schaffens selber, in der Person eines der größten Dichter aller Zeiten. Aber das Wagnis; ist gelungen. Wir halten diese Scene, in welcher Dante mitten unter den Hofleuten sich erhebt, um der Aufforderung des Fürsten nachzukommen, für das Schönste, was Meyer geschaffen hat.

Ein ähnliches Verhältnis; wie hier zwischen Dante und dein Hofe des italienischen Kleinfürsten herrscht in der Erzählung „Das Leiden eines Knaben" zwischen Fagon, dem Leibarzte Ludwigs XIV., und diesem Könige und Frau Maintenon. Fagon trägt diesen Beiden mit aller Feinheit höfischer Erzählungskunst ein Erlebnis, vor, das trotz feiner scheinbaren Unbedeutendheit Gelegenheit giebt, die Starrheit der Väter Jesu zu beleuchten und den .König gegen sie einzunehmen. Mit den wenigen Strichen, die der Dichter auf die Zeichnung der beiden Zuhörer verwendet, stehen sie doch in ihrer ganzen Bedeutung vor uns. Fagon selbst ist meisterhaft gezeichnet: er findet innerhalb der Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers ein Seitenstück nur in dem Humanisten Poggio, welcher in der zierlichen Novelle „Plautus im Nonnenkloster" die Stelle des Erzählers einnimmt.

Das; „Das Leiden eines Knaben" im Ganzen die Wirkung nicht übt, die wir in den andern Werken Meyers empfangen, liegt an der Geringfügigkeit des Hauptmotivs; der unbegabte Sohn des Generalö Bonffler, der bisher wegen des großen Einflusses seines Vaters die weitest gehenden Rücksichten von seinen Lehrern, den Jesuiten, erfahren hat, wird auf einmal in seiner ganzen geistigen Schwäche bloßgestellt und mit so grausamer Nichtbeachtung seiner geringen Anlage behandelt, das; er, an seiner Ehre nnd nn seinem Körper gekränkt, in Folge dieser Mißhandlung stirbt. Und alles dies, weil Bonffler in einer Streitsache den Jesuiten, denen er in gerechtester Weise Urtel gesprochen, Schriftstücke vorenthalten hat, welche sie zu ihrer eigenen Sicherheit glaubten besitzen zu müssen. Das Motiv ist, wie gesagt, ein wenig dürftig. Dadurch fehlt der Erzählung der Dheil der Wirkung, die ihr eigentlicher Inhalt machen müßte; nnd so reich die Grazie des Vortrags und die einzelnen Feinheiten der Charakteristik auch hier wieder entschädigen mögen — die Gesammtwirkung steht nicht ans der Höhe von Meyers anderen Werken.

Ueberall zeigt sich Mepers Vorliebe für ^roße historische Gestalten. Dieselbe Neigung, die ihn zu Thomas Becket, zu Dante und zu Ludwig XIV. hingezogen hat, führt ihn anch zu den bedeutsamen Ereignissen der Weltgeschichte, die wir unter dem Namen des Constanzer Concils und der Bartholomäusnacht kennen. Sie bilden eigentlich nur den Hintergrund der Erlebnisse eines verhältnißmäßig wenig bedeutenden Mannes oder, wie wir in einem Falle sagen müßten, kaum erwachsenen Jünglings. Aber die Ereignisse der Weltgeschichte sind so eng und so geschickt mit den Tbatsachen aus dein Einzelleben der Hauptgestalten verknüpft, daß diese Letzteren zu wichtigen Mitwirkenden an den großen geschichtlichen Bewegungen anwachsen.

In der Batholomäusnacht spielt „Das Amnlett". Alle Schrecken und Gransen dieser fürchterlichen Dhat der Unduldsamkeit ziehen an uns vorüber. Der Führer der Hugenotten selbst ragt mit dem Gewichte seiner Persönlichkeit nnd seinem Einfluß auf die Begebenheiten hinein in das bescheidene Leben eines schweizer Jünglings. — Der junge Schandau ist genöthigt, aus seiner Heimat zu fliehen. Er kommt nach Paris, wird durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen Secretär Colignps, tödtet im Zweikampfe einen Katholiken und giebt so den letzten Anstoß zum Ausbruch des lange schon wachsenden Haffes und des klüglich vorbereiteten Massenmordes. Ein Mündel ColignyS, die schöne Gnsparde, die wenige Stunden vor dem Ausbruche der Hugenottcnversolgung seine Ehefrau geworden ist und in den Schrecken der Bartholomäusnacht mit ihrem Vater allein geblieben war, soll eben das Opfer der wüthenden Katholiken werden, als der junge Schandau herbeieilt und sie glücklich im letzten Augenblicke der Gefahr entreißt. Mit Mühe entkommen sie über die französische Grenze nnd gründen auf dem angestammten Besitze in der Schweiz ihr Heim.

Stets bleibt der junge Schandau der Mittelpunkt der Erzählung, nnd doch gruppiren sich um ihn her die furchtbaren weltgeschichtlichen Ereignisse mit solcher Klarheit, solcher Einfachheit, solcher Nothwendigkeit, doch ist sein bescheidenes Leben so eng verknüpft mit all' den großen Vorgängen, daß sich das kleine Bild seines kurzen Pariser Aufenthalts zu einem «streifenden Gemälde der Hugenottenverfolgung erweitert. Der junge Schweizer, möchten wir sagen, steht im Vordergrund einer weiten Perspective, die den sreien Blick auf alle ihn umgebenden und sein Geschick berührenden Weltereignisse gestattet.

Ein ähnliches Verhältnis; waltet in „Gustav Adolfs Page". Wir werden mitten in das Lagerleben des dreißigjährigen Kriegs hineingeführt. Protestanten und Katholische stehen sich gegenüber; die beiden größten Feldherren des großen Krieges, Gustav Adolf und Wallenstein, stehen vor der Entscheidung einer großen Schlacht. Und wiederum ist es das Schicksal eines Einzelnen, eines schlichten schwärmerischen Mädchens, in dein, wie in einem Spiegel, die Kriegsgestalten ihr Abbild sehen lassen. Auguste Leubelfing, ein Kind des Lagers, war sür ihren Vetter, den zaghaften Kaufmamissohn in Nürnberg, eingesprungen. Der alte Kaufherr hatte vor Gustav Adolf bei seiner Anwesenheit in Nürnberg mit unberechtigtem Stolze die Tapferkeil seines SöhnchenS und seine Anhänglichkeit an den schwedischen König gerühmt und Gustav Adols bot ihm die Stelle eines Pagen in seiner nächsten Umgebung an. Nun bedanert der alte Lcubelfing sein voreiliges Wort, und nur durch die Entschlossenheit der jetzt in seinem Hause lebenden Base wird seine Sorge gehoben. Auguste ist dem Könige in unklarer Neigung ergeben. Sie ist beständig in seiner Nähe. Ihre Bewunderung wird zur Liebe, und das, was Gustav Adolf in dem Glauben, einen Knaben vor sich zu haben, im Scherze wagt, wird bei dem Mädchen zur Erregung einer Leidenschqft, die sich nicht mehr niederhalten läßt. Ein unwesentliches Ereigniß im Lager, die Beschuldigung eines Fürsten, ein kroatisches Mädchen bei sich im Zelte zu haben und damit seiner Fran ein Aergerniß zu geben, veranlaßt Auguste, den König einige Zeit zu meiden, um nicht auch den frommen züchtigen Herrscher in den Verdacht derselben Sünde zu bringen. Als aber der Kanonendonner die beginnende Schlacht verkündet, eilt sie wieder in seine Nähe und stirbt hier bei Lützen mit ihrem bewunderten Könige den Heldentod. —

Zu Eonstanz, während der Zeit des großen Kirchenconeils spielt die Haupt-Fabel der feinen humoristischen Erzählung „Plautus im Nonnenkloster". Eö sind eigentlich zwei nebeneinander herlaufende Ereignisse, die geschildert werden: die Entdeckung der ersten Plautushandschrift durch Poggio, und die Entlarvung eines Klosterbetrnges von beispielloser Aaivetät. Beide Thntsachen werden von Poggio selbst „vor einem Ensino der mcdicäischen Gärten" vorgetragen, Ivo sich „zum Ge»nsse der Abendkühle eine Gesellschaft gebildeter Florentiner um Cosmos Mediei, den Vater des Vaterlandes, versammelt" hatte; und in der Art uud Weise, wie Poggio vorträgt, wie sein Vortrag auf die Anwesenden wirkt, wie er nur ganz beiläufig Streislichter auf die Männer des Eoncils und ihre Arbeiten während der Berathnngen fallen läßt, wie er das Kloster, welches seine Plautushaudschrift aufbewahrte, in seltsamster Weise aufbewahrte, schildert — gerade darin liegt die wunderbare Wirkung der an Umfang kleinsten Novelle Meyers. Nirgend zeigt sich so glänzend die weithin herrschende Kenntnis; der Geschichte, das Eindringen in die Sitten und Strebungen vergangener Zeiten wie hier. In Poggio spricht ein Geistesverwandter des Dichters. Der Ernst des Gelehrten, die feine Ironie des überlegenen Kopfes, der Stolz des glücklichen Finders, die Eleganz des Hofmannes und die vielseitige sreie Bildung des Humanisten sind mit wenigen Strichen und doch mit solcher Sicherheit und Klarheit gezeichnet, daß in gewissem Sinne dieser Poggio als die abgerundetste Gestalt, die Meyer geschaffen hat, zu betrachten ist, und daß die Novelle „Plautus im Nonnenkloster", wenn man dieses Wort von einem Kunstwerk in so kleinem Maßstabe gebrauchen will, die vollendetste Erzählung des Dichters genannt werden kann.

Ein wenig gewagt ist die Aufgabe, die sich Meyer in „Der Schuß von der Kanzel" stellt. Dieselbe Feinheit in der Zeichnung der Menschen, dieselbe Treue in der Schilderung der Oertlichkeiten, dieselbe Sicherheit in der Wiedergabe der Zeitverhältnisse — die Erzählung spielt am Zurichersee in den Tagen der Lohenstein und Hoffmannswaldau aber eine Kühnheit in der Erfindung der Fabel, die etwas verwunderlich ist. Ein Geistlicher, der seine. Stellung verscherzt, weil ihn seine Leidenschaft zu Flinten und Pistolen soweit hinreißt, daß er sogar während der Predigt auf der Kanzel nicht unterlassen kann, das kleine Pistol in feiner Tasche zu berühren und zu

prüfen, ist immerhin eine gewagte, nicht unbedingt wahrscheinlich zu machende Gestalt. Der Dichter bemüht sich, das Ereigniß durch zahlreiche Umstände zu begründen, und diese Begründung selbst ist voil so seinem, schalkhaftem Humor, daß man an ihr seine herzliche Freude hat, wie an den Menschen selber. Aber die Thatfache, aus die es ankommt, glaubt man nur ungern, trotz der einfachen naiven Umgebung, in welche der Pfarrer gestellt ist, und trotz des überlegenen Witzes und Einflusses, den sein Bruder, der General, auf seine Umgebung ausübt.

Die vier Erzählungen, die Meyer als „Kleine Novellen" zusammenfaßt — Das Amulett, Gustav Adolfs Page, Plautus im Nonnenkloster, Der Schuß von der Kanzel — unterscheiden sich nur an Umfang von seinen größeren Schöpfungen; der Geist, der in ihnen waltet, ist derselbe. Uebcrall das Bestreben, eulturhistorisch interessante Phasen der Geschichte in einen größeren oder kleineren Spiegel zu reflectiren.

In Meyers jüngstem Erzeugnis; „Die Nichterin" ist es die ragende Gestalt Karls des Großen, welche die Handlung eröffnet und abschließt. Zu Beginn der Ereignisse ist er in Rom, »ach der Krönung mit der Kaiserkrone, „welche ihn unlängst zu feinein herzlichen Erstaunen Papst Leo in rascher Begeisterung auf das Haupt gefetzt". Zum Schluß begegnen wir ihm in Rhätien. Er war auf den Ruf der Jndicatrir Stemma hingeeilt, um die Lombarden zu züchtigen und dem Gau einen Herzog zu geben. Stemma, die das Bewußtsein einer alten Sünde sechszehn Jahre mit sich herumgetragen, und die es durch strenge Verwaltung des Richteramtes zu sühnen gehofft, wird in einer Nacht von dein Bilde ihrer eigenen Phantasie so mächtig erschüttert, daß sie in lauten Worten ihre Schuld bekennt, und ihr eigenes Kind, die Frucht ihres Fehls, wird die Zeugin dieses Bekenntnisses. Palma Novell«, welche unter dem fürchterlichen Druck der Vorstellung lebte, ihren Bruder Wulfrin sündhaft zu lieben, erfährt plötzlich, daß ihnen beiden kein Blutstropfen gemein sei. Und Wulsrin, der sich desselben Verbrechens geziehen, fordert von dem herannahenden Kaiser strengen Urteilsspruch. Aber der Kaiser tritt sein Amt an die Richierin ab. ‚Löenn diese hier," beginnt Stemma vor allem Volke, „nicht das Kind Deines Vaters, nicht Deine Schwester, sondern eine Andere und Fremde wäre Dein Frevel zerfiele in sich selbst." Und auf die vor ihr liegende Leiche der sündigen Faustine deutend, fährt sie fort: „Auch ich war das Weib eines Tobten, auch ich habe den Gatten ermordet, die Herrin ist wie die Eigene. Hört! Nicht ein Tropfen Blutes ist diesen zweien gemeinsam." Mit dieser Selbstbezichtigung hat sie sich das Todesurtheil gesprochen; sie nimmt den Krystall aus dem Busen, der den Rest desselben Gifts enthält, das sie ihrem Gatten gereicht hatte, leert das Fläschcheu und sinkt entseelt zu Boden.

Wieder sind es die beiden mächtigen Gestalten Karls und der Judicatrir, welche die Thatsachen ganz beherrschen; und ohne Aufdringlichkeit in Einzelheiten oder gar in Wortfügungen und alterthümelnden Ausdrücken ersteht die Zeit vor uns, welcher Karl der Große seinen Charakter aufgeprägt hat. —

Meyers schöpferische Thätigkeit umfaßt keinen großen Zeitraum und — denkt man an die Fruchtbarkeit der meisten unserer zeitgenössischen Schriftsteller — eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Werken. Trotzdem erstreckt sie sich über das ganze Gebiet der epischen und lyrischen Dichtung. Der dramatischen steht Meyer sern, obwohl der Kenner seiner Werke aus der großen Fähigkeit, markige, geschlossene Gestalten zu schaffen, aus der Tiefe der Motivirung der Ereignisse und ganz besonders aus der von keinem modernen Dichter übertroffenen Sicherheit der Eomposition und Gruppirung schließen möchte, daß die historische Tragödie seinem Talente nahe liegen müßte. Vielleicht haben mir ein Werk dieser Gattung noch zu erwarten.

Der Roman und die historischen Novellen, mit welchen Meyer bis heute unser Schriftthum bereichert hat, zählen zn dem Vollendetsten, was die erzählende Dichtung in Deutschland aufweisen kann. Sie machen die pessimistische Anschauung von unserm Epigonenthum zu Schanden. Ist es unserer Zeit auch nicht beschieden, auf dem Gebiete der lyrischen und der dramatischen Dichtung über unsere klassische Literaturperiode hinauszugehen, so wird man ihr doch einen ungeheuren Fortschritt auf dem Felde der epischen Profadichtung zuerkennen müssen.

N)er ist der Mörder?
Ziethen-Wilhelm,

von

Paul Lindau.

— Berlin. —
I.

größereil Zwischenräumen lesen wir in den Zeitungen iimuer wieder von da und von dort die erschütternde Nachricht, das; sich H^»»«, die Unschuld eines Unglücklichen herausstellt, der wegen eines schweren, gewöhnlich sogar wegen des schwersten Verbrechens zu den härtesten Strusen, zu lebenslänglichem Zuchthaus, ja zum Tode vermlheilt worden ist. Bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der die Rechtspflege bei uns gehandhabt wird, bei der geläuterten Bildung, dem makellosen Charakter nnd der sittlichen Bedeutung unserer richterlichen Beamten sind diese wenigen, aber darum doch nicht minder tieftraurigen Fälle nur dadurch zu erklären, daß eben alle menschlichen Einrichtungen unvollkommene, nnd daß Allweisheit und Allgerechtigkeit die ansschließlichen Attribute der Gottheit sind.

Durch das Zusammenwirken von zufälligen Umständen kann fich der Schein einer begangenen Schuld vor den prüfenden Angen so verivesentlichen, daß sich des unbefangenen Richters die Ueberzeugnug von dem unzweifelhaften Vorhandensein dieser Schuld bemächtigen mnß. Wer sich die Mühe gegeben hat, den einzelnen Fällen der Berurtheilung Unschuldiger, wie diese in jüngster Zeit an'o ^icht gezogen und öffentlich zur Sprache gebracht worden sind, nachzuspüren, wird jedesmal die Wahrnehmung gemacht haben, daß der einzelne Fall, so wie er zur Zeit der Berurtheilung des Angeklagten der Entscheidung sich darbot, kaum anders beurtheilt werden konnte, als er damals beurtheilt worden ist. Für die Unschuld des Angeklagten sprach immer nur er selbst. Und da in den meisten Fällen die Schuldigen die begangene That mit derselben Bestimmtheit leugnen, wie hier die unschuldig Angeklagten ihre Unschuld betheuerten, da die Schuld, die sich der Strafe entziehen will, unter Uniständen derselben eindringlichen und ergreifenden Sprache mächtig ist, wie die uiigerecht verfolgte Unschuld, so verfehlten die leidenschaftlichen Betheuerungen des unverdient Belasteten ihren überzeugenden Eindruck auf die Richter. Waren diese Richter doch daran gewöhnt, innner dieselben feierlichen Anrufungen des allmächtigen Gottes, dieselben verzweifelten Drohungen gegen die Geschworenen für den Fall, daß diese das Schuldig sprechen sollten,- auch aus dem Munde derer zu vernehmen, deren Schuld über allen Zweifel nachgewiesen mar, und die sich dann auch später, in der Einsamkeit der Zelle ihren eigenen Gedanken überlassen, sehr oft durch ihr Gewissen dazu gedrängt gefühlt haben, ihr Verbrechen zu bekennen.

Fast alle Fälle der Verurtheilung Unschuldiger sind in ihrer tragischen Wahrheit dadurch an's Licht gekommen, daß sich der wahre Schuldige, von den Qualen des Gewissens bis zur Besinnungslosigkeit gefoltert, selbst den Gerichten gestellt und ein umfassendes Geständnis; abgelegt hat. Und fast immer sind bei diesen Selbstanzeigen Thatsachen zum Vorschein gekommen, die zur Zeit der Verhandlung des Processes kein Sterblicher außer dem Schuldigen selbst wissen konnte.

Es kommt als sehr wichtiges Moment noch dazu, daß die unter der Anklage eines schweren Verbrechens vor den Richter gestellten Persönlichkeiten in den meisten Fällen einen sehr schlechten persönlichen Eindruck machen, daß von ihnen Dinge bekannt werden, die die Betreffenden als solche, bei welchen „man sich der That wohl versehen könne", hinzustellen geeignet sind; daß aus ihrem Vorleben eine Reihe von Thatsachen zur Sprache kommen, die nur für ihren unsittlichen und lasterhaften Charakter sprechen. Glaubwürdig erscheinen diese Personen fast nie. Man erfährt aus ihrem ganzen Leben von früher Kindheit bis zu dem Augenblick, da sie uns auf der Anklagebank gegenüberstehen, eine Reihe von häßlichen, nichtswürdigen und abscheulichen Handlungen, die unwillkürlich zu einer gemissen Voreingenommenheit gegen den der That Beschuldigten bestimmen muffen. Üommt nun noch dazu, daß eine ganze Gruppe von sachlichen Umstünden, deren zufällige tückische Verknüpfung kein Sterblicher zu durchschauen vermag, den Angeklagten der verbrecherischen That beschuldigen, so wird uns d"r Mann, den wir aus zahlreichen früheren Vorkommnissen als einen Lügner, Schwindler, Betrüger, als einen rohen und gewaltsamen Menschen kennen gelernt haben, und den nun das Sachliche mit der dunklen That in engsten Zusammenhang zu bringen scheint, schwerlich von seiner Unschuld überzeugen können, wenn er für diese eben nichts Anderes, als seine bestimmte feierliche Versicherung geltend machen kann. Wir glauben ihm nicht! Er hat früher gelogen, geschwindelt, sich an fremdem Eigenthmn vergriffen, lästerliche Drohungen ausgestoßen, er ist an: Orte der That zur Zeit, da die That begangen worden ist, gesehen worden, oder er hat mit

dem Opfer in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, oder man findet bei ihm irgend einen Gegenstand, der ihn der Schuld zu bezichtigen geeignet erscheint, seine eigenen Erklärungen erscheinen wenig glaubhaft — da hat sich der Geschworene nach seiner Ehre und seinem Gewissen seine Ueberzeugung von der Schuld gebildet und muß ihn verurtheilen! Alles spricht gegen den Angeklagten, für ihn spricht nur sein eigener Mund, und man weiß, daß alle Verbrecher bis zum letzten Augenblick, so lange noch ein Fünkchen von Hoffnung, der Strafe sich entziehen zu können, glimmt, mit eherner Stirn lügen und schwindeln.

Einen geradezu typischen Fall für die, wenn ich mich so ausdrücken darf, nothgedruugene Irreleitung des richterlichen Urtheils verdanke ich einer Mittheilimg Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Wir sprachen einmal gelegentlich über sogenannte „Justizmorde", die ich lieber als fahrlässige Tödtungen durch die Justiz bezeichnen möchte, und da theilte mir der Herzog aus dein Schatze seiner reichen Erfahrungen das Folgende mit:

In einem thüringischen Dorfe wurde vor einer langen Reihe von Jahren ein Mord entdeckt. Man fand einen Bauer in der Vorderstube seines etwas abseits liegenden Häuschens erschlagen. Der Mörder war von hinten eingestiegen. Er hatte eine Leiter angelegt und das Fenster des hintern Zimmers eingedrückt, war durchgekrochen, hatte sich dann nach vorn geschlichen, den Bauer überfallen und niedergeschlagen. Der Mörder hatte die Kommode und den Schrank erbrochen und alles baare Geld mitgenommen. In dem hintern Zimmer, durch das er seinen Rückzug nahm, waren verschiedene Eßwaaren aufgehängt. Von den dortigen Vorräthen fehlten verschiedene Sachen, unter andern ein Schinken und einige Würste.

Man stellte sofort umfassende Untersuchungen an, und es fand sich ein Zeuge, der iu der vorgerückten Abendstunde einen Menschen unter den verdächtigsten Umständen aus dem Hause des Erschlagenen hatte kommen sehen. Der Mensch schien unter seiner abgerissenen Kleidung einen größeren Gegenstand, der wohl der geraubte Schinken sein konnte, zu verbergen. Sobald dieser Mensch den Zeugen erblickte, lief er was er konnte querfeldein. Der Betreffende wurde dann in einiger Entfernung davon auch von andern Leuten gesehen.

Die Aussagen aller dieser Zeugen stimmten überein und lenkten den Verdacht auf einen notorischen Landstreicher und Verbrecher, der erst vor wenigen Tagen aus dem Zuchthaus« entlassen worden war. Man fahndete auf ihn, ergriff ihn schon am Tage darauf und fand bei ihm in der Thal einen angeschnittenen Schinken. Außerdem wurde festgestellt, daß er eine Wurst verkauft hatte. Er wurde verhaftet.

In der Untersnchungshaft leugnete er zunächst Alles. Aber den erdrückenden Beweisen gegenüber verstand er sich widerwillig und unter immer neuen Ausflüchten und Lügen zu einem halben Geständniß. Er gab zu. daß er den Schinken und die Würste allerdings gestohlen habe, von dem Morde aber wollte er durchaus nichts wissen. Er erzählte eine ganz unglaubwürdige Geschichte: er sei bei dem Hause vorübergestrolcht, es sei halb dunkel gewesen, er habe da eine Leiter an ein Fenster gelehnt stehen sehen, sei eingestiegen, habe die betreffenden Gegenstände gestohlen und sich dann davon gemacht.

Der Mensch war wegen schmerer Verbrechen: wegen Körperverletzung, wegen Diebstahls mit Einbruch, schon oft und hart bestraft. Er war als roher Patton überall bekannt. Er war nebenbei ein verschmitzter Bursche, dein man sehr wohl zutrauen konnte, daß er schlau genug sei, den Diebstahl einzugestehen, da dieser nicht mehr geleugnet werden konnte, um durch das GestSndniß des einen Verbrechens den Zweifel an seiner Thäterschaft des von ihm hartnäckig in Abrede gestellten andern Verbrechens hervorzurufen. Er wurde vor die Geschworenen gestellt, schuldig gesprochen und zum Tode verurtheilt.

Als das Todesurtheil der landesherrlichen Genehmigung unterbreitet wurde, ließ sich der Herzog, wie immer in solchen Fällen, die Acten kommen. Und so sehr auch er von der Schuld überzeugt sein mußte, nahm er doch Abstand davon, das Urtheil zu bestätigen. Die That selbst hatte eben keinen Zeugen gehabt. Der Angeklagte versicherte vom ersten Augenblick bis zürn letzten unausgesetzt, daß er den Bauer nicht ermordet habe. Und da die Schuld au dem Morde eben nur aus den Umständen gefolgert wurde, daß man den Betreffenden zur Zeit, da das Verbrechen begangen sein mußte, aus dem Mordhause hatte herauskommen sehen, daß er von den dein Ermordeten geraubten Gegenständen einige an sich gebracht hatte, und daß der Angeklagte ein'wüstes, sittenloses, verwahrlostes Individuum mar, so wandelte der Herzog die Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe um.

Die Sache mar längst in Vergessenheit gerathen, der Betreffende saß seit wohl zehn Jahren im Zuchthause, da ereignete sich Folgendes. In einem andern Zuchthause in Bayern liegt ein alter Verbrecher in den letzten Zügen. Er weiß, daß sein Leben nur noch nach Stunden gezählt ist. Er läßt den Prediger kommen und sagt ihm nun Folgendes: „Ehe ich vor den ewigen Nichter trete, will ich meine Seele noch von einer schweren Sündenlast befreien. Den Bauer in Thüringen habe ich ermordet. Ich habe die Leiter angelegt, habe die Scheiben eingedrückt, bin durch die Speisekammer nach vom gedrungen, habe den Bauer erschlagen, habe den Schrank und die Kommode erbrochen und das Geld mit nur genommen. Als ich mich wieder hinausfchleichen wollte, hörte ich in der Vorrathskammer Geräusch. Ich wartete, bis es wieder ruhig war, und machte mich dann aus dem Staube. Niemand hat mich gesehen. Ich bin gleich am andern Tage über die bayerische Grenze gegangen und habe da das Geld langsam ausgegeben. Ich habe wohl gehört,, daß man einen Andern gefaßt hätte, aber was aus dem geworden ist, weiß ich nicht. Später bin ich wegen eines andern Perbrechens, eines Raubanfalls, zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, die ich hier verbüße. Ich will aber nicht sterben, ohne vorher die Wahrheit gesagt zu haben."

Der alte Sünder überlebte sein Geständnis; in der That nur n«nige Stunden. Der Geistliche inachte die betreffende Anzeige. Die Untersuchung wurde wieder aufgenoimnen, und es stellte sich heraus, daß der bayerische Zuchthausler die volle Wahrheit gesagt hatte.

Es waren also an demselben Orte und zu gleicher Zeit von zwei Verschiedenen, die ganz unabhängig von einander handelten, und die nichts von einander wußten, zwei verschiedene Verbrechen verübt worden. In der Vorderstube war ein Mord, in der Hinterstube ein schwerer Diebstahl begangen. Dieses verhängnißvolle Zusaminenwirken von zufälligen Umständen führte natürlich dazu, daß man den Menschen, der des einen Verbrechens überführt worden war, und der hoch und theuer sich verschmor, keinen Mitthäter gehabt zu haben, der nebenbei ein Mensch war, dem man einen Mord sehr wohl zutrauen konnte, der beiden Verbrechen für schuldig hielt.

Ein anderer Fall, der sich vor zehn Jahren in Wien abgespielt hat, ist zu allgemeinster Kenntniß gelangt und wohl nicht vergessen worden.

In einem alten, seitdem längst abgebrochenen Gasthofe in der Mrntnerstraße, „Zum wilden Mann", hausten zu Anfang der siebziger Jahre verschiedene Frauenzimmer von schlechtem Lebenswandel. Unter diesen

Mädchen gab eö oft Streit. Es kam bisweilen auch zu Handgemengen. Namentlich zwischen den beiden Nachbarinnen im dritten Stock, einer gewissen Katharine Balogh und Katharine Steiner, deren beide Zimmer eine gemeinsame Thür hatten, kam es häusig zu den widerwärtigsten Auftritten. Die Balogh war ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren, immer guter Laune, die Steiner, obgleich auch erst vicrundzwanzig Jahre alt, doch schon verblüht, jähzornig, frech undgewaltthätig. Die Steiner ärgerte sich namentlick, darüber, daß die Balogh viel größere Erfolge hatte als sie. Auf wüste Schimpfreden folgten Schlägereien. Die Steiner sprang der Balogh auch einmal an die Gurgel, und sie äußerte sich über ihre jugendfrischere und liebenswürdigere Nebenbuhlerin in der rohsten Weise; einmal sagte sie: sie werde die Balogh cavut machen u. s. w.

Am 3. April 1878 wurden die Bewohner des Gasthofs „Zum wilden Mann" durch Schreie erschreckt. Die Steiner schrie um Hülfe. Sie war in das Zimmer der Balogh getreten und hatte diese todt am Boden ausgestreckt gesunden. Tie Leiche war in einer Lage, die auf eine gewisse Fürsorge schließen ließ: die Kleider waren geglättet und die Haare über das Gesicht gelegt. Man fand in der Nähe ein geleertes Glas und schloß im ersten Augenblick auf Vergiftung. Als der herbeigerufene Arzt aber constatirtc, daß die Balogh erwürgt worden war, stand es für alle Hausbewohner fest, daß die That von keinem Andern als von der Steiner verübt sein konnte. Tie Beiden hatten am Tage vorher noch Streit gehabt.

Die Steiner und noch eine andere Person, die dasselbe Leben führte, wurden verhaftet. Diese letztgenannte beschuldigte die Steiner noch sehr schwer durch verschiedene verfängliche Angaben. Die Steiner benahm sich vor Gericht überaus ungeberdig und frech. Sie behauptete, sie wisse von dem Morde nichts. Indessen hatte ihr Benehmen an der Leiche bei allen Zeugen den Perdacht hervorgerufen, daß nur die Steiner es gewesen sein könne. Sie hatte zugleich die thörichtsten Sachen gesagt und behauptet, sie misse ganz genau, der Teufel sei dagewesen und habe die Balogh ermordet. Verschiedene sachliche Kleinigkeiten belasteten die Steiner noch mehr, uud da kein genügend erscheinender Anhaltspunkt dafür gefunden werden konnte, daß ein Anderer den Mord begangen haben könne, wurde die Steiner, die während der ganzen Verhandlungen durch ihre Koketterien mit dem Publikum, ihre wüsten Beschimpfungen unbequemer Zeugen, ihr freches Verhalten den Richtern gegenüber den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht hatte, von den Geschworenen schuldig gesprochen und vom Gerichtshofe zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Der oberste Gerichtshof änderte auf Antrag des Vertheidigers Dr. Mar Neuda das Urtheil ab. Der oberste Gerichtshof erklärte, daß, da nachweislich ein Zeuge, der auf das Bestimmteste ausgesagt hatte, die Steiner habe gedroht, der Balogh ein Leid zuzufügen, irrsinnig gewesen sei, für die Annahme eines Mordes kein begründetes Motiv vorliege; allein es müsse andererseits „mit fast apodiktischer Gewißheit" angenommen werden, daß nur die ttatharine Steiner die That verübt haben könne. Die umfassendsten Nachforschungen, ob nicht etwa ein junger Mann, der die Nacht bei der Balogh verbracht und mit ihr noch gefrühstückt hatte, diese That begangen habe — der Vertheidiger hielt die Möglichkeit des sogenannten Lustmordes nicht für ausgeschlossen — hätten zu keinem Ergebnis; geführt, und es liege auch nicht das Geringste vor, das eine andere Person dieser That belaste. Der Eassationshof nahm den letzten Zank zwischen der Balogh und der Äeiner als das Motiv der That an und verurtheilte nun Katharine Steiner wegen Todtschlags zu sechs Jahren schweren Kerkers.

Die Steiner hatte ihre Strafe noch nicht abgebüßt, als sich in dem mährischen Städtchen Znaim im Februar 1882 ein der Armee ungehöriger junger Mann, Namens Waschauer, der Sohn eines angesehenen Beamten, der Behörde mit der Selbstanklage stellte, daß er den Mord begangen habe. Er war von der Balogh in der Kärntnerstraße angesprochen worden und dieser auf ihr Zimmer gefolgt. Der junge Mann trug sich damals mit Selbstmordgedanken. Er behauptete, Blausäure bei sich geführt zu haben, und er habe sich auf dem Zimmer der Balogh das Leben nehmen wollen. Er habe die Blausäure in den Kaffee gegossen. Die Balogh habe durch einen unglücklichen Zufall diesen Kaffee getrunken, und um ihr Röcheln zu ersticken, habe er sie erwürgt. In der Leiche waren damals Spuren von Blausäure nicht entdeckt morden. Da der junge Manu sich ein wenig mit Chemie abgegeben und sich die Blausäure selbst bereitet hatte, ist es sehr wohl möglich, daß er ein mangelhaftes und schlechtes Fabrikat hergestellt hat, das der Balogh vielleicht ernsthafte Schmerzen bereitet, aber doch keine erkennbaren Spuren hinterlassen hat. Bielleicht ist auch die ganze Blausäuregeschichte erfunden. Jedenfalls erschienen die Angaben des Waschauer in allein Wesentlichen so glaubhaft, daß das Verfahren gegen die Steiner wieder aufgenommen wurde. Nun wurde die Nichtfchuld der Berurtheilten bis zur Evidenz bewiesen. Katharine Steiner wurde, nachdem sie vier Jahre schweren Kerkers verbüßt hatte, auf freien Fuß gesetzt. Durch das beständige Weinen hatten ihre Augen so gelitten, daß sie beinahe erblindet war. Waschauer wurde, da sein Geisteszustand eine strafrechtliche Verfolgung und Bestrafung ausschloß, einem Jrrenhause übergeben.

Als sehr charakteristisch ist hervorzuheben, daß in diesem Falle, wie fast immer, die öffentliche Meinung sich zunächst energisch dagegen gesträubt hat, die Selbstanzeige als eine begründete anzuerkennen.

Es kommt in der That sehr häufig vor, daß sich Geisteskranke der schwersten Verbrechen bezichtigen, an denen sie vollkommen unschuldig sind. Und gerade mysteriöse Mordprocesse, die die öffentliche Meinung in fieberhafte Erregung versetzen, sind ganz dazu angethan, eine krankhafte Phantasie zu erhitzen und zu den sinnlosesten Lügen zu veranlassen. Es ist auch vorgekommen, daß verbrecherische Frivolität, die krankhafte Sucht, von sich reden zu machen, zu falschen Selbstdennnciationen verleitet hat. Aeußerste Vorsicht ist also diesen Selbstangebern gegenüber auf alle Fälle geboten, und man begreift, daß die öffentliche Meinung, die zu unferem Glücke das vollste Vertrauen. zu unserer Rechtsprechung hat, zunächst lieber an eine Verirrung eines Wahnwitzigen, als an einen Jrrthnm unserer in der allgemeinen Achtung höchststehenden und mit Recht verehrtesten Mitbürger glauben mag.

Erst langsam, bedächtig und widerstrebend lassen wir uns nach der Schuldigsprechung davon überführen, daß derjenige, der aus sachlichen und persönlichen Gründen hat verurtheilt werden müssen, unschuldig verurtheilt worden ist, und daß den bisher im Dunkel gebliebenen Thäter, der nun plötzlich hervortritt, die verdiente Strafe zu treffen hat.

Es müssen gar verschiedene Motive zusammentreffen, um in uns die Ueberzeugung von der Schuld des zuerst Berurtheilten zu erschüttern und uns nachträglich an die Schuld des Selbstangebers glauben zu lassen.

Wir müssen, nachdem wir uns von dem Eindruck, den die Verurteilung in uns hervorgerufen hat, völlig freizumachen versucht haben, bei nochmaliger aufmerksamer und unbefangener Prüfung des sachlichen und persönlichen Materials, das zu jener Verurtheilung geführt hatte, uns davon überzeugen, daß die Angaben des bereits Berurtheilten, wenn wir dieselben nun unter dem neuen Gesichtspunkte, der uns durch die Selbstanzeige eines Anderen gegeben worden ist, in's Auge fassen, wahr fein könne». Wir müssen uns überzeugen, daß alle Einzelheiten, welche der Selbstangeber über die angeblich von ihm begangene:. That .mitthM..^ wahr sein können. Wir haben genau zu prüfen, ob wir"Zu bei» Selbst? angeber auch einen vollkommen zurechnungsfähigen Renschen var-u.iL.-hab.eu.. Wir haben die Beweggründe zu prüfen, die ihn'bisher'zum SöswelgM. und jetzt zum Sprechen veranlaßt haben können. Wir haben zu prüfen, ob sich die Betheuernngen des früher Verurtheilten mit der Selbstanklage des sich nun als Thäter Bekennenden in Einklang bringen lassen. Mit einem Worte: wir müssen aus allen den Umständen, die wir jetzt erst vollkommen überschauen, aus den früheren Verhandlungen und den Mittheilungen des Selbstdenuncianten, uns ein klares anschauliches Bild jenes Porgangs machen können, der uns freilich schon früher aufgeklärt zu fein schien, da wir eben den Worten des zunächst der That Beschuldigten keinen Glauben beizumessen im Stande waren, der sich jetzt aber bei nochmaliger Prüfung unter den veränderten Verhältnissen doch darstellt als ein in vielen Punkten noch unaufgeklärter und dunkler, und der erst jetzt durch die Selbstanzeige seine völlige Klärung erhält.

Treffen alle diese Umstände zusammen, so wird man genöthigt sein, an einen verhängnißvollen Jrrthum, der die Veruttheilung des zunächst Beschuldiglen herbeigeführt hat, zu glauben; so wird man das schmerzlichste Bedauern darüber empfinden müssen, daß aller Fürsorge und aller Gewissenhastigkeit zum Trotz selbst in den denkbar emstesten Fragen, die über Freiheit und Leben des Mitmenschen entscheiden, unser menschliches Irren so großes Unheil anrichten kann.

Und Jedermann, der ein lebendiges Gefühl für das Wahre und Sittliche in sich trägt, wird sich gedrungen fühlen, das Wenige, was der Einzelne vermag, zur Beseitigung des gewaltigen Unrechts und des unverschuldeten Leidens beizutragen.

Frevelhaft und schändlich wäre es, den Richtern, die durch die unglückliche Verkettung von Verhältnissen auf die falsche Bahn gedrängt worden sind, einen Vorwurf zu machen. Man schlage sich doch an seine eigene Brust, man frage sich: wie würdest du geurtheilt haben, wenn dir die Sachlage so vor Augen gelegen hätte, wie sie sich damals darstellte, und bevor dir die Wahrheit, wie sie jetzt durch die Selbstanzeige erst zum Durchbruch kommt, bekannt sein konnte? Und mit tiefer Bekümmerniß wird man eingestehen müßen, daß man sich selbst an dein gräßlichen Jrrthum betheiligt haben würde.

Ein noch größeres und beleidigenderes Unrecht aber würde man unseren Richtern zufügen, wollte man ihnen die schmachvolle Vermuthung unterschieben, daß sie sich der Macht der Wahrheit deshalb widersetzten, weil diese Wahrheit im Widerspruch steht mit jenen Dingen, die sie früher für wahrhafte gehalten, die die Unterlage ihrer früheren Verurtheilung gebildet haben, daß sie, un, sich das demüthigende Gefühl zu ersparen, in folgenschwerster

Weise geirrt zu haben, lieber den alten Jrrthum aufrecht erhalten, als den .-JrrHum uachtrMtch: anerkennen wollen.

Nein und äbermals, nein! Unsere Rechtsprechung steht zu hoch, als daß .zANUeKhäberer'hinabsteigen könnte! Mag sie die alleräußerste Conseiqü'enz' ziehen und' sagen: „Kst Mstitiä st vsrsat munckus" — den Satz: „? iat iu^iri« st psrs^t mnnckus" verstehen wir nicht, werden deutsche Richter nie verstehen.

II.

Es ist der Fall Ziethen-Wilhelm, der zu diesen allgemeineren Betrachtungen die Veranlassung gegeben hat.*)

Tie Sachen liegen hier so verworren und verwickelt wie nur möglich. Ehe wir sie in ihren Einzelheiten schildern, wollen wir hier nur die gröbsten Umrisse ziehen.

Ziethen wird beschuldigt, am 25. October 1883 seine Frau ermordet zu haben, und am 2. Februar 1884 von den Elberfelder Geschworenen zum Tode verurtheilt. Die Todesstrafe wird durch die Gnade des Kaisers in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. In den ersten Tagen des Juni 1887 meldet sich Ziethens Lehrling, Wilhelm und erklärt, er habe Frau Ziethen ermordet; Ziethen wisse nichts von der Sache. Infolgedessen wird Wilhelm verhaftet. Als er im Gefängnis? sitzt, nimmt er sein Geständnis zurück. Nach einiger Zeit nimmt er diesen Widerruf wieder zurück und bezeichnet ihn als eine Lüge. Er bleibt bei seiner früheren Aussage, daß er den Mord begangen habe. Infolge dieser Selbstdenunciation werden die nöthigen Schritte gethan zur Wiederaufnahme des Verfahrens. Das Elberfelder Landgericht beschließt am 14. October d. I. mit sehr eingehender Begründung, das Verfahren wieder aufzunehmen. Der Staatsanwalt beruhigt sich nicht dabei, und die Sache geht nun an die Beschwerdeinstanz, das Oberlandesgericht zu Köln. Dieses hebt den Beschluß des Elberfelder

*) Als der Barbierlehrling August Wilhelm im Juni d. I. sich den Behörden mit der Anzeige stellte, dag er Frau Ziethen ermordet habe und diese Angabc durch eine Reihe von Einzelheiten, die mit dem Thatbcstaiidc in Einklang standen, glaubhaft zu machen wuszte, schrieb ich über die „Verurlheilung eines Nngeständigcn und Selbstanklage eines Freigesprochenen" eine Reihe von Aufsätzen, die das „Berliner Tageblatt" in seinem Feuilleton vom 12. bis 16. Juli veröffentlicht hat. Ich gab damals einen möglichst vollständigen und übersichtlichen Bericht des Thatbestandes, wie er sich zunächst bei den Verhandlungen gegen Ziethen dargestellt hatte, und wie er sich nun noch der Selbstdcnuneiation Wilhelms unter den dadurch veränderten Bedingungen darstellte. Da ich mich zu meiner gegenwärtigen Arbeit gezwungen sehe, über die thatsächlichcn Vorgänge vor, während und nach der Ermordung der Frau Ziethen zu berichten, und sich diese seitdem natürlich nicht verändert haben, werde ich nicht umhin können, von meiner früheren Arbeit, zu deren Urheberschaft ich mich nun zu bekennen habe, Einige« zu benutze,^ Die Anordnung und Verthcilung des Stoffes mus; für den gegenwärtigen Aufsatz natürlich eine ganz andere sein.

Landgerichts auf und weist den Antrag auf die Wiederaufnahme des Verfahrens zurück. Das Oberlandesgericht zu Köln hält den allerdings sehr verlogenen Wilhelm für einen Schwindler und Lügner, auf dessen Aussage nichts zu geben fei, und erklärt Ziethen für genügend belastet. Ziethen bleibt also im Zuchthause, Wilhelm wird auf freien Fuß gesetzt.

Wie man sieht, haben hier zwei richterliche Collegien, das Elberfelder Landgericht und das Kölner Oberlandesgericht, widersprechende Beschlüsse erlassen. Eines der beiden hat sich sicherlich geirrt, entweder das Elberfelder oder das Kölner Collegium.

In einer Frage wie dieser aber, in der es sich thatfcichlich um Leben uns Tod handelt, oder doch um Freiheit und lebenslängliches Zuchthaus, was dem Tode am nächsten steht, ist es schon an und für sich recht betrübend, wenn zwei Richtercollegien, die aus gleich ausgezeichneten, einsichtigen, gewissenhaften und hochgeachteten Männern bestehen, grundverschiedene Beschlüsse fällen, wenn die Einen durch ihren Beschluß zu verstehen geben, daß Wilhelm möglicherweise der Thäter und Ziethen unschuldig verurtheilt sein könne, die Andern aber der Neberzeugung sind, daß Ziethen der Mörder und daß Wilhelm ein nichtswürdiger, frivoler Lümmel und Lügner sei, der sich mit dein, was uns auf Erden als das Höchste gilt, mit dem Rechte ein ruchloses Spiel erlaubt hat.

Wenn nun auch der Spruch des höchsten Gerichtshofs ausschlaggebend für das Geschick Ziethens ist, so bleibt darum doch die Thntfache bestehen, daß andere Richter, die die Verhältnisse gerade so gut zu beurtheilen im Stande sind, wie die Mitglieder des Kölner Oberlandesgerichts, nämlich die Mitglieder des Elberfelder Landgerichts, der Ansicht sind, daß Ziethen das Opfer eines verhängnißvollen richterlichen Jrrthums sein könne, und daß es jedenfalls der Mühe verlohne, den Wilhelm nicht einfach als einen Lügner, dessen Aussagen keinerlei Bedeutung hätten, vor der Schwelle abzuweisen und"die Sache unter den veränderten Bedingungen, die sie durch Wilhelms Aussage erhalten hat, noch einmal mit aller Genauigkeit und aller Gewissenhaftigkeit zu prüfen.

Das ist die Ansicht der Elberfelder Richter, und es wird Jedermann gestattet sein, diese Ansicht zu theilen und sich dadurch in Widerspruch mit dem bedeutsamen Beschlüsse des Kölner Oberlandesgerichts zu setzen.

Ich habe diese Angelegenheit aus dem sehr ausführlichen und von keiner Seite bemängelten, als stenographisch bezeichneten und nahezu wörtlichen Berichte der „Elberfelder Zeitung" auf das Aufmerksamste und in allen Einzelheiten durchgearbeitet. Bei der Oesfentlichkeit unseres gerichtlichen Verfahrens giebt es keine Geheimnisse und Verborgenheiten. Ich darf also ohne Neberhebung behaupten, daß ich die Sache gerade so gut kenne wie jeder Andere. Und ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich aus den öffentlich bekannt gewordenen Thatsachen zu jener Ueberzengung gedrängt worden bin, aus welcher der Beschluß des Elberfelder Landgerichts, das Verfahren gegen Ziethen wieder aufzunehmen, hervorgegangen ist.

Sollte man mich fragen wollen, woher ich das Mandat genommen habe, in dieser Sache, die durch den unabänderlichen Spruch unparteiischer Richter eines höchsten Gerichtshofs abgethan ist, noch einmal das Wort zu ergreifen, so konnte ich darauf nur erwidern: Ich habe kein anderes Mandat, als das mir von meinein menschlichen Gefühl ertheiltc. Nicht leichtfertig, nicht ohne harten innern Kampf, nicht ohne gewissenhafteste Prüfung habe ich mich dazu entschlossen, da zu sprechen, wo Schweigen so viel bequemer wäre. Aber die Sache lies; mir keine Ruhe. Sie ist zwar entschieden, aber wie ich trotz aller schuldigen Ehrerbietung vor dem Nichterspruche sagen darf, noch immer nicht aufgeklärt. Der Kölner Urteilsspruch hat den Elberfelder Beschluß umstoßen können, er hat aber das bei Vieleu herrschende Vertrauen zur Gerechtigkeit des Elberfelder Spruchs nicht zu erschüttern vermocht. In der 57effentlichkeit, die dieser Angelegenheit die ernsthafteste und berechtigtste Dheilnahme entgegenbringt, steht noch immer Meinung gegen Meinung. Unser Rechtsgefühl lehnt sich dagegen auf, das unanfechtbare kirchliche „Rmrm loonw sst" auch auf dem Gebiete des Rechts gelten zu lasse». Die Rechtskraft schafft unabänderliche Dhatsachen; aber die durch die Ueberzeugung erzwungene und

in respektvollster Form gehaltene «ritik schließt sie deswegen nicht aus.

Das Elbcrfeider Landgericht hat angenommen, daß die Mittheilungen, welche August Wilhelm im Juni über die Emordung der Frau Ziethen machte, genügend erhebliche seien, uni die Wiederaufnahme des Verfahrens zu rechtfertigen. Die Cntscheidungsgründe der Elberfelder Richter sind bis zur Stunde nicht bekannt geworden. Aber nach dem, was allgemein bekannt geworden ist, erscheint dieser Beschluß in der That sehr erklärlich.

Im Augenblicke seiner Verhaftung, während der Untersuchungshaft, während der Verhandlungen und nach der Venutheilung im Znchthaufe hat Ziethen unablässig und in der energischsten nnd feierlichsten Weise bethcuert, daß er unschuldig sei. Er hat sich niemals in Widersprüche verwickelt. Das, was abgesehen von seinen allgemeinen Eharaktereigenschaften als ihn in diesem besonderen Falle belastend angeführt worden ist, ist, wie wir später sehen werden, von erstaunlicher Geringfügigkeit.

Da meldet sich nun also im Juni d. I. der Barbierlehrling August Wilhelm, der zugleich mit Ziethen mitangeklagt gewesen, von den Geschworenen aber freigesprochen worden war, und der früher die belastendsten Aussagen gegen Ziethen gemacht hatte, und sagt: „Ich habe damals gelogen. Ich bin der Mörder gewesen. Ziethen hat von der ganzen Sache nichts gewußt. Er ist sehr bald nach vollbrachter Dhat hinzugekommen, hat Lärm gemacht, und man hat nun ihn für den Mörder gehalten. Aber ich hab'S gethnn." Und er giebt nun eine Reihe von Einzelheiten an, die allesammt wahr sein können, die sich genau und richtig einfügen in die Lücken, die das bisherige Ergebnis der thalsächlichen Feststellung gelassen hatte, die offenbare Widersprüche beseitigen, manchen dunklen Punkt aufklären und die sonst unvereinbaren Angaben über die genaue Zeit des Verbrechens auf einnml mit aller Bestimmtheit richtig- und feststellen.

Nun ist der Wilhelm freilich ein durch und durch verlogener Bursche. Er hat hundert Mal gelogen, weshalb soll er nicht jetzt wieder lügen? Würden seine Angaben unwahrscheinlich klingen, müßten sie der Unterstützung durch glaubwürdige Zeugen entbehren, so märe ihnen gewiß kein Glauben beizumessen. Aber sie erweisen sich als so zutreffende, daß diesem Menschen ein ganz ungewöhnlicher Scharfsinn zugeschrieben werden nillßte, wenn er sich all die Sachen ersonnen haben sollte. Er hätte sich dies Märchen construiren müssen aus all den zahlreichen genauen Feststellungen, die er kaum hat kennen können, die er sicherlich nicht im Gedächtnis; bewahrt haben wird, und zugleich aus den Aussagen verschiedener Zeugen und gerade solcher, die bei der öffentlichen Verhandlung zumeist kaum beachtet worden sind, weil eben die Verhandlungen einen ganz anderen Verlauf genommen hatten und gerade diese Zeugen damals wenig belangreich erschienen. Nun aber rücken jene damals kaum beachteten Zeugen in den Vordergrund, und das, was sie aussagen, und zwar in der unverfänglichsten Weise aussagen, ohne eine Ahnung davon haben zu können, welche Wichtigkeit ihre Aussage später gewinnen wird, gerade das wird nun durch Wilhelms Selbstanklage von schmerwiegender Bedeutung.

Bei diesem Zusammentreffen ist es ganz einerlei, ob Wilhelm im Allgemeinen ein verlogener Mensch ist oder nicht. Hier hat er die Wahrheit gesagt, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Der gewohnheitsmäßige Lügner spricht doch auch mitunter ein wahres Wort.

Nehmen wir also an, daß Wilhelm, als er, sei es durch den Zwang seines Gewissens, sei es durch Einschüchterung, Bedrohung, Versprechen einer Belohnung, sei es aus welchen Motiven immer, im Juni d. I. sich als den Mörder der Frau Ziethen anzeigte, die Wahrheit gesagt habe und diese Annahme ist keine willkürliche, denn sie wird durch die Uebereinstimmung der Angabe Wilhelms mit allen Aussagen glaubwürdiger Zeugen gestützt — so würden sich die Vorgänge, die uns beschäftigen, zu folgendem Bilde gestalten.

m.

Es war an einem Tonnerstage, am 25. ^ctober 1883. Albert Ziethen, der in seinem in der Bachstraße gelegenen Hause zu Elberfeld ein Barbicrgeschäft, eine kleine Gastmirthschaft und nebenbei noch eine Samenhandlung betrieb, war wieder einmal, wie fast regelmäßig an allen Tonnerstagen, in Köln bei seiner Liebsten, bei Emma Alberts, die früher Tienstmädchen in seinem Hause gewesen mar. Tie Alberts hatte auch ein Kind von Ziethen, das indessen bald nach der Geburt starb, und jetzt fühlte sie sich zum zweiten Male Mutter.

Ziethen empfand für seine Geliebte eine leidenschaftliche Zärtlichkeit. Er hatte sie in Köln eingenuethet, er ermöglichte es ihr, unter anständigen Bedingungen zu leben, er hatte mit ihr kostspielige Reisen gemacht, er hatte ihr einen Trauring geschenkt, den sie jetzt, um in ihrem Zustande als verheirathete Frau zu gelten, auch trug. Er hatte ihr glühende Briefe geschrieben, in denen er ihr betheuert hatte, das; er sie Heirathen wolle, wenn er frei sein werde. Er- hatte von seiner Frau in jenen Briefen in den verächtlichsten und häßlichsten Ausdrücken gesprochen. Er hoffte auf deren Tod, denn seine Frau war schwächlich.

So liebevoll und vorsorglich Ziethen mit seiner Geliebten verkehrte, so brutal, gewaltthätig und unmenschlich benahm er sich seiner still duldenden Frau gegenüber. Es war eine gute, brave, unglückliche Frau, die Marie Ziethen, geb. Hertel, die sich nie das Geringste hatte zu Schulden kommen lassen, die aufmerksam und freundlich im Hause war, den Hausstand gut besorgte und im Geschäfte tüchtig mithalf. Ziethen haßte diese arme Person. Er prügelte und mißhandelte sie beständig bei dem geringsten Anlaß und sogar ohne Veranlassung. Er nahm nicht einmal Rücksicht auf fremde Leute, die unwillkürliche und entrüstete Zeugen dieser widerwärtigen Auftritte sein mußten. Die Mißhandlungen erreichten bisweilen den Höhepunkt des Bestialischen. Er zog seiner Frau ein offenes Rnsirmcsser durch die Hand, er würgte sie einmal so lange, daß ihr die Zunge aus dem Halse herau s hing, und daß sie ganz blau wurde, er trat sie mit Füßen und bedrohte sie, mit den Nasirmesser in der Hand, ihr den Hals abzuschneiden. Er beschimpfte sie vor Zeugen beständig in der unfläthigstcn Weise. Man sah die arme Frau fast nie anders als mit blutrünstigen Augen und mit blauen Flecken. Und fragte man sie, so suchte sie nach einer beschönigenden Erklärung; niemals beschwerte sie sich über ihren Mann.

Auch sonst war der Ziethen als ein gewaltthätiger, wild leidenschaftlicher nnd jähzorniger Mann bekannt. Einen seiner Miether, mit dem er wegen einer Wohnungsfrage in Streit gerieth, schlug er mit dem Schlüssel auf deu Kopf, daß dieser eine tiefe Wunde davontrug und längere Zeit ärztlich gepflegt werden mußte. Seine Lehrjungen prügelte er braun und blau; besonders seinen jetzigen, den Wilhelm, der ein lüderlichcr, verlogener, leichtsinniger Bengel war und allerdings seinem Meister manchen Grund zur Klage gab. Einmal prügelte Ziethen diesen Wilhelm so unbarmherzig, daß der Junge davonlief, sich Tage lang versteckte und bei einer seiner Anverwandten Schutz suchte. Diese brachte ihn indessen zu Ziethen zurück und ließ sich von ihm versprechen, auf den Jungen künftig nicht mehr so unbarmherzig loszuschlagen. Seitdem hatte sich Ziethen auch etwas gemäßigt. Schläge setzte es natürlich noch immer.

Während nun Ziethen an jenem Donnerstage mit seiner Liebsten in Köln zusammen mar, nebenbei auch Geschäftliches erledigte und sich recht gut unterhielt, benutzte Wilhelm die Zeit, da er ohne Aufficht war, um sich zu betrinken. Es war nicht das erste Mal; der Junge hatte seinem Meister schon ost Schnaps gestohlen und war mitunter Mittags ein Nhr schon vollkommen betrunken.

Der Lehrling nmr damals noch nicht achtzehn Jahre alt. Trotz seiner Jugend hatte er bereits ein sestes Liebesverhältniß mit einem jungen Mädchen in der Nachbarschaft angeknüpft, und um diese nächtlich zu besuchen und sich sonst herumzutreiben, hatte er auch seinem Meister den Hausschlüssel entwendet. Wilhelm war als „verstockter und lügnerischer Mensch" der Polizei bekannt und war auch schon wegen Mißhandlung bestraft worden.

In der Abendstunde zwischen sechs und sieben war ein Gast in der Wirthsstube. Da benahm sich Wilhelm schon so auffällig, daß Frau Ziethen sagte: „Der Junge scheint besoffen zu sein."

Wilhelm hat übrigens selbst zugegeben, daß er an jenem Tage schwer getrunken habe. Er hatte mit noch zwei andern Jungen eine Flasche Branntwein geleert. „Wir thaten um die Wette trinken, wer am meisten vertragen konnte, uns später habe ich noch einen Cognac bei Faßbender getrunken."

Wilhelm schlief mit deni jüngeren, fünfzehn Jahre alten Lehrling Volberg in einer Stube im höheren Stock. Uni zehn Uhr wollte sich der junge Balberg schlafen legen, da sagte Wilhelm zu ihm: „Warte noch, ich will einmal ausgehen, ich komme gleich wieder."

Wilhelm ging in die nahe gelegene Nestauration zu Faßbender und ließ sich dort den Cognac geben, von dem er gesprochen hat. Er suchte nach dem Mädchen, mit dem er eine Liebschaft hatte, fand sie aber nicht. Er sah sehr erregt aus, und der Wirth Faßbender sagte zu seiner Frau, die an der Schänke stand: „Wie sieht der Wilhelm heute Abend nur aus!"

Nachdem Wilhelm seinen Cognac getrunken hatte, kehrte er in die Ziethen'sche Wohnung zurück, traf da den Lehrling Volberg, der auf ihn gewartet hatte, und die Beiden begaben sich in ihr Schlafzimmer. Das Licht wurde ausgeblasen, und der jüngere Lehrling schlief sogleich ein.

Ter schwer angetrunkene Wilhelm konnte keine Nuhe finden. Es war ihm nichts Neues mehr, daß er, nachdem er seiner Umgebung den Glauben beigebracht hatte, daß er schlafen gehe, wieder ausstand; und so machte er es auch heute.

Welche Gelüste sich in dem berauschte« Burschen geregt haben, ist schwer zu sagen. Die später ermittelten Thatsachen geben keinen bestimmten Anhaltspunkt dafür, ob er seine erregten Sinne hat befriedigen, ob er hat rauben wollen. Villeicht das Eine und das Andere. Wilhelm giebt nur das Erstere zu.

Inzwischen war die Wirthscho.fi geschlossen. Es muß ungefähr dreiviertel elf Uhr gewesen sein. Fran Ziethen war unten allein in der Wirthsstube geblieben. Als Wilhelm eintrat und die Frau merkte, daß er mit unsittlichen Absichten sich ihr näherte, wies sie entrüstet den Jungen zurück und drohte ihm, daß sie ihrem Manne Alles sagen wolle, der bald aus Köln zurückkommen mußte. Darauf machte sie sich mit dem Gasometer, das sie schließen wollte, zu schaffen.

Wilhelm, aus Furcht vor einer neueil und grausamen Züchtigung, vielleicht auch von dem verbrecherischen durch den Rausch gezeitigten Gedanken erfüllt, seine viehischen Begierden an der Widerstandsunfähigen zu befriedigen, vielleicht auch um sie zu berauben, ergriff in wahrscheinlich besinnungslosem Zustande einen Hammer, und während Frau Ziethen sich über das Gasometer bog, führte er einen starken Schlag auf ihren Hinterkopf, so daß sie bewußtlos rücküber siel. Am Gasometer ist die unglückliche Frau in der That später gefunden worden, und zwar unter Bedingungen, die darauf schließen lassen, daß das Verbrechen den Berauschten noch nicht ernüchtert hatte.

Nachdem sie bewußtlos am Boden lag, versetzte ihr der Verbrecher noch mehrere Schläge mit dem Hammer auf die Stim, die so dicht nebeneinander saßen, daß bei den Sachverständigen ein Zweifel darüber entstehen konnte, ob es nur eine Wunde sei, die mit einem Beile oder einem TodtWäger beigebracht worden war, oder ob mit einem kleineren Werkzeuge, also einem Hammer, die Wunde durch mehrere dicht nebeneinander sitzende Schläge bewirkt worden war.

Frau Ziethen hatte die Kniee in die Höhe gezogen, ihre Kleider waren ausgestreist, sie wurden erst später von dem Polizeibeamten heruntergezogen. Aus den Wunden strömte das Blut. Die falschen Zöpfe der Geschlagenen lagen in einer Blutlache. Die kleine Geldtasche mar ihr vom Leibe gerissen und lag einige Schritte von ihr. Aus der Tasche waren verschiedene Silberstücke auf den Buden gerollt.

Dieser Befund läßt also beide Deutungen zu. Es muß dahingestellt bleiben, ob der Mörder einen Lust- oder einen Raubmord oder beides hat begehen ivollen.

Allmählich erwachte in dem Trunkenen doch das Bewußtsein, und er suchte nun die Spuren des begangenen Verbrechens zu beseitigen.

Der Stiel des Hammers war mit Blut bedeckt. Wilhelm schlich sich hinaus nnd.vcrsuchte ihn am Brunnen abzuspülen. Kurz nach elf Uhr hörte die Zeugin Dahlmann die Pumpe gehen, deren eigenthümlich kreischendes Geräusch sie sehr wohl kannte. Auch andere Zeugen haben um diese Zeit das Kreischen* der Pumpe auf dem Zielhen'schen Hofe gehört.

Das Abwaschen des Stieles hatte natürlich nichts genutzt. Der Mörder zog sein Messer hervor und schabte den Stiel ab. Er wußte, daß Ziethen bald kommen mußte, und die Unglückliche stöhnte noch immer, stöhnte so laut, daß es im Hause gehört wurde. „Schon gegen elf Uhr," berichtet uns der Herr Borsitzende, „haben die Hausbewohner ein dumpfes Wimmern gehört, das etwa zehn Minuten gedauert hat. Dann hat das Gestöhne aufgehört."

Hier war also Wilhelms Verbleiben nicht länger. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, daß Ziethen eintraf oder daß die Hausbewohner zusammenliefen. Er zog also seine Stiefel aus und schlich die Treppe hinauf.

Die Frau des Schneidermeisters Romann, die gerade neben dem Schlafzimmer der Lehrburschen schlief, hörte „etwa einviertel auf zwölf Uhr" die Treppe knarren und vernahm deutlich, „wie Jemand auf den Strümpfen sich heraufschlich. Die Thür von Wilhelms Zimmer ging auf. Gleich darauf hörte ich ihn die Stiefel hinsetzen. Es fiel mir auf, daß Wilhelm an diesem Tage so spät zu Bette ging. Er ging öster auf den Strümpfen herunter, aber nie habe ich ihn auf den Strümpfen heraufkommen hören."

Auch die andere Zimmernachbarin des Wilhelm, die Zeugin Ida Mostmann, hat deutlich gehört, wie sich Jemand auf den Strümpfen die Treppe hinaufgeschlichen hat, zu derselben Zeit. Der Lehrling Balberg war aus seinem Schlafe nicht aufgeweckt worden.

Währenddem war nun Ziethen aus Köln zurückgekommen. Der Zug war elf Uhr acht Minuten in Elberfeld eingetroffen. Ziethen hatte unterwegs geschlafen, es fror ihn, und über die ziemlich lange Brücke, die von der Bahn zur Stadt führt, ging er in schnellein Schritt, um sich zu erwärmen. Die Bachstraße liegt vom Bahnhof etwa zehn Minuten entfernt. In schnellem Tempo lassen sich vielleicht noch zwei Minuten gewinnen. Ziethen dürste demnach etwa zwischen elf Uhr sechzehn bis elf Uhr achtzehn Minuten vor seinem Hause eingetroffen sein. Das stimmt genau überein mit den Angaben aller Zeugen, von denen wir später hören werden.

Das Ziethen'sche Haus in der Bachstraße hat zwei Eingänge, den einen von der Straße, den andern, zu dem man dnrch ein Nebengäßchen gelangt. Die Hausthür nach der Straße zu war verschlossen. Ziethen ging deshalb durch das Seitengäßchen. Hier war die Thür offen. Wenn man diesen Eingang benutzt, so tritt man zunächst in die Küche und von da in die Wirthsstube. Tie Verbindungsthür zwischen Küche und Wirthsstube stand ebenfalls offen.

Ziethen trat ein und sah nun in der Wirthsstube seine Frau ans dein Rücken liegen, in der Stellung, die wir eben geschildert haben, mit dem linken Arme gewaltsam schlagend. Als Ziethen seine Frau in diesem Zustande erblickte, rief er entsetzt aus: „Allmächtiger Gott und Vater, was ist geschehen!"

Dieser Ruf ist von den Zeugen Klees und Frau Heinrichs, die gerade an dem Hause vorüberkamen, gehört worden. Das war ziemlich genau els Uhr neunzehn oder elf Uhr zwanzig Minuten, stimmt also vollkommen überein mit Ziethens Angaben. Die genannten Zeugen waren beim Nathhause vorübergekommen, da wies die Uhr genau elf Uhr fünfzehn Minuten. Die Postuhr schlug auch gerade einviertel zwölf, als sie an dem Postgebäude vorüberkamen. Von da bis zu Ziethens Hause braucht man knapp fünf Minuten.

Was sich sonst zwischen Ziethen und seiner Frau in diesem schrecklichen Augenblick ereignet hat, ob er den Versuch gemacht hat, die Unglückliche auszurichten oder nicht, hat nicht ermittelt werden können. Ziethen selbst wird kaum wissen, was er in der ersten Bestürzung gethan hat, und die andere Zeugin ist todt. Die Unglückliche vermochte auf Ziethens Frage, wer ihr das gethan habe, keine Antwort zn geben. Sie stöhnte und wiminerte. „Ich hörte nur: höhöhö!" sagt Ziethen.

Nui: stürzte Ziethen aus dem Zimmer und rief das Dienstmädchen Johanna Pasche. Zwischen Ziethen und dem Mädchen entspann sich durch die verschlossene Thür folgendes Zwiegespräch.

„Wann sind Sie zu Bett gegangen?"

„Um zehn."

„Meiner Frau ist die Hirnschale eingeschlagen. Haben Sie Jemand gesehen?" „Nein."

„Kommen Sie schnell nach unten! Wo ist der August?"
„Er schläft."

„Laufen Sie hinauf und wecken Sie ihn!"

Das Mädchen brauchte etwa fünf Minuten, um sich anzuziehen. Ziethen war wieder nach unten gelaufen. Er hatte die Geldcassette, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob diese überhaupt noch da und unberührt sei — denn er hatte zunächst an einen Raubmord gedacht — aus der Wirthsstube genommen und in die Rasirstube gebracht.

Darauf eilte er zu seiner noch immer wimmernden Frau zurück und machte den Bersuch, sie aufzurichten. Er brachte es nicht fertig, da er zu erregt war. Wieder lief er aus dem Zimmer hinaus und schrie: „Meine Frau schwimmt im Blute!"

Ziethens Hülferufe waren auch von den andern Hausbewohnern vernommen worden. Der Erste, der herbeieilte, war ein gewisser Frenze!, eben jener Miether, mit dem Ziethen auf dem denkbar schlechtesten Fuße stand, dem er mit einem Schlüssel eine schwere Wunde am Kopf beigebracht, der sich gegen Zahlung von hundert Mark durch Frau Ziethen hatte bestimmen lassen, die Denunciatiou, die er gegen Ziethen eingereicht hatte, zurückzunehmen.

Dieser Frenze! machte sich zuerst um die Verunglückte zu schaffen. Er hob sie ans, stützte sie und vercmlaßte Ziethen, der den Kopf ganz verloren zu haben schien und wie unsinnig im Zimmer umherlief und immer wieder fragte: „Mariechen, so sage mir doch, wer hat Dich geschlagen?" das zu thun, was sofort geschehen mußte, nämlich zum Doctor zu laufen.

Ziethen war wie gesagt halb wahnsinnig, und Frenze! mußte seine Aufforderung: „Holen Sie doch einen Arzt!" mehrfach wiederholen.

Ziethen eilte aus dem Hause und um die versäumte Zeit wieder einzuholen, lief er wie toll durch die Straßen zum nächstwohnenden Arzte.

Inzwischen hatte sich das Dienstmädchen Johanna Pasche schnell angekleidet und war vor die Thür von Wilhelms Schlafzimmer geeilt. Sie klopfte derb an und rief: „August, August, steh schnell auf! Es ist was vassirt!" Die Zeuginnen Romann und Mostmann haben das Klopfen und den Ruf der Magd deutlich gehört. Das mar ganz kurze Zeit, nachdem die Beiden Wilhelm auf Strümpfen in sein Zimmer haben schleichen hören, nur wenige Minuten später, sie sagen drei Minuten, es können etwa fünf Minuten gewesen sein. Wilhelm stellte sich schlaftrunken. Er gab Antwort, „als ob er eben aus dem Schlafe erwache". (Zeugin Mostmann.)

Durch das Klopfen war der in demselben Zimmer schlafende Lehrling Volberg natürlich auch aufgeweckt worden. Als er die Augen aufschlug, „saß Wilhelm noch aufrecht im Bett. Ich fragte Wilhelm, wieviel Uhr es sei, und er sagte mir, halb zwölf."

Wilhelm ging nun nach unten. Er war entschlossen, die Komödie des Schlaftrunkenen weiter zu spielen. Aber zunächst interessirte es ihn, zu erfahren, wohin Ziethen gelaufen war. Er ging also sogleich auf die Straße, um zu sehen, wie es dort ausschaue. „An der Thür des Ziethen'schen Hauses," erklärt der Zeuge Schwartmann, „stand Einer in gebückter Stellung und sah die Straße herauf und herunter, als ob er auf Jemand warte oder sich nach Jemand umsehe. Ziethen war es nicht, denn diesen kenne ich genau. Ob es der Angeklagte Wilhelm war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es fiel mir an dem Abend noch das frische rothe Aussehen dieser Person auf (gerade wie auch dem Zeugen Faßbender das merkwürdige Aussehen Wilhelms an demselben Tage aufgefallen war). Ich bin aber nicht stehen geblieben," fährt der Zeuge fort, „sondern ich habe meinen Weg fortgesetzt, und als ich unten an die Ecke kam, schlug es auf der Kirche halb zwölf."

Wilhelm giebt selbst zu, daß diese Mittheilung richtig ist. Er ist auf der Straße gewesen, „um zu sehen, wohin Ziethen ging".

Nun trat er in das Haus wieder zurück, ging nach hinten durch die Küche in die Wirthsstube und spielte da die Komödie des Schlaftrunkenen weiter.

„Was ist denn los?" fragte er.

Zeuge Klees antwortete ihm: „Das kannst Du wohl sehen. Da liegt Euere Frau ganz zerschlagen."

N«d «0 Söd. XllV.. IS«. 6

„Da schlug er die Hände zusammen. Erst erkannte er die Frau gar nicht." (Zeuge Klees.)

„Er- sah aus, als sei er eben aus dein Bett aufgestanden." (Zeugin Henriette Heinrichs.)

„Wilhelm setzte sich nun in eine Ecke hinter den Tisch und starrte Frau Ziethen an." (Zeugin Wittwe Storck.) Während der nächsten Minuten blieb er in der Ecke und wurde nicht weiter beachtet.

Als Wilhelm seine Schlafstube verlassen, und der jüngere Lehrling Polberg sich angekleidet hatte, sah dieser aus Wilhelms Koffer dessen Messer offen.liegen. Er klappte es zu, steckte es ein und nahm es mit nach unten, um es dort Wilhelm zu geben. Aber das, was er da sah, die schrecklichen Einzelheiten des Mordes, regte den jungen Lehrlnrg so auf, daß er nun nicht mehr daran dachte, das Messer an Wilhelm abzugeben. Er behielt es in der Tasche und legte es am anderen Morgen wieder auf Wilhelms Koffer.

Was aus dem Messer geworden ist, weiß der junge Polberg nicht. Man hat das Messer nicht untersucht. Es ist während der Verhandlungen von diesem Messer nie wieder die Rede gewesen!

Während dieser Zeit raste Ziethen durch die nächtlichen Straßen. Jedermann, dem er begegnete, rief er in seiner besinnungslosen Aufregung zu, er müsse zum Arzte, seine Frau sei erschlagen. Er erzählte das auch einem Wächter, dem er begegnete, und einem Polizeibeamten, dem Wachtmeister Weinreich. Diese begaben sich sogleich an den Ort der That.

Der erste Arzt, bei dem er anklingelte, war nicht zu Hause. Er lies; sich einen zweiten nennen und lief fo schnell er konnte zu diesem, Dr. Herl manni. Er sprang auch zu seinem Schwager hinauf, mit dem er auf dem schlechtesten Fuße stand, dem Bruder der Erschlagenen, weckte diesen aus dem Schlafe und theilte ihm die Schreckenskunde mit. Es erscheint psycho logisch nicht unwichtig, daß Ziethen jetzt allen Groll gegen seinen Schwager vergessen konnte und den Bruder der Unglücklichen, die in ihrem Blute schwamm, freiwillig aufsuchte.

Inzwischen hatte sich die Wirthsstu.be gefüllt. Frenze!, dessen Tochter, das Dienstmädchen Johanna Pasche, die beiden Lehrburschen August Wilhelm und Balberg und andere Hausbewohner hatten sich um die Geschlagene versammelt. Wilhelm saß hinten in der Ecke. Auch die von Ziethen aus der Straße herbeigerufenen Beamten, der Wächter Pfeifer und der Wachtmeister Weinreich, sowie Porübergehende, die durch den Lärm aufmerksam gemacht worden waren, wie der Zeuge Klees, Frau Heinrichs u. f. w.. befanden sich nun auf dem Schaplatze der Thal.

Auf die erste und natürliche Frage: Wer kann das gewesen sein:' gnb es keine andere Antwort als die: Ziethen, der eigene Mann, der die unglückliche Frau schon mit dem Tode bedroht, der sie in wüstester JiAeije mißhandelt, der sie beinahe erwürgt hat, der eine Liebschaft in Köln hat und seine Frau loswerden möchte, um sich mit seinen, Liebchen zu verheirathen! Ziethen ist es gewesen und kein Anderer.

Unter diesem Eindrucke wurden die ersten Fragen an die tödtlich getroffene Frau gestellt.

Der Wachtmeister Weinreich war es, der Frau Ziethen zuerst befragte: „Wer bat Sie geschlagen, Frau Ziethen?" Darauf erfolgte zunächst leine Antwort. Nach einer kurzen Pause fragte er wieder: „Frau Ziethen, war es Ihr Mann, der Sie geschlagen hat?" Darauf sagte sie leise, aber deutlich: „Nein." Dann fragte er sie: „Wer war es denn, Frcm Ziethen?" „Darauf hörte ich deutlich von der Stimme der Frau den Namen Roßbach." (Zeuge Mittelstraß.)

Nach einer andern Version hat sie zuerst geantwortet: „Der Anstreicher," und auf die Frage: „Welcher Anstreicher?" „Roßbach" hinzugefügt.

Dann nannte sie noch verschiedene andere Namen: Werner, Frenze!, Sturm, endlich sagte sie auch: „Ja, Ziethen, mein Mann."

Zwischen den Zeugenaussagen herrscht ein Widerspruch über die Art und Weise, wie die Frage gestellt worden ist. Weinreich behauptet, er habe gefragt: „Wer hat Sie geschlagen?" während andere Zeugen <Mittelstraß und Dienstmädchen Pasche) behaupten, er habe gefragt: „Hat Ziethen, Ihr Mann, Sie geschlagen?" und sie habe darauf geantwortet: „Ja, Ziethen, mein Mann."

Das hat schließlich nur noch eine untergeordnete Bedeutung, denn es ist außer allem Zweifel, das; die Unglückliche feit dem tödtlichen Schlage nicht mehr im Vollbesitze der Besinnung gewesen ist. Sie hat diese Aussage wiederholt, sie hat noch andere Aussagen gemacht. Sie hat über das Verbrechen selbst, über das Werkzeug, mit dem es verübt worden ist, über die Art der Verwundung u. s. w. sich in einer Weise geäußert, die es außer allem Zweifel läßt, daß Marie Ziethen sich seit der furchtbaren Verwundung nicht mehr im zurechnungsfähigen Zustande besunden hat. Aber sie lMe nun gesagt: „Ziethen, mein Mann," und das war ja die Antwort, die man hören wollte, das war die Antwort, die alle Welt erwarten mußte!

Man erwartete ja keine Auskunft, man erwartete nur eine Bestätigung.

Ziethen hatte keinen Augenblick verloren. Er hatte die beiden Aerzte aufgesucht, er war bei seinein Schwager gewesen, und acht Minuten nachdem er das Unglückshaus verlassen hatte, kam er athemlos wieder zurück. Kurz nach halb zwölf Uhr betrat er keuchend sein Zimmer.

In demselben Augenblick schritt der Wachtmeister Weinreich auf ihn zu und rief: „Wissen Sie, wer der Mörder ist? Das sind Sie selbst!"

Ziethen taumelte zurück. Er wurde leichenblaß, feine Beine schlotterten, er sah mit stieren Blicken um sich, und ganz verstört rief er aus: „Ich, ich soll meine Frau erschlagen, ich soll meine Frau ermordet haben!" „Bei diesem Ausrufe machte er eine ängstliche Bewegung nach rückwärts." lZeuge Wächter Pfeifer.)

Da sprang August Wilhelm, auf den man in seiner dunklen Ecke nicht weiter geachtet hatte, plötzlich hervor, und rief: „Wie können Sie das wagen? Ziethen ist der Mörder nicht!" (Zeuge Wachtmeister Weinreich.)

Dieser Austritt veranlaßt« den Wachtmeister, auch den Jungen mitzunehmen. Er mochte voraussetzen, daß derselbe bei dem Verbrechen irgendwie betheiligt sei oder durch seine Aeußerung verrathen habe, daß er genau darum wisse.

Die Beiden wurden abgeführt.

Nun kamen die beiden Aerzte, Dr. Hertmann!, den Ziethen gerufen hatte, und Dr. Berger, der auf Anordnung des Wachtmeisters Weinreich vom Zeugen Klees herbeigeholt worden war. Die Aerzte waren übereinstimmend der Ansicht, daß die Wunde eine tödtliche sei. Auch von diesen wurde Frau Ziethen gefragt, wer sie geschlagen habe. Sie gab confuse Antworten. „Sie war offenbar in dein Moment nicht bei Sinnen, denn sie machte fortwährend unzweckmäßige Bewegungen mit der Hand und wischte sich das Gehirn und Blut in's Gesicht, trotzdem ich sie manchmal aufforderte, sich ruhig zu verhalten." (Dr. Hertmanni.)

Inzwischen war eine Droschke vorgefahren, die die Besinnungslose nach dem Krankenhause brachte.

Ziethen und Wilhelm waren nach dein Polizeigewahrsam gebracht und da von einander abgesondert morden. Wie das immer üblich ist, wurden da den Verhafteten alle Gegenstände, die sie bei sich trugen, abgenommen. Zum Glück für sich hatte der Lehrling Wilhelm sein Messer, das der junge Bolberg offen auf Wilhelms Koffer hatte liegen sehen und zu sich gesteckt hatte, nicht bei sich. Bei Wilhelm wurde also nichts Verfängliches gefunden. Man suchte wohl auch gar nicht mit besonderem Eifer danach. War man doch überzeugt, daß man in Ziethen den eigentlichen, wahrscheinlich den alleinigen Thäter gefaßt hatte.

Auch die Kleider Wilhelms wurden nicht untersucht, wenigstens ist damals weder in der Voruntersuchung, noch während der Verhandlungen, noch später die Rede davon gewesen.

Diese Unterlassung ist in höchstem Grade beklagenswerth! Denn jene Blutspuren, nach denen man bei Ziethen mit so berechtigter Sorgfalt suchte, ohne sie zu finden — bei Wilhelm würden diese stummen und mächtigen Ankläger sicherlich wahrgenommen worden sein, wenn man den Lehrling ernstlich beargwöhnt, seinen Anzug und seine Hände genau geprüft Hütte. Berhängnißvoll ist diese Unterlassung geworden! Sie ist leider bei dem gegen Ziethen herrschenden und durchaus berechtigten Vorurtheil menschlich erklärlich.

Ziethen, der mit verschiedenen Polizeibeamten in der Wachtstube blieb, bat dort um die Erlaubniß, sich die Hände zu waschen, und da Niemand widersprach, that er dies. Er hat die einfachste und natürlichste Erklärung dafür, indem er sagt: „Ich glaubte, daß ich, während ich mich um meine schwervenvundete Frau, aus deren Kopfwunden das Blut in dicken Strömen floß, bemühte, mich mit Blut befleckt hätte." Bei einem Barbier und Heilgehülfen, der geschäftsmäßig auf Sauberkeit der Hände zu halten hat, ist das durchaus erklärlich. Es ist geradezu munderbar, daß man an Ziethen keine nachweisbaren Spuren des von seiner armen Frau so reichlich vergossenen Blutes gefunden hat! Die Aussage des Zeugen Frenzel, daß Ziethen feine Frau überhaupt nicht angefaßt, und daß der Zeuge Frenzel allein die Unglückliche aufgerichtet habe, gewinnt dadurch stark an Glaubwürdigkeit.

Der Mörder, der sich an der Pumpe die Hände gewaschen hatte, brauchte sich im Polizeigemahrsam die Hände nicht zu waschen! Dieses Waschen der Hände, das man als belastend für Ziethen angeführt hat, scheint mir im Gegentheil sehr stark entlastend zu sein.

An Ziethens Kleidern und Wäsche, die am folgenden Tage von Sachverständigen auf das Genaueste untersucht wurden, fand man nicht die geringste Blutspur. Auf einer Manchette waren einige kaum erkennbare kleine Pünktchen von der Größe einer Nadelspitze, also Flecke, wie sie, in der Wäsche überall vorkommen können. Der Sachverständige erklärte, daß kein Anhaltspunkt dafür vorhanden sei, diese Tüvfchen für Blutflecken zu erklären. Er fügte hinzu, daß, wenn der Thäter diese Manchette an hatte, und das spritzende Blut den Thäter erreichen konnte, eine viel größere Masse Blut an der Manchette hätte gewesen sein müssen.

Der Sachverständige Dr. Berger erklärt: „Ich habe Alles genau untersucht, ich habe nichts gefunden, weder an seinen Manchetten, noch an seinen schwarzen Kleidern. Auf dem Stiefel bemerkte ich eine röthlichmeiße Masse, welche wie Gehirnmasse aussah. Das bewies aber nichts, das hätte ich eben so gut an meine Kleider bekommen können, da ich es für möglich halte, daß die Gehirninasse durch das Herumgehen in der Stube auf den Stiefel gekommen war." Wir wissen, daß Ziethen wie ein Wahnsinniger in der Stube, auf deren Boden das Blut und die Gehinunasse der tödtlich Berwundeten geströmt war, umhergelaufen war.

Die Ziethen abgenommenen Gegenstände schienen zunächst für das Verbrechen gar nichts beweisen zu können. Es waren Dinge, wie sie Jedermann bei sich führt: Portemonnaie, Schlüssel, Taschentuch, Notizbuch, ein Messer — ein unscheinbares, gewöhnliches, viel gebrauchtes Messer.

Das Messer wurde natürlich mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft. Jeder der anwesenden Polizeibeamten nahm es in die Hand und sah es sich genau an. Man öffnete es. Der Eine wollte da ein Krümchen entdecken, das er für Schwarzbrod hielt, ein Anderer sah etwas Anderes, das er für Fleisch oder Knochen hielt, ein Dritter bemerkte gar nichts. Ziethen erklärte, daß er das Messer zum letzten Mal in Deutz aus der Tasche genommen habe, um sich eine Eigarre abznschneiden, seitdem habe er es nicht wieder benutzt.

IV.

Am andern Tage verbreitete sich nun wie ein Lauffeuer durch Elber feld die Nachricht: Ziethen hat seine Fran erschlagen! Und die Frau selbst, die noch lebt, hat ihn als den Thäter bezeichnet!

Man hatte es kommen sehen! Das mußte ja so enden!

Unter diesem Eindrucke, der ganz allgemein war, wurde die Voruntersuchung geleitet. Es handelte sich nicht darnm, den Thäter zu finden, ^ den hatte man ja! — es handelte sich nur darum, den Ungeständigen zum Geständnis; zu bringen. Ausschließlich auf dieses Ziel hin waren die Bemühungen der untersuchenden Behörden gerichtet. Es galt, dein der Schuld schon Ueberführten durch unwiderlegliche Beweisgründe klar zu inachen, daß sein freches Leugnen nichts nütze.

An demselben Tage, W. October, wurde nun der Thatort genauer untersucht, und da fand man den Hammer mit dem abgeschabten Stiele, der sich noch feucht anfühlte, da fand man die vom Stiel abgeschabten Holzspähne am Boden, die deutliche Blutspuren zeigten! ebenso zeigten sich nn den Eisentheilen noch Blutspuren, die man durch Wasser zu beseitigen versucht hatte.

Das mußte eine für die Feststellung des Thatsächlichen unendlich wichtige Entdeckung werden. Und als solche wurde sie auch sofort von dem scharfsinnigen Polizeicommissar Gottschalk aufgefaßt.

Der Hammer mar mit einem Messer abgeschabt, Ziethen war bekanntlich der Mörder, man hatte bei ihm ein Messer gefunden, also mußte man an dem Messer auch Spuren der Abschabung wahrnehmen können!

Der Polizeicommissar Gottschalk nahm nun das Messer wieder zur Hand und besichtigte es auf das Genaneste, ganz und gar von dem Streben erfüllt, in diesem Messer den unscheinbaren, aber wichtigsten Vermittler zwischen Ziethen und der That zu entdecken.

Und da fand er auch, was er suchte!

Er bemerkte fest an der Schneide ein kaum erkennbares mikroskopisches Spühnchen, das sich hart angedrückt hatte. Für ihn war es nun zweifellos, daß dies Spühnchen abgeschabtes Holz des Hammers sei.

Sobald er diese für den Beamten sehr erfolgreiche Entdeckung gemacht hatte, trat er vor Ziethen hin und erklärte ihm: „Wir haben an dem Messer einen Spahn gefunden. Nun werden Sie nicht mehr streiten, daß Sie der Mörder sind."

„Herr Eommissar!" rief Ziethen heftig aus, „wie können Sie mich so beschuldigen? Ich habe das Messer seit Deutz nicht in Händen gehabt! Die sämmtlichen Herren haben es nachgeseheil und nichts darin gefunden, und Sie finden einen Holzspahn an der Schneide! Das ist unmöglich!"

„Wir haben den Holzspahn gefunden. Ihr Leugnen hilft Ihnen nichts!"

„Wenn jetzt etwas Verdächtiges an dem Messer ist," fiigte Ziethen mit vollster Bestimmtheit hinzu, „dann hat man es später hineingebracht, dann ist es gefälscht worden. Ich habe das Messer nicht gebraucht."

Am Abend vorher war es derselbe Polizeicommissar Gottschalk gewesen, der an dem Messer ein Krümchen Schwarzbrod gesehen haben wollte. Blutspuren wurden an dem Messer nicht entdeckt.

Dieses Spähnchen, das „Partikelchen", wie es später in den Verhandlungen beständig genannt worden ist, bildet den einzigen gegenständlichen Beweis, den die Anklage für den Zusammenhang Ziethens mit dem Verbrechen vorgebracht hat!

Auf den Umstand, daß Ziethen an seinen Kleidern nicht die geringste Blutspur zeigte, auf den glänzenden Alibibeweis Ziethens, der thatsächlich später in Elberfeld eingetroffen ist, als das Wimmern und Stöhnen, das Kreischen der Pumpe von den Hausbewohnern gehört worden ist, auf sein Verhalten unmittelbar nach der That, das, wenn man es unbefangen und nicht unter der vorhergefaßten Meinung, daß Ziethen der Mörder sein müsse, betrachtet, für ihn nur den günstigsten Eindruck hervorrufen mußte: wie er, kaum in's Haus getreten, sobald er die Erschlagene erblickt, das ganze Haus alarmirt, nach dem Gelds sieht, da er an einen Raubmord denkt, mit rasender Eile zu den Aerzten läuft, auf der Straße die Leute anhält, ihnen sein Unglück erzählt, zu seinein Schwager hinaufstürzt, mit dem er sich verfeindet hat, — auf Alles das glaubte die anklagende Behörde in der ihr durch das wüste und rohe Vorleben Ziethens aufgenöthigten Neberzeugung, daß Ziethen der Mörder fei, kein Gewicht legen zu sollen!

Ein Zufall konnte ihn ja davor bewahrt haben, daß er bei der VerÜbung der blutigen That von Blutflecken rein geblieben war; die Zeugen konnten sich in der Zeitangabe irren; seine kopflose Erregung konnte als Komödianterei hingestellt werden. Man hatte das Partikclchm am Messer und das war genug!

Was war denn das nun für ein Partikelchen? Der Sachverständige August Lehn belehrt uns: es mar etwa ein Millimeter lang!

Um unseren Lesern recht anschaulich vor die Augen zu führen, welche Größe das Spähnchen hatte, wollen wir hier einen ein Millimeter langen Strich machen:

Dieses Partikelchen also, das der Eine für Schwarzbrod, der Andere für Fleisch oder Knochen zuerst gehalten hatte, und das sich bei genauer Untersuchung allerdings als ein Holztheilchen dargestellt hat, ist für die Verurtheilung Ziethens ausschlaggebend gewesen.

Ich gestehe ganz offen, daß mir das Verständniß dafür fehlt, wie man einem solchen Dingelchen diese furchtbare Bedeutung hat beilegen können. Wenn man in einem Messer, das man täglich gebraucht, mit dem man die Cigarre abschneidet, Bleistifte spitzt, vielleicht auch gelegentlich einmal Brod oder Fleisch schneidet, in einem Messer, das man beständig in der Tasche bei sich trägt, — wenn man in einem solchen Messer bei genauer Prüfung ein Krümchen, ein Zpähnchen oder Stoffliches findet, das sich vom Taschenfutter losgelöst hat, ist das zu verwundern? Ich behaupte, es giebt überhaupt kein Taschenmesser in Gebrauch, in dem sich nicht derartige Dinge vorfinden!

Ich habe, nachdem durch den Ziethen'schen Procefz einem „Partikelchen" so große Wichtigkeit beigelegt worden mar, mit meinem Messer miederholt den Versuch gemacht, die Klinge geöffnet und das Messer ausgeklopft, und es ist jedesmal irgend ein solches Partikelchen, über das ich keine Auskunft geben konnte, herausgefallen. Und bei allem Nespecte vor den Sachverständigen erkläre ich doch: derjenige, der mit vollster Bestimmtheit behauptet, jenes im Ziethen'schen Messer gefundene Partikelchen rühre von dem Holze des Hammerstieles her, den der Mörder in der Hand gehabt hat, — gerade von jenem Holze und keinem andern, — überzeugt mich in keiner Weise! Man braucht nicht nach phantastischen Erklärungen zu suchen, um das Vorhandensein eines mikroskopischen Holztheilchens in einem Taschenmesser begreiflich zu finden. Und so lange die Welt steht, ist es gewiß noch nicht vorgekommen, daß auf ein solches Judicium hin ein Todes urtheil gefällt worden ist!

Die unglückliche Frau Ziethen kam im Krankenhause nicht wieder zur Besinnung. Sie hatte einige lichte Momente, wie sie in diesem Zustande immer einmal eintreten, sie bemerkte unter anderem einmal, daß sie etwas Wein verschüttet hatte, sie wußte, daß sie mit einem Geistlichen sprach, aber das war eben nur ein vorübergehendes Aufleuchten des umnachteten Bewußtseins.

Sie kannte ihren Taufnamen nicht mehr, sie wußte nicht, wie alt sie war, sie sang Kirchenlieder und Gassenhauer, und auf die an sie beständig gestellte und immer wiederholte Frage, wer der Thäter gewesen sei, nannte sie bald den, bald den, natürlich auch ihren Mann, und sie fügte auf die Frage: „Wer hat Sie geschlagen?" einmal hinzu: „Der Albert, wie immer." Es war in der That natürlich, daß die Erinnerung an die rohen Mißhandlungen in dein umdüfterten Geiste noch einmal auftauchen mußte.

Sie wußte nicht mehr, wo sie geschlagen war; sie sagte: „Auf den Rücken." Sie wußte noch weniger, womit sie geschlagen war; gewöhnlich antwortete sie: „Mit einem Stöckchen." So dämmerte die Unglückliche aus der Besinnungslosigkeit nach wenigen Tagen zum ewigen Schlafe hinüber.

Begreiflicherweise legte man auf das, was die Sterbende gesprochen hatte, gar kein Gewicht, so lange es sich um offenbare Unmöglichkeiten handelte. Daß Marie Ziethen nicht mit einem „Stöckchen" „auf den Nucken" geschlagen mar, das lehrte der schreckliche Augenschein! Sobald sie aber aus die immer wieder an sie gerichtete Frage nach dem Thäter sagte, es sei ihr Mann gewesen, da erlangte die Aussage der Unzurechnungsfähigen für die Zuhörer eine ganz ungewöhnliche Wichtigkeit; denn das erwartete man ja zu hören.

Auch der Untersuchungsrichter mußte davon Notiz nehmen. Auch er war ja, wie alle Welt, überzeugt, daß Ziethen und nur Ziethen der Thäter sein könne. Als Ziethen in einem Verhöre den Antrag stellte, man möge doch eine Prämie aussetzen für denjenigen, der zur Ermittelung des Thäters beitrüge, er selbst wolle diese Prämie zahlen, antwortete der Untersuchungsrichter: „Wir brauchen keine Prämien auszusetzen, den Mörder haben mir schon!"

Der Untersuchungsrichter theilte auch Ziethen mit, daß nunmehr auch Frau Ziethen ihren Mann des Mordes bezichtigt habe.

Da rief Ziethen in größter Erregung aus: „Das ist unmöglich! Das kann meine Frau nicht gesagt haben! Es ist nicht wahr! Ich bitte Sie, stellen Sie mich meiner Frau gegenüber. Ich will es von ihr selbst hören. Ich kann es nicht glauben."

Der Untersuchungsrichter glaubte diesem Verlangen nicht Folge geben zu sollen. Er fürchtete, und gewiß mit Recht, daß eine solche Scene die Sterbende aufs Aeußerste erregen müßte. Da übrigens kein Vernünftigdenkender auf die Aussagen der Frau Ziethen irgend etwas geben konnte, so konnte in der That von dieser Gegenüberstellung Abstand genommen werden.

Ziethen blieb unerschüttert bei seiner Aussage stehen: er wisse nichts von dein Morde, er sei in Köln gewesen und habe bei seiner Rückkehr seine Frau röchelnd am Boden gefunden.

Eben so erfolglos waren die ersten Vernehmungen Wilhelms. Von Wilhelm wußte man bisher nichts weiter, als daß er bei der Verhaftung Ziethens hervorgesprungen mar und erklärt hatte, Ziethen sei nicht der Mörder. Sonst hatte man sich um den Jungen nicht mehr bekümmert.

Der Untersuchungsrichter glaubte aus dieser auffälligen Aeußenmg des Lehrlings schließen zu müssen, daß Wilhelm Kenntniß von dem Thatbestande habe, und der Thatbestand war in den Augen des Untersuchungsrichters kein anderer, als daß eben Ziethen gemordet hatte. Also Wilhelm mußte wissen, daß Ziethen der Mörder war.

Daraufhin leitete er alle Bemühungen seiner Untersuchung; er hielt dein verstockten Burschen vor: er müsse doch gesehen haben, daß Ziethen seine Frau erschlagen habe; er müsse ja dabei gewesen sein; man habe ihn ja auf Strümpfen die Treppe heraufkommen hören!

In der Einsamkeit seiner Zelle mochte sich Wilhelm doch klar gemacht haben, welche Strafe ihn bedrohte, wenn man ihn als den Thäter erniitteln würde. Er haßte seinen Meister, der ihn unmenschlich mißhandelt hatte. Er war Zeuge zahlreicher häuslicher Auftritte gewesen. Er wußte, das; man einem so rohen, gewalttlMigen und jähzornigen Menschen wie Ziethen sehr wohl die Dhat zutrauen konnte. Er ersah aus der ganzen Art und Weise, wie der Untersuchungsrichter ihn vernahm, daß man von Ziethens Schuld Überzug! mar. Und der sittlich verwahrloste, verlogene, verluderte, trunksüchtige Bursche sah nun einen Weg zu seiner eigenen Rettung. Er selbst beschuldigte Ziethen.

Aus dem Munde des Herrn Vorsitzenden des Schwurgerichts wissen wir, daß Wilhelm das erste Mal „nichts gestanden" hat, ebensowenig das zweite Mal.

„Erst auf Vorhalten des Herrn Untersuchungsrichters bei Deinem dritten Verhör gestehst Du ein, daß die Sache sich verhält, wie Du heute gesagt, und nicht so, wie Du damals angegeben hast." Das heißt, daß Ziethen seine Frau erschlagen hat.

Auf Vorhalten des Herrn Untersuchungsrichters!

Da also, während der Untersuchung den Weg erspähend, auf dem er entschlüpfen kann, erklärt Wilhelm im dritten Verhör: er habe gesehen, wie Ziethen ans Köln zurückgekommen sei. Ziethen hätte mit seiner Frau Streit gehabt, sie hätten sich gegenseitig beschimpft, darauf habe Ziethen den Hammer genommen und die Frau erschlagen. Ziethen habe ans die Frau noch mehrere Male, als sie zu Boden gestreckt war, losgeschlagen, sei dann auf den Hof gegangen und habe ihn nach feiner Rückkehr in die Wirthsstube gerufen. Ziethen habe ihm gesagt: „August, Du hast Alles mit angesehen, schweig aber davon, dann kann mich Niemand bestrafen." Er habe ihn noch mit dem Hammer bedroht und deswegen habe Wilhelm bis jetzt geschwiegen.

Von dieser wichtig erscheinenden Mittheilung wnrde natürlich Ziethen in Kenntniß gefetzt. Ziethen war sprachlos.

„Das kann der Junge nicht gesagt haben!" rief er in äußerster Ausregung aus. „Wilhelm ist ein schlechter Mensch, aber so schlecht kann er nicht sein! Stellen Sie mir den Jungen gegenüber, veranlassen Sie ihn, daß er nur das ins Gesicht sagt, was er hinter meinem Rücken sagt. Es ist nnmöglich! So kann der Junge nicht lügen!"

Der Herr Untersuchungsrichter, der, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, Ziethen damals bereits für „des Mordes vollkommen überführt" hielt, glaubte auch diesem Verlangen des Angeklagten nicht entsprechen ;u sollen.

Ziethen hatte verlangt, daß man eine Prämie für die Ermittelung des Mörders aussetze ^- es war ihm abgeschlagen worden; er hatte verlangt, aus dem Munde feiner Frau die Beschuldigung zu hören, daß er der Mörder sei — es war ihm abgeschlagen worden; er verlangte nun, aus dein Munde Wilhelms die Beschuldigung wider sich zu vernehmen

wurde ihm ebenfalls abgeschlagen. Ter Untersuchungsrichter war eben mit aller Welt davon überzeugt, daß der Thatbestand vollkommen aufgeklärt war, daß Ziethen und kein Anderer feine Frau erschlagen hatte, und daß die Bewährung der von Ziethen ausgesprochenen Bitten nur dazu führen konnte, den Thatbestand zu verdunkeln. Er wiederholte Ziethen, daß Wilhelm ihn thatsächlich des Mordes bezichtigt habe.

Da rief Ziethen in Verzweiflung aus: „Wenn der Junge so lügen kann, dann ist er selbst der Mörder!"

Weiteres von Wichtigkeit wurde während der Untersuchungshaft der Beiden nicht mehr zu Tage gefördert.

V.

Hier jcheint mir eine Lücke zu klaffen, die ich auszufüllen nicht vermag. Tb an Wilhelm in der Voruntersuchung die Fragen, die ich jetzt berühren will, gestellt worden sind, und welche Antworten er darauf zu geben vermocht hat, weiß ich nicht. In der öffentlichen Verhandlung, die für die Verurtheilung Ziethens doch ausschlaggebend gewesen ist, sind die Punkte, die ich nun hervorzuheben habe, nicht berührt worden.

Wir wissen, daß Wilhelm, nachdem er noch einen Cognac bei Faßbeuder getrunken hat, kurz nach zehn Uhr sich mit dein Lehrling Balberg zusammen nach oben begeben hat, und daß sich die Beiden schlafen gelegt haben. Nun will er aber Zeuge des Mordes unten gewesen sein. Ei' muß also unbedingt, nachdem Balberg eingeschlafen, die gemeinfame Schlasstube wieder verlassen und sich nach den unteren Wohn- und Wirthschaftsraumen Ziethens begeben haben. Ich vermisse mm in den Berichten über die Verhandlungen die natürlichste Frage, die sich da aufdrängt, die Frage, die an Wilhelm zu richten mar: „Weswegen bist Du denn aufgestanden? Weswegen bist Du noch einmal nach unten gegangen? Du wußtest, daß Ziethen, Dein strenger Meister, zwischen ein viertel und halb zwölf aus Köln ankommen mußte. Weshalb hast Du ihn erwartet? Was hast Du denn zu der Stunde, zu der Du längst im Bett sein solltest, da unten zu schaffen gehabt? Du konntest doch nicht ahnen, daß Du ein wichtiger Zeuge für ein Verbrechen werden solltest."

Ueber die Motive, die Wilhelm veranlaßt haben, seine Schlafstube, nachdem Balberg eingeschlafen war, heimlich zu verlassen und sich nach den unteren Räumen des Hauses zu begeben, wo das Verbrechen begangen worden ist, ist er in der öffentlichen Verhandlung nicht befragt worden. Er hat darauf also auch nicht zu antworten brauchen.

Aber nun weiter. Lassen wir diese wichtige Frage sogar bei Seite. Nehmen wir an, was ja erwiesen ist, daß Wilhelm in der That, wie er auch sagt, nachdem er sich ausgezogen hatte, gleichviel aus welchen Gründen, wieder aufgestanden und nach unten gegangen ist, so müssen wir doch festzustellen suchen, ob es überhaupt möglich ist, daß sich die Ereignisse, deren Zeuge er gewesen sein will, so abgespielt haben können, wie er behauptet, ob seine Aussage glaubhaft oder auch nur möglich ist. Ich kann mir diese Möglichkeit nicht erklären.

Wilhelm sagt, er habe den Meister aus Köln kommen sehen. Durch die amtliche Mittheilung der Eisenbahn-Direction ist festgestellt, daß jener Zug, wie wir schon wissen, um 11 Uhr 8 Minuten im Elberfelder Bahnhof eingelaufen ist. Bei der Entfernung des Ziethen'schen Haufes vom Bahnhofe kann Ziethen unmöglich vor 11 Uhr 16 Minuten in seinem Hause gewesen sein. 11 Uhr 19 oder 11 Uhr 20 Minuten ist der Schreckensruf von Ziethen: „Allmächtiger Gott, was ist geschehen!" von den Vorübergehenden gehört worden. Etwa eine Minute später hat Ziethen das ganze Haus zusammengerufen, zunächst das Dienstmädchen und durch diese den Wilhelm wecken lassen. 11 Uhr 23 oder 24 Minuten hat er, nachdem der zuerst herbeigeeilte Zeuge Frenzel sich der tödtlich vermundeten Frau angenommen hatte, das Haus verlassen, um den Arzt zu holen und seinen Schwager zu benachrichtigen. 8 Minuten ist er fortgeblieben und wenige Minuten nach halb 12 verhaftet worden. Diese Zeitangaben stehen unerschütterlich durch die Aussagen aller von einander unabhängigen Zeugen fest.

Demnach müßte der Mord geschehen sein genau zwischen 11 Uhr 16 oder 17 Minuten und 11 Uhr 20 bis 21 Minuten. In diesen 4 Minuten hätte sich, wenn Wilhelms Angaben richtig sind. Folgendes vollzogen: Ziethen hätte mit seiner Frau Streit bekommen, er hätte den Hammer ergriffen, sie zuerst auf den Hinterkopf geschlagen, daß sie bewußtlos nach hinten taumelte, und ihr dann verschiedene Schläge mit dem Hammer auf die Stirn beigebracht. Vor oder nach dieser That hätte er ihr noch die falschen Zöpfe abgerissen, die kleine Geldtasche abgerissen, die Kleider ausgestreift. Dann wäre er mit dem blutbefleckten Hammer auf den Hof gelaufen und hätte an der Pumpe das Mordwerkzeug vom Blut zu reinigen gesucht. Dann hätte er mit Wilhelm das bekannte Zwiegespräch gehabt, diesem geboten, das tiefste Stillschweigen zu bewahren, nnd ihn mit dein Hammer bedroht. Dann hätte er W'lhelm auf sein Zimmer geschickt und alsdann den Hammer mit seinein Messer abgeschabt. Nachdem dies geschehen, hätte er die Komödie aufgeführt, den Schreckensruf ausgestoßen, der von den Vorübergehenden gehört morden ist, und alsdann die Leute im Hause geweckt.

Das Alles müßte sich innerhalb drei bis vier Minuten vollzogen haben.

Wir wollen wiederum annehmen, daß in drei bis vier Minuten, die ja lang sind, Alles das hätte geschehen können. Aber wie lassen sich damit die bestimmten Zeugenaussagen vereinbaren 's Es steht fest, daß man um 11 Uhr bereits Frau Ziethen hat stöhnen und wimmern hören, daß diese Klagelaute etwa 10 Minuten gedauert haben, daß es dann still geworden ist, und daß man dann erst Ziethen die Treppe hat heraufvoltern und ihn nach dem Mädchen hat schreien hören. Es steht serner fest, daß zwischen dein von verschiedenen Zeugen gehörten Kreischen der Pumpe und dem ebenfalls von den Zeugen gehörten Heraufschleichen Wilhelms ein Zeitraum von 8 bis 10 Minuten liegt. Es steht endlich fest, daß Ziethen frühestens 3 Minuten, nachdem Wilhelm sich heraufgeschlichen hatte, um Hülfe gerufen hat.

Es ist also absolut unmöglich, daß sich die Sachen so verhalten können, wie Wilhelm sie angiebt. Wir wiederholen: Ziethen ist frühestens um 11 Uhr 16 Minuten zu Hause angekommen. Nun soll er sogleich Streit bekommen und in derselben Minute seine Frau erschlagen haben. Die Frau hat 10 Minuten gestöhnt. Das macht 11 Uhr 26 Minuten. Erst als sie ruhig geworden ist, hat man Ziethens Hülferufe vernommen. Ter Zeuge Frenze! soll nicht mehr als eine Minute gebraucht haben, um sich anzukleiden und nach unten zu begeben. Das wäre 11 Uhr 27 Minuten gewesen. Frenzel ist wenigstens 2 Minuten mit Ziethen zusammen geblieben, hat die am Boden liegende Erschlagene aufgehoben und Ziethen wiederholt aufgefordert, zum Arzte zu eilen. Ziethen hat darauf das Haus verlassen. Das wäre also 11 Uhr 29 Minuten. Er ist 8 Minuten fortgewesen. Er ist aber bereits 2 oder 3 Minuten nach halb 12 verhaftet worden. Da fehlen 5 bis 7 Minuten, die nicht einzubringen sind, wenn man die allerungünstigsten Bedingungen für Ziethen annimmt. Unsere Berechnung ist so knapp wie irgend denkbar. In Wahrheit wird es sich nicht um 5 bis 7 Minuten, sondern um eine gute Biertelstunde handeln.

Nehmen mir dagegen Wilhelms Aussage, wie er sie in der Selbstdenunciation gemacht hat, als richtig an, so stimmt Alles ans die Minute. Dann märe also der Mord geschehen um die elfte Stunde, kurz vorher oder kurz nachher. Das Wimmern der Unglücklichen ist um diese Zeit gehört morden. Nach der vollbrachten That hätte Wilhelm an der Pumpe den Hammer zu reinigen versucht, und kurz nach 11 ist das Kreischen der Puinpe gehört .worden. Darauf hätte Wilhelm also den Hammerstiel abgeschabt und den Hammer in den Tischkasten geworfen. Etwa ein viertel auf 12 wäre Wilhelm heraufgeschlichen, und einige Minuten später, nach Angabe der Zeugen 3 Minuten später, hat man den Schreckensruf Ziethens vernommen, etwa 11 Uhr 18 oder 19 Minuten. Zu dieser Zeit ist er in der That gehört worden. Gleich darauf hat Ziethen die Hausbewohner geweckt. Er ist dann noch etwa Z oder 4 Minuten im Haufe geblieben, bis er von Frenzel zum Arzt geschickt wurde. Das war ziemlich genau 11 Uhr 23 Minuten. Er ist acht Minuten fortgeblieben und gleich nag, halb 12 verhaftet worden.

Ueber diese beiden wichtigsten Fragen: Was hat Wilhelm dazu veranlaßt, nachdem er sich anscheinend zur Nuhe begeben hatte, wieder aufzustehen und nach unten zu kommen? und: Wie lassen sich seine Angaben mit den bestimmten Aussagen der Zeugen zeitlich vereinbaren? haben uns die öffentlichen Verhandlungen keinen Aufschluß zu geben vermocht.

VI.

Belastet wurde Ziethen also durch die Aussage feiner sterbenden Frau, die unter Andern auf die immer wieder an sie gestellte Frage auch einige Male gesagt hatte, ihr Mann habe sie erschlagen, durch die Aussage des Lehrlings Wilhelm, der auf Vorbalten des Untersuchungsrichters im dritten Verhör erklärt hotte, daß er Augenzeuge der That gewesen sei, nnd durch das ein Millimeter lange Partikclchen, das der Polizeicommissar Gottschalt in Ziethens Messer gefunden.

Die Frau war besinnungslos und Wilhelm ein luderlicher, trunksüchtiger, verlogener Bursche, der wußte, daß es sich um Kopf und Kragen handelte, und der allerdings, um sich aus der Gefahr zu erretten, des Schlimmsten fähig sein konnte. Ueber die Beweiskrast des „Partikelchens" habe ich meine Meinung schon ausgedrückt.

Entlastet wurde Ziethen durch die Zeit. Er war um els Uhr achl Minuten aus dem Elberfelder Bahnhof angekommen. Er war elf Uln sechszehn oder elf Uhr siebzehn Minuten in seiner Wohnung angelangt. Er hatte unmittelbar darauf das ganze Hans alarmirt, war zu den Doctoren gelaufen, hatte seinen Schwager benachrichtigt und wurde kurz nach halb zwölf bereits verhaftet.

Tagegen hatten die verschiedenen Hausbewohner bereits um elf Uhr — und die Betreffenden, die Ziethen sammt nnd sonders sehr unfreundlich gesinnt sind, stimmen in den Angaben der Zeit auf das Vollkommenste überein — das Wimmern und Gestöhn in Ziethens Stube vernommen, hatten das Kreischen der Pumpe auf dem Hofe gehört, an der der Mörder den Hammer vom Blut zu reinigen versucht hatte.

Für Ziethen spricht ferner der Zustand seiner Kleidung, an der die sorgfältigste Untersuchung auch nicht die geringste Blutspur hat wahniehmen können.

Für ihn spricht sein Verhalten unmittelbar nach der That, sein Verhalten während der Verhaftung, während der Untersuchung, fein dringendes Verlangen der Aussetzung einer Prämie für den Ermittler des Thäters und der Gegenüberstellung mit denjenigen Personen, die gegen ihn die ihm unmöglich scheinende Beschuldigung des Mordes erheben.

Die Belastungsmomente erscheinen in Anbetracht der Schwere des Verbrechens so unglaublich dürftig, und der kräftigste Entlastungsbemeis, das Alibi, hat so wenig erschüttert werden können, daß unter diesen Umständen die Erhebung der Anklage des Mordes gegen Ziethen und die Einleitung des schmurgerichtlichen Versahrens wider ihn kaum begreiflich erscheinen würde, wenn nicht noch etwas Anderes hinzugekommen wäre, das mit fürchterlicherer Stimme die Anklage gegen Ziethen erhob, als die beiden im höchsten Grade verdächtigen Augenzeugen, die unglückliche Frau und der Lehrbursche, und als jenes erbärmliche winzige Partikelchen.

Und dieser gewaltige Ankläger war: die öffentliche Meinung, war das empörende Vorleben Ziethens, seine unmenschlichen Mißhandlungen und Rohheiten, das Verhältnis zu seiner Buhlerin.

Der Mann, der seiner Frau das Messer durch die Finger gezogen, der sie fast erdrosselt, mit Füßen getreten, mit der Faust in's Gesicht geschlagen, mit dem Tode bedroht hatte, der Mann, der seiner Liebsten in Köln, die zum zweiten Mal Mutter werden sollte, den Trauring auf den Finger gesteckt, ihr in verfänglichen Briefen ewige Liebe und Treue und, sobald er frei fein werde, die Ehe versprochen hatte, der Mann war gewiß der Mörder!

„Ziethen ist der Mörder! Die Frau hat's vor dem Tode gesagt; nun hat's auch der Lehrbursche zugegeben, der die ganze Sache mit angesehen hat. Uno dann hat man an seinem Messer das Holz vom Stiele jenes Hammers gefunden, mit dem Ziethen seine Frau erschlagen hat. Wir habe» es ja kommen sehen, daß dieser schlechte, rohe Mensch, der seine arme Frau in empörendster Weise beschimpft und mißhandelt hat, auch vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken würde, um sich mit seiner Kölner Geliebten vereinigen zu können!"

So ging es von Mund zu Munde, so sagten Alle, und Keiner wider sprach, und allesammt standen unter dem verhängnißvollen Banne dieser öffentlichen Meinung! Allesammt: die Beamten, die die Verhaftung vorgenommen hatten, die das Partikelchen im Messer fanden, die Richter der Voruntersuchung, die ihre Bemühungen ausschließlich darauf lenkten, Liethen der Thäterfchaft zu überführen, und gar nicht daran dachten, daß

Willielm mit der That irgend etwas zu schaffen haben dürfte.

Und unter der Herrschaft dieser gewaltigen öffentlichen Meinung begannen auch die fchwurgerichtlichen Verhandlungen.

Und alle, die daran theilnahmen: der Vorsitzende, die Sachverständigen, die Geschworenen, die Zeugen, vom Staatsanwalt gar nicht zn reden, allesammt waren überzeugt, daß sie in Ziethen den Mörder seiner Frau vor sich hatten.

Der Herr Vorsitzende des Schwurgerichts erklärte noch während der öffentlichen Verhandlungen von Wilhelm, daß dieser „offenbar mit der Sache nichts zu schaffen habe".

Der als Zeuge geladene Untersuchungsrichter erklärte, daß er schon während der Untersuchung Ziethen „des Mordes für vollkommen überführt" angesehen habe.

Die Belastungszeugen entwickelten auf Grund der tief in ihnen wurzelnden Ueberzeugung von der Schuld Ziethens eine überzeugende Beredtsamkeit, und selbst die Entlastungszeugen, die namentlich zur Feststellung der Zeit herangeholt waren, waren nicht minder von Ziethens Schuld durchdrungen. Von der öffentlichen Meinung war Ziethen schon verurtheilt, bevor noch die Frage des Schuldig hatte gestellt werden können.

Die Verhandlungen gaben ein vollständiges Bild jener Vorgänge, die hier in aller Ausführlichkeit geschildert worden sind.

Wilhelm, der hier zum ersten Mal seinem Meister gegenüberstand, blieb bei seiner letzten Aussage stehen. Er behauptete, daß er Ziethen . seine Frau habe morden sehen.

Ziethen war fassungslos, als er das hörte. „Ist das möglich, Herr Präsident!" rief er geradezu entsetzt aus. „Ist das möglich!"

Er traut seinen Ohren nicht. Er bittet den Präsidenten, den Jungen noch einmal zu fragen, ob denn das wirklich wahr sei, was der Bursche da gesagt habe. Er kann dem Jungen soviel Schlechtigkeit nicht zutrauen!

„Wenn ich verurtheilt werde," ruft er aus, „so werde ich unschuldig verurtheilt! Meine Unschuld muß sich herausstellen! Ich habe nur einen einzigen Zeugen, das ist die Uhr. Tie muß es bekunden, Herr Präsident, daß ich es nicht gethan haben kann. Um elf Uhr acht Minuten ist der Zug, wie constalirt worden ist, hier angekommen. Ich mußte, wie ferner constatirt morden ist, acht Minuten brauchen bis zu meiner Wohnung. Als ich dort ankam, war es also els Uhr sechszehn Minuten. Wie kann ich nun in vierzehn Minuten '»ich erst ausgezogen haben, mit meiner Frau Streit gekriegt, dieselbe ennordet, ferner den Hammer gereinigt und mit dem Messer abgeschabt haben? Und dann soll ich zweimal an der Pumpe gewesen sein. Tann habe ich das Dienstmädchen geweckt, das Mädchen hat den August geweckt. Da war eö elf Uhr zweiundzwanzig bis drciundzwanzig Minuten. Wie kann ich nun die That begangen haben?" Dabei vergißt Ziethen noch das Wichtigste, daß man die Punrpe bereits um elf Uhr hat gehen hören, daß man um dieselbe Stunde bereits das Wimmern und Stöhnen der unglücklichen Frau vernommen hat — um elf Uhr, als Ziethen zwischen Vohwinkel und Elberfeld auf der Bahn war.

Bei einer belastenden Aussage eines andern Zeugen springt er in größter Erregung von seinem Sitze und ruft: „Bei Gott dem Allmächtigen! es ist nicht wahr! Wenn ich das Verbrechen wirklich begangen hätte, so wird doch wohl um Gottes willen kein Mensch glauben, daß ich so etwas sagen würde!"

Und nach dem Schluß der Verhandlungen, nach den Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger, erhebt sich Ziethen auf die Frage, ob er noch etwas anzuführen habe, und sagt: „Meine Herren Geschworenen! Ich wollte Ihnen sagen, daß ich schreckliches Unglück gehabt habe. Ich habe ja sehr unrecht gehandelt, ich sehe das ein. Aber von der That, von der weiß ich nichts. Ich weiß, daß ich sehr schlecht gehandelt habe an meiner Frau und meinen Kindern. Aber ich habe harte Strafe genug bereits erlebt. Wenn ich freikomme, habe ich nicht einmal eine Heimat mehr. Von dieser That weiß ich bei Gott dem Allmächtigen so wenig, wie einer von den Herren Geschworenen hier! Die Aussagen des August sind nicht wahr. Ich habe nicht ein einziges Wort von dem gesagt, was er angiebt, das weiß ich so sicher, als ich hier stehe."

Wie furchtbar stark muß das allgemeine Vorurtheil gegen Ziethen gewesen sein, um diese eindringlichen, einfachen, wuchtigen Worte ihrer Wirkung zu berauben. Aber das Bollwerk, welches das Vorurtheil vielleicht unwissend vor sich aufgethürmt hatte, mar unüberwindlich.

Vergeblich bemühte sich der Vertheidiger Grommes mit Aufgebot eines ungewöhnlichen Talentes, mit schärfster Logik und glühender Beredtsamkeit, mit den wärmsten Tönen der Ueberzeugung gegen die ungeheure Macht dieser Voreingenommenheit anzukämpfen. Die Geschworenen sprachen das Schuldig aus. Der Gerichtshof verurtheilte Ziethen am 2. Februar 1884 zum Tode.

Der öffentlichen Meinung mar Genüge geschehen! Mit lauten Beifallsrufen wurde diese Verurtheilung zum Tode von den Zuhörern begrüßt!

Durch die Gnade des Kaifers wurde die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt.

Das Weitere ist bekannt. Ziethen und dessen Anverwandte erachteten mit der Schuldigsprechung die Sache nicht für abgethan. Sie bemühten sich rastlos, alle Beweise für die Unschuld Ziethens oder vielmehr für die Schuld eines Anderen zusammenzutragen. Natürlich ließen sie auch den Wilhelm, der freigesprochen wordm war, und dessen Aussage die schwerste Beschuldigung Ziethens gebildet hatte, nicht aus den Augen. Es ist nicht genau bekannt geworden, welche Motive Wilhelm veranlaßt haben, im Juni d. I. sich den Behörden als der Mörder der Frau Ziethen zu stellen. Er machte diese Aussage hier in Berlin, er wiederholte sie vor der hiesigen Criminalpolizei, und seine Verhaftung wurde beschlossen. Als er im GefSngniß saß, wurde er in seinen Angaben widerspruchsvoll. Nach einiger Zeit nahm er seine Selbstdenunciation zurück und erklärte, er sei dazu beredet morden, es sei doch so wahr, wie er es vor Gericht ausgesagt

«ort, und Süd. XI.IV, „.1«,!'

habe. Darauf nahm er wiederum diese letzte Aussage zurück und sagte, er habe gelogen, weil er habe frei werden wollen, aber sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe, er sei doch der Mörder gewesen. Bei dieser Aussage ist er im Wesentlichen stehen geblieben.

Das Elberfelder Gericht beschloß unter diesen Verhältnissen, nach genauer Prüfung aller Umstände, das Verfahren gegen Ziethen wieder aufzunehmen. Das Kölner Oberlandesgericht hat diesen Beschluß verworfen. Wilhelm ist in Freiheit gefetzt, und Ziethen bleibt lebenslänglich im Zuchthause.

Der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens kann emeuert werden, wenn schwerwiegende sachliche Momente für die Berechtigung eines solchen , Antrags sprechen. Die Möglichkeit, daß Ziethen doch noch früher oder später aus dem Zuchthause entlassen werde, ist also noch immer nicht ausgeschlossen.

Man muß nun die Frage stellen: Aber wenn Wilhelni der Mörder nicht ist, wenn seine Selbstanzeige unbegründet ist, wenn er also in frivolster und unverantwortlichster Weise die richterlichen Behörden zu narren, die öffentliche Meinung von ganz Deutschland in Erregung zu setzen versucht hat, um sich einen frevelhaften bübischen Scherz zu erlauben — kann er dann straffrei ausgehen?

Das, was Wilhelm in diesem Falle verübt haben würde,? ließe sich vielleicht unter den weiten Begriff des groben Unfugs einreihen, und Wilhelm könnte dann „wegen Uebertretung" mit 150 Mark oder mit Haft bestraft werden. Wahrscheinlich würde Wilhelm aber aus Paragraph 257 des Strafgesetzbuches zu bestrafen sein, wenn ihm nachgewiesen werden könnte, daß er zu dem Zwecke sich selbst denuncirt hat, um Ziethen der Bestrafung zu entziehen und zugleich sich einen Vortheil zu verschaffen. Es ist ans diese Stmfthat Gefängnis; bis zu fünf Jahren angedroht.

Nun könnte sich aber sehr gut der Fall ereignen, daß der Richter, der über dies Vergehen resp. über diese Uebertretung Wilhelms zu urtheilen hätte, zu der Ueberzeugung gelangte, daß Wilhelm wegen dieser Verstöße gegen das Strafgesetzbuch nicht zu bestrafen sei. Der Richter könnte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Wilhelm allerdings den Mord verübt und also keine falsche Selbstdemmciation begangen habe. Dann würde Wilhelm abermals freizusprechen sein, und die Sache würde sich dann in einer Weise verwickeln, die geeignet wäre, unser Nechtsbewußtseiu auf das Tiefste zu erschüttern, und die wir aufrichtigst zu beklagen hätten. Während das Kölner Oberlandesgericht da-? Wiederaufnahmeverfahren rechtsgültig ablehnt, weil Wilhelm der Mörder nicht ist, würde der zweite Richter Wilhelm von dem ihm zur ‚^ast gelegten Vergehen der Begünstigung freisprechen, weil er der Mörder ist.

Gegen den Beschluß des Oberlandesgerichts giebt es kein Rechtsmittel mehr. Der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens ist rechtskräftig zurückgewiesen. Dagegen hilft weder eine Petition noch ein Gnadengesuch, weil diese bestehende Gesetze nicht ändern können. Das ist das Tatsächliche, das unumstößlich ist.

Und doch lehnt sich unser Empfinden dagegen auf. Wir können unser Gewissen nicht dazu zwingen, der Erörterung der Frage fern zu bleiben: Wenn nun doch ein Unrecht geschehen märe? Die Elberfelder oder die «ölner Nichter haben geirrt. Wenn es nun doch die Kölner wären, — was dann?

Ter Fall Ziethen bietet in seinem Wesentlichen merkwürdig übereinstimmende Züge mit jenem Fall Katharine Steiner, von dem wir schon gesprochen haben. Gerade wie Ziethen wurde auch die Steiner verurtheilt, weil ihr Vorleben einen widerwärtigen Eindruck machte, weil man wußte, das; sie mit der Ermordeten auf schlechtein Fuße stand, daß sie sich mit dieser geschlagen hatte. Auch die Steiner fiel als das Opfer ihres schlechten Rufes. Ter hervorragende und heldemnüthige Vertheidiger dieser armen Person, Dr. Mar Renda in Wien, war von der Unschuld der Steiner geradeso überzeugt, wie der Rechtsanwalt Grommes > in Köln von der Unschuld Ziethens überzeugt ist. Und als die Steiner bereits seit über nvei Jahren im Zuchthause saß, nannte Dr. Mar Renda die unglückliche Person in einem Vortrage, den er am 4. März 1880 hielt, eine „offenbar schuldlos Verurtheilte". „Ich aber hoffe noch immer, daß einst der Tag kommen wird, wo die Unschuld dieser Person erkannt werden wird!" rief er damals aus.

Für die unglückliche Steiner ist der Tag gekommen. Als sich am 16. Februar 18W Ferdinand Waschauer bei der Militärbehörde meldete und erklärte, daß er der Mörder der Balogh fei, als er diese Behauptung durch eine ganze Reihe von Angaben, deren Nichtigkeit sich nun herausstellte, begründete, und das Wiederaufnahmeverfahren infolgedessen beschlossen wurde, erlangte Katharine Steiner ihre Freiheit wieder. Damals wurden einige hundert Gulden dem Vertheidiger Iii-. Neuda von den Geschworenen, die die Steiner verurtheilt hatten, sür dieselbe übergeben. Jetzt aber, nachdem sie diese Gaben verzehrt hat, ist sie, krank geworden durch die lange Haft, Hülflos und bettelt!

Aber so bejammernswerth ihr Schicksal auch ist, sie ist doch noch glücklich zu preisen, denn der furchtbare Verdacht, einen Menschen gemordet zu haben, ist von ihr genommen.

Und beneidenswert!) erscheint ihr Loos im Vergleich zu dem jenes Unglücklichen, der als Gattenmörder bis an sein Lebensende im Zuchthause sitzt, weil eine besinnungslose Frau ihn gelegentlich neben vielen Anderen auch einige Male als Thäter bezeichnet hat, weil in seinem Messer ein kaum erkennbares Spahnchen Holz gefunden worden ist, und weil man dem Lehrburschen Wilhelm geglaubt hat, als er sagte, er habe den Mord gesehen, ihm aber nicht geglaubt hat. als er sagte, er selbst habe die blutige That verübt.

Ist Ziethen unschuldig, wie er so Bielen, die das vorliegende Material auf das Sorgfältigste geprüft haben, erscheint, so wird auch sür ihn die Stunde der Befreiung noch schlagen; denn unser Vertrauen zur Gerechtigkeit ist ein unbegrenztes und unerschütterliches.

Die Darstellung, die ich hier von dem Fall Ziethen-Wilhelm gegeben habe, ist aus meiner tiefsten Ueberzeugung hervorgegangen, die ich Niemand aufnöthigen will, der aber — gerade wie Dr. Mar Neuda der seinigen von der Schuldlosigkeit der >iatharine Steiner — Ausdruck zu geben ich sür mein vublicistisches Recht und damit auch sür meine Pflicht halte. Schweigen ist nicht immer Gold,

. . . 8ervi ut tsoeunt: ziimeuta luqnsntnr
Lt, «äni8 et z)««t«s «t marmorn,

sagt Juvenal; und aus dem Munde des erhabensten Verkündigers alles Sittlichen und Wahren wissen wir: Wenn Menschen schweigen, werden die Steine schreien.

>ie Weihnachtszeit bringt auch in den Verkehr des ^Büchermarkts Abwechselung und Freude. Das Einste tritt zurück und macht dem Heiteren Raum. Die kahle Broschüre weicht dein Pmchlbcinde, und neben den in schönste Formen und mannigfache Farben gekleideten Büchern sür Erwachsene tummelt sich eine Heeischnnr von lustigen und belehrenden Büchern für unsere Kleinen in buntem Bilderschmuck. Auch aus diesen Gebieten haben die Fortschritte der letzten Jahrzehnte nusiervrdentlichc Veränderung hervorgerufen. Was unsere Eltern ein Prnchtwcrk nannten, würde sich nicht im Entferntesten messen können mit dem, was wir auf die Biichertifchc unserer Prunkzimmer legen. In jeder Hinsicht ist der Buchhandel vorwärts gegangen: die Einbanddecken zeigen nicht mehr die grelle», häßlichen, unharmonischen Farben, die Gold- und Farbenpressung zeugt von edlerem Geschmack, Papier und Druck sind ohne Vergleich schöner iwenu vielleicht das Papier anch weniger haltbar ist), und vor Allem die Zeichnungen und ihie Vervielfältigung, besonders die letztere, sind in bewunderungsroerther Weise verbessert worden. Die schnell fortschreitende Vervollkommnung der Vervielfältiqungsmeisen ist vielleicht die Hanptursachc für den allgemeinen Fortschritt in der sogenannten Prachtmerk-Litrralur.

Man darf von seinem hohen Standpunkt nicht spöttisch herabsehen auf diese Geisies-Erzeugnisse im Festkleide. Wir Biichermenschcn bedürfen wohl der äufzeren Anlockung nicht, wir lesen das Buch um des Inhalts willen und sehen es vielleicht gern in vornehmer, wenn auch nicht prunkender Ausstattung. Es gicbt aber eine Anzahl von Menschen, denen erst das schöne Acußerc des Buches die Neugier weckt, und oft genug haben wir erfahren, das; der Erfolg selbst großer Talente bedeutend gefördert wurde durch die äußere Ausstattung.

Da kommen sie wieder auf den Weihnachtsmarkt, die zierlichen Bände aus dem Berlage von N. G. Liebeskind; als zwölftes Tausend erscheinen die „Sommermärchen" von Rndolf Banmbcich; von seinen „Abenteuern nnd Schwänren", alten Meistern nacherzählt, erhalten mir das sechste Tausend, Gewiß hätte der Dichter der„Frau Holde", des „Zlatorog," der „Spiclmannslicder" u. s. w. auch sonst den Weg zu unseren Herzen gefunden, aber unstreitig lag in der wahrhaft geschmackvollen Ausstattung der erste Anreiz für den Käufer und den Leser. Wie mancheswerthvolleBuch verschwindet, da es dieses iiuszcrcn Anreizesentbehrt.unterder Fülle der Erscheinungen, unter welcher selbst der ernsthafte Kritiker nicht immer dasRechte herausfinden kann, lind es ist ein Glück für junge Au» toren, wenn ihre Schöpfungen dem Publikum in solcher Gewandung geboten werden. Wir geste» Ken gern, das, uns A. G. Licvcskind) und

bar die Aufgabe stellt, bessere Erzeugnisse bei unserem der gereimten Dichtung abholden Publikum durch die reizende Ausstattung einzuführen. Und in der Thai verdienen sowohl die in Prosa geschriebenen „Liebesmärchen" Ertls, die reiche Phantasie und glücklichen Hunwr aufweisen, wie die hübsche epische Dichtung „Werner von Kuoncfall", die eine Liebesepisode auf dem belebten Hintergründe des dreißigjährigen K, lege« vorführt, die volle Anerkennung. Die jüngsten Gaben der Verlagshandlung, aus dem

selben Streben hervorgegangen, sind „Anatolischc Volkslieder" aus der „KabaDili" von Leopold Grünfeld und „Lieder vom goldenen Horn" von Karl Fov. Die Kuba Dili ist die Volkssprache der Türken. Der Türke zählt die Lieder und Märchen in dieser Sprache, die noch nirgends niedergeschrieben, gar nicht zur osmanischcn Literatur, und doch sind sie vielleicht die am meisten poetischen Erzeugnisse des türkischen Sprachstammes. Wir werden von Grünfeld in ein völlig unbekanntes und doch die Kenntnis! so sehr verdienendes Gebiet der Weltliteratur eingeführt. Wie weit sich die schönen Umdichtungcn von den Originalen entfernen, können wir ja nicht beurtheilen. Natürlich klingen häufig die Motive an, die in allen Zungen von der Dichtung wiederholt werden:

Könnt' ich wie eine Nachtigall
Mich in die Zweige schwingen.
Wie sollte meines Liedes Schall
Dein taubes Ohr bezwingen!

erinnert es nicht vollkommen
nn unser „Wenn ich ein Vog-
len! wcir'!" Und gerade das
ist das Interessante an solchen
Sammlungen, daß sie die Ge
danken und Empfindungen, die
die Seele eines jeden Bolkcs
in gleicher Weise hegt, in der
eigenen Auffassung eines
jeden zeigen. Die Licder„Vom
goldenen Horn" sind nicht, wie
man leicht glauben konnte,
Nachdichtungen, sondern Ori-
ginale. Ihr Schauplatz ist
zum grojzen Theil Konstan-
linopcl und vielfach nehmen
sie ihren Ausgangspunkt von
türkischen Motive»! hie nnd
da ahmen sie auch Persisches
nach, im Allgemeinen aber sind «>°t,,, -«'^ '«-«"" ,5 »«>°g.>>°ch.

sie selbständig. Das Lyrische

des Bändchens zeigt auch auf diesem Gebiete, aus dem sich jüngere Dichter so selten unabhängig von den grofzen Mustern bewegen, viel Selbständigkeit. Einzelne Balladen — oder bezeichnet man die Dichtungen besser als Romanzen? — sind vortrefflich und die Cpruchdichtuilg ist reich an sehr Gelungenem, Zwei kleine Beispiele:

Wie Viele lieben doch den Baum
Nnd wollen von ihm essen;
Doch brachen sie erst seine Frucht,
So ist der »anm vergcssen,

Oder das „Nahen des Genies":

Ei braucht ein Meister
Biel kleine »eister —

Sie tieten ihm den Weg doran.

Daß er gemlchlich wandeln lann.

^on Piachtivcrken im hergebrachten Sinne erwäbnen wir der fünften Auflage von Friedrich Riickcrts „Liebcsfriihling" mit 4 Vollbildern, gemalt von Hermann Kaulbach, und 8V Initialen nach von Grundberr, Klinisch u. a. (Franksun ci, M., I. D, Sauerländers Verlag,) Rückerts LiebesfrüKling bedarf keiner Empfehlung, es ist eines der gelesenstcn und beliebtesten Bücher der Nation, Wir brauchen uns nur mit den Illustrationen zu beschäftigen. Die Vollbilder Kaub bachs, welche Sebneu, Bangen, Honen, Glück, entere drei durch je eine Mädchengestall,

das letztere durch ein Paar darstellen, das anf einem klaren Bergsce in einer „Fortuna" genannten Gondel segelt, deren Steuerruder der kleine Amor regiert — diese vier Vollbilder sind in der Ausführung und Wiedergabe vortrefflich, die Seitencinfassungen zierlich wie so häufig die Versificirung im Liebe?frühling, und die Initialen, an denen das Werk überreich ist, sind mit ausgesuchtem Gcschmacke gemacht. Gerade an diesem Werke kann man den Fortschritt der letzten Jahre wahrnehmen, denn der .Liebcsfriihling" ist eines der ältesten Prachtwcrke. ES zählt ein Vierteljahrhnndert und geHörle zu den Licblingebiichern uusercr Eltein.

Die neuere Dichtung ist glänzend vertreten durch die wahrhaft prächtige Ausgabe der Waidmannsmär: „Der Wilde Jäger- von Julius Wolff, illuftrirt von Woldcmar Friedrich (Berlin, G. Grote'schc Verlagsbuchhandlung). Auch hier brauchen wir über die Dichtung selbst nicht zu sprechen. Das Buch in der vorliegenden Gestalt sucht feinen Platz nicht im Bücherschrank, sondern auf dem kleinen Tischchen des

«US: FrildrichZiücklrt, „«irbtislühli»!,", Z, D, So„ erlil»dkri Berlag, gianlkllrt a, M,

Salons, auf dem man in Mußestunden in den Werken seiner Licblingsdichter blättert. Und hierfür ist es sehr geeignet. Vornehm in Papier und Druck und reich nn groben ganzseitigen und kleineren Bildern (von welch letzteren mir einige Proben bieten). Der Ton der Dichtung, der heitere sowohl ivie der düstere, ist von dem Zeichner glücklich nachempfunden. Oft gelingt ihm auch tiefere Charakteristik, wie beispielkivcise in dem Bilde, welches den Abt im Gespräche mit Johannes darstellt, „Der wilde Jäger" wird in dieser Prachtgestalt verhttltnistmäszig eine ebenso grosze Verbreitung sinken, wie in der kleiner„, Textausgabe.

Rumänien.

Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. I. U. Kern (Max Müller), Breslau.

Der Verfasser, der sich schon durch eine Darstellung von Siebenbürgen einen guten Namen gemacht bat, giebt im ersten Thcile dieses mit 2S guten Illustrationen und einer zuverlässigen Karte (l: 170U<)0()) ausgestatteten Buches seine Rcifceindrückwieder. Er schildert zunächst in lebhafter uud ansprechender Weise die weitläufig gedeiure glänzende Villen- und Gartenstadt Bukurescht, ihr vorzügliches Fuhrwesen, den grenzen losen Luxus und die galanten Abenteuer ihrer Damenwelt und die Seichtheit der meisten in Paris gebildeten jungen Rumänen, zu der die Gediegenheit der aus Siebenbürgen durch die Magyaren verdrängten rumänischen Elemente im wohlthuendriü Gegensatze siebt: ihnen verdankt das Königreich seine besten Lehrer und Offiziere. Di? deutschen Gaslbossbesitzer, Apotheker und öandivnker werden im Allgemeinen geloki. letzteren aber übergroßer Durst nachsagt. Dann fuhrt uns Bergner durch die Städte der Moldau, in die erhabene Einsamkeit der noch fast unberührten Karpatenwälder, die er auf einem Flost die Bistriza abwärts durchfuhr, und in die Rohrmüste desDonaudcltas. Galciz, einst „das rumänische Hamburg" genannt, geht feit Eröffnung der Eiscnbahnanschlüsse entschieden zurück, da der Export jetzt nur noch etwa zur Hälfte den Seeweg nimmt, dagegen ist Constanza niit seiner bunt gcmischen Bevölkerung ein Icbhastcs Seebad geworden und wird nach Herstellung der Donaubrücke bei Tschernavoda sich weiter heben. Die Klagen des deutschen Eolonisten in der Dobrudscha über die rumänische Regierung findet Bcrgner meist unbegründet, in den bulgarischen Donauslädten macht ihm nur „das stramme bulgarische Militär" einen günstigen Eindruck, sonst herrscht überall noch orientalische Schläfrigkeit gegenüber dem frischen Aufschwünge Rumäniens.

Der zweite, wissenschaftliche Thcil des Werkes beginnt mit einem Ueberblick über die Geschichte der Rumänen. Hier wird die Frage unentschieden gelassen, ob die Rumänen wirklich Nochkommen der trojanischen Eolonisten in Tacien seien, oder ol> sich ihre Nation aus dm romanisirlcn Prcwinzialen südlich der Donau gebildet, erst gegen das Jahr 1200 die Donau überschritten und die Urwälder Siebenbürgens beseht habe.

Für jene Hupothcse haben sich Mommsen und Jung ausgesprochen und sie gilt im Lande selbst als Dogma, die Ungarn und Siebenbürgen-Sachsen schwärmen für die entgegengesetzte Ansicht und haben in dem Grazer Professor Robert Röslcr einen geschickten Borkämpfer gesunden. Erst um 1240 beginnt die wirkliche Geschichte der Rumänen, freilich bis in die neueste Zeit eine Leidensgeschichte schlimmster Art, besonders seit dem Eingreifen der Türken von 1Ll>1 an. Anfangs ließen sie den beiden Fürstentümern Walachei und Moldau noch eingeborene Hospodarc, doch seit 1716 wurden stets reiche Griechen des Phannr gegen hohe Geldsummen auf höchstens sechs Jahre eingesetzt, die das unglückliche Bolk schrecklich aussaugten. Dazu kam seit 1776 der nissische Einstich, der zwar die Macht der Türken brach, aber für das Land selbst keine Besserung brachte. Endlich hörte 182l nach dem mißglückten Aufstande des Hospodarm Alexander Apsilanti die Phanarieienwirthsckaft auf, und durch den Krimkrieg wurde 1854 das russische Protektorat beseitigt. Die Rumänen konnten endlich frei aufathmeu; in den höheren Schichten fand die von Napoleon III. begünstigte NationalilütsiSce Eingang und führte 1859 zur Vereinigung beider Fürstentümer durch die gemeinsame Wahl des Fürsten Kusa, der auch 1861 von den Großmächten und der Türkei als Fürst von Rumänien anerkannt, aber 1866 durch eine Revolution vertrieben wurde. Es folgte die Wahl des Prinzen Karl von HuhcnzollernSigmaringen, der sc,tdem, unterstützt von Juan Bratianu, „dem Bismarck Rumäniens," die Geschicke seines neuen Baterlands mit sestcr Hand geleitet, ihm 1377 vor Plewna den ersten kriegerischen Ruhm und 1878 die volle Unabhängigkeit verschafft hat; 1881 erhielt er mit keiner Gemahlin Elisabeth (unter dem Namen Carmen Sulva als Tichtcnn verehrt) die Königskronc.

.Ureigenstes Werk" des Königs Karvl I, ist die Reorganisation der Armee, die zwar äußerlich französische Muster copirl, doch mehr und mehr Preußen zum Vorbild nimmt. Sie zerfällt in reguläre Armee (50 000), Territorialarmee (100000) und Miliz (50 000), ‚zus»mmen 200000 Mann, außerdem ist noch ein Landsturm von SOOOO Mann vorbanden. Auf große Operationen im Felde ist diese Armee freilich nicht berechnet, fondern auf die Verlheidigung der Centralfestung Bukurcscht, für deren Bau 200 Millionen Lei (Francs) bewilligt sind.

Volksbildung und Sanitätswesen zeigen einen erfreulichen Aufschwung, auch die Finanzlage bessert sich zusehends, dagegen bleibt der Ackerbau beim alten Schlendrian (Holzpflug, ein mit Dornen bestecktes Gestell statt der Egge, Dreschen durch Pferde), und Viehzucht, Obst- und Leincultur gehen sogar zurück; auch der Weinbau ist durch die Reblaus stark bedroht. Tie Lage des Bauern ist trotz der Erthcilung der persönlichen Freiheit materiell eine höchst traurige geblieben. Der Bergbau auf Salz blüht, aber die Wälder werden schonungslos verwüstet, denn es giebt weder ein Forst-, noch ein Jagd- oder Fischereigesetz. Tic Industrie ist noch ganz unentwickelt und liegt meist in fremden Händen, ebenso wie der Handel, dem jetzt zwar über 2000 Kilometer Eisenbahnen zur Verfügung stehen, der aber unter dem 1886 von Ungarn provocirtcn Zollkrieg viel zu leiden hat.

Alle diese Angaben machen einen durchaus wahrheitsgetreuen Eindruck! der Verfasser hat zwar osfenbar große Sympathien für das rumänische Volk, geht aber auch mit d'ssen Fehlern scharf in's Gericht und riith ihm dringend, sich von dem framösischen Vorbilde ab- und dem deutschen zuzuwenden. Ob er damit bei den Rumänen Anklang finden wird, ist freilich sehr die Frage-, ebenso werden die Rumänen die ihrem Lande so nothwendigen Colonisten gewiß lieber aus dem stammverwandten Siebenbürgen nehmen, als aus Deutschland, wie Bergner ihnen räth.

Aus alledem geht hervor, daß in Rumänien zwar noch viele Culturarbeit zu leisten, daß aber das Land doch in unleugbarem Aufschwünge begriffen ist und unsere vollen Sympathien verdient. Das vorliegende Buch ist höchst geeignet, diese zu crerwecken und zu befestigen. (!. ^V— ‚jt.

Bibliographische Notizen.

Tie ZiUNft für Alle. Herausgegeben von Friedrich Pecht. S, Jahrgang. München, Verlagsnnstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Fricdrich Bruckmann.

Wir haben wiederholt über diese ebenso zeitgemäße wie in künstlerischer und redac> tioneller Hinsicht trefflich durchgeführte Zcit> fchrift gesprochen. Wir waren auch in der Lage, unseren Lesern Jllustratioiisproben aus dem Blatte zu geben. Nun liegt ein ganzer Jahrgang in geschmackvollem Einbände vor uns und man kann ans voller Uebcrzeugung einen solchen Band der „Kunst für Alle" als ein wcrthvollcs Ge> schenk-Buch für alle Diejenigen bezeichnen, welche Freude an der zeitgenössischen Kunst haben und sachverständige Belehrung darüber in gefälligem Gewände suchen.

Telepathie. Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preucr. Von Edmund Gurncy. Leipzig, Wilh, Friedrich. Wieder ein Beweis, wie ein klarer, gcscheidter, exactcr Kopf dem gcheimnißvollen Locken mystischer Vorstellungen verfallen kann! Denn jene Qualitäten mich man dem Verfasser nach seiner Diction und feinem Stil zueikcnnen, von denen man nur bedauern kann, das; sie solcher Sache dienen. Selbstverständlich handelt es sich um die Vcrlheidigung der Realität bestimmter subjektiver Hallucinationen, um die Inanspruchnahme wissenschaftlicher Diskussion für spiritistische „Beobachtungen". Es will den Herren, so vorzügliche Naturforscher sich unter ihnen befinden, nicht in den Querkopf hinein, daß die objektive Forschung sich nie mit Iporadisch-subjcctiven Uebcrzeugungen befassen kann, daß nur das allgemein Gültige, Anerkannte,

> Beobachtbare, Eriveisbnrc in ihren Bereich fällt. Ilm einen Zusammenhang zwischen zwei Thntsachen annehmen zu können, muß derselbe nicht, wie der Versasscr annimmt, stets constatirt wcrden, aber er mufj all» gemein constatirt werden können. Des- halb beweist es eine wahre Klust in seiner Logik, das, er die Beziehung zwischen Donner und Blitz, Regen und Regenbogen, weil sie nicht immer zufammcntn fsen, in Vergleich stellt zu den subjektiven Ahnungen, Visionen :c, von denen er selber an anderer Stelle sagt, das, sie „gewissermaßen das Monopol von zwei Personen" Das, es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, und dag sie auf dem Gebiete des Seelen- nnd Nervenlebens sich besonders fleißig tummeln, wird kein Vernünftiger bestreiten, und wenn der Verfasser einen Theii von ibnen als „Tele- pathie" zusammenfassen will, so mag auch das hingehen, zumal die „—pathie" darin, das Wesentliche ist! Im Uebrigen spricht Refeient die Hoffnung aus, daß des' Ver- fassers Appell an Deutschland, sich nn der Sammlung telepathischer Beobachtungen zu betheiligcn, nichts fruchten wird: wir haben an unsere„ Hupnotismusarbcilen peinlichen Angedenkens gerade genug und sind froh, daß des Verfassers „äooietv s,>r riLvolireirl ro8S!rr<.'Ir" in DeutschlanS nur ein correspondircndcS Mitglied aufzu- weisen vermag.

> Sammlung von Vorträgen und Ab- handlungen Von Wilhcl m Förster. II, Folge. Berlin, Georg Reimer.
>
> Es ist eine schöne und hervorragende Gabe, die der Dircctor der Berliner Sternwarte hier den Gebildeten seiner Nation darbringt. Auf dem Grunde astronomischer Forschung aufgebaut und diesem Gebiete den wesentlichsten Stoff entnehmend, führt uns die „Sammlung" zwölf Vorträge vor, welche durch Gediegenheit des Inhalts und anregende Gedankenfülle gleich ausgezeichnet sind. Leider ge> hört der Verfasser zu den Gelehrten, deren Stil elmas breit und deren Tarstellung stellenweise etwas dunkel und zu parentbesenreich ist ^ indessen werden diese Eigcnschasten des Buches zwar seiner Popularität im Wege sein, jedoch den Gebildeten nicht am Genüsse bindern. Man befindet sich, wenn man dem Verfasser folgt, stets auf der Höhe des Denkens und des Wissens des Jahrhunderts, und man athmct — was heutzutage selten geworden und um so höher anzuschlagen ist — eine freie, unabhängige stolze Gesinnung. In der letzteren Hinsicht möchten wir dem ersten Vortrag der Sammlung, „GeisteSsrcihcit und Gesittung", den Preis ertheilen. Wie selten sind die deutschen Professoren geworden, die gegen den Arm der herrschenden Richtung, in der Religion und nur in ihr ruhe die Bürgschaft für die Cultur des Volkes, Einspruch erheben, die den »immer noch auf den Schulen lastenden Bann kirchlicher Reaction gänzlich abschütteln" wollen! Wie befreiend wirkt es, dafz der Verfasser sich nicht vor dem jetzt üblich gewordenen Belächeln rein idealer Anschauungen scheut und ernst zu prüfen rätb, „ob denn nicht auch im politischen und wirthfchaftlichen Verkehr der Culturstaaten dauernd aus dem Faustrecht herauszukommen und in gesichertere Rechtszustände mit wirksamen internationalen Rechtsordnungen hinüberzulenken ist". In der schönen Studie „über Genauigkeit" beklagt der Verfasser, daß kritische Strenge zur Zeit so gering geachtet ist, weil „ein Theil unserer Volksgenossen von enthusiastischer Anbetung der Kraft erfüllt, ein anderer Theil von Erbitterung ergrissen ist". Bemerkenswerth ist auch die offene und warme Anhänglichkeit, mit der sich der Verfasser zur Darwin schen Entwickelungslehre bekennt. Genug, es erquick:, die freie Meinung eines freien Mannes zu hören, ein Genus;, der jetzt in Deutschland nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. ^1.

Tie Arische Periode und ihre Zu» stände. Von Dr. F. Spiegel. Leipzig, W. Friedrich.

Die nahen Beziehungen, welche zwischen Indern und Jraniern in vorhistorischer Zeit geherrscht haben, sind mehrfach zum Gegenstand gelehrter Forschung gemacht morden, ohne bisher eine snstematische Darstellung erfahren zu haben. Der um dicErforschung der zarathustrischen Religion hochverdiente Erlanger Gelehrte hat es sich in seinem neuesten Werk darum zur Aufgabe gemacht, diesen Zusammenhängen nachzugehen und den Zustand jener alten Culturgemeinschaft quellenmäßig zu ermitteln, welche auf verschiedenen Gebieten des Völkerlebens, besonders aber im Bereich der Religion und Sagenbildung hervortritt. Wir wissen beispielsweise, das; beide Stämme die Sonne unter dem Namen Mitra verehrten, daß sie aus der berühmten Somapflanze einen Trank bereiteten, der den Göttern wohlschmeckend und den Menschen heilbringend war, das; aus der gemeinsamen Bezeichnung für Götter Asura, d. i. Herr (welche bei den Jraniern zu Ahura — Nhura Mazda — wurde), die Teufel der Inder und aus den Göttern, Tcvas, der Inder die Teufel der Jrnnier entstanden, ähnlich wie der Beelzebub der Juden nichts anderes als ein Gott der Philister war. Es ist ersreulich, daß eine so verläßliche und bewährte Hand wie die Spiegels die mannigfachen Anzeichen, welche gleich dein beispielsweise erwähnten auf eine reiche Borgeschichte beider Völker hinweisen, zu einer einheitlichen Darstellung verschmolz, welche nicht nur für die Specialfvrschung, sondern auch für die allgemeine Culturgeschichte von Jnter> esse und Bedeutung ist. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Herr Verfasser für „arisch" „indoiranisch" gesagt und de» Namen „arisch" für die grosze Sprach» gruppc, der wir gleich Jraniern und Indern angehören, reservirt hätte. Denn der Name „indogermanisch", welchen man gewöhnlich braucht, ist unpassend und der Name „indokeltisch", dessen Spiegel sich bedient, verwirrend. d.

Baterland. Drei Dramen von Karl B leibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Selbst Bleibtreus entschiedenste Gegner, die ihm alle literarischen Eigenschaften absprechen, müssen ihm doch eins lassen — seinen emsten Fleiß. Mag man seine Fehler noch so unerbittlich hervorheben, das läßt sich nicht leugnen, daß seinem Schassen kein bloßes Strebern zu Grunde liegt, sondern ein ernstes Streben, dem das literarische Schaffen Selbstzweck ist. — Eine gemeinsame Idee lebt in den drei Dramen des vorliegenden Bandes. Es ist der nationale Gedanke, es ist das Bekenntnis;, daß man für das Vaterland nicht nur sterben, sondern auch sündigen kann. Die Leidenschaft des Patriotismus in ihren Erscheinungsformen darzustellen, war die Absicht des Dichters. Im „Harold" begeht der Held bewichtcn Meineid, um sein Vaterland vor der Gefahr der feindlichen Ueberrumpelung zu befreien, und sühnt denselben mit dem Tode im Kampfe gegen den Angreifer, Casar Borgia (ocr Dämon) treibt Maria von Medici in den Tod, um sein Vaterland zu einigen, weil ihre geplante VerheirntKung mit Orsini die Fortdauer der Kleinstaaterei bedeuten würde, und gicbt sich selbst den Tod, als er seine EinigungSvcrsuche scheitern sieht. In „Volk und Vaterland" seben wir, wie aller Parteienstreit und Klassenhajz in Deutschland verstummt, sobald das Vaterland in Gefahr ist, und selbst der Socinlismus vor der Stimme der Vaterlandsliebe schweigt. Diese Gedanken sind mit Kraft durchgeführt, aber den Dramen fehlt bisweilen die straffe, technische Concentratio». Bleibtrcu legt den Hauptwcrth auf die psychologischen Wandlungen, vernachlässigt aber zu sehr die «inszere Mvtivirung. Das Drama besteht nicht nur aus psychologischen Wandlungen, sondern auch aus einer logisch zusammenhängenden Reihe äusserer, nach bestimmten Gesehen grurpirtcr Vorgänge, und diese verlangen eben auch eine äusicrliche, nach den Gesehen der Wahrscheinlichkeit geschaffene Begründung, sonst geräth das Publikum im Theater trog aller psychologischen Feinheiten und alles kulturgeschichtlichen Beiwerks in Heiterkeit. «».

Verkettungen. Novellen von B, von Suttner. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Die Verfasserin ist eine geistvolle Dame von h^rvorragrnoer Begabung, welche sowohl in graziösem Feuillelou-Stul anmuthig zu plaudern versteht, wie in einzelnen Novelletten der vorliegenden Sammlung, als sie auch andererseits schwere Eonslicte mii kundiger Hand zum ><«cgcnstand ihrer Erzählungen macht. Sie ist keine prüde Natur, die selbst vor den gewagtesten Situationen nicht zurückschreckt, aber sie thut dies nicht in frivoler Weise, sondern im Interesse einer höheren Moral und verfällt niemals in häßlichen Naturalismus. — Mit der Wahl ihrer Stoffe können wir uns nicht immer einverstanden erklären, die eine der Novellen behandelt ein so krasses Sujet, daß es trop aller Erzählnngskunst nbslvnt. n,ü.

Gipfel und Abgrund Zeitroman von Gregor Samara w, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanftalt.

Samarom hat es von jeher verstanden, die Zeitgeschichte und ihre Helden literarisch zu venverthen und das Lesebediirsnisz des sensationshungrigen Publikums mit solch pikanter Kost zu befriedigen. Neu ist das Genre ja nicht, Samarow hat nur den Faden da wieder aufgenommen, wo er der Mühlbach seligen Angedenkens entfallen ist: merkwürdigerweise hat sich der Geschmack des Publikums auch noch nicht gewandelt und die Scimarow'schen Werke, deren Bnndczahl eine kleine Bibliothek aus ^ znfüllcn vermochte, erfreuen sich in demselben Grade des Beifalls unserer Generation, wie die umfangreichen Romane von Louise Mühlbnch in einer vergangenen Zeit.

Das; der Autor sich einen so dant^ baren Stoff, wie den verstorbnen König von Baicrn, nicht entgehen lassen würde, war zu erwarten. Ist doch dieser Unglücklichc König mit seinem tragischen Ende und dem Muthenkranz, welcher sich um seine Person gebildet Kntte, eine Roman» figur i«r l>xc>,>IIei>c'>?, Samarows Roman ist eine geschickte Umgestaltung der sinchibaren Wahrheit. Allerdings ist von einer Vcriiesung und Ausarbeitung der Charaktere keine Rede, Auch gestattet sich der Autor eine behagliche Brcilschwcisigkrit, die geradezu ermüdend wickt Das Epi'odenWerk nimmt einen zu großen Raum ein: es laufen nämlich einige obcrbaicrische Dorf» geschichten neben der Haupthnndlung der, welche mit dieser in gnr zu losem Zusammenhang stehen. Dagegen hat Scimcirow mit vielem Geschick diejenigen Momente aus der ersten RrgieruugSzcit des Königs hervorgehoben, die sein Andenken für inimcr unsterblich machen, und aus der Periode, in welcher der MysticiSmils zu überwuchern begann und die ersten Anfnngc jener schrecklichen Krankheit in die Erscheinung Iralcn. welcher der bedauernSwcrthc König zum Opfer fiel, ist mit vielen Tnct verwerthct, was die hcikele Materie zulciszt.

Wie weit die antideutschen Einflüsse, welche der Verfasser in der Person des Grasen d'.herbigny in die Handlung eingreifen läfit, auf beglaubigten Thalsachen beruhen, vermögen wir nicht zu bcurtheilen, — wer Persönlichkeiten und Ereignisse, welche der Geschichte angehören, im Bilde des Romans kennen lernen will, mich der freien Phantasie dcS Dichters einen gmvissrn Spielraum gestatten. m;l. ,

Tie beiden Republiken. Roman von S. Niemann. Leipzig, Eugen Pelerson.

Der Roman spielt in Danzig in der Zeit des tiefsten Niederganges unseres «taatömesens nach dem Tilsiter Frieden, m welchem diese Stadt von dem corsischen Eroberer das Danaergeschenk der freien Selbstbestimmung empfangen Kntte und zu einer Republik unter dem Schutze des Königs von Preußen und von Sachsen umgeschlissen worden mar. In Wahrheit aber mar sie eine französische Garnisonstadt und stand unter dem eisernen Drucke eines franzosischen Gouverneurs. Alle die Schrecken der Fremdherrschaft lernen wir am besten in der Familie von Wcikhmer kennen, eine der angeschensten PalriziersnviilicnDanzigs, in welcher uns der Verfasser die andere Republik vorführt, weil auch hier jedes der zusammenlebenden erwachsenen Geschwister das Recht der freien Selbstbestimmung für sich in Anspruch nimmt und damit gar oft mit den Anschauungen der anderen in Cvnflict geräth, Charlotte von Äeikmner, ist ein Charakter von ebenso vornehmer als herrischer Gesinnung: sie, eine Schülerin Fichtes, blieb sich alle Zeit gleich und wich nicht um eines Haares Breite von ihrem Deutfchthum und ihrem Patriotismus.

Das Buch beginnt mit dem Tilsiter Frieden und endet mit der Befreiung Tanzigs durch die verbündeten Heere. Der Verfasser giebt ein dramalisch belebtes Bild der mechselvollen Vorgänge in dieser ereignisreichen Zeit, in welcher Danzig dem Kriegstheater so nahe lag und wohin sich diejenigen flüchteten, welche bei dem Untergang der grossen Armee in Rußland das nackte Leben gerettet halten. Aber nicht minder ansprechend als diese breit ailsgeiponennen Schilderungen ist der eigentliche Roman, welcher hauptsächlich die Schicksale der Familie Weikhmer umfaßt, weil jede der in die Handlung eingreifenden Personen ein Charakter ist, der das Interesse dc-s Lesers zu fesseln vermag. M5.

Zwei Ehe». Roman von Alfred Friedman». Berlin, Rosenbaum K Hart. Der geistvolle Verfasser behandelt in dem vorliegenden Roman das uralte, unerschöpfliche Thema der Ehe, um an zwei Beispielen seine Anschauungen über dieselbe zu ezemplisiciren. Die erste Abtheilung, welche er Bnch der Liebe nennt, ist die Eiposition. Wir machen in einem Seebade die Bekanntschaft von zwei jungen Paaren. Das eine, ein schon zwei Jahre

verheirathetes Ehepaar, lebt seinen Liebcsfrühling noch so ungestört wie am ersten Tage nach der Hochzeit, Beide sind von der Neberzeugung durchdrungen, eines in dem andern die nothwendige Ergänzung des eignen Ichs gefunden zu haben, und die junge Frau, welche von Welt und Leben genau so viel versteht, wie eine Kloster-Pensionärin, ist wie weiches Wachs in den Händen des um mehrere Jahre älteren Mannes, Das andere Paar lernt sich hier erst kennen und lieben: wir begegnen in ihnen zwei fertigen Individualitäten, er ein Russe aiiö der höchsten Gesellschaft, welcher die Mitte der dreißig bereits überschritten hat, Alles kennt, Alles genossen hat und von den Frauen aus's Aeußerste verwöhnt worden, sie eine Rheinländcrin von vornehmer Herkunft, als Schönheit gefeiert, hat die zwanzig bereits um einige Jahre überschritten, und ist ebenfalls ein fertiger, gefestigter Charakter. Trotz aller Zuneigung, welche die Beiden zu einander zieht, empfindet ein jedes ein heimliches Bedenken, ob die gegenseitige Bereinigung ihnen das erhoffte Glück bringen werde. Er liebt indeß zu lcidenschnfilich, um nicht schließlich seine Freiheit zu opfern, und auch sie läßt sich besiegen und wird die Seine.

Buch der Beunruhigung heißt der zweite Thcil, in welchem der Conflict sich entwickelt: — bei dem eisten Elzepaar wird er künstlich durch Dritte hineingetragen, indem zu Feinden gewordene Freunde in böswilliger Absicht den Gatten bei seiner Frau verdächtigen, und die weltunerfahrene Frau fühlt sich namenlos unglücklich, weil ihr nicht auch die Vergangenheit des ihr angetrauten Mannes gehört, und sie nicht die Erste ist, der er seine Liebe geschenkt hat. Bei dem andern Paare sind es Reibungen der beiden verschiedene» Charaktere, keines will dem andern etwas von der eigenen Individualität opfern, Mißverständnisse verschärfen die Gegensätze und trotz der scheinbaren äußeren Harmonie krankt ein jedes an dem Bewußtsein, das erwünschte Glück nicht voll und ganz gefunden zu haben.

Im „Buche der Versöhnung" werden die Dissonanzen gelöst, der Verfasser gelangt zu einem äußerst befriedigenden, fast zu philisterhaften Schlüsse, selbst der unvermeidliche Hausfreund, der unverbesserliche alte Junggeselle, welcher sich in beide Frauen fast gleichzeitig verliebt, vermag den Seelenfrieden derselben in keiner Weise, zu stören, denn nur er selbst leidet unter feiner Leidenschaft, die beiden Frauen haben nicht einmal eine Ahnung von derselben.

Alles in Allem ist da? Buch recht unterhaltend, die eingestreuten Reflexionen sind stets geistvoll und sprechen an, selbst wenn man sich mit ihnen nicht in liebereinstimmung befindet. Wenn wir etwas auszusetzen hätten, so wärm es die bisweilen all zu kühnen und gesuchten Bilder und Vergleiche, welche Friedman« in den Nnturschilderungen und bei der Darstellung von Seelenzustönden anwendet; es wird dadurch die Klarheit dcr Diction beeinträchtigt und die Stimmung zcstört.

Zu den interessanten Erscheinungen, unter den vielen, welche sich jetzt auf den Büchermarkt drängen, gehört das Buch unter allen Umständen rn?.

Für gesellige Kreise. Bon Olga Morgenstern. Berlin, Verlag von Rofenbcmm und Hart, Das Buch ist eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke, nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten, Olga Morgenstern, eine Schülerin der unvergessenen Frieb-Blumauer, hatte im Verlaufe ihrer Studien bei der genannten Meisterin Gelegenheit, sich ein ganzes Repertoire werthvoller Dichtungen zu eigen zumachen, welche für den Vortrag besonders brauchbar sind. Auf die Anregung der Frau Frieb-Blumauer, welche die Veröffentlichung einer nach bestimmten Grundsätzen geordnetenSammlung von Vortragsstücken für ein entschiedenes Bedürsniß Kielt, hat nun Olga Morgenstern ihre Sammlung herausgegeben. Der Empfehlungsbrief, den die Verfasserin ihrem Buche facsimilirt vorausschickt, ist eigentlich überflüssig; das Buch empfiehlt sich von selbst. Es ist zunächst in zwei Haupttheile gegliedert: ernstere und heitere Gedichte. Die Unterabtheilungen der ernsteren sind Stimmungsbilder, erzählende Gedichte aus dem Leben und drittens Balladen, Romanzen, Legenden. Der zweite Theil, reichhaltiger als der erste, offenbar mit Rücksicht darauf, das, gescllige Kreise mehr heiter unterhalten als ernst angeregt sein wollen In beiden Abthcilungrn sind werth> volle Erzeugnisse (;uin Theil auch bisher noch ungedrucktc) unserer ersten Autoren enthalten, und wir betrachten es als ein Verdienst der Verfasserin, dnsz sie besonders die jüngeren berücksichtigt hat. Das Buch könnte leicht noch bereichert werden durch Balladen von Dahn und

C. F. Meher, die sür declamatorischen Vortrag ganz besonders geeignet sind. Man darf erwarten, daß in einer zweiten Auflage die Bereicherung um diese beiden Autoren und vielleicht noch manchen anderen wohl stattfinden wird,

Tistiche«. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts Politische« und Unpolitisches von Wilhelm Neuling. Leipzig, Veit K Comp.

Ter Verfasser dieser anmuthigen Cpruchsnmmlung hat zuerst feine Distichen, in denen er berühmte Rechtslehrer feiert, in Grünhuts juristischer Zeitschrift veröffentlicht; der Beifall, den dieselben fanden, veranlaßte ihn, auch bei anderen Gelegenheiten Verse zu schmieden, und diese sind nicht minder gelungen. Unvermerkt ist ihm die Rede zum schneidigen Schwert geworden, und glänzende Geistesfunken sprühen von seinen Hieben. Mau höre die Verse über «Fürst Bismarck" (S. 35).

«Sonderbares Geschick! So viele unseres

Volkes

Preisen stets was er that. tadeln stet« was er thut."

Manches ist scharf, aber stets witzig und treffend, z. B. S. 75:

«Was nicht die Mode vermag! Sie macht das Unglaubliche möglich. Daß sich die sittsamste Frau schamlos als Dirne maskir!"

lieber „Graefs Märchen" lesen wir auf S. III:

„Nicht dem Schaume deS Meeres entstieg sie; ein Kind der Kloake Stellt sie im Bilde sich dar, wie sie gehauset — im Sumpf."

Tiefe Beispiele sind nur auf's Gcmthewohl herausgegriffen; geistvoll und scharfpointirt sind sämmtliche Nummern der Sammlung, die der Verfasser deshalb recht bald erweitern und fortsetzen möge.

tv.

Mtmi Schlichting. Ein Berliner Roman von Friedrich Roßneck. Berlin, R. Jacobsthal.

Der jugendliche Verfasser dieser Erzählung — seine Jugmd vcrräth das Vorwort — zeigt das ehrliche Bestreben, seinen spröden und für deutsche Leser allzu »pikanten" Stoff künstlerisch zu behandeln: er ist ein directer Nachahmer Zolas, dem er sogar einzelne Kunstgriffe, wie die Beschreibung des Details, abgelauscht hat, aber das angeeignete Gut ist noch nicht recht sein eigen geworden. Der Gedanke, daß ein ehrenhafter Mann in Liebe zu einer Dirne entbrennt, von ihr nicht mehr lassen kann und nun in dem zroiesachen Kampfe gegen die herrschende Sitte und gegen das unausrottbare Laster, von dem Mimi sich nicht lossagen kann, untergeht, gilt bei den Frnn.oscn wvhl als literarisch berechtigt-, der Deutsche bemitleidet den Helden, umsomehr, da ihn der Verfasser im Wahnsinn enden läßt, bemitleidet auch die Gefallene, die ebenfalls stirbt, aber verdammt den Dichter, und mir meinen mit Recht, denn der deutsche Realismus hat andere Fragen dichterisch zu lösen, als derartige Demimonde-Angelegenheiten. Sehen wir von diesem Jrrthum ab, so läßt sich Roßneck ein gewandtes Erzählerlalent nicht absprechen, das am besten in dm ganz ideal empfundenen Schilderungen von dem ersten glücklichen Zusammenleben des Liebespaares in Paris zur Geltung kommt. Wenn der Dichter derartige Schilderungen weiterhin Pflegt, so kann er wohl Tüchtiges leisten, kann auch ohne Scheu gelegentlich ähnliche sitt» liche Probleme behandeln. Nur darf der Prostilutwns-Roman nicht das Endziel sein, dazu fehlt uns nun einmal sowohl das Interesse, wie auch wirklich das Verstcmdniß. tv.

Vörbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. Dresden u. Leipzig, C. Pierson.

Die Novellen besitzen mit Ausnahme einer einzigen nicht viel Görbersdorfer Localcolorit, was wir ihnen zum Vorzug anrechnen, und könnten sich ebm so gut an jedem anderen Curplatze abspielen:' die eine macht allerdings den Eindruck einer Reclame für die erste Cur-Anstalt des Ortes, was der Verfasser doch gewiß nicht beabsichtigt hat. Einzelne derselben wie „Die Schachmutter" und „Das krause Paar'" zeugen von außerordentlicher Geniüthstiefe und Gcfühlsinnigkeit, während in der kleinen Erzählung „Jftikar" ein lkhafter Humor angenehm anspricht, der Verfasser gleichzeitig recht liebenswürdig zu plaudern versteht, verdanken wir ihm einige angenehme Stunden.

Kür Herz und GemKth. Zwölf Phototypicn nach Originalgemäldcn von

Nord und Süd. XllV., is«.

Robert Beuschlag, Franz v. Dcfregger,
Theodor Grosse. Ludwig Hofnmnn-Zeitz,
Hermann Kaulbach, Wilhelm Menzler,
Eduard Niesku, Georg Pnpvcritz, Karl
Rnupp, Alfcrt Seifert und Karl Sohn.
Mit Gedichten von Julius Grosse.
München, Verlagsnnstalt für Kunst und
Wissenschaft, vormals Friedrich Bruch«
mann.

Ein nach Form und Inhalt gleicherweise ausgezeichnetes Prachtwerk. Die Maler, die zu dem Werke beigesteuert haben, treten fast alle mit Schöpfungen auf, die ihrem eigensten Gebiete angehören, und Grosses Berse erläutern den Gedanken des Künstlers in reizender und zutreffender, Weise. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Um die Erde auf dem Zweirad Bearbeitet nach dem Englischen des Thomas Stevens durch Dr. g. M. Schröter. Bon San Francisco nach Teheran. Mit denr Porträt des Verfassers und 105 Abbildungen im Text. Leipzig, Ferdinand Hirt K Sohn.

Die Reise wie die Beschreibung derselben sind originell. Stevens hat, ohne eigentlich schriftstellerische Gaben zu besitzen, seine Fahrt mit Geschick beschrieben, da er offenbar einen klaren Blick für alles Interessante besitzt und eben erzahlt — wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Amerika, Europa un« Asien hat er auf dem Zweirad besucht, eine Leistung, die vor ihm noch Niemand zu Wege gebracht hat.

Otto SpamerS illustrirteS Canversations-Vextkon, zugleich ein orbi,8 piotlls für die studirende Jugend, Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

In dieser zweiten Auslage des vielverbreiteten Buches sind bisher 90 Lieferungen erschienen. Das Wesentliche des Spamcr'schen Lexikons sind, wie schon der Untertitel erkennen läßt, die Bilder. Sie sind in der That sehr zahlreich und, der Anlage eines Lexikons entsprechend, sehr mannigfaltig. Für die Jugend besonders ist dieses Spamer'sche Lexikon, neben den großen, die ja doch mehr für den gebildeten Erwachsenen geschrieben sind, ein vortreffliches Buch. Denn die Bilder regen den Lernenden an, und der Text ist zuverlässig und in lcichicr Schreibweise gebalten.

1«

DerTrompeter von Söllingen, in Bildern von C. Schweninger jr. Berlin, Verlag von Hcmfstängls Nachfolger.

Alle Künste haben sich bereits der volksthümlichen Gestalt des Scheffel'schen Trompeters bemächtigt. Die Musik läßt ihn aus allen Tonarten singen, die Maler oder richtiger die Illustratoren wetteifern in der Darstellung einzelner Momente der uns liebgewordenen Dichtung. Schweninger, ein junger Wiener Maler, der, wenn mir nicht irren, auf einer der letzten Berliner Ausstellungen allgemeinere Aufmerksamkeit erregte, schildert sechs Scenen, die er als „Jung Werner beim Grafen", „Uebcrraschung", „Der erfteKuß". „Liebesdienst", „Abschied" (Behüet Dich Gott, es Mär zu schön gewesen) und „Sehnsucht" bezeichnet. Der Ton der Dichtung in seiner Einfachheit und Schlichtheit ist recht gut wiedergegeben: am stimmungsvollsten sind „Abschied" und „Ueberrafchung", In diesen beiden Bildern sind der Held und die Heldin in eine glücklich aufgefaßte Umgebung gesttzt. Das Ganze, das offenbar als Geschenk für Freunde der Dichtung und der Over berechnet ist, darf gewiß auf große Verbreitung rechnen.

Boudoir. Von Frn. Zmurko. Leipzig, Rudolf Giegler.

Eine Sammlung von 14 Frauenköpfen, von denen einzelne in ihrer vortrefflichen Ausführung an Piglhein erinnern, andere in Auffassung und Zeichnung verfehlt erscheinen. Ganz reizend ist Nr, 5, „^prös Is rwLv" bezeichnet; Nr. 7 d»in äs msr" zeigt, daß man viel wagen und doch ein poetisches Gemüth ansprechen kann, während Nr. 6 uns häßlich berührt. Es ist eben nicht immer die Grenzlinie zwischen dem Pikanten und doch Aesthetisch-Schönen und dem, zart besaitete Gemüther unangenehm Berührenden innegehalten. Als das Gelungenste möchten wir Nr. Ii), „Lu »s^Iigs", bezeichnen. Im Ganzen zeigt sich in der Auffassung der Frauencharaktere eine scharfe Beobachtung und in der Ausführung groß e malerische Begabung. Der photographische Druck (aus dem Institut von Stengel und Martert in Dresden) verdient alle Anerkennung.

Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen, mit Text von G, Ch. Lichtenberg; revioirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. 3 Auflage. Reudnitz bei Leipzig, A. L. Payne.

Die neue Auflage dieses Werkes wird zu Weihnachten abgeschlossen werden. Noch immer erfreuen sich Hogarths Zeichnungen einer großen Popularität, und die vorliegende Ausgabe ist so leicht zugänglich, daß sie zum Wachsen dieser Popularität noch beitragen wird. Ein größeres Publikum aber noch als die Bilder hat Lichtenbergs Text: ihm verdankt Hogarth feine Volkstümlichkeit in Deutschland. Witz und Frische der Darstellung geben den Lichtenberg'schcn Erklärungen auch für unsere Zeit noch einen großen Werth. Die Stahlstiche sind gut ausgeführt, wenn auch die eine oder die andere Platte schon ein wenig abgenutzt erscheint.

Schatzlöftlein des guten Raths. Heraus» gegeben von Wilhelm Spemann. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. Ein seltsames Büchlein; eS verspricht nichts Geringeres, als auf die tausend Fragen des läglichcn Lebens eine Antwort zu geben. „Sucht im Schatzkästlein," sagt der Verfasser, „und ich denke sie wird nickt fehlen," Man sollte glauben, daß darin eine Uebertreibung liege; aber wenn man sich in das Buch ein wenig hineingelesrn hat, so gewinnt man Zutrauen zu dein Sammler und seinen sachverständigen Mit» arbeiten:; man erhält in der That tausendfachen Rath: Jedermann über die Pflege der „Gesundheit", die Einrichtung seiner „Haushaltung", über „Unser Recht", unsere „Thierischen Hausfreunde", den , Hau«garten" u. A„; die Frau über idre „Frauenarbeit", der Mann über seine Thätigkeit am „Schreibtisch", der Heranwachsende über die „Berusswahl", der Gefellschaftsmensch über die „Gute Lebensart", Erzieher und Kinder über „Spiele". Man liest mit Vergnügen die einzelnen Capitel des Buches, und wünscht man nur über eine bestimmte Frage Auskunft, so sucht man in dem alphabetischen Register. Wir können aus eigmer Erfahrung, nachdem wir, halb im Ernst, halb im Scherz nach den verschiedenartigsten Dingen gesucht haben, das „Schatzkäsileiu" als ein sehr nützliches Nachschlagebuch empfohlen.

Hundert Erzählungen aus der Kinderzett. aus Kinderstube und Kindergarten. Bon Lina Morgenstern. Mit acht farbigen Bildern nach Aquarellen von L. von Kramer. Stuttgart, K. Thiemcnianns Verlag, Gebrüder Hoffmann. Die bewährte Verfasserin so vieler nützlichen Schriften für unsere Frauen und unsere Kinder erwirbt sich durch ihre jüngste Gabe ein neues Verdienst. Die hundert Erzählungen, hübsch erfunden, oder richtiger gesagt, dem Leben der Kinder nach getreuestcr Beobachtung nacherzählt, werden in ihrer schlichten Vortragsweise das Herz der Kleinen erfreuen und bildend aus ibr Gemüth wirken. Geschickt hat die Verfasserin den Erzählungen eine gemisse Einheitlichkeit dadurch gegeben, daß sie alle an einem Orte spielen läfjt: auf der Storchstrafze. Die Kinder, die in den Erzählungen auftreten, kennen sich alle; sie sind, wie das eben in den Kinderjahren der Fall ist, wo die Unterschiede der Geburt und Bildung so wenig ausmachen, alle mit einander befreundet. Das Buch ist als Geschenk für jüngere Knaben und Mädchen sehr zu empfehlen

Laßt Euch erzählen. Märchen von Luise Glasz. Leipzig, Eugen Peterson.

Das Buch enthält dreizehn neuerfundene, gut erzählte Märchen.

Lebensbilder. Erzählungen für die männliche Jugend von K. G. P au l, Leipzig, Eugen Pcterson.

Fünf Erzählungen, von denen drei das Leben und die Erfolge hervorragender Männer schildern, die durch eigene Kraft sich einm Namen errungen — Davy, Faraday, Edison — srei von allem Moralisiren vorgetragen, bilden den Inhalt dieses, heranwachsenden Knaben sehr zu empfehlenden Buches.

Redigirl unter verantmorilichreit des Herausgebers.

vruck und Verlag von ö. Schsttlaender in »reslau, Unbeiechligter Nachdruck aus dem Inhalt diejer Zeitschrift unlersagi. Uebersegungsrecht oorbkhallen.

Inhalt.

H. Villinger itt Karlsruhe.

Fisi. Novelle ^9

Ferdinand Groß in Vien.

Alphonse vaudet s67

Hans ZNüller in Berlin.

Aeltere badische Fiirstenbilduisse ^87

Oaul Hesse in München.

Die schwerste Pflicht. Trauerspiel in einem Act 21,8

Felix MendelssohN'Bartholds.

Briefe an INoschcles und feine Frau, veröffentlicht von Felix INoschcles in London

Philipp zu Eulenburg in München.

Ein Blatt preußischer Politik vor hundert Iahren

Bibliographie... 274

Bibliographische Notizen 2?)

Alle auf den redactionellen Inhalt von „l'Zord und Süd^ bezüglichen öendungcn sind ohne Angabe eines personennaniens zu lichten an die Ncdaction von „I)ord und Süd" Berlin >V.,

v. d. Heydtstraße ^. Beilagen zu diesem Hefte

I>>runom. >r. Vikh» >" keixzig. (Die chriftliche wel>>

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von

Paul Lindau.

XI.IV. Band. ^ Februar 1888. — Heft

(Mi, einen, porirai, in üodirung: Alxhonse Vaudct.1

Lisi.

5ifi.

von

tz. Villinger.

— Karlsruhe. —

in Saale des Curhauses ertönte ein außergewöhnlich lebhafter Applaus, Blumen und Düten flogen auf das Podium, die ein ungefähr zehnjähriges Mädchen mit freudig leuchtenden Augen auflas und in ein Körbchen sammelte. Dann stand sie still, im rechten Arm das Körbchen, aus dein dann und wann eine Rose siel; die Linke stützte sie auf eine kleine 5äule, die mit Süßigkeiten und Blumen ganz beladen mar. Hinten am Flügel saß ein Mensch von dem Umfange eines Fallstaff und spielte die Einleitung zu der Arie aus Mozarts Figaro: O säume länger nicht! Tas Kind schaute ruhig und ernsthaft in den Zuschauerraum, aus dem ihm lauter lächelnde entzückte Mienen entgegen nickten; manchmal winkte auch jemand mit dem Taschentuch, oder ein kleiner rosiger Mund schickte ein laut schallendes Kußhändcheu.

Ohne Noten, fest und sicher, setzte die kleine Sängerin ein; Todesstille herrschte im Saale, niemand wagte sich zu räuspern; alles lanschte mit angehaltenen: Athem. Ohne von dem Sinn der Worte eine Ahnung zu haben, schmiegte sich der süße klagende Ton der silberreinen Kinderstimme wie von selbst Musik und Worten an. Die kleine Künstlerin schien keine Schmierigkeiten zu kennen; man glaubte dem Zwitschern eines Bogels zuzuhören, und ein kleines Mädchen fragte ganz laut mitten in die athcmlofe Stille hinein: „Mama, ist's eine Fee?"

Bon Zeit zu Zeit tauchte das ungemein gutmüthige, freudestrahlende Gesicht des Begleiters hinter den Noten auf und riß die andächtigen ZuHörer für einen Augenblick aus ihrer Versunkenheit. Ein neuer Blumenregen überschüttete die Kleine zum Schluß der Arie; sie konnte mit dem Einsammeln der Blumen kaum fertig werden. Einige fürstliche Damen ließen sich das Kind herunter holen, und es wurde geküßt und gehätschelt, was es müde, mit halb geschlossenen Augen über sich ergehen ließ. Jemand fragte die Kleine: „Was macht Dir denn Freude, Kind?" — „Blumen," lautete die leise Antwort. Dann kam der Fallstass-artige Mensch mit seinem glücklichen Vaterlächeln und zog das müde Kind mit sich fort. Unter der Thüre des Eoncertsaales stand die Mutter mit drei Knaben, die sich mit dem Blumenreichthum schleppten. Es waren nur wenig Schritte bis zur Wohnung, welche das Künstlerpaar inne hatte. Nach unablässigem Wechsel wegen des nächtlichen Kindergeschreies waren sie endlich bei einem alten, im Nuhestand lebenden Volksschullehrer gelandet, der mit seiner Ehehälfte zur Sommerszeit in einem Hinteren Stübchen hauste und die drei vorderen an Fremde vermiethete. Der Lärm schadete den alten Leuten nichts, denn sie waren halb taub. Die Mittelstube, deren Tapete vor lauter Heiligenbildern kaum zu erkennen war, diente den Mechern als Eß- und Wohnstnbe, nnd obwohl die alte Lehrersfran in Abwesenheit ihrer Gäste immerfort aufräumte, hatten ihre Bemühungen nie den geringsten Erfolg. Der gipserne Erzengel, welcher auf dem Ofen stand, war nun einmal dazu auserkoren, dem rothen Rembrcmdt der Künstlersgattin als Hutständer zu dienen, während das ausgestreckte Schwert des Engels dein Gatten höchst bequem für das Aufspießen sauberer und schmuviger Kragen erschien.

„Fifi, mein Engel," sagte die Mutter und warf ihre Mamille über den Tisch, „was darf ich Dir geben, bist Du hungrig, mein liebes Kind?"

Die Kleine, welche wie eine geknickte Blume in einem breiten Armsessel lag, schüttelte das Köpfchen.

„Ein wenig Eonfitür," drang die Mutter in sie und begann Fifi wie ein Vögelchen zu füttern. Der Gatte faß unterdessen am anderen Ende des Tisches, die Lehrersfrau hatte ihm ein mächtiges Stück Braten hingestellt, das er mit großem Appetit verzehrte. Von Zeit zu Zeit streckte ihm einer der Knaben, die sich an den Süßigkeiten verlustirten, den offenen Mund hin, und der Vater ließ ein Bratenstückchen drein versinken.

Dieses freundliche Familienbild wurde durch die Ankunft dreier Fremden gestört — das heißt, das Künstlerpaar war an dergleichen nacheoncertliche Besuche so gewöhnt, daß es sich überhaupt nicht stören ließ. Er riß sich nur die Kinderschürze, die er sich anstatt einer Serviette umgebunden hatte, vom Hals und begrüßte die Herren, welche er in seinem Leben nicht gesehen, wie alte Bekannte. Er stellte die Gattin vor, Madame Olivia Bergen — sie machte eine großartige Verbeugung, und der älteste Knabe holte Stühle herbei. Bergen überließ das Nestchen Braten seinen Löhnen, und Madame Olivia zerlegte eine Apfelsine, die sie den Herren mit der Würde einer Konigin anbot. Ter eine von ihnen mar ein Russe: man sah es ihm an, daß er sich höchlich ainüsirte über die «ünstlerwirthschaft; dem anderen, einem Engländer, sah man gar nichts an. Der dritte saß so viel wie möglich im Hintergrund und machte den Eindruck eines verlegenen Deutschen.

„Ich bin," sagte der Russe, „ein Verwandter der Fürstin, die sich ungemein für die kleine Künstlerin interessirt; sie wünschte das Kind bei sich aufzunehmen und es erziehen und ausbilden zu lassen. Vielleicht willigen Sie aus Rücksicht für die Zartheit der Kleinen ein, der das viele Singen auf die Dauer unmöglich zuträglich sein kann.

Die noch eben sorglos heitern Mienen der Eltern nahinen auf diese Worte hin einen Ausdruck tiefster Bestürzung an; wie auf Verabredung umdrängten die drei Knaben der Schwester Stuhl, sie mit großen ängstlichen Blicken anstarrend.

In diesem Augenblick erschien auf der Schwelle der dunklen Nebenstube die entzückende Gestalt eines kaum dreijährigen Burschen, nur von einem kurzen Nachthemdchen bekleidet. Den Finger iin Mund, schaute er mit schelmisch lachenden Augen unter einem Wald rothblonder Locken hervor. „Dodo," rief Madame Olivia, „dieser Herr will uns unsere Fifi nehmen!"

Ter kleine Kerl setzte seine drallen Veinchen in Bewegung und warf sich in lautes Schluchzen ausbrechend über den Schooß der Schwester hin, die er mit den Händchen fest umklammerte. Fifi streichelte den Lockenkopf. „Nein," sagte sie, „ich laß die Kinder nicht verhungern — sei ruhig, Dodo —"

Und nun lachte der Kleine lustig zu ihr auf, und die andern Buben lachten anch; sie setzten Dodo neben Fift in den Lehnstuhl und fütterten ihn mit Süßigkeiten, ohne Rücksicht für das Spitzenkleid der kleinen Sängerin.

„Sie haben noch mehr Kinder?" fragte der Russe.

„Da drin liegen sie noch massenhaft," erwiderte Bergen. „Äber Fifi ist unsere einzige Tochter," unterbrach ihn Madame Olivia, „sie ist das ei'k'smt lei-ridle — (damit meinte sie «K6,i> — der Familie, ohne das wir nicht leben möchten. Es giebt freilich Zeiten, da geht es etwas schmalproper bei uns her, allein dafür wird Fifi von einer Sphäre von Liebe getragen, wie ihr das bei Fremden nie werden kann —"

„Wir lassen die Fürstin unterthänig bitten," unterbrach hier Bergen die Worte der Gattin, „unserm Kinde auch fernerhin ihr geneigtes Wohlwollen zu schenken und bleiben dero ergebenster Diener Bergen nebst Gattin."

Der Russe erhob sich, er verneigte sich gegen die Eltern und richtete ein paar Abschiedsworte an Fifi, die sie dadurch erwiderte, daß sie leicht die Fingerspitzen nach ihm küßte. Jetzt räusperte sich der Engländer; er trug einen.karirten, fest unter dem Hals zugeknöpften Rock, zwischen den Händen hielt er eine karirte Mütze. Gesprochen hatte er noch kein Wort; nachdem der Russe gegangen war, wendete er den Oberkörper nach der Richtung hin, wo der Deutsche saß, ihm in einem befehlenden, schnarrenden Ton etwas durchaus Unverständliches zurufend. Sofort erhob sich der junge Mann, mit großer Schüchternheit näher tretend.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," begann er, „ich bin Mr. Greens Dolmetscher; Mr. Green spricht kein Wort Deutsch, versteht aber Alles; er hat eine hohe Wette eingegangen, ganz Europa zu bereisen, ohne eine andere Sprache als seine eigene zu sprechen. Sollte dies für den ersten Augenblick etwas absonderlich erscheinen, so füge ich hinzu, daß Mr. Green ein großer Wohlthäter der Armen, ein —"

Der Engländer fuhr auf seinem Stuhl herum, zog die Augenbrauen bis unter die über die Stirne gekämmten Haare und murmelte zwei Worte. Dieselben schienen dem Dolmetscher keine geringe Schwierigkeit zu bieten. „Mr. Green," stotterte er, ist ein Mann von schnellen Entschlüssen, er ist ein Mann von großer Willenskraft. Seine Absicht ist nämlich, Ihnen die Erklärung zu machen, daß, wenn auch nicht gleich, er doch für die Zukunft gewillt ist, mit Ihrer Erlaubniß um die Hand Ihrer jetzt noch unerwachsenen Tochter anzuhalten — Mr. Green —"

Allein dieser schien hiermit für den Abend genug gesagt zu haben, denn er machte eine energische Bewegung mit der Hand, was den Dolmetscher veranlaßte, sich so schnell wie möglich nach der Thürs zurück zu ziehen, nach deren Klinke er so lange suchte, bis ihm Bergen beisprang und hinaushalf. Hierauf wandte sich der Künstler an den Engländer:

„Die Ehre ist meinerseits groß, Mr. Green, ich stelle Ihnen hiermit einen Mann vor, der vielfach in seinen Berufswahlen gestört worden ist. Früh verpflichtete mich mein seliger Bater meine Jugend auf einein Comptoirstuhle abzusitzen, allein die bedeutenden musikalischen Anlagen zogen mich zur Bühne, wo ich die Welt durch meinen Tenor hinriß, bis ich meines Umfanges wegen jede Idee an ein Engagement aufgeben mußte. Ich bildete mich in Kurzem zu einem Fagotbläser ersten Ranges aus und würde heute noch blasen, wenn ich nicht das Unglück hätte durch eine chronische Herzverfettung daran gehindert zu werden. Als die Roth am größten war, riß uns das unvergleichliche Talent unserer Fifi aus der Tiefe der Verzweiflung. Seit zwei Jahren befinden wir uns auf der Kunstreise. Dies, Mr. Green, die Geschichte Ihres ergebensten Hofsängers a. D. Michael Bergen."

Madame Olivia hatte mit großer Ungeduld die Schlußworte ihres Gatten abgewartet und nahm nun mit der Miene einer sich geehrt fühlenden und doch wieder bestürzten Mutter das Wort:

„Geschätzter Mr. Grün —" „Green", unterbrach sie der Engländer, „Grün", wiederholte sie nachdrücklich, „auch in meinein Leben haben die Männer ein frühes Wort mitgesprochen; die Grausamen achteten so wenig den unsagbar drängenden Kunstdrang in mir, daß sie alles thaten, uin mich von dein Schritt auf die Bretter zurückzuhalten, welche die Welt bedeuten. Mein Lehrer hatte die Gewissenlosigkeit, mit mir nach kaum zurückgelegter Lehrzeit das Weite zu suchen; mein erster Auftritt auf einer Provinzialbühne wurde durch den dortigen Liebhaber gekreuzt; als ich mich später dem inneren Drange gemäß abermals der Bühne zuwenden wollte, kam Herr Bergen und heirathete mich. Ich bin die Künstlerin nicht geworden, die in mir steckte," schloß Madame Olivia mit einem tiefen Seufzer.

Mr. Green schaute sie mit einem Blick an, als wollte er sagen: Dafür hältst Du Dich wohl jetzt schadlos — hierauf glitt dieser Blick von der affectirten Mutter auf die zarte, edle Kindergestalt und in dem troöeuen Gesicht des Engländers bildete sich ein ängstlicher Zug.

„Fisi," sagte Madame Olivia, „willst Du Mr. Grün Heirathen?" „Ach nein," erwiderte das Kind, „ich bin zu müde." Sofort kniete die Mutter vor den Lehnstuhl und begann der Kleinen Schuhe und Strümpfe abzuziehen. Sie küßte die weißen Füßchen, die zun: Vorschein kamen, und wenn auch die Liebesmorte, die sie deni Kinde gab, wie ein Kauderwelsch verschiedener Sprachen klangen, die Blicke, mit denen sie begleitet wurden, waren echt. Aus der offenen Nebenthür ertönte jetzt energisches Kindergeschrei, um das sich aber niemand weiter kümmerte, als der älteste der Knaben, der etwa dreizehn Jahre zählen mochte. Er- nahm den schlafenden Dodo aus der Stuhlecke, hielt ihn der Mutter zu einem Kuß hin und trug ihn in die Nebenstube.

„Es ist Friedrich, der Sohn aus meiner ersten Ehe," flüsterte Bergen dem stummen Engländer zu, „meine Gattin nennt ihn Friede, denn er verliert nie den Kopf und bringt die ärgsten Schreier zur Nnhe. Seine Mutter war keine geniale Frau, trotzdem halte ich ihr Andenken in Ehren. Sehen Sie," unterbrach er sich, auf einen der beiden anderen Knaben deutend, der eifrig die übrig gebliebenen Süßigkeiten in eine Büchse sammelte, „das ist Tituschen, so zu sagen unsere Vorrathsknmmer, denn mir wären gewiß schon etliche Mal verhungert ohne den glücklichen Jnstinct dieses Kindes, das in guten Zeiten, was es an Lebensmitteln erreichen kann, still auf die Seite bringt, um in schlechten Zeiten damit hervorzutreten. Ja, wenn wir unsere Kinder nicht hätten!"

Fisi war inzwischen von der Mutter zu Bett gebracht worden und zwar in der hintersten Ecke der mittleren Stube, wo sie am ungestörtesten ruhte. Madame Olivia wandte sich dann mit der Lampe in der Hand und den Worten an Mr. Green:

„Sie müssen unsere Kleinen noch sehen."

Ein Nachtlicht brannte in der Nebenstubc, Friede lachte Milch aus einer Svirirusflamme. Dodo und nach ein anderer, nm ein Jahr älterer Knabe, schliefen bombenfest; rothwangig mit geballten Fäustchen lagen sie da, die Decke halb auf der Erde; im Bett nebenan ging's um so lauter zu; das Kleinste, kaum ein Jahr alt, schrie mit der ganzen Kraft einer urgesunden Lunge, neben ihm ein ungefähr zweijähriger Blondkopf, saß ausrecht und bemühte sich, des Brüderleins Stimme zu übertönen. Madame Olivia stellte die Lampe hin und hielt sich die 5)hren zu:

„Es ist entsetzlich, wenn sie so zusammen schreien, ich verliere immer gleich den Kopf, ist Friede nicht ein Ideal, Mr. Grün — sehen Sie blos, mit welcher Ruhe er die Milch kocht — als Gott ihn mir schenkte, weinte ich Freudethränen, denn er lag in meinen Armen wie ein vom Himmel gestiegener Gerubim."

Es war dies ein Satz, den Madame Olivia mit Porliebe im Munde führte, so oft von einem der minder die Rede war. Daß er auf Friede nicht paßte, störte sie nicht. Der tauchte eben den Finger in die Milch, um sie zu versuchen, füllte zwei Flaschen mit der Flüssigkeit und näherte sich damit dem Bette der Kleinen, deren Geschrei sofort verstummte. Noch stürzten zwar einzelne Thräncn über die runden Wangen, aber nichts kam dem Ausdruck wonniger Zufriedenheit gleich, mit der sie uun ihrer Beschäftigung oblagen. Titus und sein Zivillingsbruder hatten sich inzwischen ausgekleidet und sielen ihren Vater an, um, wie sie sagten, über's Gebirg in's Bett zu wandern. Bergen ließ sie geduldig an sich hinaus klettern und von seinen Schultern in's gemeinsame Lager springe». Mr. Green warf noch einen letzten Blick über das vor Gesundheit strotzende Kindervolk, verneigte sich gegen die Eltern, durchschritt auf den Zehspitzen die große Stube, um Fifi nicht zu wecken, und trat dann in die schöne, stille Sommernacht hinaus.

Mr. Green war sehr praktisch erzogen worden von seinen fünf ledigen Tanten; die Eltern hatte er fnih verloren. Trotzdem er erst zweiundzwanzig Jahre zählte, wußte er sich in jedem Lande und in jeder Lebenslage vollendet zu benehmen. Das Schweigen hatte er sich seinen redseligen Tanten gegenüber früh angewöhnt, und indem sie ihn mit Rathschlägen, Ermahnungen und Beherzigungen aller Art überschütteten, wandelte er mit gewissenhafter Ausdauer seinen eigenen Weg. Seit einem Johre reiste er, sich die Dinge und Menschen mit der unerschütterlichsten Ruhe anschauend, bis ihn die süße Kinderstimme znm ersten Mal in seinem Leben stutzig machte. Sie tönte ihm in das trockene Dasein hinein wie eine leise rührende Mahnnng an jene Seite des Lebens, die ihm bisher unbekannt geblieben war. Ein Gefühl der Sehnsucht regte sich in ihm und praktisch, wie er in allen Dingen war, faßte er sofort den Entschluß, sich des Gegenstcmdes, der diese neuen, schönen Gefühle in ihm wachrief, für die Tauer seines Lebens zu sichern. Er hatte sich überzeugt, daß es schwer hielt, Fifi von den Eltern zu trennen, allein Gesundheit und Charakter de? «indes verlangten dies ausdrücklich. Jetzt war sie noch ein Engel an Unschuld, ein zartes unbefangenes Kind, aber wie lange konnte es dauern, bis der Mutter verderblicher Einfluß aus dein Kinde »mchte, was sie selber war! Mr. Green war entschlossen, Fifi zu retten! sie sollte bei einer seiner Tanten auf dein Lande untergebracht und mit Beefsteaks, Turnen und kalten Douclien zu einem schönen Mädchen herangezogen werden. Er sah sie schon groß, mit leuchtenden Gesichtsfarben aus der getäfelten Eßstube seiner Tante Kitty treten, wenn er kam, um die Braut zu begrüßen, und dieses schöne Bild erfüllte ihn mit einer ruhigen Gcnugthuung.

Im Gasthaus erwattete ihn sein Dolmetscher, und die Herren setzten sich zum Speisen nieder. Sie boten keinen geringen Gegensatz sowohl in Haltung als Benehmen; alles an Mr. Green drückte ein Durchdrungensein von der behaglichen Empfindung aus: ich habe ein Recht mich selbst zu behaupten. Ter Dolmetscher hingegen stellte die menschgcwordene Entschuldigungsbitte ob seiner eigenen Existenz dar. Die spitzigen Ellenbogen waren ihm wie an die Seiten gewachsen, brachte er sie einmal in die Höhe, geschah's nur, um irgend eine Ungeschicktheit zu begehen. Mr. Green machte seine Bekanntschaft in dem Hause einer englischen Familie, bei der der junge Doctor eben als Erzieher des einzigen Sohnes eingetroffen war. Der schüchterne, unbeholfene Mensch machte den ungünstigsten Eindruck, und der Engländer, der sich gerade auf der Suche nach einem gebildeten jungen Mann befand, ivurde binnen Kurzem mit dem Doctor einig. Für diesen war es ein großes Glück, gleich eine Stelle zu finden, da er mit den Studien auch all' seine Mittel erschöpft hatte; daß die Ansprüche, welche Mr. Green an ihn stellte, so wenig anstrengender Natur waren, durfte dein jungen Mann um so willkommener sein, da dessen armseliger Körper Zeit seines Lebens zu einer kläglichen Nebenrolle verurtheilt gewesen war. Für später wollte ihm Mr. Green einer Erzieherstelle in England vermitteln. Als Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle ließ er den Doctor die Geringschätzung, die ihm dessen linkisches Benehmen einflößte, niemals empfinden; er schloß nur von ihm auf ganz Teutschland und schrieb an seine Tanten:

„Es ist eine Nation ohne Selbstbewußtsein und Stolz; welche haben so viel gelernt, daß sie über alles reden können wie ein Buch, verschütten aber bei Tisch die Saucen, und anstatt daß sie sich mit Stolz als Deutsche bekennen, scheinen sie vielmehr eine gewisse Verlegenheit darüber zu empfinde», nicht Franzose oder Engländer zu sein."

Fifi mußte am folgenden Abend abermals im Cursaal singen, zn welchem Zweck ihr die russische Fürstin ein neues, noch schöneres Kleidchen als das vorige sandte. Ailch der Blumenregen übertraf alles bisher Dagewesene. Mr. Green, der einen ganzen Korb voll geliefert hatte, verfügte sich des Abends zu dem Künstlerpaar, das ihn ivie einen alten Freund aufnahm. Da er sah, wie sich Fifi, die sich weniger müde als am vergangenen Abend zu fühlen schien, mit dein Unterbringen ihrer Blumen beschäftigte, schickte er den Doctor mit dem Auftrage sott, herbei zu schaffen, was er an Vasen und Glaskörbchen aufzutreiben vermöge. Alsdann gab's ein großes Fest für die Kleinen, alle wollten helfen, auch die, welche schon in den Betten lagen, kamen zun? Vorschein. Immer von Neuem mußte die Lehrersfrau die Wasserflasche füllen und immer bedenklicher wurde ihr Gesicht beim Anblick der tropfenden Blumen, die Boden, Tische und Stühle überschwemmten. Aber so lebhaft es herging, so täppisch sich oft die Jüngsten geberdeten, Fifis zarte Stimme hielt sie alle im Zaum; jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt, nie siel ein hartes oder unwirsches Wort ihr gegenüber, und gab's zwischen den Brüdern Zwist, so genügte ein Blick der Schwester, um Nuhe herzustellen. Madame Olivia schaukelte sich anmuthig auf den zwei Hinteren Beinen ihres Stuhles, sich am Arme des neben ihr sitzenden Gatten festhaltend, so oft sie Gefahr lief, hintenüber zu fallen. Sie sprach unaufhörlich, machte die Herren mit Einzelheiten ihres wenig erquicklichen Lebenswandels bekannt und schwelgte in Fremdwörtern. Mr. Green, der unbeweglich wie ein Bild von Stein unter der lauten Gesellschaft saß, überkam wieder eine Angst um die reine Natur des Kindes; er wandte sich, unbekümmert um Madame Olivias Geschwätz, mit ein paar eindringlichen Worten an den Doctor, der sich sofort bereit zeigte, Mr. Greens Aufforderung nachzukommen; „Mr. Green," Hub er an, „läßt Ihnen durch mich eröffnen, da« er mit Ihrer Erlaubniß seine zukünftige Braut zu seinen Tanten nach England bringen möchte, respective würde eine der Tanten kommen und Fifi abholen. Mr. Green ist der Ansicht, daß des Kindes Zartheit ein ruhiges regelmäßiges Leben erfordere, und ist gewillt, den Eltern eine Summe zur Erziehung der anderen Binder zu hinterlegen. Mr. Green fügt hinzu, daß e-5 Pflicht der Eltern sei, für das Wohl ihrer Kinder einzustehen. Es ist unter allen Umständen Mr. Greens Meinung — daß — kurz, daß für gewöhnlich die Eltern für die Kinder forgten und nicht umgekehrt."

Die Stille, welche auf diese Worte folgte, beengte sogar Mr. Green. Madame Olivia vergaß zum ersten Mal an sich selbst zn denken, uuc> öffnete mit Natürlichkeit den Mund, erst den Dolmetscher, dann den Engländer anstarrend. Er, Bergen, knickte förmlich zusammen: „Ein Unstern waltet über mir," keuchte er, „was hnb' ich Ihnen gethcm. daß Sie mich an mein grenzenloses Elend erinnern!"

Fifi war aufmerksam geworden; in jeder Hand ein paar Blumen trat sie in den Kreis der Großen, eines nach dem andern fragend anblickend. Als sie ihren Vater ächzen hörte, ging sie auf ihn zu und setzte sich auf feine Knie, das Köpfchen zärtlich gegen seine Brust lehnend.

„Liebling," rief Madame Olivia und warf sich zu des Kindes Füßen, „Mr. Grün meint, es sei nicht recht, daß Du für uns singst, es reibe Tich auf — Du möchtest mit ihm kommen, meint er —"

Fifi richtete ihr großes Auge strafend auf den Engländer und schaute ihn so eine ganze Weile unverwandt an, dann sagte sie: „Was soll aus den Kindern werden, wenn ich nicht mehr singe?"

„Er fagte, er wolle für Deine Brüder sorgen," flüsterte Bergen über Fifis Haupt hin. Eine leise Rothe färbte das feine Gesichtchen: „So gut wie ich kann er's gewiß nicht, niemand kann's" — erklärte sie, hierauf sprang sie mit dem Ausruf von des Vaters Schooß: „Dodo, Du wirfst mir meine Blumen untereinander —"

Und unbekümmert um das, was ferner geredet wurde, versenkte sie sich ganz in ihre Lieblingsbeschäftigung. Madame Olivia aber schaukelte sich wieder in alter Sorglosigkeit auf ihren zwei Stuhlbeinen, und Bergens Miene brachte niemanden auf den Gedanken, daß er ein Elend mit sich herumtrage. Mr. Green hatte abermals ein paar Worte an seinen Dolmetscher gerichtet und dieser entledigte sich diesmal seiner Aufgabe niit großer Bereitwilligkeit, handelte es sich doch um eine Sache, die ihn längst interessirte. Ohne zu beschönigen, stellte er die Eltern ob ihrer Sorglosigkeit in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder zur Rede; er richtete die Frage an sie, was eigentlich aus den kleinen Burschen einmal werden solle, wenn sie einstens ohne genügende Schulkenntnisse an die Wahl eines Berufes denken müßten? Weder Herr noch Frau Bergen waren im Stande hierauf eine befriedigende Antwort zu geben, gcberdeteu sich aber unendlich dankbar und glücklich als sie von Mr. Greens Absicht erfuhren, die Kinder durch den Doctor unterrichten zu lassen.

Es war nicht allein die Sorge um die Zukunft seiner kleinen Schwäger, welche Mr. Green veranlaßte, diesen Schritt zu thun. Er hoffte durch die Unterrichtsstunden, denen er beiwohnte, nach und nach FisiS Zutrauen zu gewinnen, so daß sie schließlich doch einwilligte, seinem Wunsch zu folgen. Mit jedem Tag wuchs die Sehnsucht in ihm, die ideale Gestalt des Kindes vor dem Schicksal des Sinkens zu bewahren, und mit diesem Wunsch wuchs gleichzeitig eine immer lebhaftere Abneigung gegen Madame Olivia. Was die Unterrichtsstunden anbelangte, so hatten diese einen durchaus eigenlhümlichen Charakter, gegen den weder die Pedanterie des Doctors, »och die Energie des Engländers etwas auszurichten vermochten. Es wurde schließlich ignorirt, wenn die Kinder, statt an dein Tisch zu sitzen, darauf saßen oder lagen; ebenso wenn es Dodo beliebte, an Mr. Greens Rücken emvorzuklettern, um über dessen Schulter den Unterricht mit anzusehen. Gewisse Dinge aber gingen bei Mr. Green nicht durch: so zum Beispiel, wenn Friede seine Stunde mit dem Jüngsten auf dem Arme nehmen sollte, wahrend Madame Olivia auf dem Sopha lag und einen Roman las. Der Engländer pflegte das Kind dann mit großer Vorsicht hinten beim Nöckchen zu nehmen, und es so über den Tisch hinüber der Mutter in den Schoofz spazieren zu lassen. Eine unbedingte Verehrung für den zukünftigen Schwiegersohn machte Madame Olivia gegen seine Eingriffe unempfindlich. War endlich alles Störende in Gestalt des Kleinsten und der anderen sieben Sachen, welche auf dem Tisch hernmlagen, und von Mr. Green nur nnt dein Stöckchen berührt wurden, glücklich auf die Seite geschafft, so nahm der Unterricht seinen Anfang. Der linkische Dolmetscher entpuppte sich als ein wahrhaft tüchtiger Lehrer, der es vortrefflich verstand, das kleine, unruhige Volk zur Aufmerksamkeit zu zwingen; Mr. Green war erstaunt über die lebhaften Aeußerungen von Begeisterung, Unwille und Abscheu, die den Kindern entfuhren, gab ihnen der Lehrer zum Schluß der Stunde eine edle oder schlechte That aus der Geschichte zum Besten. Er sprach sich darüber gegen den Doctor aus, den er jetzt erst, feit er seinem Unterrichten beigewohnt, für einen Menschen hielt, mit dem sich möglicherweise dann und wann eine Meinung austauschen ließ.

„Diesen Kindern," sagte der junge Mann, „fehlt nichts als Erziehung; begabt, begeisterungsfähig, warmherzig, ohne Falsch, sind es reine Naturprodukte, in einer Atmosphäre von Liebe aufgewachsen, was ihnen bis jetzt das Zuträglichste war. Später macht sie Nntüchtigkeit zu irgend welcher Arbeit entweder zu Schwächlingen, wie der Alte einer ist, oder ist ihr Begehrnngsvermögen schärfer entwickelt, zu Verbrechern. Hier fände sich ein schönes Material für den Pädagogen und wenn es Ihre Absicht ist, aus diesen sieben gesunden lebensfrischen Burschen tüchtige Weltbürger zu machen, so hätte das unmündige Elternpaar seine Vorsehung gefunden, Sie aber, Mr. Green —" Der Engländer steckte plötzlich die Hände in die Tasche, und rannte wie besessen über den Marktplatz des Badeortes; er war für seine Würde besorgt wie ein Fürst: persönliche Anspielungen oder gar Belobungen, wie sie der Doctor mit Vorliebe im Munde sührte, paßten sür Kinder und nicht für ihn. Mit großer Mühe suchte der Dolmetscher mit seiner zusammengedrückten Brust und den ungeschickten Beinen an des hochgewachsenen Mannes Seite zu bleiben.

„Ich habe, Mr. Green, von frühester Jugend Kinder unterrichtet und Gelegenheit gehabt, die verschiedenartigsten kennen zu lernen und zu beobachten, aber nie ist mir eine Erscheinung vorgekommen, Mr. Green, wie die Fifis, welche ich weit über ihre Jahre geistig entwickelt nennen möchte, obwohl sie weder lesen noch schreiben gelernt, sich sogar ausdrücklich weigert, an den Stunden der Brüder theilzunehmcu. Gewiß haben Sie, M. Green, so gut wie ich bemerkt, welch ein schlnsriges, durchaus mattes Wesen die Kleine den Tag über zur Schau trägt, um des Abends plötzlich zu einem doppelten Leben zu erwachen. Je näher die Stunde kommt, in der sie ihre Aufgaben erwartet, desto fanatischer glänzen ihre Augen, desto lebhafter röthen sich ihre Wangen; der ganze kleine Körper scheint durchglüht von dem Bewußtsein einer hohen Aufgabe, und ist diese gelöst, erschöpft sich das krankhaft erregte Gemüth des Kindes mit seiner lebten Kraft in der beinah unheimlichen Leidenschaft für Blumen. Ist es nicht, als habe sich alle Ueberschwenglichkeit der Eltern in diese zarte Knospe geflüchtet, während die anderen Kinder sich einer vollkommenen geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen? Ich habe ihr genau die Uebel beschrieben, welche daraus entstehen, wenn Kinder nichts lernen wollen. Haben Sie gehört, was sie mir darauf erwiderte? ‚Tas ist Alles nicht traurig, es wäre nur traurig, wenn ich nicht mehr singen könnte/"

„O," sagte der Engländer, „ich habe es schon mit ganz anderen Tingen aufgenommen, als mit einem Kinderkopf."

Während nun der Toctor bald ganz in der Freude über seine begabten Zöglinge schwelgte, gereichten auch dem Engländer die Stunden in dem Künstlerheim mehr und mehr zum Vergnügen. Er sah mit Staunen, wie sich die genialen Kindcrnaturen dem pedantischen, aber wohlwollenden Lehrer unterordneten; er begann sich für ihre Eharaktereigenschaften zu interessiren, ließ ihnen englische Anzüge machen und rannte mit ihnen spazieren.

Eines Morgens beim Frühstück theilte er dein Doctor seinen Plan mit, Fifi den Eltern zu rauben, da er sonst keine Möglichkeit fände, das Kind vor einer unglücklichen Zukunft zu bewahren. Er stieß aber bei seinem Dolmetscher auf keinen geringen Widerstand. Der sonst so bescheidene, sich in alles fügende Mensch kehrte plötzlich eine Festigkeit heraus, die der Engländer nie bei ihm vermuthet hätte; er war der Ansicht, daß der Nanb eines Kindes eine ungesetzliche That sei, die nichts beschönige, nicht einmal der Portheil, der dein Kinde daraus entstehe.

Mr. Green zerlegte während der Rede des Doctors mit großer Ruhe seine Hammelscotelette und verspeiste sie, hierauf rührte er seinen Thee um, nahm einen Schluck und sagte zwischen diesem und dem zweiten: „Ich werde meinen Willen durchsetzen, wenn auch nicht auf diesem Wege; wetten mir einige hundert Pfund."

Der Toctor erklärte, daß er nichts zu verwetten habe, was den Engländer zu dem großmüthigen Anerbieten veranlaßt«: „Verlieren Sie, genügt inir Ihre Erklärung, daß ich Recht gehabt; verliere ich, zahle ich Ihnen die Summe aus."

Eben mit neuen Plänen für fein Unternehmen beschäftigt, erhielt Mr. Green ein Telegramm, das ihn schleunigst nach England an das Todtenbett seiner Tante Mab rief. Der Toctor sollte zurückbleiben und sortfahren die Kinder zu unterrichten. Mr. Green übergab ihm seine Adresse und fügte eine Summe Geldes für etwaige Verlegenheiten der Familie hinzu; in längstens drei Monaten gedachte er zurück zn sein. Der Doctor, der sich zum ersten Mal im Besitze einer ansehnlichen Summe sah, kämpfte mit schlaflosen Nächten als Hüter derselben.

Was das Künstlerpaar anbelangte, so glaubte dieses das Mögliches geleistet zu haben, indem es vier Wochen an demselben Orte ausgehalten. Auch mar nicht nur Mr. Green, sondern auch die russische Fürstin, welche Fisi mit Anzügen und die Kinder mit Süßigkeiten versorgt, abgereist. Ein Badeort in der Schweiz wurde zum Aufenthalt erwählt, und der Doctor, der Fisi sehr elend anssehend fand, hoffte von der höheren Luft Stärkung ihrer Gesundheit. Mit dem Herannahen der Abreise erschien ein Heer von Rechnungen in der Künstlerwohnung; anch ein Gläubiger des vorigen Aufenthaltes kam mit nicht unbedeutenden Forderungen. Es stellte sich heraus, daß von der reichlichen Einnahme der letzten Wochen nichts erübrigt worden war, und der Doctor griff in den ihm anvertrauten Beutel. Er erschrak über das Loch, den dieser Griff zurückließ, und als nun noch die Reisekosten der ganzen Familie dazu kamen, verlor der junge Mann, der sich niemals mit großen Ausgaben abgegeben hatte, vollends den Kopf. Er machte den Eltern bescheidene Vorstellungen, daß es nicht in dieser Weise weiter gehen könne, er stotterte etwas von grenzenloser Verlegenheit, in die man durch Mangel an wirthschaftlicher Ordnung gerathe, allein obgleich das Künstlerpaar den Lehrer der Kinder mit liebenswürdiger Geduld ausreden ließ, der Eindruck seiner Worte war nur ein geringer.

Für die ersten Wochen fand sich in dem kleinen Städchen wirklich ein begeistertes Publikum, das immer wieder kam, und von dem Gesang und der eigenen Anmuth des Kindes hingerissen, nicht müde wurde, Blumen und Süßigkeiten zu spenden. Allein keine russische Fürstin versorgte mehr die kleine Mnstlerin mit Spitzenkleidchen und mehr und mehr verrieth die Erscheinung des Kindes einen Mangel an Ordnung und gutem Geschmack. Anch bemerkte der Doctor mit Schrecken, daß Fifis Stimme zuweilen wie verschleiert klang, und ihr die hohen Töne eine merkliche Anstrengung verursachte». Er wollte die Eltern darauf aufmerksam machen, allein diesen klang die Stimme des Lieblings ganz so hell wie früher, und da Fisi auf ihre Frage, ob sie das Singen anstrenge, mit einem entschiedenen nein antwortete, so lächelten sie über die besorgte Miene des Doctors. Der junge Mann befand sich in einer verzweifelten Lage. Er konnte das leichtsinnige Thun und Treiben seiner Umgebung nicht gut heißen, hatte aber die Energie nicht, sich dagegen aufzulehnen. Bergens überschütteten

ihn niit Aufmerksamkeiten; Geschenke der theuersten und unpraktischsten Art bauten sich in seiner Stube auf. In der Weise, wie sie ihm überreicht wurden, verrieth Madame Olivia eine wahrhaft liebenswürdige Phantasie. Bald war es Fisi, die ihn beim Frühstück überraschte; mit der Anmuth einer Fee brachte sie ihm die Gabe der Eltern dar, Verse, welche die Mutter gedichtet, durch die Lieblichkeit ihrer Stimme veredelnd. Oder es war Todo, den er die Treppe heraufstampfen hörte, und der dann mit einem Teller schwerer Trauben beladen über seine Schwelle fiel oder stolperte, Ranken im lockigen Haar. Verfügte sich der Doctor, nachdem die Kinder ilm verlassen, in Heller Wuth in's Familienzimmer, um die Eltern ob all' der Nebertriebenheiten ohne Sinn und Verstand zur Rede zu stellen, ließ ihn gewöhnlich seine Entrüstung im Stich Angesichts dieser sorglos freundlichen Menschen.

Der Fremdenverkehr in dem Badestädtchen war ein zu geringer, als daß die Concerte ans die Dauer einen gleich lebhaften Besuch erfahren Kütten. Ein neuer Ortswechsel erfolgte, nachdem der Doctor unter einem Berg von Rechnungen auch die für seine kostbaren Geschenke entdeckt und bezahlt.

Als die Blätter Fifis Ruhm in dem neuen lebhaft besuchten Badeorte ausposaunt hatten und sie zum ersten Mal in dem von eleganter Welt strotzenden Eursaale stand, erschrak der arme Doctor bjs in's Innerste seiner Seele ob der wenig vortheilhaften Erscheinung des Kindes. Madame Olioia hatte die holde Gestalt durch ein Uebermaß von Schleifen verunziert, deren grelles Roth die geisterhafte Blässe des schmalen Gesichtes um so schärfer hervortreten ließ. Ihr Gesang erweckte nicht mehr Thräncn der Bewunderung, sondern Thränen des Mitleids, und so flogen zum Schluß des Eoncertcs dem Kinde ein paar Blumensträuße lautlos zu Füßen. Der Director des Eurhauses aber bedeutete dein Doctor, daß die Stimme des Kindes für den Cnrfaal nicht ausreiche, ein ferneres Auftreten daher nicht statt haben könne.

In welcher Angst, in welch' stotternden Lauten suchte der Doctor den Eltern die Trauerbotschaft zu überbringen! Allein der Eindruck seiner Worte war ein ganz anderer als er erwartet; blind sür FifiS Verwandlung, wandte sich die ganze Wuth der Eltern gegen das kunstunverständige Badepublikum, und ihre Kränkung machte sich in der Verachtung Luft, die sie für die künstlerisch ungebildeten Menschen empfanden. Schlaflos wälzte sich der Doctor die darauf folgende Nacht auf seinem Lager. Die Summe, welche ihm Mr. Green gegeben, und die ihm so groß erschienen, schmolz mit erschreckender Schnelligkeit dahin; brachte FifiS Gesaug nichts mehr ein, so wußte er nicht, was aus der Familie werden sollte bis zu Mr. Greene Rückkehr — und falls er nichts von sich hören ließe — hieß es in des Doctors Innern, was dann? Mußte er nicht mit zu Grunde gehen, da ihm die Kinder nn's Herz gewachsen waren wie eigene, und er keine rubige Stunde in dem Bewußtsein gehabt hätte, sie einem jammervollen Schicksal zu überlassen.

Als der Doctor am Morgen erwachte, ertönte aus den Räumen seiner Schützlinge ein so grenzenloser Jubel, ein so markerschütterndes Freudegeschrei, daß des jungen Mannes erster Gedanken war: Mr. Green ist da! Schnell fuhr er in die Kleider und hinüber. Im Mittelzimmer tanzten die Buben wie von Sinnen zwischen Tischen und Stühlen herum und

rannteil nun alle mit einander dein Toctor entgegen, ihn umschlingend, cni ihm hinauf strebend. Bergen aber kam mit ausgestreckten Annen ails der Ncbenstnbe und verkündete niit einer Stimme und mit einem Gesicht, als ob sich so etwas nur alle hundert Jahre zutrage, daß ihm der Himmel den achten Sohn geschenkt. Erst knickte der Toctor wie von einem schweren Schlag getroffen in die Kniee, dann aber blieb ihm nichts Anderes übrig als zu lachen, womit er in die Arme des glücklichen Vaters sank. Der zog ihn in die Nebenstube, Ivo Madame Olivin, eine liebliche Schwäche zur Schau tragend, lag, das Neugeborene in den Armen, das sie dein Toctor mit den Worten hinreichte: „Ist's nicht der reine Gerubim?"

Des DoctorS Bemühungen gelang es, in einer Eoncerthalle zweiten langes für Fifi Aufnahme zu finden, denn sie bestand darauf zu singen. Er selber raunte herum und bot sich zum Stundengeben an. Einige Eltern waren glücklicherweise gleich bereit, den höchst gewissenhaft aussehenden Menschen ihre Kinder für ein paar Stunden des Tages anzuvertrauen, froh, sie so lange los zu seiti. Sank dem Toctor der Muth ob der vielen Pflichten, die er sich aufgebürdet, so richtete er sich an Friedes Beispiel auf, der unverdrossen sein Tagewerk that, die Kinder besorgte, mit Eifer lernte, alle Aufträge gewissenhaft erledigte, und wenn endlich jeder ruhte, des Nachts alle zwei Stunden aufstand, dem schreienden Neugeborenen Milch kochte nnd ihn herum trug, dazu mit Heller Stimme die oft gehörten Arien Fifis singend, denen er den Text seiner zuletzt gelernten Lectionen unterlegte. Nnd dieses nächtliche Eoncert beruhigte nicht nur den Säugling, sondern auch de? Doctoro aufgeregte Lebensgeister, so daß er jeden Morgen mit frischem Muth an seine undankbare Arbeit ging.

Das Volk lauschte jetzt auf Fifis Gesang, und die Silber- und Goldstücke, welche sonst die Kasse gefüllt, verwandelten sich in Kupfer. Die guten Leute, fo erfreut sie sich über des Kindes Gesang und dessen Erscheinung zeigten, sie spendeten keine Blnmen. Als der Toctor sah, wie Fifis Augen immer größer und schmerzlicher wurden, wie sie nach jedem Lied wie suchend umherflogen und sich schließlich mit Thräncn füllten, lief er schnell fort und kehrte nach wenigen Minuten mit einem Strauß wieder, den er dem Kinde in der nächsten Panse zuwarf. Im folgenden Eoncert that er'? wieder, und da flog auch ein zweiter Strauß zn Fisio /Ninen.

Allabendlich nun flogen die beiden Sträuße und allabendlich nahmen die Zuschauer mählig und mählig ab. Erst machte sich Mangel in dem Familienkreise fühlbar, dann kam die Roth. Des DoctorS Stundengelder reichten knapp zur Ernährung der Kleinsten, die ganze, ihm anvertraute Smnme war dahin. Er überwand das Gefühl der Scham, in so kurzer Zeit damit fertig geworden zu seiu und schrieb einen langen Brief an Mr. Green, ihm die mit jedem Tag trostloser werdende Lage der Familie schildernd.

Es ging nun etwas stiller her in dein sonst so fröhlichen Kreis; das Abendbrot blieb entweder ans oder erschien in so magerer Weise, daß an sattwerden nicht zu denken war. Madame Olivia flickte die Kleider ihrer Kinder und hungerte mit Heroismus, indem sie Fifi ihren Antheil zuschob, die ihn wieder unter die Kleinen austheilte. Bergen stieß von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus, faud aber trotzdem immer noch Mittel und Wege, in Begeisterung auszubrechen, so über Titus, der au einem besonders traurigen Abend plötzlich mit ernsthafter Miene seine Blechbüchse voll hart gewordener Leckerbissen auf den Tisch leerte, damit eine wahre Festtagslaune hervorrufend. Ein anderes Mal war es Dodo, der die hungrige Familie damit ergötzte, daß er unter der Thüre der Schlafstube erschien, Madame Olivias sehr herabgekommenen Rembrandt mit der ganzen Kraft feiner kleinen Fäuste auf den Lockenkopf drückend, an der entzückenden Kindergestalt hingen die unwesentlichen Ueberreste eines ehemaligen Nnchthemdchens.

Es geschah auch, daß der Doctor sich einmal ein Herz faßte und Bergen den Vorschlag machte, Musikstunden zu geben. Tagegen aber erhob Madame Olivia ein großes Wehgeschrei.

„Soll mein Gatte ersticken," schluchzte sie den Doctor an, „haben Sie kein Herz für Atheinnoth, der Sie sonst so viel Herz haben! Sehen Sie nicht die Flecken an seiner Weste und seinem Rocke, kann ein Mann wie Michael Bergen so unter Menschen gehen?"

„Gegen Flecken soll's verschiedene Mittel geben," wagte der Doctor zu erinnern, und Bergen klopfte ihm wie immer wohlwollend auf die Schulter und erklärte, er wolle sich den Fall überlegen.

Eines Abends sang Fifi mit tonloser Stimme und eingefallenen Wengen ihre Arien vor einigen wenigen Menschen; der Doctor war zu Hause geblieben; er konnte den Jammer nicht mehr mit ansehen. Da trat Bergen, sein Kind in den Armen, schluchzend und schnaufend in die Stube der Seinen. — „Sie hat," stammelte er und reichte das bewußtlose Kind der aufschreienden Mutter hin, „sie hat keine Blumen bekommen, das brach ihr das Herz." —

Der Doctor rannte nach dem Arzt; als dieser kam, stürzte ihm Madame Olivia völlig aufgelöst entgegen, beinah schreiend die Worte hervorstoßend:

„Retten Sie inein Kind, mein einziges Kind!" Der Arzt fragte mit einem Blick auf das zarte engelhafte Wesen, an dessen Lager er geführt wurde, warum man ihn nicht längst gerufen.

„Längst," rief die unglückliche Mutter, „daS Kind ist ja erst heute Abend krank geworden, es war bisher kerngesund — es hat vor einer Stunde noch im Eoncert gesungen!" —

Der Arzt schaute ganz erstaunt drein.
„Gesungen — bis jetzt —"

„Alle zwei Abende," bestätigte Bergen, „seit wir hier sind — es werden vier Wochen."

„Geben Sie dem Kind Champagner," verordnete der Arzt, „morgen früh komme ich wieder."

Der Doctor begleitete ihn hinaus.

„Es ist Gefahr?" stotterte er.

„Gefahr?" wiederholte der Arzt, „das Kind hat die Schwindsucht im höchsten Grad, daß das niemand bemerkt haben soll —

„Mein Gott," sagte der Doctor, während ihm die Thränen aus den Augen stürzten, „ich hatte den Kopf fo voller Sorgen — die blinde Zuversicht der Eltern lullte mich ein, und das Kind klagte nie."

Er eilte in die Nacht hinaus, um ein Telegramm an Mr. Green zu senden. Auch Madame Olivia schrieb an den fernen Freund, ohne es jedoch für nöthig zu finden, sich nach dessen Adresse zu erkundigen; sie sandte ihren Brief an Mr. Grün in England, vormals im Bade 5., und dies veranlaßt« die Post, das Schreiben direct nach dem Badeort zu senden, wo Mr. Green gerade eintraf, nm den vertierten unordentlichen Brief in Empfang zu nehmen. Des Doctors Nachrichten hatten ihn nicht mehr in England getroffen.

„Euer Wohlgeboren, theuerster Mister Grün," lauteten Madame Olivias Worte.

„In der Noth meines Herzens mit dein Schrei einer getroffenen Mutter wende ich mich an den fernen Freund. Wen die Götter lieben, dem schenken sie einen Freund, an dessen Trost und Güte man sich aufrichte in der Stnnde der Gefahr. Es ist Ebbe eingetreten in dem Meere unseres Lebens, eine harte Prise hat uns auf eine wüste Sandbank geworfen, wo Raben nisten statt Menschen, die schwarzen Herzens und regungslos dein Gesang unseres Lieblings lauschen und oh, keine Blumen werfen! Dieser Engel in Menschengestalt, der von uns Allen heiß gelieble Doctor, warf von seinem schwerverdicnten Geld allabendlich ein Sträußchen so wie ich, die ich das nicht unterlassen konnte. Aber ol>, Mr. Grün, der Frauen Loos ist vor allem kläglich schlecht auf Erden, es kam ein Abend, da lag mein Herz in wildem Mutterstreite, indem die Kleinen nach Milch schrieen und so gewaltiger Jammer mein Herz erweichte, daß ich die letzte» Groschen für sie hingab und damit die Möglichkeit, unserer angebeteten Fifi ein Strüußchen zu werfen. Da ging die Thür weit ans und mein Michael, der geliebte Gatte meines Herzens, erschien, das leblose Kind in den Annen mit gebrochenem Herzen. Still liegt sie in ihrem Bettchen, es schluchzt der arme Mann im Schlaf, von Zeit zu Zeit erscheint der Doctor, dieser Engel in Menschengestalt in Strümpfen und beugt sich

über das holde Kind. Mit kräftigen, stärkenden Mitteln zum Beispiel wie der Arzt sagt, mit Schampagner wäre ihr bald geholfen, allein eö weigern sich die Menschen, wo wir auch anfragen, uns eine Summe zu leihen.

So helfen Sie uns, seien Sie unser Netter in der Noth, hören Sie den Schrei eines Mutterhcrzens und Gott segne Ihre sämmtlichen Absichten und Verwandten. Ich selbst aber bin in ernsten Studien begriffen, um anstatt unserer armen Fifi, die vorläufig nicht singen soll und um uns vor dem Hungertods zu bewahren, einen öffentlicheil Vortrag über die Würde der Frauen im Concertsaale zu halten.

Indem ich Sie nochmals im Namen Fifis und ihrer hungrigen Brüder, zu denen sich ein achter Gcrubim gesellt, der den Namen Euer Wohlgevoren tragen soll und den ich nicht kenne.

Ihre gebrochene

Olivia."

Das erste, was Mr. Green that, nachdem er diesen Brief gelesen, war, sich in einen Wagen zu werfen, der ihn vor eine gut beleumundete Knabenerziehungsanstalt brachte, wo er sich in Zeit von fünf Minuten mit dein Director dahin verständigte, daß dieser vier der Bergen'schen «naben zur Erziehung nehmen und daß die anderen mit ihrem sechsten Jahr bei ihm eintreten sollten. Auch für den Doctor fand sich eine Stelle in dem Hause, indem der Direktor sich gerade mit der Anstellnng eines neuen Lehrers trug, und von Mr. Greens kurzer, aber energischer Empfehlung beeinflußt, sich bereit erklärte, es mit dessen Schützling zu versuchen. Hierauf verfügte sich Mr. Green mit einem Dolmetscher zu dem alten Lehrerpaare, wo vormals Bergens gewohnt, und machte hier einen festen Preis aus für Kost und Wohnung des Künstlerpaares, sowie der jüngeren Kinder.

Im Laufe des anderen Morgens trat er, den Arm voll der schönsten Nosen, in der Behausung des Künstlerpaares ein. Er fand die ganze Familie um das Krankenbett des Lieblings versammelt; der Säugling ruhte etwas abseits in Madame Olivias rothem Nembrandt, den Friede zuweilen geräuschlos über den Tisch schob. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte beim Anblick des Freundes; er konnte keinen Schritt weiter thu», so hingen sich die großen und kleinen Burschen an ihn.

„Nun wird sie gesunden," schluchzte Madame Olivia, „o, nun lächelt sie wieder —"

Mr. Green stand und schaute verblüfft auf das schattenhafte Geschöpfchen hin, das kaum noch dieser Erde anzugehören schien. Er schritt, sich mit einem Ruck von den Knaben befreiend, zu dem Krankenlager und legte feine Nofenlast auf der Decke nieder. Heiß stieg's ihm in die Kehle, als er zwei durchsichtige Händchen mit Hast die Blumen umklammern und an sich ziehen sah. Wie durch einen Schleier gewahrte er das gramdurchfurchte Antlitz des schwerathmenden Bergen, neben ihm den zum Erschrecken abgemagerten Doctor.

„Willst Tu etwas, Liebling, was willst Du?" flüsterte Madame Olivia, da Fift eine Anstrengung machte, wie um das Köpfchen zu erheben. Das Kind richtete den großen Blick, in den sich die letzte Lebenoflamme gerettet zu haben schien, auf den jungen Mann, und dieser beugte sich wie gezwungen zu dein sich leise bewegenden Munde nieder. „Die Kinder" — kam es wie ein Hauch von den erblassenden Lippen. Und Mr. Green sprach die ersten deutschen Worte seines Lebens- „Ich sorge für sie — aus meine Ehre!"

Der kleine Körper streckte sich, Aifi hatte ihre Schuldigkeit gethcm.

Alp hon sc Daudet.

Ferdinand ^roiz.

— Wien, —

Mi mir den Namen nennen, welcher diesen Zeilen als Ueberschrift dient, dann steigen Erinnerungen an Genüsse erlesenster Art vor uns auf. Ob unserem Gedächtnisse der Autor sich als von

saline übersprudelnder >varrikaturenzeichner oder als, zart besaiteter Verkünder feinster Empfindung oder als pessimistisch angehauchter Beobachter menschlicher Schwächen oder als Urheber ergreifender Verwickelungen und tragischer Schicksale uns darstellt — immer verspüren wir die Nähe eine? vornehmen Geistes, den Athem eines Poeten, und das harmonische Bild seiner Gesammterscheinung wird uns kaum durch den leisesten Mäkel getrübt. Nicht als hätte Daudet kein Fehl, keine Schwäche; die strenge Kritik weist ihm manche Sünde nach, sie rügt an seinen Nomancn, daß diese mehr musivisch gestaltet, mehr in's Breite gestreckt sind, als das? sie sich in organischer Einheitlichkeit schlank ausbauen: das Publikum, welches Daudet, den Erzähler, als Liebling verhätschelt, kommt Daudet, dein Dramatiker, mit Mißtrauen entgegen! aber im Großen und Ganzen macht unser Autor einen wohlthuend erfreulichen Eindruck, weil sein Geschmack auf der Höhe seiner Begabung steht und ihn zwar nicht vor jedem Irrthnm, aber vor jeder Verwilderung, vor jeder Brutalität, vor jeder Phrasenhaftigkeit bewahrt und ihn — selbst wenn Daudet hart an den Rand eines gefährlichen Abgrundes geräth — noch im letzten Augenblicke zurückreißt und vor jene» Abschculichkeiten rettet, an denen so mancher talentvolle Genosse und Landsmann Dandets traurig zu Grunde geht. Um sich einen klaren Berisf davon zu machen, von welch sichcrem Tacte Daudet geleitet wird, braucht man sich nur gegenwärtig zu halten, wie Daudet trotz seiner flammenden Vaterlandsliebe sich nur höchst selten hinreißen läßt, ein ungerechtes Wort wider die Deutschen, die Sieger von 1870/^71, auszusprechen. Entschlüpft ihm eines, so gewinnt man den Eindruck, als werde er rasch von Scham darüber erfaßt. Dem Chauvinismus geht er an den Leid, freilich nicht unmittelbar polemisch, aber doch indem er ihn als eine belüchelnswerthe Schwäche ironisirt. In „Savpho", dem Roman, den er „seinen Söhnen zum Alter von zwanzig Jahren" widmet — offenbar als Warnung vor der darin behandelten (Gefährlichkeit einer Verlorenen — streift er so bedenkliche Gebiete des seruellen Lebens, wie Zoln in „Nana", nnd zwar in den Beziehungen der Nana zu Mademoiselle Satin, aber wenn irgendwo, so wird hier Einem klar, daß wenn Zwei dasselbe thnn, es nicht das Nämliche ist. Was bei Zola verletzt, huscht bei Daudet leicht beschwingt vorüber. Einmal — in der Skizze „Mari-Anto" — überkömmt Daudet die Lnst, ein wenig Nabelais zu spielen, aber er geräth von diesem Jrrvfade bald wieder ab, er besinnt sich auf sich und zeigt uns wieder sein uns lieb gewordenes Gesicht. Wohlwollende Götter haben Daudet das schöne Geschenk der Selbstkritik in die Wiege gelegt; er vertraut nicht blindlings seiner Phantasie, er hält nicht Alles, was ihm durch den Sinn fährt, für gut und reif genug, um vor die Oeffcntlichkeit gebracht zu werden. Man nierkt es seinen Büchern an, daß sie das Fegefeuer pafsiren mußten, che sie Eingang sanden in's Paradies. Dadurch unterscheidet er sich unsäglich vortheilhaft von jenen Realisten, Erperimentalisten und Naturalisten, welche sich für unfehlbar erklären und in jedem sie treffenden Tadel nur einen Ausfluß persönlicher Feindschaft, bämischen Neides erblicken. Einer der intimsten Kenner des Autors, fein Bruder Erueste*) nennt es denn auch unthunlich, ihn in eine der modernen Schulen einzuschachteln: „Ei' ist dazu zu wenig der Mann eines Dogmas, zu fehr Gegner jedes> Ostracismus, zu unabhängig und zu viel Künstler! Die Anstrengung, ihm eine Etikette aufzukleben, muß vergeblich bleiben. Alphonse Daudet ist er selbst, darin liegt die Wesenheit seiner angeborenen Originalität, der persönliche Stempel seiner Werke." Die Bruderliebe hat in diesem Falle nicht übertrieben; wohl erkennt Alphonse Daudet Gustave Flaubert und die beiden Goncourt als seine Meister an, aber wenn er sich als ihr Jünger declarirt, ist er doch Niemandes Nachahmer, er trinkt aus seinem eigenen Glase. Er bemüht sich, die Wirlichkeit zu belauschen, er wurzelt tief im Tatsächlichen, aber was er gehört und geschaut, das erhebt er zu sich, das vergeistigt er, und über das alltägliche Ereigniß breitet er etwacvon der Sonne und von der Farbe des Südens, der ihn geboren. In das Paris, das ihm, dein Meridionalen, schier nordisch erscheinen mag, rettete er sich ein Stück seiner geliebten Provence, aus der er gekommen

— UM Alfred de Mussets hübsches Wort zu gebrauchen — I'ä^mi lw snleil clavs Is ooeur". Daudets Productiou hat fast durchwegs den Reiz einer süßen, schwellenden Frucht, die einem von der Natur bevorzugten Boden entsproß. Die Mühe des Hervorbringens ist ihr keineswegs merklich anhasten geblieben; wir brauchen uns nicht durch Gestrüpp zu winden, um dahin vorzudringen, wo der Dichter uns etwas zu pflücken ;>icbt; die purpurnen Rosen und die goldenen Orangen fallen uns in den Schooß, gar oft freilich, während ein wehmüthiges Lied uns umschwirrt, denn auf Daudets Lippen wohnt ein schmerzliches Zittern, und Daudet läßt uns Gräber schauen, auch wenn er sie mit düfteschmeren Blumen bedeckt.

Uns Deutschen ist kaum irgend ein französischer Autor so verwandt wie Daudet, dessen unter Thränen lächelnder Humor sich ausnimmt, als wäre er germanischen Ursprunges. In .,I^s petir Otwss", seiner halb wahren, halb erdichteten Autobiographie, in der er sich als Daniel Eyssette und seinen Bruder Erneste — den guten Genius seiner schriftstellerischen Anfänge — als Jacques Eyssette wegen seiner Fürsorge und Zärtlichkeit auch „Dante Jacques" vorführt, erinnert er geradezu frappant an Boz Dickens. Ein später entstandenes Werk: „Jack" ruft ebenfalls unabweisliche ReminiScenzen an den großen Romancier angelsächsischer Race wach. Dieser mag, soweit die letztgenannte Schrift in Frage steht, auf ihn eingewirkt haben, die erster« jedoch entstand, ohne daß Daudet einen Tropfen literarischen Engländerthums in sich aufgenommen hätte. Auf eine directe Erkundigung gab Daudet mir zur Antwort: „Was Sie mich über Dickens fragen, würde einen längeren Brief und mehr Muße, als ich habe, verlangen. Ich habe oft versichert, daß, als ich „I^s pstit OKoss" schrieb

— jenes meiner Bücher, das am meisten von Dickens beeinflußt erscheint - ich nicht eine Zeile von dem großen Romancier gelesen hatte. Seit

I,?r habe ich ihn allerdings gelesen, ihn lieben gelernt und war bemüht, ihn nicht nachzuahmen. Das wurde mir oft schwer genug . . ." In „I^s Mit OKosc/' formt er mit Freiheit künstlerisch, was Erneste Daudet in dem schon erwähnten Buche auf die wirklichen Ereignisse reducirt, und Erneste's Buch darf als unentbehrlich gelten für Jeden, der sich mit Alphonse ernsthaft beschäftigen will; namentlich für die Geschichte seiner Anfänge ist es ein entscheidendes Document.

In Nimes am 13. Mai 1849 geboren, scheint Daudet, wie die meisten bedeutenden Schriftsteller, die Lust am Fabuliren von seiner Mutter geerbt zu haben. Diese wird von Erneste geschildert als eine „träumerische, romantische, für Lectüre begeisterte Natur, die lieber mit den Helden der ihre Phantasie beschäftigenden Geschichten als mit den Gestalten der Wirklichkeit lebte". Durch die Berarniung der Eltern mußten die zwei Brüder

— der älteste, Henri, starb in früher Jngend — schon in den >lnabenjahren Roth uns Kümmerniß durchmachen. In der Schule in Lyon verriet!) Alphonse durch eine Ode cm Homer sein literarisches Talent und er zählte erst fünfzzehn Jahre, als er für die „<Zg«ette <Ii> l^voir' einen Roman: „I^eu et, LKrötienns k'ieurv" schrieb. Das Journal ging ein, bevor der Roman ganz darin vublicirt war, und das Manuscript gerieth in Verlust. „Obwohl," äußert sich der brüderliche Biograph, „seither mehr als fünfundzwanzig Jahre verflossen sind, ist der Eindruck, den „i,ec> ?t, OKi,!>ti«nus klsur^- auf mich hervorgebracht, noch lebhaft genug, auf daß ich mit Recht sagen kann, dieser Roman, wenn er die Öffentlichkeit erblickt hätte, würde sich neben den übrigen Werken meines Bruders mit Ehren behaupten." Trotz der schon erfolgten literarischen Bethätigung mußte Alphonse sich im Alter von sechzehn Jahren in AlaiS als Unitis <ts8 5tv.äg8 — spöttisch „Pion" geheißen — verdingen. Der völligeZusammenbruch des väterliche»Hauses zwang Erneste, sich in Paris eine kleine journalistische Stellung zu suchen. Er ließ Alphonse in die Hauptstadt nachkommen, und hier vollzog sich für diesen eine günstig entscheidende Wendung. Seine unter dem Titel: ^,monr«uses" erschienenen Gedichte erregten die Aufmerksamkeit der Kaiserin Eugenie; diese empfahl ihn dem Herzog von Morny, des Kaisers Halbbruder, und bei ihm fand Alphonse einen Posten als Privatsecretär. Daudet bedachte sich einen Augenblick, ob er diese Sinecnrc nnnebmen dürfe; er bekannte dem Herzoge, daß er Legitimist sei, und schüttelte dazu seine Löwenmähne. „Das thut nicht?," lautete die Erwiderung, „ist doch die Kaiserin selbst Legitimistin, aber lassen Sie sich die Haare schneiden ..." Zu gleicher Zeit öffnete Villemessant ihm die Spalten des „Figaro", wo er von 1859 bis 1861 jene Geschichten in Prosa schrieb, welche zart sind, als wären sie aus Mondschein und Blunienseele gewoben, dabei aber klar und sorgfältig ausgeführt und voll Verheißungen der größer angelegten Arbeiten, welche ihnen in der That nachfolgten. Es sind die „0cmw8 6n Inucl^, die allein genügen würden, um Daudet einen Ehrenplatz in der Geschichte des modernen Schriftthumö' zu sichern. Zunächst trat er als Dramatiker mit „I^a ,tgrlli«'>i'6 ickolö". ..i^e« ad^ontö^ und „^'«slltt!t Klimc?-' auf und 181!l! ließ er in „Nv6neinsnt" die „I^ttrs« äs mcm moulin- drucken, entzückende Historietten und Stimmungsbilder, graziös in der Erfindung, tadellos in der Form, jedes Capitel für sich ein Kunstwerk. Unter allen Büchern Daudet s sind die Briefe aus seiner Mühle mir das theuerste; ich möchte sagen, daß Daudet nirgends so voll und gain Daudet ist wie in diesem. Er hat nichts Vornehmeres geschrieben, nichts, was uns mit so einsachen Mitteln gefangen nimmt, unser Ohr so berauscht mit Melodien, die er mehr andeutet als sittgt. Auf diesen dem Umfange nach eingeengten Stücken liegt der Abglanz der Jugend; der Dichter, ein neuer Minstrel, steckt einen Nosmarinstrauch an seinen Hut, und sinnend und träumend weilt er in der von ihm gewollten Einsamkeit in der Mühle von Pampinigouste, „gelegen im Rhonethale, mitten in der Provence, auf einem von Fichten und immergrünen Eichen bestandenen Hügel". Er hat die alte Mühle eigens gekauft, weil sie ihm wie gemacht dazu erschien, um in ihren Mauern zu grübeln und zu singen . . . Und verläßt er sie, so stört ihn nichts in der nahen Umgebung. Wenn er umherzieht und Land und Leute betrachtet, so ergiebt sich ihm immer neue Anregung. Er fragt ^rancet Mamai, den Dorfpfeifer, um Auskunft über ein provencalisches Sprichwort. „Das finden Sie nur in der Bibliothek der Grillen." Und Daudet läßt sich des Näheren vernehmen: „Es ist eine herrliche Bibliothek, wunderbar eingerichtet. Den Poeten steht sie Tag und Nacht offen, und kleine Bibliothekare hüpfen hin und her und zirpen unaufhörlich ihr Lied. Da habe ich manch köstlichen Tag verbracht, und nach einer Woche Suchens auf sonnigen Nasenhalden auf dem Mcken liegend, fand ich, was ich gewollt." Man möchte, um Daudet zu chnrnkterisiren, die Meinung aussprechen, alle seine Werke seien der „Bibliothek der Grillen" entnommen, denn alle haben das gleiche Aroma, die kurze Geschichte, die sb«rt'Sto?rv, wie der in großen Zügen gehaltene Sittcnroman. Wir hören einen mehr oder minder deutlichen Nachklang der .^sttres <ls m«ll rnouliir' sogar in dem komischen Meisterstücke: >,1^S8 avsnwro« proctiFieuse» äs ?äi-taiin cl« Itträ«oon", in dessen burleske Elemente wie etwas Selbstverständliches ein Schimmer provencalischen Lichtes hineinspielt. Zwischen die einzelnen Erznhlungswerke Taudets fallen immer wieder dramatische Versuche, und zwar außer den vorhin citirten noch: säci'ities", „I^iss ^nvornisi-", „I^^,i'I68isnns'° „I^s trörs

äinö" und ein ^perntert: „I^g okar ä'or" (im Bereine mit Paul Arene, Münk von Pessard). Als Sammlungen zerstreut erschienener Aufsätze präsentiren sich: „I«s temines cl'iN-tiLtss", „I«s tadle.irix ck« lä !?usrre", „Rodert IleliunritDen weitreichenden Ruhm Daudets haben seine Nomcme begründet: „I'>om«nt ^euns et Ri«Isr ainü", „rlaök'^

Ii«,i,usstän^ und zuletzt „'1'artarin <Zan8 les ^Ipe»^, womit der Autor das Sprichwort bestätigt, daß man immer zu seiner ersten Liebe zurückkehrt, und seinen köstlichen Tartarin, der uns schon vor Jahren vorgestellt wurde, in der neuen Rolle des Bergsteigers austreten läßt. Mehrere seiner Nomcme hat Daudet mit Hülfe geübter Theatertechniker für die Bühne bearbeitet; diese Adaptirungen, die nur zum Theile aus seine persönliche Nechnung kommen, hatten große Erfolge, während die von ihm direct als solche geschriebenen Dramen nur ein Scheinleben führten und rasch vom Nepertoire verschwanden. Eines schickt sich eben nicht für Alle, und Daudet sührt einen zu zarten, diöcreten Pinsel, als daß er die theatralische Decorationsmalerei zu Stande brächte, und die geschickte Schürzimg und Lösung eines complieirten Knotens liegt ihm ferne. Die Thätigkeit als Dramatiker, so wenig Lorbeeren sie ihm brachte, muß aber registrirt werden, wenn wir einen Ueberblick über sein Thun und Leben gewinnen wollen. Aus deni Letzteren sind als wichtigere Momente hervorzuheben: 1861 wegen schwerer .«rankheit ein Aufenthalt in Algier, 1869 in Cornea, 1863 im heimatlichen Südsrankreich, 18<)7 Verehelichuug mit glitte Allard ^- die ein allerliebstes Buch: „Erinnerungen einer Pariserin" veröffentlicht hat — 1870 Dienst in der Nationalgarde.

Kehren wir nach solch flüchtiger Umschau zu DaudetS Anfängen zurück, um seinen markantesten Werken näherzutreten, so machen wir bei den ^invnrou««»" Halt, welche Edouard Thierryzu dem Ausspruche begeisterten: „Alfred de Musset hat bei seinem Tode zwei Federn zurückgelassen, jene der Prosa und jene des Verses. Octave Feuillet hat die erstere, Alphonse Daudet die letztere geerbt." Thierry beweist mit diesem Dictum, das? auch die bedeutenden Kritiker nicht unfehlbar sind. Daudet als Lyriker hat keinen Anspruch auf einen ersten Nang. Aus ihm dichteten die Jugend, die Provence, die Unkenntnis; der Welt, sein Temperament mußte sich irgendwie Luft inachen, und so drückte er in zierlichen Versen aus, was er in den Sternen und in den Thcmtropfcn las, was Blume und Schmetterling ihm dictirten. Eniile Zola*) erkennt als hervorstechendste Seite der ...Vmoursusos^ die .,rmt« atteixlri«" und erweist sich als unparteiischer Richter, wenn er bemerkt: „§Dhne Zweifel ist die Stelle, die Daudet in der zeitgenössischen Vyrik einnimmt, eine bescheidene, und ich beklage mich wahrlich nicht darüber, das; er sich auf die Prosa beschränkt." Es ist nothwendig, festzustellen, daß ein katholicisirendcr Zug, welcher die „H,mcmre,„«<^ vielleicht den Tuilerieu werth gemacht haben mag, für uns ein Schaden , der Gedichte ist, in denen übrigens trotz alledem das Talent des Verfassers unbestreitbar hervortritt. In dem Gedächtnisse des französischen Publikums hat sich nur eines von DaudetS Gedichten lebendig erhalten: „I«8 prune«", aber auch dieses nur, weil einige beliebte Schauspieler, wie Coguelin der Jüngere, es in den Pariser Salons vorzutragen pflegen. Der Poet erzählt da, seine Eousine und er hätten einander lieben gelerut wegen nichts und wieder nichts - „nmn- ,lo« primW", wie die unübersetzbare französische Redensart lautet. Die Cousine beißt im Garten in eine Pflaume und giebt sie dann dem Vetter, seine Zähne folgen den Spuren der ihrigen, und ,Fc>ur äe» prunos" kommt über Beide die Liebe . . . Den Kindern singt er zu, sie seien jedem Hause, was die Blume dem Rasen, was der helle Stern dein Himmel, was ein wenig Wasser dem gebeugten Rohre ist ... Er preist die Vögel eines Friedhofes, welche ihre süßen Lieder leise ertönen lassen, um die Todten nicht zu wecken ... Er seiert ein Paar Mädchenschuhe, halb Seide, halb Ziegenleder, und giebt im Refrain ihr Knistern und Knarren wieder: „Klick! Klack. Das müsset ihr sehen, wie ihre zierliche Sohle sich bänmt ^ Klick! ,«lack! — unter silbernen Schnallen, nieinals müssig, eilen sie hin und her — Klick! Klack! — und sehen aus wie zw,ei gescheidte Mäuschen — Klick! Klack! — sie haben den Gang eines Königs, die Eleganz eines Stutzers — Klick! Klack! —

und dazu ein gewisses Etwas von Narrethei, von Spottsucht, von Zärtlichkeit — Klick! Klack! — im Winter beim warmen Feuer, wenn das Reisig prasselt und flammt ^ Klick! Klack! — da lachen sie gern ein wenig, Ilussarit voir un bout 6« jumbe" — Klick! Klack! — leichtfertig sind sie, aber nicht schlecht — Klick! Klack! — und thun von alledem nichts, was viele andere Schuhe vielleicht thun — Klick! Klack! — wir tanzen keine heimliche Polka — Klick! Klack! ^ auf dem Maskenball in der Oper oder im Casino zuAsni^res — Klick! Klack! — höchstens, daß wir zwei Male monatlich in aller Ehrbarkeit — Klick! Klack! — in den Salons befreundeter Stiefeletten ein wenig Bewegung machen — Klick! Klack! — und haben wir uns ausgehüpft, so beten wir Abends, wie es sich gebührt — Klick! Klack! — mit der ganzen Würde zweier Klosterpförtnerinnen — Klick! Klack! — Soll ich euch sagen, wo ich diese Wunder von Niedlichkeit kennen gelernt? — Klick! Klack! — Jedes Klatschmaul kann euch die Geschichte erzählen — Klick! Klack! — nur soviel gestehe ich offen, es passirt mir nicht selten — Klick! Klack! — daß, wenn ich sie sehe, eine Thräne mir entschlüpft — Klick! Klack! — Ich denke daran, daß Alles auf Erden enden muß, auch ein heiteres Gedicht — Klick! Klack!

— und daß ein Tag kommen kann, der mich tranrig und vereinsamt sinket

— Klick! Klack! — dann, wenn diese Vögelchen einmal ausfliegen — Klick Klick! — und ich gramerfüllt höre, wie es über die Treppe hinab verklingt:

- Klick! «lack!"

Daudet hatte sich erst gefunden, als er sich definitiv auf das Gebiet der Prosa zurückzog. Auf diesem entwickelte er sich Schritt für Schritt. Wir können verfolgen, wie er den Weg nach aufwärts nahm. In seinen kurzen Geschichten finden wir die Keime seiner Romane. Er schlägt Töne an, denen nur später wieder begegnen. Manche seiner „Pontes clu Imnli" erscheinen uns wie die miiciuctte«, welche die Theatermaler anfertigen, nm für die im großen Maßstabe zu bewerkstelligende Ausführung Modelle zu haben. Lesen wir den Roman nndgb^, diese Firirung der' Unsittlichkeit, der socialen Verderbniß Frankreichs znr Blüthezeit des zweiten Kaiserreiches, so erinnern wir uns daran, in einer der Contourenzeichnnngen, die Daudet ehedem mit freigebiger Hand verstrente, den Nabob, in dessen Wohnung es aussah wie im Salon eines Passagierdampfers, und auch den MassageProfessor, einen der Träger des Romans, gefunden zn haben. In den kleinen Arbeiten taucht auch das Leitmotiv der größeren schon deutlich auf: die Ausgestaltung der „rM«" (von ruter — Persagen einer Schuß

waffe. Mißlingen, Fehlschlagen) nnd der „,,1<<'I:><«»,'«". Er liebt es, Menschen zu schildern, die ihr Ziel nicht erreicht haben, sich über ihre Mißerfolge jedoch Täuschungen hingeben; verfehlte Existenzen, die sich vom Scheine nähren, weil die reale Welt ihnen nichts geboten hat; auf halbem Wege Stehengebliebene, die in beharrlichen Selbsttäuschungen befangen sind; Schriftsteller ohne Verleger, Schauspieler ohne Engagement, Journalisten ohne Zeitung, Aerzte ohne Patienten, Geschäftsleute ohne Kunden, Diplomaten ohne Posten, Advocaten ohne Clienten, Dichter ohne Einfälle, Bantdirectoren ohne Banken, Bohiiniens, die sich einbilden, keine zu sein, Verkannte, welche die Mitwelt für urtheilölos erklären, er giebt diesen Leuten die aus der kirchlichen Terminologie geholte Bezeichnung: „in parribri« iiiticl(>Iium", und in „I^ss roi8 sn exil" leistet er nach dieser Richtung das Höchste, indem er die Könige ohne Land, die Bohimiens aus fürstlichem Gcblüte, unter seine Loupe bringt... In Tartarin, dem Helden, der sich immer fürchtet, zieht er diese Gattung Menschen auf das Gebiet unwiderstehlicher Komik hinüber. Sonst betrachtet er sie mit Lächeln und mit Bedauern zugleich, und wenn er mit der Auszählung ihrer Eigenheiten unsere Lachlust, so weckt er damit doch auch unser tiefes Mitleid, und wir möchten weinen über all' die seltsamen Gesellen, die sich und die Anderen betrügen. In einer seiner ersten Schriften, in „I^«« t'sinmos grti«t«i^— einem Plaidoyer dagegen, daß Künstler und Künstlerinnen untereinander Heimchen — erscheint der Mann, „der Prondhon gelesen hat" und deshalb von seiner Umgebung Respect fordert. In den „Montagsgeschichten" benutzt Daudet die Humoreske: „Die Bertheidigung von Tarascon," um gleich eine ganze Schaar von Leuten vorzuführen, welche mehr in der Einbildung leben als in der Wirklichkeit, Kämpfer in nurtibu« inticloliiim, Während des deutsch-französischen Krieges singen die Gesangvereine von Tarascott den (,'Imvt än cZcpart, trotzdem sie zn Hause bleiben; auf der Esvlanade wird ein historischer Aufzug zum Besten der Verwundeten abgehalten, die Bevölkerung theilt sich in ein seßhaftes und in ein marschirendes Bataillon, obzivar keines von beiden den ^rt verläßt . . . Ein anderes Mal zeigt sich der Unternehmer, welchem Emile de Girardin dreimalhunderttnusend Francs zur Gründung eines Journals — versprochen hat. Diese Summe bekommt er nie, aber er nimmt Schriftstellern gegenüber eine Protcctormiene an und bestellt bei ihnen Beiträge für das neue Unternehmen . . . Sogar in seinen für die Bühne bestimmten Werken weist Daudet den ‚l,'<'1as«,'«, den rät6s einen Platz an. Er stellt in sein Schauspiel „I^s «aeritn'e" den Maler Jourdeuil, einen Stümper, der sich einbildet, ein Lionaroo da Binci zu sein, weil er lange Haare trägt, und den seine Frau darob bewundert, daß er es unter seiner Würde hält, tür sie und die Kinder Geld zn erwerben. Seine ständigen Redensarten sind: „Die Kunst ist eine Religion", „Man muß kämpfen" u. s. w. Auf seinen Sohn, der als Maler Talent besitzt, ist er eifersüchtig und impunirt ihm mit seiner im Jahre 1W5 errungenen Medaille, nicht ohne die boshafte Glosse zn machen: „Damals war das schwerer als heute." Der Sohn behauptet, die Bilder des Vaters nach Amerika zn verkaufen. In Wirklichkeit stellt er dessen Sudeleien auf den Dachboden nnd bezahlt die durch die angeblichen Verkäufe erzielten Preise aus seiner eigenen Tasche, lim sich dieses Geldopfer weiterhin auferlegen zu können, muß er sich als Zeichner in einer Tapetenfabrik verdingen, und der eitle, »noaukbarr, in

sich verliebte Vater behandelt ihn fortan verächtlich als Einen, der die wahre Kunst um schnöden Judaslohn verrathen hat . . . In jsnne et Kisler siuö" läßt bandet seiner Freude an den r<it,'>s unbehindert die Zügel schießen, er gönnt sich eine gründliche Befriedigung seiner Passion. Mit einer Sorgsalr, welche eine Frucht des vollsten Behagens ist, schildert er seine Leute. Da ist Herr Chöbe, der Vater Sidoniens, der weiblichen Hauptfigur. Cr wacht die größten Pläne nnd ist zn fanl, um auch uur den kleinsten auszuführen. Die Mitgift feiner Frau hat er verthan. Aber er betont, daß er zn jung sei, um sich zur Ruhe zu setzen. Nachdem seine Tochter Sidonie den Fabrikanten Wilhelm Nisler geheirathet hat, miethet Ch'-be einen Laden, schreibt auf eine Tafel davor: „Commission — Erportation", wiederholt immer wieder die Phrase: „Ich bin ein Kaufmann, der Sohn eines Kaufmanns," arbeitet aber in seinein Geschäfte nicht das Mindeste und tröstet sich mit der Ausrede, er sei nicht für sitzende Lebensweise gemacht, er tauge nur für den „oviumoios clsvout^. Seitdem er einmal aus einem Wagen gefallen ist, setzt er seinen Stolz darein, daß ihm dasselbe vassirt ist wie dem Herzoge von Orleans. Wenn er für feine Familie zwei Brioches für drei Sons eingekauft hat, kommt er ermüdet nach Hause und wischt sich den Schweiß von der Stirne. Der Schauspieler Delobellc übertrumpft den alten Ehcwe bei weitem. Seit fünfzehn Jahren sind die Bühnenleiter so boshaft, ihn nicht zu engagiren, trotzdem er von den Abonnenten in Alem/on einst einen goldenen Lorbeerkranz bekommen. Vorderhand mnß er sich von Frau und Tochter, die mühsam Handarbeiten machen, erhalten lassen. Er posirt immer, und da er keine Gelegenheit findet, aufzutreten, macht er die Welt zum Theater und faßt sein bürgerliches Dasein als dankbare Nolle auf. Wir werfen einen Blick in sein Wesen, während er dem Hochzeitsmnhle von Sidonie Eh^be und Wilhelm Nisler beiwohnt: „Man möchte sagen, daß er angesichts eines vollen Hauses an einer Mahlzeit von cachirten Gerichten Theil nahm; um so mehr machte er den Eindruck, eine Nolle zu spielen, als er sicher darauf rechnete, im Laufe des Abends sein Talent in Anspruch genommen zu sehen, und seit Beginn der Tafel feine schönsten Teclamationsstücke durchging, wodurch sein Gesicht einen unbestimmten, zerstreuten Ausdruck bekam, jenen Ausdruck erkünstelter Aufmerksamkeit, wie ihn der Schauspieler auf der Sceue hat, wenn er sich den Anschein geben muß, als höre er auf die Neden der Anderen, während er in Wirklichkeit nur sein Stichwort erwartet." Seine Frau, welche den Glauben an ihn nicht verloren hat, theilt mit ihm die Ueberzengung, daß er kein Necht habe, der Kunst zu entsagen. Droht er, -m resigniren, so beschwört Madame Delobelle ihn, das nicht zu thun, und der gute Mann giebt nach und gedenkt mit Nührung der Erfolge von ehemals, von denen nußer ihm Niemand etwas weiß. Zum Nachtessen erscheint er sehr spät, weil der Schauspieler über die Abendstunden nicht frei verfüge. Im Laufe der Zeit wechselt er — immer „in nnitib»« inliclolwm" — mehrmals das Rollenfach, und um dieses auszuüben, fehlt ihm lediglich ein intelligenter Director. Während seine Tochter DGr^e todtkrmik darniedcrliegt und er darüber wirklich erschüttert ist, spielt er auf den Boulevards den verzweifelten Vater; er führt in den Schauspieler-Cafi'chäuscrn sein? gerötheten Augen und seine blassen Wangen spazieren, und wenn man ihn nach seinem Befinden fragt, schüttelt er mit einer nervösen Bewegung den Kopf, hält mit sichtlicher Mühe die Thränen zurück und wirft einen Blick voll Ingrimms gegen den Himmel. DMröe stirbt, und beim Leichenbegängnisse kommen sie Alle zusammen, die Kameraden DelobelleS, und gruppiren sich, auf der einen Seite die berühmten, auf der anderen die unberühmten, Alle in schwarzen Handschuhen und mit gebrannten Haaren, theilen stumme Händedrücke aus und nehmen Jeder genau die Miene an, welche ihrem Rollenfachs entspricht.

Eine Generalversammlung aller erdenklichen rnt58 veranstaltet Daudet auch in „Jack" in dem „Buche des Mitleids, des Zornes und der Ironie", wie er selbst es auf dem Widmungsblatte nennt. Im Bordergrunde steht der Dichter d'Argenton, der große Dichter, der seit zehn Jahren den Titel seiner Dichtung „Die Tochter des Faust" fertig hat und in den Zeitungen regelmäßig nachsieht, ob dieselben sich nicht mit dem unsterblichen Werke beschäftigen, das er zu diesem Titel schaffen wird. Auf die „Tochter des Faust" sollen lyrische Gedichte: „I^os paskinoros^ und blutige Satiren: corcios ä'»irain" folgen; von alledem ist aber nicht eine Zeile niedergeschrieben, d'Argenton producirt nur Aufschriften und Bücherrücken. Bis auf Weiteres versorgt ihn Ida von Baraucv, die Wittwe eines Edelmannes, der nie gelebt hat, und er erbaut sich aus ihre Kosten ein Dichterheim mit der Devise: „I'iuva clmuus, rmixim q»ie«." Mit Zeitungsherausgebern und Bühnenleitern verkehrt er nur, um ihnen — wie er hinter ihrem Rücken behauptet — niederschmetternde Worte zu sagen, die in Ida eine bedingungslose Bewundererin finden. Hie und da verzweifelt er über den schweren Beruf des Schriftstellers, spricht von seinen harten Kämpsen

— ganz wie derMaler Jourdeuil und der Schauspieler Tclobelle es machen ^ und eifert unerbittlich gegen alle müßiggängerischen Träumer. Den bedauernSwerthen Knaben Idas — den Sohn eines vornehmen Herrn — regalirt er unaufhörlich mit dem Weisheitssatze: „Das Leben ist kein Roman", u»5 während er sich als Genie geberdet und die für ein Genie obligaten Nervenanfälle hat, verschuldet er, daß Jack elend zn Grund geht. Sogar dessen persönliches Bcsitzthum vergeudet er, um eine „Ii>>vne <ls» luce» tnrur,^ herauszugeben, die nur einen einzigen Abonnenten findet: den Bater Jacks. Als Ida den großen Dichter kennen lernte, war er Literatnrprofessor ini Institut Moronvnl. Herrr Moronval und dessen Frau, geborene Decost^re, haben eine neuartige Aussprache des Französischen erfmiden, repräsentiren also das deelossirte Zigeunerthum im Lehrfache. Zu den Intimen dieses edlen Paares gehört außer d'Argentou auch ^abassindre, ein Sänger, welcher versichert, er bekomme nur deshalb kein Engagement «n der Großen 57per, iveil er ehedem Arbeiter war und man keine aus dem Volke hervorgegangenen .Nünstlcr wolle, femer Doctor Hirsch, ein Arzt ohne Diplom, der alte Schriften über indische und chaldäische Medicin stndirt hat und den Leuten heimlich Medicamente in die Suppe streut, um die dann eintretende Wirkung zu beobachten. Sogar unter den Zöglingen des Instituts befindet sich ein Declassirter: Madou-Ghözo, der kleine Sohn des Königs von Dahomey. Im Anfange, so lange die Pension für den erotischen Prinzen bezahlt wird, gilt er als der vornehmste Knabe. Nach des Vaters Entthronung muß Madou-GH6zo Bedientendienste thun und wird schließlich von Doctor Hirsch zu Tode kurirt. Nebenher laufen in Jack noch allerlei andere Leute, die ihr Nichtsthum maskiren: der Schlosser Nibarot, der nie arbeitet, aber immer seinen ^ederschurz und in der Hand seineu Hammer trägt; die Näherin Levindrü, die erst dann wieder' ihrem Berufe obliegen will, wenn sie eine große Nähmaschine sür liOO Francs lausen kann, die aber zu dieser Summe nicht einen Sou besitzt; ihr Gatte, Herr Levindrö, ein Goldarbeiter, der keinen Posten annimmt, sondern seinem Berufe nur als selbständiger Unternehmer obliegen mag.

In „I^s uskab" nmcht die Finanz-Bohöme sich geltend, aber jene Bol/me, die es ^ gleich Delobelle, d'Argenton und tutti iju-mti ^ nicht Wort haben will, daß sie täglich über vierundzwanzig Mußestunden verfügt. Paganetti di Porto Becchio, der Bankgouverneur, der absolut nichts in der Welt gouvernirt, steht da an der Spitze der rat, «. Delobelle wechselt von Buch zu Buch den Namen und das Aeußere. Er führt in „Numa Roumestan" den Namen Bompard. „Er ist kein Lügner," sagt Numa von ihm „er ist nur ein Mensch von Phantasie, ein erwachter Schläser, der seine Träume erzählt." In „I^s r«i« 0,1 gxil" nennt Delobelle sich Ehristian von Jllurien, und als entthronter König schmuggelt er hinter dem Rücken seiner stolzen Gattin in die mit ihnen in die Fremde gewanderte Krone falsche Edelsteine an Stelle der echten. Er fällt übrigens aus der Rolle, wird seiner Position als König ohne Königthum müde und macht sich über seine Unglücksgenofsen weidlich lustig, indem er einmal berichtet: „Jüngst lief ein Bourbon, ein wirklicher Bonrbon hinter dem Omnibus her. Komplett, mein Herr'/ Er lief trotzdem weiter nach. .Wenn man Ihnen schon sagt, daß der Wagen voll ist, armer alter Mann!' Er wurde böse, denn er wollte‚Monseigneur' angesprochen sein. Als ob man Einem den Rang an der Cravatte ansähe!" . . . Auch unter die Diplomaten geht Delobelle. Als solcher sührt er in ‚I^vvimz;üIi«t, ^ den Namen Lorie-Dufresne und ist abberufener und momentan außer Ticnst befindlicher nlgierischer Unter-Präfect. Er hofft, wieder angestellt zn werden, obzwar nichts ihn zu dieser Hoffnung berechtigt. Borderhand lebt dieser verwittwete Delobelle mit zwei Kindern in einem Winlelgasthvfe in Paris, und um seinen einzigen Anzng zu schonen, trägt er zu Hause als

Schlafrock seine verschossene, mit Silber gestickte Amtsuniform. Hin etwas zu erwerben, beschäftigt er sich heimlich als Abschreiber von Bühnenmanuscripten. Er besorgt dieses Gewerbe, das er mit seiner diplomatischen Stellung für unvereinbar zu halten geneigt ist, in einem Eopir-Bureau inmitten einer Reihe von Genossen. „Sie saßen da/ berichtet Daudet, „ein Dutzend rings um einen großen Tisch im Halbgeschosse eines elenden Hotels oder vielmehr eines Nachtasyls in der rue Nuntmurtis, und in dem finsteren Räume, in welchem den ganzen Tag Gaslicht gebrannt wurde, schrieben sie, ohne ein Wort zu sprechen, fast ohne einander zu kennen — durchwegs ausgehungerte arme Teufel mit verfieberten Augen und abgewetzten RockärMeln, und es roch hier nach Armuth oder noch Schlimmerein. Manchmal tauchte zwischen ihnen ein reinlicher, wohlgenährter pensionirter Militär — im Knopsloche das gelbe Bändchen ^ auf, der in den Nachmittagsstunden einen Veitrag zu seinem kleinen Ruhegehalt verdienen wollte." Lorie-Dufresne erarbeitet sich täglich 3^4 Francs. Daß er damit nicht sehr opulent leben kann, liegt auf der Hand. „Ihn frappirte die große Zahl ausgezeichneter Mahlzeiten, welche in den Theaterstücken genommen werden: immer Lhampngner, Hummer, Wildpretpasteten, immer Leute, welche mit vollem Munde, die Serviette unter dem Kinn, plaudern: während er diese Einzelheiten der Jnsceniruug zu Papier brachte, frühstückte er ein .«ipfel für zwei Sons, das er verschämt in der Tasche abbröckelte. Daraus schloß er, daß Bühne und ^eben zwei ganz verschieden geartete Dinge sind." Manche in diese Kategorie gehörige Figuren tragen den Stempel der Uebertreibung; Daudet führt mit Freude am Detail aus, was die Wirklichkeit vielleicht nur obenhin skizzirt hat; aber es darf als sicher angenommen werden, daß sich für die überwiegende Anzahl der in seinen Werken enthaltenen Gestalten die Originale eruiren lassen. Er bekennt, daß er mehr findet als erfindet, er geht meist den Spuren des Thatsächlichen nach. So kommt es, daß man in vielen seiner Schriften „romims !, eist" sieht. In „I^s vadnd/' soll der Herzog von Mora mehr oder minder indeiitisch sein mit dem Herzoge von Mornu, der Nabob Fansoulet mit dein ehemaligen Tcputirten Francois Bravay, die Bildhauerin Felicia Run? mit Sarah Bernhardt. Hinter der Maske des Nttina Roumestnu hat man Gaiubctta gesucht, den ehemaligen Kameraden Daudets in den Tagen der jugendlichen Boheme. Prinz Arel in i'vis en isxil" gilt als Pseudonym jenes Prinzen von Oranien, der vor wenigen fahren in Folge des ausschweifenden Lebenswandels, den er in Paris geführt, starb. Zu einer besonders schönen Ausgabe seiner Werke hat Daudet Vorreden verfaßt, in denen er aber keineswegs Dogmen und Theorie verkündet, keineswegs seine irdische Mission lehrhaft auseinandersetzt, sondern eine anekdotische Entstehungsgeschichte der Schriften mitlhcilt. Merkwürdigerweise beruht sogar Jack, dasjenige Buch Daudets, dem man am heftigsten den Vorwurf der Unwichrscheinlichkeit um des Effects willen machte, aus wirklichen Daten. Jack hieß Raoul D . . ., und inuwtis luutiinclis erlebte er an seiner Mutter ähnliche Dinge ivie Jack an Ida de Barancy. Unser Autor ist zu sehr Künstler, als das; er eine Person sklavisch abschriebe; aber er fühlt sich wohl wie der Fisch im Wasser, wenn er einem Modell begegnet, und dann verwendet er nicht nur dessen Eigenheiten, sondern behält, wenn möglich, auch dessen Namen bei. Als er eines Tages mit seinem Bruder Erneste einen Spaziergang im Walde von Stuart machte, begegnete ihm ein mit einem dicken Knüttel bewaffneter Bauer, der ihn zuerst als Monsieur Daudet ansprach, ihn dann richtig Daudet nannte und ihm drohend zurief: „Sie sind es also, der mein Weib in die Bücher bringt! Na, Sie sollen mich kennen lernen!" Es war der Mann der in „Jack" vorkommenden Bäuerin Sal^. Herr Sal« wollte den Dichter durchprügeln, ließ sich aber beschwichtigen . . . Bon Auflage zu Auflage des „Nabob" mußte Daudet die Namen der Personen ändern, weil Mitlebende sich getroffen suhlten; zuletzt erklärte er nothgedrungen, daß Alles, was er in nadild" über die tunesische Regierung erzählt habe, eine Fiction sei. Solche Episoden beweisen, wie entschieden Daudet sich an die Wirklichkeit anlehnt, und daß er den ausgemachten Nealisten beizuzählen ist. Sogar da bleibt Daudet ein Realist, wo er sich der tolllustigsten Fiction hingiebt. Das thatsächliche Ereigniß, vom Poeten bearbeitet, nimmt manchmal den Charakter des Unwahrscheinlichen an, und die Berufung auf Ort, Tag und Stunde nützt nicht viel; dagegen giebt es Zwischenfälle, die sich nie und nimmer ereignet haben können und dennoch wahr sind im höheren Sinne. Solche Wahrheit wohnt DaudetS beiden Tartarin - Büchern inne, zwischen denen beinahe zwanzig Jahre liegen. Unablässig beschäftigt Daudet sich mit dem Süden; er hänselt die Südländer und übt damit ein Stück anmnthiger Selbstironie. In Tartarin überträgt er den Don Quirote in's Südfranzöstsche. Anstalt in der Manch« hat dieser Held seinen Sitz in Tarascon, unweit von Dcmdets Geburtsort. Tartarin hat nie in der Armee gedient, er zittert vor einem geladenen Gewehr, besitzt aber eine stattliche Wasfensammlung, welche den Schmuck seiner Wohnung bildet. Bis zum Alter von fünfundvierzig Jahren hat er Tarascon nicht verlassen, aber er liest fortwährend Bücher über große Reisen und verwegene Jagden. Er scheut keinen Feind. Muthig geht er jeden Abend Schlag neun Uhr in's Lasino, um mit dem Commandanten Bravida einige Partien Büziguc zu spielen. Dazu ist er bewaffnet von Kops bis Fuß; wenn er das Gitter seines Hauses össnet, schaut er sorgsam um sich, ob Niemand ihm auslauere, und hat er sich hierüber beruhigt, so schreitet er furchtlos weiter und bleibt immer hübsch mitten in der Straße, von wegen der Fenster, die auf ihn herab fallen könnten. Er sehnt sich nach Kampf und Gefahr, und deshalb bedauert er, daß auf dem Wege zum Eastno sie ihn, niemals begegnen. „Sie", die Feinde nämlich, die er niederstechen, niederbrennen, in Stücke hauen würde, wenn sie in seine Rahe kämen „Sie, das war Alles, was angreift, was kämpft, was beißt, ivas anpackt, was skalpirt, was heult, was brüllt." Tartarin gilt unter den Taraöconesen nebenbei auch als ein Mann, der in chinesischen Angelegenheiten vorzuglich Bescheid weiß. Zwei Landsleute, die in Shanghai etablirt sind, boten ihm einmal eine Stellung an. Er lehnte ab, allein über seine Reise war so viel gesprochen worden, daß man sich schließlich einbildete, er sei in Shanghai gewesen, nnd sich Abends im Casino von ihm über Leben, Sitten nnd Klima in Shanghai, über das Opium und den chinesischen Handel unterrichten ließ. Unter der Sonne des französischen Südens sieht ein Mann, der nach Shanghai gehen wollte, täuschend einem Manne ähnlich, der nach Shanghai gegangen ist . . . Eines Tages muß Tartarin den kühnen Sprung von erträumten Thaten zu wirklichen unternehmen. Die Anwesenheit eines Menageriebesitzers veranlaßt Tartann zu derartigen Prahlereien, daß er schließlich, um nicht sogar in TaraScon lächerlich zu werden, sich auf die ^öwenjagd nach Algier bcgiebt. Er tauft zwei Waffenkisten, ein Tagebuch, um seiue Eindrücke darin zu verzeichnen, eine Ladung Eonservcn, Bouillontäfelchen, ein zusammenlegbares Zelt, Matroscnstiefel, zwei Regenschirme, einen Waterproos, eine blane Brille nnd eine Reiseapotheke. Er legt eine phantastische Gewandung an: Pluderhose ans weißer Leinwand, hohe Weste mit Metallknöpfen, breite rothc Schärpe um die Hüften, auf dem Haupte eine riesige rothe Mütze mit einer unendlichen blauen Quaste daran. Ilm jede Achsel hat er ein schweres Gewehr gehängt, in den Gürtel ein großes Jagdmesser gesteckt, auf dem Bauche baumelt ihm eine Pntrontasche, an der Seite ein Revolver in ledernem Futteral. Ruhig, stolz, aber etwas blaß zieht er in Begleitung von ganz Tarascon zum Bahnhofe. Auf der Ueberfahrt heult und weint er, weil er seekrank, und vom Jammer geht er zum Schrecken über, sobald er in Algier die schwarzen Lastträger gewahrt, die er für Piraten hält und bei deren Anblick er in den Ruf ausbricht: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Gleich nach der Ankunft in Algier geht er auf die Löwenjagd und erlegt einen Esel, der unter Brüdern 10 Francs wert!) ist, und für den er 500 Francs Schadenersatz leisten muß. Mitten in seine Thätigkeit als Löwenjäger fällt seine Bekanntschaft mit dem geheimnißvollen Prinzen Gregory von Montenegro nnd mit der schönen Manrin Bam. Seine Hoheit der Prinz gernht ein Gauner zu sein und dem

leichtgläubigen Tartarin mit dessen Brieftasche durchzubrennen. Tie Manrin entpuppt sich als Chanfonettensängcrin aus Südfrankreich. Nach mancherlei Fährlichteiten gelingt es Tartarin in der That, einen Löwen zu tödten, aber es ist ein blinder Löwe, der mit hundert anderen zusammen in dem von Mohamed bcn Aouda gegnindeten Löwcnklostcr gezähmt und großgezogen wurde. Der Spaß kostet LöOO Francs, und da Prinz Gregory, wie gesagt, mit Tartarins Baarschaft verschwunden ist, muß dieser seine Waffen nnd was er sonst an Werthsachen hat, zu Geld machen. Fast nichts bleibt ihm übrig, als das Fell des blinden Löwen und ein kameel, welches der Prinz für ihn angekauft hat. Das Löwenfell schickt er als Trophäe nach Tarascon. Das Kameel möchte er an Mann bringen, aber Niemand will dieses „Schiff der Wüste" erwerben, und zu Tartarins Entsetzen hat es eine tiefe Neigung zu ihm gefaßt. Er bemüht sich, es zu verlieren, es kommt wieder. Er läuft, um ihm zu entkommen, es hält Schritt mit ihm. Er wirft Steine nach ihm, es blickt ihn vorwurfsvoll an und bleibt an seiner Seite. In der Nähe von Algier glaubt er es glücklich los zu sein. Er besteigt die Barke, die ihn zum Dampfer führen soll; da steht das Kameel am Quai — ein vierfüßiger i'!,t,'>, ein äi'^Iäss^ der Thierwelt. „Gehört das Thier Ihnen?" fragt der Eapitän. „Keine Spur." Der Lapitän nimmt es trotzdem an Bord, in der Absicht, es dem zoologischen Garten in Marseille zu schenken. Auf dem Dampfer wagt Tartarin nicht, auf Teck zu gehen, er fürchtet, das Kameel könne ihn bemerken und durch Zärtlichkeit compromittiren. In Marseille besteigt er den Eisenbahnwaggon, das Kameel jagt neben dem Zuge her, zum Gaudium der Reisenden. Tartarin will darob schier verzweifeln, aber wie er in Tarascon, festlich empfangen, einzieht, das unerschütterliche Kameel hinter ihm, sagt er stolz: „Das ist mein jiameel. Ein herrliches Thier! Es war immer dabei, wenn ich ^öwen tödtete" . . . Und nun zeigt Tartarin sich ein zweites Mal unserem Auge. Aus dem Löwenjäger ist ein Alpen-Enthusiast geworden, der d'Argenton, der Delobelle der Bergbesteigung. Der neue Tartarin unterscheidet sich vom alten dadurch, daß dieser ganz und gar im Reiche der Einbildung lebt, während jener wirkliche Erlebnisse hat. Der ^öwenjäger ist beherzt den Wagnissen gegenüber, welche seine Phantasie ihm vorspiegelt. Der Bergsteiger besteht allen Ernstes Gefahren, aber er lebt in der Idee, daß es keine sind, und deshalb überkommt ihn keine Furcht. Feig ist der Eine wie der Andere, das Thema von der Feigheit wird nur variirt. Nachdem Tartarin der Löwenjägerei Balet gesagt, wurde er zum Präsidenten des Club süpin gewählt. Er übt sich, indem er im Gebirgsschritte nach rückwärts spazieren geht und am Rande seines Bassins dahinbalancirt wie ein Seiltänzer. Er sieht ein, daß er etwas Großes, etwas Unge^ wohnliches thun muß, wenn Eostecalde, Bicepräsident des L>ul> ulpi», ihn nicht verdunkeln soll. So faßt er den heroischen Entschluß, in die Schweiz zu reisen. Wir sehen ihn im Hotel ans dem Rigi->iulm anlangen, gewappnet mit Steigeisen, Alpenstock, Eishacke u. s. w., bei welcher Gelegenheit wir unwillkürlich daran denken, wie er znr Zeit des ^öwenjSgetthnms sich sür die Erpedition nach Algier ausrastete. In der ersten Nacht läßt er sich zuni Sonnenansgange wecken, er glaubt angesichts des großartigen Naturschauspiels, es sei ein Brand ausgebrochen, fürchtet sich namenlos, thut aber, als wolle er die von der Fenersbrunst bedrohten Hotelgäste retten helfen. Da oben trifft er einen Tara-xonesen Namens Bompard als Courier einer peruanischen Familie. Bompard ist unter seinen Landsleuten als Lügner verrufen — man mag sich vorstellen, was der Mann auf dem Gebiete des Lügens leistet! Tartarin und Bompard überbieten einander in Unwahrheiten, und Letzterer fabelt Tartarin so viel von der Ungefährlichkeit der Schweizer Berge vor, daß Tartarin die Jungfrau heiter und harmlos besteigt, als sei das eine nichtssagende Promenade. Er wird deshalb angestaunt. „So lange es Führer auf den Alpen gab, hatte man einen solchen Bergsteiger noch nicht gesehen." Neben den touristischen erlebt Tartarin noch andere Abenteuer, von denen ich hier nur herausheben will, daß er in zarte Beziehungen zu Sonia, einer russischen Nihilistin, tritt und einmal aus Mißverständnis; arretirt wird. Auf der Heinireise begriffen, liest Tartarin in einem Blatte, Costecalde — sein Rivale — beabsichtigte, den Montblanc zu besteigen. Das läßt ihn nicht ruhen. Mit Bompard wieder zusammengetroffen, erfährt er von diesem zwar, die Harmlosigkeit der Schweizer Berge sei eine scherzhafte Erfindung, aber Costecalde soll nicht triumphiren, Tartarin kämpft gegen seine eigene Feigheit an und faßt den Entschluß, im Vereine mit Bompard den Montblanc zu bezwingen. Auf der Bergfahrt machen sie Halt auf einem scharfen Grat — Jeder sucht sich zu retten, indem er das Seil, das ihn mit dem Anderen verbindet, heimlich abschneidet und nun in die Tiefe kollert. Jeder hält den Anderen für verunglückt, sich selbst aber für den Mörder des Begleiters. Bompard kommt als Erster in Tarascon an. Er läßt eine Trauerfeier für Tartarin veranstalten. Während diese düstere Ceremonie sich abspielt, ist auch Tartarin heimgekommen. Da er sich schämt, seinen Plan nicht ausgeführt zu haben, steigt er noch vor Tarascon aus dem Waggon und zieht als Fußgänger bescheiden ein. Bompard schildert, wie Tartarin in die Schlucht siel und er, Bompard, sich an einem zweihundert Fuß langen Seile hinabließ: „Mehr als zwanzig Mal, meine Herren, was sage ich! mehr als neunzig Mal habe ich mich in den riesigen Abgrund hinabgelassen, ohne bis zu unserem unglücklichen Präsidenten gelangen zu können, dessen Sturz an jenem Orte ich leider durch einige an den Vorsprüngen des Eises von ihm zurückgebliebene Neste festzustellen vermochte^ . . . Und indem er so sprach, breitete er auf der grünen Decke ein Stück von einem Backenknochen, einige Barthaare, einen Fetzen von einer Weste, die Schnalle von einem Hosenträger aus . . . In diesem düsteren Augenblicke tritt Tartarin heil und gesund ein. „Und diese Race ist so sonderbar, so leichtgläubig gegenüber den unwahrscheinlichsten Geschichten, den kühnsten, dabei rasch widerlegten Lügen, daß das Auftreten des großen Mannes, von dem die angeblichen Bruchstücke noch auf dem Tische lagen, nur geringe Ueberraschung im Saale hervorrief. . . Man lachte, man drückte einander die Hände, während draußen die Trompetenmusit, der man vergebens Schweigen gebot, hartnäckig den Trauermarsch fortsetzte . . ." 'Das Alles ist nur der Rahmen, in welchen sich eine Menge der prächtigsten Humoresken einfügt. Man muß es an der Quelle nachlesen, wie Tartarin und Bompard auf dem Montblanc angesichts ihrer lebensgefährlichen Situation sich gedrängt fühlen, einander ihre Lügenhaftigkeit zu bekennen, Bompard freilich mit der beschönigenden Erklärung: „So wie ich nur den Mund aufthue, werde ich vom meinem provencalischen Temperament gepackt." Man muß Daudet zuhören, wie er Bompard die Fabel entwickeln läßt, die Schweiz sei ein auf Actien gegründetes Casino - Panorama mit künstlichen Seen, Bergen und Gewässern, dem Touristen könne absolut kein Unfall widerfahren, und sogar in der Tiefe jeder Gletscherspalte sei zur Sicherheit der Reifenden ein Bediensteter der Aktiengesellschaft postirt.

^n einem literarischen Bildnisse Daudets kann der lmmonstische Zug nicht ausdrücklich genug betont werden, denn der Humor in seiner höchsten Ausbildung ist seine wichtigste Seile. Wohl behandelt Daudet in seinen Romanen spannende und packende Eonflicte, wohl greift er hochinteressante Sittengeinälde aus unserer Zeit heraus, aber dieses .Wimen theilt er mit anderen französischen Schriftstellern. Seinen Humor hat er für sich allein. Wir lauschen in ihm einem Enkel des Cervantes. Daß dachen und Weinen bei ihm hart nebeneinander wohnen, thnt der l>ier ausgesprochenen Meinung keinen Eintrag. Der Humor hat das Traurige nkannt und schwebt lächelnd über Glück und Unglück. Er erweist seine «rast als Gegensatz zn dem Tragischen, das ihm nicht fremd geblieben, und er breitet über vieles Düstere versöhnend seinen lichten Schleier. Dasjenige Buch Daudets, das am meisten Bitterkeit enthält: „Jack", überquillt geradezu von Humor, von dem Humor eines Weisen, der hinter so mancher liebes that weniger die Schlechtigkeit als die lächerliche, eitle Verblendung des Sterblichen sucht. D'Argenton ist ein Schurke, aber zugleich ein Sclave seiner Selbstüberhebung, die ihn sein eigenes Dasein mit läppischen, für uns geradezu komischen Nichtigkeiten vergeuden läßt. Auf dem Todtenbette wird er sich eingestehen, daß es denn doch ein verfehltes ^eben war, welches er damit verbrachte, den Titel des nie geborenen Poems: „Die Tochter des Faust" zur Welt zu bringen.

Wo Daudets Art von Humor am wenigsten zu Tage tritt: in seiium Theaterstücken, da liegt auch am wenigsten Anlaß vor, den Dichter zn feiern. Tiefe Stücke enthalten hübsche Episoden, kleine und feine Liebenswürdigkeiten, bewegte Stimmungen — aber es pulsirt in ihnen nicht das dramatische Blut, sie sind mehr Entwürfe zu Dramen als Dramen selbst, Bleistiftzeichnungen und Aquarelle, aber keine kräftig gemalten Bilder, welche das Lampenlicht vertragen. Wenn man sie ausstreicht, fehlt kein Blatt in dem Lorbeerkranze Dandets. In den Romanen, in welchen die Ereignisse ruhig und langsam vorbereitet werden dürfen, findet Daudet mächtige Effecte. Das Buch verlangt diese nicht so unmittelbar, nicht so rapid wie die Bühne. Als Roman hat „1?r,imvnt jsmis «t, Iiiiil?r am,'?" Furore gemacht, das Theaterstück dieses Namens blieb bei einein halben Erfolge stehen. Im Buche verfolgen wir tiefbewegt die Schicksale des ehrlichen Wilhelm Nisler, der sein Leben an die kokette, leichtsinnige, im Innersten verderbte Sidonie Eb/be kettet — diese Sidonie, die nicht nur ihn, sondern auch seinen Bruder Franz verräth und verdirbt, und als Nislers Gattin Fromonts Maitresse ist, um ihren lururiösen Neigungen stöhnen zu können. Als reinigendes Element geht der alte Kassircr Planus durch den Roman; er vertritt das mackellose Gewissen gegenüber der Berlorcnheit. Wilbelm bringt sich um, nachdem er erfahren, daß sein Bruder Franz auch in den Netzen der Elenden geschmachtet. Wie Sidonie endet, das erfahren wir nicht. Nachdem sie ihre Schändlichkeit entdeckt siebt, ergreift sie die Flucht ans ihres Mannes Hause, und Wilhelm und Planus entdecken sie später als Ehansonettensängerin in einem (?uk<' <->mntlmt. Weiter hören wir nichts von ihr. Daudet überläßt es uns, zn crrathen, zu combiniren, was ihr weiterhin beschieden sein mag, ob ein trauriger Abschluß als Sühne, ob jene Straflosigkeit, welche in dieser besten der Welten manchmal dem Laster blüht ... der alte Planus, wie er seinen gewohnten Gang nach der Fabrik wieder antritt, blickt vom Montmartre auf Paris, und er schreit, die Faust ballend mit einer Bewegung schrecklicher Entrüstung: „Elende! Elende!" Und man weiß nicht, ob er zu dein Weibe oder zu der Stadt sprach, ob er Sidonie oder Paris meint . Die Charakterstudie ist für Dandct das Wichtigste in seinen Nomanen. Er läßt diese lieber mit einem Aecord nusklingen, als daß er sie mit einer Begebenheit abschließt. Ida de Baraney, die weibliche Hauptfigur in „Jack", lebt über die letzte Seite des Buches hinaus. Wir vermuthen, daß sie ihre Tage traurig beschließen wird, nachdem sie Vermögen, Glück, und Leben ihres >iindeS dem großen Dichter mit den ewig ungeschriebenen Werken, dem tragikomischen d'Argenton geopfert . . . Eine eclatante Probe dieser Manier, mit der letzten Seite eines Nomanes unserer Phantasie noch weitere Arbeit zu überlassen, liegt in dem Ende von „Savvho". Der von seiner Liebe zu der unwürdigen Fannv Legrand wie ein willenloser Gegenstand hin» nnd hergefchleudertc Jean Gaussain verläßt Frankreich, wo er einem braven, mit allen Fibern nn ihm hängenden Mädchen das Herz gebrochen hat. Er nimmt einen überseeischen Eonsulatsposten an, Fanny soll ihm nachkommen, Savvho aber — wie Fanny in galanten Dreisen genannt wird, weil sie einem Bildhauer für eine Büste der lesbischen Sängerin Modell stand — ist seiner überdrüssig, heirathet ihreu ehemaligen Geliebten Flmnant, der »m ihretwillen Falschmünzer geworden, und briesticb sendet sie Jean den Laufpaß: „Du bist frei. Du wirst nie mehr von mir hören." Aber Jean? Wird die Entfernung ihn von seiner unseligen Leidenschaft heilen? Das sagt nns Daudet nicht. Jeder von nns mag sich nach seinem Geschinacke die ferneren Erlebnisse des jungen Mannes denken . . . .Nehren wir noch einmal zn „Jnck" znrück, nnd wir müssen eingestehen, daß nur Dickens in „Oliver Twist" in so rührender Weise das Trauerspiel eines Kindes in Worte gefaßt hat. Niemand wird anders als innig erschüttert den Lebenslauf des Knaben verfolgen, dein das Unglück eine Frau „mit einem Vogelgehirn" zur Mutter und einen vor Eigenliebe kranken ri,^> zum Quasi-Stiefvater gab. Und unsägliche Wehmuth muß uns ergreifen, wenn wir hören, daß Ida de Barancn, nachdem sie d'Argenton in seiner ganzen Hohlheit und Schlechtigkeit erkannt und nachdem sie in lichten Momenten versucht hat, sich an die Brust des Sohnes zu flüchten, diesen vereinsamt im Spital enden läßt und erst mit Gewalt an sein Lager geschleppt werden muß, da es schon zu spät ist. „Todt?" fragt sie. — „Nein," antwortet man ihr mit Recht, „befreit" . . .

Die französischen Leser entzückte Daudet mehr als je zuvor mit n»dkk" und „Auma Koumestnn^ weil er da in das Netz des ErzöhlungswerkeS das moderne Frankreich und die Vorgänge hinter den Loulissen des politischen Theaters einfing. Uebrigens ist „I^> iiabab^ als einheitliche Composition vielleicht Daudets gelungenster Roman als solcher. Hier geht er sicheren Schrittes der Versuchung aus dem Wege, den Stoff in taufend Details auseinanderflattern zu lassen — eine Versuchung, welcher er in „Jack" keineswegs so glücklich auswich. Mit rois «v. ,xil^ beschäftigte sich das große Publikum hauptsächlich deshalb, weil es in dem Buche pikante Enthüllungen über entthronte Fürstenfamilien zu finden hoffte. Diese und jene Stelle kann auf Er-Fürstlichkeiten gedeutet werden, aber nicht deshalb, sondern trotzdem begegnet das Buch unseren Sympathien; es enthält dichterische Schönheiten, welche den Schwärmern für den ronmi> u cl^f vielleicht entgehen, so z. B. die Scene, wie die Königin von Jllnrien wegen ihres kranken Kindes einen berühmten Arzt aufsucht, und wie wir sehen, daß vor diesem die Fürstin und die Bäuerin völlig gleich sind: bekümmerte Mütter und sonst nichts . . . Eine Eulturstudie voll zeitgeschichtlichen Werthes liegt dem Roman „I/öv^n^Iisto^ zu Grunde. Dieser legt dar, wie protestantische Proselytenmacherei ein weibliches Wesen langsam in das von ihr ausgeworfene Neb zieht. ..I^v!„„F,'>1i«tk!" bedeutet ein Seitenstück zur „^lnclgmc' lZsrväis" der Brüder Goncourt, jenem merkwürdigen Buche, in welchem die römische Kirche so zielbewußt und energisch nach einem Opfer greift, wie hier die evangelische.

Flüchtig sind hier die einzelnen Schriften Daudets gestreift. Eine literarische Charakterskizze hat nur in allgemeinen Linien einen Autor zu zeichnen. Zudem befindet sich Daudet in der Vollkraft des Schaffens, er hat uns gewiß noch viel zu sagen, und so gehört eine abschließende Darstellung feiner literarischen 'Wesenheit der Zukunft an. Wir beurtheilcn, was er uns bisher geschenkt hat. Aus der Summe dieser Gaben ziehen wir Folgerungen, welche uns nöthigeu, Daudet als eine der hervorragendsten Erscheinungen des zeitgenössischen SchriftthnmS anzuerkennen. Am werthesten ist uns Daudet als Humorist. Als solchen verstehen wir Deutsche ihn, gleich eine»! der unserigen, gleich Fleische von unserem Fleische, Blute von unsere»: Blute. Er hat Bücher geschrieben, welche uns nicht vergessen lassen, daß er ein Franzose ist, andere aber — und die haben wir besonders ins Herz geschlossen ^ in denen er die Sprache der guten Geister aller Nationen spricht. Wer die „I,etrre8 cte mon moulin" verfaßt hat, der ist der Bruder sämmtlicher gebildeten und empfänglichen Leser auf dein Erdenrunde. Und würden wir ihn — frei nach der Frage des Cardinals von Este an Ariosto: „Herr Ludwig, woher habt Ihr alle die Narenspossen?" — intervelliren, er gäbe uns, mit Francct Mamai, zur Antwort: „TaS finden Tie in der Bibliothek der Grillen."

Aeltere badische jürstenbildnisse.

vsn

Gans Müller.

— Berlin. —

jnter die ersten und unmittelbarsten Geschichtschreiber können die Künstler gerechnet werden, welche sich mit der Porträtirung bestimmter Menschen, die der Geschichte angehören, befassen und durch ihre Tarstellungen nach der Natur ein für allemal die charakteristische, in die äußere Erscheinung tretende Persönlichkeit festhalten. Sie vermitteln uns nicht allein aus direkter Quelle die zuverlässigste Ansicht von hervorstechenden Individuen und Costümen ihrer Zeitepochen, sondern sie weisen auch selbst durch das mehr oder minder große Maß ihrer Geschicklichkeit auf den allgemeinen Culturzustand und anf die künstlerischen Fähigkeiten ihrer Tage bin. Ihre Erzeugnisse können demgemäß als wesentliche Hülfsmittel der Geschichtsforschung betrachtet werden.

Die Art und Weise dieser Darstellungen ist eine mannigfaltige. Wir begegnen den Porträlkünstlern aus den meisten Gebieten der bildenden sinnst und auf manchen Gebieten des jiunstgewerbes. Die Freskomalerei, Miniaturmalerei, Qelmalerei, Pastellmalerei, Glasmalerei, die graphischen Künste wie Zeichnung von verschiedenster Ausführung, Holzschnitt, >mpserstich und Stahlstich von mancherlei Technik, ferner die Bildhauerkunst und schließlich die Numismatik, Gerannt und Steinschneideknnst, alle sind an der Aufgabe betheiligt, die Gestalt und das Ansehen des menschlichen Geschlechtes zu verewigen, wenn auch der äußere Zweck nicht immer derselbe sein mag. Hierbei ist aber von vornherein zwischen dem künstlerischen »nd dem historischen Werths dieser Arbeiten zu unterscheiden. ES giebt manche Kunstwerke, die von höchster künstlerischer Bedeutung sein tonnen und der historischen Wissenschüft dennoch keinen Dienst leisten, weil sie sich nicht an die Wirklichkeit gehalten haben, sondern vorzugsweise oder ganz der Phantasie ihrer Urheber entsprungen sind, und viele Portratschövfungen, namentlich in älteren Zeiten, welche den Anforderungen der Kunst nur theilwcise oder gar nicht entsprechen, können sür die Geschichtssorschung von zweifelloser Wichtigkeit sein, weil sie mit möglichster Treue nach der Natur und dem ^eben gefertigt sind. Wo sich Kunst und geschichtliche Wahrheit in schönster Harmonie vereinigt, wird der beste, der dauerndste Werth erzielt.

Unzweiselhaft ist dasjenige Porträt das anerkemienSwürdigste, ans welchem der Mensch die Hauptsache bildet, eine Forderung, die trotz ihrer Selbstverständlichkeit nur zu häufig außer Acht gelassen wird. Namentlich hat in neuerer Zeit die Vorliebe zu kunstgewerblichen Gegenständen und die Virtuosität in geschickter Versinulichung von allerhand Dekorationen. Stoffen, Schmucksachen, Möbeln und Teppichen manchen Künstler

verleitet, die Toiletten, Ausstattungen und Arrangements für Hauptsache und die darzustellende Persönlichkeit für Nebensache zu halten. Es kommt nicht selten vor, daß angesehene Bildnißmaler zunächst die Kleider und Nebendinge malen und erst zu guterletzt den Kops hineinsehen. Das Porträt wird damit zum Genrebild oder Stillleben verändert. Eine weitere wichtige Forderung besteht darin, daß im Porträt ausschließlich ein Zustand dargestellt werden muß. Die Figuren sollen in einfacher, unbeweglicher Nube und nicht in Handlung vorgeführt werden. Wir wünschen von der geinalten Persönlichkeit nicht zu wissen, ivaS sie thut, wie sie sich in einein bestimmten Augenblicke beschäftigt, wie sie wohnt, wie reich sie ist, oder dergleichen, sondern sie soll uns die gewisse Ueberzcugung einprägen, wie sie aussieht, wie sie ist, wie sie fühlt und denkt. Eine wahrheitsgetreu aufgefaßte und vorgestellte Physiognomie soll uns ihre volle intellectuelle und moralische Bedeutung klarlegen. Es ist das hohe nnd schöne Ziel des Porträlkünstlers, nns für alle Zeit das eigentliche Wesen, die gleichmäßige, dauernde Eharakte^ ristik, den Gesnmmteindruck des ganzen äußeren und inneren Mensche» wiederzugeben. Alles Accessorische, alles Zufällige nnd Vombergehende muß ferngehalten werden. Eine Einzelfignr zum Beispiel, auch wenn es sich um ein junges Mädchen oder eine junge Frau handelt, darzustellen, die lächelt, ist von vornherein verfehlt, da selbst das gottbegnadetste Glückskind nicht immer lächeln wird. Begründet würde dies nur durch einen weiteren Bestandtheil des Bildes werden können, wenn znm Beispiel eine junge Fran mit ihrem Kinde vorgeführt würde, die im herzlichen Augenblick vollsten, seligste» Mutterglückes ihre innere Freude in strahlende»! GesichtsanSdrnck zn erkennen giebt — und alsdann hätten wir es eben wieder mi! eine», Genrebild zn thun. Auf alle Fälle nimmt der Künstler, der das Hauptgewicht ans eine vertiefte, wahrheitsgemäße nnd zuverlässige Eharakte ristik und Judividunlisirung zu legen versteht, einen weit bedentungsvolleren Standpunkt ein, als derjenige, der nur eine rein vhm'ische Aelmlichkeit der äußeren Zuge anstrebt und trifft, wie sie nöthigenfalls auch der Handwerker oder Schüler nach einem Modell genau wiederzugeben im Stande ist. Das Kunstwerk soll keine todte Copie, sondern eine lebendige Tarstellung der Natur sein. In dieser Beziehung wird das Studium der alten flandrischen, holländischen, deutschen und italienischen Meister der Bildnißmalerei dauernd den erfolgreichsten Nutzen stiften.

Jede Sammlung von Familien- oder Almenbildern bildet für den pietätvollen Menschen einen großen Genuß, der um so großer sein wird, je mehr die Erinnerung an die Vorsahren durch kunstvolle Darstellungen erfreut wird. Um Vieles werthvoller und allgemein fesselnder wirkt aber die Porträtgeschichte eines erlauchten Fürstengeschlechtes, das sich durch Jahrhunderte hindurch in der Geschichte hervorgethan hat und an den wichtigsten historischen Ereignissen thätlich betheiligt war. Die Geschichte eines Landes ist durchgängig eng verknüpft mit derjenigen seiner Regenten, da der Hof für alle politischen und culturcllen Entwickelungen gemeiniglich den Ton angiebt, und so steht auch die Kunstgeschichte in mannigfacher Wechselwirkung zu den Herrscherhäusern, die in erster ^inie die Auftraggeber der bildenden Künste sind. Das Studium der Bildnisse eines ruhmreichen Fürstengeschlechles giebt demnach nach allen Seiten hin eine Fülle von Anregung und Belehrung.

Das badische Fürstenhaus ist eines der ältesten unter den regierenden Häusern in Deutschland. Die beglaubigte Geschichte der grofzherzoglichen Familie beginnt bereits in der Mitte des eisten Jahrhunderts, da ein streitbarer Necke, Berchtold der Bärtige, als Graf im Breisgau, in der Ortenan und im Albgau zuerst urkundlich erwähnt wird, welcher 10V l mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona belehnt wurde und, soweit bis jetzt erwiesen ist, seit dein Jahre 1078 seinem Namen denjenigen der Burg Zähringen im Breisgau beigelegt hat. Während sein ältester, gleichnamiger Sohn mit noch drei folgenden Herzögen desselben Namens die zähringische Hauprlinie bis zum Jahre 1218 — in welchem Jahre der letzte männliche Sproß starb, der die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hat — für sich fortführten, wurde Berchtolds des Ersten zweiter Sohn Hermann I., Graf von Limburg, der 1074 als Mönch im Kloster Elugny starb, der Stammvater des jetzt regierenden Herrscherhauses von Baden. Seine Linie führte während acht Jahrhunderten den markgräflichen Titel. Sein Sohn Herrmann II. (1' 11^0) nannte sich Urkunden zufolge zuerst nach seiner Burg Baden. Mit ihm begann eine lange Ncihe tüchtiger, lhatkräftiger Fürsten, welche allezeit treu zu Kaiser und Neich hielten, ihren Besitz durch Heirath, Bertrag und Waffengewalt stetig zu vergrößern wußten und das ganze Mittelalter hindurch eine hochgeachtete Stellung unter den deutschen Landesherren einnahmen. Nicht wenige traten auch schon danmls aus dem Nahmen einer speciellen >>.'andesgeschichte heraus und erwarben sich einen Platz in der Weitgefchichte. Mehrfache Theilungen des Landbesitzes unter mehrere Erben wurden anfangs durch bald erfolgte Wiedervereinigung wieder aufgehoben. Zum letzten Male vor einer langwierigen Spaltung war die gesanunte Markgrafschaft durch Christof I. (1° 1527) unter einer Hand vereinigt, Alsdann schied sich der badifche Besitz auf zweiuudeinhalb Jahrhunderte in zwei Theile, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, bis erst im Jahre 1771 durch den Tod des kinderlosen Markgrasen August Georg von Baden-Baden beide Länder auf Grund eines Erbvertrags vom Jahre 1765 wieder unter eine gemeinschaftliche Herrschaft gelangten und durch den Markgrafen Karl Friedrich in die erste Nangklasse der deutschen Fiirstenthümer, zunächst 18l)3 zu einem Kursürstenthum und 1806 zu einem Groszherzogthum erhoben wurden. Während dieser langen Zeit hat sich der Name der badischen Herrscher nach allen Seiten hin ausgezeichnet. Fast Seite für Seite begegnen wir auf den Blättern der deutschen Geschichte verdienstvollen Mitgliedern dieses Hauses. Beide Markgrafschaftcn waren reich an hervorragenden Kriegshelden und Staatsmännern, die ihre Fähigkeiten und Mittel nicht nur in den Dienst des engeren Vaterlandes stellten, sondern mit lebhaftestem Eifer an der geistigen und eulturellen Entwickelung des deutschen Volkes in erweitertem Sinne Antheil nahmen, wozu die Zeiten der Reformation, die langwierigen Friedensstörungen des dreißigjährigen Krieges, die gefahrvollen Bedrohungen des Abendlandes durch die Türken und die oftmaligen Eroberungsgelüste der Franzosen in den deutschen Landen die vielfachsten Anlässe boten. Die von Christofs I. ältestem Sohne Bernhard I. begründete bernhardinische oder baden-badensche Linie zählte neben dem tapferen, auf dem Feld der Ehre gefallenen Markgrafen Philibert (1536—1569), dem kunstsinnigen und einsichtsvollen Philipp II. (1559—1588), dem gerechtigkeitsliebendeu und friedlichen Kammerrichter Wilhelm (1593—1677), dem glorreichen Tnrkenbesieger nnd Franzosenfeind Ludwig Wilhelm (1655 bis 1707), einen der populärsten ,«riegsführer seiner Zeit zu ihren Regenten, dessen Heloenthaten gegen Deutschlands gefährlichste Feinde im Osten und im Westen mit goldenen Lettern in der Weltgeschichte verzeichnet sind; und die von Bernhards Bruder begründete ernestinifche oder baden-durlacher Linie fah außer ttarl ll. (1529—1577), der 1556 die evangelische Lehre in seine Lande einführte, den thatkräftigen Ernst Friedrich (1560—1601), den tapferen, aber unglücklichen Georg Friedrich (1573—1638>, die beiden friedliebenden, um die innere Verwaltung ihres Landes hochverdienten Friedrich V. (1591—1659) und Friedrich VI. < 1617—1677), den von Kriegsnoth schwer heimgesuchten Friedrich Magnus (1647—1799) und den lebensfrohen Erbauer Karlsruhes, Karl Wilhelm (1679—1738), an ihrer Spitze. Mit der Regiermigsübernabme durch dessen Enkel und Nachfolger Karl Friedrich (1728—1811), der den Beginn einer neuen Epoche der badischen Geschichte bezeichnet, endet die folgende Betrachtung. Nicht minder habeil sich auch eine Neihe hochbegabter, wohlthätiger und thatkrästigev Fürstinnen ein,! dauemde Erinnerung in den Herzen ihres treuen Volkes gesichert.

Ein Fürstengeschlecht von einer so alten Vergangenheit sieht nicht nur auf eine reiche politische beschichte, sondern auch auf eine interessante Kunstgeschichte zurück, an der es selbst mitgewirkt hat, und eine Sammlung und Beschreibung seiner beglaubigten Ahnenbildnisse fördert manches Bemerkensmerthe zu Tage.

Von den Bildnissen des Mittelalters muß füglich Abstand genommen werden. Wir wissen, daß die deutsche Porträtmalerei nach dem Leben infolge flandrischer Einflüsse erst in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zur künstlerischen Entwickelung gehangt ist, und daß auch den plastischen Darstellungen vor der Renaissancezeit mit geringen Ausnahmen kein allzugroßer Werth beizulegen ist, was wahrheitsgetreue Arbeit nach der Natur angeht. Alles was vor dieser Zeit an Bildwerken vorhanden ist, muß anstandslos aus das Gebiet der Phantasie und Schablone verwiesen werden. Dasselbe gilt, soweit, es sich aus die ältere Zeit bezieht, von den Sammlungen von Ahnenbildnissen, denen wir begreiflicher Weise mehrfach begegnen. Daß kmistliebende badische Fürsten des öfteren solche Sammlungen anlegten, ist feststehend. Sowohl in dem von >iarl II. von Baden-Durlach (1° 1577) erbauten Schlosse zu Durlach wie in dem von Philipp II. von Baden-Baden (1' 15««) neu ausgestatteten Schloß zu Baden sind solche Ahnengallerien gewesen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß beide Sammlungen auf eine ältere Anlage zurückgingen. Bon dem Schloßbau zu Baden ist bekannt, daß die von Tobias Stimmer — einem aus Schaffhausen gebürtigen Maler, Zeichner nnd Formenschlicider, der in Schaffhausen, Straßburg und Frankfurt viele Hänser mit Freskomalereien geschmückt hat — im Jahre 157!> vollendeten Saaldecorationen vornehmlich überlebensgroße Figuren der zur Regierung gelangten Markgrafen in Waffenschmuck enthielten. Wir besitzen nämlich aus dem 17. Jahrhundert eine dem Pater Johannes Gamans zugeschriebene nnd von Krieg von Hochfelden <Die beiden Schlösser zu Baden S. Kil!—17ii) abgedruckte genaue Beschreibung des im Jahre 1689 gestörten Prachtsaales <I)^scriptiu ^nlirs, silmeegtLäileiiisUäl'cKiilOisiu. I^Iatiu8sreni8Lim«rum?iil^!pnin ^Isrcliiollum üiiäouKium). Ob es sich hier um eine Sammlung älterer Bilder oder um neue Werke handelte, ist schwerlich festzustellen. Wahrscheinlich wurde altes benutzt und neues hinzugemalt. Eine fernere Sammlung, die sich aber nur auf Zeitgenossen beschränkte, wird der Anregung Friedrichs VI. von Baden-Durlach <1' 1677), des Begründers des badischen Münzcabincts, zugeschrieben. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde dann in den von dem Türkenhelden Ludwig Wilhelm ('s- 1707) erbauten Schlosse zu Rastatt eine Sammlung von Oelgemäloen begonnen, die sich jetzt in Baden befindet, nnd gleichzeitig wurde die nach der Zerstörung von 1<>7« während der Jahre 17^1—17^7 neu aufgebaute Klosterkirche von St. Peter im Schwarzwalde in der Nähe von Freibiug im Breisgau mit hierher bezüglichen Statuen und Frestogemälden ausgeschmückt.

Es lag nahe, eine Pul'lication von Einzelbildern nach diesen zerstreuten Sammlungen erscheinen zu lassen, und so kam im Jahr 1829 ein Werk unter dem Titel „Abbildungen der Regenten des fürstlichen Hauses Baden nach den !)riginalaemälden, welche sich in den Schlössern zu Karlsruhe, Baden :c. befinden, getreu auf Stein gezeichnet von verschiedenen >iünstlenl nnd herausgegeben von Johann Velten (in Karlsruhe)" zu Stande. Die Pnblication enthielt ein Titelblatt, eine Widmung an den Großherzog Ludwig Wilhelm August, das badische Wappen und 4<i, auch colorirt erschienene Porträts, zu denen später noch als 47. Blatt das Bildniß des Großhcrzogs Leopold hinzutrat. Im selben Jahre erschienen bei dein Herausgeber Johann Velten desgleichen TeMnsgaben zu den Abbildungen: 1. ‚Mrzc ^ebensbeschreibnng der Regenten des Durchlauchtigsten Hauses Baden, verfaßt von Pfarrrector Herr"; dieselbe mag wohl in manchen eigenthüinlichen Ausdrücken und Aeußeruugen berechtigterweise olme Beifall geblieben sein! 2. „Biographische Notizen zu den Abbildungen der Regenten des großherzoglichen Hauses Baden von Dr. A. Schreiber", eine sachgemäßere und knapper abgefaßte Tcrtbcigabe. Eigentlich populär aber ist diese Porträtsammlung, die ausschließlich Bilder von zur Regierung gelangten Fürsten darstellt, wohl niemals geworden. Künstlerischen Werth besitzt sie ebensowenig wie kritischen. Von einer zuverlässigen Porträtähnlichkeit ist nur auf vereinzelten Blättern die Rede. Die Abbildungen nach mittelalterlichen Vorlagen sind wcrthlose Phantasieslücke. Für die letzten mehr oder weniger ähnlichen Porträts wendet man sich besser an die ^riginalbildnisse selbst.

So wird man denn überhaupt bei einer mit dem gehörigen Kunstverständnis; z» unternehmenden Betrachtung der zahlreich erhaltenen Bildnisse des badischen Hauses gut thun, wenn man auf die Quellen direct zurückgeht. Nnd hier wird sich des Schönen und Mittheilenswerthen genug finden. Treffen wir doch in alten Tagen Namen von bestem Klange wie Baldung, Cmuach, Burgkmair, Bcham, Schöpser, Amberger und viele andere unter den sicheren nnd angeblichen Künstlern, welche Mitglieder der fürstlichen Familie porträtirt haben, nnd bis in die neueste Zeit hinein finden sich fortwährend die trefflichste» Xnnstwerke in dieser reichen Porträtgeschichte. Das Vorzüglichste bis auf >tarl Friedrich soll im Folgenden erwähnt werden.

Eiir umfasseudes kritisches Verzeichnis; wird damit keineswegs gegeben. In dieser Beziehnng muß nach anderer Richtung hiu verwiesen werden. Es galt hier vornehmlich, aus das für die Xunstgeschichtc Bedeutungsvolle hinzudeuten.

Eine grundlegende kritische Arbeit von hervorragendem Werthe bilden Wilhelm Brambachs „Bildnisse zur Geschichte des badischcn Fürstenhauses. Vorarbeiten zu einein kritischen Verzeichnisse badischer Fürstenporträts", erschienen als Nr. V der Mittheilungen aus der Großherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek und Münzsammlung (herausgegeben von W. Brambach und A. Holder), die inzwischen handschriftlich auf das Reichste ergänzt und erweitert worden sind. Hier werden alle bekannt gewordenen Bildnisse des ganzen Fürstenhauses von Berchtold I. (-f-1078) ab bis auf die allerncueste Zeit in historischer Reihenfolge aufgezählt, in einer Ausführlichkeit, die das Erstaunen des Sammlers erregen muß, und die alle Gebiete der oben erwähnten Darstellungsarten der Porträtkunst umfaßt. Das im Jahre 1884 gedruckte Verzeichnis^ weist allein 786 Nummern aus, und inzwischen dürfte sich wohl das Material um das Doppelte vermehrt haben. Zu gleicher Zeit hat die Großherzoglich badische Hof- und landesbibliothek in Karlsruhe eine Sammlung der erhältlichen Blätter und Reproduktionen begonnen und damit den Grund zu einer für Geschichte, Kunstgeschichte und Costümkunde gleich interessanten Porträtsammlung gelegt, wie sie wohl bisher noch nirgendwo unternommen worden ist.

Bildhauerarbeiten und Grabdenkmäler wurden bei der folgenden Besprechung grundsätzlich ausgeschlossen. Letztere würden sich in einer Sammlung von lebenden Porträts nicht gut ausnehmen. An guten Büsten nach dem Leben ist auch nicht gerade Ueberfluß vorhanden. Größere Denkmäler sind zumeist, wie dies bis in die jüngste Zeit Gebrauch war, erst nach dem Tode angefertigt und theilweise, besonders in älterer Zeit, reine Erfindungen der Phantasie, Was die besondere Art der Grabmäler angeht, so sind die Stiftskirche zu Baden-Baden und die Schloßkirche in Pforzheim vor Allem reich an hervorragenden Bildhauerarbeiten der Renaissancezeit. Unter den für das Haus Baden thätigen Bildhauern dieser Kunstepoche ragt vor allein Hans Trarbach (1530—1586), Bildhauer und Schultheiß in Simmern auf dem Hunsrück, hervor, der das Prachtdenkmal Karls II. und seiner beiden Frauen in Pforzheim und nach Waags neuesten Forschungen auch das Grabnml des Markgrafen Philibert und der Markgräfin Mechtildis in der baden-badener Stiftskirche verfertigt hat.

Desgleichen wurden auch die Porträtarbeiten der Kleinkunst und des Kunstgewerbes beiseite gelassen, da sie selten das Verdienst historischer Treue besitzen und nur den zahlreichen Münzen und Medaillen, welche Bildnisse der badischen Fürstenfamilie enthalten, und deren gerade die badische Münzgeschichte eine vortreffliche Auswahl bietet, wurde zum Schluß die gebührende Beachtung eingeräumt.

Von alten Freskobildern, die hierher gehören, hat sich nur eines erhalten, aber auch dieses ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen und leider durch die Zeit theilweise fast zur Unkenntlichkeit verdorben. Dasselbe befindet sich im Münster zu Konstanz über dem Grabdenkmal des Bischofs ^tto III. von Hachberg ('s- 1451) und stellt eine Kreuzigung Ehristi dar mit den knieenden Figuren eines Bischofs und eines Ritters. Die Annahme,

daß hier die erstere Figur Otto III. und die letztere einen seiner Brüder Rudolf (1- 1420) oder Wilhelm (-f- nach 21. Mai 1473) wiedergiebt, ist nicht zu beweisen, hat aber große Wahrscheinlichkeit für sich. Eine Abbildung des Ritters befindet sich bei Hcfner-Altcneck, Trachten des christlichen Mitte! alters (2. Ausg. 1879 ff. V. 5 t. 296. Bergl. auch „Kunstdenkmäler d. Gros;herzogth. Baden, Freiburg 1887. I. S. 176—177".) Interessante ältere Freskomalereien sind sonst in den badischen Landen überhaupt nicht viel zu Hause, und was etwa vorhanden war, ist den >vriegszerstörungcn anheimgefallen, denen fast kein Land so häufig und nachhaltig ausgesetzt war, wie das erponirt gelegene Baden, das Jahrhunderte lang den Durchgangspunkt verheerender KriegSmärschc von hüben und drüben dem Rheine bildete.

Mehr hat sich schon aus den zahlreichen Klöstern des Schwarzwaldes an Aeußerungen der Kleinmalcrei erhalten, die von Flandern nach Deutschland kam. Auch hier finden wir die vortrefflichsten, fleißigsten Arbeiten in ihrer Art, ohne aber jemals Grund zur Annahme zu haben, daß sich bekannte erste Künstler mit der Jlluminirkunst und Malerei in Deckfarben auf Pergament beschäftigt haben, wie man in neuerer Zeit fälschlich annehmen wollte.

Die Miniaturmalerei, welche schon bei den Griechen und Römern bekannt war, hat sich auch hin und wieder auf das Porträt verlegt. Im Mittelalter kann hierbei wiederum von keiner Aehnlichkeit die Rede sein. Die Mönche, die sich mit dem Jlluminiren alter Handschriften befaßten, haben wohl in den seltensten Fällen ihre Modelle von Angesicht zn Angesicht gesehen und schwerlich jemals die stolzen Herren der Welt zn einer Sitzung für ihre kleinen Werke zu bewegen vennocht. Sie mögen wohl auch nicht darnach verlangt haben, arbeiteten für sich in abgeschlossener Klause und ließen ihrer naiven Phantasie freien Spielraum. Späterhin, seit dem dreizehnten Jahrhundert, nahmen sich aber auch tüchtige, weltliche Maler der >Ueinmalerei an. Dieselben waren jedoch immer Specialisten in ihrem Fache, „BerlichterS", und bildeten mit Schreibern und Buchbindern eine besondere Körperschaft. An den Höfen wurden solche Künstler, die sich mit der geduldigen, sorgfältigen Wiedergabc von Details, Gerüchen, Gegenständen abgaben, auch zur Portrcitirung immer mehr beliebt und gesucht.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert weist die Geschichte des badischcn Fürstengeschlechtes einige gute Beispiele des Miniaturporträts auf. So befindet sich in dem an kostbaren Miniaturen reichen Ou^iex I)url»«ensis 1 — früher 95 a — stol. 10v) der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek eine zierlich ausgeführte Arbeit, in welcher Christof I. (1453—1527) unverkennbar abgebildet ist, wie er seinem Schutzpatron, dem heiligen Christophorns mit dem Jesuskinde, die Hand reicht. Desgleichen ist seine Ehefrau Ottilia von Katzenellenbogen ('s- 1517) als heilige Ottilia wiedergegeben. Das Baden-Sponheimifche Wappen und die Aehnlichkeit der Gesichtszüge lassen keinen Zweifel an dieser Behauptung zn. Einige Blätter weiter finoel man in derselben Handschrift (toi. 18v) das Bildniß eines vollständig gerüsteten jugendlichen Ritters mit dem Baden-Sponheimischen Wappen, der knicend sein Gebet verrichtet. Auch hier geht man wohl nicht fehl, wenn man in dem schönen Ritter das Porträt Philipp I. (1479—1508), des begabten Sohnes von Christof und Ottilie, erkennt, der nach der von seinem Bruder Ernst verfaßten Grabschrift in der Stiftskirche zu Baden „durch Kraft des Körpers und Schönheit der Gestalt ausgezeichnet" mar. Eine Ähnlichkeit mit seinem Porträt auf dem Karlsruher Votivbilde von Hans Baldung ist nicht zu verkennen. Aus der Inschrift ?. 8. 0. L., die durch den ganzen Coder bei allen Miniaturen wiederkehrt, läßt sich leider nichts herausbringen. Da sich außer dem unten zu besprechenden Bilde Baldungs und der gepanzerten und aus dem Paradebett liegenden Gradfigur in der Badener Stiftskirche auffallender Weise bisher kein anderes Bildniß Philipps aufgefunden hat — in München, dem kunstsinnigen Hofhalt seiner Tochter Jakoba, wäre ein solches zu erwarten gewesen — so bildet diese Miniatur eine erfreuliche Bereicherung dieser Porträtgeschichte.

Von besonderem künstlerischem Werths sind dann ferner zwei Miniatur Porträts der genannten Markgräfin Jakoba (1507—1580), der Gemahlin des Herzogs Wilhelm 1^. von Bauern, welche, wie mir sehen werden, manchen Künstler und zwar in den verschiedensten Lebensaltern beschäftigt hat. Sie stellen beide die Fürstin in höheren Jahren dar und rühren von Hans Mielich oder Mühlich her, jenein mit Recht angesehenen Miniator, der unter anderem die berühmten Schmucksachen der Herzogin Anna, Gemahlin Albrechts V., malte. Aus dem Büchlein, das die kleineren Schmuckgegenstände enthält (1552) und im Jahre 1843 von König Ludwig I. von Bayern angekauft und der Hof- und Staatsbibliothek in München als Geschenk überwiesen wurde, ist die Rückseite des ersten Blattes (klein Quart) bemerkenswert!) und bereits von v. Aretin „Alterthümer des bayerischen Herrscherhauses (München 1854—71, Lieferung VIII.) abgebildet worden. Man sieht hier in vortrefflichster Ausführung den Herzog Albrecht und Herzogin Anna Schach spielend an einem Tisch sitzen, während im Hintergrunde eine Reihe von distinguirten Persönlichkeiten des Hofes mit offenbarster Porträtähnlichkeit abgebildet ist. Das Bild ist von einer staunenswerthen Feinheit und Sorgsalt im Detail und wahrscheinlich nach dem Leben gemalt worden. Mit Recht bedauert der Herausgeber, daß die acht zuschauenden Personen nicht namentlich bekannt sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber die dort abgebildete ältere Frau mit der weißen Haube, welche dein Beschauer das würdige Antlitz voll zuwendet, Albrechts Mutter, Jakoba von Baden, und die sogenannte Zofe dürfte fraglos ihre Tochter Mechthildis (f 1565), Markgraf Philiberts Gemahlin, vorstellen. Das andere Bildchen Mielichs, welches Jakoba wiedergiebt, findet sich aui einen' Großfolioblatt in dem kostbaren Coder „Orlando Lasso. BußPsalmen" auf der Miinchener Hof- und Staatsbibliothek (eoä. ms. ^. vol. II. 15«. 130 — OimvI. 5i1. Win. II). Auch hier kommt Jakoba in älteren Jahren ans dem Bilde der Familie und Hofgesellschaft vor. Hans Mielich, über den Mar Zimmermann eine lesenswcrthe Abhandlung geschrieben hat (Hans Mühlich, Jnaug.-Diss. München 188',), hat sich in diesen Werken als ein ausgezeichneter Künstler gezeigt, der das Individuelle treffend zu charakterisiren versteht und einen Fleiß an den Tag legt, der manchem neueren Maler als Beispiel vorgehalten werden kann.

Bon Jakoba ist hier schließlich noch ein reizvolles kleines Miniaturporträt ans Kupfer zu erwähnen, das die Herzogin in ihrem siebzigsten Lebensjahre vorstellt (.«I^: I.XX. N. 0. I.XXV^III.) .und im

Münchener Nationalumseum, dritter Stock Saal IV, aufbewahrt wird «Sammlung von Miniaturporträts in Buchform, angeblich gemalt von Schöpfer).

Weit wichtiger für die Kunstgeschichte, als diese vereinzelten Darstellungen von Miniaturmalern, sind die Oelvorträts der markgräftichen Familie, die aus der guten Zeit der deutschen Malkunst herstammen und an den verschiedensten Orten verstreut sind.

Einer der bedeutendsten Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, der nachgewiesenermaßen von dem badischen Fürstenhanse beschäftigt wurde, ist Hans Baldung, mit dem Beinamen Grien oder Grün, aus SchwäbischGmünd, geboren zwischen 1475 und 1480, gestorben 1545 zu Straßburg. Urkunden nach gehörten zu verschiedenen Zeiten Mitglieder seiner Familie dem Frauenkloster Lichtenthal bei Baden-Baden an, — auch seine beiden Töchter wurden dort Klosterfrauen —, welches im Jahre 1245 von der badischen Markgräfin Irmengard, der Gemahlin Hermanns V., gestiftet wurde und bis auf den heutigen Tag sich der besonderen Gunst des badischen Hofes erfreut. Durch diese Beziehungen mag wohl Baldung seine ersten Aufträge für das Kloster erhalten haben. Dieselben bestanden in zwei Altarbildern für die dortige Todtcnkapelle, sind mit der Jahreszahl 14W und dem aus den Buchstaben H und IZ zusammengesetzten Monogramm versehen und stehen noch ganz unter deni Einfluß der milden und zarten Kunstweise Martin Schongauers und seiner Schule. Für dieselbe Todtenkapclle malte dann Baldung das jetzt in der großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe befindliche Botivbild des badischen Markgrafen Christof I. und seiner zahlreichen Familie (Nr. 88 n. d. Katalog von Karl Koelitz 1881), wie Schöpflin meint, auf Betreiben von Christofs fünftem Sohne, Philipp, der vor den übrigen die Künste geliebt haben soll. Zu Schöpflins Zeit gehörte das Gemälde zu der Sammlung der Baden-Durlacher Familie im Schloß zu Basel; der Kupferstich, den er seinein Werke (Historie Aärwgv Lällen8i8 II., 1764) bcigiebt, trägt die Unterschriften: Hisru. Hol?»«!, «ist. üasil. und Alurt. ^Vsi8 8«ulv. ^r^ont. Die

Entstehungszeit des

interessanten Bildes ist nicht sicher. Wahrscheinlich stammt es aus Baldungs mittleren Jahren, nachdem sich der Künstler bereits die Errungenschaften der Dürer'schen Schule zu eigen gemacht hatte, wenngleich er wohl mit Rücksicht auf den Gegenstand, wenig von der späteren phantastischen Leidenschaftlichkeit und Originalität des Künstlers anfweist. Daß das Gemälde später als 1503 gemalt wurde, beweist schon der Umstand, daß Jakob III. liier in vollem erzbischöflichem Ornat erscheint, denn Jakob erhielt die erzbischöfliche Würde erst in diesem Jahre. Auch spricht der Thatbestand, daß alle fünfzehn Kinder des markgräflichen Paares in erwachsenem Alter abgebildet sind — die jüngsten sind 1492 und 1493 geboren — für eine spätere Entstehung. Auffallend berührt allerdings hierbei, daß Baldung auch die beiden in zartester Kindheit verstorbenen Söhne, Johannes und Georg, wenn auch nur im Hintergrunde, als ausgewachsene Männer vorführt. Er erfüllte damit gewiß einen Wunsch der Donatoren, welche ihre gcsammte Familie auf dem Votivgemälde vereinigt missen wollten. Vielleicht arbeitete der Künstler um dieselbe Zeit für das badische Markgrafenhaus, 'als er auf Veranlassung des ihm befreundeten Grafen Bernhard IV. von Eberslein, eine Reihe von Ahnenbildnissen „uff dem Haus neuen Eberstein" malte, und als die vortrefflichen Tafeln für den Freiburger Hochaltar entstanden (1516). Das Votiubild gehört nicht gerade zu den besten Bildern Baldungs und leidet wie alle derartigen Gruppenbilder jener Zeit unter den conventionellen Gebräuchen in der Anordnung. Trotz aller Härte und Steifheit in der Gruppirung zeigt es aber immerhin in manchen Einzelheiten des Künstlers energische Gestaltung und Charakteristik, ein kraftvolles Eolorit und Sinn sür naturwahre Lichtwirkung. Wir sehen in der Mitte des Gemäldes auf einem von Vorhängen abgeschlossenen Sitze die Madonna mit dein Kinde in liebenswürdiger, natürlicher Auffassung, und die heilige Anna mit einem Buche, in welchem das Jesuskind blättert, während zur Rechten der Bank der Markgraf Christof in voller goldener Rüstung und goldener Haube, mit dem Orden des goldenen Vließes, und seine zehn Söhne, zumeist nach Tracht und Haltung leicht erkennbar, und zur Linken die Markgräfin Ottilia in kostbarer Gewandung und ihre fünf Töchter, der Reihe nach gleichfalls leicht zu bestimmen, ihr Gebet verrichten. Die Wappen des Markgrafen und der Markgräfin sind in großem Verhältuiß dazugemalt. Die Söhne sind durchschnittlich recht alt miedergegeben, während ihre Mutter einen ziemlich jugendlichen Eindruck macht und offenbar verjüngt oder nach älteren Bildnissen gemalt ist. Ueberhaupt sind die weiblichen Mitglieder der markgräflichen Familie nicht so charakteristisch inoividualisirt, wie die männlichen, wie denn Baldung zeitlebens mehr Veranlagung für das Kräftige, Markige und Mannhafte als für das Schöne, Liebliche und Frauenhafte bewiesen hat.

Von Christof I. befindet sich ferner in derselben Karlsruher Gemäldegallerie ein vielbemundertes Brustbild, das gleichfalls allgemein dem Pinsel Hans BaldungS zugeschrieben wird und den Stammhalter von Baden-Baden und Baden-Durlach in schwarzem Barett und schwarzer Pelzhaube, mit der ttette de« goldenen Vließes um den Hals, in einer Wendung nach rechlo zur Darstellung bringt. - Im rechten oberen Winkel befindet sich das in Baden und Sponheim (weis; und roth geschacht) geviertetc Hauswappen, umgeben von der Kette des goldenen Bließes. Die Inschrift lautet.„V(«n) «M«8 <Z(»ä6sv) ckISMI^ Äl^,R«I^VL 211 L^DM HX^) IIOOLLMCr VLZl s«!? «^v." Die Inschrift ist also später, nach dem Tode des Fürsten (1527) eingetragen, oder das ganze Bild ist, wenn auch noch im 16. Jahrhundert, wofür die Behandlung des Porträts spricht, nach dem Hingang Christofs gemalt morden und zwar — was schon Bayersdorffer wohl mit Necht vermuthet hat — nicht von Baldung selbst, sondern von einem anderen jüngerer Künstler. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man das Porträt mit dem nebenan hängenden Botin bilde in nähere Begleichung bringt. Hier haben wir es unzweifelhaft mit einem echten Hans Baldung zu thun, der ungleich härter und starrer in der Behandlung ist, als das frische und flotte Brustbildniß, und zweifellos nach dem Leben gemalt wurde. Die beiderseitige Aehnlichkeit der Gesichtszüge ist unleugbar, wenn sich auch die Bartform des Fürsten auf beiden Bilden: als eine andere zeigt. Sofort fällt aber auf, das; der Markgraf auf dem Botivbilde dunkelbraune und auf dem Brustbild helle blaue Augen besitz!. Der Maler des Brustbildes hat demnach wahrscheinlich den Markgrafen nicht gekannt und sein Werk nicht nach der Natur, sondern nach einem anderen vorhandenen Bildniß gefertigt, und dieses andere Bildnisz dürfte voraussichtlich desselben Hans Baldung vortrefflicher Holzschnitt vom Jahre 1511 gewesen sein, welcher mit dem Oelvorträt übereinstimmt und daher irriger Weise gemeiniglich als eine Neproduction desselben angesehen wird. Cin mit der Jahreszahl 1515 bezeichnetes Porträt in der alten Pinakothek zu München (Katal. «mtl. Ausg. von 1884, Nr. 287), das offenbar auch Christof I. darstellt, giebt den Markgrafen gleichfalls mit braunen, haselnustfarbenen Augen wieder. Nebenbei kann darauf hingewiesen werden, daß ein großer Theil der Porträts mit Inschriften, wie sie das schöne Porträt der Karlsruher Gallerie trägt, Covien nach Bildern ohne Inschrift sind. Keinesfalls büßt das Karlsruher Bild an seiner Bedeutung auf dem Gebiete der Porträtkunst im 16. Jahrhundert ein, wenn eo auch nicht von BaldungS Hand herrührt und von nun ab einem unbekannten Meister zugeschrieben werden muß.

Noch einer anderen Streitsrage begegnen wir bei dieser Gelegenheit, die einer Besprechung würdig ist.

Baldnngs Skizzenbuch, welches dem Karlsruher ^upferstichcabinet zu gehört, enthält unter der doppelten Aufschrift „Markgraf Bernhard zu Baden" eine Silbcrstiftzcichimng von mannigfachem Interesse. H. A. Mavs hat die Bermuthung ausgesprochen, daß hier aus Versehen „Bernhard" statt „Christof" geschrieben sei, und in der That hat diese Vernmthung mancherlei für sich. Eine endgültige Entscheidung in der Frage dürfte indessen auf Schwierigkeiten stoßen. Die obere Inschrift der Zeichnung „Margrau, Bernhardt zu Baden der Alte" ist zweifellos jünger, als die Zeichnung und als die untere Inschrift „Margrau Bernhnrt zu Baden", welche gleichzeitig mit der Zeichnung, mit dem Monogramm und mit der Jahreszahl 1512 eingetragen zu sein scheint. Bei genauerer Betrachtung hat es den Anschein, als wenn die Jahreszahl 1512 aus 1532 corrigirt sei. Wäre die erstere Zahl richtig, so würde allerdings die Aufnahme dem Alter Bernhards nicht recht entsprechen, da das Porträt einen Mann darstellt, welcher entschieden älter als 38 Jahre ist, und soviel zählte Bernhard im Jahre 1512. Ist dagegen die Zahl 1532 die richtige, so paßt das Porträt recht gut auf Bernhard und entspricht vollkommen den von Hagenauer, dem trefflichen, um das Jahr 1530 in Augsburg thätigen Künstler, modellirten und geschnittenen Medaillen (Berstett, Münzgeschickle d. Zähr. Bad. Fürstenhauses, Freiburg 1816), im besonderen der Doppelbüste Bernhards mit Ernst vom Jahre 1533. Eine große Familienähnlichkeit läßt sich keinesfalls verkennen. Auch sind Verwechselungen für jene Zeiten durchaus nichts seltenes. Als eine Skizze oder Borlagc zu dem ausgezeichneten Holzschnitt Christof I. von Baldungs Hand, mit seinem Monogramm bezeichnet, der weiß nuf schwarzem Grunde die Unterschrift „«M«I0?M' ^R0ÜI0 «L.VM818" enthält, kann die Zeichnung nicht gelten, da der Holzschnitt die Jahreszahl 1511 (links oben) aufweist. Trotz mannigfacher Aehnlichkeit, so in der Gesichtsbildung und im Schnitt des Bartes, weichen die beiden Darstellungen überdies im Detail und vor allem im geistigen Ausdruck, der auf dem Holzschnitt geradezu bedeutend wirkt, von einander ab. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Silberstiftzeichnung eine Aufnahme bietet, welche dem bereits erwähnten Oelgemälde der Münchener alten Pinakothek von 1515 Nr. 287) zu Grunde liegt, welches angeblich Christof 1. darstellt und in der That wegen des unzweifelhaft höheren Alters des Dargestellten eher auf Christof als auf Bernhard hindeutet, obwohl die Ueberlieferung in der Bezeichnung des Bildes eine schwankende war.

Ein beglaubigtes Porträt Bernhard III., Brustbild, fast Gürtelbild, das Gesicht voll rechtshin gewendet, ist uns in einem Oelgemälde auf Holz von einem unbekannten Meister der. Negensburger Schule um 1520 erhalten, das sich in der Schleißheimer Sammlung befindet. Adrien von Lafabrique „Mahlerey Beschreibung <1s armu 1761" (Inventar der Schleißheimer Gallerie. Manuscript im Besitze der Direction zu München, angelegt im Juli 1761, Nr. 52) hat keinen Künstlernamen beigeschrieben, jedoch Wertinger «IS Maler angenommen. Das Bild (nach dem «atalog von 1885, Nr. 118) hat die alte, gleichzeitige Inschrift loben): 1Z«M. II^«I)V8 1^VI>IM8I8, welche auf einem Zettel der Rückseite wiederholt ist, und gelangte wohl durch Jakoba, deren Onkel Bernhard mar, nach Bayern, wo sich auffallender Weise bis jetzt kein Bild ihres Vaters Philipp I. aufgefunden hat. Das in der amtlichen Katalogansgabe 1884, Nr. 286, früher 740) der alten Pinakothek zu München unter Hans Baldung registrirte „Brustbild des Markgrafen Philipp Christof von Baden" stellt, wie schon Brambach richtig gestellt hat, nicht Philipp I. von Baden dar. Diese Angabe beruht auf einer älteren, irrigen Bestimmung, nnd sowohl die Titulatur: ?I1I: M: ?^: wie Altersangabe und Jahreszahl weisen auf den Pfalzgrafen Philipp, den Kriegerischen, hin.

Von Jakoba ((1507—80), Tochter Philipps I. von Baden und Gemahlin des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, welche bereits oben Erwähnung sand, kommt zunächst ein in der Münchener alten Pinakothek (Ausgabe 1884, Nr. 224) befindliches, angeblich von Hans Burgkinair 1526 gemaltes Brustbild in Betracht, nach welchen ein sogenannter Lucas Cranach d. Ä. 1526 im Baron S. von Brukenthal'schcn Museum zu Hermannstadt copirt zu sein scheint. Das Gemälde bringt die Herzogin in reicher Gewandung und kostbarem Schmuck zur Darstellung. Im Ornament der unteren, schwersten der drei Halsketten befindet sich das von zwei Händen gehaltene Monogramm ihres Gemahles in mehrfacher Wiederholung. In das Mieder der Fürstin ist wiederholtermaßen ein Spruch L. LOA IML eingestickt. Ihr Blick ist ernst, die Gesichtszüge angenehm. Den Hintergrund bildet eine heitere Wasserlandschaft mit Bergen, vermuthlich der Starnberger See. Das Pendant des Bildes (Nr. 223) stellt den Herzog Wilhelm vor und hat aus der Mckfeite ein beachtenswerthes Miance-Wapven von Bayern und Baden. Woltmanns (Gesch. d. Malerei 1882. II. 8. 450) Urtheil, daß die Bildnisse etwas leer und vielleicht nur von Schülerhand seien, scheint hart und ungerechtfertigt. Die Behauptung dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß die beiden Bilder allerdings nicht von Burgkmair, sondern von dem Augsbnrger Maler Christof Amberger herrühren, der sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in trefflichen Porträts bekannter Persönlichkeiten (1532 .ttarl V. in Sien«, Copie in Berlin) ausgezeichnet hat und dessen liebevoll durchgearbeitete Werke noch heute vielfach den Namen Holbein tragen. Auch wurden die betreffenden Stücke früher offenbar dafür gehalten. In der bereits genannten handschriftlichen Malereibeschreibung von Lafabrique steht für unser Bild ausdrücklich die Bezeichnung: 46 Amberger 1526 ist zu Starnberg gewesen "2' 1 >/« "h. 1'4V2" br. stanz Maß.

Cin anderes bemerkcnvwertheö Porträt der Markgräfin Jakoba, welche unter den badischen Fürsten und Fürstinen in alten Tagen die vielfachste und beste Verewigung durch jiünstlerhand an dem kunstsinnigen bayerischen Hofe erfahren hat, rührt von der bewährten Meisterhand Barchel Behamö her und befindet sich in der Schlcißheimer Ahnengallerie, in Kupfer gestochen von dein bayerischen Hofkupferstccher Josef Anton Zimmermann (1705—1796) gr 8., welcher 151 Porträts des bayerischen Fürstengeschlechtes nach den Bildern der Residenzschlösser zu München, Dachau, Sckteißheim, Neuburg und Amras (Tirol) angefertigt hat. Dasselbe tragt oben links die Jahreszahl 1533 (wurde also etwas später gemalt) und BeHains Monogramm LR. In der Halskette steht der Spruch: VLI: ^A0R: IM: Die Angaben Legers („Erklärendes Berzeichniß

der Denkmäler in der Graimberger Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses" 1838 Nr. 508) und des alten Kataloges sind daher irrig. Doch befindet sich ein weiteres Portrait Jakobas von 1531 (‚M8. L.I/ILR8. XXV. I^R/) noch im Depot zu Schleißheim. Ferner besitzt die Galerie Nostiz zu Prag ein angebliches Bildnis? der Markgräsin von Barchel Böham l Meyers Künstler-Lerikon HI. S. 314 Nr. 37: „Unter Eranachs Nanien gest. von Ant. Pazzi in Fol.") und die Zeichnung dazu befindet sich in der Albertina zu Wien. Barchel Beham (1502—1540) hat in der Ahnengallerie des Schleißheimer Schlosses eine Reihe von Bildnissen bayerischer Fürsien geschaffen, von denen noch 15 bekannt sind. Doch können allerdingS gerade diese nicht als gleichwertig gelten, da sie zum Dheil eine fabrikmäßige Arbeit bekunden, während im Allgemeinen gerade Behams «unsi- und Schönheitssinn, vereinigt mit dentscher Gründlichkeit und italienischem Formenadel, alles, was seine Zeitgenossen sonst hinterlassen haben, bei Weitem überragt. Beham war um 1527 in den Dienst des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern getreten und hat dort gerade seine besten Oelbilder gemalt. Dieselben sind aber schwerlich immer von ihm ausschließlich hergestellt, sondern vielfach von Schttlerhaud gearbeitet worden und reichen in keiner Weise an die genialen Kupferstiche heran, durch die er feine ausgezeichnete Begabung, auf kleineren Flächen eine große Wirkung hervorzurufen, in reichhaltigsten: Maße an den Dag gelegt hat.

Ein ganz vortreffliches Bild ist das beglaubigte Hauptporträt des jugendlichen Markgrafen Phitibert, der 1569 in der Schlacht bei Moncoiu tour den Heldentod starb, vom Jahre 1549, welches sich im germanischen Museum zu Nürnberg (Katalog 1882 Nr. 255) befindet und von dem eine weniger bedeutende Wiederholung in der alten Pinakothek zu München aufbewahrt wird (Katalog Anitl. Ausg. 1884. Nr. 300). Das letztere Bild war früher in Schleißhcim und wird von dein öfters erwähnten Lafabrique dem Maler Amberger Ao. 1549 zugeschrieben (Nr. 60) mit der irrigen Bemerkung, daß es den Markgrafen Christof darstelle „seines Alters — 12 Jahr, Ein Bruder der Jacobaea Herzogin in Bayern". Der Maler des Originalporträts scheint indessen Hans Schöpfer der Aeltere gewesen zu sein, ein Künstler, über dessen Leben wenig bekannt ist, der häusig wegen der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Monogramme mit Han5 Schäuffelin verwechselt wurde, der aber nach den Zunftzetteln um das Jahr 154!) wohl in München gewesen sein und den jungen, damals am bayerischen Hofe anwesenden Markgrafen für dessen Verwandte gemalt haben kann. Jedenfalls ist das durch Inschrift beglaubigte Bild Philiberts eine Perle der Sammlung, wenn auch der Maler nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Vcm Philiberts früh verstorbener Gemahliu MechthildiS wird ein Kniestück 1557 von Barchel Beham erwähnt, doch ist das Original noch nicht aufgefunden. Die Bestimmung stützt sich bis jetzt nur auf die moderne Inschrift eines Kupferstichs von I. A. Zimmermann (Lories imsiAinnm ^.uzzustas ck«mn5 L«ic>ä«. Zlollaclui 1773). Die Datirung nach Th. A. Legers Verzeichniß der Denkmäler in der Graimbergischen Alterthümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses: „im 25. Lebensjahre im Jahre 1757 (sie)" ist nicht zu controliren, und seine Angabe, daß der Zimmermann'schc Stich „nach dem ursprünglichen Gem. des Bartel Böhm" gefertigt sei, paßt nicht, da Beham 1540 starb und nur ein Kinderporträt der Prinzessin (geb. 1532) gemalt haben könnte. Der schöne Stich ist vielleicht nnr deshalb aus Versehen auf ein Original Bartel Behams bezogen, weil er sich an die Zimmennann'schen Blätter nach den Beham'schen Fürsten Porträts zu Schleißheim (Mnsterlcrikon h. v. Meyer III S. 314. Nr. 39—53) anschließt. Nebenbei bemerkt, erscheint das Eostüm bei Zimmermann modernisirt. Ein Bild unbekannten Ursprungs, das Mechthilds darstellt und vielleicht von Hans Schöpfer dem Netteren oder dem Jüngeren herrühtt, Kniestück, befindet sich in Schleißheim (Nr. 19), und eine Eopic nach dem Schleißheimer Bilde 1556 von geringer Bedeutung, Halbfigur, ist im Münchcner Nationalmuseum dritter Stock hinter dem Fuggerstübchen zu sehen. Im Nationalmuseum zu München dritter Stock, Durchgang zu Saal 6—7, wird ferner ein anonymes schönes Oelgemälde der unglücklichen Jakob« von Baden aufbewahrt, welche als Herzogin von Jnlich-Elcve-Berg ihr tragisches Ende zu Düsseldorf fand (1- 1597).

Ans derselben Zeit stammt ein nahezu lebensgroßes Oelgemälde der Markgräfin Margaretha Gräsin von Oeningen, einer Tochter des Stifters der ernestinischen Linie des Hauses Baden, Emst, aus seiner zweiten Ehe mit Ursula von Nosenfeld, in Schleißheim (Depot Nr. 3)09 Jnvent. v. 1855) vom Jahre 1549, welches nach Bayersdorffers Bermuthung gleichfalls von Hans Schöpfer herrührt. Erwähnenswerth sind des ferneren noch zwei Gemälde des unbekannten Meisters ^X, welche sich im Besitz des Freiherrn von Ow auf Wachendorf, eines Nachkommens des Ritters Johann von Ow, befinden, welcher Christofs I. vierte Tochter Nosina (1487—1554) beirnthete. Das eine derselben ist ein Fnmilienbild und stellt die Markgräfin, ihren Gemahl, zwei Knaben, Markgraf Ernst von Baden und Truchseß Georg von Waldburg vor; das andere bringt die Markgräfii, allein zur Anschauung.

Damit ist die bisher bekannt gewordene Reihe der besseren Biloer des 16. Jahrhunderts beschlossen, und wir gelangen in das folgende Jahrhundert, welches durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges und ihre langen traurigen Nachwirkungen, besonders in Baden, wenig ergiebig für tüchtige künstlerische Erzeugnisse ist. Auch begann jetzt der Kupferstich mehr und mehr seine Herrschaft auf dein Gebiete des Porträts auszuüben; gute Oelbildnisse wurden immer seltener, und die meisten jener Künstler sind heute so gut wie vergessen, wenn ihre Arbeiten auch vielfach bei besonders Kervorstechenden Persönlichkeiten durch den Kupferstich vervielfältigt wurden.

Ter Markgraf Gustav Adolf, welcher unter dem Namen Bernhard Gustav <1(>31—1677) die Würde eines Cardinals bekleidete, wurde von Ferdinand Poet gemalt, einem Antmcrpener Maler, der, nachdem er sich bei I. d'Agar ausgebildet hatte, zumeist in Italien und Paris (um 166<)> lhätig gewesen zu sein scheint. In Florenz befindet sich das Selbstbildnis! dieses Künstlers, der auch geschichtliche und landschaftliche Bilder gefertigt haben soll. Kupserstiche nach seinen Porträts sind von P. van Schuppen, »5. Edelink, I. Hainzelmann und Anderen vorhanden. Er malte auch den Papst Clemens IX., welcher Gustav Adolfs Nebertritt aus dem Kriegerstande in den Benediktinerordcn und in seine hohen geistlichen Stellen gefördert hat. Das Porträt des Markgrasen wurde von Albert Clovet lClowet) einem auch aus Antwerpen herstammenden Kupferstecher (1624 bis 1687), dem Neffen des bekannten Pierre Elovet, gestochen, der gleichfalls in Italien wirkte und außer manchen sorgfältigen Arbeiten nach Gemälden in Rom und Florenz eine Anzahl von Bildnissen für Bcllori's Vits 6e' pittori (1672) und die bei Rossi in Rom erschienene Sammlung LK^ie« curclinsliuiu nunc' vivoutinm gestochen hat.

Ein Maler Namens Johann Easpnr Widemann stand um 1670 in directen Diensten des Markgrafen von Baden-Durlach. Doch wurde über seine Lebensumstände nichts Näheres bekannt. Bon seinen Arbeiten ist das von Philipp Kilian gestochene Porträt des Markgrasen Friedrich V. «1594^1659) in der Reproduktion erhalten, sowie das der Herzogin Maria Dorothea Sophia von Württemberg. Tie Originalplntte des erstgenannten trefflichen Stiches befindet sich in der Karlsruher Gnllerie. Wahrscheinlich stand Widemann in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem um 1649 bis 1660 in Wien thätigen Kupferstecher Elias Widemann, von dem auch ein Blatt, das den Markgrafen Leopold Wilhelm als Feldherrn gegen die Dürken darstellt, auf uns gekommen ist.

Um dieselbe Zeit arbeitete der Architekt und Maler Johann Georg Wagner aus Nürnberg, Schüler von D. Preißler und italienischen Meistern, genorben1686 inDarmstadt, für diesüddentschenHöfe undmalteunter anderem

ein Brustbild des Markgrafen Friedrich Magnus (1647—1709), welches von Philipp Kilian in hoch Folio gestochen wurde. Die vortrefflich erhaltene Originalplattc besitzt gleichfalls die Karlsruher Gallerie,

Der Maler, der uns da? Hauptbild von Badens ruhnneichstem KriegsHelden, Ludwig Wilhelm, dem Sieger von Salankemen, geliefert hat, Johann Clostermann (1656—1710), ein später in Paris und London ansässiger deutscher Künstler, war seiner Zeit besonders angesehen und beliebt und zeichnete sich durch wahrheitsgetreue, kraftvolle Charakteristik und dunkles marines Colorit aus. Seine Arbeiten wurden denjenigen von Gottfried Kneller gleichgesetzt, nnd sein Porträt des Bildhauers Gibbons, der Königin Anna, der Kinder des Herzogs von Somerset, des Herzogs von Rutland und der gesammten Familie des Herzogs von Malborougt, galten als Zierden der Porträtkunst. Ludwig Wilhelms Bildnis;, das den Türkenbesieger in voller Rüstung mit dem Marschallstab, langwallender Allongeperrücke und entschlossener, ernster Miene zur Erscheinung bringt, nicht ohne die charakteristische starke Nase und die Warze aus der rechten Wange in das richtige Licht zu setzen, reiht sich diesen Werken ebenbürtig an und giebt des Künstlers realistische Auffassungsweise wieder. Das Bild wurde von Peter Schenk in Amsterdam 1715), dem bekannten und um die Verbreitung des Farbendrucks verdienten, aus Elberfeld gebürtigen Kupferstecher gestochen. Bon den übrigen zahlreichen Blättern, die den Markgrafen darstellen, sind die Schabkunstblätter von E. C. Heiß in Wien lobenswert!) und außerordentlich verbreitet und die von I. Golc in Amsterdam trefflich, aber nicht ähnlich.

Beiläufig fei hier ein seltener und interessanter Einblattdruck mit Kupferstich erwähnt, der bei Johannes de Ranc in Amsterdam erschienen ist, den Kunstlernamen N, de Hooge und die Jahreszahl 1691 trägt und die „(ZelnliKige cv. sec?r Pivots Viotori« 6«ar 8isne OoorluLbti^Iiov'Z ck«Q Hssr Zl»iKgrl>ak I^icn'z-K van Lttäon togsu» cls ?lU'Ksc>>« ^rWÜ« 1?evo«l>wn, tnssckcn ^ot<?r ^nra^Ixn sinls LttlnuKsiiwiit, ckea 19. ^uxusti 1691 in breiter, detaillirter Behandlung zur Anschauung bringt. Das Bild rührt von dem etwas sagenhasten Maler, Zeichner und Kupfer, stecher Romain de Hooghc her, von welchem Nagler im Künstlerlerikon eine größere Anzahl von Blättern verschiedenartigster Stoffe aufzählt. Recht anschaulich erzählt der Text des Einblattes von dem Markgrafen, der das „0vp«'-Ovinmauäu" in der Schlacht bei Salankemen führte nnd hier links von dem Turkenzelte des GroßvezierS abgebildet ist, wie er sich hoch zu Roß fechtend durch die Feinde schlägt: „Ksbbönäe SiM Ooorl: van öucisn 2. "lurkori rast «i^oner K»nä cls Koripsri Slawen, enck« eso. ckercks met sija ?i8tuol Asäaoä. 6e,1v.rsncks Kst ösveclit ^visrcl 8iD6 Duorl: tot tnoeinasl tos vsrmist. Int plonckorou Koekt 8i<!b. sijris Doorl: seer mil^I,jeMus cls Lvlckätsn zzetoout."

Im achtzehnten Jahrhundert arbeitete der aus Mähren gebürtige und in Augsburg ansässige Historienmaler und Kupferstecher Gottfried Bernhard Goetz (1708—1774) für die markgräfliche Familie von Baden-Baden vielleicht eingeführt nnd empfohlen durch Kaiser Karl VII., den Schwiegervater Ludwig Georgs, der ihn zum CabinetSnialer am Hofe in München ernannte, und der ebenso wie sein Nachfolger ans deni deutschen Kaiserihrone, Franz I., nebst seiner Gemahlin Maria Theresia von ihm gemalt und in Kuvfer gestochen wurde. Von der badischen Markgrafenfamilie sind Ludwig Georg, seine erste Frau Maria Anna — ob die zweite Maria Josefa Anna, die Tochter Karls VII, ist fraglich — seine Tochter Elisabeth« August« und sein Bruder August Georg von diesem Künstler gemalt morden. Die darnach angefertigten, nicht allzu schönen Miniaturkupferstiche in Cartoucheform — eine von Götz und Glauben in Augsburg beliebte Specialität — sind diversen lateinischen und deutschen, in Karlsruhe, Rastatt und Bruchsal erschienenen Ausgaben des Doriiltus g, träusti^urätiouc' Domini. dein Werke eines badischen Professors der Philosophie und Theologie, beigegeben, doch erkennt man darin wenig des Malers einstmals gepriesene Vorzüge, welche in größeren Altarbildern und Frescobildern, deren Augsburgs Kirchen nud Häuserwände früher manche aufwiesen, namentlich was Erfindung und Colorit angeht, zu Tage getreten sein sollen.

Ein Künstler, der ferner hier nicht unerwähnt gelassen werden darf, ist Franz von Stampart aus Antwerpen (1" 1750 in Wien, 75 Jahre alt), vornehmlich Porträtmaler, aber auch Kupferstecher, wie aus seinen im Verein mit A. Prenner herausgegebenen Werken „IKsutrum «rti» piotaiias" <1728—1733) und „?r«äroiuu8" (1735) hervorgeht. Nagler berichtet von ihm im Künstlerlcrikon, er habe, um seine Personen des langen Sitzens zu entheben, zuerst den Kopf und die Hände mit schwarzer und rother Kreide gezeichnet und die Lichter mit Weiß aufgehöht. Nach diesen Zeichnungen untermalte er dann diese Theile mit Fleischfarbe und vollendete das Bild nach dem Leben. Stampart war seit 1l>98 Hofmaler des Kaisers Leopold in Wien und hat dort eine große Anzahl von Fürsten portrütirt. Seine Leichtigkeit in der Auffassung der Natur und sein Studium guter flandrischer Meister erkennt man aus dem Bildniß der Markgräfin Sibylla Augusta, der Gemahlin des Türkenludmig, welches 1724 nach dem Leben gemalt wurde und die seit 1707 vermittwete Fürstin mit dein Wittwenschleier darstellt. Das gute Bild hängt in dem von dieser Markgräfin 1725 im Barockstil erbauten Lustschlößchen Favorit« bei Rastatt, wo auch ein Oelgemälde Ludwig Wilhelms auf Stamparts Urheberschaft zurückzugehen scheint („Copie von Maler Stambarth 1744 s^"). Ob dieser Künstler auch für die baden - durlacher Linie gearbeitet hat, ist nicht gesagt. Einige anonyme Porträts im Rathhaus zu Durlach, so die ttniesmcke der Markgräfin Catharina Barbara 1733) und der Markgräfin Magdalene Wilhelmine 1742), könnten der Manier nach von seinem Pinsel herrühren.

Unter den älteren Zeichnungen, die das Haus Baden betreffen, ist eine vortrefflich ausgeführte Kreidezeichnung der Maria Magdalena von Oettingen-Katzenstein, Gemahlin Wilhelm des Kammerrichters, von Wallerant Vaillant 1677) bemerkenswert!), die sich im Besitz der Groß

herzoglichen Hof- und Lnndesbibliothek zu Karlsruhe befindet. Ter Künstler war nach Sandmrt ein Gehülfe Ruprechts von der Pfalz, des kunstbegabten Sohnes der Wintertonigs, welchem vielfach die im siebzehnten Jahrhundert unter dem Samen Schwarzkunst, Schabkunst, Schraapkunst, Zle^o linw. InOisiuns a fuiuo, soWi« noia, Finvure ll'<'i,ar^no bekannte neuerfundene Art, Kupferstiche zu bereiten, zugeschrieben worden ist, während der Ruhm dieser Erfindung nach genaueren Erhebungen einem deutschen Künstler, Ludwig von Siegen, zukommt, und ist namentlich durch eine große Anzahl von trefflichen Schabkunstblättern bekannt geworden, in denen die neue Manier zuerst von einen, bedeutenden Meister gchandhabt ist und den Ehrenplatz neben den vorhergegangenen Werken des Grabstichels, der Nadirnadel und des Holzstockes erobert hat. (Vergl. I. E. Wessely, Wallerant Vaillant. Verzeichnis; seiner Kupferstiche und Schabkunstblätter. Wien 186').) Vaillant, zu Lille in Flandern geboren und in Antwerpen bei Erasmus Quellilms herangebildet, genoß schon frühzeitig einen großen Ruf als geschickter Zeichner und Porträtkünstler und war bei der Kaiserkrönuug Leopolds I. zu Frankfurt a. M. 1658 zugegen, wo er alle Hände voll zu thun bekam. Er erhielt nicht allein den ehrenvollen Auftrag, den Kaiser selbst zu zeichnen, dessen Bild er im selben Jahre auch radirt hat, sondern eine stattliche Reihe von Fürsten und Großen ließen sich ihr Bildniß von dem Künstler anfertigen. Das Kupferstichcabinet zu Dresden besitzt allein zwölf Zeichnungen in Lebensgröße von ihm*). Bon Frankfurt nahm ihn der Herzog von Grammond mit nach Paris, wo er vier Jahre am Hofe thätig war, um sich alsdann bis zu seinem Tode in Amsterdam niederzulassen. Das Bild der Markgräfin Maria Magdalena, das Vaillant laut eigenhändiger Bezeichnung 16.')6 gefertigt hat.

verräch eine außerordentlich fleißige Durchbildung, gute Technik und wohlgemeinte Charakteristik.

Auch ein anderer, mehr genannter und vielleicht zu seiner Zeit ein wenig überschätzter Künstler entfaltete im Jahre 1658 gelegentlich der Kaiserkrönung Leopolds I. in Frankfurt eine staunenswerthe Thätigkeit in der Bildnißmalerei der dort anwesenden deutschen Fürsten und Staatsmänner. Es war Matthäus Merian der Jüngere, das berühmteste Mitglied der weltbekannten, ans Basel herstammenden und seit 1624 in Frankfurt am Main ansäßigen Buchhändlerund Künstlcrfamilie, deren topographische Meisterwerke dauernde Zeugnisse deutschen Fleißes und deutscher (Gründlichkeit abgeben. Matthäus Merian der Jüngere war 1621 in Basel geboren und eines der zehn minder des zweimal verheirathct gewesenen älteren Matthäus Merian. Er erhielt eine Ausbildung, wie sie nicht glücklicher sein konnte. Sein erster Lehrer und Rathgeber war Joachim von Sandrart. Auf längeren Reisen durch Holland, England, Flandern, Frankreich, Italien lernte er die guten alten Meister nicht weniger wie die lebenden Künstler von Bedeutung kennen. Die besten Zeitgenossen van Dyk, Rubens, Jordaens, Bouet, le Sueur, Sacchi nahmen sich seiner srenndschaftlich an, und seine Kunst war neben seinen reichen Kenntnissen, Erfahrungen und guten Sitten allgemein geschätzt und bewundert. Sowohl als Kupferstecher, wie als Maler und Zeichner ist sein Name auf das Portheilhafteste bekannt geworden. Sein Tod fällt in das Jahr 1687.

In der Kunstgeschichte Badens nimmt Matthäus Merian eine besondere Stellung ein. Nach dem Vorbilde des Kaisers Leopold I., des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und anderer hervorragenoer Fürsten ließen sich auch die Markgrafen von Baden und Dnrlach von ihm malen. Er erhielt fogar ausdrücklich den Titel eines badischen Hofrathes für seine künstlerischen Bcrdienste. In Gemeinschaft mit einem Augsburger Maler, Johann Ulrich Mayr, der gleichfalls bei Neinbrandt und Jordaens ausgebildet war und als Bildnißmaler seiner Zeit einen großen Ruf im In- und Auslande genoß, insonderheit auch an den Höfen des Kaisers und der deutschen Fürsten, und vierundsiebzig Jahre alt 1794 starb, stellte Merian eine Sammlung von badischen Fürstenporträts her, ausschließlich von Zeitgenossen, die also vollen Jndividualcharakter besaßen. Es geschah dies auf Anregung des auch von Merian gemalten Markgrafen Friedrich V I. von Baden-Durlach hin, des treuen Hüters von Kunst und Wissenschaft, 'dessen Bücher- und Münzsammlungen nicht minder bekannt waren als seine Bestrebungen für Malerei und Baukunst. Nach dieser Portmtsammlmig sind acht Porträts von M. Kusel und Philipp und Bartholomäus Kilian gestochen und einem Werke beigegeben, welches den Titel führt: „Möglichst kürtzeste, jedoch gründliche Genealogische Hersührung von uralter Her- und Ankunfft Bender .Hochfürstlichen Häuser Baden und Holstein iFrankfurt a. M. 1672)", und zu dieser Publikation schrieb nach seiner eigenen Aussage auf Anregung des allzu früh verunglückten Markgrafen Ferdinand Maximilian von Baden-Baden Philipp Jacob Spener den genealogischen Theil. Erschienen ist das Werk gelegentlich der Vermählung des Markgrafen Friedrich Magnus mit August« Maria von Holstein. Neben dem genealogischen Theil und den ausführlichen Vcrwandtschaftstabellen enthält dieses auch kulturgeschichtlich interessante Buch eine genaue Beschreibung der Festlichkeiten auf der „Carolsburg bei Durlach", mehrere für den Geschmack der damaligen Zeit bemerkenswerthe Willkommsgedichte in lateinischer und deutscher Sprache und ein dramatisches Liebestriumph-Ballet in Versen „durch anwesende Hochfürstl. Gräfl. nnd adeliche Personen vorgestellet", in welchem unter Anderen neben dem „Dantzmeister" auch zwei Kinder Friedrich VI. Karl Gustav und die schöne Katharina Barbara, mitwirkten.

Von den Zeichnungen, die vennuthlich mit dieser Porträtsammlung in Beziehung stehen, ist eine von Mericms Hand herrührende Kreidezeichnung vom Jahre 1669 besonders hervorzuheben, welche den jugendlichen Türkenhelden Ludwig Wilhelm in seinem fünfzehnten Lebensjahre mit langer Perrücke darstellt, und in ihrer weichen, liebenswürdigen Kunstweise eine angenehme Wirkung ausübt. Das treffliche Blatt ist jetzt im Besitz der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe.

Das genannte genealogische Werk, das in Merians Verlag erschien, enthält Arbeiten von verschiedenartigem Werths. Wir lernen sowohl Merian wie Mayr als tüchtige Künstler kennen, denen es um eine vertiefte Charakteristik und Judividualisirung zu thun ist. Von den Stechern ist der sonst verdienstvolle Kupferstecher Mathäus Kusel (1621—1682), auch ein Augsburger von Geburt, am wenigsten glücklich, während die beiden Brüder Philipp Kilian (1628—1693) und Bartholomäus Kilian (1630 bis 1696), die tüchtigsten Glieder der Augsburger Kupferstecherfamilie dieses Namens, von denen der Letztere und Bedeutendere drei Jahre lang bei Merian thätig war, ihrer Aufgabe auf das Beste gerecht wurden.

Wir sind hiermit bereits auf das Gebiet der vervielfältigenden graphischen Künste getreten, und hier ist begreiflicher Weise ein großer Neichthum an Porträts aller Art aufzuweisen. Gleichzeitig hat man sich hier aber am meisten vor der Gesnhr zu hüten, Phantasieflücke und Fabrik arbeiten für glaubwürdige Bildnisse nach dem Leben zu halten. Es war in alten Zeiten nicht anders als heutzutage, wo die vervielsältigende Kunst die unglaublichsten Wiedergaben bekannter und vielgenannter Persönlichkeiten auf den Markt bringt. Die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnende Ausstattung von illustrirten Chroniken und Weltbeschreibungen mit Porträts in Holzschnitten hat die leichtfertigsten Werke in dieser Beziehung gezeitigt. Die Bildnisse wurden in den Officium zum größten Theil rein fabrikmäßig und ohne jeden zuverlässigen Anhalt an die Natur nach freiem Crmessen der Phantasie angefertigt. Die Porträtkunst artete zur Schablone aus. Man scheute sich nicht, die Porträts beliebig zu verwechseln und sogar verschiedene Persönlichkeiten durch ein und dieselbe Figur darzustellen. Tie Holzstöcke wanderten vielfach von Geschäft zu Geschäft. Für Porträtstudien sind demnach die Jllustrationswerke der deutschen Renaissance nur mit großer Vorsicht zu verwenden.

Tie beiden ersten Bildnisse badischer Fürstlichkeiten, welchen man mit einer gewissen Begründung Porträtähnlichkeit beilegen könnte, kommen in den von GerKardus de Roo verfaßten Zonales, oder Historische Chronik der durchleuchtigisten Fürsten vnd Herren Ertzhertzogen zu Oesterreich, Habspurgischen Stammens, nachmals auff vnkosten Herrn Conrad Dietzen von Weidenberg außgcmgen auch von jhme auß Lateinischer in vnser Deutsche Sprach übersetzt, durchsehen vnnd inn Druck gegeben, Augsvurg bei? Johann Schuttes", vom Jahre 1621 vor. Man findet dort auf Seite 224 (img 324) und 225 zwei Brustbilder in Holzschnitt, welche laut Ueberschrift „Marggraf Carl von Baden" (1° 1475) und „Catharina deß Marggrafen von Baden Gmahel" ('s- 1493) darstellen und immerhin nach Originalporträts ans dem 15. Jahrhundert auf Holz übertragen sein können. Tas Costüm der Bildnisse paßt in den früheren Zeitraum, und daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Jndividualbildnisse gemalt worden sind, dars als sicher angenommen werden. Da Katharina als Tochter Herzog Ernsts des Eisernen von Oesterreich und als Schwester Kaiser Friedrichs III. nahe Beziehungen zn Oesterreich hatte, und Friedrich III. mit Karl in engem FreundschaftSverhältniß stand, so ist es leicht möglich, daß der Kaiser irgend welche Originalbilder seiner Schwester und seines Schwagers besaß und daß der Holzschneider später nach denselben gearbeitet hat, um so mehr da die Autoren der Chronik, sowohl de Roo wie Dietz von Weidenberg, in erzherzoglichen Diensten standen. Die schiefe Stellung des rechten Auges bei Markgraf >iarl auf dem Holzschnitt erklärt sich aus dem Umstände, daß Karl von seiner Verwundung in der Schlacht bei Seckenbcim 1462 her und wohl infolge schlechter Heilung während der Zeit seiner darauf folgenden Gefangenschaft in Heidelberg ein schiefes Gesicht behalten haben soll.

Von den mit Kupserwerken gezierten Jllustrationswerkcn seien hier nur zwei der bekannteren genannt. Cin geschickter Verleger und Stecher Ramens Tominicus Custos, begann im Jahre 1600 unter dem Titel „Atrium Keroicnm" eine jetzt selten gewordene Sammlung von Kuvferbildnisscn hervorragender Persönlichkeiten „(^e»arum, ic^um aliarnm^ue summawin «c- rirol'ermu c^ui inti'n proximum »s^ulum vixoro mit Iwcki? siipoi'sniit", welche größtenteils, besonders was die bni-liari angeht, Phantasieslückc und nur zum Theil nach dein Leben und nach Vorlagen gearbeitet sein dürften. Tie einzelnen Blätter sind von ungleichem Werthe. Neben Ausgezeichnetem findet sich Mittelmäßiges und Schlechtes, namentlich konventionelles. Tie epigrammatischen Unterschristen sind von Marcus Henning, der gleich Custoo in Augsburg wirkte. Der zweite und dritte Theil erschien der

vierte 1602. Der letzte enthielt die Bildnisse der beiden Brüder Emst Friedrich und Jacob von Baden, offenbar keine der schönsten Blätter der Sammlung und schwerlich nach dem Leben gestochen. Die Aehnlichkeit Beider scheint aber gut getroffen.

Das berühmteste, mehrfach aufgelegte illustrirtcWerk historischgeographischer Natur ist das auch heute noch unentbehrliche Ilieuti'uru IZuronäsuiu das von dem älteren Matthäus Merian in Frankfurt a. M. begonnen und von feinem Sohne fortgeführt wurde (21 Bände) und dessen erster Band folgenden Titel trägt: „l'IiWrrum Luru^nenm oder warhaffte Beschreibung aller Denckwürdigen Geschichten so hin vnd wieder für nemblich in Europa: hernach auch an andern Orthen der Welt Zowol in Neligionals Policeywesen vom Jahre Christi 1617 biß auff das Jahr 1629 sich zugetragen mit Kupfferstücken geziert vnndt verlegt Durch Matthaeum Merian in Franncкfurtt." Es enthält neben seinen Karten, Stadtansichten, Schlachten bildern u. s. f. eine ganze Anzahl von Porträts, die mehr oder minder gelungen find und anfangs nebensächlich im Tert abgedruckt wurden. In den späteren Bänden erschienen diese Porträts in Folio, und man bemerkt unbedingt den wohlthätigen Einfluß des jüngeren Merian auf eine künstlerische Ausführung. Badischen Fürstenporträts begegnen wir nn mehreren Stellen, doch verdient eigentlich nur dasjenige des Markgrafen Hermann (1628^1691) als wirtlich tüchtig hervorgehoben zu werden, und hier hat wohl Matthäus Merian jua. selbst Hand angelegt. Ein anderes gleichzeitiges Bildniß dieses Fürsten befindet sich im dritten Bande von Gualdo-Prioratos Li«tc,iia cli I^vpulcio Ossär« (Vienn.i, I—III. 1670 bis 74), einem mit vielen Kupfern gezierten Geschichtswerke; doch läßt sich von diesem Brustbild — ckel <Üorn. Uev««v»s ^ —

nichts besonders Lobenswerthes sagen.

An werthvollen Einzelblättern in Kupferstich ist dagegen lein Mangel, indessen sei nur das Wesentliche erwähnt.

Unter den älteren .Kupferstichen ist ein Porträt der unglücklichen Markgräfin Jakoba, die als Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Cleve, 1597 einen unnatürlichen Tod in Düsseldorf fand, interessant, welches von Crispin van de Passe herrührt und dessen Originalplatte sich im Besitze des Notars Strauven in Düsseldorf befindet. Das Bild ist durch die gleichzeitige Inschrift durchaus sicher und zuverlässig und für die Trachtenkunde — die Markgräfin trägt ein Staatskleid, wahrscheinlich Brautgewand. mit perlenumsetzter Krause, desgleichen Haube und reichem Schmucke — höchst charakteristisch. Die Züge sind allerdings nicht in dem Maße fchön und lieblich, wie die Tradition sie schildert und wie sie auf einem anderen, aber nicht vollbeglaubigten Bildniß wiedergegeben sind, das E. Thelolt gestochen und Th. von Haupt seiner Schrift „Jakobe Herzogin zu Jülich, Coblenz 1820" als Titelbild beigegeben hat. Ob der Kupferstich von dem älteren oder jüngeren Crispin van de Passe angefertigt ist, läßt sich bei der Gleichartigkeit der Arbeiten beider nicht genau feststellen, doch ist anzunehmen, daß der Vater und Chef des Geschäftes, geboren um 154(1, mährend seines Aufenthaltes in Köln das Porträt der jungen Fürstin, deren Vermählung mit großen Pomp gefeiert wurde, in Auftrag erhielt. Der jüngere Crispin van de Passe wurde überdies erst um 1570 oder gar 1576 geboren und mar demzufolge zur Zeit der Vermählung wohl noch zu jung zum selbständigen Schaffen. Das Blatt ist im Uebrigen in fleißiger aber etwas trockener Manier gearbeitet und bedarf zur vollen Erkenntnis; der Bedeutung seines Urhebers der Ergänzung durch andere, beteutcndere Werke dieses Künstlers, welcher mit großem Crnste zu schaffen pflegte und außerordentlich vielseitig war. Sein für Studienzwecke bedeutsames Zeichnungsclementarwerk, welches die Proportion des menschlichen Körpers und der Thiere, das Zeichen und perspectivische Darstellung des lebenden Modells sowie den Gebrauch der Gliederpuppe bei Bekleidung von Figuren darlegte (Dell« lu^o rlsl clipin^eie s äise^nsrs ^ru8tei-ll«m 16241, ferner seine Darstellung von Reitübungen <^'in«truoti«n <1ir R<>v ^uv.is Xlll.l so. 1'exerei«« <is irwutsr ö, «Ksval par Nsssire ^. 6e 1'IavittsI, ?«ri!? 1(5281, sein mythologisches Sammelwerk überOvids Metamorphosen i-^letam^rpkosvon Oviciismaruiu . . . Aeelaixl IßO^ IM Blätterl, das seine Anlehnung an Rubens klar macht, sowie seine zahllosen Stiche religiösen und allegorischen Inhalts und Porträts werden innner einen beachtensmerthen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen.

Auch von der intriganten Gegnerin der unglücklichen Jakoba, Cibylla von Jülich - Cleve - Berg, hat sich ein trefflicher Kupferstich vom Jahre 1576 erhalten, der sehr getreu den unangenehmen Charakter der Fürstin wiedergiebt und auch mit Bezug auf Tracht und Schmuck bemerkenswerth ist. Das Blatt wurde zwölf Jahre vor der Verlobung Sibpllas mit Pinlipp Ii. von Baden gestochen, nach dessen frühem Tod sie sich mit ,«ml von Burgund vermählte.

Cin tüchtiger Kupferstecher, der für die badischen Fürsten direct thätig mar, ist Jakob van Heyden, um 1570 zu Straßburg geboren und später zu Frankfurt a. M. ansäßig. Wir besitzen von diesem sorgfältigen und fleißigen Künstler zunächst ein sprechendes Porträt Georg Friedrichs von der ernestinischen Linie <1573—1(!38) mit reicher ornamentaler Ausstattung im Renaissancegefchmack, vom Jahre 1603, dessen Unterschrift uns gleichzeitig belehrt, daß dieser Künstler, über dessen Leben wenig bekannt ist, einen Maler Johannes ab Heyden als Vater hatte. Von dem Letzteren rührt wohl das Oclbild her, und man geht gewiß nicht fehl, denselben mit dein von Nagler angeführten Künstler gleichen Namens zu identificiren, der um 1650 (?) zu Straßburg geblüht haben soll, nach Brulliots Angabe um 1570 zu Straßburg geboren wurde, und nach welchen F. Jnkobus das Bildniß des Januschius Radzivil mit Kriegstrophäen gestochen hat. Jakob van Heyden hat, wie wir dem Verzeichnisse Brambachs entnehmen, den Markgrasen Georg Friedrich mehrfach dargestellt, doch ist das genannte Stück unstreitig das beste und auch verbreitetstc. Ein treffliches Blatt ist ferner das Gürtelbild des Markgrafen Wilhelm des Kammerrichters (1593—1077) in Feldherrnrüstung mit dem Eommandosto.be vom Jahre 1635, dem sich ein Brustbild von 1628 passend zugesellt. Auch Friedrich V. (1594—1659) wurde zwei Mal von diesen: Künstler in Kupser gestochen.

Als ein berühmtes Blatt muß dann der von Theoder Kaspar von Fürstenberg, einem Domherrn von Mainz und Spcier, der als ein Schüler des Ludwig von Siegen genannt wird, berührender Kupferstich (geschabt und Nadelarbeit) ermähnt werden, welcher den Markgrafen Friedrich VI (1617—1677) wiedergiebt und dessen Originalplatte die Karlsruher Gallerie besitzt.

Ein sehr gutes Schabkunstblatt, das den auf der Jagd verunglückten Bater Ludwig Wilhelms, den Markgrafen Ferdinand Maximilian (1° 1669) in langer mit Lorbeerkranz bekrönter Allongeperrücke darstellt, rührt von Jan van Somer, einem gegen 1645 zu Amsterdam geborenen und auch dort seßhaften Künstler her, dessen Lebensumstände wenig bekannt find. Jan van Somer, oder Someren nnd ein Kupferstecher gleichen Namens mit dem Vornamen Paul, geboren 1649 zu Amsterdam, herangebildet in Paris und wohnhaft in London, beide vielleicht mit dem von C. van Mander in seinem Schilderboek (1604) erwähnten Antwerpener Maler Paulus von Somer verwandt, haben eine ganze Neihe nicht immer aus einander zu haltender gestochener, radirter und geschabter Blätter hinterlassen, die sich in der Ausführung aber als ungleich erweisen. Am werthvollsten sind die Schabkunstblätter, da sie aus den ersten Zeiten der Erfindung dieser Manier stammen und im Ganzen auch mehr Sorgfalt und Fleiß bekunden, vielleicht gerade wegen der Neuheit der Aufgabe. Das Blatt, das den Markgrafen Ferdinand Marimilian wiedergiebt, verräth bereits eine große technische Fertigkeit und ist von I. van Somer gezeichnet, der sich den ihm zugeschriebenen Blättern zufolge mit Borliebe politische Persönlichkeiten zum Borwurf nahm.

Nicht minder verdient ein Schwarzkunstblatt von Elias Christof Heiß Lob, das ein Porträt von P. H. Müller „ml vivum tiFurnb" zur Vorlage hat und die Maikgräfin Johann Elisabeth« Herzogin von Württemberg, 1680—1775, zur Anschauung bringt. Das Bildnis; macht den Eindruck, als sei es nach einer Medaille gefertigt, und in der That hat der vielgeschätzte Stempelschneider Philipp Heinrich Müller aus Augsburg die Fürstin mit ihrem Gemahl Eberhard Ludwig von Württemberg auf einer Medaille vom Jahre 1705 dargestellt. Heiß stammte aus Mcmmiiigen, lebte größtontheils in Augsburg und starb 71 Jahre alt auf seinem dnrch Fleiß erworbenen Nittergute Trunkclsberg 1731.

Er gehörte auch zu den Ersten, welche sich in Deutschland mit Erfolg der Schwarzkimst zuwandten, nnd verlegte sich, obwohl er zuerst als Maler thätig gewesen war, später ganz auf die neue Manier, die sich denn auch besonders einträglich für seine Kasse erwiesen hat.

Erwähnenswerth ist hier auch, dafz ein sehr seltenes Schwarzkunstblatt des Franksurter Meisters Ludwig Pscmstill, welcher wohl bei Gelegenheit der Kaiserkrönung Leopolds I. 1658 durch Wallerant Vaillant oder Johann Thomas von Upern die neue ziunst erlernte, eine in Oval gearbeitete Pieti, der Markgräsin Anna von Baden ..I^ibeiAliuiu artiuru)livörviig illouWr>är«bi>i^ gewidmet ist.

Der berühmte Joachim von Sandrart aus Frankfurt a. M. (1606 bis 1688), der zu seiner Zeit mehr als Künstler wie als Kunstschriftsteller geschätzt wurde, mährend in unseren Tagen mit größerem Recht das Umgekehrte eingetreten ist, hat nach einer Beschreibung in dein Berzeichniß der seltenen Kunstsammlungen des H. von Terschau (Nürnberg 1825) die Markgräfin Maria Juliana, Gemahlin des Markgrafen Karl Magnus, im Jahre 1650 voträtirt: „Die Fürstin steht in ganzer Figur, in einem weißen Gewand, bey einem Tisch; von dem Künstler zu Frankfurt a. M nach dem Leben gemalt." Doch ift über den Verbleib des Gemäldes nichts Sicheres zu berichten. .

Von Joachims Neffe, Jakob von Sandrart, geboren 1630 zu Frankfurt, dagegen, der sich nach vielen Irrfahrten in Nürnberg niederließ, 1662 mit Gödler die Aufsicht über die dort neuerrichtete Akademie führte, eine Kunsthandlung daselbst gründete und nach einer besonders reichen Thätigkeit aus dem Gebiete des Kupferstiches ^ er stach allein gegen 400 Porträts — 1708 verstarb, besitzen wir ein liebvoll und zierlich ausgeführtes Porträt der Markgräfin Johanna Elisabeth« von Brandenburg-Ansbach (1651-^80), einer Tochter Friedrichs VI. von Baden-Durlach, das der Unterschrift gemäß nach dein frühen Tode derselben angefertigt wurde, aber als Borlage ein Bildniß nach dem Leben von Wolsgang Ludwig Hopfer, einem kurpfälzischen Hofmaler aus Nürnberg (1' 168!)), hatte, welches sich recht sinnpathisch giebt. Weniger Günstiges läßt sich von einem Neiterbiloe dieses Sandrart sagen, welches den Feldmarschall Leopold Wilhelm (1626 bis 1671) hoch zu Noß in voller Mstung mit dem Cominandostab wieder gicbt und stark an fabrikmäßige Arbeit erinnert, während sonst dein Künstler eine sorgsältige Behandlung seiner Porträtstiche und Landkarten nachgerühmt werden kann. In letzterer Beziehung machte 1666 sein Nachstich der großen aretinischen Karte von Böhmen geradezu Aussehen, da sie genauer und inhaltooller als das Original und zudem mit bildlichen Ansichten von Städten und Schlössern geschmückt ist. Ein interessantes Porträt des Markgrafen Leopold Wilhelm in türkischer Kleidnng mit einem Hund in Oel hat sich in der Wallerstein'schen Sammlung zu Maihingen gesunden; dasselbe hat den einstmals vielbeschäftigten, 1631 in Lübeck geborenen und später in Negensburg ansnßigen Maler Benjamin Block zum Urheber, von dein auch ein geschabtes Bildnis; des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm vorhanden ist.

Auch unter den badischen Fürstemnitgliedern selbst begegnen wir — dies sei noch gesagt — einigen Künstlern oder vielmehr Künstlerinnen, denn nur weibliche Mitglieder sind mit Kunsterzeugnissen hervorgetreten. Sehr gerühmt wurden ihrer Zeit die Miniaturen der frommen Markgräfin Katharina Barbara, 1650—1733, welche wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und Herzensvorzüge von Kaiser Leopold I. zur Gemahlin begehrt wurde, die Werbung aber ausschlug, weil sie ihre Neligion nicht mit der katholischen vertauscheil wollte, und unvermählt starb. In einem zu Karlsruhe befindlichen Manuscrivte des Durlacher Handschriftencabincts (jetzt GencralLandes-Archiv) finden wir eine Porträt-Handzeichnung der kunstsinnigen Prinzessin Anna, 1573—1638, welche ebenso wie ihre Schwester Elisabeth den freien Künsten, namentlich der Poesie, ergeben war; dieselbe stellt den Bater der Markgräsin, den tapsern und unglücklichen Georg Friedrich, dar v und scheint ziemlich sicher nach einem Kupferstich gearbeitet zu sein. Elisabeth >162l)—1692) hat sich durch eine anspruchslose aber ungemein ansprechende Gedicht-Sammlung bekannt gemacht, welche erstmalig 1685 in Durlach unter dem Titel „Tausendt merkwürdige Gedenk-Sprüch auß vnderschiedlichen Authoren zusammengezogen Und in Teutsche Verse übersetzt" erschienen sind. In neuerer Zeit thaten sich die erste Gemahlin Karl Friedrichs, des Stifters des Großherzogthums, Karoline Luise, Landgräsin von Hessen-Darmstadt (-j- 1783), und Christiane Luise von NassauUsingen (1' 1829), Gemahlin des Markgrafen Friedrich (1756—1817), durch Porträtzeichnungen hervor. Von der elfteren Fürstin ist ein Brustbild ,'iarl Friedrichs bekannt, nach einer Zeichnung in Kupfer gestochen zu Basel (vk«2 Our. cis Nsoliel. Kl. 4). Von der letzteren rührt anscheinend ein Brustbild der ersteren her, „gezeichnet im letzten Jahre Ihres Lebens 1783".

Wir kommen schließlich noch mit einigen Worten auf die hauptsächlichsten Medaillen des badischen Fürstenhauses zu sprechen, die zu dieser Porträtgeschichte gehören.

Die neuere Medaillenkunst seit der Wiedergeburt der Künste iu Italien gilt allerdings als eine Abtheilimg der Plastik, aber sie hat doch neben dem Anstoß durch die Antike ihre ursprüngliche Erfindung und Veranlassung nicht zum Geringsten der .«unst der Malerei zu verdanken, da die nach der Natur schaffenden Maler in alten Tagen gewohnt waren, ihre Porträtaufgaben zunächst in Wachs zu modelliren und bei der leichten Zerftorbarkeit dieser Modelle bald ans praktischen Gründen ans den Mctallguß kamen, woran sich in nicht zu langer Zeit die Verwendung der Porträtmodelle zu Erinnerungsmünzen an bestimmte Personen und auf der Kehrseite an gewisse auf die dargestellten Personen bezügliche Begebenheiteil angeschlossen haben mag. Jedenfalls hat sie in ihrer Entivickelung allemal gleichen Gang mit den Fortschritten der Malerei nicht minder wie mit denen der Plastik gehalten. Ja, man machte in vereinzelten Fällen selbst malerische emaillirte und polychrome Versuche mit ihr. Die Medaillenkunst hat sich auf diese Weise vom fünfzehnten Jahrhundert ab mehr und mehr zu einer selbständigen, eigenartigen Kunstgattung ausgebildet, die nicht wie in der Antike, wo jeder Gebrauchsgegenstand der Schönheit geweiht war, dem alltäglichen, gemeinen Berkehr diente, sondern höhere Zwecke verfolgte und schnell eine große Vollkommenheit in der Technik und im künstlerischen Ausdruck erlangte. Neben den gegossenen Medaillen wurden getriebene, geprägte und niellirte Werke angefertigt. Italien und Deutschland sind die Werkstätten der besten Schaumünzen gewesen, und es liegt in der Natur der Sache, daß diese Kunst vornehmlich von weltlichen und geistlichen Fürsten, sowie von vornehmen Adelshäusern und Patrizierfamilien gefördert wurde. Was den Gebrauch der Medaillen angeht, so wurden dieselben sowohl als Schmuck an Hüten und Baretten wie als Ehrengeschenk an Ketten um den Hals getragen. Die Porträtmedaillen sind im sechzehnten Jahrhundert, namentlich in Deutschland zu einer staunenswerthen, noch heute als Vorbild dienenden Blüthe entwickelt worden, während in Italien durchgehends die Meisterschaft der Composition vorwiegend war. Vollendete Technik, einfache sprechende Charakteristik, liebevolle und fleißige Durchführung rufen in den deutschen Porträtmünzen unsere volle Bewunderung hervor.

Die badische Münzgeschichte, welche vielfach eingehende und belehrende Bearbeitung erfahren hat, ist reich an Beispielen der deutschen Medaillenund Prägekunst.

Abgesehen von einein mittelalterlichen Porträtsiegel des Markgrafen Rndolvh I. (1' 1288) vom Jahre 1277, das nur beiläufig hier erwähnt sein möge, finden wir bereits im fünfzehnten Jahrhundert auf verschiedenen Münzen Bildnisse des Markgrafen Christoph I. (1- 1527), sowie in dem folgenden Jahrhundert seiner Tochter Beatrix (1492—1535) und seiner Enkelin Jakoba (1507—1580), von welch letzterer zwei Stücke von 1534 und 1535 vorhanden sind. Ein ganz vorzüglicher deutscher Künstler ist dann für Christophs beide Söhne Bernhard III. (1474—1536) und Ernst (1482—1553), die Stifter der beiden badener Linien, thätig gewesen, von dem sich leider nur spärliche Nachrichten erhalten haben. Es ist dies der in Srraßburg gebürtige Medailleur Friedrich Hagenauer, welcher sich selbst einen „Porträter und Bildhauer" genannt und seiner eigenen Aussage nach an vielen Höfen und Orten Ehre mit seiner Kunst eingelegt hat. Ilm 1530 wirkte Hagenauer eine Zeit lang in Augsburg, wie es. scheint, ohne Berechtigung, da sich die Bürger dort über ihn beschwerten. Daß er die beiden Markgrafen mehrfach porträtirte, beweist das Ansehen, in dem er zu seiner Zeit stand. Sowohl von Bernhard wie von Ernst ist ein vortreffliches Einzelbrustbild in feiner Ausführung und beträchtlicher Größe auf uns gekommen und eine Doppelbüste der beiden Brüder auf die brüderliche Eintracht wurde aller Wahrscheinlichkeit »ach gleichfalls von ihm modellirt und geschnitten. Sonst sind auch eine Reihe von Bildnissen angesehener Augsburger Bürger und fürstlicher Personen dieses Künstlers, dessen Buchstaben H. F. erst in neuerer Zeit entziffert wurden, «halten.

In der Folge begegnen wir einer größeren Anzahl meisterhafter Porträtmedaillen des sechzehnten Jahrhunderts, welche Mitglieder des badischen , Fürstenhauses darstellen, und in manchen Fällen, wo keine beglaubigten Bildnisse von Malern oder Kupferstechern vorhanden sind, diese Porträt geschichte dankensiverth vervollständigen. Als ganz vorzügliche Stücke müssen die Schaumünzen Karls II. (1529—1577) von 1559 und 1572, seiner Gemahlin Anna (^ 1586), des frühverstorbenen Markgrafen Philipp II. (1559 bis 1588) und die energisch gearbeitete ovale Medaille des unglückseligen Eduard Fortunats (1565—1600), von dessen Mutter Cacilia (-Z- 1627) gleichfalls eine vor 1564 gefertigte Medaille (als Braut des Grafen Tencin) vorhanden ist, hervorgehoben werden. Leider sind von allen diesen die Künstler nicht bekannt. Doch kann man als sicher annehmen, daß die Arbeiten zumeist von Nürnberger oder AugSburger Medailleuren und Goldschmieden herrühren, da diese beiden Städte im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen das Monopol für diese Kunst besaßen, während die Medaillenkunst in Italien an den verschiedensten Orten eine Heimstätte aufgeschlagen hatte.

Auch die Medaillen des siebzehnten Jahrhunderts sind zum größten Theile anonym erschienen und man muß sich an den meisten schönen Stücken erfreuen, ohne ihren Berfertigern nach gebührendem Verdienst einen ehrenvollen Namen in der Münzgeschichte geben zu können. Bon Friedrich VI. (161? bis 1677) von der ernestinischen Linie, dem Begründer des reichhaltigen badischen Münzcabinetö in Karlsruhe, besitzen wir nur drei chiffrirte Medaillenbildnisse, deren Urheberschaft vielleicht auf den Münzmeistcr Peter Pfeifer (1623—1630 in Baden thätig) zurückgeht. Seine Söhne Friedrich Magnus (1647—1709) und Karl Gustav ^(1648-1703) dagegen wurden von einem angesehenen deutschen Künstler Anton Meybusch porträtirt, der in Schweden , und Dänemark arbeitete, und es ist anzunehmen, daß Friedrich VI. durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Schweden — seine Gemahlin Christine Magdalena war die Schwester Karls X. Gustav nnd die Nichte Gustav Adolfs — diesen Künstler gekannt, wenn nicht gar vorübergehend an seinen Hof herangezogen hat. Menlmschs Darstellung der beiden Markgrafen verrathcn Fleiß und gute Technik, ohne aber den Arbeiten des vorhergehenden Jahrhunderts gleichzukommen. Der Künstler, der später zumeist für den dänischen Königshof in Kopenhagen gewirkt hat, scheint auch eine Zeit laug in Paris gewesen zu sein, da es von ihm einige Medaillen nach Zeichnungen oder Modellen französischer Künstler zur Geschichte Ludwig XIV. giebt. Friedrichs VI. Tochter Christina (1645—1705), zuerst an den Markgrafen von Brandenburg - Ansbach und dann an den Herzog von Sachsen - Gotha vermahlt, wurde im Jahre 1705 von dem sächsischen Medailleur Christian Wermuth portraitirt, der, geboren 1661 zu Altenburg und gestorben 1739 zu Gotha, mit mehreren Söhnen und einer Tochter seine Kunst ausübte und mehr fabrikmäßig thätig war, wovon die Anzahl seiner Medaillen, deren man ihm dreizehnhundert zuschreibt, beredtes Zeugniß abgiebt.

Einer der geschicktesten und berühmtesten deutschen Medaillcure aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der für die badischen Fürsten arbeitete, ist ferner Philipp Heinrich Müller gewesen. Dieser Künstler wurde 1653 in Augsburg geboren, erlernte dort die Goldschmiedekunst, siedelte aber, nachdem er sich ganz auf das Stempelschneiden verlegt hatte, nach Nürnberg über, wo Friedrich Kleinert und Kaspar Gottlieb Lauffer ein Privilegium, Schaumünzen zu prägen, besaßen, und mehrere gute Künstler beschäftigten, und kehrte erst nach langjähriger Thätigkeit in vorgerücktem Alter nach Augsburg zurück, wo er 1718 starb. Seine Söhne führten das einträgliche und renommirte Geschäft ihres Baters fort. Wir besitzen von diesem Künstler Medaillenbildnisse des großen Türkenbesiegers Ludwig Wilhelm (1655 — 1707), der Markgräfin Johanna Elisabeth« (1680—1757), welches als Vorlage des obengenannten Schabkunstblattes von G. E. Heiß diente, und ein Brustbild derselben Fürstin vom Jahre 1705 mit ihrem Gemahl Eberhard Ludwig von Württemberg, sowie schließlich eine Schaumünze des Erbauers von Karlsruhe, des Markgrafen Karl Wilhelm (1679—1738), die alle einen guten Eindruck zu machen im Stande sind. Erwähnenswcrth ist hier ferner eine Medaille Karl Wilhelms, die der berühmten Künstlerschaft des GenferS Jean Tassier (1676 — 1763) entstammt, jenes Meisters der Medaillenkunst, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen großen Namen in den Ausländen erwarb, in Paris die 72 Könige von Frankreich und die Reformatoren, in London die englischen Könige von Wilhelm dem Eroberer bis auf Georg II. und in Italien den «önig von Sardinien (1743) und verschiedene vornehme Persönlichkeiten in Medaillen verewigte und sammt seinem Sohne Jacques Antoine Tassier (1715—1759) unstreitig unter die tüchtigsten und strebsamsten Künstler seines Faches zu zählen ist.

Auch von dem diesen Künstlern an Nuhm und Talent noch überlegenen, im Kanton Schwnz geborenen Juh. Karl Hedlinger (1691—1771), der sich an den Höfen von Paris, Petersburg, Kopenhagen, Rom und namentlich Stockholm einen Weltruf erwarb, besitzt unsere Porträtgeschichte eine meisterhaste Arbeit, das Brustbild des Markgrafen August Georg i1706—1771), mit welchem die bernhardinische Linie Badens erlosch.

Eine große Anzahl der bemerkenswertesten badischcn Porträtmcdaillen ist in Schöpflins Historia X<n'inx«-L<ul,vi,,^ (1713 —1766) und in Berstells Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses (1816) abgebildet morden.

Elegantes Wohnzimmer in Hochstettens Villa vor dem Thor einer Residenzstadt. Thören rechts, links und in der Mitte, Es ist Abend, Mehrere Lampen brennen aus dem Kamiusims und verschiedencn

Tischen.

Erste öcene.

Aartin (am Kamin, beschäftigt, das Feuer zu schüren,) Juliane (von links, tritt hastig ein, in

nervöser Erregung),

Juliane. Ist der Herr noch nicht zurückgekommen?
Martin iM ausrichtend). Noch nicht, gnädige Frau.
Juliane. Wohin ist er geritten?

Martin. Ich weiß es nicht, gnädige Frau; 's ist aber schon eine Stunde her. Der gnädige Herr hat sich wieder den ungarischen Hengst, den Sandor, satteln lassen. Wenn gnädige Frau ihm einmal vorstellen wollten: das Thier ist so feurig, unsern Stallknecht läßt es nicht aufsitzen. Es giebt noch einmal ein Unglück.

Juliane. Wie oft Hab' ich ihn gewarnt! Er hört nicht auf mich. Er verachtet die Gefahr.

Martin. Aber heut bei dem Glatteis — die Eisen sind dem Gaul noch nicht geschärft — wer konnte auch denken, daß es schon Anfang November Frost geben würde!

A uliane tist zu dem Tischchen vor dem Divan hingetreten, hat ein Buch in die Hand gc>

„vmmen, es aulgeschlagen und wieder hingelegt,. Der Herr ist ein vorzüglicher Reiter und seines Thieres sicher. Sie werden sehen, Martin, er kommt bald wieder.

Martin. Aber wie, gnädige Frau! Wie das letzte Mal: der Herr und der Gaul in Schweiß gebadet, die Sporen blutig, und dem Thier zitterten noch eine halbe Stunde lang die Flanken. O gnädige Frau —

Juliane liii nach der Uhr aus dem «aminsims gegangen,. Sieben Uhr. Um

halb sollte der Zug kommen. Der Herr erwartet ja den Doclor. Er könnte schon da sein.

Martin. Ter Weg vom Bahnhof bis zu uns heraus ist weit. Aber da fährt ein Wagen vor.

Juliane ,isr,rt zusammen; sSr sich,. 5> mein Gott! lhorcht., Er wird es sein. Wer sollte sonst um diese Stunde — Sehen Sie nach, Martin, ob es der Herr Doclor ist, und führen ihn dann herein. Ist sein Zimmer in Ordnung?

Martin. Die Lampe brennt drinnen, und es ist warm.
Juliane. Gehen Sie, gehen Sie! M°rti,, °v.,

Zweite öcene.
Juliane. Dann Eckart.

Juliane idie Hand auss Herz gepreßt), Ich dachte, ich hätte es übermunden, es wäre hier Alles todt und still. Aber womit wird man denn fertig, was uns einmal ans Leben ging? Das ist fein Schritt, seine

Stimme — Ruhig! ruhig! ltritt wieder an das Tischchen, schlügt die Blatter des Buches,' mechanisch um, drüber hinweg zu Boden blickend,, Eckart i>r>tt ein, bleibt an der Schwelle stehen, Martin nimmt ihm den Mantel ab, !,,t<

senil sich dann,, Sie haben befohlen, gnädige Frau —

Juliane <wc,,dc, sich, geht ihm langsam entgegen,. Guteil Abend, lieber Frennd. Seien Sie herzlich willkommen! Ich danke Ihnen, daß Sie den Wunsch meines Mannes erfüllt haben.

Eckart librc Hand, die sie ihm bietet, nicht lassend, mit einer Verbeugung,, DenWllllsch

Ihres Mannes? Ihren Wunsch, Ihren ausdrücklichen Befehl. O Frau Juliane, warum haben Sie mir das gethan!

Juliane tülerhönnd,, Sie treffen mich noch allein; Ludwig ist ausgeritten; in seinein aufgeregten Zustande bedarf er Luft und Bewegung. Aber wollen Sie sich nicht jeden? Soll ich Ihnen eine Tasse Dhee geben? — Martin!

Eckart lroich »°r,rete,,d>, Rufen Sie ihn nicht, gnädige Frau. Ich bedarf Nichts. Ich werde mich nur so lange aufhalten, als meine ärztliche Pflicht gegen Ludwig es erfordert.

Juliane. Sie wollen nicht bei uns übernachten? Das wird mein Mann nimmermehr zugeben. Seine ganze Hoffnung sind Sie.

Eckart llilht l>° traurig an, sie wendet sich »b, l«b> sich aus den Tiuan nieder), ^) ArgU

Juliane, gab es kein Mittel, mir dies Wiedersehen zu ersparen? Als ich Ludwig's Brief erhielt, in dem er mich beschwor, ihm Hülfe zu bringen in seiner Noth, stand es bei mir fest, daß ich dem Ruf nicht folgen dürfe. Dann schrieben Sic mir, ich 111111'?',/ kommen, ^ und hier bin ich, und Alles ist, wie es war, und auch Sie können den Augenblick nicht erwarten, wo ich Ihnen wieder aus den Augen komme.

Juliane iichr,r,,» „ul, ruhig,. Lassen Sie das Vergangene ruhen, Eckart. >^ch habe es ausgelöscht in meiner Erinnerung. Ich sehe in Ihnen nur noch den Freund meines unglücklichen Mannes, den einzigen, treuesten, an den er sich mit all seinen Hoffnungen leidenschaftlich anklammert. Können Sie sich ihm so rasch wieder entziehen und sein Vertrauen täuschen?

Eckart. Sein Vertrauen — Hab' ich es nicht schon einmal so schwer getäuscht? Und war die Buße für mein Vergehen nicht gerecht? Dürfen Sie mit gutem Gewissen sagen, daß ich nun genug gebüßt habe?

Juliane. Zwei Jahre, mein Freund, sind eine lange Zeit. Ich Hab' es an mir selbst erfahren. Ich habe es über mich gewonnen, ohne Groll an Ihre Verirrnng zu denken.

Eckart. Weil Sie glaubten, Buße müsse Besserung wirken. Aber wenn es nun nicht so märe, Frau Juliane? Wenn der unselige Mensch, den Sie damals für immer aus Ihrer Nähe verbannten, weil er in einem Augenblick unverzeihlicher Schwäche sich so weit vergessen hatte, der Frau seines Jugendfreundes zu gestchen —

Juliane we« °u,,. Nicht weiter, Eckart! Ich verbiete es Ihnen, das Gespenst jener unglücklichen Stunde mit Gewalt wieder heraufzubeschwören.

Eckart. Mit Gewalt! O eS braucht keiner Beschwörung, es kommt ungerufen, es hat mich diese zwei Jahre hindurch nicht verlassen. Und jetzt — da ich Sie wiedersehe —

Juliane mu Nachdruck,. Wenn ich es nicht bereuen soll, an den Adel Ihrer Gesinnung und Ihre Freundschaft für meinen Gatten geglaubt zu haben, so sprechen wir nur von dem, was Sie hierher geführt. Ludwig hat Ihnen geschrieben, wie schwer er leidet. Mir hat er's lange verschwiegen und den Stachel nur geschärft, indem er ihn einsam nach innen bohrte. Sie kennen ihn von Jugend aus. Sagen Sie mir, Doctor, was ist es, das ihm bei scheinbar voller Gesundheit das Leben zur Last macht? Ist es mehr als Einbildung? Sein Vater, weiß ich, war ein Hypochonder, der seinem Leben in einem'Anfall von Schwermnth selbst ein Ende machte. Auch Ludwig, als ich vor fünf Jahren sein Weib wurde — er hatte dunkle Stunden, Anwandlungen der bittersten Menschenscheu, usgernd. °h« ihn °»illtl«.n,, Sie wissen vielleicht nicht, da« ich gerade darum, als er um mich warb, ihm meine Hand nicht versagen wollte. Er beschwor mich so rührend, sein guter Engel zu werden, ihn ins Helle und Heitere hinauszuführen — Sie selbst waren ost genug Zeuge, wie wenig mir das gelang!

(drückt ihr Tuch gegen dic Augen.!

Eckart. War nicht das meine einzige Entschuldigung, daß ich Sie leiden sah unter seinen wilden Launen, seinem jähzornigen Trübsinn — Sie, für die ich jeden Blutstropfen meines Herzens hingegeben hätte, Ihnen ein Loos zu bereiten, das Ihrer würdig gewesen wäre?

Juliane <°°n,ckrend,. Still! Was haben Sie mir versprochen? Sie sind Arzt und sollten besser als Andere wissen, wie wenig wir vermögen gegen die unverantwortlichen Mächte in unserem Blut. Ich habe meine Pflicht, ihm treu zur Seite zu bleiben, redlich gethan, aber meine Kraft ist fast zu Ende. Tarum rief ich Sie als meinen Gehülfen, meinen Bundesgenossen im Kampf gegen dies jammervolle Schicksal. Sie müssen ihm helfen, lieber Freund, das wird auch für Sie die sicherste Hülfe sein. Wenn Sie sehen, wie er die Krankheit überwindet durch Ihren Rath, Ihren treuen Beistand, wird auch Ihr Geinüth sich beruhigen und all der krankhaften Regungen Herr werden. Und dann werden wir Drei tranlich wieder neben einander leben können.

Eckart. Meinen Sie, Frau Juliane? Aber selbst wenn ich an diese Idylle glaubte, die Sie mir so lockend ausmalen — ich könnte keine Rolle darin übernehmen; ich habe mich bereits anderweitig verpflichtet.

Juliane (sieht ihn fragend on>,

Eckart. Vor wenigen Tagen habe ich den Vertrag unterzeichnet, als Schiffsarzt eine Erpedition in das Polarmeer zu begleiten. Es fuhr mir so durch den Kopf, da droben im ewigen Eise würde ich vielleicht das Fieber loswerden, das bisher alles Ehinins und aller Sympathiemittel gespottet hat.

Juliane. Mein Gott — Sie wollten — eine so gefahrvolle Reise -— wie Viele sind nie miedergekommen! Nein, nein, das dürfen Sie nicht — das würde ich nie verwinden. Immer müßte ich denken — Aber still! Ich höre Hufschlag im Hof. Versprechen Sie mir —

Eckart. Alles was in meiner Macht steht.

Juliane. Sie dürfen auf keinen Fall, nachdem Sie Ludwig gesehen, sich fortstehlen, ohne noch mit mir gesprochen zu haben. Ich rechne bestimmt darauf, und wenn es wahr ist, daß Ihnen mein Glück und die Ruhe meines Herzens theuer ist —

Eckart «sich verneigend,. Sie können auf mich rechnen, gnädige Frau! Dritte öcene.

Vorige, iTurch die Mitte) Ho chstetten (im Reitanzuge),

Hochstetten. Ist er's? — Er ist es wirklich!' wirf, H»i und Reitpeitsche weg.. An mein Herz, getreuer Eckart! (umarmt ihn,) Nein, daß du da bist! Du glaubst nicht, wie inir's wohl thut! — Juliane, was sagst du? Die Treue ist doch kein leerer Wahn. — Martin! Martin!

Juliane. Was wünschest du?

Hochstetten. Wein! Wein! Meine Kehle ist so ausgedörrt wie ineine Seele. Wir wollen beide ein bischen anfrischen, nicht wahr, mein Junge? -7^ Martin! — Wo bleibt die Schilecke?

Juliane. Er wird in Eckart's Zimmer sein. Ich will selbst gehen.

Hochstetten. Nein, bleib! Es hat Zeit. l«r s°w fle °m Handgelenk. ‚stM sie öckarl cntgeze,„) Sieh diese Frau, Eduard. Dies blasse Gesicht, diesen feinen Kopf — bemerkst du nichts daran?

Eckart. Was meinst du?

Juliane. Aber Ludwig, ich bitte dich —

Hochstetten. Nein, es ist wirklich Nichts zu sehen. Es ist auch nur ein frommes Märchen, daß die Märtyrerinnen Heiligenscheine getragen hätten. Aber wenn je Eine so einen blanken Kopfschmuck als Zeugnis; ihrer Tugenden sich verdient hat, müßte diese Frau ihn aus purem Golde trägen.

Juliane lmit mühsamem Lache!,», Da sehen Sie, Eckart, wie nöthig es ist, daß Sie ihn in die Eur nehmen. Er phantasirt, er leidet nm hitzigen Fieber der Überschätzung.

Hochstetten glicht ihr die Hand,, Nein, meine liebe Heilige, er weiß, daß ich meine fünf Sinne durchaus beisammen habe, wenn ich dich für das beste Weib unter der Sonne erkläre. Nnr etwas mehr Verstand hättest du haben sollen, etwas weniger Leichtsinn, als -du dich zum Heirathen entschlössest.

Juliane. Lieber Ludwig! <drücn i„,n die Hand,,

Hochstetten. Warum ist dein Herz mit deinem Kopf durchgegangen? Und wahrhaftig, diese mitleidige Thorheit hast du schwer gebüßt. Wie Hab' ich dich belohnt für deine himmlische Güte, deine Geduld und Tapferkeit diese fünf Jahre hindurch! Ein Lebensgefährte, der dir dein junges Veben so gründlich verbitterte — trübsinnige Grillen — Berserkerlauneil - Eifersucht — Stell dir vor, Eduard, sogar das Hab' ich ihr antvun können, daß ich ihre Mienen ausspähte, wenn sie in Gesellschaft über die albernen Späße irgend eines Lasten von Courmachers sich zu lacken bemühte, um ihr Gähnen zu verbergen. Und sie, dieser Engel —

Juliane. Ich will Martin rufen. Du bist erschöpft und aufgeregt voni Neiten. lw>u «'hc»,.

Hochstetten <Mt lic). Nein, du bleibst — du sollst erst hören — hier, jetzt, vor diesem alten Getreuen will ich mir Alles vom Herzen reden, was mir so lange daran gefressen hat, dir's abbitten, was ich an deinem Glück gefrevelt habe, zu deinen Fußen dich anflehen: Begnadige mich! Trage meine Sünden mir nicht nach. Denn beim ewigen Gott: wenn ich dir weh that, ich selbst litt schwerer darunter, als du, arme heilige Dulderin!

IZr bat ihre Hünde ergriffe,„ sinkt neben ihr nieder, drückt das Erficht gegen ihre Hand,)

Juliane. Um GotteSwillen, Ludwig, lieber, lieber Mann, du bist außer dir? Was thust du? Was soll unser Freund denken? Bitte, bitte,

steh «Iis! !«r laszt sich widerstrebend aufrichte,„, Wüßt' ich Nicht, daß du ZUweilcn

an krankhafter Schwermut!) littest, die dich in trüben Stunden dir selbst entfremdete? Ludwig, ich beschwöre dich —

Hochstetten il!ik!> u,re Hönde lo», führt sich drifter über die Stirn,, Ja, >iind,

du sagst es. Ich war nicht ich selbst, wenn ich dir weh thun konnte, dir, von der alles Glück auöging, das ich je im Leben genossen habe. Ist es denn wahr? Du trägst es mir nicht nach? Sag mir'» noch einmal, vor diesem alten Freunde hier, daß du mir vergeben hast.

Juliane. Wirst du nun aufhören? Was werden Sie denken, Eckart! Als hätten wir die unglücklichste Ehe geführt.

Eckart. Nichts denk' ick), Frau Juliane, als daß er Recht hat, wenn er Sie verehrt, wie ein überirdisches Wesen.

Hochstetten. Ich danke dir, mein Alter. Wenn du sie erst kenntest wie ich! — Aber nun nichts mehr davon! Nun wollen wir lachen und es uns wohl sein lassen. Ist mein Nothhelfer nicht da, der mich von allen Gebresten des Leibes und der Seele heilen wird? Du sollst sehen, liebes Herz, hinfort werde ich dir keine böse Stunde mehr machen, werde sanft und friedlich sein wie ein Lamm und dir nichts mehr abzubitten haben, lftirnrunzclnd. Tu lächelst ungläubig?

Juliane. Nur verwundert. Lieber, warnm dn so viel überflüssige Worte machst. Aber ich will gehen und euch den Wein schicken. Ans Wiedersehen, Eckart! (geht „ach de,-Mi,,°m,ur,)

Hochstetten («ickt ihr na«, Juliane!

Juliane «wende, sich,. Was wünschest du noch?

Hochstetten (geht «u, sie zu). Der gute Kamerad da er nimmt es nicht übel, wenn zwei alte Eheleute sich in seiner Gegenwart um den Hals fallen. Mein treues, geliebtes Weib! (umarm, sir.,

Juliane cwi^. Du bist so sonderbar. Drink lieber keinen Wein. Ich will den Theetisch decken lassen.

Hochstetten. Nein! Im Wein ist Wahrheit. Wir wollen die alte Freundschaft leben lassen und uns das Herz leicht schwatzen. — Lebwohl,

mein Glück, mein Leben — lebwohl! >Er betrachtet sie einen Augenblick mit leiden(Ichaftlicher Innigkeit, lüßt dann ihn Hünde fahren,) Geh! Geh! !Sie gebt. Er steht in sich versunken und blickt ihr nach.

Vierte öcene.
Hochstetten, Eckart,

Hochstetten l»«r st« l,m). Vorbei! Versunken! Mein einziger Stern! O Gott, die ewige Finsternis; ist doch schauerlich! wendet ,-,ch langsam um,

komm! in den Vordergrund.!

Eckart. Willst du mir nun sagen, lieber Freund —

Hochstetten (aufblickend,. Ig so! Ich vergaß — Verzeih, Eduard, ich war nicht bei dir, mein Herz folgte ihren Tritten. Scheiden thut weh, weißt du ja.

Eckart. Scheiden, für eine halbe Stunde?

Hochstetten. Es ist wahr, wenn man schläft, spürt man nicht, daß die Zeit vergeht. Aber nimm Platz, mach es dir bequem. Oder willst du erst in dein Zimmer gehen?

Eckart >M sich,. Ich kann eure Gastfreundschaft nicht annehmen, Ludwig. Morgen mit dem Frühesten muß ich wieder fort, und ich störe nicht gern den Morgenschlaf meiner Wirthe.

Hochstetten (immer balb abwesend, mit zerstreutem Blich, Morgen Mit dein

Frühesten — O, meinen Schlaf würdest du nicht stören; und auch Juliane — aber wie du willst, Eckart, ganz wie du willst. Jedenfalls danke ich dir unendlich, daß du überhaupt gekommen bist. <Mar,i,, brm°, d« Wein.z Und da ist auch der Wein. Stell ihn nur hin, Martin. Ich werde selbst einschenken. Sieh, sieh, Juliane hat nicht vergessen, daß du unsern Burgunder besonders gern trankst. «Martin ab. Hochstetten schenkt ein., Wann vergäße sie auch je etwas, womit sie Anderen wohlthun kann!

Eckart. Ich trinke jetzt nicht, Ludwig, nur um dir Bescheid zu tbun. (Hingt an,. Auf deine Gesundheit!

Hochstetten. Auf meine — haha! Aber freilich, dn bist ja gekommen, den Unheilbaren in die Eur zu nehmen. Prosit! (»«ru das hinunter.,

Eckart. Unheilbar! Dein altes Wnhngespenst!

Hochstetten (wirst sich auf den D>va,,>. Nein, Bester, kein mitleidiges Possenspiel. Du weißt ganz gut, warum ich dich gerufen habe: nicht um mir gegen dein Wissen und Gewissen flauen Trost einsprechen zu lassen, daß du hernach, wenn du mir den Rücken gewendet, mit einem freundschaftlichen Achselzucken sagen müsstest: der arme Narr! Er kennt sein Schicksal, aber er ist schwach genug, sich selbst die Binde vor die Augen zu drücken. Du sollst besser von mir denken. Soweit hat die Moroart, die an meiner Wurzel nascht, mir das Mark noch nicht versehrt, noch bin ich ein Mann und stehe anstecht nnd bettle nicht nm eine elende Galgen. srist. Jetzt, da auch das Schwerste überstanden ist, der Abschied von dieser Frau —

Eckart (ft'ht auf,. Nein, nein, du verzweifelst zu früh, du siehst zu schwarz. Lieber, Theuerster, laß uns ruhig darüber reden! un,t ,» ihm.

legt ihm die Ha«d auf die Schalter)

Hochstetten. Willst du meinen Puls fühlen? Man kann nicht ruhiger sein. Aber ich sehe, was ich sehe ^ es schwebt über mir wie der böse schwarze Vogel über unser Aller Ahnherrn, dein armen Prometheus, dem er an der Leber fraß. Ja, mein Alter, ich habe das Erbe meiner Väter angetreten.

(Paus,,,

Hochstetten. Komm, setz dich zu mir. Wir wollen leise reden, und recht vernünftig. Nicht wahr, auch du hast gehofft, das Entsetzliche würde noch abzuwenden sein durch das Glück, dieses Weib zu besitzen. O Eduard, es war ein schöner, aber frevelhafter Traum. Nie hätte ich ihr Leben an meines ketten sollen. Aber ich redete mir vor, in die Nähe eines solchen Engels würden die Furien sich nicht wagen. Haben sie nicht selbst von dem Muttermörder ablassen müssen, als er in den heiligen Bezirk des Tempels eintrat? Und ich, was Hab' ich verschuldet? Daß ich auf die Welt kam als Sohn und Enkel guter redlicher Menschen, die für irgend eine vorsintflutliche Erbsünde von einem gnadenlosen Gotte mit dem Fluch des Wahnsinns beladen wurden? Denn ich selbst, Eduard — du bist mein Zeuge — sür einen Menschen, der heißes Blut hat und Geld in seinen Beutel thun konnte, Hab' ich mich recht macker gehalten, weder beim Wein noch mit Weibern meine Kräfte vergeudet, mir alle Mühe gegeben, einen philisterhaft nüchternen Wandel zu führen und dem Dämon seine Beute zu entreißen — und dennoch jetzt, statt als gesunder Jubelgreis dereinst im Kreise von blühenden mindern und Enkeln friedlich einzuschlafen, muß ich in meinen jungen Jahren — — o ich möchte wissen, wie selbst der treuherzigste Köhlerglaube diese Jammergeschichle mit der Allgüte und Allgerechtigkeit einer väterlichen Vorsehung reinem wollte! (Er spring, aus. tri,,

wieder an den Tisch u,,d schenlt'langsam lein Glos wieder voll, ohne es an die L>,;,en zu setzen.)

Eckart. Ich kann es noch immer nicht glauben, Ludwig. Erblichkeit — es wird so viel Mißbrauch mit diesem großen Wort getrieben. Wie Manchen hat die bloße Angst vor diesem Schreckbild ihm in die Arme gehetzt! Aus der Marotte wurde dann Wirklichkeit. Bei dir fing es schon früh an, ich sah wie es in deiner Phantasie zu spuken begann, wahrend Blut und Nerven ganz gesund waren. Wie es Menschen giebt, die aus bloßer Todesfurcht sterben, so kann man aus Furcht vor dem Wahnsinn um den Verstand kommen. Nein, Lieber, du mußt mir erst ausführlich berichten —

Hochstetten sleer! das «lac>. Meine Krankheitsgeschichte? Damit will ich dich verschonen. Aber du kannst dein Gemissen beruhigen. Dreien der ersten Specialisten in diesem Fach habe ich ausführlich gebeichtet und ihr Ehrenwort ihnen abgefordert, mir die volle Wahrheit zu sagen, und alle drei hochiveisen Männer zuckten die Achseln und entließen mich mit

Nord »nd Süd. XllV., 1ZI. ^

dem Trost: man dürfe trotz alledem nicht verzweifeln, es geschähen oft noch Wunder. Du wirst zugeben, daß dies in dem Mnnde deiner Herren College« so viel wie ein Todesurtheil ist.

Eckart. An wen hast du dich gewandt? Was hast du ihnen gesagt?

Hochstetten hciug,. Ich wiederhole dir, es waren gute Leute, denen auch du deinen Kopf anvertrauen würdest, wenn er dir aus den Fugen zu gehen drohte. Im Grunde konnten sie mir nichts Neues sagen. Ich bin ja selbst eine Art Specialist in dieser sublimen Wissenschaft geworden, habe alle Symptome gründlich studirt — bei meinem armen Papa. Ich sage dir, mein Junge, bei mir ist der Teufelsspuk schon herrlich weit gediehen — so ungefähr bis ins dritte Stadium. Ich könnt' ein Buch drüber schreiben. Aber du trinkst nicht?

Eckart. Das dritte Stadium?

Hochstetten (dcr wieder getrunken hat!. Wo man Gesichte sieht, Stimmen hört, in furchtbarer Angst Jemand herankommen sieht, der seine Hand ausstreckt, einen in ein Thier zu verwandeln. Und bei allem Grauen sühlt

man ein niederträchtiges Gelüst, sich zu entmenschen, ein Lechzen auf der Zunge, das nur Blut stillen könnte, — das man nnr bändigen kann, wenn man die Zähne in die eigene Faust verbeißt — da sieh her! cer streck, ih „> »>«

linke Hand hin,!

Eckart 'si‚r stch' Um Gotteswillen! Schon so weit!

Hochstetten. Juliane ahnt Nichts, sie glaubt, ich hätte mir das durch einen ungeschickten Schnitt zugefügt. So viel Verstand Hab' ich mir doch noch bewahrt, um meine Qualen vor ihr zu verbergen. Da drüben, sieh! dort ist mein Reich, im dritten Zimmer, Die zwei Thiiren dazwischen muß Martin jeden Abend von außen zuschließen, und die meinigc ist gepolstert, damit kein Laut herausdringen kann, wenn meine Quälgeister es einmal gar zu arg treiben. Denn nie geh' ich zu Bett, ohne zu denken, ich möchte diese Mitternacht als ein comvletter Währivolf aufspringen und dann — Gott Gnade dein unschuldigen Lamm, das mir in den

Wnrf käme! lwirst sich in einen Seile!, stutzt dm Nops in die Hände„

lPau‚e,

Eckart lst>ht auf. geh, zu ihm hin, legt ihm die Hand aus da^ Haupt), Mein «NNer,

armer Freund! Laß uns ruhig darüber reden. Du bist jung, könntest glücklich sein, hast einen festen Willen ^

Hochstetten lb>>« «„!„ icicht ihm mit einem stillen Blick die Hand). DöN hüb' ich

Gott sei Dank, Hab' ihn noch. Und eh mir auch der gebrochen wird, soll er mir helfen, ein Ende zu machen als ein Mensch, eh ich als Bestie todtgeschlagen werden muß. Dazu aber brauch' ich deine Freundschaft, mein Alter.

Eckart ‚z‚>samme„sahcrnd„. Meine Freundschaft? Hochstetten. Erinnere dich, was du mir gelobt hast — es sind jetzt zehn oder elf Jahre. Zum ersten Mal halt' ich dir mein ganzes Innere aufgeschlossen, die ganze Qual meiner geängsteten Seele in deinen Busen geschüttet. Und als ich zuletzt dich fragte: wenn es mit mir so weit kommt, Eduard, wenn ich dem Fluch meiner Väter nicht entrinnen kann und zu schwach oder zu feige wäre, die Pforte einzustoßen, durch die meine arme Seele sich in die ewige Nacht hinüberretten kann, wirst du mir dann beistehen? — Zähle auf mich, sagtest du damals — noch heut fühle ich den Druck deiner Hand bei diesem Wort, und wie mir's warm und leicht ums Herz wurde. Ich weiß, fügtest du hinzu, daß der Freund dem Freunde auch diese schwerste Pflicht schuldig ist. Ich werde sie erfüllen. Ist dir's noch so zu Muth ^ oder bist du mein Freund nicht mehr?

(Pause)

Eckart. Was forderst du von mir! Und du bedenkst nicht: der Freund dem Freunde — immerhin!'Aber der Arzt, Ludwig, der Arzt, der sich feierlich verpflichtet hat, das Leben Derer, die sich ihm anvertrauen, zu verlängern, nicht es eigenmächtig auszulöschen!

Hochstetten. Auch wenn das Leben verlängern nichts Anderes heißt, als die Qualen verlängern? Vor els Jahren dachtest du darüber anders, vielleicht gesetzwidriger, aber menschlicher.

Eckart. Vor elf Jahren war ich noch nicht Arzt, Ludwig, hatte jenen Eid noch nicht geleistet, der — nun ja, den zu halten mich jetzt oft genug einen schweren Kampf mit meinem menschlichen Erbarmen kostet. Und dennoch — sieh die Sache mit kälterer Ueberlegung an: möchtest du meiner ganzen Zunft einen Freibrief geben, jedes Leben mitleidig zu verkürzen, das ihrer oft so kurzsichtigen Weisheit verloren scheint?

Hochstetten. Sei's immerhin! So hätten wir wieder einen Fall, wo der Einzelne der Staatsmoml zu Liebe zu Grunde gehen muß. Ich wenigstens — unter diesem Zwange, der mich zu etwas Unmenschlichem verpflichtet, möcht' ich kein Arzt geworden fein. Aber Hab' ich dich als Arzt gerufen, dich an meinem Leibe herumauscultiren zu lassen? Das haben deine Eoliegen hinlänglich besorgt und mir auch den schönen lateinischen Namen für den garstigen Wurm genannt, der mir im Gehirn nistet. Nein, Eduard, keine armseligen Ausflüchte! Willst du mir, der Freund dein Freunde, der Mensch dem bedrängten Bruder, aus meinem Kerker heraushelfen, eh ich die Stirne gegen feine Wände einrenne? Ja oder nein!

Eckart c>»‚mpsi. Wenn du denn unwiderruflich entschlossen bist: warum brauchst du Hülfe?

Hochstetten. Nun sprichst du vernünftig. Ja das muß ich dir freilich erklären. Unter uns gesagt «rm dich, <m ih„ heran, leise ihm in s Oh« — ich habe schon ein paar Mal angesetzt, bin aber nicht damit zu Stande

gekommen. ‚zu Martin, ler wieder herciittiitlj Was willst dn, Martin? Was

hast du hier herumzuschnüffeln?

Martin. Ich wollte nur nach dem Feuer sehen, gnädiger Herr!
Hochstetten. Fort! Ich brauche dich nicht. 'S ist ohnedies zum

Ersticken heiß, lilberwu» Fort, sag' ich —! Iwirst dem Abgehenden das «las, nach, das er eben wieder hat lullen wollen.!

Eckart. Ich bitte dich um Alles in der Welt, lieber Theuerster —

(siihrt ihn snnst zum Tivan. zwingt ihn sich ‚n setz„„„ Trinke nicht mehr, gieße nicht

Oel ins Feuer!

Hochstetten. Du meinst, ich wolle niir Muth trinken? O daran fehlt es mir nicht. Aber an der Geschicklichkeit. Jeden Tag Hab' ich mein Pferd bestiegen mit dein stillen Wunsch, es möchte stürzen und sich und mir den Hals brechen. Und 4m Kriege, weißt du — ich prahle nicht mit meiner Bravour, aber mein eisernes Kreuz Hab' ich mir redlich verdient. Nur siehst du, so im stillen Zimmer — wenn ich schon die Hand ausstreckte nach dem Revolver oder irgend einem Trank, der eilig trunken machen sollte — gleich sah ich das bleiche Gesicht meines armen Pava's, der es zweimal ungeschickt ansing und noch beim dritten Mal — in welchen ‚Höllenschmerzen sah ich ihn sich winden, bis das gequälte Herz seinen letzten Schlag gethan hatte. Das hat mir immer die Hand gelähmt, Eduard. Ja wenn wir noch Sklaven hätten, wie im alten Rom, da riefe ich den guten Martin und geböte ihm, mir das Schwert zu halten, in das ich mich hineinstürzen könnte, und wenn ich'ö nicht richtig zu Stande brächte, gäbe er mir den Gnadenstoß. Aber wir sind zahme, hnmane Menschen geworden; auch unsere Erecutionen richten mir manierlich ein. Und so Hab' ich mir gedacht, es müsse ganz traulich sein, sein letztes Stündlein mit einem guten Freunde zu verplaudern — wie wir jetzt thun — sich in einem guten Glase Wein Valet zuzutrinken, noch einmal nach Jean Paul's Borschrist sich an die schönsten Stunden des Lebens in der letzten zu erinnern, und dann griffe man ganz gemüthlich nach der Waffe und ließe sich von dem Freunde, der Anatomie studirt hätte, die Hand führen, genau nach der Stelle, wo der Sitz des Lebens wäre — sagte ihm noch eine gute Nacht und tausend Tank — — das Losdrücken würde

man schon selbst besorgen! ilpringt auf, geht. dieHZnde in den Taschen, durchs Zimmer,

bleibt vor Eckart stehe»,) Was hättest du gegen diesen Vorschlag zur Güte einzuwenden?

Eckart (bor sich hinstarrend, „ach einer Pa„!e1. Dll weißt Nicht — was dtt

verlangst!

Hochstetten. Ich weiß es, Eduard. Ich weiß aber auch, daß du immer thust, was du sür recht erkannt hast. Und wir waren doch stets darüber einverstanden, daß der Mensch Herr sei über das Eigenste, was er besitze, sein bischen Dasein, daß wir Alle der Natur einen Tod schuldig seien und die Schuld bezahlen dürften, weim die Last, die wir damit auf uns genommen, unerträglich würde und nnö keine anderen Verpflichtungen davon abhielten. Nun, was das Letztere betrifft: ich habe keine Kinder, die ich als Waisen zurückließe — so gnädig wenigstens hat mich der Himmel bchütet, daß das Erbe meiner Bäter nicht fortgepflanzt werden sollte bis ins siebente Glied. Und Juliane — ist es nicht der lebte ritterliche Liebesdienst, den ich ihr leisten kann, wenn ich ihr Leben, das ich in schnöder Eigensucht an mich gerissen, ihr zurückgebe? Was also zaudern wir noch?

Eckart. Ludwig, es ist furchtbar!

Hochstetten. Freilich, mein Alter, es ist kein Kinderspiel. Wir haben einander schon Manches zu Gefallen gethan, was vergnüglicher war. Aber am Ende- wenn du dich zu einer schweren Operation rüstest, ist dir auch nicht lustig zu Muth, und doch thust du deine Pflicht. Und weißt nicht einmal sicher, ob der Kranke davonkommt. Ich dagegen ^ haha! ich komme ganz gewiß davon, daö muß dir doch tröstlich fein. Den Hab' ich durchgebracht, kannst du dir sagen: ohne mich litte der arme Teufel noch am Leben. Und die Operation war so leicht — ein Druck des Fingers, und Alles war geschehen.

Eckart ccrhkdt M,. Nein, Ludwig, du verlangst Uebermenschliches. Du wirst begreifen, daß ich mich erst besinnen, erst überlegen muß —

Hochstetten c°usf°hn„d„ Ueberlegen? Nur zu! Hat nicht ein großer Menschenkenner gesagt: wer überlegt, sucht Gründe, nicht zu wollen? So geh, edler Freund, suche, suche Gründe, ich wette, du findest sie. Mir aber verzeih, daß ich dich verkannt habe.

Eckart. Ludwig!

Hochstetten. Nein, nein, du hast Recht, ich muthc dir Unmögliches, Unmenschliches zu. Du bist ein humaner Mensch, du kannst keine Motte mit halbverbrannten Flügeln herumtaumeln sehen, ohne ihre Agonie mit einem Fingerdruck abzukürzen; aber wenn du deinen Freund in tödtlichen Aengsten sich winden und verzehren siehst, so hütest du dich weislich, ihm zu nahe zu kommen, um ja seinen Lebenshauch nicht um eine Secunde zu verkürzen. Geht, geht, ihr heuchlerischen Thoren, die ihr von Nächstenliebe trieft und an einem armen Tropf, den ihr vom Baum abgeschnitten habt, Wiederbelebungsversuche anstellt, damit er den grausamen Todeskampf womöglich zum zweiten Mal kämpfe. Verzeih, daß ich dich für etwas Besseres hielt, als für einen gewissenhaften Tränkchenverschreiber, dessen Ehrgeiz es ist, das verglimmendste Lebenslämpchen armseliger Sterblicher noch mit einem Tröpfchen Oel zu speisen. Man irrt sich ja wohl in seinen besten Freunden. Aber so hätten wir uns nichts mehr zu sagen. Lebewohl, und bleibe gesund — und sans rancuns! iwtndet sich na« «41«, «is °b

m gehrn wollli,)

Eckart. Du folterst mich, Ludwig!

Hochstetten. Thu' ich das? Nun bei Gott, auch mit mir wird nicht sänftlich umgegangen. Was liegt am Ende an mir! Aber der Engel von einem Weibe, der mir bis heute zur Seite ging!

Eckart <t‚»mp‚»« M hin,. Juliane!

Hochstetten. Wenn die Verzweiflung mich in einer finsteren Stunde beim Schöpfe packt, mich kopfüber zum Fenster hinausdrängt, daß ich mit zerschellten: Schädel vom Pflaster drunten aufgelesen werde — oder ich sprenge in einem Wuthanfall Schlösser und Riegel, zerre das arme Weib, das sich in den Schlaf geweint hat, aus dem Bett empor und — die Wchrwolfsklauen um ihren Hals gekrallt —

Eckart. Halt ein! Nicht weiter! Was machst du aus mir! Ich bleibe — ich will es thun!

Hochstetten sich"« «us>. Eduard! Du willst? ce‚u «»> th« umarmt ihn s„„n„i!ch‚> Ich danke dir! O ich wüßt' es, ich konnte ans dich rechnen. Aber nun keine finstere Miene mehr! Komm! uieh, ihn „achdemZiichc, Wir haben nur noch ein Glas. So gute, treue Freunde, wie wir, können sich wohl mit Einem behelfen. Der letzte Tropfen — wem soll er gelten? Der Tod soll leben, mein Alter, er, der letzte, zuverlässigste, bestverleumdete

Menschenfreund! Äloiitnrus ts8älnt»t! Trink! inachdem Eckart halb widerstrebend an dem «last genippt hall Und nun mir die Neige! stccri dad Glas rasch) — und

in Scherben das Glas! lwirft es i„ den «ami„„ Nun ist mir wohl, ganz

wohl! <nim‚»t ihn untir den Arm, geht mit ihm ans und ab. immer hastig »'rechend.) Das

Leben, siehst dn, das Leben ist schön, aber tückisch, eine reizende Geliebte, aber während sie dich umarmt, stiehlt sie dir die Börse aus der Tasche und schleudert dich dann lachend weg, um sich an einen Reicheren zu hängen. Ich habe mich nicht lange von diesen spitzbübischen Caressen betrügen lassen, ich wußte, daß mir die Gaben fehlten, das wankelmüthige Weib zu fesseln. Sei's drum! Ich habe doch mein Theil genossen, Freundschaft und Liebe und das bischen Ehre, das man sich macht, wenn man ein honetter Mensch ist. Nun bin ich bankerott geworden an Hoffnungen und Illusionen und tauge uicht mehr in muntere Gefellschaft. Da ist es das Klügste, sich auf französisch zu empfehlen. Grüß mir die liebenswürdige Wirthin und entschuldige mich — ein Herzschlag habe mir's unmöglich gemacht, ihr noch einmal feierlich adieu zu sagen, ein Herzschlag, hörst dn? Du kannst ja drauf schwören, daß das Herz wirklich auf einmal still gestanden, wie eine abgelaufene Uhr. Und dann steh der armen Frau ein wenig bei, über den ersten Schrecken hinüberzukommen. Hernach — ich

hoffe und wünsche, sie findet noch einmal ein besseres Glück, als ich armer, mit der Erbsünde beladener Mensch ihr bieten konnte. Versprich mir das, Eduard! Ü5crmk, ihm abgewand, die Hand.) So, und jetzt — ich habe noch einen kleinen Brief zu schreiben ^ in einer Viertelstunde — mein Koffer ist schon lange gepackt.

Eckart K"M"n,e,,,ahrrnd). Jetzt, jetzt gleich?

Hochstetten. Worauf sollt' ich noch warten? Das Wetter ist zum Reisen nicht gerade einlridend. Aber da es keine BergnügungSreise ist — Martin!

Eckart l>>> wachsender Erregung,. Lieber Ludwig —

Hochstetten fauler), Martin! ‚Mar‚in erschein,.) Die Lampe bei mir anzünden! Frisches Wasser! cMa,‚in °b n»« rens.. Nein, nein, kein erbärmliches Zaudern nnd Hinzerren! Ich lasse dich rufen, wenn's so weit ist.

^ tsntot, mein Junge! s rendet sich, geh! „ach der Thii« rechts, bleibt stehe,,,, Sieh

doch einmal — dort — siehst du nichts? Eckart. Wo? Was?

Hochstetten lihn „,,fassend, mit allen Zeiche,, t,s <5,„lseki,„s>. Da hinten, liehen

der Thür, da wo das Licht der Straßenlaterne hereinfällt — alle guten Geister!

Eckart. Es ist nichts, Ludwig! deine Sinne täuschen dich — der Wein —

Hochstetten cama»,,. O ich bin ganz nüchtern. Das da — kenn' ich auch schon. Auch fürcht' ich es gar nicht. Es ist ja nur — mein guter Papa — er sieht sich nach seinem armen Sohn zuweilen um, es läßt ihn nicht schlafen, daß er dem so ein schlimmes Erbtheil hinterlassen hat. Da! Siehst du? Er nickt mit dem Kopf, er wendet sich, wie wenn er sagen wollte: Komm mir nach! Was hast du hier »och zu suchen? , mach, sich My» Ii« d°» «<i°it r°sj. Ja, arme Seele, du sollst Ruhe haben! Ich komme, Vater,

ich komme! tttürz, ab nach rech,?,!

Fünfte Scene.
Eckcirt lallein ,

Entsetzlich! — Grauenhaft! — Der arme, arme Mensch! O, es ist schlimmer als ich dachte. Und doch — jetzt zu ihm gehen, wie ein Operateur zu einem Patienten ^ bloß auf eine Diagnose hin, die ein Anderer gestellt hat — es ist denn doch ein starkes Stück, und mau braucht kein Feigling zu sein, um sich Bedenkzeit auszukitten. Wenn er sich entschlösse, mit mir zu Schiff zu gehen, vielleicht würde es seinen Gespenstern zu kalt sein im ewigen Eise — vielleicht — aber nein, die sind abgehärtet, ganz wie das, was mir nachgeht. Nur könnte das, was ihm Roth thut, da oben geschehen ohne Lärm zu machen. Will's ihm doch einmal vorschlagen! Ich fürchte nur, es eilt ihm zu sehr! Warum bin ich auch gekommen! Es warnte mich was, aber die geheime Sehnsucht, sie wiederzusehen — O sie, sie! Wenn sie jetzt ahnte, wozu sie mich hergerufen hat! Und sie liebt ihn, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten hat, dies herrliche Weib hängt an dem Unglückseligen mit allen Fasern ihres Herzens. Wenn sie es je erfährt, welchen Antheil ich an diesem Ausgang gehabt, — und welche dunkle That kommt nicht einmal an die Sonne? — sie muß mich hassen, da ich ihr jetzt nur gleichgültig bin, sie wird am Ende glauben, es sei doch noch Rettung gewesen, und ich, der falsche Freund, weil ich mir eingebildet, wenn sie erst frei

wäre, würde meine Leidenschaft doch endlich zum Ziele gelangen ich wäre

auf ewig gebrandmarkt in ihren Augen! (ft«>,t in «eda,,,en vcrlorcn,, Nein, nein! Auch Nächstenliebe hat ihre Grenzen. Auch mir bin ich etwas schuldig. El- suche sich einen Anderen! Für Geld und gute Worte wird doch wohl Jemand zu finden sein, der ihm auf die Stelle, wo es grade ins Herz geht, ein Kreuz zeichnet. Und jetzt fort von hier, wo er mich überrumpeln wollte. Was brauch' ich nur für einen Vorwand, daß wir's bis morgen

aufschieben müssen? isicht cln Taschenbuch heraus, schickt sich zum schreiben an,, Vielleicht

wenn ich sagte —

Sechste Scene.

Eckart. Juliane (ist leise durch die Mitte eingetreten,,

Juliane. Ich störe Sie. Sie waren im Begriff, eine Verordnung für Ludwig aufzuschreiben?

Eckart (bestarzt, steckt das Buch rasch wieder ci,,i. Nicht doch, Frau Juliane. Ich machte mir nur — ein paar Notizen.

Juliane. Was hat er Ihnen gesagt? Was ist Ihre Meinung?

Eckart ilucht „ach Worte,,,, Unser Freund — in der That — er leidet schwer, schwerer als ich gefürchtet.

Juliane'flnk, in eine,, Sessel,. O Gott! Also doch! Und ich, die ihm im Stillen vorwarf, es sei mir Einbildung, und er könne sich nicht genug behery'chen! Aber sagen Sie, nicht wahr? er kann geheilt werden? Sic werden ihn heilen?

Eckart. Nur eine heroische Kur könnte ihn völlig von seinen Leiden befreien. Ich aber — Sie wissen, meines Bleibens ist hier nicht, ich reise schon morgen.

Juliane (erhebt sich,. Sie werden nicht reisen, Eckatt. Sie werden sich Ihrem Freunde nicht entziehen.

Eckart lohne sie anzusehen,. Sie wissen, was mich hinwegtreibt.

Juliane. Nein, Eckart, Sie dürfen nicht. Jene Schuld, die Ihrem zarten Ehrgefühl noch immer zu schaffen macht und Sie aus meiner Nähe verbannt ^ o mein Freund, wäre es nicht die schönste, edelste Sühne, wenn Sie nun dem Freunde, gegen den Sie gefehlt haben, Lebensmuth und Seelenfrieden zurückgäben?

Eckart. Sie vergessen, gnädige Frau, daß ich jene Schuld noch täglich erneuere, wenn auch nur in hoffnungslosen Gedanken.

Juliane <g°ht langsam an d,,, Tilch, starrt aus die La,,,,e>. Und darum zürnen

Sie sich so schwer und wollen sich selbst verbannen bis ans Ende der Welt? Nein, mein Freund, ich kann daS nicht mit ansehen, daß Sie mit sich selbst so unversöhnlich entzweit sind. Was können wir für unser Herz? Nur für unsere Handlungen sind wir verantwortlich, nicht für unsere Gefühle, so wenig wie für das Böse, das der Edelste von uns zuweilen im Tranme thnt. Wäre es anders — so wäre ich selbst eine große Sünderin. Eckart. Sie, Juliane?

Juliane <t°nlos' Auch ich! Denn Sie müssen wissen, Eckart, ich habe nur Ludwig's Bitten, nicht einem tiefen Wunsch meines eigenen Herzens nachgegeben, als ich seine Frau wurde. Er bestürmte mich mit leidenschaftlicher Werbung, er beschwor mich, durch das Glück meines Besitzes den Geist der Schwermuth zu bannen, der sein Leben überschatte ^ ich war jung und leicht zu rühren, und so überwand ich das heimliche Grauen, das mich manchmal in seiner Nähe überkam, und daß ich es nur gestehe: es schmeichelte meinem Ehrgeiz, mich als seine Erlöserin von den dunklen Mächten zu erweisen, die ihm seine Jugend verdüstert hatten.

Eckart. Sie waren eine Heldin, Juliane.

Juliane <mimcl, ‚ch,„,rzlich dkn «°vs,, O nein, nur ein schwaches Weib, das aber nicht feige war und Jahre lang redlich kämpfte, seine Pflicht zu thun. Dann kamen Sie. Da geschah mir's wie jener Heldin von Orleans, die von ihrem guten Geist verlassen wurde, als sie menschlich zu fühlen begann. Mein letzter Sieg war, daß ich Sie für immer von mir trieb und Sie nicht merken ließ, wie schwer mir's wurde!

Eckart. Juliane! O Gott, warum sagen Sie mir das!

Juliane. Damit Sie wissen, daß Sie nicht allein gelitten haben, daß ich die Schuld, wenn es eine war, niit Ihnen theile, daß ich aber uns Beide freispreche, wenn mir fortfahren unsere Schuldigkeit zu thun. Wir haben von nun an keine höhere Pflicht, als unser Herz, wenn es laut werden will, still zu machen und ihm, der uns Beide liebt, aus uns Beide vertraut, das Leben tragen zu helfen, wenn volle Genesung unmöglich ist. Und darum müssen Sie bleiben.

Eckart. Juliane — Sie missen nicht — ich kann Ihnen nicht sagen —

Juliane. Von dem, was ich Ihnen soeben anvertraut, nie wieder ein Wort zwischen uns! Geloben Sie mir das! <Er legt die Ha,,d °ms Herz,, Wir werden uns hinfort begegnen wie zwei Abgeschiedene, die in der letzten Stunde sich ihr innerstes Herz gezeigt haben. Auch in diesem Jenseits, mein Freund, ist es kühl, wie unter dem nordischen Himmel, zu dem Sie flüchten wollten. Fühlen Sie meine Hand. Sie bebt nicht mehr in der Ihrigen. Und nun bleiben Sie und helfen Ihrem Freunde! ms, >h,,>

mit lauster Freundlichkeit zu und geht ,,ach links ab,)

Siebente öcene.
Eckart

(allein, schlagt die HSnde «or's Gesicht, steht einen Augenblick wie betäubt),

Hab' ich denn recht gehört? War sie denn eben hier und sagte — und gestand mir — Aber das ist ja um selbst wahnsinnig zu werden! Himmel und Hölle in demselben Wort! Wenn ich jetzt mich fortschleiche und Alles gehen lasse wie es kann und muß, und der Aermste drüben verfällt über kurz oder lang seinem Schicksal — ohne mich, so ist sie srei, und ich Inn da, und wir dürfm uns angehören. Kann ich's denn fassen, das namenlose Glück: Juliane mein Weib — ohne Naub an ihm, ohne Verrath der Freundschaft, ohne Sünde — Qbne Sünde? Wirklich ohne Sünde? Und wie heißt das, wenn mein Binder in Todesangst die Hand nach mir ausstreckt und ich gehe achselzuckend vorbei und sage-' Hilf dir selbst. Ich darf meine Hand nicht beflecken. Ich muß einen Schatz heben, der verschwindet, wenn ein Tropfen deines Blutes mich anspritzt!? — Ihn noch eine Weile sich hinfristen lassen in seinen Qualen, bis Grauen und Verzweiflung ihn endlich dazu treibt, die Stirn an der Maner einzurennen, oder mit zitternder Hand wie sein Vater — istc« w ‚ieser «erkörung,

Mit z»Iammc,,, da Marlin leise eintritt.) >

Achte Lcene.
Eckart. Martin.

Eckart. Wer ist da? Sie sind's, Martin? Ist der Herr schon zu Bett?

Martin. Nicht doch, Herr Doctor. Der gnädige Herr, geht nie vor Mitternacht zu Bett, manchmal erst gegen Morgen. Und immer schläft er schlecht. Ach, Herr Doctor —

Eckert ig'ht bin und her, zu Bode» blickend!. Was, guter Freund?

Martin. Ich wollt' Ihnen nur sagen, Herr Doctor — 's ist accurat wie bei dem seligen Herrn Bater — bei dem fing's auch so an — ich war ja elf und ein lialbes Jahr in seinem Dienst. Ein guter gnädiger Herr, Herr Doctor, ganz so menschenfreundlich und cordial, wie der Herr Cohn, aber wenn die Anfälle kamen — einem treuen Dienstboten mußte das Haar zu. Berge stehen, und das Herz hätte einem brechen mögen.

Eckart. Ich weiß, ich weiß.

Martin. Aber nicht wahr, Herr Doctor, so braucht's nicht zu endigen mit unsenn jungen gnädigen Herrn. Der Herr Doctor wissen schon noch Rath. Du sollst sehe», Martin, sagte mein gnädiger Herr eben, während er am Schreibtisch saß, jetzt wird es besser mit mir werden, ganz gut. Du wirst nicht mehr deine Noth mit mir haben, treue Seele! — so sagte er, und dann gab er mir die Hand und sagte: wenn ich manchmal heftig zu dir war, Alter, verzeih es mir! Du weißt, ich konnte Nichts dafür. Aber von heut an werde ich ganz sanft sein, das sollst du sehen — und dann wollt' er mir seine Börse voll Gold schenken, aber ich nahm es nicht an, denn er war so sonderbar, als wüßte er nicht recht, was er that und redete, es wäre gewesen, als Hütt' ich's ihm gestohlen. Und dann schickte er mich fort, ich sollte Sie fragen, ob Sie noch ein halb Stündchen Zeit für ihn hätten. Umwelt ans Hochsieiien's Zimmer) Da — das ist seine Klingel. Er will noch was von inir.

Eckart !°u« skinem Brüten «usfahrenti. Nein, Martin, das gilt mir. Er wird ungeduldig — er fürchtet, ich möchte nicht kommen. Bleiben Sie! Martin. Haben Sie's ihm denn versprochen, Herr Doctor?

Eckart ("ickt, geht lang'ain nach der Tliuie richte, bleibt an ter Zchwesse stehen!, Bö:

sorgen Sie mir eine Droschke, Martin. Ich — ich werde mich nicht lange aufhalten, ich muß dann gleich fort —

Martin. Ter Herr Doctor sind so blaß, es hat Sie angegriffen. Wenn der Herr Doctor erst noch ein Glas Wein befehlen — ja so! (ficht sich um,, Auch das zweite Glas —

Eckart. Einen Gruß an die gnadige Frau, wenn ich sie nicht mehr sehen sollte. Bleiben Sie ihr treu, Martin. Sagen Sie ihr — nein, sagen Sie ihr Nichts. <««>> hkrt Mieter ue Klinge,,! Ist es dir denn so eilig, anner Freund? Tu hast Necht: jede Minute steigert die Qual, deine —

und meine! l»,l)t haftig ab ,,ach recht».!

Neunte öcene.
Marlin, (dann) Juliane.

Martin. Auch das zweite Glas — und die Flasche ist leer. Aber er wird drum nicht besser schlafen. Wie er mich eben ansah — solche Augen konnte auch sein Herr Bater inachen; solche Augen sehen nicht lange

die Sonne. <nimmt do? Brett und dir Flasche vom Tisch, blickt si',1, d >,,,, das zcrbrochkiie Glas rem Vc^m a»szi!hefe»,>

Juliane ew,. Was thun Sie da, Martin?

Martin. Ich, gnädige Frau ^ ich lese nur die paar Scherben auf, habe das Glas fallen lassen, wie ich's hinaustragen wollte — ich bin so ungeschickt, gnädige Frau, weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

Juliane. Es thnt nichts. Mattin. Glück und Glas — Sagen Sie, wo ist der Herr Toctor geblieben?

Martin. Er ging eben noch einmal zum gnädigen Herrn. Er kann aber nicht lange bleiben, ich soll ihm eine Troschke besorgen.

Juliane. Er will fort?

Martin. Ja, und er hat mir einen Gruß aufgetragen an die gnädige Frau, wenn er Sie nicht mehr sehen sollte. Er wollte der gnädigen Frau noch sonst etwas sagen lassen, aber dann hat er's doch für sich behalten. Glauben gnädige Frau, daß er unserm Herrn wird helfen können?

Juliane Holen Sie den Wagen noch nicht, Martin, hören

Sie? Ich will den Herrn Doctor hier erwarten. Vielleicht ändert er doch seinen Entschluß.

Martin. Zu Befehl, gnädige Frau. ,«b durch die Mme,)

Zehnte Scene.
Juliane (al,ci,,>.

Hütt' ich es ihm doch nicht sagen sollen? Aber ich mußte, werde nun daraus, was wolle. Nur so lang es noch unausgesprochen war, hatte es Macht über mich. Jetzt ist es still in mir, und auch er ^ er meidet mich noch, weil er seiner selbst mir gegenüber nicht ganz sicher ist, — aber er ist einer von Denen, die immer Schwereres vollbringen, je mehr man ihnen zutraut. Wenn er in Ludwig's Nähe bleibt — es ist unmöglich, daß er nicht Einfluß auf ihn gewinnt — selbst ohne alle ärztliche Behandlung, nur von Mensch zu Mensch. Denn wenn es so fortginge, so von Tag zu Tag trauriger würde — O nur einen Tröpfen Glück zur Stärkung in meiner harten Pflicht! a,,< den Diva«,) War das noch bloße Aufgeregtheit, Schivermuth und Nervenschwäche, — oder schon —! Diese stürmische Scene vorhin, wie er sich selbst vor einem fremden Auge nicht mehr beherrschen konnte ^ Ich will Eckart fragen. Er sagt mir wohl die Wahrheit! Ist.h, wlcder °u,,) Wo er nur so lange bleibt? Und hier so todtenstill — ich halt' es nicht aus. Warum steh' ich auch hier und gehe nicht zu ihnen? Hab' ich nicht ein Recht darauf, zu erfahren, was meinem eignen Manne fehlt? Er will nicht, daß ich sein Zimmer betrete; das war auch anders in den ersten Jahren, da könnt' ich nie genug um ihn sein, und jetzt verschließt er sich vor mir, als ob meine Nähe ihn peinigte. O als er um mich warb, mir mit Thränen zu Füßen fiel und mir betheuerte, nur meine Stimme zu hören, sei ihm wie eine Botschaft der Erlösung von allem Erdenweh! c°mer lächelnd) Eine Heilige nannte er mich. Aber meine Gnadenmittel verschmäht er. — Noch immer nicht! Ich ertrag' es nicht länger, ich will endlich wissen, was ich zu hoffen oder zu fürchten habe.

,Sie wcnret sich entschlossen nach dir Thüre recht?. In liiseni Augenblick wnd sie rasch ausgestoszen.i

Elfte Scene.

Julian c. Eckart (steht todtendleich an dir Echwcllr, streckt die Hand gegen sie ans, indem er sich in tiescr Erschöpsung an den Thiirpsosten lehnt).

Eckart. Wo wollen Sie hin, Juliane? Zu ihm? Gehen Sie nicht zu ihm. Er schläft!

Juliane. Er schläft? Gott sei Dank! Er hat schon lange nicht mehr so früh einschlafen können. Sie haben ihm ein Schlafmittel gegeben?

lEckart ,,ickt, kommt mühsam sich ausrecht hallend nach vorn,I

Juliane. Wenn Sie ihm nur auch die Träume abwehren könnten, die Wahngestalten, die ihn so ängstigen.

Eckart. In seinem Schlaf — werden ihm keine Träume kommen.
Jnliane. Was ist Ihnen? Sie sind todtenblnß ^ mein Gott, was

ist geschehen? Sprechen Tie — ich kann Alles hören — Ludwig —

schreit °us> ist todt?

iSckar, schweigt. Juliane sinlt auf das Sopha, — Paust. — Tann rafft sie sich gewaltsam ans, will mi! ivcmlenien Schrillen nach recht?,>

Eckart. Juliane — bleiben Sie — Sie dürfen nicht — es ist aus! Er ist entschlafen, augenblicklich und ohne Schmerz — ihm ist wohl nach großen Qualen.

Juliaue lstlht ihn mit einem entgeisterten Eiejicht eine» Angenblick lest an. sagt dann

tonlos) Er hat — sich selbst ^

Eckart <n°ch einer Pause,, Seine letzte Bitte war, Ihnen zu sagen, ein Herzschlag habe ihn hingerafft. Aber ich kann keine ^üge über die Lippen bringen, wenn Ihre Augen auf mir ruhen. ^ Juliane, fassen Sie sich, preisen Sie ihn glücklich, daß er überwunden hat, sein Zustand war grauenhast und hoffnungslos. Die ehernen Arme des Wahnsinns streckten sich nach ihm aus, das Schicksal seiner Väter grinste ihn an, dürfen wir es ihm verdenken, i>aß er das mundgehetzte Leben wegwarf, ehe die Furien es ihm Stück für Stück zerfleischten? Und er hat Sie geliebt, Juliane; um Sie zu schonen —

«Juliane l>2t sich »ach dem nächsten Sessel hingetastei, bricht jetzt aus ihm zusammen, die Augen starr ins Leere gerichtet, die Arme regungslos herabhiwgmd,,

Eckart. Und so war's vollbracht, ohne Kampf, wie ein Weiser und Held vom Leben scheidet. Daß auch Fleisch und Blut nicht mehr zu kämpfen hatten, dazu — habe ich — ein wenig beigetragen.

Juliane <a»szui<md), Sie — Sie haben —

Eckart. Er bat mich darum, er forderte es als die letzte schwerste Pflicht unserer alten Freundschaft. Das blutige Gespenst seines Vaters, der zweimal den Sprung in das Nichts gewagt und zweimal den Anlauf zu kurz genommen hatte, stand schreckend vor seiner Seele. Hätte ich ihm meine Hülfe weigern dürfen? ihm die Hand nicht führen sollen, die unbehülflich nach dein Sitz des Lebens tastete? Wenn Sie ihn gesehen hätten, Juliane, den Blick des Dankes, mit dem er mir „Gute Nacht" zuflüsterte — (Juliane macht eine Bewegung,) Aber Sie haben Recht, der Henker, auch wenn er nur widerstrebend seine traurige Pflicht thut — der Henker ist unehrlich, und allen friedlichen Menschen graut vor ihm. Das muß nun getragen werden. Und so will ich gehen!

Juliane leihet, s,ch>. Gehen Sie noch nicht, Eckart. Haben Sie Nachsicht mit meiner Schwäche! — Das Furchtbare — ich muß es erst als Wahrheit süssen lernen. Nein, mir graut nicht vor Ihrer Nähe. Kommen Sie, begleiten Sie mich hin!

Eckart. Zu ihm? Verlangen Sie das wirklich? Es kostet mich — ein wenig Anstrengung — aber auch das noch! Auch hat er Sie ja meiner Freundschaft ausdrücklich empfohlen. Diese Nacht also bleib' ich an Ihrer Seite. Morgen früh

Juliane. Morgen? Werden wir denn noch ein „morgen" haben?

Eckart. Sie haben Recht, Juliane. Wir haben kein morgen. Was ich gethan, scheidet uns für immer. Diese schwerste Pflicht durfte ich nur üben, wenn sie mir keinen andern Lohn eintrug, als mein reines Bewußtsein, dem Freunde Treue gehalten zu haben bis in den Tod. Wenn ich je daran denken könnte, ihn zu beerben, würde die Wohlthat sich in Mord verwandeln. Ist es nicht so. meine Freundin?

Juliane (nickt langsam dreimal,. Sie haben Recht. Es ist so.

Eckart. Und keine Macht der Welt kann es ändern. Ich gehe von Ihnen, und wir werden bis zn unserm letzten Hauch an einander denken, mitten im Leben wie Abgeschiedene — so sagten Sie selbst. Sie sprachen von einer Sühne; ich hoffe, Sie halten sie für vollbracht nnd gestehen mir zu, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Juliane <>ach ci,,°r Paust,, Ich danke Ihnen, mein Freund, in seinem und meinem Namen. Nein, ziehen Sic Ihre Hand nicht znrück, sie ist keine Mörderhand: eine ehrliche, treue, tapfere Freundeshand, deren Druck auch mich in dieser bitterschweren Stunde stärkt. Aber nun geb' ich sie wieder frei. Nun müssen wir scheiden — für immer!

Eckart. Schon jetzt? Und all das Schwere, Traurige, das Ihrer drüben wartet — kann ich es Ihnen allein überlassen?

Juliane. Wir Beide dürfen nicht mehr Eine Luft zusammen athmen. Entweihen wir nicht den großen heiligen Schmerz durch kleinmüthiges Zauoeru— leben Sie wohl, mein geliebter Freund! (Sie we,,re, rechis,

z,,,,, Abgehen,)

Eckart l>" t>e!stcr Erschutternrg, macht eine Bewegung, als ob er ihr solgen rooUe.)

Juliane!

Juliane (><«>> einem letzte» Blick ihn an leine Stelle bannend!. Löbwohl!

(Der Vorhang fcillt.)

Briefe von Felix Mendelssohn-Barcholdy an Moscheles und seine Frau.

veröffentlicht von

Lelix Moscheles.

— London. —

I. Briefe an Frau Moscheles.

le Briefe Mendelssohns an meine Mutter ergänzen die zahlreichen an meinen Vater gerichteten, und anch dieser bei weitem kleinere Theil der lebhaften Korrespondenz zwischen dein großen Comvonisten und meinen

Eltern*) giebt uns in anmuthigster Weise ein getreues Bild von dem Freundschaftsbunde, in welchem die Dritte meine Mutter war. Obgleich nur fünf Jahre älter als Mendelssohn, mußte sie bei seinem Eintritte in die londoner Welt gleichsam die Mentor-Stelle übernehmen: sie nannte sich oft scherzhaft seine Großmutter. Ein halbes Jahrhundert ist darüber vergangen. Sie ist Großmutter geworden, ja, Urgroßmutter vieler Urenkel, und jetzt, im dreiundachtzigsten Jahr, lebt sie noch in Geistes- wie in Herzensfrische, sich an der Vergangenheit erbauend und mit der Gegenwart weiterslrebend. Und wenn sie auf die lange Reihe verstorbener Freunde zurückblickt, so leuchtet ihr Mendelssohn doch als der hellste Stern, und wir horchen gern, Groß und Klein, wenn sie von ihn? erzählt.

Auch ich kann allerlei erzählen, wenn mir unter uns sind. Freilich habe ich nur gan,z jugendliche Erinnerungen, kindliche Eindrücke wiederzugeben. Aber was der Eltern bester Freund und mein geliebter Pathe sagte oder that, sein Aeußeres, seine Stimme — das Alles hat sich unauslöschlich in mein Gedächtniß eingeprägt. Solch einen Kameraden, mit

Tie Correspondenz erscheint dcmncichsi unter dein Titel Briefe Mendelssohns an Moscheles und seine Frau im Verlage von Tunckcr und Humblot, Leipzig,

dein man die furchtbarsten Schneeball-Schlachten geliefert hat, vergißt man auch so leicht nicht. Mit Dankbarkeit gedenke ich noch heute feiner Hülfe bei meiner Zeichnung eines Beils: die eine runde Linie wollte mir durchaus nicht glücken. Ueberhcmpt, an meinen Arbeiten, meinen Fortschritten, welcher Art sie auch sein mochten, nahm er immer den lebendigsten Antheil. Auch manchen schweren Abschied von der Wohnstube, in der er den Mittelpunkt bildete, habe ich nicht vergessen, den unglücklichen Moment, wenn die tyrannische Stunde schlug, die mich zu Bette rief. Glücklich bin ich aber, daß ich es mir an dem einen Abend erbat oder erzwang, noch eine Weile aufbleiben zu dürfen. War ich doch schon in meinem fünfzehnten Jahr; konnte man es da verlangen, daß ich discret verschwinde, wenn gerade Mendelssohn und mein Vater sich in heiterster Laune an's Klavier setzen nm zusammen zu vhantasiren, wie es nur die Beiden konnten! Theils zusammen, theils abwechselnd spielend, überschütteten sie sich gegenseitig mit musikalischen Gedanken. Wie ein zugeworfener Ball wurde das Motiv aufgefangen, von dem Einen kühn in die Luft geschleudert oder zart in der Schwebe erhalten, von dem Andern zurückgefordert, kunstvoll zerlegt, schulgerecht secirt, um dann vielleicht in neuer Fonn triumvhirend von vier Händen in andere Welten getragen zu werden. Vier Hände nnd eine Seele, so klang's manchmal. Wenn sie auch bisweilen stolperten, so kamen sie mit nie fehlender Geistesgegenwart schnell wieder in's Geleise. Sie griffen sich in und unter die Finger, oder besser, sie lagen sich in den Fingern, wenn der Eine dieses oder jenes Motiv aus den Werken des Andern zur Geltung bringen wollte, und Zener es ihm entriß, um es mit genialer Wendung wieder in eine Melodie aus der Feder des Freundes zu verwandeln. Ich sehe Mendelssohns geist- und freudestrahlendes Auge an jenem Abend, da es ihm gelungen war, meinen Bater melodisch zu überwinden. „Halt," sagte aber dieser schon in den nächsten Accorden, „diesmal bist Du in die Falle gegangen. Da Hab ich Dich!" Und so ging der Wettknmvf weiter bis zum Bravonr-Schlnß, der so klang, als sei er geschrieben und gestochen, und als werde er nun von zwei Meistern vorgetragen.

Von solchen heiteren >iunstleistnngen darf ich aber nicht sprechen, ohne der ernsteren Erwähnung zu thun. Selbstverständlich herrschte ein reger musikalischer Verkehr zwischen den beiden Freunden, und dabei war wohl ihr Motto die bekannte Inschrift im Leipziger Gewandhaussaal: „Res sevorä verum xnudiuin". Ich horchte oft mit Andacht, sei es der Musik, sei es den Gesprächen; mitunter aber durfte ich dem Interessantesten nur ein halbes Ohr leihen, denn ich machte gerade lateinische Schularbeiten oder lernte griechische Verben, während im Nebenzimmer Mendelssohn eben Lomponirtes aus dem Elias meinem Vater vorspielte. Solche Umgebung und solche Vorkommnisse schienen mir damals ganz natürlich, und ich dachte wohl, das müsse nur so sein und immer so fortdauern.

Die Erwähnung meiner Schularbeiten erinnert mich an einen Scherz, der echt Mcndelssohnisch war. Ten Abend des 8. October 1847 verbrachten mir in seinem Hanse. Er, Rietz, David nnd mein Vater hatten abwechselnd und zusammen gespielt. Darnach entspann sich eine eifrige Debatte über, ich weiß nicht welche, Knnstfrage. Immer lebhafter vertrat Jeder seinen Standpunkt, und ein Schlußaccord schien fern, als Mendelssohn plötzlich abbrechend, sich zu mir mit der Frage wandte: „Wie heißt der ««ristn« prirrm?: von -u—«, Felir?" — Mich schnell von der ersten Ueberraschung erholend, gab ich die Antwort. „Gut," sagte er, und nun ging's zum Abendessen und die kitzliche Knnstfrage war somit gelost.

Die ernsten, wie die heiteren Klänge, sollten bald verstummen. Am folgenden Tage, dem 9. October, erkrankte Mendelssohn. Am 4. November starb er. Kur-, nach seinem Tode verbrachte ich manche Stunde im Trauerlmme. Eecilie Mendelssohn, seine Gattin, trug ihre schwere Last mit Würde und Ergebung. Sein Studirzimmer hatte sie verschlossen. „Keine Feder, kein Papier/' sagte sie in einem Brief an meinen Bater, „konnte ich bisher an einen anderen Fleck legen, und ich muß täglich die Ordnung bewundern, die Sie im Leben an ihm gekannt haben. Das Zimmer, diese Sachen, diese Noten sollen noch eine Weile mein Heiligthum, mein liebstes Geheimniß bleiben."

Auch ich betrat das Zimmer mit einer heiligen Scheu, als sie es mir wenige Zeit darauf erschloß. Sie gestattete mir dort manche Stunde zeichnend zuzubringen. Ich führte damals in meinen freien Stunden mit Vorliebe den Bleistift oder Pinsel, nnd war glücklich, mir und den Meinigen ein Alnmrell zum Andenken an das Zimmer machen zu können, in dem der Meister und Freund gearbeitet hatte: rechts das kleine altmodische Klavier, ein Silbermann ans Nabenfedern, auf dem er so viel componirte, am Fenster das Stehpult, an den Wänden Aannrelle von seiner eigenen Hand; links die Mnsikschränkc, auf den die Büsten von Goethe und Bach standen. Auf dem Schreibtisch lagen noch all' die Dinge, die von ihm sprachen: die noch kaum getrocknete Feder und Dieses und Jenes, das ich noch vor Kurzem in seiner Hand gesehen hatte. Mir war's ganz unheimlick, in diesem mir geheiligten Zimmer zu sitzen, nnd mir schien, als sei mein Eindringen, mein kleines Bestreben, hier den Pinsel zn führen, eine Entweihung. Cecile Mendelssohn kam nnd ging; sie sprach wenig; kein Seufzer, keine Klage entschlüpfte ihr. — — —

Die ersten hier folgenden Briefe sind geschrieben, kurz nachdem Mendelssohn nach Berlin zurückgekehrt war.

Berlin, dm N. Juli 1832.

Liebe Madame Moscheleö! Wenn dies doch ein Bittet wäre, nnd unten wartete der dienstbare Geist nnd trüge es in einer Minute zu Ihnen; aber Brics, und Post,

und Dampf und Meer, das klingt so ernsthaft und geschichtlich, und doch habe ich nichts Ernsthaftes zu sageu, sondern sehne mich gerade jetzt einmal darnach, ein wenig mit Ihnen zu sprechen, die Welt durchzuhecheln, Phrenologie anzugreifen, von unten eine mattlMdige Schülerin ein langsames I^i-Wt« spielen zu hören und dazwischen, wenn sie es gar zu arg macht, ein Paar blitzende Töne von einer anderen Hand, kurz nach Etwster k'liiOs*) gehen zu können. Denn wenn ich mit Ihnen sprechen möchte, so will ich mich gar nicht sprechen hören, sondern Sie, also mag ich eigentlich gar keinen Brief schreiben, sondern einen lesen; es hilft aber zu nichts. Warum haben Sie mir anch verboten, mich nur ein ganz klein wenig zu bedanken? Ich thäte es so gern nnd darf doch nicht, denn ich sel>e Sic darüber lachen. Man kann aber für frohe Zeit gar nicht danken; fobalo man sie übersieht, ist sie schon weg, und so lange man drin lebt, ist es Alles so natürlich; denn ich habe es natürlich gefunden, wenn Sie und Moscheles mir Alles zu Liebe und alles Freundliche thaten, was ich mir jemals wünschen kann; mir siel gar nicht ein, das; es irgend anders sein könnte; jetzt aber sehe ich doch zuweilen, daß es zu alledem auch ein Glück war, und daß sich Alles gnr nicht so von selbst versteht. Das klingt Alles dumm, aber wüßten Sie nur, wie sehr sonderbar mir nun in den letzten Wochen hier gewesen ist, ich kann zu keinem ruhigen Wort, zu keinem Gedanken kommen. Als ich den Freitag Abend von Ihnen ging und aufs Dampfboot nach Hamburg, da dachte ich mir meine Familie, das ganze Haus wer weiß wie verändert zu finden — 2 Jahre und verheirathete Schwestern und so fort. Nun komme ich an, und nach den ersten zwei Tagen leben wir Alle so gemülhlich und ruhig nebeneinander fort, als sei dazwischen keine Reife, keine Jahre, keine Berändcrung getreten. Ich begreife nicht, daß ich einmal habe fort sein können, und wenn ich nicht an die lieben Freunde denke, die ich während dessen gefunden habe, so ist mir die ganze Zwischenzeit wie eine lebhafte Erzählung, die ich gehört habe. Das geht nnn aber eben mit mir gar nicht, auf jedem Schritt fällt mir eine frische Rciseerinnerung ein, der folge ich, und tränme so eine Zeitlang weiter und bin weit fort, dann komme ich wieder zn den Eltern und Schwestern, und mit jedem Wort, das sie sprechen und mit jedem Schritt, den wir im Garten thun, kommt wieder eine andere Erinnerung von vor der Reise, und steht plötzlich ganz ncn da, als sei sie nie weggewesen, und so kreuzen sich die verschiedensten Erinnerungen, und durchschneiden sich und lassen mich zn keiner Ruhe kommen, ^b das sich ordnen wird, weiß ich nicht, aber bis jetzt bin ich dadurch wie auseinander gerissen und habe keinen Anhaltpunkt. Gegenwart und Vergangenheit hängen noch so sein zusammen, und doch mnß ich mich daran gewöhnen, daß die Pergangenbeit vergangen sei. Es thut auch nichts, das Beste bleibt davon, drum schreibe ich Ihnen jetzt auch den Brief hier, und schicke ihn ab, so wenig daran ist. Sie haben es mir zuweilen nachgesehen, wenn ich sehr nnausstehlich war, und behaupteten wohl gar, es sei genial; das ist es nun wohl nicht, aber das Herz ist schwarz, wie der düster sagt <oie betreffende dieschichle

*) Möschens' Wohnung im LsL«nts ?srk, OKsstsr?I»c«.

lauen Sie sich von Zilingemann erzählen, wenn Sie sie nicht kennen)*), denken Sie sich nebenbei, daß ich, seit ich hiev bin, noch keine Note habe comvoniren können. Das ist eigentlich das Schlimmste, denn Hütte ich zu arbeiten, so wäre mich alles Andere gleich vorüber. Haben Sie denn keinen deutschen oder sonstigen Liedertert, den ich componiren könnte? Für eine Singstimme bis t' hinauf und c: hinunter, versteht sich, und ich könnte es dann etwa 1833 aus dem Erard begleiten, und von unten hörte man wieder das langsame pre.^w. Aber auch ein Lied wüßte ich jetzt kaum zu schreiben; wie soll man denn den Frühling besingen, wenn man im Juli friert, wem! die Blätter im Sommer abfallen, und die Blumen verfaulen, und die Früchte verderben? So sieht es nämlich hier ans; die Leute heizen ein, der Regen kommt in Strömen herunter, kalte Fieber und Cholera, und Bundestagsbcschluß sind die Gespräche, und ich, der in Guildhall meine Nolle gespielt habe, muß nun hier behutsam und wohlwollend sprechen, um nicht zu radical zu erscheinen. Heut ist die Cholera wieder angekündigt, obwohl nicht auf Begehren; aber dies russische Geschenk wird nun wohl sürö erste vorhalten, und uns nicht wieder verlassen. Nur ist eS gut, daß jetzt keine Hemmnngen mehr dabei sind, sonst könnten sich Hamburg und Berlin wechselweise gegeneinander sperren, und mir wäre das aus Gründen sehr ungelegen. Als ich zwar in Hamburg ein Wort davon fallen ließ, daß Sie oder doch Moscheles vielleicht hierher kommen möchten, da hatte ich mit einem Male Alles verscherzt. Man sah mich sehr böse an, was denn in Berlin zn holen sei, wer sich denn da sür Musik intcressire? Ich citirte mich, aber das gefiel wenig, man fand mich nach und nach immer abscheulicher; ein rechter Berliner dachte man, dann wurde ich ein Fremder, dann gar ein fremder Musiker, dann wurde man ganz höflich, aber ich Krach geschwind ab, und erinnerte mich an Ihre Lehren, daß ich mich hübsch einschmeicheln sollte. So sagte ich, Sie würden auch wahrscheinlich nicht kommen, und da war man wieder gut. Aber heimlich sage ich nun doch: ^ kommen Sie, kommen Sic, so gut es Einem in Berlin gemacht werden kann, so wollen wir es schon machen, und wenn mir Moscheles schriebe, daß er im October käme, so finge ich von heute an, mich bis auf den 1. Octobcr zu freuen. Im Schnellpostcoupü ist so schöner Platz für zwei Personen, nud die Fahrt geht so gemächlich — Sie sollten es doch thun. Aber heut' ouäle ich noch gar nicht, sondern ich bitte Sie nur, lassen Sie mich es wissen, wenn Sie nach Hamburg gehen, dann aber schreibe ich Ihnen einen I li stimmigen Brief, und alle Stimmcu sollen rufen: Hierher.

Berlin 3. Sept. 1842.

Liebe Madame Moscheles!

Ich bin wohl ein Sünder, daß ich auf Ihre so große und erfreuende Freundlichkeit so ganz verstockt schweige; aber daß ich Ihnen Ihren Brief

') Mendelssohn erzählte gern diese Geschichte. Ein Küster antwortete dem Prediger, der ihn bei einer Begräbniszfeier wegen feiner rothen Wcste tadclle: «Ach, Herr Pastor, die Weste macht's nicht, weim's Herz nur schwarz ist,"

von Herzen danke, und daß es inir ein Fest gewesen ist, als er ankam, brauche ich Ihnen kanni zu sagen, und alles Ändere, was ich Ihnen ',1011 mir melden könnte, ist unerfreulich wie der Nebelwind. —

Es giebt so Zeiten, wo ich am liebsten ein Tischler oder Drechsler geworden wäre, wo mich Alles so verdrießlich ansieht, als müßte ich mir Heiterkeit und frohe Zeit erst aus einer ganz fremden Sprache übersetzen lassen; das liegt nur Alles so weit ab. Solche Zeit nun habe ich nie ärger erlebt als in diesen letzten Wochen, mir ist's unsäglich dumm zu Muthe. Aber Sie fragen, warum ich mir einfallen lasse, Ihnen das zu schreiben? Weil Neukomm mir gestern Abend die schönste Rede hielt, die gar nichts half, und mir alle möglichen guten Mittel angab, die ich aber nicht brauchen mag, und mir in's Gewissen predigte, was ich aber selbst eben so gut kann, und mich endlich srug, warum ich Ihnen auf Ihren lieben Brief wohl nicht geantwottet hätte? Weil ich grimmig fei, sagte ich; er aber meinte, man müßte durchaus nur schreiben wie Einein zu Muthe sei, und Sie würden das gar nicht übelnehmen, sondern natürlich finden. Auf seine Verantivortnng hin habe ich's nun gethan; sind Sie mir doch darum böse, so habe ich besser prophezeit als er, denn ich wollte bessere Zeit abwarten, um Ihnen einen lustigen Brief zu schreiben: er sagte aber, daraus machen Sie sich gar nichts. ^ — — — — — — —

Aber wie gern ich wollte, daß Sie mir einmal ein wenig Moral predigten, wie Sie es sonst wohl thaten! denn ich weiß nicht, wo ich mit meiner tiefen Verstimmung hin soll. Verzeihen Sie den dummen Brief: ist mir doch nicht anders zn Mnthe, und grüßen Sie was Ihnen nahe steht, von Ihrem ergebenen

Felir Mcndelssohn-Bartholdy.

Im October 15W machten meine Eltern einen zwölftägigcn Aufenthalt in Berlin, und das Tagebnch meines Vaters berichtet auf jeder Seite über gesellschaftlichen Berkehr und musikalischen Austausch im Mendclssohnschen Hause.

Nach London zurückgekehrt, schreibt Frau Moscheles an Mendelssohn ihm mittheilend, daß von der philharmonischen Gesellschaft ihm der Antrag gemacht werden sollte, drei Compositionen für ZOO Guineen zu schreiben. Tann folgt Ausführliches über die rege musikalische Thätigkeit ihres Mannes, namentlich auch über die gcmüthlichen Stunden, die Beide in der lang entbehrten Häuslichkeit zubringen. „MoscheleS" so schließt sie, „wacht eben von einer Siesta vor seinem comfortnblcn liiv^icle auf — betrachten Sie dieses Blatt als seinen Tranm, denn wachend denkt er oft genug an Sie."

Darauf seine Antwort:

Verlin, 17. Jan. 183Z.

Liebe Madame Moscheles! Ans einen so lieben Brief wie den Ihrigen so spät nnd aus einem nngenirten halben Bogen zu antworten, ist unverzeihlich und deshalb hoffe ich gewiß, Sie werden es mir verzeihen; kleine Tiebe hängt man, und die groszen läßt man laufen. Prächtig ist es aber von Ihnen, daß Sie mir so schön ausführlich geschrieben haben; da wird Einem wieder wohl und bekannt zu Muthe, wenn man die tire»!,I« und Moscheles in seiner Siesta und das ganze comfortable Hauswesen vor sich sieht; ich freue mich wie ein >vind auf den Frühling, meine Gevatterwürde, das grüne England, und so mancherlei. Ueberhaupt fängt meine Melancholie an, ein wenig zu weichen, ich habe wieder lebhafte Freude an Musik und Musikern gehabt, habe auch wieder hie und da einige Kleinigkeiten componirt; obwohl sie schlecht sind, so geben sie mir doch

dieHoffnung, einmal etwas Besseres zu machen: kurz ich sehe wieder Lust und Licht vor mir. 5)b ich aber im Stande sein werde, etwas ordentlich Neues mit nach London zu bringen, das weiß Gott; doch hoffe ich es, denn ich mochte außer als Pathc gar zu gern auch als Musiker figuriren; das erste aber ist die Hauptsache, und ich will das ernsteste Gesicht machen, das ich vor-räthig habe, und den besten Wunsch, den ich mir ersinnen kann; nur was am glücklichsten macht, das mochte ich Alles zusammen fassen können, um es als Angebinde hinzulegen. Moscheles ist schon wieder thätig, wie ich höre; >ilingemann hat ein Wort von einem Sevtett fallen lassen, das mich sehr erfreut hat; für welche Instrumente wird es? Aus welchem Tone geht es? Ist's blond oder braun? Das muß er mir Alles genau schreiben. Und wird es noch ein anderer ehrlicher Mann spielen können, oder wird es wieder so zu seinem Privatgebrcmche wie das letzte Stück des L«-,Im- Loncerts, über das alle Dilettanten stolpern und seufzen, und es doch nicht rauskriegen. Bitte, lassen Sie mich von diesem Septett hören, denn ich bin neugierig und fast neidisch auf die, die es nun so nach und nach entstehen sehen können. Das Philharmonie hat sich wirklich meine lebhafteste Dankbarkeit erworben; das; dieser schöne Anstrag gerade in diese Zeit fiel, wo ich sonst so sehr verstimmt und grimmig lebte, ist mir viel werth; aber Sie schreiben mir gar nicht, daß Moscheles auch zu demselben Zweck componiren soll; wird er es annehmen? Und was wird er schreiben? Meine Symphonie will ich fertig mitbringen, vielleicht auch noch ein Stück, aber alle drei wohl schwerlich. Glauben Sie nur nicht, daß ich über die Eölncr Geschichte böse bin; ich habe deren selbst lustige erlebt, und zwar Berliner, die erst ganz besonders bitter schmecken. Gebe ich doch übermorgen mein drittes Concert, also weiß ich, was es auf sich hat, ein großer Berliner Mann zu sein. Nachdem sie sich mit Muhe entschlossen hatten, sich die Einnahme von mir schenken zu lassen, war es im ersten Concert, wo ich meine Symphonie aus 6, mein Eoncert, eine Elaviersonate von Beethoven, den Sommernachtstranm :c. gab, sehr voll und die Leute hatten Berliner Enthusiasmus, d. h. göttlich und himmlisch war so viel wie sonst passabel. Nun hätten Sie hören sollen, wie höflich dieselben Leute wurden, die sich früher gesperrt hatten, wie mein edles Herz und meine wohlthätigen Gesinnungen und meine einzige Belohnung — o weh, es hätte verdient, in einer hiesigen Zeitung zu stehe»; es kam gerade vier Wochen zu spät; vorher hätte mich Entgegenkommen gefreut, nun war es mir fatal, wie überhaupt das ganze Nest mit seinem Strohfeuer. Im zweiten Concert hatte ich meine Meeresstille, spielte ein Eoncert von Sebastian Bach, eine Sonate von Beethoven und mein I^m^N Capriccio, die Milder sang einige Sceiien von Gluck, nnd das Eoncert fing mit einer Symphonie von Berger an; ich hatte sie gegeben, um ihm Freude zu machen, und nach der Aufführung fand er den Applaus, den sie gehabt hatte, so unter seiner Erwartung nnd die Erecution so schlecht, das; ich nur mit großer Mühe einer gänzlichen Brouillerie entgangen bin. Nun soll im dritten Eoncert die Islc?« <^k ^ingül, die Walpurgisnacht, ein Eoncert von Beethoven nnd eine Sonate von Weber für Pianoforte und ölarinette, die ich mit Bärmann ans München spielen will, vorkommen; dann bin ich die Ehre nnd Frende los. Verzeihen Sie nur, das; ich die«? so breit beschreibe, aber es giebt sonst wirklich von Musik sast nichts zu erzählen. Bärmann hat kürzlich ein Eoncert gegeben und uns alle (ich meine, uns Leipziger Strasse und uns Berliner! gar sehr entzückt. Lafout erwartet man in den nächsten Tagen. Die Schneider ist aufgetreten und hat ziemlich gut gefallen; ihr Bater ist Kapellmeister, ihr Bruder ist Sänger, ihr Dickel dort angestellt, ihre Tante die Frau von dem Pater von der Kammerfrau von irgend einer Prinzessin — das braucht man Alles hier in Berlin. Graf Nedern hat mich plötzlich in Affection genommen, mir gesagt, es könne was aus mir werden, drum wolle er mich protcgiren, und mir einen Tperntert bei Scribe bestellen; Gott gebe, daß er gut werde, ich glaube nicht daran. UebrigenS sind wir hier gebildete Leute, wir kriegen Telegraphen so gut wie Sie; ä propu«, es gehen die beiden Elslers nach London, die man hier Telegraphinnen nennt; wenn die auch Briefe an Sie mitbringen, nnd wenn Sie die auch bei sich sehen müssen, so lache ich mich todt, aber dabei sein muß ich. Was wird dann John sagen, dem schon Madame Devrient nicht sein genug war? Was macht denn Dlle Blahetka? und ist Madame Belleville wieder da? Svontini will sein Instrument verkaufen und zwar für 1<M) Thlr. Wenn Sie Erard sehen und wollen ihm auf viele Complimente eins erwidern, so sagen Sie ihm doch, mein Instrument sei trefflich und ich freute mich sehr darüber. Nun grüß ich das ganze Ehester Place und sehr herzlich und wünsche Glück und Freude und Musik und alles Gute für's neue Jahr, worin wir uns wiedersehen wollen. Bis dahin stets

Felix Mendelssohn-Bartholdy.
Berlin d. 17. März 1833.

Liebe Madame Moscheleö! Hoffentlich sind Sie nicht zu Hause, wenn dieser Brief ankommt, und der Felir <der zukünftige) spielt mit einer ixindertlapver, oder schreit ganz entsetzlich auf Englisch, d. h. hoffentlich sind Sie nnd der nene Aiiköminliilg ganz so wohl, wie ich es wünsche und hoffe. Mingemann gab in seinem letzten Brief gute Nachricht, und so wünsche ich denn nochmals von ganzem Heizen Glück und Freude dazu. Ich kann mir nicht helfen, ich denke jedesmal, solch ein wichtiges Ereigniß, solch eine Peränderung der ganzen Familie, der nächsten Umgebung, solch ein Zuwachs au Glück und Sorgen muffe die Leute ganz und gar verändern; ich werde nun bald kommen, um mich davon tl überzeugeu; aber wenn ich nicht vorher noch das Gegentheil erfahre, twa durch schlimme Schelte wegen meiner Schreibfanlheit, oder vielmehr wegen meines schlechten letzten Briefs, oder durch eine kleine Satnre ivegen des Genies, oder sonst wie, so bin ich den ersten Abend in Ehester Place befangen und ängstige mich, wenn ich Ihnen mal vorspielen soll. Sind Sie aber sür den 21. April nicht engagirt? Wenn Sie zu Hause sind, so möchte ich gern zu Ihnen kommen mit .Aingemann, der mich abholt, denn ich habe stark vor, den 20. April in London zu sein; eben fährt eine Schnellpost vomber, und ich denke, bald sitze ich wieder drin. Sonderbar ist es, seit ich hier ins Arbeiten gekommen bin und die Ueberzengnng erlangt habe, das; die Berliner Geselligkeit ein gräuliches Monstrum ist, seitdem bliebe ich gern länger hier, fühle mich wohl; eö wird mir fast schwer, wieder auf die Neise zu gehen. Des Morgens klopft es fortwährend an meine Thürs, aber ich mache nicht auf, und bin glücklich, wenn ich bedenke, welcher Langeweile ich ohne Zweifel entgangen bin, ohne es zu wissen! aber wenn ich dann Abends hinüber zu deu Eltern gehen kann, und wir tüchtig durcheinander streiten und lachen, das ist auch wohl prächtig, und es ist nicht leicht, es zu verlassen, ohne sich sagen zu können, wann man es wieder findet.

Düsseldorf 31. May 1833.

Liebe Madame Moscheles!
Lauter Buße!

Aber ich bin dermaszen belagert gewesen, wie noch niemals, so daß ich Abends förmlich hinfiel aufs Bett und nicht schreiben und denken, kaum sprechen konnte. Das klingt zwar rührend, aber doch wahr. Drum seien Sie mir nicht zu böse. Es ist der erste freie Tag und ich schreibe:

Daß ich, so Gott will, Mittwoch den 5. abends wieder in town bin, bereit zu taufen, zu spielen, zu dirigiren, sogar genial zu sein. Alles dann mündlich.

Liebe Madame Moscheles. Denselben Tag, als ich Ihr liebes freundliches Briefchen, und das schöne, Geschenk dabei erhielt, wollte ich ^hnen recht ausführlich schreiben und danken, da erhielt ich von Hause die Nachricht, daß meine Mutter gefährlich krank sei und obwohl gleich darauf bessere Berichte folgten, so können Sie doch wohl denken, daß die Unruhe und Besorgnis; dieselbe blieb, und ich Ihnen nicht gern in so betrübter Stimmung schreiben wollte, und Sie vielleicht auf einen Augenblick mit verdrießlich machen, während mir Ihre Briefe immer den gcuzzen Tag vergnügt und heiter schaffen; und wie dankbar bin ich Dir, lieber Moscheles dafür, daß

Auf Wiedersehen!
Stets Ihr Felix Mendelssohn-Bartholdv.

Felir Mendelssohn-Bartholdn.

Düsseldorf, 15. Mai 1834.

Du meine»: Rondo die Ehre anthust, es in Deinem Concerte zu spielen. Du kannst mir glauben, daß ich'ö wohl zu schätzen weiß, und wohl einsehe, wie schmeichelhaft und rühmlich es für mich ist; und jetzt mag mir Einer darauf schelten, so viel er will, so Hab ich das Stück lieb, und es wird mir recht dadurch. Bitte aber schreibe mir dann auch, wie sich's mit der Orchesterbegleitung macht, und ob Du in diesem Punkte nicht Manches zu tadeln hast; ich werde vielleicht noch etwas der Art in diesem Jahre schreiben, und möchte dann dieselben Fehler vermeiden. Die Halsbinde aber, Madame Moscheles, that ich gleich um und ritt damit spazieren sSic müssen nämlich wissen, daß ich mir ein nettes braunes Pferd gekauft habe und ungeheueres Plaisir davon habe); und als ich Abends zu Hiibners ging, frug Madame Hübner, ob die Halsbinde auch englisch sei? Ich bestellte dann Ihre Grüße und sie ließ sie sehr vielmal crwiedern. Aber Sie haben mir nicht gesagt, was für eine Art Eomposition ich in der ersparten Zeit machen soll, und da ich sie Ihnen verdanke, so erwarte ich auch von Ihnen die Bestimmung, wie ich sie verwenden soll, zu Niedern oder Claviersachen, oder wie sonst? Haben die Leute im Philharmonie meine Melusin« nicht gemocht? Ei was, ich sterbe davon nicht. Zwar that mir es doch leid, als Sie mir's schrieben, und ich spielte mir geschwind die ganze Ouvertüre einmal durch, um zu sehen, ob sie mir nun auch nicht gefiele — aber sie machte mir doch Bergnügen, nnd somit thut es mir nicht sehr viel zu Leide. Oder meinen Sie, daß Sie mich deßhalb weniger freundlich bei meinem nächsten Besuche aufnehmen würden? Das wäre schade, und sollte mir sehr leid thun, aber ich hoffe es doch nicht. Und vielleicht gefällt sie anderswo, oder wo nicht, so mache ich wieder etwas anderes und das gefällt besser. Ueberhcmpt ist meine Hauvtfrcude bei alledem, wenn solch ein Ding geschrieben dasteht, und wird mir's nachher noch so gut, daß mir so freundliche Worte darüber zu Theil werden, wie von Ihnen und Moscheles, so ist es auch gut aufgenommen worden, und ich kann ruhig weiter arbeiten. Daß Sie mir aber dasselbe von Moscheles' neuein Eoncerte schreiben, ist mir unbegreiflich: ich dächte, daß müßte sonnenklar sein, daß ihnen das gefiele, und noch dazu, wenn er's ihnen spielt! Aber wann kommt es heraus? Bon wegen Trüberherfallen. Ach Gott, entschuldigen Sie nur diesen confusen Stil und Brief: Nies (der Biolinspicler) ist hier (Sie erinnern sich vielleicht, daß er in Berlin Moscheles sein Drio begleiicte), und will morgen Eoncert geben, und da bin ich schon zehn Mal durch Listenträgcr, und Eassirer und Orchesterdiener zc. unterbrochen worden, nnd muß täglich probiren, so daß mein Pferd schon feit drei Tagen im Stalle steht (Sie sehen, dies ist das Hauptthema!. Pfingsten muß ich nach Aachen zum Mustkfeste, wozu ich gar keine Lust habe, weil sie Sachen geben, die gegen mein musikalisches Gewissen sind; aber ich muß es, um deö Friedens willen, weil die Leute hier Ries und mich als Gegenpnpstc betrachten, und da nun Nies dirigirt, meinen sie, ich würde gelb vor Aerger, und ginge nicht hin. Ich aber trinke Maitrank (das ist ein gutes Gelränke hier, weißer Wein mit vielen aromatischen Kräutern drin und Zucker), und gehe hin. Himmlisch Wetter ist die ganze Zeit her, man wird sehr versucht, gar nichts zu thun, den ganzen Tag spazieren zu schleudern, und sich den Titel eines Mchtigalleninspectors zu erwerben, den sie hier einem alten tmnvimt geben. Wanne Tage, und sind so schön lang! Ich habe auch mein Oratorium schon angefangen. Drum kann ich aber auch zum t'^tivul in Westminster nicht kommen, muß mich nun den Sommer über dran halten. Ein paar Clavier-Cavricen (oder Phantasien, oder —) habe ich gemacht, die gefallen mir gut, aber eine abscheulich schlechte Etüde. — Wenn KIi>'8 nicht in's ^i» kommt, ist mir Di5 angenehm. Ein schlechter Witz, ich sehe Sie drüber die Stirn in galten ziehen. Heut früh ist mir nach langer Zeit wieder ein Liedchen t'cschecrt gewesen, da wird mir immer ganz gut zu Muthe. Ach, ich muß es Ihnen Herschieiben, obwohl es leider gar nicht für ihre Stimme ist, sondern für einen Tenor; Sie branchen's also gar nicht mal zu spielen, aber ich schreib's doch in den Brief, Moscheles brummt die Singstimme sür sich: (hier folgt das bekannte Mailied „Zeucht Heller als die Sonne".)

Düsseldorf, den 10. Januar 1«5Zö. Liebe Madame MoscheleS! Wenn man auf Erbsen knieen und dabei schreiben könnte, so sollte ich diesen Brief so schreiben, ich großer Verbrecher; aber geistig knie' ich wirklich auf Erbsen, und bereue mein langes Stillschweigen auf Ihren letzten gar so lieben Brief (nach dem IZirmm^Imitt ie«tival) und möchte, Sie erlaubten mir bald wieder aufzustehen und vergeben mir meine Stummheit. Wenn nicht morgen der Eourier ginge, der das längstversvrochene Bildchen, das ich für Sie gemalt habe, mitnimmt, fo glaube ich, daß ich auch heute noch nicht zum Schreiben käme, und statt daß dies meine Schuld schlimmer macht, meine ich, es sollte mich entschuldigen. Denn Sie missen, daß ich Zeiten habe, wo ich an mir sehr wenig finden kann, und mich scheue, viel von mir selbst zn sprechen und zu denken, und solche Zeiten kommen mir hier denn anch manchmal über den Hals, schlimmer als anderswo, weil hier eigentlich gar Niemand ist, dem ich dergleichen anvertrauen möchte. Trifft nun gerade dann ein Brief ein, wie Ihr letzter war, der mich mitten in das lebendige und vielbewegte Leben, das Sie führen, mit hinübernimmt, so kommt nur das meinige doppelt einförmig vor, und ich weiß auch kein Wort davon zu sagen; müßte denn von mir und meinen Arbeiten erzählen; das verstimmt mich in solcher Zeit dann wieder; kurz, ich habe eine Borliebe sür den »plven wie für alles andere Englische, und er erwidert die Borliebe. Da ist mir dann, als müßte ich Ihnen langweilig werden und ich kann keinen Brief anfangen. Wenigstens war das so. Heut ist's aber anders und ich muß mein Bild überreichen, welches ich denn hiermit zierlich thun will (eine Reverenz müssen Sie sich hinzu denken): es ist die Seufzerbrücke in Benedig, die ich im ^ctober 1880 dort auf diese Art gezeichnet habe; sollte die Perspective falsch sein, so bitte ich Sie anzunehmen, es sei nicht mein Fehler, sondern der Dogenpalast falle eben ein, und stehe deshalb schief. Das Wasser ist die s>ariio twnwu^e, ich habe heut noch den ganzen Morgen daran gearbeitet, es ein wenig klarer zu machen, aber statt dessen wird eS immer schmutziger. Also müssen Sie wieder annehmen, es sei Ebbe, wo in ganz Benedig das Wasser sehr trübe und sumpfig wird, und also vielleicht so häßlich aussehen könnte. Ferner ist der Himmel ein wenig fleckig, aber ein gewisser Nicolai in Berlin hat jetzt ein dummes Buch herausgegeben, worin er beweisen will, an Italien sei gar nichts, das Land nicht schön, die Bilder zu dunkel, die Menschen nicht genial genug, keiu Weißbier, auch keine Orangen, und der Himmel nicht hübscher, als bei uns. Im Falle er Recht hätte, könnte mein Himmel also ähnlich sein. Wenn Ihnen aber trotz alledem meine Malereien nicht zu kindisch vorkommen, so sagen Sie mir, daß ich Ihnen noch ein Bildchen malen darf; denn ich mache jetzt Fortschritte und das nächste wird gewiß besser werden, nnd ich machte dann eine Schweizerlandschaft mit Wiesen und Häusern, wobei ich mich selbst immer prächtig amnsire. — Und nun möchte ich nur gleich, ich brächte es selbst hin, und könnte bei der Gelegenheit eS noch abändern und ausbessern nach Belieben. Aber ich null froh sein, wenn ich im Frühjahr kommen kann,- denn so sel,r ich es von Herzen wünsche, weiß ich doch »och nicht, ob's möglich sein wird. Meine Arbeiten werden wohl sämmtlich fertig bis dahin, wie ich sie mir vorgenommen, aber ich weiß nicht recht, ob ich nicht lieber wieder neue anfangen und ruhig arbeiten soll, statt mir wieder solch ein , Bergungen zn erlauben. Das weiß ich aber, wenn cö mir doch so gut wird, wieder in diese»? J^hre nach England zn kommen, so führe ich ein ander Leben in London, als bisher — setze meine hiesige Stille und Ruhe so viel ich kann, fort — gehe nicht in Gesellschaften, wenn ich nicht muß — und will Sie so belästigen, als es Ihre Geduld nur immer erlaubt. Bis dahin muß ia) auch noch wieder tüchtig Clavier studiren, denn ich fürchte, ich habe viel verlernt; neulich aber erzählte ich mal einem Bekannten, wie Moscheles und ich zuweilen vierhändig phantasirt hätten, und spielte ihm Stellen daraus vor, und in dem Augenblicke wäre ich am liebsten gleich aufgestanden, fortgegangen, und nach London gefahren, um wieder einmal diese Freude zu haben; denn nicht einmal zum Spielen komme ich hier recht, geschweige denn zum Hören. Aber dafür sind die guten Tage hier auch doppelt hübsch, und wenn die Arbeit so recht vorwärts rückt, und ich den ganzen Morgen vor mir habe, und in meiner ruhigen Stube bleiben kau», das ist ein gutes Leben. Wie sieht es denn nun im Hause bei Ihnen aus? Macht irgend eine Miß schon wieder ihre Tonleitern nuten, oder hat Moscheles noch Componir- und Musikzeit für sich? Schreit Felix sehr? und wie groß ist Emil>> geworden? Denn vor dem letzteren (Emilns Großwerden) habe ich, wie Sie wissen, besondere Furcht. Ich wollte Ihnen heute wieder ein Lied schicken, aber es ist nicht recht gcrnthen; das ärgert mich eigentlich, und Sie müssen mit diesem unmusikalischen trockenen Brief vorlieb nehmen. Nun leben Sie wohl, und seien Sie und alle Ihrigen froh und glücklich im neuen Jahre, das Ihnen alles Gute bringe, und mir auch das vergnügte Wiedersehen mit Moscheles nnd Ihnen. Die Meinigen tragen mir oft Grüße auf, die ich immer nicht bestelle; wie oft mein Vater es auch erwähnt und Ihrer Freundlichkeit gedenkt, wissen Sie . . . herrlichen Abend. Nun nur noch das, daß Moscheles dies Concert gestern in der Probe so vortrefflich gespielt hat, wie ich ihn vielleicht noch nickt gehört habe, und das will was sagen ^- ich glaube, der allgemeine Jubel inachte ihm auch Spaß. Es war das letzte Stück der Probe, die Kuvertüre war schön gegangen, und nun bildeten wir alle zusammen <die Unbeschäftigten! einen großen ,«reis um Moscheles, Dcmoisellc Grabau drehte um, die anderen Sängerinnen standen zunächst, ein ,^ammcrherr, der weit vom Lande deswegen gekommen war und sich für einen guten Klavierspieler hielt, sah immer auf die Finger, das Orchester nahm sich aus allen Gräften zusammen, und so

spielte Moscheles das Stück zu unser aller Entzücken ganz wunderherrlich. Ich wollte nur, er und auch Sie hätten das Lachen und Zunicken aller Leute und des Orchesters, die heimlichen Ausrufnngszeichen, den panischen Schrecken des Kammerherrn so recht sehen können wie gewohnt er auch dergleichen Dinge sein mag, ist es doch immer wieder ein Vergnügen. Was mir selbst aber nebenbei dnrch Moscheles Aufenthalt für eine Freude bereitet ist, das kann ich gar nicht sagen; leider geht sie nun bald zu Ende, da er übermorgen wieder zu Ihnen reisen will; aber es sind frohe Tage, an die man lange denken und sich an ihnen ergötzen kann. Ich werde wieder gestött und erwarte Moscheles in einer Stunde, um mit ihm zu seiner Mutter zu gehen, und ihr vorzuspielen: so muß ich jetzt schließen.

Im Octobcr 1W5 war Moscheles in Leipzig, diesmal ohne seine Frau. Der folgende Brief berichtet über sein öffentliches Auftreten im Gewandhaus.

Leipzig, den 11. October

Das Vergnügen kann ich mir nicht nehmen lassen, Ihnen, liebe Madame Moscheies, von dein gestrigen und vorgestrigen Tage zu erzählen, wenn ich auch von Visiten und Musikern gehetzt bin, so daß das Format und die Erzählung nur klein werden können. Aber allzu hübsch war es, und gar zu Schade, daß Sie nicht dabei waren, um die Freude mitzugenießen, die Moscheles uns Allen hier gemacht hat. Es waren einmal wirklich musikalische Tage und eine rechte Aufregung, ein rechter Enthusiasmus unter allen Leuten. Erst das Eoncert vorgestern; was gegeben wurde, wissen Sie, und wie Moscheles spielt, wissen Sie auch, also nach dem (^unoöi't titiiwsti,^,,' brach der Jubel los und dauerte nun den ganzen Abend über, durch die gestrige Probe durch und verspricht uns heut noch zum Eoncert den lustigsten Abend. Denn die Leipziger waren wie toll; daß es nebenbei das überfüllteste Eoncert seit Iahren war, wissen Sie auch; aber dnö große Interesse und die Freude ans allen Gesichtern war das beste dabei. Als wir in unserm Duett (welches aber auch gut ging) gegen das Ende kamen, brach der Scandal etwa ein A—10 Tacte vor dem Schluß los. Ob wir richtig aufgehört haben, weiß niemand, wir auch nicht, und der 1'ablicu« konnte gar nicht genug schreien uud stampfen, bis wir zum zweiten Male vorkamen und schöne, zweistimmige Diener machten. Nun können sie sich denken, wie toll sie nach der freien Fantasie waren, wo Moscheles auch allerdings einige Herenkünste vorbrachte, die ich bis auf den heutigen Tag nicht verstehe, obwohl er behauptet, es sei ja gar nichts. Wie gesagt, die Leute waren gehoben, in aufgeregter froher Stimmung; das machte die Sache so hübsch. Eine blaue Engländerin wollte inti-^tuOecl sein, und machte ihrem Enthusiasmus Luft, während eine Menge Leipzigerinnen von allen Farben warteten, bis die Engländerin ihnen Platz machen würde (hier ist der -Ort, wo ich nicht verschweigen kann, daß Moscheles eine Leipzigerin zu wiederholen Malen auffallend schön gefunden, und mir dies auch zweimal leise gesagt hat, worauf ich ihm drohte, ich würde es Ihnen wiedererzählen, was hiermit geschieht); die Leipzigcrinnen kamen also nach dem Eoncert an die Ballustrade des Orchesters und Moscheles bückte sich herunter; dann kamen Honoratioren, dann einer nnd der andere Redactcur, die lobten mit Gründen; endlich kam die Concert-Direclion ld. h. nicht eine Dame, sondern 12 Herren) und baten sich die Ouvertüre zur Jungfrau^*) für das heutige Eoncert noch einmal aus; so eiu Stück ist dem Publicum, so wie dem Orchester das erste Mal immer zu neu und unerwartet, als daß sie ganz hineinkommen könnten, und darum ist es prächtig, daß wir es heute Wiederhören, denn nun hat das Orchester es vier Tage nach einander gespielt und es wird schön gehen; schon gestern in der Probe klang es ganz neu und viel schöner. Auch das Duett müssen wir auf Begehren wiederholen, und da Moscheles schon früher zugesagt hatte, das O luoll-Eoncert (>>1uo clövils***) zu spielen, so giebt es heut wieder eine»

Wir überspringen die zunächst folgenden Briefe, und wählen zum Schluß nur den letzten, den Mendelssohn bald nach dem Tode seiner Schwester Fanuu Hensel, und nur 5 Monate vor seinem eigenen Ende an Frau Moscheles schrieb.

Baden-Baden den 9. Juni 1847. Meine liebe Mm. Moscheles! Als ich Ihren freundlichen lieben Brief empfing, und ihn in den tollen, ganz vollgepfropften Londoner Tagen nicht gleich beantivorlen konnte, da hatte ich es mir gar zu hübsch ausgedacht, Ihnen von irgend einem Lieblingspunkt der Schweiz sehr lustig und wohlgemut!) zu schreiben — etwa einen illnstrirten Brief oder dergleichen. Das ist nun anders gekommen. Sie wissen, welches schwere Unglück uns betroffen, und wie unser inneres und äußeres Leben dadurch für lange lange, ja wohl für immer schmerzlich und in seinen innersten Tiefen erschüttert ist. Sie haben gewiß an unserem unersetzlichem Verlust Antheil genommen, obwohl Sie und Moscheles meine Schwester doch nur wenig gekannt haben; Sie können sich aber wohl denken, wie mir es ist, dem sie jede Stunde und bei jedem Musikstück und bei allem, was ich Gutes und Böses erleben konnte, so gegenwärtig war — und so ist es eigentlich uns allen. Das sagen die Worte nicht. Und doch weiß ich auch von nichts Anderem zu sagen. Drum verzeihen Sie, wenn in diesen Zeilen wenig mehr steht als der herzlichste Dank für Ihren damaligen Brief, der wieder eine neue Londoner Freundlichkeit von Ihnen war, zu deil vielen vielen alten, deren ich damals auf jedem Schritt und Tritt zn gedenken hatte.

Wir werden nicht nach der Schweiz gehen, wo wir doch kein rechtes, wahres Bergnügen haben konnten, und wahrscheinlich komme ich eher nach dem Norden zurück, als ich dachte. Es treibt mich zuweilen gar zu sehr nach Berlin, wo meine jüngere Schwester nun allein ist. Mein Bruder ist seit acht Tagen auch hier, und allerdings thut Nichts uns Beiden so wohl, als in die Wälder spazieren zu gehen und recht einsam und still zu leben, und namentlich viel mit den Kindern zu sein. Er hat die seinigen mich mit bei sich, und sie sowohl wie meine Kinder sind sehr wohl und lustig und machen allen Leuten Freude, die sie sehen. Auch Cecilie ist Gottlob wohl und gesund, aber freilich tief betrübt, wie wir.

Hoffentlich höre ich bald gute Nachrichten über den Zweck Ihres jetzigen englischen Aufenthalts und hoffentlich verlängern Sie ihn nicht gar zu sehr, damit die Leipziger, und darunter namentlich die Bildungssehnsüchtigen Klavierspieler nicht gar zu kurz kommen. Freilich werden die londoner dasselbe sagen, denke ich mir — aber dort haben Sie sich so lange Jahre eingewohnt, nun müssen Sie auch was für die deutschen Spießbürger, oder Kleinstädter, oder wie Sie sie nennen wollen, thun, deren Fehler ich wahrscheinlich so gut kenne wie einer, die aber auch ihr Gutes und Herrliches haben, wenn man nur erst über die Svießbürgerei, den Zopf und alle Dinge dieser Art hinweg ist. Und dazu gehört Zeit, und darum wollte ich, Sie blieben nicht zu lange fort! — „Um sich an den Zopf zu gewöhnen?" sagen Sie. — „Um ihn mehr und mehr ausrotten zu helfen!" sage ich aber.

Grüßen Sie alle die lieben dortigen Freunde — daß an Moscheles der Brief mit ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Himmel gebe Ihnen und den Ihrigen Allen Gesundheit und gedenken Sie freundlich Ihres ergebenen

Felir Mendelssohn-Bartholdi).

Ein Blatt preußischer Politik vor
hundert fahren.

(Die Veranlass,mg zn der militärisch,'» Jnten'kntion Picußcns in Holland
im Jahre 1787,)

von

Milivv zu ^ulcnvllrg.

— München. —

as niederländische Volk hatte sich unter blutigen Kämpfen von der drückenden Last spanischer Herrschaft befreit. Die ruhmreichen Thaten der Väter und das Bewußtsein, selbständig die Staatsform geschaffen zu haben, unter der das Vaterland eine bedeutsame Stellung fast zweihundert Jahre lang in Europa einnahm, hatten den republikanischen Geist der Niederländer begründet nnd entwickelt. Wenn daher aus zwingender Nothwciioigkeit die Führung der unabhängigen sieben Provinzen den Händen eines Oberhauptes anvertraut wurde, so geschah es iu dem Bewußtsein, daß die Macht dieses Oberhauptes abhängig von dem Willen des souveränen Volkes war und bleiben sollte. Die Prinzen von Orauien, denen die Stellung dieses Oberhauptes mit dt'i» Titel eines Statthalters seit der Befreiung der Niederlande von der spanischen Herrschaft mit einigen Unterbrechungen bis zu dem Zeitpunkt der hier näher zu erörternden Verhältnisse verliehen war, gehörten einer Familie an, deren energischer Geist dem Lande bei gefahrvollen Lagen Rettung und Hülfe gebracht hatte, und der das niederländische Volk unzweifelhaft zu großem Danke verpflichtet war, die aber, nm dieser Herrschertugenden willen, anderseits das Bestreben nicht verleugnen konnte, aus Kosten der republikanischen Freiheit des Landes ihre eigene Machtsphäre zu vergrößern. Die Oranier, deren politische Stellung den absoluten Fürsten der vornehmsten Länder Enropas gleich kam, ja dieselbe an Bedeutung vielfach überragte, haben stets jene Abhängigkeit von dem souveränen Volkswillen in einer Zeit, wo sich die meisten Fürstenhäuser Europas uneingeschränkter Selbständigkeit erfrenten, als Zwang empfunden, und diese Empfindung hat, so lange das Statthalternmt mit dem Hause Oranien verbunden war, Gegensätze hervorgerufen, die sich je schärfer markirten, je bedeutender die Bestrebungen des Oranisckien Hauses hervortraten, auf kosten der freiheitlichen Institutionen des Landes ihre Prärogative zn erweitern.

Es ist möglich, daß diese Gegensätze, die schon zu verschiedenen Zeiten und schließlich in den hier zu erörternden Verwickelungen zu ernstlichen Unruhen führten, nicht in jener schroffen, bedenklichen Weise hervorgetreten wären, wenn eine klare uud bis iu die äußersten Details ausgeführte Verfassung die Stellung der Verwaltungsbehörden des Landes dem Statthalter gegenüber festgestellt hätte.

Dies war jedoch keineswegs der Fall.

Als die Republik der vereinigten Provinzen, bedroht durch den Angriff Ludwig XV., Wilhelm IV. von Oranien 1747 zum Statthalter wählte, bestätigten die Generalstaaten dem neuen Oberhaupte die Rechte und Privilegien seiner Vorfahren, die sie ihm sogar als erbliche für seine männliche und weibliche Descendenz verliehen. Es wurde jedoch die neue Regierungsform eilig uud ohne die erforderliche Gründlichkeit und Sorgsamkeit abgefaßt.

Allerdings erschwerte die historische Entwicklung der Verfassung der einzelnen sieben Provinzen ungemein eine präcise Form für die allgemeine Verfassung des Staatenbundes. Denn nach und nach hatten sich die Provinzen von der spanischen Herrschaft losgetrennt. Jede hatte sich unter Wahrung ihrer eigenthümlichen Regierungsform den übrigen angeschlossen, und so hatten schließlich sieben Provinzen ihre gesonderten Provinzialrechte und Vertretungen!

In jeder dieser Provinzen hatte sich eine Conföderation vieler einzelnen Gemeinwcsen gebildet, die wiederum unabbängig von einander durch Magistrate regiert wurden, welche entweder von den Bürgern gewählt waren oder sich selbst ergänzten.

Ter Adel, als Repräsentant aller freien Leute, die auf dem Lande wohnten, war jener Eonföderation der Gemeinden beigetreten, die nunmehr unter dem Rainen der „Provinzial-Staateu" die Zügel der Regierung einer Provinz führten. Die Vereinigung der Deputaten aller sieben Provinzen hatte sich den Ramm der Generalstaaten^> beigelegt.

, Die Generalstaaten, denen die Besorgung der allgemeinen Angelegen

') DaS cigeitthümlichc BerlMnis; der Prvvinzialstaaten zu dru Generalstnaten trov dieses gemeinsamen Actors geht zur Grunze aus dem Umstände hervor, dasz einzelne der Provinzen für eigene Rechnung besondere, selbst befehligte Truppen halten und Berträgc mit fremden Mächten abschließen konnten, ohne den Generalstaaten Mittheilung davon zu machen.

Helten der vereinigten Niederlande oblagen und deren erstes Mitglied der Statthalter mar, beschlossen nach Stimmenmehrheit, und zwar hatte der Vertreter jeder Provinz, unabhängig von Größe und Bedeutung derselben, je eine Stimme.

In gleicher Weise aber, wie in den Provinzialstaaten der Provinz Holland die Stadt Amsterdam durch ihre Bedeutung ein factisches Uebergemicht hatte, machte sich das Uebergewicht der Provinz Holland (deren Beitrag zu den Staatslastcn 56 zu 1W Gulden betrug) in den Generalstaaten geltend nnd wurde factisch — freilich unter steter Mißgnnst der übrigen Provinzen — dadurch anerkannt, daß der Vertreter dieser Provinz, der sogenannte Großpcnsionär, einen ständigen Sitz in den Generalstaatcn hatte, mährend die übrigen Dcputirten wechselten.

Es lag daher der Schwerpunkt der inneren politischen Verhältnisse Hollands in der Stellung der Provinzialstaaten zu der Macht des Statthalters, die durch die Regierungsform von 1748 an Möglichkeit der Ausdehnung gewonnen hatte.

Diese Möglichkeit war dnrch die Bestimmung der neuen Negierungsform hervorgerufen, daß dem Statthalter eine Aufsicht über die Provinzen aufgetragen war. Damit waren thatsächlich die Municipalrcchtc oder die Rechte der Magistrate, welche die Grundlage der Republik bildeten, eingeschränkt; doch machte es die unklare Fassung dieser Bestimmung möglich, daß die Provinzen, nnf denselben Bestimmungen fußend, ihrerseits ihre Befugnisse zu erweitern suchten.

Eine andere Unklarheit, die wesentlich dazu beitrug, die Mißstimmung zwischen der Partei des Statthalters und den Provinzialstaaten zu vermehren, war die schwankende Begrenzung der SouvcräniMSrcchte der vereinigten Provinzen.

Wie weit dieselben den Generalstaatcn, wie weit den Provinzialstaaten, wie weit endlich den Magistraten der einzelnen Städte, von denen nicht weniger als 55 ihre selbständige und freie Verfassung hatten, zugerechnet werden mußten, war dem ehrgeizigen Ermessen einzelner Deputirter überlassen und förderte Mißtranen und Zwietracht in bedenklicher Weise. Ebensowenig aber präcisirtc die neue Regierungsform die Stellung des Statthalters gegenüber diesen SouveränitätSrcchten der vereinigten Provinzen.

Die Stände betonten, und wohl mit Recht, bei dem sich schärfer und schärfer markirenden Streite der achtziger Jahre die Souveränität der Generalstaaten und sahen in dem Statthalter einen Beamten derselben, während die Partei des Statthalters die Ansicht vertrat, es sei ein Theil dieser Souveränität auf denselben übertragen und mit seiner Wurde verbunden worden.

Wilhelm IV. von Uranien war im Jahre 1751 gestorben.

Seine Gemahlin, die Toclitcr König Georg 1. von England, folgte demselben als Gouvernante der vereinigten Provinzen und als Vormiinderin seiner unmündigen Kinder, indem sie den Herzog Ludwig von Braunschweig-Wolsenbüttel als Rath oder Mitregenten zur Seite hatte.

Bald nach dem Tode Wilhelm IV. der in der versöhnlichsten Weise und ausgleichend zwischen den Parteien gestanden hatte, wuchsen die Gegensätze zu bedenklicher Scharfe. Das Bestreben der Gouvernante und ihrer Anhänger, die Macht des Statthalters zu vergrößem, trat deutlicher hervor und die Parteigänger der republikanischen Freiheit, die sich den Namen „Patrioten" zulegten, setzten diesem Bestreben lebhaften Widerstand entgegen. Dieser Widerstand war um so nachdrücklicher, als der verstorbene Statthalter viele der eifrigsten Gegner des Statthalterats, bei Wiedereinführung desselben im Jahre 1748, in einflußreiche Stellungen, als Regenten von Provinzen, als Deputirte in den Staatsversammlungen gesetzt hatte, wohl in der Boraussetzung, daß die Dankbarkeit einerseits und der befriedigte Ehrgeiz andererseits dieselben der Regierung des Statthalters günstig stimmen würden. Es hatten sich diese Hoffnungen jedoch nicht bewährt. Bielmehr traten diese Leute mit ihren einflußreich gewordenen Familien offen dem Haufe Oranien entgegen.

Als daher im Jahre 1 llZlZ Wilhelm V. mündig erklärt wurde nnd seine liohen Aemter und Würden selbständig übernahm, trat er in die inneren kämpfe des Landes nicht als vermittelndes Element, sondern als das Haupt einer Partei, die rücksichtslos wie die Gegner ihre Zwecke verfolgte. Wilhelm V. war ohne sonderliche Begabung in den Borurtheilen seines Standes ausgewachsen und das Berständnift für die ereeptionelle Stellung des Statthalters gegenüber der freien Republik fehlte ihm.

Es wäre die Aufgabe dieses Fürsten gewesen, die drohende Gefahr inneren Zusammenfalls abzuwenden. Er aber klammerte sich an die ihm gewordenen Rechte und Privilegien und schalt das Benehmen der Patrioten Aufruhr und Revolution!

Und zu derartiger Schärfe hatten sich die Gegensätze gesteigert, daß die Parteien ein Spielball der Politik der sich bekämpfenden Mächte Frankreich und England werden konnten.

Das Land täuschte sich durch die Meinung, England und Frankreich stritten sich um den Bortheil, Holland als Bundesgenossen zu habe», während jede der beiden Mächte darin zu herrschen snchte.

Frankreich strebte den Besitz der Häfen nnd des Territoriums an; England konnte eine solche Mnchterweiterung seines Feindeo nicht zugeben und sah andererseits in der holländischen Flotte einen Nebenbnhler, den es schwächen wollte.

Die Angriffe Ludwig XIV. und Ludwig XV. auf die Selbständigkeit des Landes waren in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon vollständig vergessen. Bon England nur, dessen emporblühende Flotte nnd dessen Erfolge ans dem Gebiete des überseeischen Handels den Neid der Holländer, vorzüglich der einflußreichen Amsterdamer Handelsherren, erregte,

schien Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes zu drohen und der Statthalter, der in enger Zugehörigkeit zu der Herrscherfamilie dieses Landes stand, wurde von seinen Gegnern ganz unumwunden für einen Vaterlandsverräther erklärt.

Das Benehmen seiner Mutter, Anna von England, während ihrer Vormundschaft hatte jenes alte Mißtrauen gegen das Jnselreich, das schon zu Zeiten des großen Trainers in den Herzen der wahren Patrioten aufgestiegen war, zu hellen Flammen angefacht.

Diese, für England freundschaftlichen Gesinnungen der Mutter waren nicht vergessen, als der Sohn die Leitung der Geschäfte übernahm und der in diesen Gesinnungen aufgewachsene Fürst in unverhohlener Weife denselben Aufdruck verlieh.

Dies war die Stimmung der bei Weitem überwiegenden Masse des niederländischen Volkes, als die Nachrichten von den in Nordamerika entstandenen Irrungen wie siedendes Oel in die Droste Flamme des Hasses und der Unzufriedenheit strömte.

Der .«amvf wurde als der erlaubte Widerstand eines gedrückten Volkes gegen seine Zwingherren angesehen, und man verglich den Aufstand der Niederlande gegen Spanien mit den kämpfen in Amerika. Man verglich die Unionsacte in Nordamerika mit der Utrechter Union, man fand, daß die untergeordnete Stellung des ersten Beamten der neuen Staaten einer republikanischen Staatsform angemessener sei, als diejenige des Fürsten-Statthalters nnd der Wunsch, die Macht desselben auf die des Präsidenten der nenen amerikanischen Staaten zurückzuführen, machte sich nicht nur in der Provinz Holland nnd Amsterdam, sondern auch in den meisten anderen Provinzen geltend.

Als sich schließlich »ach der Schlacht von Saratoga 1778 die Franzosen öffentlich gegen die Engländer erklärten, waren die „Patrioten" des Jubels voll.

Die Provinz Holland und sveciell die Stadt Amsterdam, die bereits von St. Eustaz in Wcstindien aus die Amerikaner mit Kriegsmunition versorgt hatte, begannen jetzt von Haus und von der Ostsee aus die Franzosen mit Schiffsmunition zu versehen. Schließlich sogar schloß der Rathspensionär von Berkel im Namen der Stadt Amsterdam einen vorläufigen Vertrag mit den Amerikanern ab.

Herr von Cigur, der trotz seiner häusigen Betheuerungen großer Unparteilichkeit in seiner „Geschichte der wichtigsten Begebenheit unter der Regierung Friedrich Wilhelms II." in ebenso entschiedenster Weise Partei für die Patrioten ergreift, als es Graf Görz in seinen „Denkwürdigkeiten" für die oranische Partei thnt, spricht von der Mißachtung aller Völkerrechte seitens der Engländer, die, sich ans die Unthätigkeit des Statthalters verlassend, holländische Schiffe wegnahmen, wo sie dieselben antrafen. Die Neutralität der Republik der vereinigten Niederlande war nach dem eben Angeführten allerdings eine sehr verdächtige und England schaffte sich durch sein Vorgehen nur sein Recht — freilich in gewaltthätiger und Holland mißachtender Weise.

Als daher nun Säiluß des Jahres 1780 zufällig der geheime Dractat Berkels entdeckt wurde, forderte England Genugthuung. Die Generalstauten fanden die Forderung gerecht ^ doch inachte sich in denselben auch hier wieder der Einfluß der übermächtigen Amsterdamer Partei geltend.

Die Generalstaaten beschlossen in ihrer peinlichen Lage sich an die Kaiserin Katharina II. zu wenden, die an der Spitze des Bündnisses stand, das die nordischen Seemächte mit einander abgeschlossen hatten, um die neutralen flaggen gegen die kriegführenden Mächte zu schützen.

Die Politik Englands war jedoch zu schlagfertig, um sich durch die Winkelzüge der Holländer Hinhalten zu lassen.

Sobald die Regierung Kenntnis; von dem wirklichen Zutritt der Republik zu der bewaffneten Neutralität erhalten hatte, erklärte sie derselben den Krieg <19. Deceinber 1780).

Ob der Vorwurf S6gurs ein gerechtfertigter ist, daß der Statthalter, um die Negoziation mit Rußland zu hintertreiben, einen vollständig unfähigen Gesandten zu Katharina geschickt habe, müssen wir dahin gestellt sein lassen, jedenfalls mar die Lage des Prinzen von Oranien bei Ausbruch eines Krieges mit England eine höchst mißliche.

England hatte stets aus nahe liegenden Gründen den Statthalter in seiner Ansicht unterstützt, die Landmacht mehr als die Flotte zu vergrößern und zu befestigen. Es lag in der Natur des Prinzen Gefallen an einer starken militärischen Landmacht zu finden, die den Schein seiner Autorität vergrößern mußte und ihm bei den schroffen Gegensätzen der Parteien als Schutz in dem kritischen Falle einer Revolution dienen konnte. Die Seemacht hatte für den Fürsten nicht so handgreifliche Vortheile, und weitere Gesichtspunkte lagen außerhalb des Bereiches seiner FassungSgabc.

So war die Marine vernachlässigt, als England seine Kriegserklärung sandte. Es märe allerdings ungerecht, den Prinzen von Oranien sür diese traurigen Verhältnisse der Flotte allein verantwortlich zu machen. Die Generalstaaten und vor Allen die mächtige Amsterdamer Partei, trugen ihren Theil der Schuld durch das hartnäckige Verweigern von Geldmitteln zur Unterstützung der Kriegsmacht, in der sie eine Stärkung des statthalterischen Ansehens sahen.

Gegen alles Erwarten schien der Krieg eine für die Nepuvlik günstige Wendung zu nehmen.

Bei Doggerbank erfocht die Flotte einen Sieg, der das niederländische Volk mit unbeschreiblichem Jubel erfüllte. Die Seehelden Zoutmcmn und Kinsberg wurden mit Rnter und Dromp verglichen und die glorreiche Vergangenheit Hollands schien von Neuem aufleben zu wollen.

Der Prinz von Oranien, der während der Dauer des Krieges seine

Beziehung zu England nicht aufgegeben hatte, legte einen zum Mindesten tactlosen Mißmuth an den Tag.

Als er gar die grobe Ungeschicklichkeit beging, die Sieger mit Kälte und Unzufriedenheit zu empfangen, erreichte die Erbitterung gegen ihn den Höhepunkt. Es wurde ihm der wohl ungerechtfertigte Vorwurf gemacht, das; er absichtlich Befehle zweideutigen Inhalts erlassen habe, um die Bewegungen der Flotte zn hemmen; und allerdings sollten die Lorbcern von Doggerbank sich zu keinem Kranze flechten.

Erst im Jahre 1783 wurde der Friede mit England geschlossen, nachdem bereits in den ersten Wochen des Krieges mehr als zwei Drittel der holländischen Handelsflotte eine wohlerworbene Beute Englands geworden war.

Nach Beendigung dieses Krieges lebten die Innern Zwistigkeiten in verstärktem Grade wieder auf. Die Amsterdamer Partei, die in ihrem unüberwindlichen Haß gegen den Prinzen von Oranien die Aufhebung des Statthalterats bezweckte, war durch die unglückliche Wendung des durch sie verschuldeten Krieges, durch die großen Verluste, die die Zerstörung der Handelsflotte und die Wegnahme der Colonien bewirkt hatte, und durch die besorgliche Währung im niederen Volke, das durch die Verluste der jvaufhäuser brotlos geworden mar, in so erbitterter Stinmmng, daß sie mit ihren Plänen entschiedener nnd klarer hervortrat.

Diese Stimmung fand ihr nächstes Ziel in dem Streben, den Rathgeber des Prinzen und seinen ehemaligen Vormund, den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu beseitigen.

Derselbe hatte als Feldmarschall des Heeres die statthalterische Würde repräsentirt und sich durch seine England freundlich gesonnene Politik den Haß der antioranischen Partei zugezogen. Jetzt wurde ihm der Vorwurf gemacht, als von England bezahlter Verräther die Militärmacht vernachlässigt und das Land dem Verderben preisgegeben zu haben.

Eine Fluth von Pamphleten überschwemmte das Land und wendete die vergifteten Pfeile dreister und dreister zuerst gegen den Herzog und indirect gegen den Statthalter, schließlich direct gegen den Letzteren in unerhörter, gehässiger und niedriger Weise. Von Amsterdam gingen diese schmutzigen Aeußerungen gemeiner Parteileidenschaft aus.

Der Erbstatthalter erwiderte fast nichts darauf, sich in vornehmer Weise über das Gebühren einer aufgeregten Partei hinwegsetzend; aber er blieb nicht unempfindlich gegen die Kränkimgen, die man seinem väterlichen Freunde und Rathgeber zufügte. Er verlangte, nachdem eine Deputation der Provinz Holland den Herzog bei ihm verdächtigt und sogar auf seine Entfernung aus dem Haag gedrungen hatte, eine genaue Untersuchung, der zufolge die Gencralstaaten gcnöthigt waren, dem Herzoge eine Ehrenerklärung zn geben.

Nichtsdestoweniger gelang es der antioranischen Partei, durch Anwendung und Erweiterung der Jndenmitätsacte von KilZlj der Preß- und Redefreiheit größere Ausdehnung zu geben und die Verdächtigungen des Herzogs und Statthalters nahmen in gesteigerter Heftigkeit ihren Fortgang. Es' ivareii die Staaten von Friesland, die den zweiten Schritt zum Sturz des Herzogs unternahmen, indem sie seine Entfernung aus der Republik verlangten. Der Erbstatthalter glaubte die erregten Gemüther zu besänftigen, iveun er den Herzog vernnlaszte, in sein Gouvernement nach Herzogeubusch zu geheu. Kaum hatte sich derselbe jedoch aus dem Haag entfernt, so begannen die Angriffe auf den Statthalter und den Herzog heftiger als zuvor zu werden. Ja, die Schamlosigkeit ging so weit, den Statthalter anzuklagen, die Republik an England verkauft zu haben.

Die Staaten einiger Provinzen, unter denen immer Holland die erste Stelle einnahm, benutzten nun die unter dem Rainen „ConsulentschaftSacte" in den Streitigkeiten jener Zeit bekannte und vielbesprochene geheime Urkunde, nach welcher sich der Statthalter verpflichtet haben sollte, „in alleil Dingen dem Nathe des Herzogs von Vraunschweig zu folgen" — um den Statthalter zu bewegen, dem Herzog seine Demission zu geben.

Wenn auch die Unrichtigkeit der in Bezug auf diese Acte aufgestellten Behauptungen klar wurde, trat die Macht der antioranischen Partei doch so gewichtig mit ihrer Absicht, den Herzog aus dem Lande zu entfernen, liervor, daß es kaum der äußeren Veranlassung der mit dem Kaiser Joseph II. eingetretenen Irrungen bedurfte, um den Herzog zu bewegen, das Land zu verlassen.

Jener Streit um die Oeffnung der Scheide für die Schifffahrt, der seitens des Kaisers, als Gebieter der österreichischen Niederlande, gegen Holland ansgefochten wurde, war die äußere Veranlassung, die deu Herzog als Feldmarschall des Deutschen Reiches veranlaßte, seinen Abschied zu fordern und das Vand zu verlassen. In Wahrheit muß seine Demission als ein ^ieg der patriotischen Partei verzeichnet werden.

Die Schilderung jenes Streites gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Die Wirkung desselben in Bezug aus die Stimmung der Parteien kann jedoch nicht übergangen werden.

Zu der drohenden Gefahr eines Krieges mit Oesterreich war die Unzulänglichkeit der Landtrupven und der schlechte Vertheidigimgszustand der Festungen zu allen Sorgen um den Krieg mit England getreten und hatte den Lieblingsgednnken der patriotischen Partei, einer Bewaffnung des Volkes, einer Bildung von Freicorps, zur Reife gebracht. Der Gedanke, diese Freicorps bei einem etwaigen nachdrücklichen Auftreten des Starthalters gegen denselben verwenden zu können, war hierbei nicht zu verkennen.

Die antioranische Partei hatte ihr Programm in dem Sendschreiben an das niederländische Volk (^,n ckot Volk van Xttlsrlanä) klar entwickelt. Dieses heftigste aller gegen den Prinzen verfaßten Schriftstücke enthielt die Aenderilngen, die mit der Verfassung vorgenommen werden sollten. Dem Statthalter wurden darnach die wichtigsten seiner Aemter und Würden genommen imd seine Rechte durchaus denen der Staaten untergeordnet. Die Büttel zur Erreichung dieses Planes bestanden darin, nur Gegner des Hauses Oranien in allen zu errichtenden Freicorps aufzunehmen, und die Bürger und Kailfleute unter dein Drucke dieser Macht zu bewegen, die Entfernung jener Regenten zu verlangen, die Freunde des Statthalters waren.

Es fand dieser Entwurf unter den zahlreichen Anhängern der antioranischen Partei, die bei Weitein die überwiegende mar, den lebhaftesten Anklang, und in allen größeren Städten zuerst, später fast im ganzen Lande bildeten sich freie Corps, die unter den Angen des Erbstatthalters die feindseligste Gesinnung gegen denselben zur Schau trugen. Die erwähnten Forderungen des Kaisers und die drohende Gefahr eines Krieges verliehen dem ganzen Unternehmen den Lharakter einer Volksbewaffnung zur Vertheioignng des Vaterlandes.

Dieser Umstand mag das Benehmen zahlreicher Landgeistlicher, besonders in Frieslnnd, erklären, die die Kanzel verließen, um Ererciermeister ihrer Geineinden zn werden.

Der Prinz von Uranien schien in dem gefährlichen Benehmen der Mitglieder jener Corps nicht die Gefahr zu sehen, die ihm und seiner Partei erwuchs, denn in einem Aufruf an das Volk forderte er selbst zu einer Bewaffnung auf. Zu gleicher Zeit aber suchte er den Einfluß, den er in den Magistraten der Städte und Provinzen hatte, geltend zu machen und durch Schreiben und Emvsehlnngen die ihm günstig Gesonnenen zu unterstützen. Dem entgegengesetzt begannen die Städte Dortrecht und Alkinaar die vom Statthalter ernannten Magistrate abzusetzen und antioranisch gesonnene Bürger an ihre Stelle zu bringen.

Wie bei allen Parteistreitigkeiten war auch hier im Gefolge des eigentlichen engeren Kampfes zwischen dem Statthalter und der patriotischen Partei die Leidenschaft aller Unzufriedenen erwacht und vermehrte die Unordnung im Lande. Es bildete sich eine demokratische Partei, die in dein Umsturz alles Bestehenden Früchte für sich erhoffte. Ans dem Lande trat dieselbe gegen die Prärogative des Ritterstandes, in den Städten gegen die Obrigkeit auf. Diese Partei drohte Zwiespalt in die Reihen der Patrioten zn säen und trug nicht wenig dazu bei, den Gang der Ereignisse zu beschlennigen.

Ein Vorfall der unbedeutendsten Art wurde die Veranlassung zum offenen Ausbruch des Kampfes. Der Statthalter hatte das Vorrecht, allein dnrch das nördliche ?I,or des Schlosses zu gehen. Es sollte dies Borrecht abgeschafft werden, und als ein Deputirter zuerst von dem neuen Rechte Gebrauch machen wollte, verursachte die oranische Partei einen Auflauf, der die Gegenpartei zum energische!! Handeln trieb.

Der Statthalter wurde (8. Septbr. 1785) von den Staaten von Holland des Oberbefehls über die Garnison im Haag entsetzt. Die Protestation der Ritterschaft blieb vergeblich, und der Statthalter begab sich mit seiner Familie nach Breda.

S^gur in seiner sehr parteiischen Schilderung dieses Verhältnisfes ist der Meinung, daß die Patrioten, ihres Erfolges ungewiß, in jenem Augenblick des ausbrechenden Kampfes geneigt gewesen wären, sich mit dem Statthalter zu verständigen, wenn derselbe ein billiges Uebereinkommen vorgeschlagen hätte. Es lagen aber die Verhältnisse anders. Die Gemüther eines eigensinnigen und zähen Volkes waren in zwei ^ager getheilt. Nur Waffengewalt oder der Machtspruch mächtiger Nachbarn konnte eine Verständigung der Parteien wohl oder übel erzielen.

MitJnteresse und wachsender Unruhe waren dieEabinete der europäischen Staaten den Wirren in der Nepublik gefolgt.

Nicht mtt Unrecht sahen die zunächst betheiligten Mächte England, Frankreich, Oesterreich nnd Preußen in den sich in der Nepublik abspielenden Ereignissen den Herd eines Feuers, das Europa in Flammen zu selben vermochte. Frankreich hatte die Patrioten für sich gewonnen und unterstützte durch Geldmittel und Versprechungen die nunmehr den Oraniern bedeutend überlegene Partei. England sah sich daher genothigt, in jeder Weise die Oranier zu kräftigen, wenn es nicht das durch sein Bündnis; mit Spanien und Oesterreich, durch seine guten Beziehungen zu Preußen und seinen Einfluß im Orient starke Frankreich durch die Erfolge in Holland zu einer Machtentfaltung gelangen lassen wollte, die mit den Wegen der englischen Politik unverträglich schien.

Durch die verwandtschaftlichen Beziehungen des statthalterischen Hofes zu der Königsfamilie Prenßens — die Gemahlin des Prinzen war eine Nichte des großen Friedrich, die Schwester des Thronfolgers Friedrich Wilhelm — war auch Preußen bis zu einem gewissen Grade in Mitleidenschaft gezogen.

Der preußische Gesandte, Herr von Thulemeycr, dem oranischeu Hofe ergeben, schloß sich unwillkürlich der Politik Englands an und trat damit der Absicht Friedrichs kl., unter allen Umständen das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht zu erhalten in gewisser Beziehung entgegen.

Friedrich der Große ruhte am Abend seines Lebens auf den Lorbeeren seiner Thaten. Seine Gedanken waren allein darauf gerichtet, das Werk, das er aufgerichtet hatte, durch die Segnungen des Friedens zu stärken und zu kräftigen. Es war die Politik der Mäßigung, die seine Entschließungen bestimmte, und, als ihn daber der Prinz von Oranien bei dem drohenden Kriege mit Oesterreich bei Veranlassung der Oessnnng der Scheide um seine Unterstützung bat, mies er dieselbe, seinem Prinzips treu bleibend, an Frankreich, das in der That ein besonderes Interesse haben mußte, den Streit vermieden zu sehen. Dasselbe befand sich zwischen Oesterreich, seinem engen Verbündeten, und Holland, dessen Bündniß es anstrebte, in einer schwierigen Lage, und der Bertrag, der jenen Streit beendigte, kennzeichnet zur Genüge die Bedeutung, die jenes Reich einer Schlichtung der Irrungen beilegte. Frankreich übernahm die Verpflichtung, 4 Millionen Gulden, fast die Hälfte der von der Republik an Oesterreich zu zahlenden Entschädigung, dem Kaiser zn entrichten. Auch die Eile, mit welcher es das neue Bündniß mit Holland abschloß, —dasselbe wurde einige Tage nach dein erstgenannten Vertrage persect, ilO. November 178'i> —bewies znrGenüge, welchen Werth Frankreich auf die Verbindung mit Holland und Oesterreich legte. Dieser mit großes Gewandtheit dnrch den Gesandten Herrn von Raineval abgeschlossene Vertrag war ohne Zweifel ein Triumph der französischen Politik, der den neidischen Gegner auf das Tiefste verletzen mußte.

Die Jsolirung Englands war thatsächlich gelnngen, sein Einfluß in der Republik gebrochen und das Ansehen des Statthalters erschüttert.

Der englische Gesandte im Haag, Harris <Lord Malmesbury), durchschaute den Plan Frankreichs, durch die Seemacht Hollands auf Ostindien zn wirken, um mit frischer Kraft den großen maritimen Krieg gegen England zn erneuern. Er kämpfte gegen Frankreich, als er es unternahm, dein Statthalter eine Partei zu gründen, die fähig wäre, den Einfluß der Patrioten zu brechen. Harris, der eine entscheidende Nolle in der weiteren Entwickelung der Republik spielen sollte, war eine Persönlichkeit, deren Energie und Verstand dem unklaren Prinzen den Halt gab, dessen er bedurfte. In der energischen, klaren uud klugen Fürstin fand er einen verwandten Geist, der seine Pläne mit Festigkeit erfaßte und durchzuführen versuchte.

So war es wohl dem Einfluß Harris' zuzuschreiben, daß der Statthalter aus einer gewissen reservirten Haltung, die er sich bei allen Differenzen bewahrt hatte, heraus trat und in energischer Weise von seinen Rechten und der Macht, die ihm die Truppen der ihm zugethanen Provinzen gewährten, Gebrauch machte.

Diese veränderte Haltung zeigte sich zuerst bei den Ereignissen, die sich in den beiden geldrischen Städten Hattem und Elburg abspiekten. Hattem wollte ein von dein Statthalter eingesetztes Mitglied des Magistrats, weil es im Dienste des Statthalters stehe, nicht anerkennen, während Elbnrg die Publication eines Edictes der Generalstaaten verweigerte.

Die dem Statthalter ergebenen Staaten von Geldern verhängten Exemtion über die aufrührerischen Städte, in welche antioranisch gesinntes Volk von allen Seiten zum Schutze geeilt war, und' ernannten den Prinzen znm Vollstrecker dieser Erecution.

Die Truppen stellten die Ruhe wieder her; aber die Staaten, von Holland entsetzten den Statthalter seiner Stellung als Generalcapitän, warben Truppen und machten Miene, die Sachen der Patrioten mit den Waffen in der Hand zu entscheiden.

In dieser, de» Statthalter s« ernst bedrohenden Vage hatte die Prinzessin von Uranien die Versuche, ihren Bruder Friedrich Wilhelm, der iniwischen den Thron Preußens bestiegen hatte, zu einer Intervention zu ihren Gunsten zu bewegen, erneuert. Bisher war der völlig dein System seines großen Burgängers treu geblieben, der, abgesehen davon, daß er Zerwürfnissen mit Frankreich nnd Oesterreich ausweichen wollte, den Grnndsatz des Völkerrechts betonte, daß Niemand befugt sei, sich in die inneren Verhältnisse des Nachbarstaates zu mischen. Friedrich II. hatte sich auf die Bitten seiner Nichte nur bewogen gefunden, in wohlwollender Weise an die 'dem Statthalter zumeist feindlich gesonnenen Staaten Schreiben mit dem Nathe zu senden, sich auf gütlichem Wege mit dem Statthalter zu vergleichen.

Noch widerstrebte es Friedrich Wilhelm, den Einflüsterungen Herzbergs nachzugeben, der jene bewährte Politik Friedrichs II. aufzugeben im Begriff stand, dem der Gedanke einer Annäherung an England dnrch die Intervention zu Gunsten der oranischen Partei als der richtige erschien. Friedrich II. hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode Lord Eornwallis die Gründe entwickelt, die ihn von der von England erstrebten Allianz abhielten: das Erforderniß, unter keinen Umständen mit dem Eabinete von Versailles in Collision zu kommen.

Herzberg folgte anderen Gesichtspunkten, wenn er bei einer eventuellen Verbindung mit England, Rußland und Holland keine Gefahr von Frankreich und Oesterreich befürchtete. Er hatte nicht Unrecht, wenn er trotz der freundschaftlichen Versicherungen Frankreichs in dem engen, dnrch Familienverbindnng befestigten Bündniß dieser Macht mit Oesterreich eine Gefahr sah und vielmehr die Trennung Nußlands von Oesterreich für das erreichbarere Ziel anerkannte. Die Interessen Kaiser Josephs und Katharinens mußten über kurz oder lang auseinander gehen, wenn auch die Politik beide (Großmächte momentan im Orient vereinigte. Die Allianz mit

England hielt Herzberg für eine Garantie des Fürstenbundes; dazu wünschte er Holland in die große deutsche Association einzureihen, und die Ereignisse in der Republik mit der Stellung Englands zu derselben schien ihm zur Verwirklichung seiner Pläne günstig. Eine militärische Action Preußens konnte ihm wegen der wahrscheinlichen Verwickelung mit Frankreich nicht wünscbenswerth sein, doch mußte er sie, wenn er die Turchführnng seiner Gedanken beabsichtigte, als eine eventuell nothwendige Folgerung iu's Auge fassen.

Der König, schwankend in seinen Entschlüssen, ließ sicl, vorläufig nicht in die Ansichten seines Ministers hineindrängen.

Tie französische Politik des Prinzen Heinrich zeigte ihm überdies einen anderen Weg — denjenigen, den sein großer Oheim zum Segen des Landes bisher verfolgt hatte.

In alle diese Pläne nnd Entwürfe, in die sich am Hofe bekämpfenden Parteien streuten die Briefe der Schwester ernste Besorgnis; nnd der König empfand das Bedürfniß, die Zugehörigkeit zu seiner Schwester in irgend einer Weise zu documentiren. Herzberg schlug dein König die Entsendung des Grafen Görz, eines bewährten Diplomaten, vor, von dein Mirabecm, der zn jener Zeit in Berlin als diplomatischer Agent anwesend war, in seinen „geheimen Briefen über den Berliner Hof" äußert: er sei „schars, trocken und ausdauernd".

Der Graf zweifelte an der Wirksamkeit seines Unternehmens, da es ihm nicht entgangen war, daß die Erbitterung der Parteien in der Republik einen zu hohen Grad erreicht hatte, um durch diplomatische Unterhandlungen beigelegt werden zu können, während der König an diese Mission die größten Hoffnungen knüpfte.

Die Wahl des bewährten Diplomaten war unzweifelhaft eine gute: doch lag in der Entsendung feiner Persönlichkeit — er war ein Feind der freiheitlichen Gesinnungen der patriotischen Partei und Frankreichs — nahezu eine Demonstration, die gerade der «önig vermieden haben wollte.

Der König sprach dem Grafen in bestimmter Form aus, daß er die Drohung mit militärischer Macht vermieden haben wollte, während Görz, der durchaus auf dem Standpunkte Herzbergs stand, wünschte, eventuell seiner Mission einen Nachdruck damit zu verleihen. Friedrich Wilhelm verlangte unbedingt, das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht zu erhalten und hoffte mit dieser Macht gemeinschaftlich eine Verständigung zwischen den Parteien herbeizuführen

Der Gedanke eines Krieges, der lediglich zu Gunsten der Prinzessin geführt würde, war dem König unsympathisch, wohl hauptsächlich, weil er sich durch eine solche Action in den Angen des Volkes zu schaden fürchtete.

Als der Gras in Holland ankam, hatten sich die Verhältnisse durch die Ereignisse in Hatten: nnd Elbnrg derart zugespitzt, daß jede Möglichkeit einer Verständigung ausgeschlossen war.

Der Marquis de Verac, französischer Gesandter im Haag, auf dessen Mitwirkung hauptsächlich bei Negotiationen des Grafen gerechnet war, hatte jedes Zusammentreffen mit dem Grafen, den er als Anhänger der englisch-oranischen Interessen kannte, entschieden abgelehnt.

Der Graf, hierdurch des nothwendigen Stützpunktes zu seinen Verhandlungen beraubt, versuchte iiunmehr den oranischen Hof zu Maßregeln zu veranlassen, die einen friedlichen Ausgleich herbeiführen konnten. Es waren die Versuche, entweder den Statthalter zur Abdankung zu Gunsten seiner Söhne zu vermögen, oder denselben zu bewegen, sich der demokratischen Partei anzuschließen, die mehr und mehr das Uebergewicht in der Provinz gewonnen hatte. Diese Vorschläge scheiterten jedoch an dem scsten Willen der Prinzessin, die in diesen Maßregeln eine Erschütterung der statthalterischen Würde sah.

Inzwischen hatte sich die statthalterische Familie ans den Rath des Grafen nach NiMwegen begebe», da bei der drohenden Haltung der feindlichen Provinzen der Bürgerkrieg unvermeidlich schien. Denn Holland, Overnssel und Groningen hatten sich öffentlich gegen den Statthalter erklärt, Seeland und Friesland standen im Begriff, dem Beispiel zu folgen.

Tie Prinzessin war ungern dein Nathe gefolgt und hatte ihren königlichen Bruder dringend um die Entsendung eines Truppencorps an die Grenzen gebeten, doch hielt auch jetzt noch, trotz der Zustimmung Herzbergs zu diesem Verschlage, der König die Verhältnisse nicht für ernst genug.

So gingen die Ereignisse ungehindert ihren Weg. Die Provinzen standen sich feindlich, in der Absicht den Krieg zu beginnen, gegenüber, aber ohne die ausreichenden Mittel, denselben in's Werk zu setzen.

Zu alle dem wuchs die demokratische Partei in so bedenklicher Weise, daß die Patrioten in der Besorgnis;, dieselbe werde anarchische Zustände herbeiführen, Frankreich um Hülfe bat, um durch Beendigung der Wirren der Autorität des Gesetzes und der Regierung Anerkennung zu verschaffen.

Tie französische Politik folgte jedoch keineswegs den Plänen der Patrioten bis zu dem Gedanken einer vollkommenen Abschaffung des Statthalterats.

Mirabeau betont in seinen Briefen die Notwendigkeit einer Unterordnung des Statthalters unter die zu organisirende Verfassung, räumt ihm also die Stellung des ersten Tieners der Republik ein. Die französische Regierung wollte nicht einmal so weit gehen.

Jedenfalls ist die Absicht, eine Verständigung zu erzielen, niemals Seitens Frankreichs ausgegebeil werden, und wenn trotz dieses aufrichtigen Wunsches, der mit den Interessen des Königs Friedrich Wilhelm identisch war, keine Verständigung zu Stande kam, so lag dies an der Leidenschaftlichkeit der Gegensätze und an dem Einflüsse Englands.

Die französische Regierung hatte nach dem ersten Scheitern der Verhandlungen des Grasen Görz Herrn von Raineval nach dem Haag gesandt, um trotz allen bisherigen Mißerfolgen dennoch schließlich eine Verständigung herbeizuführen. Aber auch dieses schlug sehl, und die beiden Diplomaten kehrten nnverrichteter Sache in ihre Heimat zurück.

Graf Görz behauptet in seinen Aufzeichnungen, daß Herr von Raineval zu sehr ein Werkzeug der patriotischen Partei gewesen sei, um zu einem günstigen Abschluß der Verhandlungen gelangen zn können. Er übersieht den Einfluß Englands, der sich nach den neusten Ereignissen mit intensivem Nachdruck unter der überaus gewandten Leitung Harris' geltend machte.

letzterer hatte eine Verbindung zu Wege gebracht, die er „Association" nannte und die unter gegenseitiger Garantie bei eventuellem Verluste sich zur Ausgabe gestellt hatte, die alte Constitution der Republik aufrecht zu erhalten und die Macht der Patrioten zu brechen. Die Absicht aber, den Anhänger des Statthalters auf den Deputationen bei der Ständeversammlnng INI Haag größeren Einfluß zu verschaffen, wurde durch das Einschreiten der patriotischen „Freicorporisten" vereitelt.

Am '^1. April 1787 drangen dieselben in das Amsterdamer StadtHans und zwangen die zum Magistrate gehörenden neun Anhänger der oranischen Partei ihr Amt niederzulegen. Tasselbe Ereignis; wiederholte sich zwei Tage darauf in Rotterdam und sieben Oranier waren gezwungen, aus dem Magistrate der Stadt zu scheiden.

Wenn nun auch nach diesem gewaltsamen Einschreiten zur Wahrung des Rechtöstandpuuktes eine neue Deputation gewählt wurde, so fielen doch, wie zu erwarten stand, die Wahlen durchaus patriotisch aus und der letzte Einfluß der oranischen Partei schien verloren.

Die Stände der Provinz Holland traten jetzt mit den Waffen in der Hand den Truppen des Statthalters entgegen.

Sie verstärkten die militärischen Anstalten an der Grenze uud setzten der Absicht des Statthalters, sich eines befestigten Punktes an der Grenze der Provinz Holland zu bemächtigen, bewaffneten Widerstand entgegen.

Diese Ereignisse bestimmten Harris, sich nach England zu begeben, um mit dem Leiter der Politik, William Pitt, die erforderlichen Schritte zu berathen, während der Statthalter neue vergebliche Versuche machte, seinen Schwager Friedrich Wilhelm zu einein bewaffneten Einschreiten zu vermögen.

Man hielt in Berlin die Ereignisse immer noch nicht für weit genug vorgeschritten.

Dem gewandten Harris gelang es, die entscheidende Stimme Pitts im Ministerralhe für seine Absichten zu gewinnen. Er behauptete, daß Frankreich trotz seiner zerrütteten Finanzen die patriotische Partei in Stand gesetzt habe, den oranischen Truppen zu widersteh«, und daß England die «riegörüstungen Frankreichs durch energischen Widerstand in Holland Hinhalten müsse.

In der That wurde Harris ermächtigt, die dem Prinzen von Oranien noch ergebenen Provinzen durch Geldmittel zu unterstützen.

England bewies hiermit, daß die oranische Partei aus seine Hülfe zu zählen habe, und die Folgen dieses Schrittes machten sich bald nach der Rückkehr Harris' bemerkbar.

Der Einfluß der «ranischen Partei in den Generalstaaten, der bisher vollständig den Patrioten weichen mußte, begann sich zu beleben.

Allein im Lande selbst hatten die Verhältnisse keine Aendernug erfahren.

Da gewann die Lage durch den Entschluß der Prinzessin, sich nach beul Haag zu begeben, um durch ihr persönliches Erscheinen einen entscheidenden Einfluß auf die Stimmung im ,^ande auszuüben, ein unvorhergesehenes und vollständig verändertes Aussehen.

Es ist dieser Schritt der Fürstin, der von so entscheidenden Folgen für die nächste Zukunft des Landes sein sollte, in der mannigfaltigsten Weise comnientirt worden.

Die Verfasser von Arbeiten, die sich eingehender mit den Verhältnissen Hollands in jener Zeit beschäftigen, widersprechen sich in Bezug auf die Motive jenes Entschlusses. Die Bertreter der oranischen Partei halten den Schritt der Fürstin für einen selbständig erdachten und ausgeführten Plan, und diese Ansicht kann nicht als unwahrscheinlich zurückgewiesen werden, denn die Prinzessin vereinigte mit staatsmännischer Klugheit eine seltene Energie.

Jedenfalls gehörte ein hoher Grad von Entschlossenheit dnzn, um ohne militärische Begleitung den Weg zu der feindlichen Provinz anzutreten und den Herd der Empörung aufzusuchen.

Gelang es der Fürstin, den Haag nnd Amsterdam zu erreichen, so war bei der leicht entzündbaren großen Masse des niederen Volkes und durch die thatkräftige Unterstützung der oranischen Partei ein Umschwung zu Gunsten des Statthalters fast unausbleiblich, und der moralische Eindruck mußte durch die Unterstützung der geordneten oranischen Truppen ein nachhaltiger sein.

Mißlang hingegen das Unternehmen, wurde die Prinzessin in ihrer Reise gewaltsam ausgehalten, so konnte sie bei dem ritterlichen Geiste ihres Bruders sicher auf dessen Unterstützung zählen, und dieses umsomehr, als der leitende Minister Herzberg eine Intervention Preußens begünstigte. Die vielfach vertretene Ansicht, den Grafen Gorz und den Einflnß Herzbergs in der meisterhaft erdachten Entschließung der Prinzessin zu erkennen, erscheint jedoch durchaus unwahrscheinlich. Einmal lagen derartige gewaltsame Mittel dem Charakter Görzens durchaus fern — dann auch verließ er bereits Ende Januar den Hang, während die Prinzessin erst am 28. Juni ihre Reise nach dem Haag antrat.

Anders verhält es sich mit der Ansicht, daß Harris der Urheber dieses Planes gewesen sei. Er war Anfang Juni nach Holland zurückgekehrt und stand dem gehobenen Einfluß Frankreichs gegenüber. Seine Anstrengungen, die oranische Partei zu stärken, hatten bei den täglich zu erwartenden Feindseligkeiten nicht den schnellen, erwünschten Erfolg, und der Gedanke, durch ein persönliches Eingreifen des Statthalters oder seiner Gemahlin der Parte! neues Leben zu geben, lag nicht nllzufern. Es ist möglich, daß eine Aeußerung des englischen Gesandten in diesem Sinn jenen Entschluß in der Fürstin reifen ließ, der als ein Act vollendeter Staatsklugheit angesehen werden muß.

Die Kühnheit ihres Gedankens erschreckte den Hof und erfüllte den Statthalter mit Sorge. Es wurde der Vertraute der Familie, Carl von Hogendorp, nach dem Haag geschickt, um die Ansicht der dortigen oranischen Parteiführer zu hören, nnd mit fieberhafter Spannnng erwartete die Prinzessin seine Rückkehr.

Sie kam aus der Kirche, als ihr Hogendorp begegnete.

„Ja oder nein" fragte sie ihn und mit funkelnden Augen vernahm sie die Antwort, daß die Partei in Begeisterung ihren Entschluß erfahren habe.

Tie Prinzessin ließ ihre baldige Ankunft im Hang den Freunden melden und trat in Begleitung einer Hofdame und dreier Cavaliere die Fahrt nach dem Haag an.

Im Anfang verlief die Reise ohne Störung. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig und begrüßte die Fürstin mit Achtung, Der erste Posten der Freieorporisten ließ die Reisenden Yassiren und sogar die militärischen Honneurs machen. Da nahmen an der Barriöre von Schophoven die Verhältnisse ein verändertes Aussehen an. Die Besatzung erklärte, die Fürstin nicht ohne Erlaubnis; der in Morden befindlichen Commission der Generalstaaten passiren lassen zu können, und der befehlende Offizier, wahrscheinlich ein kleiner Bürger, dem die Würde feiner ungewohnten Stellung zu Kopf gestiegen war, lud die Fürstin in zwingender Weise ein, den Wagen zu verlassen und in einem Hause des Oertchens Gewerfe-SlunS die Bestimmungen der genannten Commission abzuwarten.

Die Fürstin wurde in einer allerdings lächerlichen Art bewacht.

Posten mit geladenem Gewehr standen vor der Thür, der Offizier hielt sich mit gezogenem Säbel in dem Zimmer ans und beging die Ungeschicklichkeit, der Prinzessin Schnaps und eine Pfeife Tabak anzubieten.

Da die erwartete Antwort nicht anlangte, beschloß die Fürstin am dreißigsten die Rückreise anzutreten und traf ohne weitere Unannehmlichkeiten in Nymwegen wieder ei».

Diese Episode erregte in ganz Europa ein ungeheures Aufsehen. Man faßte dieselbe als eine Beleidigung, nicht nur der Fürstin und ihres Hanfes, sondern des Königs von Preußen auf.

Die Prinzessin hatte ihrem Bruder kurz vor ihrer Abreise Mittheilung von dem Vorhaben gemacht, und der König erwartete mit Spannung den Erfolg. Im ersten Augenblick der Mittheilung war der König nur entschlossen, Genugthuung von den Genernlstaaten zu verlangen, ohne derselben militärischen Nachdruck zu verleihen. Noch war er dem Gedanken eines durch Frankreich und Preußen zu vermittelnden Ausgleichs zugethan.

Die öffentliche Meinung aber, und die Ansichten Herzbergs über die Notwendigkeit, den sranzösischen Einfluß in Holland zu brechen, endlich das Drängen Englands, das mehr und mehr mit der Absicht zu Tage trat, Preußen bei einer Intervention zu unterstützen, bestimmte den König eines Andern, der überdies befürchtete, durch eine fortdauernd rescrvirte Haltung den Vorwurf der Schwäche iu den Augen der Welt auf sich zu laden.

Die Entscheidung war eine überaus schwierige, da eine kriegerische Verwickelung mit Frankreich fast unvermeidlich schien, das in der Nähe der holländischen Grenze bereits eine Truppencorvs zusammengezogen hatte.

Der Einfluß Herzbergs und des Herzogs von Braunschweig (Generals in preußischen Diensten), der begierig nach Kriegslorbeeren den König in seinem Vertrauen auf die Armee zu stärken bemüht mar, ließ die energischen Bemühungen des Prinzen Heinrich von Preußen unbeachtet, der an der bewährten Politik seines großen Bruders festhalten wollte.

Ehe noch die letzte Komödie mit der Republik gespielt war, war der Würsel gefallen, der Preußen zum bewaffneten Einschreiten bestimmte.

Der preußische Gesandte von Thulemeyer hatte den Austrag erhalten, von der Republik eine Genugthuung zu verlangen. Eine Note vom tt. August 1787 wiederholte diese Forderungen, während unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig ein Corps von 24 »00 Mann in Eleve zusammengezogen wurde. Die Generalstaaten, im festen Vertrauen auf Frankreichs Hülfe, erwiderten in maßvoller Weise, erklärten jedoch, nicht auf die Forderung Preußens eingehen zu können.

Es erfolgte nunmehr am 9. September eine letzte Note, die init Bestimmtheit an den Forderungen Preußens festhielt.

Doch die Generalstaaten waren zur Aenderung ihres Entschlusses nicht zu bewegen, obgleich Frankreichs Zögern zu tatsächlicher Hülfeleistung das lebhafteste Mißtrauen erwecken mußte.

So erhielten denn am 13. September die preußischen Truppen den Befehl, die Grenze zu überschreiten.

Es war ein gefahrvoller Schritt, den die Politik Preußens machte; denn man mußte befürchten, daß zugleich init dem Ueberschreiten der Grenze die Feindseligkeiten mit Frankreich beginnen würden und man athmete auf, als dieses Land, das bis znm letzten Augenblick tliätigen Zlntheil an der Entwickelung der patriotischen Partei genommen hatte, seinen unterstützenden Einfluß plötzlich fallen ließ.

Die Ueberzeugung des Versailler Cabinets, unmittelbar durch eine militärische Unterstützung der patriotischen Partei in einen Krieg mit England verwickelt zu werden, die finanziell bedrohte Lage des Landes nnd auch das geringe Vertrauen in die Leitung der Armee, ließ den Eardinal deBrienne, den derzeitigen Leiter der französischen Politik, einen Gedanken aufgeben, der seit Jahren uud darüber hinaus bestimmend auf Frankreichs politische Entschlüsse eingewirkt hatte.

Die von dem Könige von Preußen für den holländischen Feldzug bestimmten Truppen bestanden aus 28 Bataillonen Infanterie — außer den Kanonieren und Fußjägern — und 25 Schwadronen Envallerie. Dem regierenden Herzog von Braunschweig, königlich preußischen Generalfeldmarschall, war das Generalcommando über diese Truppen übertragen.

An der Spitze der Patrioten stand der Nheingraf von Salin, ein ganz in französischen Interessen aufgegangener deutscher Reichsfürst.

Am 13. September begann der Einmarsch der preußischen Truppen in Geldern, ohne das; die Seitens der Patrioten bewerkstelligten Durchstiche der Dämme die befürchteten Ueberschweimnungen bewirkt hätten. Denn wegen des außerordentlich trockenen Monats August befand sich in den Kanälen nicht genügend Wasser.

Das erste nennenswerthe Ereigniß des an überraschend schnellen Erfolgen so reichen Feldzugs war die kampflose Uebergabe Utrechts. Denn der Rheingras hatte sich bei der Nachricht von dem Aufbruch der feindlichen Truppen von hier auf Amsterdam zurückgezogen, wurde jedoch, wie es heißt wegen seiner zügellosen Truppen, nicht in der Festung aufgenommen. Er verschwand hierauf vollständig von dem Kriegsschauplätze, das Leben in seinem Pariser Palais den Unbequemlichkeiten eines FeldzugS vorziehend. Es ist wahrscheinlich, daß das feste Bertrauen der Patrioten in die Hülfe Frankreichs, durch das plötzliche Aufgeben jedweder Unterstützung dieses Landes getäuscht, einer allgemeinen Demoralisation, die auch den Feldherrn ergriff, Platz machte.

Einige Tage nach der Einnahme Utrechts übergab sich die Festung Gorkum, nachdem zwei Mühlen von den Preußen in Brand geschossen waren.

Die darauf folgende Asfaire bei der Arkel'schen Schleuse, die Einnahme der besetzten Städte Nieuwport, Schoonhovcn, Manen und der Vaart, die Wegnahme einer bei Vianen auf den Sand gerathenen holländischen Fregatte, sind so leichte kriegerische Lorbeeren wie die darauf folgende Einnahme der Festung Rieuwerslnis, die Entwaffnung der Patrioten im Goopland und in Over>>ßel, die Besetzung von Dortrecht und die Vorsälle bei den Festungen Naarden, Mm,dcn und Wesep. Erst vor Amsterdam bietet die militärische Action größeres Interesse. Es bedurfte der Aufbietung altbewährter preußischer Kühnheit und Gewandtheit, um die starke Position zur Uebergabe zu zwingen. Amsterdam war durch Jnundation aus der Südseite und den Zuydersee geschützt und die Einnahme des Dammes bei Amstelveen durch den Angriff in der Front und zugleich durch Umgehung des Haarlemer Meeres im Rücken bildet mit der unmittelbar darauf folgenden Uebergabe Amsterdams am 1. October den ruhmvollen Abschluß dieses nur vierzehn Tage währenden Feldzugs.

Kurz darauf fand der feierliche Einzug des Statthalters in Haag statt nild die Neubesetzung aller bedeutenden Stellen durch Mitglieder der »ramschen Partei. Auch die Bestrafung der Hauptschuldigen wurde vorgenommen und die Fürstin Erbstatthaltcrin bezeichnete deren siebzehn, die ihrer Aemter verlustig gingen und auswandern mußten. Der Patnot, der ihr an der Gewerfe SlnyS Schnaps und Taback angeboten hatte, ertränkte sich aus Furcht vor der drohenden Strafe.

Die preußischen Truppen traten unmittelbar nach Wiederherstellung der Ordnung den Rückzug an, ohne daß König Friedrich Wilhelm eine Kosten-Entschädigung noch Vortheile für den Handel und Verkehr Preußens von den Generalstaaten gefordert hätte, die ihm unter dem Eindruck der militärischen Action ohne Weiteres im reichsten Maße zugestanden worden wären.

Nur die hohe Meinung von ihrer eigenen Leistungsfähigkeit war durch diese in ganz Europa grenzenlose Bewunderung erregende Waffenthat in unheilvoller Weise gekräftigt worden. Das politische Journal vom Jahre 1787 giebt diesem Empfinden, das in Sorglosigkeit und Überschätzung eigener Kraft so viel zu den Katastrophen der nächsten Jahrzehnte beitrug, einen beredten Ausdruck, wenn es in einein Artikel aus Berlin (MS. 1008) ausspricht: „Wir fürchten uns gar nicht für einem Kriege mit Frankreich. Unser Ministerium hat Maßregeln genommen, die Operation in Holland gegen auswärtige Gegner zu sichern. Aber die unglaublichen Heldenthaten unserer Husaren übertreffen noch die unseres Ministeriums. Sie nehmen bewaffnete Schiffe weg, ein Feldmarschall Meht vor ihnen, feste Städte ergeben fich ihnen!"

Solches war die leichtfertige Beurtheilung eines Feldzugs, dessen Früchte nicht Preußen, sondern lediglich England zugefallen waren.

Illustrirte Bibliographie.

Tie Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Geschildert von Carl von Lüßom, Mit Radirungkn von F. Böttcher, L. H. Fischer, P, Halm, W, Krauskopf, L. Kühn. D. Raab, K, v, Siegl, W, Unger, W. Wvrnlc u. A, und zahlreichen Teztillustrationen. Stuttgart, I. Engelhorn.

Dieses Prachtwcrk, das bereits bei seinem ersten Erscheinen in unserer Zeitschrift ausführlich besprochen worden ist, wird nun in einer billigeren Aufgabe aus den Markt gebracht, obwohl es hinsichtlich des Formats und der Güte der Ausstattung, hinsichtlich des Textes und der künstlerischen Beigaben jener ersten Ausgabe ganz gleich ist. Wir halten das für ein großes Verdienst des Herausgebers und des Verlegers, denn das Buch zählt zu den vornehmsten Prachtmcrken unserer Literatur.

Der Text von Lützel», dem als Forscher wie als Schriftsteller um die Kunstgeschichte so hochverdienten Gelehrten, wie die Rndirungcn und Holzschnitte, die in so reicher Zahl vertreten sind, ergänzen ein^ ander; man kann von dieftM Buche nicht wie von so vielen Prachtwerkcn sagen, daß ihr Werth lediglich in der Ausstattung liege, und dnsi der Text nur als nvlhwcndiges Uebcl neben dem Bilderschmuck geduldet sei. In den «KunstfchöiM Italiens" handelt es sich um eine aus eigener Aufsagung und in origineller Einlheilung gegebene Darstellung der gesommten italienischen Kunst.

Tie geographisch-historische Uebersicht hat ihre volle Berechtigung: es ergeben sich aus dieser Art der Betrachtung gewisse Vorlhcile, denen allerdings auch Nachthcile gegenüberstehen, die uns aber Manches in einem anderen, klareren Lichte sehen lassen.

Bei dem raschen und lebhaften Verkehr unserer Tage verwischen sich lnndsmannschaftlichc Eigentümlichkeiten immer mehr. Wie die große Politik nach der Bildung von Einheitsstaaten strebt, lbut es auch halb unbewußt der naive VolkSgcist. Da» durch, daß der Raum zusammcnschrumpst, daß Eisenbahnen und Telegraphen uns mit unsrcn entfernteren Landsleutcn verbinden, ebnen sich die Verschiedenheiten unserer großem Werthe. Lützow gewinnt von diesem neuen Standpunkt der Betrachtung so manches, was bisher unbemerkt gebliebin mar. Was der vcneticmischen, der lombardischcn, der ücilianischen Kunst gemeinsam mar, was die einzelnen italienischen Stämme von einander schied — so weil in der Kunst diese Verschiedenheiten einen Ausdruck gefunden — wird

Fresw ier Jncoronata von Corrcgaw, — Bibliothek zu Parma, »ui: L ü§ow.TieKims>!chäge Italien« >,> geographisch.hiftorischer Nebcrsicht, J.Sngclhorn, Smttgart.

auf's Schärfte von ihm sirirt. Es macht Freude, von einem neuen Eckpunkt einen Blick auf Tinge zu werfen, die man bisher von einer ganz anderen Seite zu sehen gewohnt mar — denn gesehen mich man sie schon einmal Kaden, um Li'chow's Darstellungen solgen zu können. Die „Kunstschätze Italiens" sind kein Buch für Neulinge. «!em die italienische Kunst ganz fremd ist, der wird nicht mit solchem Vergnügen in dem Buche lesen, wie der, der sich schon ein wenig darin umgethan hat. Für diesen aber bieter das Buch reichlichen Gewinn, Denn es legt besonderen Wenk gerade auf das weniger Bekannte, und das sowohl im Tezt wie in den bildlichen Darstellungen.

Wir haben schon oben gesagt, das, die Illustrationen ein nothwendiger Bestandtbeil des Werkes seien, in dem ofscnbar nichts lediglich des Schmuckes wegen ist: denn e? werden, wie schon gesagt, mit Vorliebe solche Tinge zur Darstellung gebracht, die man in anderen Werken wenig findet. lieber die Ausführung selbst könnten wir das Nrtheil wiederholen, das vor Jahren in dieser Zeitschrift gefällt worden ist: es sind nicht zusammengelesene Illustrationen, sondern einer jeden sieht man an, das; sie eigens für dieses Werk hergestellt ist, und jede fügt sich passend in den Rahmen. Zeichner wie Holzschneider haben hier miteinander gcwctteifert und das Beste geleistet. Ganz eigcnthümlich machen sich einige Stadtbilder nach Gemälden von Francesco Guardis, einem Schüler von Canaletto, der die Welt in dessen sonniger, ofscnäugiger Weise auffaßt. Die Hauptzierde des Werkes besteht indes; in den Radirungen. Fast sämmtliche deutsche Meister dieser edlen Kunst sind, wie aus dem Titel hervorgeht, zur Mitwirkung herangezogen worden. Die vr» nehme Kunst der Radirung hat bei uns darum weniger Verbreitung, weil sie ein größeres Opfer an Geld nothwendig macht — und Bücher kaufen ist unsere Sache nicht! Wenn aber eine Anzahl von einem halben Hundert Radirungen und darüber in so prächtiger Zusammenstellung und zu so billigem Preise geboten werden wie hier, dürste man annehmen, daß sich für das Werk auch ein noch größeres Publikum finden werde, als sich bereits dafür gefunden hat. Ermähnen wollen wir noch die geschmackvolle bunte Wiedergabe von Röthelzcichnungen.

Die Jlluslrationsproben, die mir unseren Lesern vorführen können, geben nur eine schwache Vorstellung von dem, was das Werk bietet, denn wir sind an das Format uud an die Druckerpresie gebunden. V,

Thürllopser von einem Palast in der Bin S. Elementes« Brescia. AuS: Lützow, TieKnnuschätze Italien« in geographisch-hiftorischer Ilederstcht, I. Engelhorn. Stuttgart

Vrdprofil der Zone von 31° bis S5« nördlicher Breite im Maszucrhaltniiz I: 1 Million, Von Ferdinand Lingg. München, K. B. priv. Kunstanstalt von Piloth ii. Lochte.

Wie oft ist nicht schon über die Wichtigkeit von Anschauungsmitteln für das Verständnis; naturhistorischer, also auch geographischer Verhältnisse geredet und geschrieben worden! Sollte man wohl glauben, daß trotzdem bisher noch nichts Ordentliches geschehen war, Mittel zu schaffen, welche uns befähigten, richtige Vorstellungen über die Gestaltungsverhallnisse unserer Erde auch in vertikaler Erstreckung zu gewinnen? Freilich sind ja Relief-Globen mit fabelhaft übertrieben hohen Bergen schon längst in Gebrauch, aber sie geben eine durchaus falsche Vor» stellung, erzielen also nicht den beabsichtigten, fondern den von diesem entgegengesetzten Erfolg. Solche „Anschauungsmittel" sollten daher gänzlich gemieden werden. Diese Forderung ist wohlbedacht, wenn sie auch zunächst etwas zu weitgehend erscheinen dürfte. Es ist nämlich keineswegs ganz leicht, sich einen richtigen Begriff über die wahren Verhältnisse unserer Erde zu machen, wie dem Referenten am deutlichsten das aufrichtige Erstaunen erfahrener Geologen bewies, denen er das vorliegende Prosil zeigte. Die für die bildliche Darstellung desselben zu Grunde gelegten Messungen und Berechnungen hat ja jeder gewiegte Geologe und Geograph im Kopf! aber diese allein genügen eben nicht, unsere Vorstellungen zu berichtigen.

Das mit äußerster Sorgfalt bearbeitete Profil erstreckt sich von Noid-Afrika über Tripolis, den Aetna und Vesuv, dann weiler — das adrialische Meer durchschneidend — über Salzburg, Karlsbad, Berlin, Kopenhagen, Christiania nach Trontheim und noch ein Stück über diese norwegische Stadt hinaus bis in den nördlichen atlantischen Ocean, so dasz der Schnitt im Ganzen einem Meridian parallel geht. Die in der Profillinie liegenden Meere sind in tiefblauer Farbe und die Höhen, sowie das Lan? überhaupt durch einfache Schraffur angedeutet. Alle

graphisch darstellbaren meteorologischen, geographischen und geologischen Verhältnisse finden sich eingetragen, und ferner wurden — um nicht zu verwirren in einfachen Conturen — alle bcmerkcnswertheren in der gleichen Breitenzone liegenden Höhen und Mcerestiefen anderer Meridiane in das Profil hineinprojicirt. Es ist somit eine unmittelbare Verglcichung der relativen Größen möglich. Das ganze Profil hat eine Länge von Nö und eine Höhe von öl «m; ein Millimeter desselben entspricht einem Kilometer. Kz>.

Tie Heilung der durch Morphiumgcnuiz verursachte» Ncrvenzcrrüttung und Willensschwäche Von

Constantin Schmidt. Berlin und

Neuwied, Louis Heuser, Wir haben über die Populcirisirung medicinischer Kenntnisse unsere eigenen Ansichten: jedenfalls aber sollte sie auf FördeningderGesundheitspflegeimWesentlichen beschränkt bleiben. Arbeiten, die sich mit der Pathologie und Therapie einzelner Krankheiten befassen, gehören deshalb durchaus nicht vor das große Publikum, sondern nur vor das Forum der Sachverständige». Insofern die obige Schrift sich an den größeren Kreis wendet, halten wir sie für verfehlt, für den engeren konnte sie kürzer gefaßt sein. Im Nebrigen muß zugestanden werden, daß der Standpunkt des Verfassers, die Morphium-Entwöhnung nicht plötzlich, sondern allmäh li ch vorzunehmen, neuerdings auch in der fachmännischen Diskussion eine größere Zustimmung findet. Dem Laien gegenüber reicht es aus, auf den Fluch selbständiger Morphium-Verwendung hinzuweisen uns die llugesetzlichkeit und Strafbarkeit der Verabfolgung des Medikaments ohne ärztliche Vorschrift zu betonen, ^l.

DieDiStetik des Geistes. Von Friedr. Scholz, Leipzig, Ed. Heinr. Malier.

Wie lange mag es noch dauern, bis ein Werk solchen Titel mit vollem siecht führen kann? Wie lange, ehe die naturwissenschaftliche Erforschung des Gehirns und der Sinnesorgane und die pädagogische Beobachtung dcr Gcistesentwlckclung eine sollte Vollendung erreicht haben werden, dag eine richtige Diätetik für alle Geister und für jeden besonders wird bestimmt werden können? Da ein solches Unternehmen bei dem heutigen Stande dcr Wissenschaft völlig verfrüht ist, verspricht der Titel obigen Weilchens zu viel, und in der That beschäftigt sich dasselbe nur in seinen letzten Capiteln mit der eigentlichen „Gesundheitspflege" des Geistes, und im Wesentlichen vielmehr mit einer kulturgeschichtlichen Uebersicht der Geistesenlwickelung und ihrer Schäden. Ist die Dar» stellung auch etwas schleppend, so bleibt das Gebotene doch immer interessant. Der Kenner stößt auf allerlei originelle Anschauungen, die zwar nicht durchweg acceplirt werden dürften. Es sei nur auf die vom Verfasser urgirte „nahe Beziehung des Geruchssinns zu Erinnerungsbildern" hingewiesen, die — wenn überhaupt vorhanden — gewiß nicht auf die größere Nähe derGeruchsncrven zu den Vorderhirnganglien zurückzuführen ist. Acrzten und Schulmännern sei das Wersche« empfohlen,

Annette von Trofte-HLlShoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Seit dem Erscheinen der verdienstvollen Arbeit Levin Schückings über Annette von Droste ist gerade ein Vicrteljahrhundert verflossen, bis ein neuer Autor sich der Aufgabe unterzog, das Leben und Wirken dcr Dichterin in umfangreicher und eingehender Weise zur Darstellung zu bringen. Levin Schücking war viele Jahre hindurch ein treuer Freund und Verehrer der Dichterin und seine persönlichen Beziehungen zu ihr befähigten ihn ganz besonders, uns Aufschlüsse über das Wesen und Schaffen eines der interessantesten und zugleich räthsclhaftesten Charaktere unserer Literatur zu geben. Sein Buch ist aber gerade deshalb mehr ein Memoirerwerk geworden, das hauptsächlich die Beziehungen des Verfassers zu Annette im Auge hatte, als eine objective Schilderung des poetischen EnlwickelungsgcmgeS der Dichterin, Dem jüngeren Biographen, Hermann Hüffer, haben die ausgedehntesten Brief- und Tagebuchmaterialicn, sowie der gesammte Nachlaß der Dichterin zur Verfügung gestanden, sodaß er im Stande war, ein ungleich

klareres und anschaulicheres Lebens- und Charakterbild von ihr zu entwerfen.

Wir finden, daß Annette in verhültnißmäßig jungen Jahren mit kleineren religiösen Dichtungen beginnt und in ihnen frühzeitig zu hoher Meisterschaft gelangt, uni dann nach langjähriger Pause zu größeren profanen Dichtungen überzugehen Sie hat bereits ihr vierzigstes Lebensjahr überschritten, als sie ihre erste Gedichtsammlung zum Druck befördert. Dem großen Publikum bleibt sie aber so gut wie unbekannt und auch ihre nächsten Freunde und Verwandten haben, seist ohne Ausnahme, für diesen Schritt in die Oeffent» lichkeit nur ein bedenkliches und mitleidiges Kopfschütteln. Annette, auf's tiefste entmuthigt über diese Aufnahme ihrer poetischen Erstlinge, stellt die Production eine Zeit lang gänzlich ein, um bald darauf jedoch, in wenigen Jahren, mit beispielloser Fruchtbarkeit die reifsten und schönsten Früchte ihrer Muse hervorzubringen.

.Nur als ich. entmuttiigt ganz,
Gedanken stattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel aus meine Locke«
Ei» junger Irischer Lorbeerkranz.'

So singt sie selbst".

Auf die Dichtungen Annetten?, die zu den unvergänglichen Schätzen unserer Literatur gehören, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sie sind auch in dieser Zeitschrift schon ausführlich gewürdigt und besprochen morden. (Junihest 1885) Sie verlangen ein licbcvolles Studium, um sie in ihrer ganzen Originalität zu erfassen. Das vorliegende Buch aber ist durchaus geeignet, dem nicht immer leichten Verständnis? dcr Dichterin und ihrer poetischen Absichten vorzuarbeiten und zugleich den innigsten Aniheil zu erwecken an ihrer eigenen großen und edlen Persönlichkeit.

Ki,

DerKomSdianten-Romon von Searron

Nebersctzt, eingeleitet und mit An

me> kungen versehen von Karl Saar.

Drei Bände. Berlin und Stuttgart,

W, Spemann.

Für die französische Cultur« und Sittengeschichte des l7. Jahrhunderts spielt Paul Searrons „lkirmn «omiezus' cine ähnliche Rolle wie etwa der „Simplicissimus" für die unsrige in eben jcner Zeit, Obgleich dies längst bekannt war und neuerdings von Ferdinand Lotheisen wieder betont wurde, blieb das Werk nur einem kleinen Kreise von Forschern vertraut, die sich an Fourncls commentirte

Ausgabe (Paris, 1857) hielten. Es ist daher ein großes Verdienst Saars, daß er durch seine, sagen wir sofort, klassische Uebcrsctzung dem Roman einen neuen weiteren Leserkreis verschafft hat, denn er hat Recht mit seiner Bemerkung (Einlcit. S. 7): „Scarrons Buch ist ein Quellenwerk für die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts geworden, für die Thealcrgeschichte speciell, ein Buch von unschätzbarer Bedeutung," und wie wenig man davon wußte, beweist wohl am meisten der Umstand, daß selbst in Gelehrten»Kreisen der Tilcl des Werkes nicht immer angemessen übersetzt wurde. Saars Aufgabe war eine sehr schwierige, weil es neben einer dem Stil des Originals angepaßten Heberiragung vor Allem auf eine Deutung der zahlreichen literarischen und theatergeschichllichen Anspielungen ankam, die freilich den Reiz des Buches erhöhen, aber das Veiständniß desselben erschwerten. Wie gut ihm das erstere, die Wiedergabe der schriftstellerischen Eigenart Scarrons, gelungen ist. beweist ein Vergleich der ersten beiden Theile mit dem nicht von Scarron herrührenden dritten, dessen schrifistellcrische Mängel, besonders eine nichtssagende Weitschweifigkeit, auch im deutschen Texte empfunden wurden. Für die schwierigere Aufgabe der Erklärung hat Saar einen Borzug vor den Philologen voraus: die praktische Bühnenerfahrung! er ist als Fachmann hier auf seinem eigentlichen Gebiet. Zugleich hat er mit großem Fleiße die bändcreichen, schwer zugänglichen Weile über altfranzösischcs Thealermesen unter Berücksichtigung der neucstcn Forschungen von Chardon ausgenutzt, Tie Einleitung der Uebcrsetzung ist so zu cinem selbständigen kiiiischen Versuch über Scarron und seine Zeil geworden, ohne die engen Grenzen einer Vorrede zu überschreiten; die am Schluß des dritten Bandes beigegcbencn Anmerkungen bilden besondere kleine Abhandlungen, die die merihvollsten Berne, kur-gen über die französische,, Bühnendichiungc., und besonders deren „miss en sc^ne'i erschöpfen, so daß sie im Verlauf des Weites immer spärlichrr verwandt werden könren. Saar behauptet nicht zu viel, we, n er (1,22) sagt: „Zusammengenommen birtcn diise Randglissen dem Leser eine Uebersicht der Entwickclung des französischen Th^aterwcsens von dessen ersten Anfängen bis in s 18 und 19. Jahrhundert." Versichern wir schließlich noch dem Nichtkenner, daß Scarrons Roman an und für sich durch den darin

hervortretenden derben Humor eine höchst ergötzliche Leciüre ist, so ist wohl zu r» warten, daß ein zahlreicher Leserkreis den treuen Fleiß des Uebersetzers belohnen wird. tv.

Aus dcutschcm Süden. Schilderungen aus Mernn von Anton Edlinger. Mit Illustrationen nach Originalzeichniingen von Toni Grubhofer, Mcran, Verlag von S, Pötzclbcrger (F. W. Ellmenreich). Ein Prachtwerk ersten Ranges wird hier allen Denen geboten, die den berühmten Curort Tirols aus eigener Anschauung kennen, und sie werden gewiß dem Herausgeber dafür dankbar sein. Bei der hohen Bedeutung, die Meran gegenwärtig hat, ist eine ausführliche Schilderung des Ortes und seiner wunderherrliten Umgebung mit genauer Angabe der einzuschlagenden Wege außerordentlich zeitgemäß! aber Edlingcrs Darstellung erhebt sich weil über den gewöhnlichen Bädeker-Ton, sie umfaßt alles Wissenswerthe über die ganze Landschaft, von den ältesten geschichtlichen Daten anhebend bis auf das moderne GesellschaftStreibcn zur Zeit der ..Innir,« saisn,,". Dabei ist er zwar ein warmer Bewunderer der Schönheiten Merans, aber kein blinder Lobhudler: im Gcgentheil, mit feinem Spotte sind die Mängel und Schattenseite» mancher dortigen Einrichtung ausdrücklich hervorgehoben, Toni Grubhofcr hat mit künstlerischem Blick die merkwürdigsten Punkte skizzirt, namentlich die zahlreichen Burgen und Schlösser des Vinstgaues, bald mit wenigen Strichen, bald als ausgeführte Landschaftsbildcr im Rahmen der großartigen Alpennatur. Die technische Herstellung der Holzschnitte ist vorzüglich, ebenso der klare Anliquadruck und das schwere gelbgetönte Papier: rechnen wir dazu noch den kostbaren Einband von weißer Leinwand mit reichem Roth- und Golddruck — auf der Außenseite prangt das Merancr Stadtmappen: der wachsende rothe Adler im weißen Felde mit gold-vlancr Umrahmung — so ist das Werk als Zierde des Salons genügend chnraklerisirt. kv.

Düffeldorfcr MuZikantengeschichten vom

Jahre des Heils bis auf dm

heutigen Tag. Festgabe zum Niederrheinischen Milsikfesie 1«6? von Johanna Baltz. Düsseldorf, Felix, Bngel.

Gegenüber dcni gewöhnlich rein ortlichen Interesse und ziemlich dürftigen Inhalt, welchen derartige Gclegenheitsschriftcn zu haben pflegen, haben wir es hier mit einer echt poetischen Gabe zu thun, die man im Sinne der Vcrfasseun wohl als einen künstlerisch fein zusammengestellten Blumenstrauß bezeichnen darf. Die kleinen Skizzen, die bisher ganz unbc» kannte Vorgänge aus dem reichen Leben der musikalischen Kunst in Düsseldorf bieten, sind durchweg allerliebste Novellen, die bald durch launigen Humor, noch häufiger durch ihren ernsten Stoff fesseln. Wahrhaft ergreifend ist die Geschichte von den unglücklich Liebenden, der Prinzessin Nmalia von Berg und des Componisten Andrea Gabricli' (S. 33 ss.). Aber auch die Sage vom „Pfeiferkönig", vom „Spielkäsfer" und andere sind sehr cinmuthig. Werthvoll ist die Mittheilung über das erste Düsseldorfer Musikfest, die die Verfasserin noch aus dem Munde Ferdinand Hilters vernahm. Die bcigegcbencn Anmerkungen legen ein rühmliches Zcugniß für die sorgfältige Arbeit von Johanna Bnltz ab, wodurch sie sich vortheilhnft von anderen Schriftstellerinnen unterscheidet, und bieten dem Forscher manchen wünschcnswcrthcn Anhaltspunkt, Die Ausstattung und der Druck des Büchleins ist seinem Zwecke angemessen, d, h, vornehm,

tv.

Komtcsz Elemente. Novelle von Kon° rad Telman. Minden i. W., I. C. C. Bruns. Eomtcß Clsmence ist eine anmuthige Liebesgcschichte, welche sich nn einem der lieblichsten Orte des Schwarzwaldes abspielt, dessen landschaftliche Schönheilen der Verfasser mit warm empfundener Begeisterung schildert. Die Menschen, die wir kennen lernen, sind so ungemein liebenswürdig, das; wir sofort Thcilncchme für ihr Geschick empfinden, und was Telman an eigenen Anschauungen und Reflexionen

einslicht, zeugt von einer so hochstehenden und idealen Lebensanschauung, daß mir dem Buche einige recht genußreiche Stunden verdanken, m?.

Amor «Nd Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen, Von Robert Hamerling. Mit einer OriginalTitelzcichnung von E. A. Fifcher-Cörlin. Hamburg, I, F, Richter.

Die vorliegende geschmackvolle Octavausgabe wirs der reizenden Schöpfung unseres ersten erotischen Dichters sicherlich neue Freunde gewinnen, zeigt sich doch gerade in „Amor und Psyche" die tiefe Gluth der Leidenschaft, die den „Ahasver" Vielen abschreckend erscheinen läßt, zur zartesten, duftigsten Liebespoesie abgeklärt, so daß das sinnliche Element dem Lescr gar nicht zum Bewußtsein kommt. Die fünffüßigen Trochäen klingen beim Vorlesen melodisch im Ohre, nur bei zufälligem Zusammentreffen lauter zweisilbiger Wörter werden sie klapprig, wie einige, wenn auch verhältnißmiißig wenige, Verse deutlich zeigen. Den Druckfehler auf S, 11: „Störrig meinen Dienste sich entzogen hat sie" sähen wir gem gebessert, t>.

Die bla»e Grotte von Vusi vvn M. A.

Becker. Wien, Eduard Hölzel.

Auf der Insel Busi, einer der kleinsten unter den dalmatischen Inseln, südwestlich von Lissa gelegen, entdeckte der Baron Ransonnet im Jahre 188 t eine munderbar schöne blaue Grotte, welche eine Rivalin der bekannten Grotte auf Capri zu werden bestimmt ist. Der Bericht, welchen Becker nach einem Besuch der Insel in der Wiener Geographischen Gesellschaft cr< stattet hat, ist zuerst in den Mitthcilunzen der Gesellschaft und alsdann in einem Scparatabdruck erschienen; er umfaßt nur neun Seiten, ist aber sehr eingehend und enthält über die Insel und die Grotte alles WissenSmerthc. v).

vrock und Verlag von L. Schottlaender in «reslau, Underechligler Nachdruck a« dem Znhalt d,eier Zeilschrift nnlerkagl. Uebersegungsrectl vorbehallen.

Inhalt.

Seile

Carl Hecker in Ludwigsburg.

Die rothe Tasche, Novelle 285

Ludwig Noirc' in Mainz.

Arthur Schopenhauer, Zu seiner hundertjährigen Gebnrtsseier,,. 2^5

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Preußen und die Konstitntion. Aus seinem Nachlasse initgetheilt von Heinrich Meisner in Berlin

Ludwig pietsch in Berlin.

Franz von kenbach

Felix ZNendelssohN'Bartholdy.

Briefe an Moscheles und seine Fran, veröffentlicht von Felix lNoscheles in London 230

Ch. Borgeaud in Genf.

Sine Mondnacht, Novelle

Georg Winter in Marburg.

Der «. Theil von Rankes Weltgeschichte <i^8

Bibliographie 4'2

Hie Akropolis von Alben nach den Serichlen der Alien und den neuesten Lr, foischungen, von Adolf Boctticher. <Mi, ZUustrationen? — vir Memoiren de.

Bibliographische Notizen Hl, 9

Hierzu ein Portrait von Franz von kenbach. Radirung von k. Kühn in München,

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jcdes Monals in licflen mit je einer Aunstoeiiage. preis pro «Zuarlal (Z ycfle) K Mark, —

Alle auf den redaetionellen Inhalt von „Kord und Liid" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennantens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Berlin ^V„

v. d. Heydtstraße !,.

Beilagen zu diesem Hefte

n unsere Iöuonnenrrn!

ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 !Nark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Ginbanööecken

im ötil des jetzigen Heft - Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI^IV (Januar bis 2?7ärz 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—Xllll stets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ INark 50 Vf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Vf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von 5. Tchottlaender.

lBeftellzettel umstehend.)

ine deutsche o n a t s s ch r i

Die rothe Tasche.

von

^arl Herker.

— Ludil'igsburz, —

Jamals gab es noch keine Easinos"

„Hu!" machen einige junge Lieutenants bei der Ermahnung jener schrecklichen Zeit, die sie glücklicherweise nicht miterlebt hatten.

„Ja wohl," suhr der alte Hauptmann Horn fort, indem er sich, unwirsch ob der Unterbrechung, mit der flachen Hand über den schon ergrauenden Bart strich und den Spöttern einen grimmigen Blick zuwarf. „Ja wohl und auch noch keine so hohen Nockkrägen, so engen Beinkleider und so spitzen Schnabelschuhe, wie Sie tragen, meine Herren."

ilhorufe und Gelächter unterbrachen ihn auf's Neue.

„Aber etwas mehr Poesie," vollendete der gereizte Hauptmann den Satz, „etwas weniger Geld, aber mehr urwüchsige Lebensfreude, weniger Blasirtheit und mehr Respect vor dem Alter."

Hier wurden Gelächter und Zwischenrufe fo stark, daß man nichts mehr verstehen konnte.

„Nun so gebt doch einmal Frieden, Ihr Dachse!" brach sich endlich die Stimme eines älteren Premiers Bahn durch den Lärm. „Wie kann man Euch denn sonst eine Geschichte erzählen?"

„Ruhe!" donnerte ein Anderer. „Es ist nicht mehr als billig, daß die jungen Seekrebse schweigen, wenn ein alter Hummer seine Geschichte erzählt."

„Zu Befehl!" klang's nun von allen Seiten.
„Das Donnerwetter auch!" brauste der Hauptmann aus, dem dieser

Vergleich aus dem Neich des Neptun nicht reck>t zu behagen schien. „Wenn Sie mich nicht anhören wollen — —" und er machte Miene, sich zu erheben.

Aber ein halbes Dutzend zierlicher Kinderhände drückte ihn sanft auf den Stuhl zurück.

„Nein doch, mir wollen Sie hören. Bitte, bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch!" flehte die doppelte Anzahl sanft verschleierter Lieutenantsstiminen und nun ward's in der That auch ganz still.

Man feierte im (5asi»o den Jahrestag irgend einer großen, siegreichen Schlacht! daö Mahl hatte sich von Mittag bis gegen Abend ausgedehnt, dann war man eine Zeit lang herumgestanden, hatte dem altersschwachen Pianino aus Champagnerkelchen vergebens neue Lebenskraft einzuflößen gesucht, getanzt und gesungen.

Ter Commandeur und die hohen Gäste hatten sich längst entfernt, die ärgsten Schreihälse waren zu Bett gebracht, die Ordonnanzen lasen im Speisesaal das zerbrochene Geschirr zusammen und der noch nüchterne oder wieder ernüchterte Theil der Gesellschaft hatte sich in die altdeutsche Stube zurückgezogen, einen behaglichen Raum mit Butzenscheiben, Kachelofen und holzgetäfelter Wand, welcher ein mit alten Kannen und Krügen bestelltes Gesims entlang lief. Tische, Bänke und Stühle von solidem Eichenholz hatten schon manchem Sturm getrotzt.

Hauptmann Horn dachte seit geraumer Zeit an'S Nachhausegehen, er wußte, daß dort eine liebende, von seinem Ausbleiben wenig erbaute Gattin seiner harrte.

So lange die hohen Herren dablieben, mußte er wohl oder übel ausharren; da aber diese aufbrachen, dachte er sich ihnen anzuschließen. Tie jüngeren Kameraden baten ihn, doch noch zu bleiben, und in der Tbat hätte es auch ein bischen gar zu devot ausgesehen, so im Gefolge der Höchsten das Feld zu räumen. Er war kein Streber und kein Augendiener. Hin auch den Schein eines solchen zu vermeiden, blieb er.

Zu besserer Gewissensberuhigung sah er von Zeit zu Zeit nach der Uhr und erhob sich vom Stuhl, um sich gleich wieder niederzusetzen.

Zweimal schon mar fein Knäblein., ein hübscher aufgeweckter Junge von sechs Jahren, dagewesen, nach Papa zu selien. Mit Stolz präsentirte ihn der Alte als künftigen Regimentskameraden, Man fütterte den Kleinen mit allerlei Naschwerk, ließ ihn von dein süßen Wein nippen, ein paar Züge aus einer Eigarre thnn und schickte ihn, die Taschen mit Bonbons vollgepfropft, wieder heiin zur Mama, deren geheimen Auftrag er über all' den beseligenden Erlebnissen vergessen hatte.

Nun blickte der Alte in immer kürzeren Pansen nach der Uhr und als er zuletzt darauf geblickt hatte, merkte er, daß durch's Heimgehen nichts mehr zu verbessern und durch's Dableiben nichts mehr zu verschlimmern fei. So fügte er sich in's Unabänderliche und blieb, und jetzt, nachdem die letzten Skrupel überwunden waren, fühlte er sich erst r-echt wohl.

Es war, wie's ihm beim Wein meistens zu gehen pflegte, erst eine wehmülhige Stimmung über.ihn gekommen, er hatte sich seiner Jugend erinnert. Da die Jugend rings um ihn eine Menge mehr oder weniger toller Geschichten auskramte, so wollte er auch aus der seinigen ein Stückchen znm Besten geben, aus einer Zeit, da die, welche jetzt so stolz mit ihren Heldenthaten prahlten, fast noch in der Windel gelegen. Gesprächigkeit war in solchem Fall stets das nächste Stadium, das bei ihm auf die Wehmut!) folgte. Aber er mußte noch nicht recht, wie und was.

Das letzte war eine Gespenstergeschichte gewesen.

„Ja Lebezan," rief einer scherzend dem Kameraden zu, „nimm Dich nur in Acht, auf Deiner Bude hat sich auch schon einer in's Jenseits befördert, aus unglücklicher Liebe sagen die Einen, aus Ueberfluß an Gläubigern die Andern."

„Was! TaS ist das erste Wort, das ich höre. Das hat mir mein Hausmirth wohlweislich verschwiegen. Wer war's denn? Kennst Du die Geschichte?"

„Einer vom Regiment, aber das Nähere weiß ich nicht, 's muß lange her sein."

„Ich kenne die Geschichte," platzte da der Hauptmann heraus, der sein Thema gefunden hatte, „und, wenu's Ihnen recht ist, will ich sie erzählen."

Darauf großer Applaus, dann die erwähnten Zwischenrufe und dann endlich Tootenstille.

Da saß er, der alte Hauptmann, umgeben von den jüngeren blonduno braungelockten Genossen, denen kaum ein Flaum über der Lippe sproß, er der Graue, Vollbärtige, und mischte den qualmenden Dampf seiner silberbeschlagenen Meerschaumpseise in den bläulichen Dunst ihrer Cigarren und Cigarrettchen und sah schier aus, wie ein indischer Märchenerzähler oder wie Großpapa in der Kinderstube, als er nun anhub:

„Also Casinos gab es damals noch nicht, daß wir aber deshalb viel theurer gelebt hätten, als jetzt im eigenen Haus, möcht' ich auch nicht behaupten.

Wir speisten im Gasthos zum Kronprinzen, dem alten Rumpelkasten unten an der Ecke, den Ihr ja kennt. War schon damals ein morsches Gerüst. Die Speisen schmeckten vortrefflich, die Weine sauer; man trank sie aber doch und hielt den Kopfschmerz am anderen Morgen so geduldig aus, wie heute. Der Seck aber war prima, echtes, erbfeindliches Gewächs, von Euren heutigen Schmiermarken wußte man damals noch nichts. Wir halten unser eigenes Zimmer, mit unseren eigenen Porträts, 's war nicht ganz so stilvoll, wie das hier, aber flott und lustig, das kann ich Euch sagen, gings bei unseren Mahlzeiten auch her."

„Gab's denn auch schon Liebesmahle zu jener Zeit?" wagte hier ein blutjunger, schmächtiger Lieutenant, dem das blonde Haupthaar wirr über die Stirn in das glatte todtblasse Gesicht hing, den Redner zu unterbrechen. Das Bürschchen mochte des Guten wohl etwas zu viel gethan haben, die Zunge versagte ihm den Dienst und die dünnen Kehllaute seiner Frage kamen nicht mehr ganz scharf articulirt zu Gehör.

„Liebesmahle? Nein, den schönen Namen kannten wir noch nicht, aber die Sache kam so ziemlich aus's Gleiche heraus. Dünne Suppen, je weiter vom Höchsten weg, desto dünner, hartes Fleisch, schöne Reden und viel Getränke. Der deutschen Grammatik und den Lieutenantsmägen wurde immer am schlimmsten dabei mitgespielt. Aber trinken, trinken und das Getrunkene vertragen, einen Brand, was man so sagt, ordentlich führen, das konnte die damalige Generation besser, als die heutige."

„Bravo!" riefen einige Stimmen, der blasse Lieutenant drückte sich beschämt in den Hintergrund und der Hauptmann fuhr fort:

„Mit den Wirthsleuten lebten wir so zu sagen e« iarnillo. Die Alte war damals noch eine wohlconservirte Wittib, die in ihrer Ehe wenig Glück genossen hatte. Denn ihr Gatte, der einstige Oberkellner des Hauses, ein schöner Mann, wie sie ihm trotz seiner sonstigen Schwächen noch im Tod nachrühmte, hatte seine besten Weine selbst getrunken, bis er schließlich im c!e>Iirium verschied, gerade da sie anfingen sauer zu werden. Das hatte ihr die Lust am Ehestand gründlich verdorben, aber für schöne Männer behielt sie immer ein imbls und nahm auch von Unsercinem gern ein verständliches Compliment entgegen.

Na und die beiden Mädels, das sind heutzutag noch zwei stattliche Personen und doch mögen's fünfzehn, bis zwanzig Jahre her sein seit der Zeit, von der ich spreche. Ledig sind sie auch heute noch, das hätte damals kein Mensch geglaubt. So geht's den Wirthstöchtern, die sich von ihren Gästen verwöhnen lassen. Eine Partie aus ihrem Stand war ihnen zu schlecht und zu Offiziersfrauen taugten sie doch auch wieder nicht, obwohl sich mancher so fest dort verbissen hatte, daß man das Schlimmste hoffen konnte.

Die ältere, die Rosalie, besorgte die Wirtschaft, und nicht nur die Dienstboten zitterten vor ihr, sie tyrannisirte das ganze Haus, zugegeben allerdings, daß ohne solch scharfes Regime das alte Gerumpel längst zusammengefallen wäre; denn die Mutter und die jüngere Schwester oerstanden wenig vom Geschäft, die waren zu gutmüthig. Bor der Rosalie aber, da hatte Alles Nefpect. Eine Juno war das Mädel, hoch- und schlankgewachsen, zierlich uud doch kräftig gebaut. Die kleinen .«ellner wußten's, was für eine Kraft in ihren schmalen Handflächen steckte und wie rasch sich die in Wärme umsetzen ließ. Und ein Paar schwarzer Augen im Kopf, na, die hat sie noch. Etwas Herbes, Gesalzenes war in ihrem Wesen, das war ja bei dem Umtricb nicht anders möglich und ist seitdem natürlich nicht besser geworden. Es war nicht gut Kirschen mit ihr essen. Ihre Stimme klang scharf und stets ein bischen heiser, immerhin blieb noch genug des ewig Weiblichen übrig, um einem Mann, wenn's mich kein Lieutenant gewesen wäre, den Kopf zu verdrehen.

Ihre Schwester, die Fanny, war das gerade Gegentheil, blond nnd zart, auch immer ein bischen leidend. Bei ihr machten die Allerjüngsten ihre Ansangsstudien in der Liebe. Das war ein Schmachten und Seufzen. Man nannte sie ihres bescheidenen Wesens halber das Gretchen.

Während die Rosalie in Küche und Keller hantirte oder am Bureau sitzend aus dicken Büchern lange Rechnungen auszog, eine Arbeit die das ganze Jahr durch nicht aufhörte uud fast so fruchtlos war, wie die des Sisyphus und der Danaiden, besorgte das Gretchen die stets gar sauber aufgeräumte Wohnstube und den Alkov, der, als Schlafgemach dienend, mit ihr die ganze Familienwohnung bildete. Sie fütterte und pflegte die zahlreichen Hausthiere, als da waren: zwei weiße Mäuse, drei gelbe Kanarienvögel, ein kleines zottiges Bologneserhüudchen und noch verschiedene, mehr oder weniger altersschwache Köter, die, von ihren Herren im Stich gelassen, hier ein ruhiges Gnadenbrot genossen.

Die Liebe zum Thierreich war überhaupt ein charakteristischer Zug der Familie, dem Rechnung zu tragen die Pflicht jedes Stammgasts war.

Wenn dies Geschäst besorgt war, so saß das Gretchen vor ihrem Nähtisch, am blumenumrankten Fenster, der Schips — so hieß das Bologneservieh — auf ihrem Schoß und einer der Kanarienvögel, der ganz zahm und ein guter Schläger war, auf ihrer Schulter; ein allerliebstes Bild.

Die Damen wurden, wie gesagt, sehr fetirt. Wir Alle machten ihnen mehr oder weniger die Cour, wenn auch stets nur je einer für den erklärten Günstling galt; versteht sich. Alles in Ehren.

Wir gingen im Wohngemach aus und ein, als wär's das unsrige, genossen einer Ertrabescheerung um Weihnachten, einer Menge kleiner Ausmerksamkeiten bei sonstigen festlichen Gelegenheiten nnd jahraus jahrein

eines unbeschränkten Eredits. Dafür sparten wir aber auch nicht mit Blumensträußen an den Geburtstagen, und wenn je einmal, was freilich nicht so oft vorkam, wie heute, eine Pulle Sect bei Tisch getrunken wurde, so verstand sich's von selbst, daß man die ersten Gläser den Damen zum Kosten hinüberschickte. Jeder neue Ankömmling mußte sich ihnen vorstellen lassen und weh ihm, wenn er das unterließ. Er bekam's bald genug zu fühlen, wie streng sie ans Etikette hielten.

Zu den Annehmlichkeiten solch' patriarchalischen Zusammenlebens gehörte auch eine kleine Reisetasche, eine hübsche Tasche von rotbem Juchten mit blankem Stahlbeschlag, elegant, handlich nnd beguem. Es ging gerade das Nöthigste hinein, was man für ein paar Tage brauchte; man konnte sie als Handgepäck mit in den Waggon nehmen, ohne gerade für einen Musterreisenden zu gelten, und fast jeder von nnö hatte sie auch schon einmal mitgehabt. Weitaus am häufigsten aber benutzte sie der Lieutenant von Schmettcm, der es sein Lebtag aus purer Faulheit zu keiner eigenen brachte. Ein reizender Kerl, der kleine Schmettan! Älein, zierlich, aber den Teufel im Leib, voll Geist und Humor, eine sidele Haut, wenn er bei Laune war. Dabei grundgescheidt, wie geschaffen für den Generalstab, wenn er nur die verfluchte satyrische Ader nicht an sich und die Zunge ein bischen besser im Zaum gehabt hätte. Allein er fand an Menschen und Dingen immer gleich die schwachen, die lächerlichen Seiten heraus und hatte ein merkwürdiges Talent, sie mit dem treffenden Ausdruck zu geißeln. Es war zum Todtlachen, wenn man ihm zuhörte, freilich für manche auch zum Todtärgern, denn es war ihm nichts heilig, zwanzig Freunde gingen ihm leicht auf einen guten Witz und seine Witze waren von der Sorte, die rasch Gemeingut wird und dem Betroffenen auf Lebenszeit anhaftet. So gab's denn oft blutige Händel. Er war nur ein mittelmäßiger Fechter und trug meistens die Schmarren davon, allein er stellte doch seinen Mann. Nn, das wär' das Schlimmste nicht gewesen, jedem Streit folgte die Versöhnung auf dem Fuß. Aber es gab mancherlei Lächerliches, das in unserer Garnison unter dem Begriff des Ehrwürdigen, Unantastbaren vassirte und das er mit seiner spitzen Zunge auch nicht verschonte. Die höheren Borgesetzten waren ihm darum und zumal sein Lebenswandel auch sonst kein geordneter war, nicht besonders grün und die alten Weiber gar, die hatten ihm unversöhnlichen Haß geschworen.

Die Jungen, die thaten nur so, wie man sie's geheißen, aber in Wirklichkeit übte das ironische Wesen des Bürschchens doch einen bestechenden Reiz auf sie aus und in ihre Scheu mischte sich ein gut Theil Neugier.

Um die Alten kümmerte er sich nicht und sür die Jungen hatte er selbst eine große Schwäche. Das mochten sie wohl fühlen und darum konnten sie ihm auch nicht ernstlich gram sein.

Nein, die waren ihm nicht gram und der Teufel weiß, wie viel das ^erlchen gleichzeitig in Athem zu halten wußte. Es war etwas Dämonisches in dem Menschen, etwas Zerissenes, Unverstandenes, Geniales, das wie Gist aus die Weiber wirkte. Er wußte sich eben immer selbst so in die Stimmung hineinzulügen, die er bei ihnen erwecken wollte, daß er gewöhnlich überzeugte.

Na und wem das gelingt, der hat's gewonnen. Ob's ihm gerade immer gelang, das will ich nicht behaupten, aber oft genug. Denn obwohl seine Unbeständigkeit stadtbekannt und sein Ruf mit der Zeit nicht besser geworden mar, fehlte es ihm doch nie an neuen Opfern und er hätte sich ein Register davon anlegen können, schier so groß, wenn auch nicht so international, wie das des seligen Ton Juan. Etwas wählerischer war er, wie der; mit schlechter Gesellschaft gab er sich nicht ab. Nein, es war als ob er sich eben an der sogenannten guten rächen wollte für den Haß und die Verachtung, womit sie ihn insgeheim veluo.

Oeffentlich wagte das Niemand, sie fürchteten ihn zu sehr. Aber heimlich da war er ihnen ein Paria, vor dessen Berührung man anständige seilte, die etwas auf sich hielten, und in Sonderheit das zarte Geschlecht nicht genug warnen konnte. Er wußte das und es verbitterte ihn noch mehr. Wohl mochte er es wie eine Genugthuung empfinden, wenn die wohlgemeinte Warnung einmal fehlschlug und das Gegentheil von dem herbeiführte, was sie bezweckt hatte, wie'S auch manchmal geschah. Denn „blinder Eifer schadet nur", das Sprüchwort hätten sich die tugendhaften Philister und frommen Betschwestern wohl besser hinter's ^hr schreiben dürfen. Wer so schlecht ist, daß man Alle vor ihm warnt, der hat meist auch einen ungewöhnlichen, einen interessanten Zug, und Weiber sind neugierig. Wohl mocht' es einen besonderen Reiz auf ihn ausüben, ein und das andere Mal den kühlen Haß in feurige Liebe zu bekehren.

Glücklich und zufrieden kann einer bei solchem Leben nicht fein und er war's auch nicht. „Wer Andern die Ruhe raubt, dem kann man sie auch rauben," sagt sein Lieblingsphilosoph, den er mit Begeisterung las, leider ohne seine weisen Lehren zu befolgen. Er war nicht glücklich. Man fühlt' es ihm an, ohne daß er davon sprach. Das war ein ewiger Wechsel von heiß und kalt, von Ebbe und Fluth, uur nicht ganz so regelmäßig. Wenn die Flnth sich zurückzog, da traten neben viel Schlamm und Unkraut auch die guten Borsätzc wie Perlen zu Tag. Aber sie kehrte bald wieder und deckte Alles zu, den Schlamm und die Perlen. Launisch und empfindsam wurde er dabei, es war oft kaum mehr mit ihm auszukommen und obwohl man ihm manches zn gut hielt, denn er genoß eine Art Narrenfreiheit, so gab'S doch Händel genug.

Einen Widerspruchsgeist hatte der Mensch. Ter konnte gegen seine bessere Ueberzeugung eine Sache mit Aufgebot seines ganzen, nicht wegzuleugnenden Verstands vertreten oder angreifen rein des lieben Streites wegen. Und wie stritt er! Alles zitterte an ihm und die Sarkasmen und die Grobheiten flogen nur so durcheinander. Aber interessant war'S, ich hörte ihm gern zu, so oft ich mich auch über ihn ärgerte.

Dabei that er seinen Dienst, wie jeder von uns — der Compagniechef schenkte ihm nichts, im Gegentheil — saß in der freien Zeit Stunden lang zu Haus, las und schrieb bis in die Nacht hinein, Dinge, um die sich unsereiner wenig bekümmerte, und ging spät aus. Seine schriftlichen Ausarbeitungen waren die besten, sie gingen regelmäßig an's Generalcommando. Und was er nur Liebesbriefe schrieb! Denen sagte man eine ganz erstaunliche Wirkung nach. Ich Hab' mich oft gewundert, wie der Kerl das Alles zusammen aushielt.

Aber es war ihm ein Lebensbedürfniß, eine Gewohnheit, er trieb's wie einen Beruf und daß er den richtigen verfehlt hatte, war vielleicht der Grund davon. Der einförmige Dienst, die steife Geselligkeit in der Garnison konnten seinem lebhaften Temperament nicht genügen, er bedurfte stärkerer Reizmittel und so gerieth er auf Abwege. Die Langeweile war schuldig daran, wie an so vielem Guten und Bösen auf der Welt. Die Eitelkeit mag auch eine Nolle dabei mitgespielt haben, denn eitel ivar er bis dort hinaus, wenn auch zu klug, um's allzudeutlick hervorzukehren.

Na, was eigentlich daran schuldig war, das mögen die Philosophen auStüsteln. Schade um ihn. Es Hütt' etwas aus ihm werden können, das steht fest, und so — — Ich hab's ihm oft genug gesagt. „Schmettau," sagt ich, „passen Sie auf, Sie fallen noch einmal ganz gehörig herein." Na, und so ist'S auch gekommen und schlimmer, viel schlimmer, als ich inir's damals gedacht hatte.

Ich hatte den Menschen lieb gleick von Anfang an, da er als ganz kleiner Fähnrich gerade aus dem Cadettenhans zur Compagnie kam und die Damen nichts weiter als ein hannloses Spielzeug in ihm sahen. Daß er so ganz anders einschlagen werde, bildete ich mir damals so wenig ein, wie sie, und doch blieb ihm meine Freundschaft gewahrt trotz all' seiner Fehler, die ich als banger Augenzeuge keimen und wachsen und blühen sah. Er hatte inir's eben auch angethan, und daß er anch etwas auf mich hielt, mehr als auf Andere, das weiß ich gewiß. Aber ändern könnt' ich ihn eben anch nicht.

Ich Hab' von Jugend auf ein bischen auf dem Piano getrommelt und er hatte eine leidenschaftliche Porliebe für Musik, obwohl er selbn kein Instrument spielte. Da kam er nun ost des Abends — wir waren Nachbarn — zu mir herüber und ließ sich was vorspielen. Aber etwas Sentimentales, Melancholisches mußte es sein, Beethoven'sche Sonaten und Chopin'sche Notturnos waren ihm die liebsten Stücke. Da faß er denn, mit einer Cigarre ini Mund/ auf dem Sopha, oft mit geschlossenen Augen und lauschte, rauchte und träumte.

So ein Notturno, eines der schwermüthigsten aus Ls-clur mußt' ich ihm sogar einpauken. Er meinte, es müßte auch dem Laien mit Fleiß und Willenskraft möglich sein, so ein einzelnes Stück rein auf mechanischem Weg zu erlernen. Der Wille kann Alles, sagte er. Das hatten ihm seine Philosophen weiß gemacht. Na, mit der rechten Hand bracht' er'> auch fertig; wie aber die linke dazu kommen sollte, gab er's auf. Sein Wille war eben einseitig.

Wenn ich ihn aufforderte, das Willenswunder doch einmal an sich selbst auszuführen, die Liebeleien aufzugeben, die Zunge zu zügeln und die Grenzpfähle der Moral und Ordnung etwas mehr zu respectiren, so lachte er mich aus, oder antwortete mit einem schlechten Witz oder er sah mich auch stumm und Hülflos mit großen, wehmülhig zerstreuten Angen an.

Es war, als sprächen diese Angen: „Du hast gut reden, lieber. Du bist das stille Wasser gewöhnt. Tu befindest Dich wohl darin, aber ich gehöre aus die hohe See, mich hat ein unglücklicher Zufall in den Sumpf verschlagen, in dem ich nicht leben, mich nicht rühren kann, wie ich will und muß. Wenn ich's aushalten soll, so muß ich mich selbst belügen, thun, alo war' ich in meinem Element. Nun und dann giebt's eben Sturm im Sumpf."

Tarauf mußt ich gewöhnlich nichts zu erwidern.

Wie er aber nun seine schlimmen Seiten immer mehr hervorkehrte, sich mit Gott und der Welt überwarf, heute toll ausgelassen, morgen todestraurig und menschenscheu, übermorgen verbissen und streitsüchtig war, wie er zu spielen anfing und so toll darauf losspielte, daß er Alles verlor und nächstens keinen Partner mehr fand, immer auf die Herzen haltend, als ob die seine Domäne mären, da ward mir's doch ernstlich bang um ihn und ich zerbrach mir den Kopf, wie ihm zu helfen märe.

Ein Krieg — da Hütt' er sich sicher ausgezeichnet, denn er sah manchmal so ans, als ob er seinem Nächsten für eine anständige Kugel ordentlich dankbar wäre, ja als ob er nicht übel Lust hätte, sich diese Wohlthat, wenn's sonst an Gelegenheit fehlte, selbst zu leisten — oder die Ehe!

Na der,«rieg kam zu spät für ihn und die Ehe Er hatte einmal im Uebermuth das freche Wort gebraucht: „Ich bin nicht für die Ehe geschaffen, die Ehen sind für mich geschaffen!" und wenn ich, der Sprößling ehrbarer Pfarrersleute, in der Furcht des Herrn erzogen, daran dachte, daß ihm alle Missethat, die er an Andern verübt, einmal an sich selbst vergolten würde, so konnte ich ihm als guter Freund doch nicht wohl dazu ratheu. Und doch ist's heute noch meine feste Ueberzeugung: Ein braves, tüchtiges Weib, das Hütt' ihn gerettet."

Hier schien sich der Erzähler seiner eigenen Gattin zu erinnern, denn er machte eine Pause, musterte sein Auditorium, das er mit Ausnahme des blassen Lieutenants, welcher auf der Ofenbank eingeschlafen war, wach und anfmerksmn fand, und zog die Uhr.

„Donnerwetter, es geht auf Mitternacht. Nun haben wir uns nächstens volle zwölf Stunden die Ehre unserer Gesellschaft gegönnt. Das ist mir feit meiner frühen Jugend nimmer vassirt und morgen ist auch ein Tag. Ich muß nach Haus, die Geschichte erzähl' ich Euch ein andermal zu Ende."

Damit erhob er sich, auch die Pfeife war ausgeraucht.

„Aber wir haben ja bis jetzt von der eigentlichen Geschichte noch gar nichts gehört, mir sind ja noch nicht über die Person des Helden hinaus, jetzt wird's eben interessant. Bitte, Herr Hauptmann, erzählen Sie doch weiter. Es ist so gemüthlich hier, so jung kommen wir nicht mehr zusammen. Ordonnanz, Sect!"

Die Ordonnanz steckte neue Flaschen in die silbernen Kühleimer, eine Stiftung der Reserveoffiziere des Regiments, die Kelche, welche der letztverflossene Major gestiftet, wurden vollgegossen.

„Auf Ihr Wohl, Herr Hauptmann!"

„Prosit!" rief der blasse Lieutenant von der Ofenbank, der bei dem Klang erwacht war und, etwas verstört in die Welt blickend, nach dem nächsten Kelch griff. Aber sein Nachbar zog ihn ihm weg. „Nein, mein Kind, Du hast genug siir heute. Leg' Dich mal ruhig wieder schlafen." Und das Kind lehnte sich gehorsam wieder in seine Ecke zurück und schlief weiter.

Der Hauptmann hatte sich indessen seine Pseife srisch gestopft. Nun that er Bescheid, nun zündete er sie an und von der ersten Wolke, die er hinausblies, ließ er sich wieder in die alte Zeit zurückleiten.

„Na, wenn Sie'» durchaus wollen: Beim Herbstavancemcnt war Schmettau Premier geworden, er war in eine andere Compagnie versetzt und gleichzeitig hatte das Regiment einen neuen Commandeur bekommen. Wenn je ein Augenblick zur Umkehr günstig war, so war's der. Ich redete ihm auch tüchtig in's Gewissen und diesmal mit Ersolg, wie's schien. Es war gerade Ebbe bei ihm und die guten Borsätze lagen offen zn Dag; auch der Stern auf dem Achselstück that seine Wirkung. Er wollte vernünftig werden. Die rothe Tasche, die er in der letzten Zeit stark benützt, sollte nun Ruhe haben.

Herrgott, was hatte die nicht Alles erlebt! Wie war der Kerl mit ihr in der Welt herumgefahren mit und ohne Urlaub. Wenn er einmal nicht bei Tisch erschien, fragte man nur immer: „Wo ist die Tasche?" „Herr von Schmettau hat danach geschickt". Na und da wußte man, wo man dran war.

Was mochte die Alles in ihrem Schoß getragen haben außer des Lieutenants Waschzeug! Zarte Billets, Damenhandschuhe, Bänder, Blumen, einen ganzen Romanapparat. Etwas welkes ^iebesheu kollerte immer noch drin herum, wenn er sie zurückbrachte, und sie duftete nach den feinsten Parsums, jedesmal nach einem andern.

Nun sollte sie Ruhe haben, er versprach mir's in die Hand und er selbst sehnte sich auch danach, denn er war völlig liebesatt. Auch eine Auseinandersetzung mit seinen Gläubigem hatte er gehabt, er mar rangirt, wenn auch der Rest seines kleinen Bermögens dabei draufgegangen war. Wieder dachte ich daran, ob es, um die guten Entschlüsse zu firiren, nicht das beste sür ihn wäre, sich zu verheirathen. Damit allein konnte auch das allgemeine Mißtrauen besiegt, konnten auch die Andern veranlaßt werden, ernstlich an seine Besserung zu glauben.

Aber davon wollte er nichts hören, so gefügig er sonst war.

Ich drang auch nicht weiter in ihn, allzuviel aus einmal wollt' ich ihm nicht zumuthen. Warten wir's ab, dacht ich. Aber daß ich selbst schließlich durch ihn zu einer Frau kommen sollte, das Hütt' ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen. Und doch kam's so.

Ich verkehrte zu jeuer Zeit freundschaftlich im Hause des Sanitätsralh5 Wilpart; angesehene liebenswürdige Leute, die ihr Vergnügen nicht in der großen Gesellschaft, sondern im engeren häuslichen Kreis suchten und fanden.

Tie ganze Familie, aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, war musikalisch veranlagt. Von den Töchtern spielte die eine recht hübsch Violine, die andere, welche zugleich eine frische Singstimine hatte, das Piano. Tie Mutter begleitete vorzüglich und der Alte strich den Contrabaß. So hatten wir, wenn sich, wie allwöchentlich geschah, noch einige Freunde einfanden, ein kleines Orchester beisaimnen und spielten klassische sowohl, als profane Musik.

Dort dacht' ich Schmettau, den gebesserten Schmettau einzuführen, von solch friedlicher Unterhaltung versprach ich mir einen heilsamen Einfluß auf sein nnstätes Gemüth. Die Damen, so verschieden von denen, die er bisher kennen gelernt, sollten das einst vergötterte, nunmehr gehaßte Geschlecht, wenn auch in anderen: Sinn, wieder bei ihm zu Ehren bringen und sein eigenes Ansehen konnte durch den Umgang mit dieser ehrenwerthen Familie nur gewinnen.

Freilich fehlte es auch in diesem Kreis nicht an solchen, die beim «lang des Namens Schmettau ein gelindes Grus/ln überlief. Der weiblichen Jugend las ich aber doch gleich die Neugierde aus den Augen, den interessanten Mann persönlich kennen zu lernen. Die Alten waren wenigstens vorurtheilsfreie Leute, die nicht soviel auf das Geschwätz der Anderen,, als auf ihr eigenes Urtheil gaben. So ward Schmettau, den ich, nicht ohne Mühe, zu einem Anstandsbesuch vermocht hatte, zum nächsten Musikkranz geladen.

Ich muß sagen, er benahm sich tadellos, das erstemal vielleicht etwas zu tadellos, er war's noch nicht recht gewöhnt und that des Guten schier zu viel. Mit der Zeit aber fand er Gelegenheit, seine vielen guten Seiten unbefangen in's richtige Licht zu stellen und die schlechten im Schatten zu halten, so daß man sich mit Recht fragen durfte: Ist das wirklich derselbe Mensch, dem die Welt soviel Böses nachsagt?

Ten alten Sanitätsrath bestach er durch sein vielseitiges Wissen und die leichte Art, über mancherlei ans dem Gedächtnis; zu reden, was man sonst nicht im Kopf eines Lieutenants sucht, die Näthin durch zuvorkommende Artigkeit.

Von den beiden Schwestern gewann er die jüngere, die lustige Emmn rasch durch seinen Humor, während sich die ältere, ernstere Frida noch etwas scheu und zurückhaltend gegen ihn benahm. Auch die übrigen Gäste des Hauses gewannen ihn lieb.

Ein ganz anderes Leben kam in die Gesellschaft. Er war ein dankbarer Znhörer bei den musikalischen Produktionen, fand aber doch bald heraus, daß des Guten hierin etwas zu viel geschah. Nun machte er den Vorschlag, zur Abwechslung auch etwas Lectnre auf's Programm zu setzen, womit er bei den Anderen, die das Bedürfniß im Stillen längst empfunden haben mochten, freudigen Anklang fand. Er sorgte für passende Bücher, zeigte viel Geschmack in der Auswahl und las selbst vorzüglich vor. Turch ihn Hab' ich eigentlich wieder lesen gelernt, damit ich mich seit der Schulzeit, soweit mich nicht die Parolebefehle und Reglements dazu nöthigten, nicht weiter abgegeben hatte.

Kurzum ich hatte allen Grund, auf niein Erperiment stolz zu sein, Schmettaus Bekehrung schien mir eine vollendete Thatsache. Mein Schmerz war's nur, daß nicht alle Welt dachte wie ich.

So zeigte es sich bald, daß er sich mit dem neuen RegimentsEommandeur nicht recht zu stellen mußte.

Der Mann kam von der Garde, war ein sehr vornehmer Herr, immer a qu»tie öpin^Ie8, stramm im Dienst, aber gerecht und stilvoll selbst wenn er fluchte. Er lebte in zweiter kinderloser Ehe mit seiner viel jüngeren, äußerst zart gebauten Frau, die ihm, wenn sie an seiner Seite ging, kaum bis an die Achselhöhlen reichte, und bald — ohne daß Jemand hätte sagen können, woher — verbreitete sich ein dunkles Gerücht, als ob in dieser zweiten Ehe auch sonst nicht Alles stimmte. Die Versetzung des Obersten zur Linie wurde damit in einen nie aufgeklärten Zusammenhang gebracht. Ein Duell, ein erschossener Liebhaber — das war's so, was man munkelte. Sehr insgeheim, versteht sich, den öffentlich drängte sich Alles um den neuen Stern.

Ich Hab' nie an das Geschwätz geglaubt. Aeußerlich ward es auch nicht durch das geringste Anzeichen bestätigt, man hätte denn ein solches in der schier übergroßen Zärtlichkeit erblicken wollen, mit der sich die jnnge Frau bei ihren Ausgängen lianengleich an den stämmigen Gatten schmiegte, ohne den man sie nie sah.

Zunächst ließ sich Alles vortrefflich an. Der Oberst schien im Gegensatz zu seinem Vorgänger den Mann von Talent in Schmettau zu erkennen, dessen glänzende Eigenschaften einer gewissen Freiheit bedurften, um die rechten Früchte zu tragen, dessen Individualität sich nicht, wie die manches Anderen, in jede Schablone zwängen ließ. Was in dieser Richtung früher gesündigt worden, schien der nene Commandeur wieder gut machen zu wollen.

Er zeichnete den Lieutenant bei jeder Gelegenheit aus. Schmettau war unter den Ersten, die auch im kleineren Kreis in's Haus des Obersten geladen wurden. Dieser wie seine Gattin verkehrten mit ihm auf einem freundschaftlich-vertraulichen Fuß, so daß es schien, als ob sie dem Verkannten, Verfehmten eine öffentliche Genugthuung geben wollten.

Im Regiment galt Schmettau bereits für den Günstling des Eommandeurs und auch sonst fing das Beispiel schon zu wirken an, als langsam aber deutlich ein Umschwung eintrat, der Alle stutzig machte.

Zunächst war's nicht völlige Ungnade, aber doch so ein Zwischenstadium. Heute war das Verhältnis; das frühere und plötzlich über Nacht schien ein Frost darüber gekommen zu sein, der morgen wieder der Sonne wich. Die geübtesten Wetterpropheten wußten sich das Räthsel nicht zu deuten. Bei einer Reihe mehr oder weniger officieller Festlichkeiten, die der Oberst in seinem Haus gab, blieb Schmettaus Namen in auffallender, verletzender Weise von der Liste der Geladenen weg. Seine Feinde triumphirten, hj-z man erfuhr, daß er inzwischen wiederholt in zwangloser Weise dort verkehrt habe. Und so war'S auf den wöchentlichen Easinoballen, die der Lieutenant lang gemicden hatte, nun aber auf seines Vorgesetzten Wunsch wieder regelmäßig besuchte. Heut tanzte er mit der Commanoeuse den ersten Walzer oder souvirte mit ihr, der Gatte schüttelte ihm freundlich die Hand und das nächste Mal wurde er von Beiden kaum eines Blickes gewürdigt.

Die anderen Damen des Regiments, die das Beispiel ihrer Borgesetzten aufs Peinlichste nachzuahmen gewöhnt waren, wußten bald nicht mehr, wie sie sich Schmettau gegenüber zu verhalten hatten, ohne gegen die Tiscivlin zu verstoßen.

Das Merkwürdigste bei der Sache aber war, daß sich Schmettau, der empfindliche? leicht gereizte Schmettau, auch nicht eine Spur von Verstimmung anmerken ließ. Was mir auffiel, war nur, daß er an den Festabenden mehr tanzte und trank als gewöhnlich und seine Unterhaltungskünste schier etwas zu demonstrativ spielen ließ.

An einem Abend, da wieder bei Obersts eine Gesellschaft stattfand, zu der das halbe Offiziercorps mit Ausnahme Schmettans, der indeß nicht zu der früher erledigten Hälfte gehörte, eingeladen war, sah ich, im Begriff, meine Wohnung zu verlassen, Licht in der seinigen. Es ist dieselbe, wo Lebezan jetzt seinen Penaten opfert.

Er dauerte mich, der arme Kerl, ich wollt' ihm ein tröstliches Wort sagen und so macht' ich den Umweg trotz meiner Lackstiefeln.

Im Augenblick, da ich seine Hausthüre öffne, huscht eine weibliche Gestalt an mir vorbei hinaus in's Freie. Es war etwas Scheues, Hastiges in ihrem Gang, das mich ihr nachblicken ließ und da, wie sie unter der Laterne vorbeimuß, erkannt' ich oder glaubt' ich wenigstens die jiammerjungfer unserer Eommandeuse zu erkennen. Sie war ein leidlich hübsches Ding, immer ein bischen auffällig und über ihren Stand, veimuthlich von den Abfällen der herrschaftlichen Garderobe gekleidet. Heut trug sie ein kleines Körbchen in der Hand.

„Sollte das des Näthsels Lösung sein?" fragte ich mich, indem ich, ohne lang zu klopfen, bei Schmettau eintrat.

Er saß über einen mehrere Bogen starken Brief gebeugt am Schreibtisch und schien eifrig zu lesen. Auf dem Tisch vor dem Canapce brannte eine zweite Lampe und daneben stand eine Vase mit einem Strauß blutrother Nelken, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit.

„Ah, Du bist's — so spät?" rief Schmettau, ohne sich zu erheben, „Entschuldige mich nur einen Augenblick und nimm Platz dort, bitte."

„Laß Dich nicht stören," erwiderte ich, setzte mich auf's Eanapee und griff zum nächsten Buch, das auf dem Tisch lag. Es war Heines Buch der Lieder. Ich ließ zerstreut die Blätter durch meine Finger gleite», bis mir eins, das wohl schon gelockert im Einband saß, in der Hand blieb. Wie ich's mir unwillkürlich näher ansehe, sind ich, daß ein Gedicht leicht angestrichen ist, und lese:

„Dort droben auf jenem Berge
Da stellt ein feines Schlosz :c. ic,"

bis zum letzten Vers, der lautet:

„Ich aber war nicht geladen,
lind das habt ihr dnnim gemacht!
Die zischelnden Muhmen und Basen
Die merktrn's und haben gelacht."

Ten muß ich wohl halblaut' vor mich hingesprochen haben, denn Schmettau sprang auf und trat zu mir.

„Na nu," lacht er. „Willst Du unter die Lyriker gehe», alter Freund? Oder bist Tu «erliebt und machst ein Anlehen bei Heinrich Heine. Ter ist fchon zu bekannt, Bester; vertrau' Dich mir an, ich kann Tir vielleicht besser helfen."

„Ich glaub's," gab ich zurück, „hab's aber, Gott sei Tank, noch nicht nöthig."

..Isnt misux r>mn- toi! Und was führt Tich fo spät zu mir? Kommst Du mich abholen? Ich dachte den Abend zu Haus zu verbringen."

„Nein, nein, ich wollte nur, ich wollte —" seine Unbefangenheit machte mich verlegen. „Nun ist's denn nickt empörend, daß Du heute wieder nicht geladen bist?" platzt' ich schließlich heraus.

„Ach so, Du gehst zu Obersts! Das Hütt' ich Dir am Wichs cmfehcn sollen. Empörend? Wie so? Der Eommandcur weiß, daß ich mir nichts daraus mache, daß es geradezu ein Opfer für mich ist. Anderen gegenüber bring ich ihm das Opfer. Wo sich's um ihn selbst handelt, dispensirt er mich davon. Ist das nicht sehr hübsch von ihm? Ich bin ihm dankbar."

Und das sagte er mit einer verblüffenden Nuhe. Die Auffassung hatte auch etwas für sich, ich kann's nicht leugnen. Nur um etwas zu sage», wiederholt' ich die Strophe des Liedes:

„Die zischelnden Muhmen und Basen."

„Geh, laß sie zischeln," rief er. „Uebrigens," fetzte er etwas ernster hinzu, „was haben sie denn schon wieder zu zischeln?"

„O nichts, gar nichts." Ich sagte die Wahrheit, denn mir war nichts zu Ohren gekommen. Sie haßten ihn viel zu sehr, um sich die Borgänge in anderein als für ihn demüthigendem Sinne zu deuten.

„Nn also," er sah nach der Uhr, „Tu, aber es ist höchste Zeit, wenn Dir's nicht vornehmer dünkt, zu spät zu kommen. Ich dank' Dir für Deine Theiliiahme, aber verdient Hab' ich sie wahrhaftig nicht."

Der Wink war deutlich, ich erhob mich.

„Wie schön Du bist, wie fein!" rief er ironisch, da er mich im Waffenrock sah, den nur die einzige Kriegsdenkinüuze schmückte. „Komm, ganz unbelohnt sollst Du doch nicht von mir gehen. Ich decorire Dich mit dem Band der Ehrenlegion. Sieh, wie stolz sich das ausnimmt!" Und er steckte mir eine der rothen Nelken in's Knopfloch. „Brennende Liebe! Nun, viel Vergnügen! Gute Nacht!"

Nun wüßt ich soviel, wie vorher. Aber mit den Ueberraschungen war's noch nicht vorbei für den Abend.

Es war in der That höchste Zeit und die Gesellschaft schier vollzählig, da ich im Haus des Obersten eintraf.

Tie Zofe, die mir den Mantel abnahm, blickte mich etwas mißtrauisch an. Der Wirth und die Hausfrau begrüßten mich auf der Schwelle. Mir schien's, der Oberst machte ein finsteres Gesicht heute. Wie ich mich aber von der tiefen Verbeugung, die ich der Dame gemacht, erhebe, seh' ich sie die Farbe wechseln, die Hand, die sie mir darreicht, zittert, ihr Auge ruht auf meiner Brust. Und nun erschreck' ich fast selbst, denn von dem weißen Gewand, das sie mit Vorliebe trug, hob sich gerade an der Stelle des Herzens ein blutrother Nelkenstrauß ab. Es waren dieselben Blumen, wie ich eine im Knopfloch trug, brennende Liebe. Glücklicherweise erlöste mich ein noch später kommender Gast aus der peinlichen Situation, in welche mich die Entdeckung versetzt hatte. Ich mischte mich in'o Gewühl, aber ich konnte nicht aufhören, die Dame heimlich zu beobachten.

Sie war keine Schönheit, unsere Cominandeuse, aber eine überaus zarte, geschmeidige, duftige Erscheinung; hellblond mit Augen, die jetzt fast apathisch blickten, plötzlich aber, wie von innen heraus beleuchtet, in feuchtem blaugrünem Glanz schimmerten, Nirencmgen in einem bleichen feingeschnittenen Gesicht. Der schmächtige, auf den ersten Blick schier gebrechliche Körper verrieth eine Muskulatur vom feinsten Stahl, wenn man ihn im Tanz oder zu Pferd sah. Ich beobachtete das Alles eigentlich erst heute. Sie machte die Honneurs des Hauses mit jener vornehmen Nachlässigkeit, die ihr sogar schon den Borwurf des Hochmuthcs zugezogen hatte, und doch schien mir's, als ob sie sich dabei Gewalt cmthue. Ich sah, wie sie manchmal plötzlich ihres Amtes vergaß und geistesabwesend, träumerisch in anderen Regionen zu weilen schien. Auch sah ich in solchen Momenten die Augen ihres Gatten seelenlos, stier, unheimlich, drohend aus ihr ruhen, sah, wie sie sich unter diesem Blick zusammenraffte. Mir selbst war die Ehre einer Fram/aise mit ihr zu Thcil geworden.

„Woher haben Sie die Nelke?" sragte sie, kaum daß wir zum Tanz angetreten waren. „Es sieht genan aus, als ob sie von meinem Strauß geraubt wäre."

„Mein Freund Schmettau hat mich damit decorirt, gnädige Frau,"

erwiderte ich, „er fand, daß der Staat zu wenig für meine Verdienste gelhan."

„Schmettau? Ist das Ihr Freund?"

„Ein alter Freund, meine Gnädige. Ich Hab' ihn gewissermaßen erzogen, ohne alle Verantwortung natürlich."

Sie sah mich einen Augenblick bös an, dann, wie uns die Schlingungen des Tanzes trennten und zusammenführten, fuhr sie fort:

„Er ist nicht hier, Herr von Schmettau, und Sie waren jetzt eben bei ihm in seiner Wohnung oder sind Sie ihm auf der Straße begegnet?"

„Jetzt eben war ich bei ihm, er ist mit schuldig, wenn ich mich hier verspätet habe."

„So — er ist wohl viel zu Hause, sehr arbeitsam —"

Hier trennte uns der Tact der Musik und da er uns wieder vereinigte und ich eine, für Schmettau schier zu schmeichelhafte Antwort studirt hatte, fand ich bei meiner Tänzerin kein Interesse mehr für das Thema. Wir beendeten die Tonr schweigend. Als ich mich mit einer Verbeugung verabschiedet hatte, trat der Oberst auf seine Gattin zu. Er hatte seinen unheimlichen Blick, ich sah noch, wie sie zusammenzuckte, dann entfernten sich beide aus dem Gewühl, sie stumm, resignirt, er in flüsterndem Gespräch zu ihr herabgebeugt. Solches Gebühren, das einer heimlichen Scene nicht unähnlich sah, «lochte auch sckon Anderen aufgefallen sein und jenes schon erwähnte Gerücht genährt haben. Nun, ich tanzte mein Pensum ab und ging mit den Ersten. Ich könnt' lang nicht einschlafen; ohne daß ich was Bestimmtes wußte, war mir's doch, als ob sich eine Wolke über dem Haupt meines Freundes zusammenzöge.

Der nächste Tag schon zerstreute jedoch meine Besorgnisse. Schmettau erschien des Abends bei Sanitätsraths heiter und unbefangen. Dort war sein Ansehen keinen Schwankungen unterworfen, im Gegentheil, man gewann ihn dort von Woche zu Woche lieber. Nur Fräulein Frida verhielt sich noch immer etwas scheu zu ihm. Es war eine Scheu, die mir mit der Zeit verdächtig vorkam, sah ich doch ihre großen, dunkeln, langbewimperten Augen, wenn er's nicht sah und Niemand es sehen sollte, mit einer Art schwärmerischer Andacht auf ihm ruhen, sah ich doch, wie ihr, wenn er zufällig einmal das Wort an sie richtete, gleich das Blut in die Wangen stieg.

Oder täuscht' ich mich? — Sie war immer ein enistes, schüchternes Geschöpf gewesen und Schmettau unterhielt sich lieber mit der lustigen Eimm,. Daß er aber auch eine etwa aufkeimende tiefere Neigung im Herzen der einen oder anderen Tochter seines väterlichen Freundes und Wohlthäters nicht in seiner alten Manier ausbeuten würde, dessen glaubt' ich mich sicher.

Nud noch etwas beruhigte mich in dieser wie in anderer Hinsicht.

Mit den Damen im Kronprinzen war Schmettau zwar jeder Zeit auf bestem Fuß gestanden, er hatte ihnen abwechselnd die Cour gemacht, wie mir Alle, und es war ihm ein vertraulicher Scherz eher gestattet, als einem Anderen. Ernsthaft nahm man seine Scherze dM nie.

Aber in neuerer Zeit schien sich das Verhältnis; doch geändert zu haben. Ich bemerkte, daß er sich mehr wie früher mit Rosalien abgab, stundenlang bei ihr am Büffet stand, sich dort nicht mehr in der früheren, allgemein verständlichen Weise, sondern im Flüsterton unterhielt, auch sonst im Verkehr mit ihr die üblichen Narrenspossen unterließ und einen gewissen feierlichen Ton anschlug. Er liebte es schon seit längerer Zeit nicht, wenn im Freundeskreis scherzend auf die Vergangenheit und seine leichtsinnigen Streiche angespielt wurde. Wenn dies aber nun, wie ja nicht zu vermeiden, hin und wieder doch geschah, so siel mir auf, daß auch die sonst mitscherzende Rosalie bös wurde und mit gekränkter Miene das Gemach verließ.

Solche Symptome waren um so bedenklicher, als Rosaliens langjähriger ofsicieller Verehrer, ein Rittmeister von den Dragonern, eben um diese Zeit seiner zerrütteten Vennögensverhältnisse wegen in eine entfernte Garnison versetzt worden und die Stelle, soweit mir's beurtheilen konnten, vacant mar. Sollte sich Schmettau um diese Stelle bewerben, sollte Rosalie, die den lockeren Fant doch so gut kannte, seine Bewerbung angenommen haben? — Wir schwankten Alle lang darüber, bis uns eines Tages Gewißheit wurde, da Rosalie, wie sie in solchen: Fall als praktisches Mädchen stets zu thun pflegte, die Monatsgage meines Freundes in einer, zu diesem Zweck neubeschafften Sparbüchse verschloß und ihm von nun an in mehr oder weniger regelmäßigen Raten die zur Bestreitung seines Lebensunterhalts nothwmdigen Summen baar auszahlte.

Nun war weder für mich, noch für Andere ein Zweifel mehr. Die schlechten Witze hörten von selber auf, das Verhältnis; war stillschweigend anerkannt. Am wenigsten fiel niir's ein, ein Wort darüber zu verlieren. An seine Urfehde hart' ich von Anfang an nicht recht geglaubt, eine kleine Zerstreuung mußte er ja wohl haben; nun dann lieber die, als eine andere. Daß das Verhältnis; keine allzu ernste Wendung nahm, dafür bürgte mir Schmettaus, und daß keine Dummheiten dabei passirten, Nosaliens Charakter. Die Verinögensverwaltung konnte für ineinen Freund nur mohlthätige Folgen haben und ich wünschte ihm im Stillen mehr Glück, als sein Vorgänger gehabt.

Kurzum ich war wieder ganz beruhigt. Die rothe Tasche, die einst eine so hervorragende Rolle in Schmettaus Leben gespielt, das; ich sie darum haßte und fürchtete, die lag auf dem Grund eines verschlossenen Kastens, zu dem die Rosalie den Schlüssel bei sich trug. Nun wüßt' ich sie sicher dort.

Aber mit dem Commandeur ward die Sache immer schlimmer. Das Zwischenstadium war lang vorbei, nun gab'S keine Schwankungen mehr. Der haßte ihn förmlich, das ward Allen klar. Er ließ ihn's in und außer Dienst fühlen. Der sonst so gerechte Mann zeigte sich Schmettau gegenüber parteiisch, nichts war ihm recht. Und Schmettau war, wie schon gesagt, ein tüchtiger Offizier. Das mußte ihn verbittern. Ich sah's ihm oft an, wie ihm die Lippen zuckten zu einer Entgegnung, wenn der Commandeur seine böse Laune vor Dritten über ihn ausgoß, und wie er sich mühsam zusammennahm, damit es nicht zu dem Ausbruch käme, den jener förmlich zu provociren schien. Solche Behandlung verleidete ihm den Dienst vollends und er ließ sich nun manche Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen, die des Obersten hartes Urtheil leider rechtfertigte. O er haßte ihn wieder, Schmettau war keiu Lamm, er war ein Mensch, der schwer vergaß und sich sür erlittenes Unrecht zu rächen wußte. Mir war immer bang, wenn ich die beiden beisammen sah, denn wenn's, wie bei Schmettaus Temperament jeden Augenblick zu fürchten, zum offenen Kampf kam, daim mußt' es der Lieutenant verlieren. Das ist von jeher so gewesen.

Aber Schmettau nahm sich, wie gesagt, zusammen, nur seine Stimmung litt begreiflicherweise darunter. Sie wurde wieder unstät, wie früher, heut so, morgen anders.

Ich bemerkt' es zuerst in unserem Musikkranz und ich sah, daß es Fräulein Frida auch bemerkte. Ihre Augen hingen oft mit zärtlicher Besorguiß an deni Lieutenant und das zumeist, wenn er seiner tollen Laune die Zügel schießen ließ, daß die Anderen nicht aus dem Lachen herauskamen. Denen fiel das Gewaltsame seiner Lustigkeit nicht auf, aber Liebe und Freundschaft, die merkten's gleich.

Sie wußte auch, daß ich's merkte, es war wie ein stilles Geheimnis; zwischen uns beiden, ich sühlte mich insgeheim verbündet mit ihr. Ein schönes Mädchen, die Frida! Hochgewachsen, bleich mit dicken braunen Haarflechten und großen schwermüthigen Augeil, ein Räthsel —"

Die letzten Worte hatte der Erzähler mit gedämpfter Stimme, mehr nur für sich gesprochen. Nun schwieg er ganz.

Eine mächtige Rauchwolke wirbelte aus seinem Munde zur Decke empor, verschlungene Ringe bildend. Er sah ihr wehmüthig nach und strich sich niit der flachen Hand über den Bart, wie das seine Gewohnheit war.

Aber Niemand unterbrach sein Schweigen, die Ringe zerflossen in nichts, er blickte fast erschrocken in lauter aufinerksame Gesichter und nahm mit einer ungewohnten Hast die unterbrochene Erzählung wieder auf:

„Es ward schlimmer. Dem Schmettau gefiel's nicht mehr bei uns, er war des Stilllebens satt, er sehnte sich nach Sturm. Seine Ausgelassenheit war nur eine Maske, bald genng warf er anch die weg, ward mürrisch, schweigsam, zerstreut, wie's ihm paßte, sagte den Kranz das eine und andere Mal ab und blieb schließlich ganz weg.

Da stellt ich ihn denn zur Rede, denn das ging mich an, der ich ihn dort eingeführt. Mit launischer UnHöflichkeit durfte er den guten Menschen ihre Freundschaft nicht lohnen.

Er sah's ein. Nun ja, man war nicht immer gleich aufgelegt, er besonders, auch litt er an nervösem Kopfschmerz, der sich gegen Frühjahr immer bei ihm einstellte, hatte viel zu thun und was der leeren Ausreden inehr sind.

Ich ließ das nicht gelten, äußerte unumwunden meinen Verdacht, daß da wieder etwas Anderes mit im Spiel sei, und gemahnte ihn seiner guten Vorsatze.

„Unsinn!" schrie er, schier bös werdend. „Schwatz' doch dergleichen nicht vor den Leuten. Du bringst mich um meinen sauer verdienten guten Ruf."

„Das wirst Du wohl selbst besser besorgen," gab ich ihm zurück und wenig fehlte, daß wir ernstlich in Streit gerathen wären.

Na schließlich versprach er mir denn alles Mögliche und hielt nichts. Heißt das, er kam am nächsten Abend wieder in den Kranz, entschuldigte sich, wie er's bei mir gethan. und spielte den geistreichen Witzbold. Aber mit Ausnahme von Fräulein Emmy, die ihn? nach Kräften dabei seeundirte, überzeugte er Niemand. Auch war's das letzte Mal, daß er in diesem Kreis erschien.

Die wenigen Abende, an denen die Gesellschaft noch beisammen war — denn mit dem Frühling hörte die Sache von, selber auf — verliefen ohne seine Assistenz, ziemlich trübselig, wie ich zugeben muß. Fräulein Emmy selbst war nicht mehr so lustig wie sonst und in Fridas dunklen Augen schwamm's oft feucht, wie von Thrcinen.

O wie wüthend war ich damals auf den Undankbaren, auf Emmy und die Anderen, die ihn so über Gebühr verwöhnt, auf die Frida, die gar ihr Herz an ihn gehängt hatte, und nicht am wenigsten auf mich selbst, der ich doch schließlich an Allem schuldig war.

Ich ließ den Schmettau, ohne ihm ferner zuzureden, nicht aus den Augen; die bedenklichen Anzeichen mehrten sich und doch wurd' ich nicht klug darüber, woher der sturmkündcnde Wind eigentlich wehte.

Er hatte ein Mißtrauen gegen mich gefaßt und mied mich, wie er nur konnte.

Mit der Rosalie stand Alles beim Alten, sie verwaltete sein Geld, er machte ihr schöne Neoensarten und kleine Geschenke. Selbst sein selteneres Kommen schien sie nicht mehr zu verdrießen, obwohl das im Ansang zu mancher Auseinandersetzung geführt haben mochte.

Die Rosalie war nicht die Person, ihre Gefühle zu verbergen. Die ganze Gesellschaft, ja das ganze Haus wußte es, wenn Negen oder Sonnenschein bei ihr war, und wer das Wetter machte, war auch kein Geheimniß.

Aber, wie gesagt, es war mehr Sonnenschein als Negen.

Sie schien ihm zu trauen. Vielleicht als praktische Wirthschafterin beurtheilte sie sein Verhalten nach seinen Zlusgaben, die sie ja controlirte. Da stiminte Alles auf's Beste, ja es blieb sogar ineist noch ein Ueberschuß «in Ende des Monats, was früher nie dagewesen war. Nun und dann hatte sie ja die rothe Tasche unter sicherem Verschluß. Das war auch mein letzter Trost.

Immer näher nickte der Frühling und der Winter wehrte sich wie ein Verzweifelter, obwohl er fühlen mochte, das; feine Stellung nicht mehr lang zu halten war, oder eben deshalb.

Nichts Abscheulicheres, als so ein Rückzugsgefecht.

Das blies und stürmte, regnete, schneite, blitzte und donnerte durcheinander und dazwischen flog wieder ein Hauch von Mailuft, wie Siegesahnung. Neberschwemmungen im Thal, Lawinenstürze im Gebirg, Stürme und Schiffbrüche auf der See, vulkanische Ausbrüche, schlagende Wetter und Erdbeben. Innen und außen, oben und unten schien Alles aus Rand und Band. Wenn man das miterlebte oder auch nur aus den Zeitungen las und sah, was die alte und doch so spröde Jungfer Erde, das holde Kampfobject, für ein Gesicht machte, da konnte man wohl mit Shakespeares Richard fragen: „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?"

Ja, es war ein ominöser Frühlingsanfang.

Seit jenem Ball, von dem ich vorhin sprach, hatte sich die Commandeuse nicht mehr öffentlich gezeigt. Es hieß, sie sei leidend. Manche legten ihr's als Laune und Hochmut!) aus, Andere schoben die Schuld auf die Eifersucht ihres Gemahls, von der jetzt mehr denn je die Rede war.

Lächerlich! Auf wen hätte unser Oberst eifersüchtig sein sollen? —

Was an dem Geschwätz war, das stellte sich nun heraus, da die hohe Frau ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, die das Klima bei uns nicht vertrug, einen längeren Aufenthalt im Süden zu nehmen gezwungen war. Der Eommandeur gab ihr das Geleit bis znr ersten Nachtstation, von wo am anderen Morgen für weitere Reisebegleitung gesorgt war. Er selbst mußte zurück in die Garnison, denn die Compagniebesichtigungcn standen vor der Thür — auch so ein Frühlingszauber.

Wir hatten uns natürlich in cuiporo am Bahnhof eingefunden, der älteste Major überreichte Namens des Offiziercorps ein riesiges BomMt mit Schleifen in den Regimentsfarbeu.

Sie war wirklich angegriffen. Wir hatten sie Alle lang nicht gesehen und nun im Dämmerlicht des reservirten Wartesalons fiel mir'S besonders auf. Viel Farbe hatte sie ja nie gehabt. Aber so bleich, so leidend, so

zart und gebrechlich, wie sie in dein hellen Neisekleid aussah Nur die

blaugrünen, dunkelumränderten Augen schienen noch größer, als gewöhnlich, Nirenaugen von wahrhaft transparentem Glanz, und ich überzeugte mich heut erst, daß sie ein berückendes Weib war. Auch der Mund mit den brennendrothen Lippen trug zu dieser Erkenntnis; bei, obwohl das Lächeln, zu dem sie ih» zwang, etwas Wehmüthiges hatte. Wieder hatte sie einen Busch bluthrother Nelken vor die Brust geheftet. Als der Zug angekündigt mar, verabschiedeten mir uns, die Einen mit einer Verbeugung, die Anderen mit einem Händedruck, Einige auch mit einem Kuß auf die kleine, weiße Hand, je nach dem Verhältniß, in dem sie zu der Familie gestanden, oder auch nach eigenem Höflichkeitsbedürfniß.

Ich sah mährend dieses Ceremoniels zufällig auf den Obersten, der vornehm, gleichgültig bei Seite stand und auch im eleganten Civilanzug, dem langen Kaisermantel mit übergehängter Reisetasche, den strammen Militär nicht verleugnete.

Plötzlich schien ein Fieberschauer die hohe Gestalt zu durchzucken, die eine Hand fuhr nach der Schnurrbartspitze, welche sie krampfhaft zu drehen begann, das Gesicht wurde erdfahl, die Augen, aus denen jeder seelische Ausdruck gewichen schien, hefteten sich mit unheimlich drohender Starrheit auf eine Stelle. Unwillkürlich folgten die ineinigen ihrer Richtung.

Schmettau mar eben an der Reihe des Abschiednehmens, er hielt die Hand der Dame in der seinigen, einen Augenblick zögernd, ob er die kippen darauf drücken durfte, wie sein Vorgänger, als der Zug pfiff, der Eommandcur auf seine Gattin zuschritt, ihren Arm nahm und sie zum Perron führte. Schmettau taumelte zurück und verfärbte sich. Hatte er freiwillig auf den Handkuß verzichtet oder mar er ihm abgeschnitten worden? Bei der Schnelligkeit, mit der sich Alles abspielte, war's schmer zn entscheiden. Kaum weiß ich, ob's außer mir Jemand so bemerkt hatte. Gleich darauf fuhr der Zug an, die Herrschaften stiegen ein und wir gingen wieder unserm Dienst nach. Aber es war ein böses, ein rachsüchtiges lächeln gewesen, mit dem Schmettau dem abfahrenden Zug nachblickte.

Die Geschichte vassirte an einem Freitag, ich weiß es wie heute. Wir hatten noch über den Muth der Reisenden gescherzt, die der üblen Borbedeutung dieses Tages zu trotzen wagten. Ich war voll trüber Ahnungen.

Samstag Abend schon kehrte der Commandeur zurück und Samstag Mittag fehlte Schmettau bei Tisch im Kronprinzen.

Schon in der vorhergegangenen Frühmesse war uns Allen das wortkarge Wesen der Rosalie aufgefallen: sie hatte sich auch nicht, wie das bei guter Laune geschah, an dein hier üblichen Würfelspiel betheiligt. Die übrige Familie zeigte sich gar nicht und die Verbindungsthür zum Wohngemach blieb hermetisch verschlossen, was stets für ein boseö Zeichen galt. Nicht für ihren zärtlichsten Anbeter war das Grctchen sichbar. Die Kellner schlichen scheu und ängstlich umher und drückten sich so schnell sie konnten. Selbst die Vierfüßler waren verschnupft und machten mißmuthige Gesichter.

Nur einen Augenblick erschien die Nufalie im Speisesaal.

„Wo bleibt denn Schmettau heut?" scholl es ihr von allen Seiten entgegen.

Sie überhörte die Frage erst und erwiderte dann in einein Ton, der viel zu barsch war, um gleichmüthig zu klingen: „Was weiß ich, wo der sich herumtreibt!"

„Und die Tasche? Ist denn die rothe Tasche noch an ihrem Platz?" frugen mehrere Stimmen zugleich.

„Nein." Damit verließ Rosalie das Gemach und wars die Thüre mit Wucht hinter sich in's Schloß.

„Donnerwetter! Das kündet Sturm!" scherzten und lachten die Anderen, mir war's nicht mehr darum, ich sprang auf und ging ihr nach.

Drüben fand ich sie schon wieder am Bnreau sitzend und Rechnungen ausziehend.

„Fräulein Rosalie," sagt' ich. „Wissen Sie wirklich nicht, wo Herr von Schmettau ist?"

„Nein, wie soll ich das wissen?" antwortete sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

„Hat er wirklich die rothe Tasche?" frug ich weiter.

„Ja."

„Und Sie selbst haben sie ihm gegeben?"

„Die Fanny hat sie ihm gegeben, da ich fort war," erwiderte sie zornig, inachte einen dicken Federstrich unter den letzten Posten, klappte das Buch zu und ließ mich stehen.

Nun, ich mnszte vorerst genug, auch warum die Thür drüben geschlossen blieb und das Gretchen sich nicht sehen ließ, wüßt' ich jetzt. Sie mochte ihre Gutmütigkeit theuer bezahlt haben, denn so böse hatt' ich die Rosalie nie gesehen.

Nach Tisch begab ich mich in Schmettaus Wohnung, stark war meine Hoffnung nicht, ihn dort zn treffen, und die Aussagen seines Dieners bestätigten meinen Verdacht.

Er war kurz vor Mittag mit dem Courirzug abgereist; wohin, unbekannt. Eine Depesche feines Bruders hatte ihn gerufen. Würde er heute noch zurückkehren oder wann? Er hatte nichts hinterlassen.

Der Bursche war offenbar mißtrauisch und instruirt darüber, was er auf solche Fragen zu antworten habe.

Also Schmettan war fort. Urlaub hatte er keinen, das wicht' ich. Aber der nächste Tag war ein Sonntag und am Montag bezog seine Eompngnie den Garnisonsdienst; da war er auch frei, wenn nichts Besonderes befohlen wurde. Er war der Mann, das stillschweigend vorauszusetzen und die beiden Tage fortzubleiben.

So that er auch, wie er früher oft gethan. Es war ein leichtsinniger Streich, der ihm hundert Mal so hingegangen. Warnm nicht diesmal auch? Warum war ich gerade diesmal so ängstlich? —

Richtig, am Montag bestellt der Commandeur die Offiziere in bequemem Anzug auf's Regimentöbureau, seine Directiven für die Besichtigung mit ihnen zu besprechen.

Schmettau erscheint nicht. Wo ist er? Niemand weiß. Man schickt nach ihm, vergebens. Sein Diener wird gerufen. Der stammelt etwas von einer Depesche, die heut früh erst eingetroffen sein soll, und macht aus dem Bruder zur Abwechslung eine kranke Tante.

Der Commandeur weiß genug, er macht ein sehr ernstes Gesicht, fast so ernst wie neulich im Wartesalon, dann fährt er in seinen Directiven fort.

Montag Nacht kehrt Schmettau zurück, Dienstag früh ist er beim Rapport. Zwei Tage Stubenarrest sind das Ergebnis; einer längeren Besprechung, von der Niemand Näheres vernommen.

Uebrigens schon am nächsten Morgen schenkt ihm der Commandeur die Hälfte der Strafe.

Ich eile zu ihm, sobald mir das zu Ohren kommt, finde ihn wüthend über die Gnade, die er nicht begehrt hat, dabei bleich und verstört, wie ich ihn lang nicht gesehen. Na und so kommt er auch des Abends in den Kronprinzen.

Den Abend will ich mein Lebtag nicht vergessen. Wir saßen schon Alle beisammen, da er spät eintrat und die Rosalie, die am Bureall saß, mit einem frostigen „Guten Abend, Fräulein," begrüßte. Da kein Gegengruß erfolgte, sondern die Feder nur heftiger kratzend über's Papier hinflog, zauderte er einen Augenblick und wiederholte seinen Gruß. Auch jetzt sah die Nosalie nicht von ihrem Geschäft auf und blieb stumm. Achselzuckend und mit einem bösen Lächeln, das wir Alle kannten, schritt er vorbei, etwas über die Pflichten der Höflichkeit in den Bart murmelnd.

Er bot uns einen guten Abend, den wir ihm zurückgaben, ohne daß Einer auf seine Reiseabenteuer anzuspielen gewagt hätte. Dann griff er nach einem Stuhl, darauf Schips, mit einer hinnnelblauen Schleife im Schopf, kurz zuvor Platz genommen hatte.

„Fort von hier, Bestie!" rief Schmettau gereizt. Das Hündchen sah ihn erstaunt an und gähnte.

„Fort! sag ich." Nim ging das Gähnen in ein leises Knurren über, womit das Thier andeuten wollte, daß ihm die Sache, die es erst verwundert, dann gelangweilt hatte, nunmehr lästig zu werden beginne. Aber im nächsten Augenblick schon ward aus dem Knurreu ein Wehgeheul.

Schmettau hatte die Andeutung nicht verstanden. „Wart', Du Köter, ich will Dich Anstand lehren, wenn's Andere nicht thun," schrie er, faßte den blonden Knirps iin Genick und schleuderte ihn unsanft zu Boden, wo er mit hochaufgezogeuem Bein ein Miserere anstimmte, davon einem die Ohreil gellten.

Mit einem Nuf der Mißbilligung sprang Gretchens jüngster Verehrer, der schon längst den Gekränkten gespielt hatte, von seinem Stuhl auf, nahm das keifende Thier unter zärtlichen Koseworten in seine Arme und trug es in's Nebenzimmer, auf dessen Schwelle beim ersten Schmerzenslant ihres Lieblings Mutter und Tochter händeringend erschienen waren.

Aber auch die Nosalie hielt nicht länger an sich. Todbleich war auch sie und ihre Augen schössen Blitze, als sie vor Schmettau hintrat, der inzwischen mit erzwungener Ruhe die Speisekarte gemustert hatte und dein Kellner sein Mißfallen über den Mangel an Abwechselung darin aussprach.

„Herr Lieutenant," begann Rosalie, es war mehr gekreischt als gesprochen. „Wenn Sie Ihre üble Laune an unschuldigen Thieren auslassen wollen, so wählen Sie sich andere Objecte und ein anderes Local dazu aus, als die unsrigen."

„Ich bin hier im Wirthshaus, nicht in der Menagerie oder im Thierschutzverein. Ziehen Sie Ihre Köter besser oder sperren Sie dieselben in den Stall, wo sie hingehören. Hier belästigen sie die Gäste," gab ihr Schmettau gelassen zurück und zum Kellner sagte er: „Bringen Sie mir in Gottes Namen die unvermeidliche Cotelette, es giebt ja doch sonst nicht viel, und ein Glas Wein von der Sorte, die am wenigsten sauer schmeckt."

„Wenn Ihnen unsere Speisen nicht schmackhaft genug und unsere Weine zu sauer sind, so steht es Ihnen frei, beides an einem anderen Ort zu genießen," fiel ihm Rosalie, immer gereizter werdend, in's Wort.

„Das weiß ich," erwiderte er mit höhnischem Gleichmuth, „aber es ist nun einmal eine schlechte Gewohnheit von mir, meine Abende, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun weiß, hier zu verbringen."

„Niemand wird Sie vermissen, wenn Sie dieser schlechten Gewohnheit entsagen wollen."

„Darüber steht Ihnen kein Urtheil zu; ich komme der Gesellschaft und nicht der Wirtschaft wegen, die allein ich in Ihnen vertreten sehe."

Das war zu viel, das hatte ihr noch Keiner zu sagen gewagt. Zorn, verletzte Eitelkeit, Eifersucht raubten Nosalien den letzten Rest von Fassung und machten eine Furie aus ihr.

„So bitte ich auch meine Tasche zurück," schrie sie, „die Sie ohne mein Wissen mit fortgenommen haben. Die gehört nicht zur Wirtschaft, sie ist mein Privateigenthum."

„Sie sollen sie haben gleich morgen früh, heute werden Sie ja wohl nicht mehr verreisen. UebrigenS war's Ihre Schwester, die sie mir gab."

„Meine Schwester hat kein Recht, über Dinge zu verfügen, die mir gehören. Die Tasche ist mein Eigenthum, ich gebrauche sie und es kann mir nicht gleichgültig sein, in wessen Händen sie sonst herumgeht und führt und welchen unsauberen Zwecken sie sonst dient. Ich will sie sofort wieder haben."

„Wie Sie wünschen," erwiderte Schmettau, dem die letzte Anspielung das Blut aus den Wangen trieb. „Rufen Sie mir die Ordonnanz, Kellner!"

Ter Mann, welcher zu unserer speciellen Bedienung commandirt war. erschien. Schmettau gab ihm den Auftrag, seinen Diener aufzusuchen, sich von diesem die Tasche übergeben zu lassen und sie der Eigenthüinerin auszuliefern. Dann erhob er sich. „Meine Herren," sagte er, „ich bedaure, Sie so bald verlassen zu müssen, aber ich bin heut etwas ermüdet und nicht für den Genuß so gebildeter Damengesellschaft geschaffen. Gute Nacht." Damit nahm er Mantel und Mütze und ging.

Die Rosalie keifte ihm etwas nach, das sich auf den Bildungsgrad seiner sonstigen Damenbekanntschaften bezog, davon er aber keine Notiz mehr nahm. Dann vergrub sie sich wieder in ihr Hauptbuch. Eine halbe Stunde später brachte die Ordonnanz die rothe Tasche. Sie nahm sie dem Mann mit verächtlicher Vorsicht aus der Hand und warf sie in den Kasten.

Wir, die wir stumme Zeugen dieser widerwärtigen Scene gewesen, suchten jetzt vergebens nach anderen Gesprächsstoffen, fanden nur die allergleichgültigsten und zogen uns verstimmt früher als gewöhnlich zurück.

Schmettau mied von nun an die an'S Wohngemach grenzenden Wirthschaftsräume, die Nosalie dagegen unser reservirtes Local, daö Gretchen nähte hinter verschlossener Thüre, kurz das ganze patriarchalische Verhältnis; war gestört und blieb'S.

Anfangs hatte ich an eine Versöhnung der beiden Hitzköpfe geglaubt, obwohl ich selbst noch am gleichen Abend die Auslieferung der Kassenbesiände vermittelt hatte, die stets einem Bruch gleichkam. Allein so, wie ich die Rosalie in den nächsten Tagen herumgehen sah, gab ich bald alle Hoffnung auf und behielt nur ein leises Bangen, sie möchte dem treulosen, undankbaren Verehrer noch einen schlimmen Streich spielen. Offenbar war sie bis in's Herz beleidigt; ich hatte sie bisher wohl als eine jähzornige Person gekannt, nun aber sah ich etwas wie Haß und Nachsucht aus ihren Augen leuchten. Eine gute Seite aber hatte der Vorfall auch für mich. Die rothe Tasche, dacht' ich, gegen die ich ein abergläubisches Mißtrauen hegte, wird nun wenigstens kein weiteres Unglück mehr stiften. Doch darin sollt' ich mich täuschen.

Zwei Tage später kam Schmettau sehr erregt in meine Wohnung.

„Du, Du mußt mir einen Freundschaftsdienst leisten," Hub er an, „einen großen, von dem viel abhängt."

„Gern," erwiderte ich, „wenn's in meiner Macht steht."

„Du mußt mit der Rosalie reden. Die Tasche war noch nicht völlig ausgepackt, da sie mein Diener zurückgab; ich vermisse einige Gegenstände. Seit vorgestern durchsuch' ich alle Kasten nnd Schubladen danach, ich kann sie nicht finden, sie können nur in der Tasche zurückgeblieben sein."

„Aber Unglücklicher!" rief ich, „was für Gegenstände sind eö denn? Solche die —"

„Kleinigkeiten," unterbrach er mich, „ein Handschuh, ein Bild, aber es liegt mir daran."

„Kleinigkeiten, an denen Deine Ehre, vielleicht Dein ^eben hängt?!"

Er gab keine Antwort darauf, aber er ließ den Kopf hängen und ich merkt's an seinem Händedruck, an dein flehenden Ton seiner Stimme, daß ich mich nicht getäuscht. Es mußte eine ernste Sache sein, die selbst der leichtsinnige Schinettau nicht auf die leichte Achsel nehmen konnte.

„Thu' mir den Dienst," bat er, „wenn Du je mein Freund warst, aber schnell, jetzt gleich. Sprich mit der Rofalie, überrede sie, bitte sie, zwinge sie, entreiß' ihr mein Eigenthum mit Gewalt."

„Ja," sagt' ich, „mär's denn nicht besser, Du gingest selbst hin und erprobtest Deine oft bewährte Beredtsamkeit an ihrem spröden Herzen? Eine kleine Satisfaction bist Du ihr so wie so schuldig."

„Ich kann nicht," protestirte er mit einem Ton und einer Miene, die mir zeigten, daß er sie nie ernstlich gern gehabt, „ich kann sie nicht sehen, geschweige denn mit ihr sprechen, auch bin ich jetzt viel zu erregt. Ich bitte Dich, geh' Du."

„Nun denn," schloß ich, „ich will mein Möglichstes thun."

Er drückte mir die Hand, daß die Knochen knackten, uud ich lief sogleich in den Kronprinzen.

Es war noch früh am Tag und ich mußte Fräulein Rosalie, die stets spät zu Bett kam, von der Toilette rufen lassen. Darüber verstimmt erschien sie in einem Aufzug, der ihrer Schönheit nicht eben zum Vortheil gereichte.

„Sehen Sie selbst nach," rief sie, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht, und warf die leere Tasche auf den Tisch. Ich durchsuchte sie bis in die geheimsten Falten, nichts war darin, als wieder etwas Liebesheu, aber ein Parfüm drang mir in die Nase, das mn seltsam bekannt vorkam. Ein ganz ungewöhnlicher Geruch, Heliotrop mit irgend einer Mischung. Wo mocht' ich nur dergleichen in den letzten Tagen gerochen haben? Am Bahnhof? — Ja da war's, als wir die Commandeuse verabschiedeten, und wieder fiel mir der starre Blick unseres Obersten ein. Unsinn! —

Nosalie sah meinen vergeblichen Bemühungen mit höhnischem Blick zu.

„Und Sie wissen wirklich nicht, daß etwas in der Tasche zurückgeblieben wäre? Könnte es nicht einer der Dienstboten an sich genommen haben?" fragte ich sie.

„Fragen Sie die Dienstboten, ich pflege mich nicht mit fremdem Eigenthum zu bereichern. Nebrigens ist die Tasche unberührt, so wie sie zurückkam, wie ich selbst sie der Ordonnanz aus der Hand genommen."

„Es liegt Herrn von Schmettan sehr, sehr viel daran," bemerkte ich noch, indem ich sie fest ansah und meinem Blick einen richterlichen Ausdruck zu geben suchte.

Sie hielt ihm triumvhirend Stand und ich sah wohl ein, daß ich nichts bei ihr ausrichteil würde, selbst wenn sie sich schuldig fühlte.

„Wenn Herr von Schmettan," erwiderte sie spitz, „Geheimnisse hat,

an deren Bewahrung ihm so sehr viel liegt, so sollt' er sie, mein' ich, nicht in fremde Taschen stecken. Und nun ist mein Verhör ja wohl zu Ende. Guten Morgen, Herr Lieutenant." Damit entschwebte sie stolz nach den inneren Räumen.

Ich frug noch die Kellner und Dienstboten aus. Alles vergebens. Nochmals durchsucht' ich die verfluchte Tasche, umsonst. Wenn die Rosalie im Besitz der verrätherischen Gegenstände war, so war Schmettan verloren, die feste Ueberzeugung nahm ich mit und machte ihm auch kein Geheimniß daraus. Er begann eine neue Haussuchung.

Wir hatten an dem Abend gerade das letzte Musikkränzchen bei Sanitätsraths. Fast Alle hatten aus Schmettaus Besuch gehofft und da ich allein kam, grüßten mich einigermaßen enttäuschte Gesichter. Das meinige selbst hatte die Sorge um des Freundes Geschick nicht freudiger gemacht. Unwillkürlich machte sich Jeder seine eigenen Gedanken, die er für sich behielt. Große Komödianten waren wir Alle nicht und so schwebte ein zerstreuter, unbehaglicher Zug über der Unterhaltung. Auch die Instrumente wollten nicht recht zusammenstimmen, jeden Augenblick vergriff sich eines der Mitwirkenden und der letzte Abend schloß mit einer allgemeinen Disharmonie.

Wie ich am anderen Morgen in die Kaserne komme, hör' ich von den Kameraden: Der Schmettan ist zum Oberst berufen worden.

„Da haben wir's!" rief ich unwillkürlich, denn daß ein Unglück in der Luft schwebte, fühlte ich bestimmt. Die ganze Nacht halt' ich von nichts Anderem geträumt.

„Auf's Regimentsbureau?" fragte ich.

„Nein, in die Wohnung," hieß es.

„Nun," zwang ich mich möglichst gleichgültig hinzuwerfen, „dann wird's ja wohl nicht gefährlich sein." Allein die Anderen glaubten mir das so wenig, wie ich selbst.

Ueber eine Stunde hatte Schmettan beim Obersten verbracht, dann hatte er sich nach Haus begeben. Er kam nicht zu Tisch, sondern ließ sich das Essen dnrch seinen Diener holen.

Gleich nach der Mahlzeit eilt' ich zu ihm. Ich fand ihn am Schreibtisch sitzen, der Ofen qualmte von verbrannten Papieren.

„Wieder einmal Stubenarrest?" fragt' ich auf der Schwelle.

„Nein, komm nur. Wie könnt' ich Dich sonst empfangen?"

„Aber warum warst Tu nicht bei Tisch?"

„Ich habe eine Menge Corresvondenzen zu besorgen, ein Geschäft, das ich in letzter Zeit sträflich vernachlässigt habe. Nun soll'S in einem Zug erledigt werden."

„Und was hast Du mit dem Obersten gehabt?"

„Nichts, eine Privatangelegenheit. Sei unbesorgt, es ist Alles in bester Ordnung, auch die vermißten Gegenstände haben sich gefunden. Wir haben der Rosalie Unrecht gethan. Willst Du eine Tasse Kaffee init mir trinken?"

„Wenn ich Dich nicht störe."

„Nicht im Geringsten. Was fällt Dir ein, lieber Freund?" Er zündete sofort die Spiritusflamme an und goß, als das Getränk bereitet war, die Tassen voll. Wir rauchten eine Cigarre und unterhielten uns über alles Mögliche. Auch nach Sanitätsraths erkundigte er sich, bedauerte sein gestriges Wegbleiben und trug mir Grüße und Entschuldigungen auf.

Er war etwas bleich, aber sonst wie unigewandelt, wieder ganz der alte, liebenswürdige Kamerad von einst, ehe die Weibermanie über ihn gekommen war. Der nervöse, überreizte Zug war aus seinem Wesen gewichen; was uns in der letzten Zeit gegenseitig entfremdet hatte, schien ausgeglichen, vergessen. Der Ton seiner Stimme klang ungemein herzlich, er schien beruhigt und ich wurd's auch.

Es schlug drei Uhr, ich mußte in den Dienst.

„Hast Du denn keinen Dienst heute Nachmittag?" frug ich ihn, den Degen anschnallend.

„Ich Hab' mir Urlaub genommen für heute eben wegen der Geschäfte," erwiderte er.

„Und sieht man Dich den Abend?"

„Schwerlich. Leb wohl, lieber Freund." Und er drückte mir die Hand so fest, wie neulich.

So wird sich's wohl bei der geheimen Unterredung um ein Schnldenarrangement gehandelt haben, dacht' ich mir, während ich zur Comvagnie ging, und das scheint sich Allem nach ohne Schmierigkeit zu vollziehen. Es war mir wirklich viel leichter um's Herz, und ich schämte mich heimlich meines Schwarzsehens.

O, welch ein Thor war ich!

Am gleichen Abend ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: der Schmettau hat sich erschossen.

Und so war's auch, ich bewahre heut noch den Revolver, mit dem er's gethan. Fünf Kugeln stecken noch in der Trommel, die sechste ging ihm mitten durch's Herz, vor seinem Schreibtisch, just nachdem der letzte Brief versiegelt und die Correspondenz erledigt war.

Unter den Briefen, die noch dalagen, war auch einer an unfern Obersten adressirt. Darin gab er seine zerrüttete Vermögenslage als Grund seines Selbstmords an, wie uns osficiell mitgetheilt wurde.

Trotzdem, daß der Grund hinreichend war, gingen doch die unheimlichsten Gerüchte in der Stadt um. Man sprach, wie immer in solchen Fallen, von einem amerikanischen Duell, brachte die Person des Obersten und die seiner Gattin in gehässigster Weise mit in's Spiel, auch die Rosalie und die rothe Tasche. Gott weiß, wie die Leute von der Geschichte erfahren hatten, aber so etwas spricht sich rasch weiter.

Was daran richtig war, weiß ich nicht. Wir mußten uns an die ofsicielle Mittheilung unseres Vorgesetzten halten.

Nur dem Obersten verleidete das Geschwätz bald seine Stellung, er ließ sich versetzen und kurz darauf pensioniren. Auch seine Frau kehrte nicht mehr in unsere Garnison zurück, ich Hab nie wieder von ihr gehört, lind jetzt ist auch über Schmettau und die Geschichte lang Gras gewachsen.

Damals wurde er allgemein betrauert, sein Loos hatte Alle versöhnt, auch im Kronprinzen beklagte man ihn aufrichtig. Aber unser gemüthlicher Verkehr dort blieb gestört. Das alte Verhältnis; ließ sich nicht mehr herstellen und damals tauchte zum erstenmal der Gedanke, ein Casino zu gründen, in uns auf, der freilich erst viele Jahre später und durch die Zeitläufe begünstigt, zur Ausführung kam.

Aber noch andere Folgen hatte Schmettaus Tod. Die gehen mich freilich nur persönlich an, doch da wir einmal dran sind, will ich Euch die Geschichte auch bis zum Schluß erzählen.

Wie ich an jenem Abend zu Sanitätsraths stürze, kommt mir Fräulein Frida schon im Gang todbleich entgegen mit der Frage: „Ist's denn wahr?"

Was sollt' ich ihr sagen? Ich nickte nur stumm init dem Kopf und faßte ihre Hand gerade noch rechtzeitig, um sie, die mit einem Schrei in Ohnmacht fällt, vor dein Sturz auf die Steinfließen zu bewahren. Die Eltern eilten herbei, wir brachten die Ohnmächtige auf ihr Zimmer, wo sie auch bald wieder zur Besinnung kam. Aber von Stund an war sie krank, schwerkrank und sie ist auch im nächsten Frühjahr in einem Kurort hoch in den Alpen droben gestorben, an der Schwindsucht, wie die Aerzte sagten. Ich glaub's nicht. Wenn Eine an gebrochenem Herzen gestorben ist, so war sie's.

Damals aber glaubt' ich, die Krankheit sei zu kuriren, es gebe ein Mittel dagegen, nämlich die treue Liebe eines braven, ehrlichen Mannes, und ich bildete mir ein, der brave, ehrliche Mann sei ich selbst und es sei nach

allem Vorgefallenen geradezu meine Pflicht, das Herzeleid, das dem armen Ding indirect doch nur durch meine Schuld wiederfahren, gut zu

machen und nun, ein paar Monate später hatt' ich auch richtig den

schönsten Korb.

Es mar kein verletzender Korb, ich lernte bei der Gelegenheit erst recht die ganze Seelengröße des stillen Mädchens kennen und schätzte sie darum nur um so höher. Der Familie gegenüber aber fühlt' ich mich meiner Schuld noch nicht quitt. Ein gestandener Mann war ich auch und des Junggesellenlebens aufrichtig satt. Da warb ich um die Emmi), deren munteres Naturell mir von Anfang an zugesagt hatte, und die sagte lachend: Ja.

Die Eltem gaben ihren Segen und drei Monate später war Hochzeit. Seht, so bin ich zu meiner Fran gekommen."

Der alte Hauptmann schwieg, die Pfeife war ihm wieder ausgegangen. Auch die Anderen hielten sich still, nur der blaffe Lieutenant schnarchte auf der Ofenbank.

Durch die Butzenscheiben aber drang ein verdächtiger Lichtschimmer, und als jetzt Einer plötzlich „Ordonnanz, Sect!" ries, und die Ordonnanz mit verschlafenem Gesicht die Thürs aufriß, um zu melden, daß die letzte Flasche geleert sei, da sah man, daß es im Gang draußen schier Heller Tag war. Ein Lärm von Trommeln und Trompeten ließ sich in der Ferne vernehmen.

„Donnerwetter!" rief der Hauptmann Horn, zur Bestätigung seines Verdachts die Uhr ziehend, „schon Tagmache? Wahrhaftig! Na nun aber gute Nacht, ineine Herren oder vielmehr guten Morgen. Diesmal Hab' ich mich ordentlich verplaudert."

Damit stand er auf und ging unbekümmert um die verschiedenen Stimmen, die einen Knickebein oder eine Tasse Kaffee vorschlugen, da der Tag nun doch einmal angebrochen sei.

Schleunigst eilte er die Treppe hinunter und seiner Wohnung zu. Aber je näher er dieser kam, desto langsamer ward sein Schritt, desto nachdenklicher seine Haltung. War er mit seinen Gedanken noch in der alten Zeit, bereute er's, zu viel aus der Schule geschwatzt zu haben oder quälte ihn die Besorgniß, ob ihn die muntere Emmy heute so lustig empfangen werde, wie damals?

Arthur Schopenhauer.

Zu seiner hundertjährigen Geburtsfeier,
von

Ludwig Ooire.

— Mainz. —

roßer Männer Grabstätte ist die ganze Welt." So sagte Perikles in seiner bemhmten Leichenrede auf die im peloponnesischen Kriege Gefallenen. Und als Schopenhauer von seinen Freunden gefragt wurde, wo er bestattet sein wolle, antwortete er: „Wo ihr wollt. Die Nachwelt wird wich finden."

Es giebt Männer, deren geistige Wirksamkeit nur nach Jahrhunderten gerechnet werden kann. Gewölk und Nebel der Tagesineinnngen nnd Tngesvorurtheile verhüllen das Sonnenlicht, das von ihnen ausgeht, und erst wenn jene Schleier durch die siegreiche Kraft des ruhig emporsteigenden Gestirns verscheucht sind, vermag dieses sein Licht und seine Wärme überall hin zu verbreiten.

Solche Geistesheroen, deren Wirken durch keine Grenzen in Zeit und Raum beschränkt wird, die ihre Festtage nach ablaufenden Jahrhunderten zählen, haben meist während ihrer Lebenstage Spott und Verachtung, Ver> unglimpfung und Lästerung im vollsten Maße erfahren und ruhig ertragen, da ihnen ein hehres Ideal vorschwebte, dem sie alle ihre Kräfte freudig widmeten, und in dessen Dienste kein Opser ihnen zu schwer wurde — die Wahrheit. Der heisere Schrei „OucitiAs!" den die blöde, vcrständnißlose Menge, will sagen Majorität, ihnen entgegen rief, schreckte sie so wenig, als sie der voltus instant!« t^ruoni eingeschüchtert hätte. Waren

sie doch selber durchdrungen von der Wahrheit, die Krischna dem Arjuna enthüllt in jenem Juwel der indischen Literatur, die in englischer Uebertragung*) lautet:

Ok Nl!>,»)' tliottsili»! mortui, cins pervliävoe,
!>>trivvt,K sor 'I'r,,t,I,; !M>I tlwso f«n» tliut «trivv —
Nsv uiui riso In^Ii — 0110 oul^ —- Koro s,ucl tli«r>' —
Xnovotl, Zl<>, as I «m, tli,> vorv ?r»tli.

Wenige unter jenen Auserwählten sind, ans die dieser Spruch so wohl anwendbar ist, von dessen Wahrheit auch kaum Einer so tief durchdrungen war, als er, dessen hundertjährigen Geburtstag heute Deutschland und die ganze gebildete Welt zu feieru Veranlassung hätte, Arthur Schopenhauer, der Geistesverwandte der Brahmanen, der Wiederentdccker jener tiefen Wahrheiten, die schon vor fast dreitausend Jahren der Mund indischer Weisen und Seher an den Nfern der heiligen Gang« aussprach und lehrte.

Es giebt merkwürdige Zusammentreffen in der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geistes. Dahin gehört auch, daß in der nämlichen Zeit, da der größte Denker des Abendlandes, Kant, das Geheimnis; der menschlichen Vernunft entschleierte und der erstaunten Welt verkündigte, daß dieselbe nur auf Erscheinungen in Zeit und Raum angewiesen und beschränkt sei, daß in dieser Periode anch der Schlüssel zu der tiefsinnigen Lehre der indischen Philosophie in den Sanskritstudien dein Abendlands zugänglich wurde, und daß dadurch eine großartige Synthese sich anbahnte, die auf der vollkommenen Übereinstimmung der Resultate der beiden von einander nnabhängigen Gedankenströinungen beruhend, Ost und West in ihren tiefsten Anschauungen zu vereinigen berufen ist und eine geistige Krisis verursachen wird, deren Folgen heute noch kaum geahnt, geschweige denn vorausgesagt werden können.

Mit seinem Adlerblicke durchschaute Schopenhauer, der das erste Bindeglied dieser Bereinigung sein sollte, die unermeßliche Bedeutung derselben, obschon ihm der Geist der Upnnischaden nur aus der kaum zu enträthselndcn Übersetzung des Anauetil du Perron <nnch der persischen Uebertragnng des Oupnct'hat) sich erschloß. In dem Vorwort zur ersten Auflage seines Hauptwerkes (DieWelt alsWille und Borstellung), geschrieben Dresden 1818, sagte er, nachdem er die Bekanntschaft mit der .«ant'schen Philosophie als die einzige Borauofetzung zum richtigen Berständnisse seines Werkes von dein Leser verlangt hatte: „Ist er (der Leser) aber gar noch der Wohlthat der Bedas theilhaft geworden, deren uns durch die Upanischaden eröffneter Zugang in meinen Angen der größte Borzug ist, den dieses noch junge Jahrhundert vor den früheren aufzuweisen hat, indem ich verinuthe, daß der Einfluß der SanSkrit-Litcratnr nicht weniger tief eingreifen wird.

als im 15. Jahrhundert die Wiederbelebung der griechischen: hat also, sage ich, der Leser auch schon die Weihe uralter indischer Weisheit empfangen und empfänglich aufgenommen; dann ist er auf das allerbeste bereitet, zu hören/ was ich ihm vorzutragen habe. Ihn ivird es dann nicht, wie manchen Anderen, fremd, ja feindlich ansprechen; da ich wenn es nicht zu stolz klänge behaupten möchte, daß jeder von den einzelnen und abgerissenen Aussprüchen, welche die Npanischadeu ausmachen, sich als Folgesatz aus dem von mir mitzuteilenden (bedanken ableiten ließe." Wer die Eutwickelung und den wachsenden Einfluß der Sanskritstudien im Laufe dieses Jahrhunderts einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, der wird den prophetischen Geist, dem diese Zeilen entstammen, bewundern.

Schopenhauer bildet aber anch ein Glied jener Reihe von erhabenen (Geistern, die von Platon und Aristoteles herabführt bis auf ihn selbst. Einen einzigen Gedanken, sagte er in dem erwähnten Vorworte, habe er mitzntheileu. Tiefen Gedanken konnte er aber nicht kürzer fassen, als indem er ein ganzes Buch schrieb, lind den nämlichen Gedanken beleuchtete er auch in allen seinen späteren Schriften, in denen er gleichwohl sich niemals wiederholte, sondern, ein Meister des Stils, in jedem Satze neu, originell, treffend, prägnant, — was das höchste Lob der sprachlichen Darstellung ist — -/.A'./v. XNVK>? und I« '/.«V« '/.5ttVlö; aussprach.

Schopenhauers Aeußerung darf uns nicht verwundern, wenn wir das Wesen der philosophischen Wahrheiten und der philosophischen Denker in Betracht ziehen. Jene sind nämlich orphische Urworte, die in einem Momente genialer Inspiration gedacht und ausgesprochen, gleichwohl berufen sind, das ganze menschliche Denken chemisch aufzulösen und neu zu trystallisiren. Darum können anch meist die philosophischen Denker dnrch einen oder zwei Sätze, welche die Basis ihrer ganzen Lehre und ihre eigenthümtiche Stellung in der Entwickelnng der Philosophie bezeichnen, charakterisirt werden. Dahin gehört das ^e? des Herakleitos, das PiXi« des Empedotles.

Den Philosophen verstehen aber heißt, die fundamentale Bedentnng eine» solchen Satzes einsehen. Darum kann, wie Kant sehr richtig sagte, Philosophie nicht gelehrt werden, wenigstens nicht von den Kathedern nnd in Handbüchern.

Der Satz des Schopenhauer lautete: Es giebt wirklich so etwas, was man Wille- nennt. Das märe nun der trivialste, inhaltleerste, scheinbar nichtssagendste Satz, den man aussprechen könnte, wenn man nicht seine scharfe Gegensätzlichkeit gegen das wissenschaftliche Deuten, wie es als Product der geistigen Eilt Wickelung der Menschheit sich uns darbietet, beachtete. Ans den ersteil Blick scheint es nämlich, daß in der Prüfung der Bernunft-Erkenntniß, wie dieselbe den Eharakter der modernen Philosophie von Eartesius bis auf Kaut ausmacht, die Anerkennnng eines selbständigen, individuellen, freien Willens mehr und mehr eliminirt worden sei, so zwar, daß das Bernnuftdenken vielmehr ganz und gar auf das Ideal eines ausnahmslosen, nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit verlaufenden Naturmechanisinus angewiesen erscheint, innerhalb dessen auch nicht die geringste Spur einer freien Handlung, eines selbsttätigen Wolleiis mehr möglich gedacht werden kann. Darum hat sich auch die Lehre des Materialismus, namentlich unter der Einwirkung des gewaltigen Aufschwungs der ganz auf ihr beruhenden Naturwissenschaften, fast aller denkenden Köpfe bemächtigt und bildet gleichsam die Signatur unseres zur Neige gehenden Jahrhunderts, das mit so hohen idealen Bestrebungen begonnen hatte.

Gegen diese trostlose, alle Berechtigung des Idealen leugnende und darum Herz und Seele entnervende Weltanschauung empört sich aber innerlich das bessere Selbst aller Edelgesinnten, deren Gedanken vergeblich einen Ausgang aus der sie mit einein festen Stahlnetze umgebenden materialistischen Logik suchen, um auch vor dein Forum der Vernunft die ihnen theuersten und höchsten Güter vertheidigen und behaupten zn können. Ter Versuch, der menschlichen Freiheit und dem menschlichen Geiste eine AnSnnhinestellnng im Weltganzen zu vindiciren, kann jedoch vor dein Bcrnunftdenken keine Gnade finden, das alle derartigen Versuche als MnsticiSmus und Togmatismus zu verwerfen und sofort gegen dieselben das Gesetz der Erhaltung der Kraft, die Auönahmslosigkeit der Naturgesetze, die Undenkbarkcit eines ursachlosen Geschehens als unwiderlegliche Argumente in's Feld zu führen bereit ist. Also überall Nothwendigkeit, nirgends Freiheit. Der Wille ist nur Schein, Illusion, das causale, also nothweudige Geschehen Realität, Wahrheit.

Die Wenigsten ahnen, daß das erlösende Wort, das aus diesem scheinbar unzerreißbaren Netze heraus zur Klarheit einer höheren, beruhigenden Erkenntniß führt, schon vor hundert Jahren ausgesprochen worden ist und zwar von dem nämlichen Manne, der die Ansnahinslosigkeit der Naturgesetze als den alleinigen festen Grund aller Natmerkenutiuß aufgestellt und erwiesen hatte, von Kant.

Denn er hatte zugleich erwiesen, daß jene sogenannten Naturgesetze im Grunde nichts anderes seien, als unsere Vernnnftgcsetze, daß deren Inhalt nur ideale Formen seien, die nur Sinn und Bedeutung hätten, indem sie auf unsere sinnlichen Empfindungen angewandt würden, daß unsere Vernunfterkeimtniß darum niemals zu dem wahren Wesen der Dinge gelangen könne, sondern nur auf sinnliche Erscheinungen Anwendung finde, bei denen sie sich beschränken und bescheiden müsse, indem alle Flüge der Phantasie, die nach dem Transscendenten, Absoluten, dem wahren Sein und seinen Gründen versucht würden, die unserer Erkenntnis; ewig gesteckten Grenzen überflögen und dem Jkarusfluge glichen, dessen Schicksal sie nothwendig theilen müßten.

Diesen JkaruSflug wagten bekanntlich bald nach Kant: Hegel, Schölling nnd wtti ciuimti, während Hcrbart sich bemühte, die Erscheinungen zu wahren Realitäten zu erhöhen.

Einen Weg hatte Kant offen gelassen, der aus der Welt der bloßen Erscheinung und ihrer strengen Necessitirung hinüberführe in ein Jenseits der Freiheit, der Selbstbestimmung, des wahren Wesens-—es war das Sittengebot, die moralische Stimme in der Brust des Menschen. Hier offenbart sich uns eine Eciusalität aus Freiheit, während in der Natur selbst nur eine Causalitüt aus strenger Nothivendigkeit vorhanden ist, wie denn ja diese beiden Begriffe eigentlich Wechselbegriffe sind, denn Nothivendigkeit heißt für unsere Vernunft nichts anderes als: Folgen aus einein Grunde. Da nun aber das Letztere die einzige Grundlage aller menschlichen Erkenntnis? ist, so folgt, daß ein theoretisches Wissen nur auf deni letzteren Gebiete möglich ist, während das Princiv der Freiheit uns wohl in unserem Handeln leitet, niemals aber zum Gegenstande einer theoretischen Erkenntnis; tauglich sein kann.

Diese Unterscheidung war von unermeßlicher Wichtigkeit, denn sie bot die einzige Möglichkeit, die materialistische Ansicht auch durch das Vernunftdenken zu widerlegen und für immer zu vernichten. Denn während es früher hieß: die materiellen Dinge sind das einzige Reale, darum geschieht alles in der Welt nach strenger Nothivendigkeit, waren mun diese sogenannten realen Dinge zu bloßen Erscheinungen in Raum, Zeit und Eausalität, den Formen unserer Vernunft degradirt und es war dadurch die Möglichkeit gegeben, das wahre Wesen mit dem Begriff der Freiheit in Verbindung zu setzen. Während es also früher hieß: Der Wille, die Freiheit sind Illusion, Schein, Phantasmagone, nur die materialen Dinge sind wirklich, konnte nun der Satz umgekehrt und mit den alten Indern gesagt werden: diese ganze Sinnenwelt ist nur Erscheinung, Schöpfung der Phantasie, Schleier der Maja; das wahre Wesen liegt im Willen, im Selbst, in der Freiheit.

Darum bezeichnet auch Kant*) mit voller Ueberzeugung und in gewohntem Tiefsinn, gleichsam seine ganze Lehre resumireno, die Idealität (d. h. das bloße Vorgestelltsein) des Raumes und der Zeit, sowie die Realität der Freiheit, d. h. des Willens als die beiden Angelpunkte aller Metaphysik, „davon das erste Princiv auf das Uebersinnliche nur hinweist, aber zugleich theoretisch-dogmatisch ist, während die Lehre vom Freiheitsbegriff, als die Lehre von einem erkennbaren Uebersinnlichen nur praktisch-dogmatisch ist."

Kant vindicirte die Freiheit, das wahre Wesen nur dem moralischen Willen des Menschen, insofern derselbe durch Vernunft erleuchtet ist, wie er denn anch Sittlichkeit und Vernunft beinahe identificirte. Alle übrigen Manifestationen der Welt ließ er unbeachtet, indem er die Willensäußerungen der Thiermelt dem blinden Naturtriebe, die unorganische Natur dagegen einem seelenlosen Mechanismus anheimgab. „Was hinter diesen Er

scheinungen steckt, das können wir eben niemals erfahren." Von den drei Grundeigenschaften des Geistes war ihm das Begehrungsvermögen das höchste und wichtigste, es war das Vermögen, sich nach vernünftigen Mariinen und Erwägungen zu entscheiden, setzte also die Vernunfterkenutniß längst voraus.

Nach dieser Auffassung Kants war uns also das wahre Wesen, das Ansich der Welt gänzlich verschlossen und nur durch einen engen Spalt, unser eigenes moralisches Bewußtsein, drang ein Lichtstrahl aus der übersinnlichen Welt in unsere unmittelbare Erkenntnis;. So war demnach die Philosophie Kants, so vollständige Aufklärung sie auch über das Werkzeug der menschlichen Erkenntnis),, das Augenglas, mit dem wir die Welt betrachten — unsere Vernunft — uns brachte, doch auch wieder unvollständig, indem nur ein Ausnahmefall, der mit allem Uebrigen in gar keinem Zusammenhang stand, das moralische Bewußtsein, einen ganz kleinen Theil der Welt mit höhcrem Lichte beleuchtete.

An diesem Punkte aber, wo Kant die intelligible Causalilät der sensiblen entgegenstellte und die Möglichkeit des Znsammenbestehens beider, der Freiheit und Nothwendigkcit nachwies — eine Leistung höchster menschlicher Besonnenheit und von unsagbarer Wichtigkeit — setzte Schopenhauer den Hebel an, mit welchem er die ganze unseren Sinnen zugängliche Welt bewegte und in einen Gesichtswinkel brachte, von welchem ans sie gleichfalls von den aus unserem eigenen, tiefsten Inneren strömenden Lichtquell beleuchtet und durchstrahlt werden konnte.

„Das was uns in unserem eigensten Inneren als Wille unmittelbar bekannt und bewußt ist, das ist zugleich das wahre Wesen der Welt, die uns außerdem nur als Erscheinung gegeben ist." Welch eine gewaltige Umkehrung bisher allgemein gnltiger nnd als selbstverständlich angenommener Gedankenkreise!

Während in aller früheren Philosophie Aufklärung über den Menschen nur von der äußeren, objectiven Welt zu fließen schien, so daß derselbe als ein Nnturwesen, das alle Mannigfaltigkeit der Natur in sich vereinigte, also als ein Mikrokosmos aufgefaßt wurde, hat Schopenhauer zuerst die Welt als einen Makranthwpos angesprochen, indem er die durch keine änßere sinnliche Erfahrung, fondern mir durch unmittelbare, innere Gewißheit uns bekannte Grnndeigenschaft des Willens zugleich als das Grundwesen der Welt verkündigte.

Während alle frühere Philosophie die Erkenntnis; — weil sie nothwendig von dieser ausgehen mußte, und Alles ja nur für und durch die Erkenntnis; überhaupt vorhanden war ^ für das Ursprüngliche nnd Primäre, das Wollen dagegen, welcher Begriff eben meistens auf den vernünftigen Willen der Menschen beschränkt blieb, für eine Folge der Erkenntnis; ansah, kehrte zuerst Schopenhauer dieses Verhältnis; nm, indem er sagte- Das Wollen ist das Ursprüngliche, das Grundwesen des Menschen, wie der ganzen übrigen Welt. Der Jntellect dagegen ist das Secundäre, denn der Wille ist urspiÄnglich blind, bewußtlos und hat sich erst auf höheren Stufen der Objectivation, beginnend mit dein Thierleben, die Leuchte der Erkenntniß angezündet, einzig in der Absicht, seine Zwecke zu erreichen.

Welch unermeßliche Wichtigkeit diese gänzliche Umkehrnng des bisherigen Standpunktes für alle Gebiete des menschlichen Wissens und Wollens haben mußte, läßt sich viel leichter sagen als ausdenken.

Zunächst für die Erkenntnißlehre. Fragen, die früher ganz unmöglich, ja absurd erschienen, wurden möglich, tonnten beantwortet werden. Ist die Erkenntnis; ein secundäres Proouct des Willens, so konnte ja wohl der Philosoph die Aufgabe sich stellen: Welcher ist der Ursprung der menschlichen Vernunft? Und welchen Antheil hat der Wille daran gehabt? Was für Wichtigkeit die Beantwortung dieser Frage haben muß, kann keinem Denkenden entgehen.

Doch es wäre ein vermessenes Unterfangen, die tiefe Bedeutung und den unübersehbaren Wirkungskreis der Lehre dieses größten philosophischen Denkers des neunzehnten Jahrhunderts auch nur in den oberflächlichsten Umrissen charakterisiren zu wollen. Bereits beginnt sich auch seine Geisteswirkung so mächtig zu verbreiten, daß die Times neulich mit vollem Rechte sagen durfte: „Es vergeht kein Tag, an dem nicht irgend ein Ausspruch des deutschen Philosophen in englischen Journalen citirt würde."

Nur in einem Bilde, das sich an die antiken Fabelwesen anschließt, möchte ich, nach Art des Lord Bacon, die Stellung Schopenhauers zu den übrigen Auffassungen der Welt, sofern sie ihre Berechtigung in der ursprünglichen Natur des Menschen haben, und auf diesem Grunde eine höchste philosophische Einheit erreicht haben, erläutern.

Drei mvthologische Wesen kennt das griechische Alterthnm, von denen es heißt, daß sie Kunde von Allein haben, was auf Erden, was in der Tiefe und was am Himmel geschieht. Der Erste ist Proteus, der weissagende Meergreis, dessen Tochter Eidothea (die wissende Göttin, Oaxs«. IV, 365) heißt, ferner Atlas, der die Säulen, welche Erde und Himmel auseinanderhalten, im Besitze hat, als dessm Tochter .^alvpso (die verhüllende Göttin) genannt wird, und endlich Teircsias, der blinde Seher in der Unterwelt.

Bon Proteus, dem Batcr des Wissens, heißt es, daß er alle Gestalten annehmen konnte und in tansendfältigen Verkleidungen die ihm Nachstellenden zu täuschen und ihnen zn entkommen versuchte. Bald war er Bär, bald Schlange, bald sprühte er im Feuer, bald strömte er als Wasser, bald wehte er im Winde. Fest und fester mußten die, welche ihn zum Reden bringen wollten, denen er die Wahrheit, die ihm allein bekannt war, offenbaren sollte, die Stricke und Fesseln anzieheil und keinen Augenblick nachlassen.

In Proteus stellt sich uns aufs ungezwungenste die Einheit der Natnrkrast dar, die in tausend und abertausend verschiedenen Formen sich verkleidend, stets sich selbst gleichbleibt, das was die Naturforscher heute die „Erhaltung der Kraft" nennen, was bald Wärme, bald Elektricitüt, bald Magnetismus, bald pflanzliches, bald thierisches Leben in ewigem Wechsel und Wandel gleichwohl niemals eine Vermehrung oder Verminderung zuläßt, sondern „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" ausmacht. Dies ist heute zum Fundamcntnlgesetz aller Naturerklärung geworden und zuerst von dem trefflichen Denker, I. Robert Mayer, philosophisch begründet und ausgesprochen worden, d. h. in seiner Anwendung auf concrete Naturerscheinungen, denen das Zeitalter noch immer abstmcte, d. h. mythologische Erklärungen zu geben versuchte. Im Grunde hat Mayer nur das eminente Verdienst, das längst von Kant in den „Metaphysischen Ansangsgründen" Ausgesprochene: „Materie ist das, was sich im Nciume bewegt" klar erkannt und diesen Satz auf die flüchtigsten, ungreifbarsten Dinge, die sogenannten Imponderabilien angewandt, den Proteus, die Eine Naturkraft, in allen ihren Metamorphosen mit der mathematischen Formel gefesselt zu haben, daher er auch seiner epochemachenden Schrift das Motto vorsetzte:

(jus tonsivin vultus mutantem luvten. n«ä«? ilZorat.)

Ist nun Proteus die Verkörperung der Einen Naturkraft und somit der Vater des eigentlichen, abstracten Wissens, der sich nur auf äußere, sinnliche Erscheinungen beziehenden Naturerkenntniß, so ist Atlas, der Vater der Verhüllung, der mythologische Ausdruck dessen, was sich in allen Erscheinungen Inneres oder Uebersinnliches ausspricht und offenbart, was ohne die sinnliche Hülle für unsere Erkenntnis; niemals vorhanden sein könnte, was aber nicht das allgemeine, abstracte Naturgesetz selber ist, vor welche»: Alles gleich und nur Unterschiede der Erscheinungen zugelassen werden, sondern was sich innerhalb der einzelnen Gesetze als Idee der Wesen offenbart. Es ist hochinteressant, daß der große Denker, der zuerst die eigentlichen, menschlichen Gesetze — welche erst in der christlichen und moderneu Zeit durch Uebcrtragung auf die Natur die in derselben herrschende Ordnung unter dem Namen Naturgesetze metaphorisch zu bezeichnen dienten — nun auch wieder als aus der Natur hervorgehend zu erklären wagte, daß Montesquieu, der geniale Verfasser des I?«nrit cle8 lois, für eine seiner Schriften, die ^onsiMriitjonZ sur ig, ^rundeur cies LoWaius, das von Friedrich dem Großen so hochgeschätzte Meisterwerk, das Motto wählte: Docuir ^uii« inuximvs ^tlss. Atlas aber lehrte nicht nur die Himmelserscheinungen und ihre Gründe und Gesetze, er lehrte auch u»äs Iiominum zzenus ««««udos und so inspirirte er auch den französischen Weisen, nach den letzten Gründen der politischen Entwickelungen, des Aufgangs und Niedergangs der Völker zu forschen. Hier sind denn die Säulen, die Himmel und Erde verbinden, denn alles dieses Naturgesetzliche ist nicht verständlich ohne Boranssetzung des Ethischen, des Inneren, der Idee.

Die Erscheinungswelt und das, was sie innerlich bewegt, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und die Vielheit der Ideen, das ist in der That das Mittelgebiet, wo Inneres und Aeußeres, Himmel und Erde zusammentreffen, das Gebiet des Atlas. Es ist das Gebiet der menschlichen Kunst, die das Innere durch äußere, sinnliche Hülle ausspricht; daher ist Kalyvfo die Tochter und Hermes, der Gott der Künste und Sprache und Erkenntniß, der Enkel des Atlas — denn all' unsere Erkenntniß beruht auf dem künstlerischen Anschauungsvermögen, welches das innere Wesen in der äußern Erscheinung ausfaßt, wodurch die letztere Einheit und Totalität erhält.

Aber wenn wir die unendliche Vielheit der Erscheinungen, wie sie sich unseren Sinnen darbietet, unter der Einheit von Zeit und Raum, als eine einzige Natureinheit — die Kraft — in der abstracten Erkenntniß aufgefaßr haben und dadurch den Proteus fesselten, so die ganze objective Welt in ein einziges Ganzes verwandelnd: — giebt es, so fragen wir, nicht auch einen göttlichen Wahrsager, der uns in Betreff des Inneren, des wahren Wesens, der Vielheit der Ideen jene Einheit zu verkünden vermag, die ja stets das Ziel unserer Vernunft ist, ohne welche die letztere keine Befriedigung findet? Wenn Proteus uns die physische Einheit enthüllt hat, welcher Seher wird uns die metaphysische, die wahre Einheit offenbaren?

Es ist Teirestas. Er ist blind. Die äußere, sinnliche Erscheinung hält seinen Geist «nicht gefangen, nur aus seinem Innern schöpft er seine Offenbarungen. Er wohnt im Hades. Er allein hat, nachdem er in den Hades hinabgestiegen, das Bewußtsein, die Erinnerung seiner früheren Zustände, nicht verloren.

Er verkündet die Schicksale der Menschen nach ihrem tiefsten, dunkelsten, ihnen selbst unergründlichen Wesen. Es ist das ihr moralisches Wesen, ihr Selbst, denn ^>>o; «v^v^c,, ?«^luv. Dieses Selbst ist jenseits des empirischen, bewußten Ich, es manifestirt sich aber für die Erkenntniß als Selbstbewußtfein nur in dem letzteren. Es ist der Urgrund unseres Wesens, darum unergründlich, durch keine Worte zu erfassen und zu erklären. Es ist unveränderlich, dauernd, durch den Tod nicht zu vernichten. Wir geben ihm, sobald wir sein Wirken erklären wollen und desselben bemußt werden, den Namen Willen. Diesen Namen zu verstehen, kann keine Erfahrung, keine äußere Erscheinung, beitragen. Wir verstehen ihn aber von selbst, durch uns selbst, denn er ist unser Selbst

So redete der greise, blinde Seher im Hades und Schopenhauer vernahm seine Offenbarung. Er tauchte in jene Tiefe hinab, die bisher unerforfchlich, in ewigesDunkel gehüllt, gleichwohl in demWorte: „moralifcher Charakter" als die Macht aller Mächte geahnt worden war.

Er that aber mehr als das. Er erkannte, daß dieses geheimnißvolle Grundivesen, das wir mit den Worten Selbst nnd Wille bezeichnen, das weitentfernt durch äußeres Licht zu entspringen, vielmehr allem Aeußeren erst Licht und Verständlichkeit verleiht, dieses nur jedem Einzelnen subjectiv Bekannte zugleich das Grund- und Urwesen der ganzen Welt sei, die zunächst für die menschliche Erkenntnis; nur als Aeußeres, Objectives, Naumerfüllendes vorhanden sei, aber auch Emen Zugang zu ihrem innern wahren Wesen verstattete.

Damit hatte er jene Einheit gefunden, von der wir sprachen, das Metaphysische, das dem Physischen entspricht, das Wesen, dessen Spiegelbild uns in der Erscheinung entgegentritt, die Einheit, die in der räumlichzeitlichen Zersplitterung die Phantasmagorie, das prismatische Farbenspiel der Maja als Vielheit uns vortäuscht und vorgankelt.

Und er sprach es aus, das einfache, aber doch so tiefsinnige Wort: „Alle Kraft ist Wille." Alles, was der Physiker mit dem Zauberworte Bewegung und Kraft auflost, welche Worte nichts anderes bedeuten als einen zeitlich-räumlich-causalen Vorgang, das ist für den Metaphysiker, der es von Innen, als wahres Wesen auffaßt: Wille.

Während Knut das Weseu der Erkenntniß, soweit es der menschlichen Geisteskraft möglich ist, ergründet und offen dargelegt hatte, war sein großer Schüler noch tiefer gedrungen nnd hatte das Wesen der Welt und des eigenen Selbst, soweit es überhaupt der immanenten menschlichen Vernunft möglich ist, entsiegelt und enträthselt.

Darum sagte er auch nach Vollendung seines Werkes, das er den theilnahms- und verständnißlosen Zeitgenossen überreichte, ohne Selbstüberhebung, aber mit gerechtem Stolze: „Ich halte diesen Gedanken für Dasjenige, was man unter dem Nameu der Philosophie sehr lange gesucht hat, und dessen Auffindung, eben daher, von den historisch Gebildeten für f« unmöglich gehalten wird, wie die des Steines der Weisen."

II.

An die Nachwelt hatte Schopenhauer appellirt und die Nachwelt, zu der wir heute gehören, hat seine Prophezeihung schon bewahrheitet. Viele von den Götzen, die ehemals als unfehlbare Orakel gepriesen wurden und deren Aussprüche von Mund zu Mund colportirt, für höchste Weisheit ausgegeben wurden, schlafen jetzt in den Bibliotheken den verdienten ewigen Schlaf, ein Fraß der Würmer und Motten. Dagegen steigt das Ansehen Schopenhauers von Tag zu Tag, je mehr die Gebildeten fähig werden, in die Tiefe feiner Gedanken einzudringen, seine gewaltige Geistesarbeit aufzufassen und zn verstehen.

Zu diesen scheinen nun aber mit wenigen löblichen Ausnahmen die Philosophieprofessoren nicht gerechnet werden zu können, an denen sich denn auch der große Denker für ihr von ihm vorausgesehenes ^gnorircn und Sekretiren antioivanclo weidlich gerächt hat, wie sie wähnen, „mit verbissenem Ingrimm," in Wirklichkeit aber, wie jeder Leser Schopenhauers weiß, mit dem «rkräftigen Behagen eines gesunden Humors und mit dem treffendsten Sarkasmus. Daß Schopenhauer sein Schicksal vorausgesehen und sich ruhig in dasselbe ergeben habe, beweisen die Schlußworte der mehrerwähnten Vorrede, in welchen der dreißigjährige, junge Mann sagte: „Nno so gebe ich mit innigem Ernst das Buch hin, in der Zuversicht, daß es früh oder spät diejenigen erreichen wird, an welche es allein gerichtet sein kann und übrigens gelassen darein ergeben, daß auch ihm in vollem Maße das Schicksal werde, welches in jeder Erkenntnis;, also um so mehr in der wichtigsten, allezeit der Wahrheit zu Theil ward, der nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird. Auch pflegt das erstere Schicksal ihren Urheber mitzutreffen. Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen , wir die Wahrheit."

Natürlich waren es ein oder ein paar Schlagworte, die von jenen Kreisen ausgegeben, und dann von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend, dazu bestimmt sein sollten, den großen Denker kurzerhand abzuthun, die denn auch von der meist denkfaulen, jedes eigenen Urtheils baren Menge aufgeschnappt und mechanisch nachgeplappert wurden. Man kennt derartige Beispiele ja manche, wie ein ganzes Geschlecht hinters Licht geführt wurde und die verkehrtesten Urtheile den bedeutendsten Leistungen hartnäckig den Weg versperrten. Grillparzer Schicksalstragödie! — Lazar Geiger paradoxe Ansicht! — Goethes Farbenlehre dichterische Grillen! versteht sich auch feine Entwickeluug und Metamorphose der Pflanze und des ThierorganiSmus! Jetzt freilich pfeift der ganze Lhorus die letztere Melodie, seitdem sie ihm von Darwin vorgesungen worden ist. So konnte es auch nicht fehlen, daß an den Namen Schopenhauer ein paar Scheulappen angeheftet wurden, die schon von Ferne den blöden Schuljungen, genannt Publikum, abschrecken sollten vom eigenen Studium. ^V'gnuiu Ksbet in «oinu, prociul tuxite! Zu diesen Scheulappen gehörte denn vor allem das Wort Pessimismus, ohne daß jedoch Warner und Gewarnte sich im Mindesten eine klare Idee davon machen konnten, was denn mit diesem Worte eigentlich gemeint sei, alle vielmehr sich eine confuse Masse, eine Art von Hexenbrei, der aus den Ingredienzien von Materialismus, Nihilismus, Sensualismus und, allen möglichen staats- und gemeingefährlichen —musen und —iSmen zusammengerührt war, dabei vorstellten. Es ist wirklich schwer, bei dergleichen Leistungen die Geduld nicht zu verlieren. Schopenhauer der große Idealist, der Kants Idealismus erst vollkommen verständlich

machte, mit dem Materialisums, dem geraden Gegentheil, zusammengeworsen! Schopenhauer, dessen Ethik die höchsten Anforderungen an den menschlichen Willen stellt, der die schwerste Aufgabe, die Selbstverleugnung, zum Mittelpunkt seiner Lehre macht - Sensimlist und Nihilist! Fürwahr, das erinnert an den edlen

Römer bei Shakespeare, der durch die Rede des Brutus gegen Lasar begeistert, laut ausruft: I^et Iiim bc> Ose8är!

Da es jedoch keinen Unsinn giebt — wenigstens nicht auf philosophischein Gebiete — der nicht Methode hätte, und der nicht mit einem gewissen Schein von Berechtignng vorgetragen würde, so verlohnt es sich wohl, auf die Idee des Schovenhauerschen Pessimismus näher einzugehen, sein Verhältnis; zu den allgemeinen Anschauungen und ganz besonders zu den entgegenstehenden, philosophischen Ansichten zu beleuchten, um das Gruseln einigermaßen zu verstehen, das die gedankenlose Menge bei diesem Worte ergreift.

Zunächst könnte man das Letztere ja wohl aus einem instinctiven Gefühl, daß der Pessimismus eigentlich Teufclswerk sei, eine Erfindung des Geistes, der stets verneint, erklären, und sich dabei auf die bekannten Worte aus Goethes Faust berufen:

Der Herr: Kommst Du, nur immer anzuklagen?

Ist auf der Erde cwiz Dir nichts recht?

Mcphist: Nein Herr, ich find' cs dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ilircn Jammcrtagcn,
Ich mag svgar die Annen selbst nicht plagen.

Und es steht wohl außer Zweifel, daß eine Nachwirkung der mosaischen Urkunde mit ihrem njvr,» (von Leibniz übersetzt: ?uut ost pour 1s inienx ev. «s mc>ill«ur 6o8 inonckvs) jener Abneigung gegen Schopenhauer beigemischt ist. Dabei findet eben nur eine leicht verzeihliche Confusion des Denkens statt, daß man den Mann, der mit glühender Beredsamkeit das Leiden und Elend der Welt zugleich mit der moralischen Perversität, die in ihr zu Tage tritt, aufdeckt und brandmarkt, unvermerkt für das, was er wahrheitsgemäß schildert, verantwortlich macht. Warum auch nicht? Was hat er nöthig, uns in unserer behaglichen Ruhe zu stören? Es ist Alles sehr gut, denn nur unter dieser Bedingung sind auch mir sehr gut, und an Letzterem ist doch gewiß nicht zu zweifeln. Wer uns mit Wallensteins Worten will glauben machen:

Tc,n bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten,

der predigt offenbar den Teufel, und wenn er uns zugleich vor feinen Schlingen warnt nnd uns den Weg zeigt, ihm zu entrinnen, nun, so will er den Teufel mit Beelzebub austreiben!

Es mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß das Jahrhundert der Aufklärung in feinem erbitterten Kampfe gegen die christliche Lehre seinen rationalistischen Glauben gleichfalls durch Wunder, durch Offenbarungen, dnrch göttliche Belehrungen zu begründen und zu stützen wähnte. Es dünkte sich dabei sehr groß und erhaben. Nicht in dumpfen Kirchenmauern, so hieß es, suchen mir unseren Gott, in dein aufgeschlagenen Buche der Natur, in den Wundern der Sternenwelt wie im Baue des kleinsten Grashälmchens finden wir seine Spur. Mit Flammenfchrift verkündet er seine Allmacht, offenbart er sein ewiges, unendliches Wirken. Demuth und christliche Ergebung sind knechtischer Dienst, des freien Menschen unwürdig. Hoch aufgerichtet ist des Menschen Haupt, er ist bestimmt, die Wunder der Natur zu schauen, freudig das Schaffen der Gottheit darin zu erkennen und Lehren der Weisheit und Tugend daraus zu schöpfen. Da galt denn das Christenthum bei den Gebildeten für einen veralteten Aberglauben; eine neue Lehre, ein neues Evangelium sollte einziehen, einzig und allein auf der Vernunft, auf den neuen, großartigen Entdeckungen der Naturwissenschaften begründet.

Das Evangelium der Natur! Es ist wahrlich traurig zu sehen, wie dieser hybride Begriff, dieser schreiende Widerspruch, der noch sporadisch sich bis auf unsere Tage fortschleppt, einst die Seelen der Besten irregeleitet hat, so daß selbst ein Beethoven in seinem gewaltigen Drange zum Göttlichen emporzusteigen, dem Unendlichen nahe zu kommen und ihm Ausdruck zu verleihen, seine Inspirationen in rationalistischen Andachtsbüchern suchte. Nur Kants großartige Besonnenheit blieb unberührt vom Zuge der Zeit. „Habe ich das Nccht, den Begriff eines Uhrmachers oder sonstigen Künstlers auf die Natur anzuwenden und dann der Gottheit beizulegen?" Nur aus dem moralischen Gefühl stammt nach ihm alle Religion, die den Gottesbegriff als das Ideal des Guten in sich schließt. In der Natur selbst und der ganzen Erfahrung von ihr, ist von den höchsten sittlichen Begriffen keine Spur anzutreffen. In ihr herrscht nur die Kraft oder, ethisch ausgedrückt, die Gewalt.

Mit einer Art von wehmüthigem, aber seiner Zeit weit überlegenem Humor urtheilt er über den Nousseau'schen Optimismus, der die ursprüngliche Güte der Menschennatur, die Vergötterung der Natur und ihres Waltens in schwärmerischer Begeisterung predigte. „Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: Seitdem daß man auf dem Grundsatz des Nousseau, daß der Mensch von Natur gut fei, fortgebaut hat, fängt es an besser zu gehen. ^Ir, sagte der König, mov. «K«r Lul^er, vous ns eounäisLSZ pas assi.? cetto rsre« ivuuckits, ii, Isciuell« iiou.« »p^ilrtoiwn«/ (Kant, Anthropologie, j'. 331.)

Wer die heutige philosophische Grundidee der Naturwissenschaften einigermaßen aufmerksam beachtet, dem kann unmöglich entgehen, wie jene optimistische Tendenz, die eigentlich zwei Grunddogmen hatte, nämlich die Göttlichkeit der Natur und die Allmacht der menschlichen Vernunft, einer geradezu entgegengesetzten Tendenz, die man eine pessimistische zu nennen berechtigt ist, Platz gemacht hat. Der Jubel über die Schönheit der Welt, die Vortrefflichkeit des Kunstwerkes ist verstummt, die unendlich höhere Anforderung des Ethischen findet ihre Anwendung auf die Natur, aber die in diesem Sinne an sie gerichteten Fragen finden eine düstere, nichts weniger als befriedigende oder erhebende Antwort.

Dn herrscht der Stroit und nur die Stärke sirgt,

so etwa lautet das Dogma, auf welches nach dein Vorgange Darwins alle heutigen Naturforscher schwören. Das Ueberleben des Stärkeren, der Kampf um's Dasein, das dollum «inninm , »ntrit «mns« werden als die einzigen treibenden und wirkenden Factoren angesehen, durch deren äußeren Zwang alle höhere Vervollkommnung 'sich vollzieht. Da scheint nicht einmal der Liebe ein Plätzchen gegönnt zu sein, es sei denn, das; man sie als den blinden (Geschlechtstrieb auffaßt, der gleichfalls zum Vernichtungskampf antreibend die n!ttui'«I soleerion befördert. Also, wie Schiller einst sagte, „Hunger und Liebe" oder, darivinisch ausgedrückt, allgemeiner Mitbewerb und geschlechtliche Zuchtwahl erhalten nnd entwickeln das Getriebe.

Diese pessimistische Weltanschauung, die auch nicht von einem einzigen Lichtstrahl des Höheren, Edleren, d. h. des Idealen durchleuchtet und verklärt wird, ist das Resultat der heutigen Naturbetrnchtnng. Ihre ethischen Conclnsionen, die Wirkung derselben ans das Gemüth und das Handeln des Menschen geben sich in unzweideutigen, höchst bedenklichen Aeußerungen kund. Das Jagen und Rennen nach Neichthnm und Genuß, das Haschen nach dem Erfolg um jeden Preis, die schamlose Verleugnung aller höheren Aspirationen, die Bezeichnung der socialen Idee als einer Mngeufrage, deren Erledigung nur von der brutalen Gewalt zu erwarten fei — altes dieses hat einen tiefen inneren Zusammenhang mit der materialistischen Naturbetrachtung, die gleichsam eine trostlose Ernüchterung und Neaetion gegen die frühere Naturvergötternng nnd Vergötterung der menschlichen Vernunft bildet.

Nührend und tief melancholisch klingen die Aeußerungen des redlichen, treuherzigen Darwin, wenn er z. B. Anfragen junger Leute, die von ihm Auskunft über ihre Zweifel in den allerwichtigsten Dingen erwarteten nnd verlangten, beantwortete: „Ich bin ein alter, kranker Mann nnd verstehe nicht viel. Wollen Sie meine persönliche Meinung wissen, so glaube ich nicht an die Ordnung und Erhaltung der Welt durch ein höheres, göttliches Wesen." Diese seine Meinung hatte er sich srül, gebildet und zwar durch eine ethische Betrachtung. Kein Geist der Liebe offenbarte sich ihm in der Natur, in der die Icknenmonlnrve nur dadurch bestehen kann, daß sie die fremde Puppe aufzehrt, in der ihr Ei sich entwickelte; in der die >iatze mit der Todesangst der Mäuse spielt und sich daran ergötzt.

Ju tausendfältigen Variationen klingt diese Weise auö den Schriften der heutigen Naturforscher. Von den wundervollen Offenbarungen, die ehedem die Gemüther entzückten, da Auge nnd Ohr die Harmonie der Sphären schaute und vernahm, da aus allen Stimmen der Natnr der Eine gewaltige Hymnus erklang: Gott ist die Liebe! ist keine Nede mehr. Eine muß, wo denn eine Erlösung von dein ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens, des heißhungrigen Wollcns und der ebenso quälenden Enttäuschung zu finden sei, der großen Schaar gelehrter und ungclehrter Vernunftivesen nicht zusagen kann, das; sie vielmehr, sobald derartige Schrullen sich ihnen aufdrängen, eifrigst bemüht sind, sich dieselben schleunigst aus dem Kopfe zu schlagen. Insbesondere die sntte Moral und solvente rospoctndilit^ findet Alles optim« eingerichtet und verdammt alle entgegengesetzten Anschauungen als 6i«Io?ä1 und äisisspec^tku.!, will sagen als gottlos und staatsgefährlich.

Auf solche optimistische Aeuszerungen wird nun Schopenhauer antworten: „Ich kann nicht umhin, den Optimismus, falls er nicht ein leeres Geschwätz, sondern eine wirkliche durch Gründe und Gedanken erworbene Ansicht sein sollte, angesichts des unermeßlichen Leidens und Elends der Welt, als Erzcugniß einer ruchlosen Gesinnung zu brandmarken."

Und hier ist die positive Seite seines Pessimismus, mit welcher er sich zur Sonnenhöhe der reinen Idealität, zur höchsten Tugend der Selbstverleugnung und des Mitleids mit allem Lebenden und Leidenden erhebt. Nicht düstere Resignation, wie die Tragödien Aeschylos' und Sophokles', nicht bloö ästhetische Betrachtung der Nichtigkeit nnd Vergänglichkeit alles Irdischen, wie die modernen Tragödien Shakespeares und Schillers, nicht bloß beißenden Spott und blendenden Witz, wie Voltaires Romane' — zeitigt der Schopenhaner'scne Pessimismus, er schwingt sich hoch empor über alles dieses, über den verwirrenden und verblendenden Tunstkreis der sinnlichen Welt und findet in der reinen Aetherhöhe der Erkenntnis; den Weg, der zum Frieden führt, der höher ist als alle Vernunft, indem er so das Erhabenste was die Welt kennt, die sittliche Lehre des Christenthums, zugleich mit den verwandten Anschauungen der buddhistischen Lehre auf dem Pfade der Vernunft und der philosophischen Reslerion als das wahre Ideal der menschlichen Bestrebungen erweist, und das tiefe Goethe'sche Wort — das hohe Lied von der menschlichen Freiheit — durch Ucbertragnng auf das menschliche Handeln vollkommen klar macht und zugleich metaphysisch begründet:

In dikscm innern Drang und inisiern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Bon der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet,

Wenn es heißt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," so muß eine solche Ethik, die das Resultat tiefsinnigster philosophischer Betrachtung ist, zugleich Zeugniß ablegen für die Wahrheit einer metaphysischen Lehre, deren sogenannter Pessimismus im Grunde nichts anderes sagt, als was von jeher der Kern des Chnstenthnms gewesen ist, die Nichtigkeit und Sündhaftigkeit der sinnlichen Erscheinungswelt und die Möglichkeit sich über sie zu erheben durch Ueberwinoung des eigenen Willens: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen des Herrn thut, der bleibt in Ewigkeit." Und das Mittel, ‚das hohe Ziel zu erreichen, ist das gleiche bei Schopenhauer, wie bei dem christlichen Lehrer: sri^rners inunclnrn, spernero ss ip«v.m, sporner« 8« sporni,

Nie ist das innerste Wesen des Ehristenthums von einem Philosophen tieser aufgefaßt und begeisterter gepriesen worden, als Schopenhauer es thut in dem vierten Buch seines Hauptwerkes, wo er die tiefernste Seite der Welt und des Lebens schildert und von der Umkehr (?Tu?T/>2z 71X5S;) und der Verneinung des natürlichen Willens redet, der nur durch innere Erleuchtung und durch Wirkung der Gnade gänzlich aufgehoben werden kann. Zugleich charakteristrt er vollkommen treffend den Unterschied zwischen der abstracten Erkenntnis?, die es nur mit Begriffen zu thuu hat, daher die Ausgabe des Philosophen ist, uud der intuitiven Erkenntnis;, aus welcher das unmittelbare Thun hervorgeht. „Es ist so wenig nothig, daß der Heilige ein Philosoph als das; der Philosoph ein Heiliger sei, sowie es nicht nothig ist, daß ein vollkommen schöner Mensch ein großer Bildhauer oder daß ein großer Bildhauer auch selbst ein schöner Mensch sei." „Wie die Erkenntnis;, aus welcher die Verneinung des Willens hervorgeht, eine intuitive ist und keine abstracte, so findet sie ihren vollkommenen Ausdruck auch nicht in abstracten Begriffen, sondern allein in der That nnd dem Wandel. Darum, um völlig zu verstehen, was wir philosophisch als Verneinung des Willens zum Leben ausdrücken, hat man die Beispiele aus der Erfahrung und Wirklichkeit kennen zu lernen." Die empirischen Beweise der Wahrheit seiner Lehre wie der ^ehre des Christenthnms mangeln nicht, es sind die frommen Seelen, die lauteren Gefäße der Gnade, die freudig und ohne sich zu bedenken der Welt und ihren Verlockungen entsagten, die heiligen Frauen, die, während ihnen der Rosenpfad der weltlichen Freuden, des irdischen Glückes und des Neichlhums offen standen, eS vorzogen, in Werken der Barmherzigkeit, des Krankendienstes, der zarten, aufopfernden Pflege oft entsetzlicher Gebresten und abschreckenden Siechthums jenes hohe Kleinod sich zu erringen, von dem die Welt nichts weiß, das Bewußtsein der Selbstverleugnung und des inneren Friedens. Daß das gleiche Ideal in den Tugcndubnngen der indischen Büßer vorwaltet, wie es auch in der Lehre der Upanischaden gepriesen und dringend empfohlen wird — nämlich Liebe des Nächsten mit völliger Verleugnung unseres Selbst, Wohlthätigkeit und Weggeben des täglich sauer Erworbenen, grenzenlose Geduld gegen alle Beleidiger, Vergeltung alles Bösen, so arg es auch sein mag mit Gutem und Liebe — wer ist darum zu tadeln, die indische Weisheit oder die ihr anhangen oder Schopenhauer, der die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen dem Leben des christlichen und indischen Büßers „bei so grundverschiedenen Dogmen, Sitten und Umgebungen" hervorhebt?

„Der Zustand aber dessen, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen ist, so arm, freudelos, und voll Entbehrungen sein

Zustand von Austen gesehen anch ist, ist voll innerer Freudigkeit und Himmels ruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel der lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist ein unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir, wenn er uns vor die Angen oder die Einbildungskraft gebracht wird, nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können, indem wir ihn sogleich als das allein Rechte, alles Andere unendlich Ueberragende erkennen. . . Statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Neberganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen, besteht, zeigt sich uns bei ihnen jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Lorreggio dargestellt haben, ein ganzes sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden." Freilich schreckt Viele das Wort, mit welchem die Hindus die Verneinung des Willens, als des Charakters der sinnlichen Welt, und jenen seligen Zustand, der für unsere Sprache und unser denken unaussprechlich und unfaßbar ist, auszudrücken versucht haben, das so vielfach mißverstandene Nirwana oder Nichts der Buddhisten.

„Wir bekennen eS frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen — Nichts."

Ich darf diesen schönen Worten Schopenhauers nichts hinzufügen, um die Reinlieit und Lauterkeit seiner philosophischen Lehre, wie sie in seiner Ethik gipfelt, dem Bewußtsein des unbefangenen Lesers näher zu bringen. Er mag dann urthcilen, welch ein fratzenhaftes Zerrbild derselben in dein albernen Gerede von der „Philosophie der Verzweiflung, dem düsteren, finsteren Pessimismus und seiner thallosen Resignation" und wie die anderen leeren Phrasen heißen mögen, zu Markte gebracht werden. Gottlob, die Zeit ist nahe, wo alle diese Nebelgebilde sich durch einen kräftigen Windzug in das verwandeln werden, woraus sie bestehen — in Dunst.

Daß die Schopenhaner'sche Ethik die höchsten Anforderungen an den Menschen stellt, daß sie ein Ideal aufstellt, dessen Palme unendlich höher ist als alle Lorbeern des Welterobercs, nämlich die Weltübcrwindnng, jenes Ideal, vor dem der ganze farbenreiche Zauber der griechischen Götterwclt erblaßt und in Nichts zerfällt, wie eS denn auch unser Schiller in einer seiner herrlichsten Dichtungen als das Größte und Höchste gepriesen hat, das Gebot, zu bändigen den eignen Willen, es ist kaum glaublich, das; Jemand der mit seinen Schriften vertraut ist, es heute noch verkennen sollte.

DaSZiel, das er vor Äugen stellt, ist der Einblick in das tiefe Leid und die verblendete Selbstzerfleischung aller lebender Wesen — in^emi?eir »nmis crcawra — wodurch die schönste und edelste aller menschlichen Eigenschaften, tiefes Mitleid erweckt und der Weg der Erlösung betreten werden kann. Das ist der Gehalt seines Pessimismus. ÄöaS ist dem gegenüber der Optimismus? Genau das, was man der Schopenhauer'scheu Lehre ohne sie zu kennen, hat andichten wollen: vernunftwidrig, denn er steht im Widerspruch mit allein Tatsächlichen und den innersten Ueberzeugungen jedes Denkenden; ohne Antrieb zum Streben, das ja doch stets nur darauf gerichtet sein kann, das; es besser werde; vor allem aber herzlos und seelenlos, was keines Beweises bedarf.

Wenn wir nun zum Schlüsse außer den obenerwähnten Gründen des Mißverständnisses, der Unsähigkeit und des boruirten Dünkels noch einen, nichtigen Grund der Verketzerung und des Verrufs der Schopenhauer'scheu Lehre aufsuchen, so müssen wir leider ihn da aufsuche», wo sich seine scheinbaren Anhänger befinden und ihn in die kurzen Taciteischen Worte einkleiden: Orrupti« oplimi pe««ima. Hierin thcilt Schopenhauer das Schicksal alles wahrhaft Großen, daß es in sein Gegenlheil verkehrt, unsägliches Unheil angerichtet hat. (,'nrimptw ovtimi vossim«. Hat nicht das Ehriftenthum, die Religion der Liebe und des Fried/nS, grimmigen Haß und lodernde Zwietracht unter den Menschen angefacht, hat es nicht mit Strömen von Blut oft feinen Weg bezeichnet? Wer aber hätte den Muth, die erhabene Christuslehre für diese Gräuel verantwortlich zu machen?

Giebt es tiefere Offenbarungen über die menschlichen Scelenanlagen als die beiden unvergleichlichen, dramatischen Meisterwerke Hamlet nnd Faust? Sollten wir etwa wünschen, daß Shakespeare seinen Dänenprinzen nicht zum Repräsentanten eines ewigen, unlöslichen Widerspruchs in der Mcnschenseele gemacht, weil so viele Dausende in seinen Mantel sich drapirten und mit asfectirter Schwermuth declamirten, daß ihnen „das ganze Treiben dieser Welt ekel, schal und unersprießlich erscheine". Oder wollen mir die deutsche Literatur ihres kostbarsten Kleinods, des Faust berauben, weil so viele unreife Jungen das tingenügende der ewig dnrch bloße Erscheinung begrenzten menschlichen Erkenntniß zum Borwande nahmen, um neben die Schule zu laufen und nichts Ordentliches zn lernen?

So ist es auch geschehen, daß Biele den Schopenhaner'schen Pessimismus sich aneigneten und daraus daS Mittel „einer bcguemen Art zn verzweifeln" machten. Namentlich in Oesterreich, wie man hört, soll die Zahl solch sonderbarer Heiligen sehr groß sein und tagtäglich zunehmen. Wer nun so die Lehre des eminenten Denkers mißverstehen nnd in ihr Gegcnthcil verkehren kann, der ist weder einer ernsthaften Beachtung noch einer Widerlegung werth, man könnte höchstens auf ihn den indischen Spruch anwenden: Den Schlangen dienet Milch,linken n^zig zur Mehrung nur des Gifts,

Thoren werö>n durch ttnteiwcisung nur lächerlich, gebessert nicht.

Sicher aber ist, daß das Zerrbild, das sich durch das Gcbahren und Reden solcher scheinbaren Verehrer und Anhänger Schopenhauers den Augen der Unbefangenen darbietet, der richtigen Erkenntniß und gerechten Beurteilung seiner Lehre unendlich mehr geschadet hat, als alles Gezeter und Gegeifer seiner ärgsten Gegner.

HI.

Bekanntlich bestand die Absicht, Schopenhauer zu seiner SScularfeier in Frankfurt a. M., als in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verbracht, ein Denkmal zu errichten. Tie zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen haben noch nicht die für ein würdiges Monument erforderliche Summe ergeben und eö wird daher ein solches erst in späterer Zeit geschaffen werden können. Da die Anregung dazu von dem Verfasser dieser Zeilen ausgegangen ist, so möge ihm verstaltet sein, über die Gründe, die Idee und den Erfolg dieser Angelegenheit hier kurz zu berichten.

Man hat nicht mit Unrecht die Sucht, Denkmäler zu errichten, eine Krankheit der Zeit genannt. Solche Auszeichnungen verlieren ihren hohen Werth, sobald sie zu häusig werden. Man mag es ja, als ein Zeichen inniger Verehrung und allgemeiner Begeisterung für den Nationaldichter, hinnehmen und verzeihen, wenn im Jahre 1859 jede deutsche Stadt „ihren" Schiller haben wollte. Aber daß unmittelbar nach dem Hinscheiden eines Dichters von dem Range eines Scheffel zwei Städte sich stritten, welche ihm ein Denkmal setzen solle, und sich endlich dahin entzweiten (denn einigten kann man nicht sagen), ihm zwei Denkmäler zu errichten, damit das hie Carlsruhe! und hie Heidelberg! nicht zu heftiger Fehde führte, das erinnert an die ehedem so blühende, deutsche Krähwinkelei und den scharfen Ausspruch Goethes:

Ja, wer Eure Verehrung nicht kennte,
Euch, nicht ihm scpt ihr Monumente.

Zugleich hat eine solche übereifrige Hast im Dcnkmalsetzen einen ttblen Beigeschmack, indem der Verdacht erweckt wird, als fürchte man, der 'Eifer oder die Verehrung möchte erkalten, oder ein Denkmal (monuniöiitulli) fei dringend nothwendig, um das Andenken zu erhalten, das ohne jene Beihülfe sich bald verlieren würde.

Im Gegensatze hierzu könnte man gar wohl den paradoxen Satz aufstellen: ein Denkmal verdiene eigentlich nur der Mann, der keines bedürfe, dessen Namen auch ohnedies durch dauernde Wirkung seines Geistes und stets wachsende Verehrung der nachfolgenden Geschlechter sich verewige.

mi bisogna e non ini ba8ts." Was Königin Christine von der Zionigskrone sagte, das werden alle wahrhaft großen Männer von jener Ehrenbezeugung gedacht haben. Da würde denn in vollstem Maße für Schopenhauer gelten, was Herbart einst von Kant gesagt hat: „Fortdauernde Beschäftigung mit den Werken eines großen Mannes ist die Art der Ehrenbezeugung, die ihm gebührt. Jede andere kann er entbehren."

Gewiß kann er sie entbehren, denn er hat sich selber ein Denkmal gestiftet ssrs perermius. So lange ein forschendes Auge zum Sternenhimmel hinauf schaut, werden die Namen Newton, Kepler und Nobert Mayer mit dein Glanz der Gestirne sich verbinden, so lange der Dichtung heilige Magie des Menschen Herz bezaubert und begeistert, werden Homer, Dante, Shakespeare und Goethe in unvergänglichem Lichte strahlen. So lange das große Näthsel des Daseins und der Erkcnntniß das höchste Interesse des denkenden Geistes erwecken und zu unermüdlichem Forschen antreiben wird, so lange werden Spinoza, jjMt und Schopenhauer die großen Leuchten sein, die auf dem einsamen dunkeln Ocenn die Richtung bezeichnen.

Aber es giebt berechtigte Gründe, die ein Geschlecht veranlassen können, ein solches sichtbares Zeichen zu stifte», um gleichsam eine heilige Schuld abzutragen. Dahin gehört vor allem das Gefühl der Pietät und der Dankbarkeit, der es einen lauten und öffentlichen Ausdruck zu verleihen begehrt, sowie auch das Vedürfniß, für das, was Gleichgültigkeit und Unverstand der früheren Zeit verbrochen haben, eine Sühne darzubringen, damit der zürnende Schatten des verkannten und schwer Gekränkten versöhnt werde, damit nicht ewig, wenn z. B. der Name Kepler genannt wird, nur der bittere Vorwurf:

So Koch war noch kein Sterblicher gestiegen,

Kepler stieg, und starb den Hungertod n. s. w.

der Erinnerung des Hörenden sich darbiete.

Eine nationale Ehrenschuld ist es gewesen, durch welche das deutsche Volk sich verpflichtet fühlte, da es seinen großen Dichtern Lessing, Schiller und Goethe, sowie auch seinem Herder und Jean Paul und in neuerer Zeit seinem Uhland, seinen Gebrüdern Grimm, seinem Mckert nnd Ludwig Richter Denkmäler errichtete oder deren Ausführung vorbereitet. Mit Freude und Stolz begrüßt jeder Deutsche die ehernen Standbilder solcher Männer, die das nationale Geistesleben unendlich bereichert haben und die es bewirkten, daß der deutsche Namen überall im Auslande mit hoher Achtung genannt wurde, lange bevor Deutschland sich zu seiner heutigen politischen Größe emporgeschwungen hatte.

Wo dagegen das Nationale zurücktritt nnd die höheren, allgemein menschlichen Interessen der Humanität, des geistigen Fortschrittes, der Wissenschaft und namentlich der alles dieses zur höchsten Einheit verbindenden Philosophie in Betracht kommen, wo also der Dank der Menschheit, deren Bannerträger und Vorkämpfer der Gefeierte ist, ausgesprochen werden soll, da handelt das Volk, der hohen Ehre eingedenk, einen solchen Mann wie Galilei, Gutenberg, Columbus, .ttant, Lavoisier den seinen nennen zn dürfen, gleichsam nur als Committirter der ganzen Menschheit, deren Solidarität und Gemeinsamkeit durch solche äußere Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung den schönsten Ausdruck erhält.

Darum hat in unseren Zeiten des ungemein gesteigerten Contacts der Völker der schöne Gedanke, den großen Männern der Menschheit durch Beiträge aus allen Theilen Europas und der ganzen gebildeten Welt ein Gedenkbild zu schaffen, das dann auch als ein Symbol des alle Edlen begeisternden Ideals der Verbrüderung der Völker sich erhebt, schon mehr als einmal seine Verwirklichung gefunden. Dhorivaidscns Gutenberg in Mainz verdankt sein Dasein einem Appell an die Gebildeten von gan,; Europa, vor allem aber der edlen Uneigennützigkeit des großen Meisters selbst, der sich durch den Auftrag geehrt und begeistert fühlte. In gleicher Weise wurden die Denkmäler Spinozas, Giordano Brunos, Nousseaus durch internationale Sammlungen errichtet.

Der Gedanke lag nahe, der Errichtung eines Standbildes für Schopenhauer gleichfalls jene höhere Weihe zu geben, um so mehr als gerade seine Werke, mehr als irgend etwas anderes, ein gegenseitiges Verständnis! bisher ganz unabhängiger Gedankenströmungen vermittelten und dadurch eine Verständigung weit entlegener Welten und Bölkerkreise anbahnten. Es bildete sich deshalb ein internatioualleS Eomitt'>, das außer hochgeachteten deutschen Namen, wie Brahms, Graf von Schack, Rudolf von Jhering, Karl Hillebraud, Bennigsen n. A. anch die volltönendsten Namen des Auslandes vereinigte, wie Renan in Paris, E. de Laveleye und Gevacrt in Belgien, Paul von Lilienfeld in Rußland, Mar Müller in Orford, der in einer Person der würdigste Repräsentant Deutschlands, Englands und des Orients war, Elpis Melena, die begeisterte Bertheidigerin des Rechtes der Thiere, ja sogar, was bis jetzt wohl einzig in seiner Art war, der Name eines indischen Brahmcmen Mjah Rümpel Sing schmückte die Reihe der Unterzeichner der Aufrufs. Die Times begleitete die Veröffentlichung dieses Aufrufs mit einer sehr sympathischen Einleitung, worin sie die Bedeutung Schopenhauers besprach, und die mit den Worten schloß: „Es ist gewiß, daß, wenn überhaupt Denkmäler gesetzt werden sollen, Schopenhauer vor Allen ein solches gebührt."

Der Erfolg des Aufruf« bewies, daß das Interesse für den großen Denker und Schriftsteller in weitesten Kreisen sich regt und immer mehr Verbreitung findet. Mehr als zehntansend Mark flössen zusammen, darunter Beiträge aus Ostindien, aus Rußland, aus der Türkei. Die Summe ist bedeutend genug, daß die Ausführung der Idee dadurch sicher gestellt ist, sie ist aber nicht genügend, um, wie geplant war, ein würdiges Denkmal schoil jetzt auszuführen. Der Betrag aber und die Namen dex Zeichner haben eine gewisse innere Beredsamkeit. Man kann wohl kühn behaupten, daß diese letzteren alle in vollster Unabhängigkeit von äußeren Rücksichten und nur ans innerster Uebcrzeugung ihre Beiträge gezeichnet haben. Denn es giebt wohl keine geschlossenen Kreise, weder politische, noch wissenschastliche, noch consessiouelle, nicht einmal sociale, die gegen Schopenhauer nicht entweder innere Abneigung oder offene Erbitterung docnmcntiren. Tie Philosovhieproseisoren hat er in allen seinen Schriften, wo immer sich «ine Gelegenheit bot, mit Sarkasmen überschüttet, das leere Phrasenthum, das den Massen imponirt, bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt nnd verjagt, dadurch die Liberalen beleidigt, den religiösen Zelotismus und Obscurantismus, ebenso wie den politischen Absolutismus gebrandmarkt, die unnatürliche Berquickung polirischer Rücksichten mit der hoch über allen zeitlichen Interessen stehenden Sache der Wahrheit schonungslos aufgedeckt, das Zeitalter Friedrichs des Großen die einzige Zeit genannt, in der ein wahrer Philosoph, wie Kant, frei und ungehindert reden konnte. Andererseits hat er nicht minder die Flachheit und Absurdität des Materialismus, der sich in der Mitte unseres Jabrlmnderts so breit machte und den längst von Kant widerlegten alten >iohl als neue Weisheit wieder aufwärmte, gebührend abgefertigt. Taß das schöne Geschlecht ihm die nngalcmte Kritik in seinem Capitel „über die Weiber" niemals verzeihen kann, dars uns nicht Wunder nehmen, man kann doch von ihm die Seelenruhe und Objectivität eines Richard Wagner nicht verlangen, der trotz der geringschätzigen Ablehnung seiner Werke und Bestrebungen durch Schopenhauer nicht müde ward, ihn als den großen Philosophen zu preisen, der auch über das Wesen der Musik das Tiefsinnigste ausgesprochen habe, was je gesagt wurde, und in dessen Lehre alle Ideen geborgen lägen, die der wahre Künstler in Zukunft zu entfalten habe. Nicht minder hat Schopenhauer durch die Streiche, die er dem jüdischen Optimismus versetzte, und die bekannten beißenden Ausfälle vom „i'ostor Huckäicu8" „..Irickiloi8 cleest vsre^nmlm" u. A. eine sehr einfluß- nnd zahlreiche Klasse arg verstimmt, so daß diese, bei ihrer heute schon ohnehin sehr gereizten Empfindlichkeit, ihn gar für einen Kämpen des albernen und höchst vcrdammenswerthen Antisemitismus ausschrieen. Man sagt, die Juden seien sehr empfindlich, sie theilen diese Eigcnthnmlichkeit mit dem ganzen Genus Kom« snm'elis, und da Schopenhauer nicht nur die obenerwähnten SpecieS, sondern das ganze Gennö sehr unglimpflich behandelte, indem er ihm den Spiegel vorhielt, der dessen Züge getreu wiedergab ohne Rctouche und Schönfärberei, so gesellte sich zu den m'ivaw Ariels und besonderen klagen der einzelnen Klassen noch eine allgemeine Anklage auf in^I>-t,'«äs«n und MajestätSbeleidigung nn der ganzen Menschheit verübt, als deren würdigen Repräsentanten nnd höchst vortrefflichen Theil eines vortrefflichen Ganzen jedes einzelne Menschenkind sich doch sühlt und höchst würdevoll gerirt. Die harmonisch zusammenklingenden Einzelstimmen, vom näselnden Tone der frommen und gelehrten Herren bis zum schrillen Discant der Frauen, erhielten so durch den zornigen Brummbaß des ganzen Chorus eine höchst esfectvolle Unterstützung und so entstand denn ein gewaltiges Tutti, dem der Philosoph mit kühler Stirne und ruhigem Auge gegenüberstand.

Nou «ilmii'ui-i, r><«n incki^nari, verum intolliAere, hatte Spinoza gesagt. Ter Philosoph ist kein Strafpredigev, kein Schönredner, sondern er hat die, Dinge so zu schildern, wie sie wirklich sind; sein höchstes Ideal ist die Wahrheit, so dachte Schopenhauer. Aehnlich hatte Montaigne gedacht: Ich kann den Menschen nicht als das Wesen höchster Vollkommenheit darstellen, was er allein hören möchte, sondern ich schildere ihn t«1 cius le tronvs, vm ötro vncko^ant et Rivers. Dafür strahlen aber auch Montaigncs Werke in unvergänglichein Zauber, während ganze Sündfluthen ehemals hochgepriesener Moralisten vom Meere der Vergessenheit verschlungen sind.

Was für die Musik die reine Harmonie, das ist für die Philosophie die lautere Wahrheit. Volle, rückhaltlose Aufrichtigkeit, unumwundenes, durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenktes Aussprechen der Wahrheit oder

zum wenigsten der innersten tteberzeugung, das allein unterscheidet den wahren Philosophen von den Götzendienern des Erfolges und der iin Augenblick zur Geltung gelangten Meinungen.

Ein echter Philosoph, weil ein begeisterter Anhänger und furchtloser Verkünder dessen, was ihm als die Wahrheit erschien, war Schopenhauer. Wer bei der Nachwelt gelten will, der muß der Mitwelt mißfallen, das hatte er früh bei fich erwogen und darnach seinen Entschluß gefaßt. Denn es ist ja schon in Fabeln, Parabeln und Sprüchen oft genug gesagt worden, daß es kein gefährlicheres und bedenklicheres Unternehmen giebt, als ein freimüthiges Aussprechen der Wahrheit, daß zu jedem Opfer bereit, auf jede Mißachtung, jede Anfeindung vorbereitet sein muß, wer wie Abb« Glosk Leczeka von innerem Drange zum Reden getrieben wird und nicht wie der kluge Mendelssohn ein vorsichtiges, zurückhaltendes Schweigen zu beobachten vermag.

Jene Nachwelt, an die Schopenhauer appellirt hat, für die er gelebt und geschrieben hat, wird kommen und ihm gerechte Würdigung angedeihen lassen, darüber kann kein Zweifel obwalten. Einstweilen befindet sich seine Gemeinoe, die seine Gedanken zu verstehen und zu beurtheilen im Stande ist, noch in der Diaspora, während seine Gegner geschlossenen Kreisen angehören, die, wie bemerkt, persönlicher Nnmuth und beleidigtes Gemeingefuhl zu der oberflächlichsten, vom Willen, aber nicht von der Einsicht dictirten Aburtheilung veranlassen. Tröstlich ist, daß von den Anhängern jeder seinem eigenen Urtheil, seiner vollsten Ueberzeugung, die durch Kenntniß der Sache gewonnen ist, folgt, während die Anderen meist nnr der Spur nach urtheilen und verdammen.

Das mögen die Gründe sein, die als ausreichende Erklärung der ungenügenden Vetheiligung bei den Sammlungen gellen können, die aber auch jedem einzelnen Beitrag einen höheren Werth verleihen, als bei sonstigen Gelegenheiten vielen Hunderten zukommt. Denn sicher war in diesem Falle das Motiv durchaus rein, auch über jede mögliche Anzweifelung erhaben, da die Spende Niemanden zu Dank, der großen Menge aber zum Verdruß und Aergerniß, dargebracht wurde.

Noch einen Gesichtspunkt hätte ich zu berühren, den nationalen. Es scheint unglaublich, das; in einer Nation, welche einen so eminenten Denker, der zugleich als ein klassischer Schriftsteller überall anerkannt wird, dessen geistige Wirksamkeit schon in den entlegensten Theilen der Welt ihre Spureil zeigt, mit Stolz den ihren nennen darf, dieses Gefühl sich nicht schon längst ausgebildet haben sollte, daß man vielmehr erst auf äußeren Anstoß und den Borgang fremder Volksgenossen habe warten müssen, um sich zu besinnen, welcher Genius aus dem Volksgeiste entsprungen, dann aber verkannt, geschmäht und ignorirt morden sei. Und das sollte in dem Baterlande Kants, bei der Nation, die sich mit Porliebe „das Volk der Denker" nannte und nennen horte, geschehen sein? >

Gleichwohl ist es so. Das bigotte, von religiösen und politischen Vorurtheilen umstrickte England hat ja wohl seinem Darwin gleichfalls Schwierigkeiten aller Art bereitet, und nicht minder als bei Schopenhauer empörte sich der menschliche Hochmut!) gegen seine Anschauungen. Aber als die Kunde von seinem Tode erscholl, da waren alle Bedenken, selbst die religiösen, verschwunden, da ging nur Eine Stimme durch das Land: „Er ist eine Größe unserer Nation und darum gebührt ihm eine Grabstätte bei unseren Großen, in unserem Nationalheiligthum, der Westminsterkirche!" Geziemt es uns Deutschen wohl noch über „das vom Nutzen allein beherrschte, der Freiheit des Denkens durch seine bischöfliche Kirche beraubte Albion" pharisäisch die Nase zu rümpfen? War es doch dieses nämliche „bigotte, von Borurtheilen umnebelte" England, von dem die erste eingehende Besprechung und Würdigung Schopenhauers, der erste Hahneuruf, der den kommenden Dag verkündete, ausging, was, wie wir wissen, den vereinsamten Denker sehr freudig berührte.

Und dies ist nicht das einzige beschämende Beispiel. Ein anderer großer Denker, der bereits erwähnte Nobert Mayer, wurde von seinen Landsleuten — trotz aller später versuchten Beschönignngen — einfach ignorirt und harrt auch heute noch der gerechten Anerkennung, nachdem der Engländer Dyndall zuerst laut der Welt seinen Ruhm verkündigt, seinen tiefsinnigen philosophischen Geist, der in die letzten Fundamente des naturwissenschaftlichen Denkens hinabgedrungen, gerühmt und in Folge des sehr timiden Aufrufes, der zu Beiträgen zn einer bescheidenen Büste ausforderte, tausend Mark als Ausdruck feiner Verehrung und Bewunderung gezeichnet hat! Ehre sei diesem Dyndall! Was er wohl denken mag, wenn er hört, daß deutsche gelehrte Genossenschaften Preisfragen ausschreiben über die geschichtliche Entwickelung des Princips der Erhaltung der Kraft, in denen der Name Nobert Mayer nicht einmal genannt ist?

ES ist eine alte Klage, sie ist nicht von heute. Vor Kurzem las ich in der Allgemeinen Zeitung die bittere Aeußerung eines genialen Denkers des sechzehnten Jahrhunderts, des vielgeschmähten und verketzerten Theophrastus von Hohenheim. Dieser große und unerschrockene Geist, der vor mehr als I'V Jahren zuerst es ivagte, mitten im Zeitalter lateinischer Gelehrsamkeit der deutschen Sprache an einer deutschen Hochschule sich zu bedienen, so die folgenreiche Thai des Thomasius um hundert Jahre anticipirend, der ein Jahrhundert vor Descartes und Baeon schon von der trockenen Bücherweisheit der Schule auf die ewigen Quellen Natur und Erfahrung hinwies, winde dafür von dein Fanatismus der bornirtcn, aus der Sicherheit ihrer chinesischen Mauer aufgescheuchten Gelehrsamkeit auf's Unwürdigste mit Schmach, Verleumdung und Hohn überschüttet, so daß sein Bild Jahrhunderte lang eine Fratze, sein Name (Bombast) als das Svmbol des Aberwitzes galt und erst unsere Zeit anfängt, seinem Andenken gerecht zn werden. Rührend ist die Klage, die er erhebt, da er des Scheiterns seiner großen und umfassenden Reformideen bewußt wird. „Ich unterliege, weil ich allein bin, weil ich neu bin, weil ich deutsch bin."

Auch Schopenhauer wußte, daß er allein sei und lange Zeit allein bleiben werde, weil er neu war, weil das Alte, das Herkömmliche bei den Menschen eine Geltung habe, die anzutasten bald sür Frevel, bald für eitles Beginnen gehalten werde.

DaS Jahr i'ibt eine heiligende Kinfl,

W.rs grau vor Alter ist, das ist ihm gölllich.

Aber dieses Schicksal nahm er mit Ergebung hin, er wählte es mit vollem Bewußtsein, missend, was ihm bevorstehe. Große neue Wahrheiten willig und verständig aufzufassen, dazn ist die Menschheit, dieser langsame und widerspenstige Zögling, nicht geschassen. Dazu bedarf es der Zeit, in der alles Große erst wirken und wachsen und sich entfalten mich. Dagegen mit Bitterkeit und iuiierm Unumth sprach er osfen ans und klagte darüber, daß er allein sei, weil er deutsch sei.

In einem Berliner Friedhofe ruht vom schweren Lebenskampfe ein bescheidener Tondichter, der aber viele Tansende durch den Zauber seiner lieblichen Melodien entzückt hat und noch fortwährend erfreut. Seine Grabschnft lautet:

Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leven Kampf mit N^lh und Neid,
Ter Neid stiehl diesen Ruheort,
Der Kampf ist aus — fein Lied tönt fort.

Tief wehintttthig lautet diese iilage der heiteren Liederseele, ernst, zürnend und tragisch erschütternd erklingt sie, wenn ein Genius wie der Maler Anselm Feuerbach oder ein Richard Wagner sie anstimmt. Wie beschämend für jeden Deutschen ist der Lebensgang des ersteren, wenn er sieht, wie die genialsten Inspirationen ohne die treue Hülfe der in ihrem Glauben niemals wankenden Mutter in dem aufreibenden Kampfe mit „Roth und Neid" hätten verkümmern müssen! Und Richard Wagner zum gemeinsten Frohndieuste verdammt, um nur sein Leben zu fristen, wenn nicht ein Einziger seine Bedeutung und sein Streben erkannt, durch den Strahl königlicher Huld das Dunkel verscheucht und Deutschland die reichen Gaben seiner Muse gerettet hätte!

Was Schopenhauer gegen Teutschland auf dem Herzen hatte, das hat cr an vielen Stellen überdeutlich ausgesprochen.

Wer ihm seine bitteren Ausfälle verübeln wollte, der erwäge, wie es damals in unserem Vaterlande aussah. Bald nach dein Tode ivants, des klarsten und tiefsten philosophischen Geistes, den je die Welt gesehen, trat eine Zahl von falschen Propheten auf, die kecke Anmaßung für geniale Inspiration, verworrenes und dunkles Phrasengeflecht für Tiefsinn ausgebend, das große folgenschwere Werk Kants einfach aä nc'w legen zu iönnen sich vermaßen, ja den unerhörtesten Unsinn, wie z. B. daß der Begriff, das späteste und abstrakteste Proonet des denkenden Vermögens, das nähre Wesen der Welt sei, für die tiefste und letzte Weisheit, bei der nun also der Verstand stille zu stehen habe, ox cutbttlrä zu proclamiren sich nicht entblöoetm. Staunend hörte die Menge die neuen und wichtigen Offenbarungen, die durch sehr zeitgemäße Argumente, wie daß nur auf unserem Planeten die Weltvernunft ihren Sitz haben könne, daß Preußen der Staat der reinen Vernunft sei und daß, wer nicht an die „dialektische Bewegung des Begriffes" glaube, eigentlich des Materialismus verdächtig, also ein schlechter Christ und gefährlicher Unterthan fei, anch bei der Staatsgewalt sich insinuirten und von dieser protegirt wurden. Eine Unzahl von a«Mosen Scribenten drängte sich um die so pntentirten Götzen, suchte ihren Jargon nachzuahmen und sie selbst als Heroen der Philosophie auszuposaunen, um von ihnen wieder ein Loblein zu erhaschen, bis endlich die Trgie der tollgewordenen Verminst durch den allgemeinen Katzenjammer und das Hohngelächter des Auslandes ein ebenso prosaisches als klägliches Ende nahm. Wie viel gesunde Alraft, wie viel jugendliche Begeisterung in dem unfinnigen Treiben elend gescheitert, auf Irrwege geführt und nutzlos vergeudet worden ist, davon erzählt keine „Geschichte der Philosophie".

Inmitten dieses tollen Fastnachtspicles, das man mit Bewußtsein erlebt haben muß, um den ganzen Abgrund von Aberwitz und leerem Phrasenthum zu ermessen, die sich damals überall — in Salon, Hörsaal, Schrift und Rede — breit machten, erklang die helle Stimme Schopenhauers, des echten Philosophen und wahren Nachfolgers Kants. Wie er felber in treffendem Bilde sagt, machten die Korybanten einen furchtbaren Lärm, damit nicht die Stimme des neugeborenen Jnpiter vernommen würde. Und das gelang ihnen denn anch so vortrefflich, daß der große Denker und klarste Schriftsteller, der ganz abgesehen von dein überreichen Gehalt seiner Schriften, durch die bloße Lcctüre .schon hohen Genuß gemährt, beinahe seine ganze Lebenszeit unbeachtet blieb und erst am späten Abend den Stern erblickte, der ihm ankündigte, daß sein Tag bald anbrechen werde.

Daß das Cliquenwesen, die gegenseitige LobeS-Assecuranz des deutschen Gelehrten- und Professorenthums mit ihrer Devise:

dabei eine große Rolle gespielt hat, kann wohl von keinem Unbefangenen, der einmal hinter den Vorhang geschaut und die Motive, die ziemlich unverhüllt als Drähte die Figuren in Bewegung setzen, erkannt hat, in Abrede gestellt werden. Das war wohl zu allen Zeiten so, ist aber sicher in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts viel schlimmer geworden, als in der ersten. Denn damals galten doch noch echte Kroßen, der Geist Kants, Schillers, Lessings, Goethes war noch überall lebendig und gegenwärtig, das Schaffen und die Kritik inspirirte sich durch sie. Wer aber die Unbekanntschaft der heutigen Jugend mit jenen Geistcsheroen und die Gründung literarischer Größen in unserer Zeit erwägt, den muß einerseits tiefes Mitleid, andererseits gründlicher Ekel erfassen. Zunft, Gründerthum und Neclame scheinen die drei Sterne am literarischen Himmel, die allein den Erfolg sichern: In Ko« si^no viuoos.

Haben sich aber die Zeiten nicht geändert oder nur zum Schemmern geändert, .so hat sich doch das Verhältnis; des Mannes zu den Zeitgenossen geändert. Schopenhauer, der lebende, durfte seinem Unmuth über die Misöre der Geistlosigkeit und engherzigen Beurtheilung, die ihn überall anstarrte, einen derben Ausdruck verleihen, Schopenhauer, der Verklärte, dessen Geist überall zu wirken und zu schaffen beginnt, steht hoch über jener cons^ii-ntion ckes v»lsts «oritre leurs nmltres, wie Chamfort sagt. Der Genius triumphirt, er wandelt in den Gefilden der Unsterblichen und sendet von dort seine Strahlen bereits kommenden, glücklicheren Geschlechtern zu. Von ihm gilt jetzt was Horaz in stolzem Bewußtsein einst von sich rühmte:

Daß aber das deutsche Volk, sich selber zu ehren und schweres Verschulden gnt zu machen, damit auch vielleicht künftigem Verschulden vorzubeugen, den Manen seines großen Sohnes eine sühnende Anerkennung darzubringen habe, und erst dadurch vor sich selbst und dem Auslande wird gerechtfertigt dastehen können, daran zu erinnern und zu mahnen, sind diese Zeilen geschrieben worden.

Dir aber, großer Genius, geschehe, wie Du gehofft und geglaubt hast. Du hast an den endgültigen Sieg der ehrwürdigen und erhabenen Wahrheit geglaubt. Tu Kast diesen Glauben unerschütterlich festgehalten und bewährt in einein Leben voll Arbeit, Entsagung und Verkennung. Möge Deine Lehre und Dein Beispiel auch Andere erwecken und begeistern, und mögen alle edlen Seelen, die den Beruf in sich fühlen, der Wahrheit zu dienen, sie zum Heile der Menschheit mit allen Kräften ihres Geistes und Herzens zu fördern, Trost, Emmthigung und ausharrende Geduld schöpfen aus Temen herrlichen Worten:

„Und. zum Tröste derer, welche dein edlen und so schweren Kampf gegen den Jrrthum, in irgend einer Art und Angelegenheit, Kraft und Leben widmen, kann ich mich nicht entbrechen, hier zu sagen, daß zwar so lange als die Wahrheit noch nicht dasteht, der Jrrthum sein Spiel treiben kann, wie Eulen und Fledermäuse in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, der alte Jrrthum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Tas ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und miibsam, aber dafür, wenn einmal errungen, ihr nicht mehr zu entreißen ist."

Preußen und die Konstitution. Ein Aufsatz von Joseph Freicherrn von Michendorfs.

Ans seinem Nachlasse initgcthcilt von

Vcmrtch .Meiöncr.*)

— Berlin, —

ebcrblicken wir die neuere Geschichte, so crfaszt mii unwillkürlich ein ernsies Gefühl, wehmülhig n»d erbebend zugleich. Zerfallene Bnrgen liegen einsam in der Zlbendsiille, aus den Thälcrn schallt verivorreneö (berausch herauf, in dein noch keine Stimme zu unterscheiden, und fernher Glockenklänge dazwischen, wie die Abschiedslaute einer untergegangenen Zeit. — Aber aus den Trümmern der Burgen spielen fröhlich rothwangigc Knaben, und ans allen Mauerritzen, das morsche Gestein sprengend, treibt und ranket srischeö Grün, niemand weis;, wohin es sich breite; die

*) Ter bevorstehende Kunditljnhrige Geburtstag Eichendorffs bielcl de» Anlas; zur Veröffentlichung des hintcilasfenen Aussaves, welche» ich in den Papieren «es Dichters gesunden habe, als ich dieselben brhuss einer neuen Auswahl seiner Gedichte einer Durche licht unterzog, Ter dichter Holle auch diese Arbeit zum ?ruek bestimmt, wie aus einer Netiz in der Lebcnsskizze vor den Werken Eichendorifs hervorgellt, und zwar bildetsie mit dem in seinem „literarischen Nachlast" herausgegebenen Aussage „lieber Vrrsassungsgaraiilien" in dem vorliegenden Mannscript ursprünglich ein Ganzes. Tie Zeit der Absassunz Ml in das Cnde der crcistiger Jahie. Wird die Miltheiluug den Freund,n des Tichlers schon um tcs Nnmcns des Bcrfasiers willen willkommen sein, so diiisle diese politische Skizze auch ihrem Inhalte nach die bervorragendste Achtung verdien,«, da sie eine gewichtige Urkunde dasiir ist. welche Stimmung in den milustcriellcn Kreisen jener Zeit, zu denen Eichkndons als vortragender Rath im Kultusministerium zählte, über den Konstitutionalicmus geherrscht hat, Ter Herausgeber. Ströme und Wälder rauschen noch immer fort wie damals, durch alle Wipfel fliegt ein scharfes Leuchten, und mit freudigem Schauer gewahren wir, daß eS Morgenroth ist, was wir für versinkende Abendröthe gehalten.

Was die Welt verwandelt hat, ist schon vielfach, eben so gründlich als geistreich gesagt worden. Fassen wir aber die Gegenwart schärfer in's Auge, so können wir es uns nicht länger verhehlen, das; dieser neugestaltende, fast dreihundertjährige Kampf noch keineswegs deendigt oder geschlichtet sei. Es ist noch immer ein und derselbe Grundtrieb, welcher, in seinem ersten Jünglingsfeuer die Bande des kirchlichen Absolutismus durchbrechend, durch wechselseitige Opposition neues Leben in die Kirche gebracht, dann, gleichsam müde von solchem Mesenkamps, als Aufklärung aus den Studirstuben der Gelehrten die Welt mit aufdringlicher Nützlichkeit langweilte, und, nachdem er sich dort erholt und wissenschaftlich begründet, nunmehr erst praktisch in das äußere Leben hinanstritt und die politischen Elemente des gesellschaftlichen Verbandes zur Rechtfertigung vor seinen Richterstuhl fordert. Diese ideale Bewegung geht indes; begreiflicherweise nicht unmittelbar vom Volke aus. Ncberrascht vielmehr, planlos, blöde, zaudernd und ungeschickt vertheidigt fast überall die zähe Masse Schritt vor Schritt die Erbschaft mächtiger Gewohnheit und den angestammten Boden historischer Heimat und nationaler Erinnerungen, den ihnen, ehe sie sich dessen versehen, die gewandteren Gegner unter den Füszeu hinweg disputiren. Denn der Kampf wird mit ungleichen Waffen geführt. Während die vom Nost der Zeit angefressene Pietät der Altgläubigen eher die Luft als jene Eroberer verwundet, schießen diese hageldicht mit scharf geschliffenen Zweifeln. Der Zweifel aber ist der Talisman, der, wo er auch nicht trifft, jeglichen Zauber löst.

Die Verständigen haben das Dach von der Weltbühne geschäftig abgebrochen, daß das Tageslicht plötzlich zwischen die Koulissen einfiel; die verblüffte Menge bemerkte nun mit Erstaunen, daß die Heldengestalten, die dort agirt, eigentlich doch auch nnr Menschen waren, wie sie; es wollte ihnen nach und nach gemuthen, als seien manche Prachtgewänder da oben schon ein wenig abgetragen und farblos geworden, ja die kecksten meinten am Ende, es hänge unter solchen Umständen doch nur von ihnen ab, sich da mit hineinzumischen nnd auch ein Stück Historie aus dem Stegreif zu improvisiren — und das arme, auögenüchterte Volk lacht, mehr oder minder roh, über seinen bisherigen Aberglauben, der noch vor Kurzem alle Seelen entzückt, gereinigt und erschüttert hatte. Wo, frage ich, liegt nnn die Täuschung: in jener gläubig sittlichen, begreifenden Anschauung, die die bretterne oder die Wcltbühne erst bedeutend macht, oder in jener prosaischen schelen Wahrheit s

In eine leidliche Illusion wieder hereinzukommen, wenn man einmal in's Lachen gerathen, gehört unter die unmöglichsten Dinge, wie ein jeder schon vor der bretternen Bühne, welche die Welt bedeuten soll, sattsam erfahren mag. Auch ist es ganz gut, daß in den romantischen Mondschein, der die früheren Jahrhunderte wunderbar beglänzte, das morgenkühle, scharfe Tageslicht noch zeitig genug hereinbrach, um die Klüfte nnd Spalten der längst unterwaschenen und verwitterten Felsen zu beleuchten, die sonst unerwartet über den Häuptern der Sorglosen zusammengestürzt mären. Nicht darin liegt das Nebel, das; der Verstand, im Mittelalter durch gemaltigere Kräfte der menschlichen Natur überboten, sein natürliches Recht wieder genommen, sondern darin, daß er nun als Alleinherrscher sich keck aus den Thron der Welt gesetzt, von dort herab alles, was er nicht begreift, und was dennoch zu eristiren sich herausnimmt, vornehm ignorirend. Denn jede maßlose Ausbildung einer einzelnen Kraft, weil sie nur auf Kosten der anderen möglich, ist Krankheit, und so geht oft eine geistige Verstimmung durch ganze Generationen und giebt der Geschichte unerwartet eine abnorme Richtung.

So geschah es denn auch, daß wir in der That alle alten Institutionen, an denen zahllose frühere Geschlechter andächtig gebaut, von der deutschen Neichsverfassung bis zu den Handwerkszünfien herab, in unglaublich kurzer Zeit von der Erde verschwinden sahen. Zwischen dem geworsenen Gestein in der ungeheueren Staubwolke laufen nun Bauverständige und Projektenmagier vergnügt mit dem Richtmaß umher, und kalkuliren über Anschlage, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt das Volk ohne sonderliche Wehmuth oder Erwartung, in der Einsamkeit von einein epidemischen Unbehagen beschlichen, das sich vor langer Weile von Zeit zu Zeit durch nnrnhige Neuerungssucbt Lust macht. Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Übergangsperioden, wo das Bolk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihm genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinein innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben oder zu hassen haben, es will vor allen eine Heimat haben in vollem Sinne, d. i. seine eigcnthüinliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringen. Es möchten hier die schönen Worte Ficht es wohl passeni „Wir philosophirtcn anfangs ans Uebermuth und verloren darüber die Unschuld; da schämten wir uns unserer Nacktheit und philosophiren nun aus Roth, um der Erlösung willen."

Daß es bei solchem nihilistischen Jnterimisticum nicht verbleiben kann, wird ohne Zweifel von allen zugestanden. Woher aber die Erlösung kommen, wie ein neuer, realer Zustand herbeigeführt und begründet werden soll, darüber spaltet sich die Meinung. Die Hilfe kommt freilich immer von oben. Aber nach dem Wahrsprnchi „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott," müssen wir doch wohl schon selber rüstig Hand an's Werk legen. denn der Himmel liegt überall nickt wie ein Wirthshaus beguem an der Heerstraße, sondern will erobert sein.

Ueber der Lösung jener ^rage nun haben sich zwei Hauptparteieu geschieden, die einen rechts, die anderen links hin, welche, wie wir gern annehmen, beide das Beste, wenngleich auf entgegengesetzten Wegen, redlich wollen, in der Hitze des Streite) aber nach und nach so weit auseinander gekommen sind, daß die wechselseitigen Stimme» kaum mehr vernehmbar Heruber und hinüber klingen. Tie einen finden die Rettnng nur in der Restauration des Alten, und betrachten alles Borstreben der persönlichen Freiheit als rebellische Auflösung. Ihre Doctrin läuft wesentlich ans das Haupt-Dogma hinaus, daß alle Gewalt im Staate von Gott, und daher, wie dieser, nothwendig absolute Einheit sei, welche von oben herab, gleichsam als göttliche Offenbarung, allem Besonderen erst Recht, Bedeutung und Richtung, aller Persönlichkeit, im Wege der Delegation, erst Geltung verleihe. Dagegen ist einzuwenden:

1. daß — da die ganze Geschichte eigentlich eine fortgehende Offenbarung ist — jene ursprüngliche Göttlichkeit auch von jeder bloß faktischen Gewalt, z. B. in Republiken, für sich in Anspruch genommen werden könnte,

2. daß an sich tobte Dheile niemals ein lebendiges Ganze geben, und mithin auch die wahrhafte Einheit nur in der eigentümlichen Freiheit der Einzelnen ihre eigene Freiheit, Bedeutung nnd Kraft haben kann, und

3. endlich, daß das Leben des Einzelnen wie der Bölker nichts Stillstehendes, sondern, eben weil es lebt, eine ewig wandelnde fortschreitende Regeneration sei, und daß es demnach ein, wo nicht frevelhaftes, doch jedenfalls vergebliches Beginnen wäre, irgend einen historischen Zustand, der nur als einzelnes Glied der großen Kette relative Bedeutung hat, als Norm für ewige Zeiten festhalten zu wollen. —

Wie in Di eck's Zerbiuo sieht mau daher diese Parthei die große Welt-Komödie Seene sür Scene mühselig zurückdrängen, wählend hinter ihrem Rücken das Stück sich unbekümmert weiter fortspielr.

Die Anderen, welche sich links gewandt, dagegen stürmen athemlos vorwärts, den angeblich jungen Dag anzubrechen. Ohne Borzeit und Ueberlieferung, als gelte es, ganz von neuem die Welt zu erschaffen, summiren sie schlechthin alle Persönlichkeiten als eine sonveraine Macht, welche wiederum, gleichviel wen, als Abmacht zur Handhabung der nöthigen Ordnung bevollmächtigt, und von diesem Verwalter klüglich Schwarz auf Weiß eine Kantion sogenannter Garantien sich ausstellen läßt.

Diese Ansicht leidet an dem Grnndirrthnm, daß die Bielheit, die Summa aller freien Persönlichkeiten, welche nothwendig eben das Wandelbare und den Wellenschlag der Zeit darstellt, schon an sich Einheit nnd eine feste Grundlage sei. Von der Entzweiung daher ausgehend, setzt sie

in ihrer sogenannten Obmacht — ihre Kreatur und Herrschaft zugleich — von Haus aus zwei unorganische feindliche Gewalten im Staate, statt eines lebendigen Mittelpunktes, das trennende Mißtrauen als LebensPrinzip statt der bindenden Liebe. Beide Systeme aber in ihren Endpunkten sind bloß negativ, jenes will im Namen des natürlichen Rechts alles Positive niederreißen, dieses über dein, einmal nicht wieder zu belebenden Schutte, nichts Neues wieder aufbauen. Lebendiges Heil, wie es scheint, wird daher nur in der Mitte dieser streitenden Meinungen gefunden weiden. Wir meinen nicht jene mechanische Mitte, welche in allgemeiner Mittelmäßigkeit eine Alraft durch die andere aufzuheben und fomit die Schaukel der Zeit nothdürftig in gleichgültiger Schwebe zu erhalten versucht, sondern jene Höhe über dem Streit, anf welche die Regenten von Gottes Gnaden berufen. Außerhalb des wüsten Gedränges ungehindert vor- nnd rückwärts sehend, sollen die Freigestellten die ewigen Gebirgs-Züge, wie den wandelbaren Gang der Ströme, überschauen, gleich einer Kölker-Karte, auf der das Chaotische allmälig in Massen sich sondert und färbt. Sie sollen erkennen, daß dem Streite da unten zwei mächtige Elemente zum Grunde liegen- der lebendige Freiheitstrieb einerseits, ans dem die Bewegung, die Ehre und die Individualität der Nation beruht, und andrerseits das tiefe Natur-Gefühl der heimatlichen Anhänglichkeit, der Treue und des Gehorsams, jene stille fromme Genüge in der Menschenbrnst, welche wie der Glockenklang einer unsichtbaren, gemeinsamen Kirche durch alle Zeiten und Völker geht. Beide Grnndkräfte bedingen einander wie Recht und Pflicht, mau könnte sie die Zentrifugal- und die Zentripetalkraft des politischen Universums nennen, die eine unablässig nach dem Umkreis, nach Vereinzelung, die andere nach einem allgemeinen Mittelpunkte ringend, beide, selbst mitten im Kampf, die Aufgabe einer höheren Weltordnung andeutend.

Wie aber, frägt man nun, vermag eine Regierung in diesem gährenden Kampfe wiedersprechender Elemente jene Höhe zn halten und dieser sich zu bemeistern? — Sie übe vor allem Gerechtigkeit, in dem sie ohne Haß oder Borliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hört, das Verkehrte entschieden abweist und dem Billigen und Rechten redlich sein Recht verschafft. Sie halte ferner Maaß, in dein sie vor jedem Ertrem, diesem Mißbrauche der Wahrheit, sich hütet, das Nichtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlägt, und weder eigensinnig an das Alte sich hängt, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig vorgreift. Sie walte endlich mit Liebe, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüg sich gebärden, nicht unterdrückt, fondern sie zn veredeln, und so mit zu einer höheren Versöhnung zu befähigen trachtet.

Das ist ja eben die 'Aufgabe der Staatstnnsl, die Räthsel der Zeit zn lösen, nnd den blöden Willen und die dunkle Sehnsnchl der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen. Sie ist kein abstracteS Spiel mit feststehenden algebraischen Formeln, sondern eben eine lebendige ‚«unst, welche das frische wechselnde ^eben, nach seinen, unter allen Wechsel erhabenen höchsten Beziehungen, in jeden Moment lebendig aufzufassen und schön und tüchtig zu gestalten hat. Ja selbst ihre, durch alle Jahrhunderte gefühlte Unzulänglichkeit, das Beste vollkommen darzustellen, ist nur eine Bürgschaft mehr, daß sie, wie alles Große, vom irdischen Boden vermittelnd in ein höheres Gottesrcich hinüber langt, und daß mithin, in solchem höherem Sinne, alle Gesetzgebung nur provisorisch ist.

Es dürfte interessant und lehrreich sein, näher zu prüfen, in wiefern die jetzigen Staaten die Zeit erkannt und jene Aufgabe praktisch zu lösen unternommeil haben. Es ist daher der Zweck gegenwärtiger Blätter, eine solche Prüfung zunächst insbesondere in Beziehung auf Preußen zu. versuchen, theils weil das Letztere, nach seinem ganzen Verhältnis;, mit allen anderen Staaten Teutschlands in steter Wechselwirkung steht, theils weil dazu durch mannichsache, in neuester Zeit laut gewordene Zweifel, Mahnungen und Tadel gegen Preußen besondere Veranlassung gegeben ist.

Um jedoch hierbei sogleich in die Mitte der Sache zu kommen, sei es erlaubt, die Untersuchung an diese Stimme einer weit verbreiteten Meinung unmittelbar anzuknüpfen.

Schon seit geraumer Zeit nemlich äußern sich öffentliche Blätter, namentlich in Süd-Deutschland, mehr oder minder bitter darüber, daß Prenßen, das durch Intelligenz, politische Stellung und geographische Lage vorzüglich berufen sei, die zeitgemäßen Interessen Teutschlands zu umfassen und zu entwickeln, diesen sich mehr und mehr entfremde, uno in dem allgemeinen Anlauf der nenesten Zeit nach dem angeblich alleinigen Ziele der Völkerivohlfahrt sich, wo nicht hemmend, doch gleichgültig und ohne lebendige Theilnahme verhalte.

Auf diese Neben wäre an sich, so lange sie alo die Meinungen Einzelner erscheinen, wie sie die Woge der Zeit jetzt zahllos emporhebt und wieder verschlingt, kein sonderliches Gewicht zu legen. Seitdem aber stnd diese Stimmen nicht nur in die Tageblätter auch des nördlichen Teutschlands eingedrungen, sondern sie haben selbst in den Stmioe-Versammlnngen der konstitutionellen deutschen Staaten einen bedeutenden Wiedelhall gefunden, welcher auf die Regierungen dieser Staaten — gleichviel ob in grundsätzlicher Ueberstiimnung oder nur durch den Drang der Umstände — einen unverkennbaren Einfluß auszuüben anfangt.

Es erscheint daher auch schon in dieser Beziehung an der Zeit, in dieser Angelegenheit eine allgemeine Verständigung eintreten zu lassen und ein störendes Mißverhältnis; zu lösen, dem zum Theil miliare Ansicht der politischen Verhältnisse überhaupt, größtentheils aber eine auffallende Unkenntnis; von dem, was in der letzteren Zeit in Preußen geschehen ist, znm Grunde liegt.

Zuvörderst wird der unbestimmte Vorwurf, als wolle Preußen im deutschen Staaten-Verbande sich isoliren, durch die offenkundige Erfahrung leicht zu beseitigen sein, daß eben Prenßen in der letzten Zeit fortwährend die Politik beobachtet hat, eine innigere Vereinigung der deutschen Staaten, selbst mit eigener Aufopferung, herbeizuführen. Denn in diesem Sinne sind die Handels-Verträge mit Mecklenburg-Schwerin, den sreien Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck, mit Baiern, Württemberg, der Zollverband mit Hessen-Darmstadt, den Anhaltinischen Ländern und anderen kleinen deutschen Staaten, .mm nicht geringem Vortheil der Letzteren, abgeschlossen morden.

Außer dem soeben erwähnten Vorwurf aber laufen die oben gedachten Deklamationen wesentlich darauf hinaus: daß Preußen, die Anforderungen der Gegenwart an politische Freiheit verkennend oder übersehend, in seinen Institutionen hinter dem allgemeinen: Aufschwünge der Zeit zurückgeblieben, und inmitten allgemeiner Verjüngung politisch veralte.

Zur Würdigung dieser Behauptung dürste es, bei der vorhandenen Verwirrung der verschiedenartigsten Stimmen, nöthig sein, vor allem sich darüber specieller zu verständigen was denn die Stimmführer der Gegenwart eigentlich wollen, d. h. was die Vernünftigen und Wohlgesinnten — denn nur von diesen kann überall die Aede sein — unter dem Titel politischer Freiheit eigentlich in Anspruch nehmen? Es wird, nach Beseitigung altes Unmöglichen, also an sich Verwerflichen, allgemein in der Forderung bestehen, daß die Mittel materieller und intellektueller Erhaltung und Vervollkommnung allen Mitgliedern des Staates ohne Unterschied gleichmäßig gewährt, und diesen beiden Hauptinteressen durch die Interessenten selbst, also durch Stände, im Staate vertreten werden, da eben diese Interessen in ihren verschiedenen Modifikationen sich historisch als Stände gestalten.

Die Aufgabe aber, einen solchen erwünschten Zustand zn begründen, kann der >3taat natürlicherweise nur durch seine innere Gesetzgebung genügend lösen, von deren Beleuchtung daher die obcngednchte Prüfung überall auszugehen haben wird.

Betrachten wir nun die innere Gesetzgebung Preußens vom Jahre 1897 ab — also in einer Zeit, wo die Verfassungssucht sich »och teincsweges laut machte — so bemerken wir in derselben leicht den durchgehenden, organischen Zusammenhang zweier politischer Hnnpt-Tendenzen, nach denen sämmtliche bedeutende Gesetze sich in zwei Hanptklassen unterscheiden lassen, in solche, deren vorzüglicher Zweck Hinwegräumung aller Hindernisse persönlicher nnd gewerblicher Freiheit ist, und in solche, wo das Bestreben vorwaltel, die hiernach Eniancipirlen für den würdigeren Zustand heranzubilden, sie auf dem neu gewonnenen Boden der Freiheit wirklich heimisch zu inachen.

Wir wenden uns, wie billig, zunächst zu den Ersteren. — Sogleich das Edikt vom 9.October 1807, dicBerhältnisse der Landbewohner betreffend, geht von der allgemeinen Ansicht aus, daß es eben so wohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirthschast gemäß sei, Alles zu entfernen, was den Einzelnen hindert, den Wohlstand zu erlangen, de» er nach dem Maaß seiner Kräfte zu erreichen fähig ist.

Tasselbe beginnt daher mit Aufhebung der, jener wohlwollenden Ansicht vorzüglich entgegenwirkenden Beschränkungen, indem es alle Einwohner' des Staates in einer ihrer wesentlichsten Beziehnngen, »emlich auf Besitz und Genuß von Grundstücken, möglichst ganz gleichstellt. Jeder Einwohner ist zum Besitz von Grundstücken aller Art, der Adliche also zum Erwerb auch bürgerlicher und bäuerlicher Besitzungen, der Bürger und Bauer zum Besitz adelicher Güter, ohne besondere Erlaubnis;, berechtigt. Alle Borzüge, welche bei Güter-Erbschasten der adliche vor dem bürgerlichen Erben hatte, so wie die, bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlicher Rechte, sind ausgehoben. Ein gesetzliches Borkaufs- und Näher-Recht soll fernerhin nur bei Lehns-Obereigenthümern, Erbzinsherren, Erbverpächtern, Miteigentümern und da eintreten, wo eine mit anderen Grundstücken vermischte oder von ihr umschlossene Besitzung veräußert wird. Tie Besitzer an sich veräußerlicher Grundstücke aller Art sind, unter Borbehalt der Rechte der Real-Gläubiger und der Borkaufsberechtigten, zur theilweisen Beräußerung und also auch die Miteigentümer zur Theilung derselben unter sich berechtigt. Die Bererbpachtnng von Privatgütern im Ganzen oder in einzelnen Theilen, insofern dadurch die Rechte eines Dritten nicht verletzt werden, so wie die Aenderung oder Aushebung der Lehne, Fideikommiße und Familienstiftnngen durch Familienbeschlnß ist freigegeben. In Betreff der persönlichen Verhältnisse aber ist dem Edelmann, ohne Nachtheil für seinen Stand, bürgerliche Gewerbe zu treiben, und jedem Bürger oder Baner aus dem Bauer- in den Bürger-, und aus dem Bürger- in den Bauer-Stand zu treten erlaubt. Insbesondere darf vom 9. October 1897 an kein Nnterthänigkeitsverhältniß weder dnrch Geburt, noch Heirath, Ucbcrnahme einer sonst unterthänigen Stelle oder Bertrag mehr entsteh». Mir der Publikation dieses Gesetzes hört das llnterthänigteitS-Berhältniß derjenigen Unterlhanen und ihrer Frauen nnd minder auf, die ihre Bauerguter erblich oder eigentümlich, crbzinsfrei oder erbpachtlich besitzen.

Mit dem Martini-Tage 1610 hört alle Gntsunterthänigkeit — welche übrigens auf den Domainen mittelst EabinetS-Ordre vom 28. October 1897 schon vom 1. Juni 1898 an abgestellt war — im ganzen Staate auf. Nach jenem Tage giebt es nnr freie seilte, wobei jedoch alle Berbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzers eines Grundstückes oder besonderen Vertrags obliegen, in Kraft bleibe».

Sollte indeß die, in diesem Gesetz enthaltene Freisprechung des Bauerstandes nicht ein ideales Lnftgebild bleiben, so müßte ihr nothwendig auch eine bleibende Bürgschaft durch Grnndeigcnthum verschafft werden. Einem solchen Unternehmen standen aber im Preußifchen Staate in den bisherigen Einrichtungen cigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Sämmtliche bäuerliche Besitzungen waren nemlich, mit wenigen Ausnahmen, ohne Eigen thum entweder erblich oder nicht erblich. Die Erstem wurden von den Besitzern auf ihre Descendenz oder Seitenverwandte vererbt, und der Grundherr hatte die Verpflichtung, den erledigten Hof mit einem der Erben des letzten Besitzers wieder zn besetzen. Von diesem unterschieden sich die nicht erblichen Banergüter, welche von dem Grundherrn an Bauern auf unbestimmte Zeit, oder auf gewisse Jahre, oder auch auf Lebenszeit gegen Abgaben, Pachte und Dienste in Benutzung überlassen waren, durch die willkürliche Wiederbesetzung beim Abgänge des Nutznießers und durch die gewöhnliche Befugnisi, dabei die Abgaben und Leistungen erhöhen zu dürfen. Das Eigenthum des Gutsherrn unterlag aber bei diesen, wie bei den erblichen Bauergütern, der Beschränkung, daß er die Höfe nicht zu eigener Benutzung einziehen durfte, daß er sie vielmehr mit Personen des Bauerstandes jedesmal wieder besetzen, sie in kontribntionsfähigem Zustande erhalten und die Steuern und andere öffentliche Leistungen davon vertreten mußte. Ein durch Jahrhunderte verknöchertes Verhältnis;, das einerseits einen durchaus patriarchalischen Zustand voraussetzte und andererseits durch die mannigfach sich kreuzenden wechselseitigen Ansprüche jede Ausgleichung höchst verwickelt machte. Deinnngeachtet wurde diese mit durchgreifendem Erfolge versucht. Durch das Edikt, die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend, vom 14. September 1811 wurden nemlich sämmtliche bäuerliche Besitzungen, sie mochten zu geistlichen Domainen, Kämmerei- oder-Privat-Gütern gehören, in Eigentlmm verwandelt nnd die darauf ruhenden Naturaldicuste aufgehoben. Dafür mnßten die erblichen Besitzer als Entschädigung entweder den dritten Theil ihrer sämmtliche» Grttndländereien an den Gntsberrn abtreten, oder sich ans eine, nach demselben Verhältnis; auszumittelndeKapitalvergütignng oder Nentversicheruna. im Gelde oder Körnern einigen, so wie auch i» beiden Fällen auf Abgaben-Vertretung oder sonstige Unterstützung von Seiten des Gutsherrn Verzicht leisten und demselben die Hofwehr zurückgeben oder tarmäßig vergüten. Zur besonderen Vergütung des Hofes und dazu gehörigen Gartens, welche nicht mit zur Theilung kommen, sondern demselben Bauer ausschließlich verbleiben, ist außerdem der Vorbehalt einiger Hilfsdienste zn dringenden Bedürfnissen bis zum Betrage von höchstens zehn dreispännigen Spanntagen nnd zehn MannS-Handtagen, sowie im Wege freiwilliger Einigung auch eine größere Zahl der Diensttage nachgelassen; die Letzter» dürfen jedoch nicht auf ewige Zeiten, sondern immer nur von zwölf zu zwölf Jahren stipulirt werden. Provocation auf geringere Entschädigung findet statt, wenn durch das motivirte Gutachten zweierKreisverordneten begründet wird, dag die allgemeine Entschädigung durch V-, der Gutsnutzung der Verpflichteten offenbar verletze. — Bei den nicht erblichen bäuerlichen Besitzungen waren die Gutsherren, wenn keine gütliche Einigung auf andere Weise erfolgte, berechtigt, die Hälfte jener Besitzungen an Aeckern, Miethen, Wiesen, Holzung uud Hutung zu ihren Gütern einzuziehen oder selbst willkürlich darüber zu disvoniren, und zwar in der Art, daß die Auseinandersetzung entweder durch wirkliche Landtheilnng oder durch Vergütung des Nutzungswerthes jener LandeMIfte mit einer Körnerabgabe, oder durch Verbindung beider Arten der Allsgleichung bewerkstelliget wurde.

Nachdem nun durch diese Gesetzgebung erst die persönliche Unabhängigkeit des Landmannes festgestellt, dann diese durch Grundeigenthum garantirt worden, so bezweckte nun das Edikt zur Beförderung der Land-Kultur vom 14. September 1811, den freien Gebranch dieses gewonnenen Eigenthums zu sichern nnd möglichst zu verbreiten, dasselbe hebt daher im Allgemeinen alle bisherigen Beschränkungen des Gruudeigenthnms auf, indem es festsetzt, das; jeder Grundbesitzer ohne Ausnabme befugt sein soll, über seine Grundstücke insofern frei zu verfügen, als nicht Rechte eines Dritten dadurch verletzt werden, nm auf diese Weise durch möglichste Vereinzelung der Güter auch ärmeren Leuten zur Erwerbung und Vermehrung von Eigen» thum Gelegenheit zu geben und somit eine neue Klasse tüchtiger Grundeigenthümer zu schassen. Zur Förderung solcher Vereinzelung wird die Umwandlung des erbpachtlichen Verhältnisses durch Ablösbarkeit des Canons und des LaudemiumS begünstigt, sonne auch, bei vorkommenden Vereinzelungen, die verhSltnißmäszige Ncvartition der Grundsteuer auf die abzutrennenden Theile angeordnet, und alle bisherigen Einschränkungen der Benutzung von Privatwaldungen aufgehoben. Erbliche Ueberlnssnngen aber von Land an Arbeitsfnmilien dürfen niemals unter Verpflichtung zu fortwährenden Diensten, sondern nur im Wege des Verkaufs oder mit Auflegung einer bestimmten Abgabe an Geld oder Körnern geschehen, damit sich hierdurch nicht neue Abhängigkeitsverhältnisse bilden. Demnächst beschäftigt sich das Gesetz noch mit möglicher Entfernung derjenigen KnltnrHindernisse, welche aus besonderen Servituten entstehen, sowie mit Errichtung von praktischen landwirtschaftlichen Gesellschaften und Anlegung größerer und kleinerer Muster-Wirthschaften.

Während jene Vermilteluug gegenseitiger Rechte und Verpflichtungen in einer Deklaration vom 29. Mai 1816, sowie in der GemeinheitsTheilungsordnung vom 7. Juni 1821, dnrch Anordnung rechtlicher und billiger Grundsätze noch im Einzelnen näher bestimmt wird, da hat endlich ein Gesetz vom 7. Juni 1821 die Dienst-Aufhebung auch auf Dienste Nntnral- und Geldleistungen von solchen Stellen aus, die eigenthümlich zu Erbzins- oder Erbpachtsrecht besessen werden. Die Aufhebung findet jedoch nur auf Antrag der Betheiligten, sowohl der Berechtigten als Verpflichtete», statt. Spann- und Handdienste, welche zusammen jährlich den Betrag von .'i0 Manns-Handtagen nicht übersteigen, werden nach den üblichen Arbeitspreisen zu Geld« angeschlagen und in Rente vergütet, größere Dienste aber nach dem .«ostenbetrage abgeschätzt, den der Berechtigte zur Beschaffung der bisher damit bestrittenen Arbeiten anwenden muß. Bei den Letzteren hat der Provoeat, hinsichtlich der Entschädigung, jedesmal zwischen Land und Rente die Wahl, der Dienstpflichtige ist aber zu jeder Zeit befugt, die Reute, nach vorheriger sechsmonatiger Kündigung, gegen Erlegung des 2.', sacken Betrages, a:‚ch theilwcise abzulösen. Nach denselben Bestimmungen können auch andere jährliche Raturalabgaben, Zehnten und Ländereien, gleichviel ob der Verpflichtete zur Klasse der bäuerlichen Wirthe gehört, ob er dienstpflichtig, oder ob beides nicht der Fall ist, in Rente verwandelt werden.

Aber auch noch in anderer Richtung hin hatte die Verwandlung der Zeit sich kund gegeben. Als nemlich im Mittelalter, bei wachsender Kultur und Begehrlichkeit, die Gewerbe und der Handel nach und nach von ihrem gemeinsamen Muttcrboden, dem Landbau, sich abgelöst und selbständig gegliedert hatten, erschienen sie ursprünglich gleichsam als neue Erfindungen, welche die Unbeholfenhcit der Masse patentirte. Dazu das Verhältnis; der jungen Stääte zn dem alten, eifersüchtigen Adel, die Unsicherheit und Kostbarkeit des Verkehrs, die ganze Sinnesart der Zeit endlich; alles drängte zu geschlossenem Hnsamnienhalten zu Schutz und Trutz, uud so entstand jene bürgerliche Aristokratie von Korporationen, Zünften und Innungen, deren moralische Kraft, da sie wirklich noch lebten, kein Kundiger verleugnen wird. Nachdem aber der Staat den Schutz übernommen, nachdem die Entdeckung der neuen Welt nicht nur plötzlich einen unendlichen Markt eröffnet, sondern ihn auch zugleich mit einer Masse edler Metalle überreich dotirt hatte, zog der allgemeine Umschwung der Güter in steter Beschleunigung immer weitere Kreise, welche die engen städtischen verschlangen und die Spießbürger zu Weltbürgern machten. Jene Einrichtungen mußten daher, wie ausgewaschene Kleider, Farbe und Haltung verlieren, und allmälig nur noch als verknöcherte Monopole erscheinen, die mit ihren übertriebenen Scheidungen und Hemmungen jede lebendige Bewegung lähmten.

Das war ein allgemein gefühltes Uebel. Aber Preußen gebührt offenbar das Verdienst, auch diese Fessel natürlicher Freiheit schon frühe mit ebenso viel Entschlossenheit als besonnener Mäßigung gelöst zu haben. Dnrch das Edikt über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer vom 2. November 1 81l>, in Verbindung mit dem Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe vom 7. September 1811, nnd dessen Declaration vom 11. Juli 1822, ist zwar die Auflösung der Zünfte nnd Innungen nicht ausdrücklich anbefohlen, aber dnrch völlige Gleichstellimg des Unzünftigen mit dem Zünftigen vorbereitet und auf naturgemäße Weife herbeigeführt worden. Denn im Allgemeinen darf hier Niemandem der Gewerbeschein versagt werde». Der Gewerbeschein aber giebt dem Inhaber die‚Befugnis;, das darin benannte Gewerbe auf bestimmte Zeit im ganzen Umfange des Staats, in Städten und auf dein platten Lande, unter dem Schutze der Behörden zu treiben, mit dem auf den Grund desselben verfertigten Waaren zu handeln, und Lehrlinge und Gehilfen anzunehmen, wobei die Bestimmung über Lehrzeit, Lehrgeld u. s. w. lediglich Gegenstand des freien Bertrages bleibt. Jedermann kann so vielerlei Gewerbescheine lösen und so vielerlei Gewerbe gleichzeitig nebeneinander treiben, als er selbst will, er darf nicht nur die Materialien und Werkzeuge, deren er zu seinein Gewerbe bedarf, selbst verfertigen, sondern, wenn er zu Werken gewisser Art befugt ist, auch alle zur Bollendnng dieser Werke erforderlichen Arbeiten besorgen, so wie auch alle zu einer Gattung gehörigen Gewerbe betreiben, wenn sie auch sonst durch verschiedene Zünfte getrennt waren. — Keiner Korporation, Zunft oder Innung, und keinem Einzelnen steht ein Widerspruchsrecht, welcher Grund dafür auch angeführt werden mag, zu. Dagegen sollen die bisherigen ausschließlichen, vererblichen und veräußerlichen Gewerbeberechtigungen in den Städten

abgelöst und, bis dieses geschehen, mit 4'/^ Procent verzinset werden, indem alle Diejenigen, welche im Polizei-Bezirk der Stadt das Gewerbe sortan betreiben, nach dein Uinsange desselben verhältnißinäßige jährliche Beistenern zu dem Ablösungsfond zu leisten, und was hiernach zur Ablösnng noch fehlt, die Stadtgemeinen zuzuschießen haben.

Uebrigens darf jeder Zünftige dem Zunftuerbande zu jeder Zeit entsagen, jeder zünftige Geselle, ohne Nachtheile an seine» Zunftrechten, auch bei Unzünftigen arbeiten, jedes Gewerk aber durch Stimmeniiiehrheit der Meister sich selbst auflösen. Außerdem behält die Landes-Polizei-Behörde sich das Recht vor, jedes Gewerk zu jeder Zeit sür aufgelöst zu erklären.

In Beziehung ans den Handel endlich galt bekanntlich srttherhin aligemein jene engherzige Politik, welche das bloße Zeichen nud Mittel, nemlich das Geld, als den alleinigen Zweck nahm, und — um einen durch Mehrbetrag der Ausfuhr gegen die Einfuhr zu erzielenden Geldüberschnß im Lande zu bewirken — mit der Krämer-Waage eine sogenannte Bilanz ängstlich abwog, ohne großes Bedenken manche höhere Interessen, Ehre und innere Wohlfart in die Geldschale werfend. Aber onS Zünglein dieser Waage steht niemals still. Der Handel ist ein mächtiger Weltstrom geworden, der durch aller Herren Grenzen geht, und dessen Steigen und Sinken, wie das Meer, nur noch vou den Konstellationen am gemeinsamen politischen Hinmiel regiert wird, die allein in Gottes Hand stehen. Er läßt sich daher nicht mehr mit schlauer Willkür dort ablenken, um vielleicht gelegentlich eine vertrocknete Sandscholle zu bewässern, dort eindeichen, nm dem Nachbar gegenüber ein schön Stück Land abznreiße». Prenßen demnach begab sich fortan solcher Kunststücke und wollte lieber alles, was im eigenen Lande Handel und Wandel noch hemmte, ruhig hinwegräumen, damit dort der Verkehr vorerst, nach dein Maas; seiner natürlichen Kräfte, sich von Innen vollständig herausbilde und somit, wie alles Gesunde und Tüchtige, sich seine rechte Stelle in der Handelswelt selbst verschaffe. Und in solchem Sinne verfährt das Zollgesetz vom W.März 1818, wenn es den Verkehr im Innern freimacht und daher alle Beschränkungen desselben zwischen den verschiedenen Provinzen oder Lcmdestheilen des Staats, so wie alle Binnenzölle, Kommunal- und Privat-Abgabcn vom Handel und Verzehr aushebt und die Zolllinie überall auf die Grenzen der Monarchie vorrückt. Alle fremde Erzeugnisse der Natur und Kunst können im ganzen Umfange des Staats eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden; allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst wird die Ausfuhr verstattet, und diese allgemeine Handelsfreiheit mit Vorbehalt der Reziprozität gegen anders verfahrende Länder, als Grundlage der Verbandlungen mit fremden Staaten angenommen.

Bei der Ausfuhr gilt die Zollfreiheit als Regel. Dagegen wird — um die inländische Gewerbsamkeit zu schützen, um dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Lurus, ohne Erschwerung des Verkehrs, gewähren können — von fremden Waarcn bei der Einfuhr nach Gewicht, Manß oder Stückzahl ein mäßiger Zoll, und wenn sie im Lande verbleiben, gleichzeitig eine, durch einen alle drei Jahr zn revidirenden Tarif geregelte Verbrauchssteuer erhoben. Gegenstände, welche blos durchgeführt werden, unterliegen nur einem einfachen, tarifmäßigen Ein- und Ausfuhrzoll, und können, ohne deshalb eine Verbrauchssteuer zu zahlen, innerhalb des Landes unter der geordneten Aufsicht umgeladen, auch, der Spedition oder des Zwischenhandels wegen, gelagert werden. Befreiung von Ein- oder Durchgangs-Zoll, sowie Schadloshaltung wegen etwa behaupteter Eremtionen, findet nicht mehr statt.

Durch alle diese, man möchte sagen, bloß negativen Anordnungen, durch die Befreiung der Persönlichkeit, des Grundbesitzes und des Gewerbes von den verrotteten Gesseln, die nur noch drückten, ohne mehr zu halten, war indeß nur erst der Schutt der alten Zeit zur Seite geschafft, gleichsam nur der Boden der neuen gesetzmäßigen Freiheit gewonnen. War es redlicher Ernst mit allem dem, so mußte nun auch ein inneres, tüchtiges Leben geweckt werden, das den errungenen Boden zu behaupten und in der Uugebundeuheit sich selbst zn beschränken im Stande wäre, indem es einer höheren Einheit im Staate, der alleinigen Garantie aller Freiheit, sich unterwirft. Eine wahrhafte Unterordnung aber ist immer nur Sache des selbständigen freien Entschlusses, der wieder nur aus der allgemeinen Gesinnung hervorgehen kann. Jenes höhere Swatsleben kann daher, wie alles Innerliche, nicht so cbenher durch Machtsprüche der Aufklärung anbefohlen, der Volksgeist durch philosophische Zauberformeln besprochen werden! Ja, wo dies gelänge — eine solche Aristokratie der Gelehrten oder Gebildeten wäre vielleicht die verderblichste, wenn sie, in ihrer verwegen erperimentirenden Allgemeinheit, von der eigentlichen Natur und Geschichte der Nation keine Notiz nehmend, ein einiges Volk nach nnd nach in zwei verschiedene Volker entfremdet, gleichwie in China die Vornehmen eine andere Religion für sich haben, als das gemeine Volk. Wie im Drama vielmehr — das ja sein Gesetz auch nur in der allgemeinen menschlichen Natur hat — nicht die Charaktere von der Begebenheit, sondern die Begebenheiten von den Charakteren gemacht werden, so wird auch in der größeren Staats-Action nur die fortschreitende Entwickelung der nationalen Cigenthümlichkeit, nnd nicht von oben herab, die Negel von den drei Einheiten, Regel, Handlung und Leben gestalten. Man wende dagegen nicht ein, daß die unruhige Gegenwart der ungünstigste Zeitpunkt für solche Entwickelungsversuche sei. Tie Völker sind jetzt allerdings so ziemlich in ihre politischen Flegeljahre gekommen, eine unbequeme Durchgangsperiode voll Jünglingsdrang und Ueberschweuglichkeit, bald täppisch zufahrend zur Unzeit, bald maulend ohne erklecklichen Grund, immer übertreibend nnd zum Aeußersten bereit. Aber mir fragen jeden ehrlichen Schulmann, welche ihm lieber seien, jene ungefügen Gesellen, die ausgähren wollen, oder die zahme, geschlechtslose, altgeborne Brut, die niemals jährt, sondern ewig ein trübes, farbloses, unschmackhaftes Gemisch bleibt? Und so wird auch die hohe Volksschule einer tiefer gehenden Gesetzgebung jene treibende Viraft, das was wahrhaft edel und stark in dem verworrenen Ungestüm, unerschrocken, als erfrischendes Element, an das Ganze knüpfen und das Volk, nachdem es aus allen früheren Genossenschaften herausgetrieben, von unten herauf zu der höheren Geselligkeit eines lebendigen Gemeingeistes zn erziehen streben, damit der Einzelne sich als Glied einer größeren Familie betrachten lerne, wo er sich innerlich zu Hause fühle, der er auf Tod und Leben, in Lust und Leid verbunden bleibe.

Die Schule des Lebens ist nur das Leben selbst, jene erziehende Gesetzgebung kann daher nicht durch Lehre, sondern muß durch lebendige Institutionen wirken. In Preußen aber sind es hiernach vorzüglich dreierlei Institutionen, die in dieser Beziehung in Anschlag kommen. Die Städteordnung, die Provinzialstände und die Militair-Berfassung.

Wir lassen füglich die Gesetze sür sich selbst sprechen, indem wir durch kurze Umrisse der Hanptmomente derselben Geist und Absicht klar zu machen versuchen.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 will, wie sie im Eingänge selbst sagt, den Städten eine selbständige Verfassung sichern, in den Bürgergemeinen einen festen Vercinigungspuntt gesetzlich bilden, ihnen eine tüchtige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beilegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn erregen und erhalten.

Die Städte, welche nach der Volkszahl in große, mittlere und kleine eingetheilt sind, und selbst wieder in Bezirke zerfallen, werden von ihren Magistraten regiert. Tie Einwohner theilen sich in Bürger, d. i. solche, die städtische Gewerbe betreiben oder in der Stadt Grundstücke besitzen, und in Schutzverwandte, bei denen Beides nicht der Fall ist; jene müssen, diese können das Bürgerrecht erwerben, welches überhaupt keinem Unbescholtenen versagt werden darf. Das Bürgerrecht, bei dessen Gewinnung Stand, Geburt, Religion oder sonstige persönliche Verhältnisse keinen Unterschied begründen, wird vom Magistrat ertheilt und geht durch lange Abwesenheit ohne Besorgung eines Stellvertreters, durch entehrende Verbrechen, sowie durch dreimal erlittene Criminalstrase wieder verloren. Der Inbegriff snmmtlicher Bürger der Stadt macht die Stadtgcmcinde oder die Bürgerschaft aus. Die Bürgerschaft erwählt aus ihrer Mitte ihre Repräsentanten, Stadtverordnete, deren Zahl in kleinen Städten auf 34—36, in mittleren auf 36—60, und in großen auf 69—100 festgesetzt ist. Stimmfähig und wählbar ist, mit Ausnahme der Magistratsmitglieder während der Dauer ihres Amts sowie der Bürger weiblichen Geschlechts, jeder Bürger, dessen reines Einkommen in den kleinen »nd mittleren Städten 150, in den großen 200 Thaler beträgt. Jeder stimmfähige Bürger muß in der Wahlversammlung persönlich erscheinen, der Ausbleibende wird durch die Beschlüsse der Anwesenden verbunden; wer ohne gesetzliche Entschuldigung wiederholentlich nicht erscheint, kann seines Stimmrechts nnd der Theilnahme an der öffentlichen Berwaltnng für verlustig erklärt werden. Wenigstens zwei Drittheilc der erwählten Stadtverordneten sollen mit Häusern in der Stadt angesessen sein. Die Wahl der Stadtverordneten und ihrer Stellvertreter geschieht jährlich aus drei Jahre und zwar jedesmal mit einen: Drittbeil der gesetzmäßigen Zahl, wogegen jährlich ein Drittheil derselben durch das Loos wieder ausscheidet. Jedem stimmfähigen Bürger steht es frei. Einen Kandidaten laut vorzuschlagen; über die hiernach verzeichneten Wahl-Kandidaten werden sodann die Stimmen gesammelt, wobei dieStinnnenmehrbeit entscheidet.

Die Wahl wird, nach vorheriger Prüfung durch die StadtverordnetenVersammlung, vom Magistrat bestätigt, insofern sich dagegen nichts wesentliches zn erinnern findet. — Die Stadtverordneten sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, und nicht etwa einer einzelnen Korporation oder dgl., zu der sie zufällig gehören. Sie haben sämmtlicheAngelegenheiten des Gemeinwesens für die Bürgergemeinde zn besorgen, in Betreff des gemeinschaftlichen Vermögens, der Rechte und Verbindlichkeiten der Stadt Namens derselben verbindende Erklärnngen abzugeben, insbesondere die zn den öffentlichen Bedürfnissen nöthigen Leistungen auf die Bürgerschaft zu vertheilen, nnd, mit Rücksicht auf das allgemeine Epstein des Staats, die Steuern zu bewilligen. Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzengnng und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Jnsirnction, ihr Genüssen die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben. Nicht einzeln aber, svndern nur in der Gesammtheit, durch gemeinschaftliche Beschlüsse, können sie von jener gesetzlichen Vollmacht (Gebrauch machen. Sie wählen jährlich aus ihrer Mitte einen Vorsteher und Protokollführer, wobei nur wirkliche StaatSdiener und prnktizircnde ^ustizkommissarien nicht wahlfähig sind, auch sind sie, zur Prüfung der ihnen anvertrauten Angelegenheiten, Deputationen zu ernennen befugt. Alle Stadtverordneten-Stellen müssen unentgeltlich verwaltet werden. Jedem Bürger steht frei, über alle das Gemeinwesen der Stadt betreffende (Gegenstände seine Meinung, Vorschläge oder Rügen schriftlich der Stadtverordneten-Versammlung einzureichen. Tie Beschlüsse der Letztem werden durch absolute Stimmenmehrheit gefaßt, dürfen aber nnr vom Magistrat zur Ausführung gebracht werden.

Der Magistrat besteht in einem Bürgermeister (in großen Städten Ober-Bürgermeister) und mehreren theils unbesoldeten, theils besoldeten Mitgliedern, von denen der Snndicus und die gelehrten Stadträthe, nebst dem Stadtrath für das Baufach, auf 1^ Jahre, die übrigen aber nur auf li Jahre bestellt werden. Sämmtliche Magistrats-Mitglieder, mit Ausschluß des Oberbürgermeisters, werden, Namens der Stadtgemcinen, von den Stadtverordneten aus der Mitte der Bürgerschaft erwählt, nnd von der Provinzial-Volizei-Vehörde bestätigt; zu der Stelle des Oberbürgermeisters dagegen präsentirt dic Stadtverordneten-Versamelung drei Kandidaten zur landesherrlichen Auswahl. Ter Magistrat ist die ausführende Behörde, in welcher sich die ganze Geschäftsführung konzentriren soll. Alle Angelegenheiten aber, womit Administration verbunden, oder die anhaltende Aufsicht und Xontrolle, oder Mitwirkung an Ort und Stelle bedürfen, als: die kirchlichen Angelegenheiten, Sänilsachen, das Armenwesen, Sichernngs-Anstalten, Sanitäts-Polizei u. s. w., werden durch Deputationen besorgt, welche ans einzelnen oder wenigen Magistrats-Mitgliedern, dagegen größtentheils aus Stadtverordneten und Bürgern bestehn, die von der StadtverordnetenVersammlung gewählt und vom Magistrat bestätigt werden. Die Stadtverordneten in ihrer Gesammtheit kontrolliren die ganze Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in allen Zweigen, sie prüfen alle Rechnungen und Etats und setzen die Bedarfssumme scsl. Sowohl der Magistrat als die Stadtverordneten können auf Einführung neuer und aufAbänderungbestehender, vom Staat gegebner oder genehmigter Einrichtungen antragen, welche Anträge jedoch der Zustimmung der Landespolizei-Behörde, und, wenn sie vom Magistrat ausgehen, der vorherigen gutachtlichen Vernehmnng der Stadtverordneten-Versammlung bedürfen. Wo nicht höhere Rücksichten entgegenstehen, ist dem, die städtische Polizei ausübenden Magistrat auch die Verwaltung der allgemeinen Polizei anvertraut. — Tie oberste Aufsicht übt der Staat dadurch aus, daß er die Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögeiis einsieht, die Beschwerden einzelner Bürger oder ganzer Mtheilungen über das Gemeinwesen entscheidet, neue Statuten bestätigt und zu den Wahlen der Magistrats-Mitglieder die Genehmigung ertheilt.

Was bei diesem Gesetze auch die einen zu tadeln, die anderen noch zu wünschen finden mögen, darüber dürften alle einverstanden sein, das; dasselbe einerseits das, nach .«lassen und Zünften geschiedene, sowie das isolirte örtliche Jutereffe der Bürger aufhebt und die Städte, als eine sittliche Gemeinschaft, iu ihren Verbände zum Staate darstellt. Andrerseits aber ist dasselbe, indem es dem demokratischen Clement der Stadtverordneten die Wahl des Magistrats, die Steuerbewilligung, sowie Antheil an der gesetzgebenden Gewalt giebt, unverkennbar selbst schon Mikrokosmus und mithin die lebendigste, praktische Porschule einer repräsentativen Staatsverfassung.

Eine gleiche Schule der Entwickelung gesetzmäßiger Freiheit eröffnet, in immer weiteren nnd umfassenderen «reifen allmälig hinansteigernd, das Gesetz wegen Anordnung der Pro vinzialstände vom ö. Juni 1823. Hiernach sollen den Proviuzialständen, als dem gesetzmäßigen !)rgan der verschiedenen Stände jeder Provinz, die Entwürfe nicht nur provinzieller, sondern anch aller allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen und Eigenthumsrechten und iu Steuern betreffen, zur Berathung vorgelegt, ihren Beschlüssen die kommunal - Angelegenheiten, unter Vorbehalt der Genehmigung des Staats, und Beschwerden im Interesse der Provinz entgegen genommen werden.

Jeder Proviuzialuerband besteht aus drei Stünden, aus der Ritterschaft, den Städten und den übrigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern, mit Ausnahme von Schlesien, Sachsen, Westphaleu und den Rheinprovinzen welche iu 4 Stände getheilt sind, deren ersten die ehemaligen unmittelbaren Reichsstände, Fürsten und Besitzer freier Standesherrschaften, jene mit Viril-, diese mit Curiat-Stimmen, bilden. Alle übrigen Stände erscheinen durch Abgeordnete, welche von ihnen, in der für jede Provinz und jeden Stand bestimmten Anzahl, auf sechs Jahre dergestalt gewählt werden, daß alle drei Jahre die Hälfte der Abgeordneten eines jeden Standes ausscheidet. Allgemeine Bedingungen der Wählbarkeit, sowie der Befugnis; zur Wahl sind: zehnjähriger ununterbrochener Grundbesitz, Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen, Vollendung des dreißigsten Lebensjahres und unbescholtener Ms; für die Wählenden genügt jedoch die Vollendung des 24. Lebensjahres und eigenthümlicher Besitz, ohne Rücksicht auf seine Dauer. Der Vorsitzende auf demLandtage, Landtags-Marschall, wird für die Dauer eines jeden Landtages vom Könige ernannt. Ebenso der «önigl. Landtags-«ommissarius, welcher, als die Mittelsperson aller Verhandlungen, den Ständen die Propositionen des Staats, so wie alle demselben nöthige Auskunft und Materialien mittheilt, die von ihnen abzugebenden Erklärungen, Gutachten und Vorstellungen zur weiteren Veranlassung empsängt nnd den Landtag eröffnet und schließt, ohne jedoch den Berathungen desselben beizuwohnen. Zu einem gültigen Beschlüsse der Stände über solche Gegenstände, die vom Staat zur Berathung an sie gewiesen, oder ihrem Beschlüsse mit Vorbehalt landesherrlicher Sanction überlassen, oder sonst zur «enntniß des Landesherrn zu bringen sind, wird eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen, bei allen anderen ständischen Beschlüssen nur die einfache Mehrheit erfordert. Bei Gegenständen, bei denen das Interesse der Stände gegen einander geschieden ist, findet Sonderung in Theile statt, so bald zwei Drittheile der Stimmen eines Standes, welcher sich durch einen Beschluß der Mehrheit verletzt glaubt, daraus dringen. Das Resultat der Landtagsverhandlungen wird durch den Druck bekannt gemacht.

Wir reden hier von der Militair-Berfassung Preußens zuletzt, weil sie in ihrem innersten Wesen recht eigentlich auf jener vorbereitenden, den Gemeinsinn in den einzelnen Ständen belebenden Gesetzgebung, als eines ihrer organischen Resultate, beruht. Sie ist die erste Institution, welche die Gesammth eit des Volkes in seinem wichtigsten Interesse, als eine große moralische Einheit, umfaßt, indem sie durch Ausschließung aller Exemtion und Stellvertretung, die eben die sittliche Bedentuug des Gesetzes nothmendig wieder vernichten würde, den Grundgedanken einer allgemeinen, gesetzlich geordneten National-Bewaffnung praktisch durchführt. Nachstehende Grundzüge derselben, wie sie theils aus dem Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September 1814, theils aus der Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815 hervorgehen, inögen das Gesagte rechtfertigen.

Jeder Eingeborene, sobald er das 2<>. Lebensjahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um aber Wissenschaft und Gewerbe im Frieden nicht zu stören, ist die bewaffnete Macht in Hinsicht auf Dienstleistung und Dienstzeit abgetheilt: in das stehende Heer, in die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und in den Landsturm. Zu dem stehenden Heer, das jederzeit in's Feld zu rücken bereit und die Bildungsschule der Nation für den Krieg ist, gehören, außer den zum Dienst sich freiwillig meldenden, alle jungen "Männer vom 20. bis zum 25. Lebensjahre, von denen, da ihre Gesammtzahl zur Ergänzung der Armee nicht erforderlich ist, jährlich ein Theil durchs Loos zum Dienst bestimmt ivird. Die ersten Jahre befindet sich diese Mannschaft durchgängig bei ihren Fahnen, dann wird sie in ihre Heimat entlassen, wo sie zur Kriegs-Reserve übergeht, und während der beiden letzten Jahre zum Dienst im stehenden Heer im Fall eines Krieges verpflichtet bleibt. Jungen Männern, welche sich den Wissenschaften oder wissenschaftlichen Gewerben widmen und entweder die höheren Klassen des Gymnasiums besuchen, oder eine wissenschaftliche Prüfung bestehen, ist es nachgegeben, auch noch vor dem 2V. Lebensjahre, als Freiwillige einzutreten und sich die Waffengattung und das Regiment selbst zu wählen, Diese gehen schon nach Verlans des eisten Dienstjahres zur jlriegs-Reserve über, in welcher sie in den folgenden 4 Jahren ungestört in ihrer Heimat, nur für den Fall des

Krieges zum Dienst in der Linie verpflichter bleiben.

Die Landwehr des ersten Aufgebots, welche jederzeit vollständig bekleidet und bewaffnet erhalten wird, ist bei entstehendem Kriege, als Unterstützung des stehenden Heeres, gleich diesem ini In- und Auslände zu dienen bestimmt, im Frieden dagegen in ihre Heimat entlassen, wo sie nur jährlich einen Monat zusammengezogen und für fich und mit der Linie ererzirt, sowie an Tonntagen in ihren Aufenthaltsorten im Schießen geübt wird. Sie besteht theils aus denjenigen jungen Männern vom 29. bis 25. Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen, theils aus der nach fünfjährigem Dienst ans dem stehenden Heere gesetzlich ausscheidenden Mannschaft von, 26. bis zum zurückgelegten 32. Lebensjahre. - Zu der Landwehr des zweiten Aufgebots, die im Frieden nur an einzelnen Tagen und in kleinen Abiheilungen in ihrer Heimat zusammengezogen wird, im Kriege aber zur Verstärkung der (Garnisonen, zu Besatzungen und, wenn es nöthig, zur Ergänzung des Heeres bestimmt ist, gehören alle Waffenfähigen bis zum vollendeten 89. Lebensjahre. ^ Der Landsturm endlich tritt nur bei feindlichem Einfall in die Provinz, ans Befehl des Königs zusammen. Im Frieden kann er von der Negierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Füllen gebraucht werden, und besteht aus allen Männern bis zum .'V. Jahre, die entweder iu das stehende Heer und die Landwehr nicht eingetheilt, oder aus der letzteren herausgetreten sind. — Die Offizierslellen der Linie werden ohne Rücksicht auf den Stand, nnr nach einer vorherigen Prüfung der wissenschaftlichen und sittlichen Qualifikation besetzt. Bei der Landwehr ergänzen sich dieselben in den höheren (Traden durch Versetzung und gesetzmäßiges Ausscheiden auö der Linie, in den unteren Graden durch Wahl des Offizier-Corps der Landwehr, unter Bestätigung des Königs.

Wir sind keineswegs gesonnen, die soeben beleuchtete Gesetzgebung als das absolute Heil anzupreisen, zu dem nichts mehr zuzufügen oder von anderen hinzuzulernen wäre. So viel aber dürften die vorstehenden Betrachtungen jedem Unbefangenen ergeben, daß Preußen, während andere sprachen, sich ohne Geränsch innerlich gesammelt und es ernstlich gemeint hat, ein politisches ^eben im Lande, als die sicherste Grundlage vernünftiger Freiheit, allmälich zu entwickeln und zu begründen.

ie Säle in der permanenten Gemäldeausstellung von E. Schulte in Berlin Unter den Linden waren während der zweiten Hälfte des vorjährigen December und der ersten des Januar der Schauplatz eines ganz ungewöhnlichen und denkwürdigen künstlerischen und gesellschaftlichen Ereignisses. Im Allgemeinen steht das gebildete Berliner Publikum den Erscheinungen der bildenden Künste sehr viel fremder und gleichgültiger gegenüber als denen der Musik und des Theaters. Die verschiedenen permanenten Ausstellungen in der Neichshauptstadt werden meist nur ziemlich spärlich besucht. Um so überraschender war die wahrhaft beispiellose Theilnahme, welche dasselbe Berliner Publikum jener in diesem Salon letzthin veranstalteten Sonderausstellung zuwendete. Sie umfaßte etwa fünfzig Gemälde und Zeichnungen von eines einzigen Künstlers Hand und zwar ausschließlich Bildnisse zeitgenössischer Persönlichkeiten. Der Maler derselben war Franz von Lenbach. Es gab Tage, an denen die Besucher so zahlreich erschienen waren, daß sie sich wahrend mancher Stunden Schulter nn Schulter in den Räumen dieses Ausstellungslokals drängen mußten und es Mühe hielt, von einem Bilde zu dem nächstfolgenden der Neihe zu gelangen. Einen nicht zu unterschätzenden Antheil an diesem überraschenden außerordentlichen Eindruck und Erfolg mag unzweifelhaft die Bedeutung wenigstens einzelner der hier dargestellten Persönlichkeiten im öffentlichen und im geistigen Leben der Gegenwart gehabt haben. Aber auch hier, wie bei jedem Kunstwerk, war es doch an erster Stelle nicht das Was, nicht der Gegenstand der Darstellung, sondern

das Wie, die künstlerische Kraft und Art derselben, wodurch der Menschen Seelen in so ungewöhnlichem Grade gepackt, erregt und gefesselt wurden. Lenbachs Kunstmeise, die so vielfache und scharfe Angriffe aus den Kreisen der Maler selbst, wie des kunstfreundlichen Publikums, jederzeit zu erfahren gehabt hat, errang hier auf dieser Ausstellung einen glänzenden und vollständigen Triumph trotz alles Widerspruchs, der sich auch bei diesem Anlaß von verschiedenen Seiten dagegen erhob. Die Wirkungen, welche dieser Meister nun auch hier in Berlin mit seinen Bildnissen hervorbrachte, ist um so überraschender und um so bezeichnender für ihre innere zwingende und überzeugende Macht, als dieselben durch ihre ganze Auffassung und malerische Behandlung dem Geschmack und den Neigungen der Menge ebenso wie dem jener höchsten und allerhöchsten Gesellschaftskreise, in denen Lenbach als Mann wie als Maler sich einer gleich außerordentlichen und auszeichnenden Schätzung erfreut, nicht die geringsten Concessionen machen. Zahlreich sind und waren zu allen Zeiten diejenigen Existenzen, welche zu der beneideten Höhe der Stellung im Leben und in der Kunst dadurch gelangten, daß sie das Talent bewiesen, sich anzubeimemcn und mit dem Strom zn schwimmen, sich den Wünschen, sei es der Großen, Mächtigen, Einflußreichen dieser Erde, sei es der herrschenden Anschauungen der großen, „Publikum" genannten, Masse zu beugen und gefällig zu erweisen. Lenbachs ganzer Lebensgang wie sein künstlerisches Schaffen bildet eins vou den seltenen Beispielen des durchaus entgegengesetzten Weges, um jene Ziele zu erreichen, auf welche das Verlangen der ungeheuren Mehrheit meist doch nur vergebens gerichtet ist. Er hat nie und in keinem Moment seines Lebens und seiner künstlerischen Entwickclung sein eigenstes Wesen verleugnet und maskirt, ist dein Schicksal und den Menschen stets mit dem ganzen trotzigen Stolz seiner Persönlichkeit entgegen getreten, hat die letzteren jederzeit lieber brüskirt, als umschmeichelt und ist dennoch zu den Höben der Menschheit gelangt, auf denen wir ihn heute bewundert und beneidet von Unzähligen verharren sehen. Jene Demnth, jene vielgerühmte Tugend der Bescheidenheit, welche sonst, auch ohne daß sie uns von Jugend an schon durch Kirche, Schule und Erziehung mehr als nöthig eingeprägt und anempfohlen würde, dem aus dem arbeitenden und bäuerlichen Volk hervorgegangenen deutschen Menschen gewöhnlich unaustilgbar für das ganze Leben anzuhaften pflegt, hat Lenbach zum Glück für ihn nie gekannt. Und doch ist er aus einem Marktflecken lSchrobcnhansen in Bayern) und aus der Familie eines Handwerkers, eines Maurers, hervorgegangen. Dort wurde er am 15. Dez. geboren. Nach dem Wunsch seines Vaters sollte der Sohn nicht nur dessen eigenes Handwerk weiter fortführen, sondern sich zum wirklichen Baumeister ausbilden. Zu dem Zweck that er den jungen Franz nach Landshut auf die Gewerbeschule, Ivo er die ersten Grundlagen, das architektonische und geometrische Zeichnen erlernte. In seinem Heimatsort aber sah er wiederholt einem geschickten Thiermaler Namens Hofner zu, welcher dorthin gekommen mar, um Studien nach der Natur zu malen. Dessen Beispiel erweckte in dem Knaben die Lust an der gleichen Thätigkeit. Er begann nach dem Leben zu zeichnen, Thiers, die Mitglieder seiner Familie, seine Bekannten. Schon in diesen ersten Bildnissen soll er im Treffen der lebendigsten Aehnlichkeit außerordentlich glücklich gewesen sein. Den Vater aber vermochte er mit diesen Beweisen eines entschiedenen Berufs zur Malerei nicht zum Abweichen von seiner ursprünglichen Bestimmung zu bewegen. Franz wurde angehalten, bei ihm praktisch als Maurerlehrling zu arbeiten und dann nach Augsburg auf die polytechnische Schule geschickt, um sich weiter in der Architektur auszubilden. Im dortigen Museum lernte Lenbach zum ersten Mal Werke der alten .Kunst und darunter noch manches gute Bildniß kennen und seine Lust zur Malerei wurde dadurch immer leidenschaftlicher erregt; mehr noch durch einen Ausflug nach München und den Besuch der alten Pinakothek. Er nahm in Augsburg Unterricht in der Oelmalerei, in der er sich als der gelehrigste Schüler erwies. Damals starb sein Bater.- Herr seines Willens geworden, widmete sich der Sohn fortan ganz und gar der geliebten Kunst. Er malte in feinem heimatlichen Marktflecken, was ihm vorkam, erwarb sich mit Heiligenbildern, Portraits und Ladenschildern eine bescheidene Summe, die ihn in den Stand setzte, sich nach München zu begeben und dort an der Akademie und in Pilotys Werkstatt sich systematisch unter dieses trefflichen Meisters Leitung zum Maler auszubilden. In feinem ersten dortigen Studienjahr bereits war er seinem Lehrer so nahe gerückt und hatte so glänzende Beweise seines Talents gegeben, daß dieser Lenbach (1856) einlud, ihn nach Italien zu begleiten. Dort ist sein erstes Gemälde entstanden, welches in München und in ganz Deutschland gerechtes Aufsehen erregte und den Namen seines Autors als den einer ganz eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit überall bekannt machte. Dies Bild sieht man heute in der Schack'schen Gallerie zu München. Ich entsinne mich noch sehr wohl des großen Eindrucks, den es aus uns in Berlin bei seiner Ausstellung in dem Salon des Kunstvereins Unter d. Linden machte. Einen Eiucciaren-Knaben, einen Hirtenbuben stellte es dar, der auf den: Rücken ausgestreckt im blüthenreichen hohen Grase liegt, und in die von Schmetterlingen und Libellen durchschwirrte, blaue, heiße, sonnenlichtgetränkte Luft des römischen Sommertages hinaufblickt. Ein so unbefangener, muthiger, rücksichtsloser, mit allem Herkömmlichen brechender, nackter Realismus in der Darstellung der Wirklichkeit erschien uns damals als etwas völlig Befremdliches und Neues. In solcher unbedingten Wahrheit glaubten wir ein Stück Natur noch nie zuvor geschildert gesehen zu haben. Das blumige Feld war trotz der Größe und Breite der Behandlung so genialt, daß man jeden Halm und jede seiner bunten und weißen Blttthen zu schauen meinte. Der branne Bube schien leibhaftig dazuliegen, von der glühenden Mittagssonne mit hell flimmernden Lichtmassen und scharf begrenzten tiefdunkeln Schatten plastisch modellirt, die nackten sonnverbrannten Unterschenkel und Füße mit einer theils grauen theils dunkeln Patina vom Staub der Straßen und vom Schmutz oder Morast des feuchten Bodens bedeckt.

Von einer ähnlich mächtigen, ungewohnten, realistischen Kraft der Anschauung und der malerischen Wiedergabe der Natur zeugte das zweite Bild, welches Deubach von seinem damaligen Aufenthalt in Rom mitbrachte, und auch nach Berlin zur Ausstellung von 1858 sendete: Der Triumphbogen des Titus. Er hatte das prächtige Denkmal der antiken Baukunst und plastischen Decoration im vollen Sonnenlicht unmittelbar.vor dein wirklichen Monument gemalt. An -frappanter Wahrheit der Erscheinung wetteiferte das Bild mit der besten Photographie. Aber eS wirkte nicht wie eine pedantische, peinlich gewissenhafte Copie der Wirklichkeit, sondern wie eine groß ausgefaßte echt künstlerische Neproduction derselben. Erstaunlich dünkte uns auch hier die Energie des durch das ganze Bild verbreiteten Sonnenlichts, welches fast blendend auf den alten gelbgrauen Quadern und Bildwerken lag, mit den tiefdunkeln aber goldig durchglühten Schattenmassen im Innern des Bogens auf's schärfste contrastirend. Ein drittes, damals viel angefeindetes, aber von andrer Seite auch lebhaft bewundertes Bild aus der Zeit jenes italienischen Aufenthalts „Gebet während des Gewitters" habe ich nie gesehen; nicht einmal eine Nachbildung desselben. — Es gelang Lenbach nach seiner Rückkehr anfangs schlecht genug, sich in München zur verdienten Geltung zu bringen. Das daselbst gemalte und ausgestellte Bildniß eines Arztes erweckte ihm durch jene, nun auch auf die Portraitmalerei übertragene rückhaltlose Wahrhaftigkeit, nur neue Gegner und Feinde in der Kritik, wie unter den Kunstgenossen. Seine Kuustweise wurde auf's heftigste angegriffen, er gleichsam in Bann und Acht gethan von denen, die damals in München über Werth und Unwerth von Gemälden entschieden. Eine Befreiung aus wirklicher Bedrängnis; und einer sorgenvollen Existenz brachte ihm damals die an ihn ergangene Berufung nach Weimar an die vom Großherzog gegründete Kunstschule. Der von hoher, begeisterter Kunstliebe erfüllte Fürst, versuchte besonders solche Meister für Weimar zu gewinnen, welche sich durch eine eigenartige, von den herkömmlichen ausgetretenen Wegen abweichende, Richtung und originelle Begabung von der Menge, auch von den Bekannteren und Berühmteren, unterschieden. So wurden mit Teutwart, Schmitson, dem genialen, damals noch ziemlich unverstandenen Thier- und Landschaftsmaler, Verhandlungen angeknüpft, die indeß nicht zu dem gewünschten Resultat führten. So wurden Arnold Böcklin und Reiuhold Begas an die Kunstschule als Professoren gerufen; so noch vor ihnen auch Lenbach. Aber er, so gut wie diese Beiden, war seiner ganzen Natur nach nicht dazu geeignet, in einer solchen Stellung als lehrender Meister an der Kunstschule einer kleinen Residenz lange auszuhalten. Früher als jene befreundeten Eollegen war Lenbach wieder von Weimar geschieden, um nach München zurückzukehren (1862). Damals in den ersten sechsziger Jahren machte er dort die Bekanntschaft des gelehrten Dichters und vornehmen Kunstfreundes, Grafen Schack. Dieser, dessen Gallerie, die berühmte Zierde des neuen München, in jener Zeit noch nicht vorhanden war, trug sich mit dem Plan, eine Auswahl solcher alter Meisterwerke, welche er zu den vorzüglichsten Blüthen der Kunst zählte, in guten Nachbildungen zu seiner und Andrer Freude um sich zu sammeln. Dieser Gedanke schien ihm ein ebenso verlockender als fruchtbringender. „Ein glücklicher Zufall ermöglichte es ihm," wie er selbst erzählt, „bald die ersten Schritte zur Ausführung seines Borhabens zu thun. Er sah in der Pinakothek zu München eine eben vollendete Copie jenes reizenden Bildes von Rubens, auf dem die zweite Frau dieses Meisters, ihr nacktes, mit einein Federhut geschmücktes, Sohnchen auf dem Schooß hält. Man konnte hier kaum noch von einer Covie reden: Das Original war in allen seinen Feinheiten so wundervoll revroducirt, daß man es ein Facsimile nennen durfte. Beim ersten Anblick gewann ich die Ueberzeugung. Derjenige, welchem diese Arbeit so unübertrefflich gelungen, sei für den von mir in Aussicht genommenen Zweck wie schwerlich ein andrer geeignet. Der damals im Jahr 1863 noch sehr junge Franz Lettbach, — denn ihm verdankte jene Neuschöpfung eines der schönsten Nubens'schen Bilder ihre Entstehung, ging mit Freuden auf meinen Borschlag, sich zunächst in der angedeuteten Absicht nach Italien zu begeben, ein . . . Lenbach, dessen Seele von früher Jugend an mit hoher Begeisterung für die alten Meister glühte, zog es mit Gewalt dorthin. Vor seiner Abreise hielt ich vielfache Rücksprache über die zu unternehmenden Arbeiten mit ihm. Er hatte schon einmal, wenn auch nur flüchtig, die italienischen Städte bereist, und es traf sich günstig, daß mehrentheils seine höchste Bewunderung denselben Werken zugewendet war, die auch ich vor Allem liebte. Am meisten war unser Augenmerk auf die großen Benezianer gerichtet, denen nach langer Vernachlässigung in unsrer Zeit mit Recht wieder die allgemeine Beachtung zu Theil wird. Mein nächster und lebhaftester Wunsch war, das Wunderbild des Tizian, das mit dem Namen „die irdische und himmlische Liebe" bezeichnet wird, womöglich in so treuer Wiedergabe, wie der Künstler sie von der „Frau des Rubens" geliefert hat, zu besitzen und Lenbach begann dann alsbald nach feiner Ankunft in Rom die Arbeit in der Gallerie Borghese. Wenige Monate später, als ich selbst nach Rom kam, fand ich die Copie vollendet und zwar in so überraschender Trefflichkeit, daß ich oft, während ich sie vor dem Original stehen sah und mit letzterem verglich, meinte, man könne sie mit diesen vertauschen, ohne daß es irgend jemand merken würde."

Dies rühmende Urtheil des Grafen kann man mit gleich vollein Recht auch auf alle anderen Copien Lenbachs beziehen, welche derselbe damals für seinen kunstsinnigen Gönner ausführte. Es sind das: die des angeblich von Pordenone gemalten Bildes „Herodias mit dem Haupte des Täufers Johannes" im Pallazzo Dorm zu Rom; die von Murillos „Mutter mit dem >iinde". in der Gallerie Corsini daselbst, die des Bildnisses eines jungen blonden Mannes in schwarzer Tracht mit goldner Kette von Tizian in der Pitti-Gallerie zu Florenz; die des Selbstportraits des Andrea del Sarto; des Tizianischen Bildnisses des Pietro Aretino; der dein Georgione zugeschriebenen unter dem Titel „das Concert" berühmten Gruppe musicirender Halbftguren in derselben Galleric; die des kleinenMädchens mit dem Hnnde von Tizian, damals in Palazzo Strozzi, heute im Berliner Museum; die des Nubenöschen PortraitS seiner ersten Frau und die des eignen Bildnisses des großen vlamischen Meisters in der Gallerie der Uffizien. Eine der erstaunlichsten Leistungen dieser unerreichten Kunst LenbachS aber, das Werk eines großen Malers völlig in dessen Sinn, dessen eingenster Technik und mit der täuschend erreichten Wirkung des Originals uachzuschasfen, bleibt sür mich immer die damals ausgeführte Copie des Bildes der auf weißem Lager ruhenden, herrlichen nackten, Frauengestalt, der fälschlich sogenannten Venus von Tizian in der Tribuna der Uffizien-Galerie.

18(i7 war Lenbach nach Ausführung dieser Arbeiten für den Grafen Schuck nach München zurückgekehrt. Seines Gönners Begierde aber, seine Lieblinge unter den Werken der alten Meister von einem so verständnißvollen berufenen und auserivählten Jünger derselben nachgebildet zu sehen und in solchen wahren Facsimilc-Eopieen zu besitzen, war noch lange nicht durch diese für den Besteller aus Italien mitgebrachten Schätze befriedigt. Zunächst hatte Lenbach in der Heimat die Copie nach dem damals in der Gallerie zu Schließheim befindlichen Portrait der das Violoncell spielenden Gattin des Van Dyck von diesem Meister auszuführen. Dann aber forderte der Graf den Künstler auf, diese copirende Thätigkeit für ihn auch noch in Spanien fortzusetzen. In der unvergleichlichen Gemäldegallerie zu Madrid, welche eine so unabsehbare Menge des Herrlichsten enthält, was die Malerei aller Kunstschulen in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe geschaffen hat, befanden sich manche dem Grafen mindestens eben so werthe Lieblingswerkc wie die, welche Lenbach für ihn in Italien covirt hatte. Letzterer übernahm den Auftrag, auch diese zu coviren und reiste zu diesem Zweck im Spätsommer jenes Jahres in Begleitung eines jungen Kunstgenossen, Ernst von Liphart, des Sohnes des bekannten Sammlers und Kunstkenners zu Florenz, eines Freundes des Grafen, nach Madrid ab. Dort im Museum des Prado copirte er eins der großartigsten Meisterwerke der Bildnißmalerei aller Zeiten und Schulen, das Reiterbildniß Karls V. in der Rüstung, von Tizian; ferner desselben Meisters Herodias, die Schüssel mit dem Johannishnnpt in den erhobenen Händen; ein weibliches Bildniß von Tintoretto und das große Bildniß Philipps IV. im Jagdanzuge mit dem Hunde zur Seite von Velasauez. Im April 1868 traf Graf Schack selbst in Madrid ein und holte dort die beiden Künstler zu einer Neise durch das südliche Spanien ab, an die sich noch ein Ausflug von Gibraltar nach Tanger hinüber anschloß.

Auf den, Rückwege von dort besuchten sie Granada und die Alhmnbra. Von der Schönheit der Landschaft, wie jener Schöpfung der arabischen Kunst wahrhaft berauscht, versuchte Lenbach dort zum ersten Mal, ob es ihm gelingen wolle, auch die charakteristische Erscheinung einer Gegend im Bilde festzuhalten. Er malte ein kleines Bild der Aussicht auf die Bega, nach der Richtung hin, wo sie von der Sierra Elvira begrenzt wird, von dem Thurm der Jnsantinnen ans. Auf einem zweiten kleinen Bilde stellte er die Mauern, Zinnen und Thürine der Alhambra mit der davorliegenden Landschaft von der Terrasse, vor San Nicolas aus gesehen, dar. Auf einein dritten, den Tocador de la Rein«, den Pavillon nahe dem Comaresthurm auf der Alhambra. Das kleine Bild ist staffirt mit den Gestalten des zeichnenden jungen Liphart und des Grafen selbst, der unter den Arkaden des Tempelchens stehend, nach dem Generalife auf dem jenseitigen AbHange hinüberschaut. Diese Versuche Lenbachs in der Landschaftsmalerei lassen wohl erkennen, daß sie nicht Arbeiten eines Landschaftsmalers von Fach

sind, aber für seine Fähigkeit, die Natur unbefangen anzuschauen und in ihren eigenthümlichen Stimmungen zu schildern, geben sie ein beredtes Zeugniß. Ich weiß nicht genau, ob Lenbach auf dieser spanischen Reise das lebendige Original jenes Bildes der Halbfigur eines Mönches gefunden hat, welches wir ebenfalls in der Schack'schen Galerie sehen. Dieser Urtypns eines glühenden, religiösen Fanatikers erscheint freilich völlig so, als wenn das Land des finstersten Glaubenshasses und der grausamsten Ketzerverfolgungen seine Heimat sein müßte. Dieselbe Sammlung enthält außer den genannten Arbeiten mehrere Bildnisse Lenbachs, die meist mährend der sechsziger Jahre entstanden sind. Ebenso wie jenes Bild des „Mönches" lassen auch sie den Maler des „Hirtenknaben" kaum noch als ihren Autor erkennen. Bei der Ausführung der Eopien nach den Werken der alten großen Veneticmer und Niederländer war Lenbach tiefer als die meisten Modernen, in die Geheimnisse ihrer Technik, ihrer ganzen Malerweise eingedrungen, mittelst derer sie die wunderbare, in den Bildern der Neueren so selten erreichte, farbige Erscheinung ihrer Gemälde hervorbrachten. Was er so erkundet hatte, verwendete er fortan in der Malerei seiner selbständigen Bilder. Das läßt sich schon,hier in dem schönen Portrait der zweiten Gattin Paul Heyses und in Lenbachs Selbstportrait, das ihn, Stirn und Augen vom breitkrämpigcn Hut beschattet, darstellt, leicht erkennen. Von der völlig unreflectirten, einfachen, derben Wiedergabe der Wirklichkeit in dem Bilde des Hirtenknaben ist er hier weit entfernt. Die Natur erscheint nun wie mit deu Augen eines jener alten Meister angeschaut und in deren Sinne gemalt. Die Farbe hat jenen Schmelz und jene Tiefe, welche die alten Bilder zum Theil erst unter der Einwirkung der Zeit, durch ihr Alter empfangen haben, dem „Edelrost" vergleichbar, welchen die Jahrhunderte den alten Bronzen verleihen. Das Bildnis; der jungen Gattin Paul Henses, mit dem aufgelöst am Rücken und über die Schulter herabwallenden dunklen Haar, in der Schack'schcu Gallerie ist eine Wiederholung des Portraits der schönen Tame, welches er gleichzeitig mit dem des Dichters selbst, des Malers von Hagn, des Kupferstechers Geyer und der Schwester desselben bereits vor der spanischen Mise gemalt und 1867 zur Weltausstellung nach Paris gesendet hatte. Hier wie in München erregten diese eigenartigen Bildnisse lebhaftes Interesse und lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit ans ihren Maler.

Im Jahre 1870 ließ er sich in München nieder. Seine Werkstatt, mitten in einem Garten gelegen, richtete er sich mit jenem vornehmen malerischen Geschmack ein, der ihm vor Vielen gegeben ist. Portraits geistig hervorragender Männer, reizender und geistvoller Frauen, die er für seinen eigenen Besitz malte, wenn er dem Auftrag, sie zu portrailiren, genügt hatte; einige erlesene Bildnisse alter Meister, die er so glücklich gewesen war, als Eigenthum zu erwerben, gaben diesem weiten Atelier den köstlichsten Schmuck. — Von allen Gaben, welche ein zum Maler berufener Günstling des Geschicks zuertheilt bekommen kann, ist Löllbach eine versagt geblieben: die der erfindungsreichen, gestaltenden Phantasie. Keiner jener alten Meister, die er zu seinen Mustern und Leuchten auf dem Wege der Kunst gewählt hat, ist ausschließlich Bildnißmaler gewesen. Lenbach aber ist es geblieben, hat sich gänzlich auf diesen Kunstzweig beschränkt und concentrirt, für welchen ihm allerdings eine ganz außerordentliche Begabung zu Theil geworden ist. Er besitzt den durchdringenden. Blick für das innerste Wesen der Persönlichkeit, das sich für Anderer Augen in den Gesichtszügen der Menschen fast ebenso häufig verbirgt, als offenbart. Dieses Wesen, das eigenste Naturell derer, die er malt, im Bilde zur Anschauung zu bringen, diesem Bilde aber zugleich das volle Gepräge eines frei geschaffenen malerischen Kunstwerks zu geben, — darauf vor Allem war Lenbachs Bestreben in seinen Bildnissen jederzeit gerichtet. Auf die ausführliche Darstellung des im Vergleich zu diesem Hauptzweck Nebensächlichen, auf die Concurrenz mit der photographischen Wiedergabe desselben im Bilde, hat er verzichtet, wie gern und oft er auch die photographische Aufnahme seiner Modelle in den Dienst seiner Malerei gestellt hat.

In der Verfolgung dieses Princips ist er consequenter gewesen und weiter gegangen, als jeder der großen Bildnißmaler in alter und neuer Zeit; in mancher Beziehung entschieden zu weit. Gewiß werden wir, wenn uns ein bedeutender Mensch gegenübertritt, zunächst durch seinen Kopf, sein Gesicht, seinen Blick gefesselt werden, nnd von dem Uebrigen seiner Erscheinung nur eine allgemeinere Vorstellung empfangen. Aber das gilt doch nur für die ersten Momente. Gerade je »lehr uns die Persönlichkeit interessirt, um so wichtiger und beachtenswerther wird uns der Bau der Gestalt, die Form und Farbe der Hände, ja die Art und der Sitz der Tracht, selbst auch wohl die Umgebung dünken, in welcher diese Persönlichkeit sich heimisch fühlt und die sie sich nach eignem Geschmack und Bedürfnis; gestaltet hat. Die großen altflandrischen, viele der späteren niederländischen und die altdeutschen Meister, vor Allem Hans Holbein, haben wiederholt den glänzenden Beweis geführt, daß es sehr wohl möglich sei, allen diesen angeblich so „nebensächlichen" Dingen, welche doch oft so bezeichnend sür das cigenthümliche Wesen der Menschen sind, auf's gewissenhafteste gerecht zu werden und darum doch nicht weniger auch das intimste Seelenleben in dem Gesicht zum Ausdruck zu bringen. Hans Holbeins Bildniß des Kaufmanns Gisze im Berliner Museum ist eins der staunensmerthesten Meister- und Musterwerke dieser, der Lcnbach'schen entgegengesetztesten, Gattung der Bildnißmalerei. Die großen italienischen Portraitisten der Renaissance, die spanischen, und von den späteren nordischen Meistern besonders Rembranot, sind zu ihren Zielen aus sehr abweichenden Wegen gelangt. Die lokale Umgebung des Darzustellenden haben sie meist gleichgültig behandelt und durch den passend gestimmten Hintergrundton oder die Andeutung einer Landschaft, einer Wandarchitektur und eines Vorhangs ersetzt. Die Hände aber, diese beredten, sür die Charakteristik der Persönlichkeit so wichtigen, zur lebendigen künstlerischen Darstellnng so unwiderstehlich reizenden, die Sprache des Mundes nnd des Blickes ergänzenden, Hülfsinterpreten des Seelenlebens und keineswegs nur die thätigen Werkzeuge unseres Willens, waren sie ohne Ausnahme beeifert, in der gleichen Lebenswahrheit und Vollendung herauszuarbeiten wie die Köpfe. Es ist keiner unter diesen Meistern, der nicht gerade in ihrer möglichst vollkommenen Darstellung seinen Ruhm und Ehrgeiz gesucht hätte. In diesem Punkt ist seltsamer Weise Lenbach seinen großen Mustern nicht gefolgt. Auch die Freude am schönen Schein der gewebten, gewirkten, gestickten, farbenprächtigen und feingetönten Stoffe, an Schmuck und Glanz des Zierraths, bekundet er, wenn er sie auch empfinden mag, in der Malerei seiner Bildnisse nicht. Glänzende Toiletten spielten zu allen Zeiten auf den Portraits schöner Damen, reiche Eeremonientrachten, reiche Rüstungen und prächtige Uniformen auf denen der Männer in hohen Aemtern nnd Würden eine wichtige Rolle. Weder die Besteller noch die Maler mochten freiwillig auf die Beihülfe des Costüins zur Steigerung des Eindrucks ihrer natürlichen Erscheinung in ihren Bildnissen verzichten. Manche der am höchsten geschätzten, am meisten beschäftigten Bildnißmaler unsrer Zeit zumal, dankten ihre großen Erfolge fast in gleichem Maas; ihrem Geschmack und ihrer Virtuosität im Toilettenmalen, als ihrer Meisterschaft in der Wiedergabe der Gesichter und der von den Kleidern unverdeckt gelassenen Theile der Gestalt. Lenbach hat die Hüllen der von ihm gemalten Persönlichkeiten nie in ähnlicher Weise als gleichberechtigte Gegenstände der Malerei betrachtet, und nie in deren „naturgetrener" oder effectvoller Ausführung zu glänzen gesucht. Noch weniger mochte er sich entschließen, seine Bildnißgestalten mit einer bestimmt charakterisirten architektonischen oder landschaftlichen Umgebung darzustellen. Ueber einen wohlgeftimmten Hintergrundston, welcher besonders den Kopf plastisch heraustreten läßt, ist er meines Wissens nie hinausgegangen. Für das, was er aufgab, hat die große Auffassung, die auf's höchste gesteigerte, überzeugende und zwingende (Gewalt des seelischen Lebens und WesensauSdrucks in den von ihm gemalten Gesichtern, im Berein mit dem Adel und der Wucht ihres Colorits entschädigen müssen. Mit diesen Eigenschaften haben sich seine Bildnisse ihren Rang unter den meistbewunderten unserer Zeit erobert. In München ansäßig, bald aber auch in Wien und Berlin, in den letzten Jahren wieder in Rom lebend, wo er fein Atelier und seine Wohnung in einem, berülimten Palazzo aufschlug, ist er berufen gewesen, viele der durch Geburt, Amt, Genie und Ruhm höchstgestellten Männer unserer Zeit, die schönsten Frauen und Mädchen, aus den Dreisen der oberen Zehntausend wie aus dem Volk, zu malen. Eine Reise nach Aegypten, die er in den siebziger Jahren unternahm, hat keinen irgend merkbaren Einfluß auf feine Kunstrichtung gehabt. Den „Orientmalcrn" hat er sich nach dem und trotz dein mehrmonatlichen Aufenthalt im Nillandc niemals angeschlossen. In Wien hatte er sich wie überall, wo er auftritt, rasch eine glänzende Stellung als Künstler wie in der Gesellschaft errnngen. Seine außerordentliche, eigenartige Persönlichkeit, welche ohne alles gemachte theatralische Gebahrcn, sich durch ihr bloßes Dasein und Auftreten unwiderstehlich zur Geltung zu bringen weiß nnd ihrer Wirkung auf die Männer wie auf die Frauen gewiß fein darf, hat daran einen nicht zn nnterschätzenden Antheil. Er malte in Wien den Kaiser Franz Joseph, Prinzessin Gisela, den Grafen und die Gräsin Andrassp, die Fürstin Obrcnowitsch, den Grafen Wilczeck, die Gräsin Llam-Gallas, Frau von Muchanow, Fräulein von Werthheimstein. Ich entsinne mich noch des großen Eindrucks, welchen einige dieser Bildnisse dort im Jahr 1873 bei ihrer Ausstellung im Künstlerhause in demselben Raum mit Makarts Catharina Cornaro machten. Durch eine tiefe Kluft von Allein getrennt, was die moderne Bildnißmalerei hervorbringt und das große Publikum zu lieben und zu bewundern gewöhnt ist, schienen diese Bildnisse LenbachS einzig unter allen den großen alten Meisterwerken dieser Kunst vergleichbar, innig verwandt und fähig, deren Nachbarschaft zu ertragen, ohne von ihnen durch Wucht des Tons und ihre Lebensfnlle gleichsam zermalmt und zu blassen Schatten degradirt zu werden. Ganz enorm ist die Zahl der in München und Berlin von Lenbach in Oelfgrben und Pastellstiften ausgeführten Bildnisse während dieser letzten achtzehn Jahre geworden. Durch die nahen Beziehungen, in welche er in München zu den Dreisen der glühendsten Bekenner und Apostel Richard Wagners trat, mit denen ihn die Begeisterung für deren künstlerischen Herrn und Meister, den Messias des musikalischen Dramas, verband, wurde für Lenbach die Brücke nach Berlin herübergeschlagen. An der Gräfin Marie von Schleinitz in der deutschen Kaiserstadt fand er eine thätig wirksame Freundin, eine warme Berehrcrin seiner Kunst. Wie für jenen „Messias" hat sie hier auch für Lenbach „die Stege richtig machen" geholfen, welche ihn dann zu den erwünschtesten Zielen geführt haben. Das von ihn gemalte Bildniß der genannten Dame, damals Gattin des Königl. Hausministers (gegenwärtig in zweiter Ehe Gräsin von Wolkenstein in St. Petersburg), bleibt immer eins der schönsten unter allen seinen Portraits von Berliner Damen. Unter diesen aber bilden die weiblichen nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil. Von desto größerer Bedeutung nach Quantität und Qualität sind die männlichen. Ihm saßen zu Bildnissen die größten geschichtlichen Gestalten des neuen Deutschland: der Kaiser, der Kronprinz, Graf Moltke, Fürst Bismarck und einer der größten Eroberer und Herrscher im Reiche der modernen Wissenschaft: von Helmholtz. Des gewaltigen Reichskanzlers Gunst wurde dem bayrischen Künstler in überraschendem Maße zu Theil. In Fürst Bismarcks Hanse zu Berlin, wie in Friedrichsruhs und Varzin, wohin Lenbach sich wiederholt eingeladen sah, ist ihm das Glück geworden, des Neichslanzlers Erscheinung in aller Ruhe beobachten und studiren und fast alljährlich immer neue Portraits-Zeichnungen und -Gemälde desselben in mannigfachen Situationen und Ansichten nach der Natur ausführen zu dürfen. Das eine derselben hat bekanntlich in der Berliner Nationalgalerie seinen dauernden Platz gesunden. Eine ganz gleiche Gunst ist Lenbach von feiten des Feldmarschalls Grafen Moltke zu Theil geworden. Zwei glänzende Beweise von dieser Gunst und hohen Wertschätzung seitens des großen, schweigsamen Heerführers und „Schlachtendenkers" hat er empfangen. Lenbach durfte dessen kahles Cäsarenhaupt mehrere Male in seiner wahren, nackten Gestalt ohne die bedeckende und verbergende Perrücke malen; und der Feldmarschall hat darin gewilligt, daß der einundfunfzigjährige Künstler dessen Nichte, die zwanzigjährige, lichtblonde, schöne und zarte Lomtesse Moltke, im vorigen Jahre als Gattin heimführte.

In München, das Lenbach doch immer als seine eigentliche wahre Heimat betrachtete, baute er sich nach der Vermählung sein Haus, in welchem er seinen dauernden Wohnsitz zu nehmen gedenkt. Die Münchener Künstlerschaft betrachtete ihn mit gutem Recht stets als den ihrigen; und er, welcher von den Größten der Erde als geehrter und vertrauter Gast empfangen wird, fühlte sich zu allen Zeiten doch anscheinend nirgends wohler und heimischer, als im Kreise seiner münchener Genossen in den zwanglosen Sitzungen der „Allotria", beim vollen Kruge, beim Tarockoder Kegelspiel und in der von ihm mit Ernst und ehrlicher Leidenschaft, tiefer Einsicht und glänzender Discussionsgabe geführten Kunstdebatte.

Die Wiege der Neigung, welche im vorigen Jahr zu jener Künstlerehe geführt hat, soll übrigens nicht Berlin, sondern Rom gewesen sein. Wie in Wien und Berlin die Kaiser von Oesterreich und von Deutschland, so hat Lenbach in der ewigen Stadt auch den Papst Leo XIII. gemalt und manches andere eminente Werk seiner Kunst der Menschendarstcllung ist während seines längeren letzten, dortigen Aufenthalts entstanden.

In der deutschen Kunstabtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878, und den internationalen Kunstausstellungen von 187!) und 1883 zu München haben wir manche erlesene Perlen aus dem reichen Schatz der von Lenbach gemalten Männer-, Frauen- und Kinderbildnisse gesehen. Aber auch dort — und viel mehr gilt das noch von unsern Berliner Ausstellungen — konnte den Reglements gemäß doch immer nur eine sehr beschränkte Zahl solcher Arbeiten zur Schau gebracht werden. Nie zuvor hatte daher das große kunstliebende Publikum einer Stadt Deutschlands oder des Auslandes rechte (Gelegenheit erhalten, von Lenbachs künstlerifchein Wesen und der Art seines Schaffens sich eine zutreffende, möglichst vollständige Vorstellung zu erwerben. Diese Ausstellung hatte zu dem noch einige besondre Vorzüge: säimntliche zu der Sammlung gehörige Bildniße waren nicht im Auftrage und für Andre, sondern für des Künstlers eigenen Besitz und daher vollständig unabhängig von deren Wünschen, Anforderungen und Geschmacksrichtungen gemalt. Und diese Portraits waren nicht in buntein Durcheinander mit modernen Genre und Geschichtsbildern, Bildnissen, Landschaften und Stillleben, von denen eins die Wirkung des anderen aufhebt oder zerreißt, placirt, sondern von Lenbach selbst nach eigenem Ermessen in wohlabgewogener Zusammenstellung an den Wänden gruvvirt. Daß ihr Eindruck dadurch und durch die Ausschließung fremder störender Elemente aus ihrem geschlossenen Kreise in hohem Grade gewinnen mußten, erscheint selbstverständlich.

Bielfach wurde gegenüber den in dieser Sammlung befindlichen Bildnissen des Kaisers, des Kronprinzen, des Reichskanzlers, des Grafen Moltke, des alten Gladstone, die Frage laut, wie man sich es erklären solle, daß auch deren Porträts sich in ihres Malers eignem Besitz befänden. Man könne doch unmöglich annehmen, diese Männer könnten ihre Vorliebe für die Person des Künstlers so weit getrieben haben, daß sie ihm ihre Zeit geopfert und Sitzungen gewährt hätten, nur um ihm das Vergnügen zu bereiten, auch ihre Bildnisse seiner Sammlung einzuverleiben. Ich glaube die richtige Antwort auf diese Fragen ist die, daß Lenbach für die Ausführung der von den Betreffenden bei ihm bestellten Porträts verschiedene Studien nach dem Leben gezeichnet und gemalt, auch wohl Photographien ihrer Köpfe aufgenommen und nach solchen Vorarbeiten dann so wohl die ihnen abgelieferten als die für sich zurückbehaltenen Gemälde ausgeführt habe.

Wer auch nur einigermaßen mit der Malerei der großen Venetianer, Flamländer und Niederländer vertraut war, mußte bei der Betrachtung dieser Lenbach'schen Bildnisse sich sofort bewußt werden, daß dieselben. - wenigstens in der großen Mehrzahl, im Sinne dieser alten Meister, bald mehr des Tizian, bald des Velasquez, des Rembrcmdt oder Rubens angeschaut, aufgefaßt, in ihrem Ton, ihrer Technik, die Lenbach sich völlig zu eigen gemacht, gemalt seien. In ihnen allen aber ist gleichmäßig die Hauptkraft des Künstlers und damit auch das Interesse der Beschauer auf die Köpfe concentrirt. Diesen ist ein Leben, eine Macht und Wahrheit des individuellen Seelenausdrucks, ein undesinirbares geistiges Etwas noch außer der körperhaften Plastik der Forinen gegeben, wie wir es kaum in eines andern heutigen Bildnißmalers Portraitköpfen 'erreicht finden. Augen und Seele des Beschauers werden völlig fascinirt durch den Blick und Blitz jener gemalten Augen, besonders da, wo dieselben auf die unseren gerichtet sind. Wir bemerken und beachten darüber kaum die Unfertigkeit oder skizzenhafte Behandlung der übrigen Erscheinung des Dargestellten in diesen Bildnissen. Zwei der merkwürdigsten und in solcher Art eindruckvollsten dieser Sammlung sind das im vorigen Jahre gemalte Portrait Kaiser Wilhelms und das eine, größere, der beiden Bilder Gladstones. Der Kaiser sitzt zurückgelehnt in dem Sessel. Die Hände sind im Schoos; ineinander gelegt. Das Haupt ist etwas auf die Brust gesenkt und gegen die linke Schulter hin, in der Dreiviertelsansicht, dem Beschauer zugewendet. Die ernsten blauen Augen richten sich mit einein nicht zu schildernden Blick auf die unsren. Es ist, als dränge derselbe durch diese bis tief auf den Grund unsrer Seele. Das faltige, graubärtige Antlitz ist wirklich das des neunzigjährigen Greises. Die Malerei hat sich hier nicht zur höfischen Schmeichlerin gemacht, die uns über die Thatsache dieses legendarischen Alters zu täuschen versuchte, indem sie die tief gegrabnen Spuren desselben um Nase, Augen, Mund und Kinn, in Stirn und Wangen verwischte oder ausglättend milderte. Aber unberührt davon blieb das Leben des Geistes, die durchdringende Schärfe und Kraft des Berstandes und Willens. Sie leuchten aus diesen blauen Augensternen mit einer ergreifenden, Ehrfurcht erweckenden Gewalt, wie man sie selten von denen eines gemalten Bildnisses ausgeübt werden sah, während der Anblick der ganzen Erscheinung dieser Ehrfurcht innige Rührung gesellt. Eine ähnlich mächtige, lebendige Wirkung übt jenes Portrait Gladstones durch die uns anblitzenden, durchbohrenden, großen, grauen Augen. Das ist gar nicht mehr Malerei, sondern das Leben und die Natur selbst. Der britische „große alte Mann" sitzt zurückgelehnt, aber in strack aufgerichteter Haltung des Halses und des etwas nach rechts zun: Beschauer hin gewendeten Hauptes. Die Finger der ausgespreizten rechten Hand sind fest auf den rechten Schenkel gepreßt. Tie großen und energischen Formen des viel gefurchten Gesichtes mit dem Ausdruck ruhiger zäh festhaltender Hartnäckigkeit sind scharf bis zur Härte herausgearbeitet. Die Züge tief eingegraben wie die einer altflorentinischen Portraitbüste. — Ein interessantes Gegenstück zu diesem fest in sich geschlossenen Charaktcrbilde des britischen Staatsmannes bildet das, ihm in der Berliner Ausstellung der Sammlung in seiner nächsten Nachbarschaft als „Pendant" placirte, große Bildniß des italienischen Diplomaten und Ministers Minghetti. Es ist zugleich dasjenige unter allen diesen Gemälden Lenbachs, das am unbefangensten, am wenigsten mit den Augen eines bestimmten alten Meisters gesehen und in der mohlstudirten Weise eines solchen gemalt ist; das mithin auch als das modernste Portrait von allen hier vereinigten seines Autors wirkt, und in allen Theilen auch an liebevoller Durchführung und künstlerischer Eleganz nichts zu wünschen übrig läßt. In dieser Erscheinung ist Alles schlank, fein geschliffen, abgeglättet. Vortrefflich stimmt dazu die lässige Haltung, die hagre, weit zurückgelehnt« Gestalt, der etwas gehobene, etwas zur vorderen linken Schulter gewendete Kopf, aus dessen Antlitz die Augen, von den Lidern halb bedeckt, mit eigenthümlich müdem, aber klugem und überlegenem Ausdruck in die des Beschauers blicken. In der Farbe dieses Gesichts ist eine Zartheit

der Nuancen, in der Behandlung eine Weichheit erreicht, welche mit der Hörte und Schärfe des Gladstoneschen auf's Stärkste contrastirt. — Ein Bildniß des deutschen Kronprinzen zeigt dessen Gestalt bis zum Gürtel, im Küraß und weißen Koller in der Rechten den Marschallstab; in Kopf und Hallung der ideale Typus germanischer, stolzer, freudiger, heldenhafter Männlichkeit, im Ton freilich so gehalten, als hätte er bereits zwei Jahrhunderte die Zierde einer öffentlichen Gallerie gebildet. — Drei lebensgroße Bildnisse des Fürsten Bismarck enthält die Sammlung. Jedes zeigt ihn in andrer Auffassung und Ansicht. Auf dem Einen erscheint er ungewöhnlich schlank geworden. Mit offenem, locker hängendem, schwarzem Rock bekleidet, um den Hals ein schwarzes Tuch ohne Hemdkragen, Kopf und Gestalt fast im Profil gesehen, mit ruhig herabhängenden Annen steht er dn, mit den blitzenden, grauen Augen unter den grauen, buschigen Brauen hervor geradeaus blickend. Auf dein zweiten Portrait sieht man den Kanzler ganz in der Vorderansicht, lesend, mit etwas gesenktem Haupt, die von den breiten Lidern ganz bedeckten Augen auf das Schriftstück vor ihm gerichtet. Beide werden noch übertroffen durch das dritte, das den Fürsten im Sessel sitzend zeigt, die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt, das Antlitz gegen die rechte Schulter hin dein Beschauer zugewendet und ihn anblickend mit den von femigem Leben und Geist wahrhast sprühenden Augen. Sehr viel besser und richtiger als auf manchen andren Bismarck-Bildnissen Lenbachs, z. B. dem in der Nationalgallerie befindlichen, ist auf diesem hier auch die wahre Gesichtsfarbe des Originals wiedergegeben.

Drei Bildnisse auch des Gräfe,« Moltkc enthält diese Sammlung. Das eine (lebensgroße iiniefigur) ist ziemlich skizzenhaft behandelt. Es zeigt ihn stehend im offnen Jnteriinsuniformrock mit aufgeschlagenen, breiten roth gefütterten Klappen, in etwas gebückter Haltung, den Kopf etwas vorgeschoben, mit gespanntem Blick vor sich hin schauend. Auf den beiden andern in Pelzrock, (das eine in Pastell gezeichnet) ist der Kopf im Profil und ohne die, das Ober- und Hinterhaupt sonst bedeckende Perrücke dargestellt. Der Eindruck ist höchst seltsam. Der Schädel ist vollkommen kahl und glatt, seine Form ein vollendetes Rund ohne alle jene Buckeln und Ausbuchtungen, aus denen die Phrenologen charakteristische Geistesuiid Gemüthseigenschasten heraus deuten könnten und seine straff gespannte rosig weiße Haut, schimmert wie die Oberfläche einer Elfenbeinkugel. In der Durcharbeitung des Gesichtes und des ganzen Hauptes in Bezug auf Formen und Töne ging der Meister hier noch über die sonst von ihm innegehaltene Grenze hinaus, ohne der Ruhe und Größe der Wirkung dadurch im geringsten Eintrag zu thun. In dem Portrait des Lenbach befreundeten Kunstsammlers und Kenners Liphardt in Florenz (stehende lebensgroße Kniefigur), im offnen, hängenden, schwarzen Nock, ein Käppchen auf dem Haupt, die Hände auf dem Rücken übereinandergelegt, schuf er ein Eharakterbild von größter Energie der Auffassung und der Malerei, in eineni tiefen, goldig leuchtenden, echt Tizianischen Ton von herrlicher Wirkung. Ein Bildniß König Ludwigs I. von Bayern im Alter, in schlichter, bürgerlicher Tracht, giebt den wunderlich geformten Kopf mit dem buckelreichen Schädel in rücksichtsloser Wahrhaftigkeit wieder. So wenig wie einst in dem Antlitz des lebendigen Originals, verrnth sich der auf so hohe künstlerische Ideale gerichtete, dem Schönheitscultus hingegebne dichterische Geist dieses gekrönten Poeten in diesem Abbilde. Es ist eine freundliche, dichterische Ueberschätzung der Kraft des armen Menschengeistcs, welche Schiller die Behauptung eingab, „es ist der Geist, der sich den Körper baut." Ach leider nein! — Roch schlimmer als dein „Mnstler-König" hat die bildende Natur (sie allein ist die wirkliche Baumeisterin) dem hochwürdigen Bischof Stroßmayr mitgespielt. Das Bild seines Antlitzes von Lenbach ist von wahrhaft erschreckender Aufrichtigkeit und überzeugender Wahrhaftigkeit in der Wiedergabe dieser scharf geschnittnen Gesichtsformen, dieser angespannten Züge, dieses lauernden und durchdringenden Blicks der kleinen, funkelnden Augen. Ein kleines Profilportrait des Propstes Töllinger in dieser Sammlung kommt dem älteren, vielbewunderten, großen Bildniß des berühmten katholischen Münchner Theologen, welches Lenbach 1878 in Paris ausgestellt hatte, nicht gleich, weun es auch die in sich versunkene zusammengebückte Haltung und den Schnitt und Charakter des Kopfes nicht minder treu, als jenes zur Darstellung bringt. Bon andern Bildnissen bekannter Männer unsrer Tage sahen wir in dieser Sammlung ein Brustbild (im Profil) Franz Liszts, eins Paul HeyseS vor 20 Jahren, von großer Schönheit und Feinheit des Tons und edeln Schmelz der Malerei; ein andres Bildniß dieses „Lieblings der Grazien", welches ihn als Kniefignr in sitzender Stellung zeigt, aber nicht völlig so charakteristisch als ersteres erscheint; ein großes Bildniß (ebenfalls «niestück) von Richard Wagner; die Brustbilder eines Fürsten Lichtcnstein; des älteren Seitz — ein prächtiges Gesicht voll strotzender Lebenskraft und Freudigkeit, daswie eine stürmisch hingeworfne Farbenskizze von Rubens wirkt: den Kopf Wilhelm Büschs, des unschätzbaren Zeichners und Dichters des heiligen Antonius, der frommen Helene und so vieler andrer ebenbürtiger Geschwister dieser unsterblichen^ humoristischen Geisteskinder, in leuchtendem Ton und lebendigstem Ausdruck mit schönster Wirkung gemalt; ein aus weit zurückliegender Zeit datirendes Brustbild Bocklins! und das des erfindungsreichen übermüthigen, humoristischen Zeichners der „Fliegenden Blätter", Oberländer, den man schwerlich in diesem Manne mit dem eigenthümlich verschüchtert blickenden, runden Antlitz vermuthen würde.

Auch von Lenbachs Kunst und Art der Darstellung von weiblichen und Kinderportraits enthielt diese Ausstellung einige charakteristische Proben. Ich erwähne vor Allem die lebensgroße Bildnißgestalt (bis zum Knie) eines jungen, prangend erblühten Mädchens von bachantischem Ausdruck in den braunen Augen und dem rundwangigen, lächelnden Gesicht. In eine phantastische, zigeunerische Tracht gekleidet, die linke Hand auf die Hüfte gesetzt das reizende Haupt gegen die linke Schulter geneigt, steht sie da. Eine hochbegabte, junge Künstlerin aus Ungarn, Lenbachs Schülerin, hat ihn durch ihre Erscheinung wohl mehr dazu angeregt, als daß sie als das treu protrütirte Modell zn diesem Bilde gestanden hätte. — Ein vor mehr als zwanzig Jahren gemaltes Bildnis; von Helene Dönniges zeigt dies zartfarbige, vom rothen Haar umwallte Antlitz noch in seinem ganzen feinen dämonischen Jngendreiz. — Die lebensgroße Kniefignr einer schonen Frau von blühender, gesunder Anmnthfülle, ihr kleines Kind auf den Armen, ist wieder mit der Flüssigkeit und Breite des Vortrags und der leuchtenden Farbenglut einerRubensschcn Skizze hingemalt. — Dagegen wieder ganz im Stil, im Ton und in der Behandlung eines Neinbmndt'schen Werks aus seinen mittleren Zeiten ist das liebliche, bräunliche Mädchenantlitz durchgeführt, in dem wir das der Schwester des Meisters zu sehen haben. Ein großes weibliches Bildniß, dessen Original eine junge römische Fürstin sein soll, zeigt ein ideal schönes Antlitz von klassischen Formen mit ernsten, großen, mächtigen, braunen Augen unter schön geschweiften, feinen schwarzen Branen. Die hohe, stehende Gestalt in purpurrother Tracht mit den im Schoost übereinander gelegten Händen ist im Gegensatz zu dem sehr sorglich behandelten Antlitz, nur mit kecken Pinselstrichen skizzirt.

Auch einige in Pastellstiften nnd einige in Schwarz und Weiß gezeichnete Bildnisse waren der Sammlung eingereiht; das der berühmten italienischen Bühnenkünstlerin Sgra. Duse; das mit prächtiger Frische und Lebendigkeit wiedergegebene Bild eines lachenden, kleinen Baby mit seiner alten Wärterin; das eines schönen, großäugigen, jugendlichen Frauenkopfes, dessen Stirn von der breiten Krämpe des Gartcnhutes beschattet wird; zwei mit scharfen Conturumrissen mit wenigen, zarten Pastelltonen auf graue Pappe Hingeinalte, blonde Frauenköpfe, die großen Augen im Niederblickcn halb von den Lidern bedeckt, so daß die bräunliche Iris nur unbestimmt zwischen den dunkeln Wimpern hindurchschiimnert — Bildnisse der jungen anmuthigen Gattin des Meisters. —

Das ist der Hauptinhalt der Sainmlung von Bildnissen, mit deren Ausstellung Lenbach nun auch in Berlin, und zwar nicht nur in den erclusiven Kreisen der vornehmen Gesellschaft und der Kunstgenossen, sondern ^bei der breiten Masse des „gebildeten Publikums" zu dem Ansehen gelangt ist, dessen er sich in München und Wien längst schon erfreute. — Er, dem das Glück so hold und treu während seines ganzen Lebensganges gewesen ist, mag es auch als einen wahrlich nicht geringen Beweis dieser Gunst der Götter preisen, daß er gerade zur rechten Zeit geboren wurde, so daß seine Entmickelung zur Reife des künstlerischen Vermögens in die größte Epoche unsers Jahrhunderts siel. An schöneil Frauen und Fräulein als Modellen für feine Kunst hätte es dem Bildnißmaler auch in einein andern Zeitalter nicht gefehlt. Aber er, !der vor Allem veranlagt ist zur Erfassung und Schilderung bedeutender, männlicher Naturen, würde z. B. in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren solche „geistigen Flügelmänner der Menschheit", welche einer ganzen Epoche den Stempel ihres Wesens aufprägen, den Völkern Weg und Richtung geben, die Geschichte mit einem gewaltigen Ruck in Bewegung und vorwärts bringen, vergebens gesucht haben, wie er sie nun „vor der erstaunten Welt" sich erheben und sie zu malen sich berufen fah. An seinen großen Zeitgenossen ist seine Künstlerschaft zu ihrer jetzigen Höhe emporgewachsen. Nicht nur dein Studium der Werke der todten alten Meister, sondern auch dein der mächtigsten, lebendigen, geschichtlichen Gestalten unsrer Zeit, und der steten menschlich nahen Berührung mit denselben dankt er es, daß er der geworden, der er heute ist.

Briefe von Felix Menoelssohn-Bartholdy an Moscheles und seine Frau.

veröffentlicht von

Lelix Moscheles.

— London, —

II. Briefe an Aloscheles.

ie von Felix Mendelssohn an ineinen Vater gerichteten Briefe*) gelangten nach dein Tode des Letzteren in meinen Besitz. Ich glaubte in seinem und in Mendelssohns Sinne zu handeln, indem ich lange niit der Herausgabe derselben zögerte. So manche intime Mitthcilungen über College« und Künstler hätte ich mich eben so wenig zu unterdrücken berechtigt geglaubt, wie sie bei Lebzeiten der Betreffenden zu veröffentlichen. Ich meine, sie werden jetzt, wo die Zeit zwischen dem Kritiker und dem Kritisirten ausgeglichen hat, nicht minder interessant sein. Auch diejenigen Stellen durften, so schien mir, nicht fehlen, die, wenn auch von weniger allgemeinein Interesse, doch gerade ein so getreues Bild von dem Freundschafts-Berhältniß geben, das Mendelssohn mit Moscheles verknüpfte, und weil sie für Mendelssohns Herzlichkeit und Wärme des Ausdrucks ungemein charakteristisch sind.

Die Corresvondenz beginnt im Jahre 1824, als Moscheles eine Kunstreise durch Deutschland machte, die ihn nach Berlin führte. Während seines kurzen Aufenthalts daselbst veranlasste ihn die Mutter Mendelssohns, dem fünfzehnjährigen Felix einigen Unterricht zu geben, in Folge dessen Moscheles damals schon die in seinein Tagebnch verzeichnete Bemerkung machte, er verkeime es keinen Augenblick, daß er neben einem Meister, nicht neben einem Schüler sitze.

*) Die Briefe erscheinen demnächst unter dem Titel „Briefe Mendelssohns an Moscheles und seine Frau" im Verlage won Tnncker und Humvlot, Leivztg.

Berlin, 18. November 1824. Wir haben recht sehr bedauert, Sie diesen Mittag nicht bei uns zu sehen; möchten Sie uns, wenn es Ihnen früher nicht möglich sein sollte, spätestens Sonntag Mittag dafür entschädigen. Haben Sie auch gütigst unserer Bitte um Lehrstunden gedacht? Sie würden uns höchlich dadurch verbinden, wenn es anders geschehen kann, ohne Ihren Plan für den hiesigen Aufenthalt dadurch zu stören. Halten Sie diese wiederholten Anfragen nicht für unbescheiden, und schreiben Sie sie lediglich dem Wunsche zu, meine Kinder die Anwesenheit des „.vrii><«e ck«8 riilmistes" benutzen zu lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

L. Mendelssohn-Vartholdi).

Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler verwandelte sich allmählich in ein dauerndes Freundschaftsbündnis;, welches bei Ersterem auf Be> wunderung für das aufkeimende Genie, bei Letzterein auf Belehrung für die schon entwickelte Reife des Künstlers beruhte. Im Herbst des Jahres 18W führte eine Concertreise Moscheles wiederum nach Berlin und zu den Freunden. Er verlebte genußreiche Tage bei Mendelssohns im Hause. Felix spielte ihm seine eben beendete Quuertüre znm Sommernachtstraum mit seiner Schwester Fanny vierhändig vor, auch seine Sonate in ll-clur, eine Quvertüre in und manche andere seiner jugendlichen und doch so bedeutenden Comvositionen. Moscheles drückt darüber in seinem Tagebuch feine Freude aus und zugleich seine Bcrwunderung, daß dieser junge Genius außer von seinen Lehrern und von einigen Auserwählten noch wenig anerkannt werde. „Auch dieser Prophet muß erst durch das Ausland seinen Nuhm gründen," schreibt er.

Als nun Mendelssohn die Wanderjahre anzutreten gedachte, schrieb er darüber an Moscheles:

Berlin, 10. Januar 1829.

Hochgeehrter Herr!

Vor allem muß ich Sie bitten, mir zu verzeihen,- daß ich mich geradem nüt meinein Schreiben an Sie wende, und Sie dadurch belästige; aber Ihre mir so oft bewiesene Güte und Freundlichkeit ist es, welche mir dasür bürgt, daß Sie es mir nicht übel deuten werden, zumal da ich Ihres Ruthes in einer Sache bedarf, wo ich Niemand kenne, der sie besser zu beurtheileu müßte, als Sie. Folgendes ist nun die Angelegenheit, über die ich Ihre geehrte Meinung zn wissen wünsche und hoffe.

Ich habe vor, in diesem Jahre vom Ansang Aprils an eine große Reise zu unternehmen, welche mehrere Jahre dauern soll, nnd deren Hauptzweck ein längerer Aufenthalt in Italien und Frankreich ist. Da es mir aber aus verschiedenen Gründen sehr wünschenswert!) ist, in der Mitte des Decembers dieses Jahres ans einige Tage wieder in Berlin zu sein, und erst von da aus nach Rom zu gehen: so habe ich die 8>/2 Monate meiner diesjährigen Entfernung von Berlin bestimmt, die Städte von Deutschland, die nur noch unbekannt sind, nämlich Wien und München, und zuletzt Ivo möglich, auch London zu besuchen. Da ich die ganze Reise nicht machen will, um mich zu vroduciren, sondern um mich in musikalischer Hinsicht mehr auszubilden, und um durch die Vergleichung der verschiedenen Ürtheile und Meinungen die eigne mir fester zu stellen, da es mir also nur daran liegt, das Merkwürdige dieser beiden Städte und ihre ausgezeichneten Künstler kennen zu lernen, nicht aber mich selbst hören zu lassen, oder öffent: lich auszutreten: so hoffe ich, daß die bestimmte Zeit nicht zu kurz dazu sein wird. Es entsteht aber nun die Frage, ob es besser sei, bei dieser Reise zuerst oder zuletzt nach London zu gehen, und dies ist es, worüber ich Sie um Ihre Entscheidung bitten wollte. Denn ich würde dann entweder zu Anfang des April in Wien sein, daselbst etwa bis Mitte Juli bleiben, durch Tprol nach München gehen, und im October den Rhein herunter nach London, wo ich bis in den Deccmber verweilen könnte, um dann über Hamburg hierher zurückzukehren; oder ich müßte mit London im April den Anfang machen, bis Juli dableiben, den Rhein herauf nach München, durch Tyrol nach Wien, und von da nach Berlin zurückgehen. Offenbar ist bei dem erstcren dieser Pläne die Reise selbst viel angenehmer, als bei dem zweiten, und es wäre mir in dieser Hinsicht sehr lieb, ihn zn befolgen; doch sragt es sich, ob ich nicht beim letzteren die beiden Hauptstädte mehr im Glänze sehen würde, da man mir sagte, daß die Saison in Wien schon im Mai aufhöre, in London aber bis zum Juni und noch länger dauere.

Sie, der Sie so lange Zeit in beiden Städten verweilt haben und deren Musiker und musikalische Einrichtungen gewiß am genauesten kennen, werden mir am leichtesten diesen Zweifel auflösen und die mir so wichtige Frage beantworten können. Sie haben mich stets so viele Beweise Ihrer Güte und Gefälligkeit sehen lassen, daß ich hoffen darf, Sie werden auch diesesmal mir nicht Ihre Freundlichkeit entziehen, sondern mir mein Anliegen erfüllen.

Noch habe ich Ihnen für das zweite Heft Ihrer herrlichen Etüden zn danken. Es sind die schönsten Musikstücke, die mir seit langer Zeit bekannt geworden, gleich lehrreich und fördernd für den Spieler, als erfreulich für die Hörer. Sollten Sie nicht vielleicht gesonnen sein, noch ein drittes Heft erscheinen zu lassen? Sie wissen, welchen Dienst Sie allen Freunden der Musik dadurch leisten.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin ergebenst zu empfehlen, habe ich die Ehre zu fein mit vollkommenster Hochachtung Ihr Ergebenster

Mendelssohns Bater schrieb in demselben Sinne an Moscheles, und dieser erklärte sich entschieden dahin, daß es rathsam sei, mit einein Aufenthalt in England zu beginnen. Seinem Ruthe folgend, kam Mendelssohn am 91. April 1829 nach London, und nun folgen einige Monate vertrauten Umganges im Moscheles'schen Hause. In einem Billet bietet er Moscheles seine Eopistendienste an, und verspricht, dnrch große Notenköpfe und durch Correctheit nach Kräften zu ercelliren": in einem anderen sagt er: „Ich schleppe nächstens einen Cab voll Manuscripte herbei und spiele Sie sämmtlich in den Schlaf." Unter den so mitgebrachten Sachen waren eine geistliche Cantate über einen Choral in ^V-moII. ein sechszehnstimmiger Chor „Hora est", und ein Violinquartett in ^-rnull und Moscheles erfreut sich „an den Werken, die von dem gründlichen Studium und den seltenen und vielversprechenden Naturgaben des jungen Componisten zeugen."

Moscheles machte im Sommer dieses Jahres eine Kunstreise nach Dänemark; Mendelssohn durchwanderte mit Klingemann Schottland. Dort schöpfte er geistige und physische Erholung nach dem Thun und Treiben seiner ersten Londoner Saison; dort legte er auch den Keim für die später gereiften Werke, die schottische Symphonie und die Hebriden-Quvertnre. Ende November kehrte er nach Berlin zurück. Zur Feier der silbernen Hochzeit seiner Eltern (nm Dccember) hatte er das von Klingemann gedichtete Liederspiel „Die Heimkehr aus der fremde" componirt.

Berlin, 9. Januar 1830.

Lieber Herr Moscheles!

Ich habe Ihrer Frau Gemahlin geschrieben und sie wegen meines langen Stillschweigens um Verzeihung gebeten; erlauben Sie mir, mich auf diesen Brief zu beziehen und zu hoffen, daß Sie mich entschuldigen werden, wegen der dort angeführten Gründe. Doch kann ich nicht unterlassen, auch Ihnen noch zu sagen, wie lebhaft ich fühle, welche Verpflichtung ich Ihnen gegenüber habe, nnd wie dankbar ich Ihnen für alle mir erzeigte Freundschaft bin. Sie haben mich in London aufgenommen, wie ich selbst es uie erwartet haben könnte, haben mir ein Vertrauen und eine Freundlichkeit gezeigt, auf die ich nie aufhören werde stolz zu sein, und je mehr ich Sie schon früher immer bewundert hatte, desto woylthuenoer mußte es mir sein, nun bei näherer Bekanntschaft zu sehen, wie Sie in jeder Hinsicht jedem Künstler als Borbild aufzustellen seien. Sie wissen selbst am besten, wie viel eine freundliche Aufnahme in fremdem Lande werth ist, und wie namentlich in England mir die Einführung durch Sie von dem unschätzbarsten Werth sein mußte. Wenn mir nun das ,^and den allererfreulichsten und dauerndsten Eindruck gemacht hat, und wenn ich die erste Zeit der Entfernung von meiner Familie so angenehm zugebracht habe, als es nur irgend in der Fremde möglich war, so sind Sie es, dem ich dafür danken,muß, und dem ich immer erkenntlich fein werde. Fände sich je nur Gelegenheit, daß ich Ihnen irgend wie beweisen könnte, wie lebhaft ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin.

Hoffentlich sehe ich Sie bald einmal an irgend einem Orte in der Welt wieder, und finde wieder so herrliche, neue Musikstücke bei Jlmen, wie diesmal; die Sinfonie^) ist mir ganz gegenwärtig, und ich kann mir auch mehreres daraus, namentlich den ersten nnd dritten Satz, auswendig spielen; doch

ist dies nicht recht zureichend, und ich sehe mit großem Verlangen dein Erscheinen dieses Meisterwerks entgegen. Werden Sie es denn nicht bald dein Publikum übergeben? Sie wissen ja selbst wohl am besten, wie sicher Sie auf den glänzenden Ersolg und auf die Bewunderung und lebhafteste Theilnahme aller Musiker rechnen können. Es würde mir die herzlichste Freude sein, die Partitur bald erscheinen zu sehen, und ich bin ttberzengt, daß jeder, der es mit der Musik gut meint, denselben Wunsch haben muß. — Wird denn nicht bald eine zweite erfolgen, oder ist dieselbe gar vielleicht schon in der Arbeit? Es wäre prächtig, wenn Sie uns mehrere Stücke in diesem Geist und von solchem Ernst und solcher Tiese schenken wollten; Sie würden alle wahren Musikfreunde hier sehr glücklich machen.

Ich denke nun von hier nach Italien zu gehen, sobald es mein schlimmer Fuß mir nur gestattet, und ich bitte Sie mir zu erlauben, Ihnen dann und wann von da aus Nachrichten über Musik und die Musiker zukommen zu lassen; sollte Ihnen aber Ihre Zeit einmal zulassen, mir ein paar Worte zu schreiben, so wissen Sie, wie sehr Sie mich verbinden würden.

Leben Sie wohl und seien Sic glücklich wie ich es Ihnen wünsche; und denken Sie stets freundlich

Ihres treu ergebenen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Im April 1832 ist Mendelssohn wieder in London. Mit charakteristischer Wärme schreibt er kurz nach seiner Ankunft an die Seinigen*).

„Ich wollte, ich könnte beschreiben, wie froh ich bin hier zu sein, wie nur Alles so lieb ist, wie ich über die Freundlichkeit der alten Freunde vergnügt bin — mit Mngemcmn, Nosen und MoscheleS habe ich mich schon wieder so zusammen eingelebt, als seien wir nie auseinander gewesen. Die bilden den Kern meines hiesigen Aufenthalts. Wir sehen uns alle Tage; es ist mir wieder gar zu wohl unter guten, ernsthaften Menschen und unter wahren Freunden zu sein, vor denen ich mich weder in Acht zu nehmen, noch sie zu beobachten brauche. Moscheles und seine Frau sind wirklich von einer rührenden Freundlichkeit gegen mich, die mir um so werther ist, je lieber ich sie habe."

Während dieses Aufenthalts spielte er zmn ersten Mal sein O-nwIIConcert im Philharmonie. In Moscheles' Concert dirigirte er seine SommernachtS-Ouvcrtüre und seine neue in Ron: geschriebene Ouvertüre zn den Hebriden. Das Manuseript der Partitur schenkte er Moscheles.

Im April 1833 besuchte Mendelssohn zum dritten Mal London. Kaum angelangt, machte er sich mit MoscheleS daran, ein Stück für das wenige Tage darauf stattfindende Concett des letzteren zn componiren. Der Zigeuner-Marsch aus Webers Preziosa wurde zum Thema einer Reihe von Variationen gewählt, und von Beiden zusammen bearbeitet. Ueber diese Composition schrieb Moscheles in einem späteren Brief: „Es ist spaßig, wie die Leute gern aus dieser Toppel-Composition herausfinden.

") Reisebrikfc aus dm Jahren 1830—1832.

möchten, wer Dieses, wer Jenes, wer den Diskant, wer den Baß, wer jene Variation, wer diese Modulation gemacht hat. Mir gefällt die innige Mischung zweier musikalischer Geister, und ich sage ihnen, man müßte ein Eis S, Is wrti t'rutri nicht anders zersetzen, als mährend des Genusses, und sich den Nachgeschmack behagen lassen." Im Philharmonie führte Mendelssohn zum ersten Mal seine L.-äv.r-Symphonie auf. Zu dein Knnstund Freundeskreise dieser Saison gehörten Hummel, die Malibrcm, Paganini, Nubini, die Schröder-Devrient und Eramer. Im Herbst desselben Jahres ging Mendelssohn nach Düsseldorf, wohin er als städtischer Musikdirector berufen mar. Von dort schreibt er:

Düsseldorf, 7. Februar 1834. Mein lieber Freund! Ich habe Dich wohl vielmals um Verzeihung zu bitten, wegen meines fo langen Schweigens! denn obwohl ich weiß, daß Du mir nicht ganz und gar drum zürnst, so weiß ich doch auch, daß es nicht recht von mir ist; aber mich jetzt würde ich noch nicht zum Schreiben an Dich gelangt sein, weil ich hier gar zu fest an meinem Arbeitstisch eingepuppt bin, wenn ich nicht eine äußerliche Veranlassung hätte, die mich dazu zwingt; und so springe ich über vier Monate Zeit nnd über meine Entschuldigung weg, und denke eben. Du wirst drum doch der Alte geblieben sein, und mir das verzeihen und nachsehen, wie Du es wohl mit manchem Andern mir zu Liebe gethan hast. Das wird gewiß so sein. Nnd nun sage ich guten Abend, bekomme wieder Muth, und versetze mich nach Oliestsr plaes. Was ich Dir heut zu sagen habe ist folgendes: Ich habe mir herausgenommen, ohne Dich nm Erlaubnis; zu fragen, Dir ein Stück zu dediciren, welches bei Simrock herauskommt, und das mir gerade lieb ist. — Das wollte ich Dir eigentlich nicht sagen, und dachte mir's hübsch, daß Du das einmal bei einer Reise nach Deutschland finden könntest; aber mm ist mein Rondo brillant fertig geworden, und ich habe den allergrößten Wunsch, Dir es auch zuzueignen. Das wage ich aber nicht ohne eine svecielle Anfrage zu thun, denn ich weiß wohl, daß es eigentlich nicht «tvli ist. Einen gleich um Erlaubniß zu zwei Dedicationen zu fragen, und Du findest es am Ende gar curios — aber ich kann nun einmal nicht helfen, ich möchte es gern. Ich halte sonst nichts auf Dedicationen, und habe selten welche gemacht; aber hier sollte es was bedeuten; denn weil ich so lange keinen Brief an Dich schicken konnte, so will ich gern das eben schicken, was ich gearbeitet habe. Laß mich darüber eine Zeile Antwort wissen, weil das Rondo auch in Leipzig erscheinen soll; und wenn Du erst einmal die eine Zeile geschrieben hast, so kommt auch wohl noch eine andere oder ein Paar dazu, wie in Deinem lieben letzten Brief, für den ich Dir nun auch noch nicht gedankt habe. Mngemann ist auch wortkarg, so daß ich wenig von London gehört habe, namentlich sehr wenig von LKs«tsr plauv; wie seht Ihr Alle aus? Was kann Felix schon sprechen? Denkt Serena noch an ihren Nelkenopferer? Und was macht die vierhändige Sonate? Das möchte ich fehr gern wissen, was Du zeither gearbeitet hast. Madame Moscheles schriebe mir das wohl; aber ich weiß noch gar nicht, ob ich «mrragv bekommen werde, an sie noch zu schreiben; denn ich denke, sie wird gar zu böse auf mich sein. Gewiß sind wieder prächtige Sachen entstanden; das Impromptu für Mary Alexander ist nun das letzte, von dein ich gehört habe.

Der Aufenthalt hier ist mir ganz ungemein angenehm; ich habe eben gerade so viel äußerliche Beschäftigung, als ich brauche und mag; und Zeit für mich vollauf; habe ich mal keine Lust zum Comvoniren, so habe ich zu dirigiren und einznstndiren, und das geht Alles recht hübsch und lebendig. Dabei ist das Nest so prächtig klein, daß man sich fortwährend wie in der Stube vorkommt, und doch fehlt nichts: — eine Oper, ein Singverein, ein Orchester, eine Kirchenmusik, ein Publikum, sogar eine kleine Opposition Alles ist da, und amüsirt mich Alles prächtig. Als Mitglied eines Kunstvereins, der sich auf Verpesserung des Theaters legt, studire ich jetzt den Wasserträger ein. Es ist ordentlich rührend, mit welchem Eifer und welcher Hungrigkeit die Sänger alle darüber herfallen, wenn sie Einer was lehren will, wie sie sich alle erdenkliche Mühe geben deren sie fähig sind, und wie somit wirkliche Aufführungen entstehen, die so vollkommen sind, wie nur denkbar bei den gegebenen Mitteln. So gab ich im December den Don Juan (bei welcher Gelegenheit ich zum ersten Male eine Oper öffentlich dirigirte), und ich kann Dich versichern, daß Vieles besser ging nnd klappte, als ich es auf großen, berühmten Theatern gesehen habe, weil durchgängig Liebe zur Sache vorleuchtete. Wir hatten aber auch 20 Proben gemacht. Nun bekommt der hiesige Schauspieldirector den Einfall, die Preise zu erhöhen der vielen Umkosten wegen, und wie bei uusrer ersten Don Juan-Vorstellung der Vorhang aufgeht, schreit der unartige Theil des Publikums nach Herrn Derossi wie toll, tobt und lärmt, und so dauerts ö Minuten, bis Ruhe wurde. Nun ging der erste Act prächtig, wurde fortwährend mit Applaus begleitet, und steh da! beim Aufgehn des Vorhanges im zweiten Act ist derselbe Scandal, nur länger nnd toller. Jetzt wünschte ich das ganze Nest zum Teufel, langweilte nnd ärgerte mich beim Dirigiren wie noch nie, sagte die Oper für den folgenden Abend ab, wollte überhaupt mit dem Theater nichts mehr zu thnn haben, ließ mich doch vier Tage darauf bereden, nnd gab Don Juan zum zweiten Male, wurde mit einem Vivat und dreifachem Tusch empfangen, und muß nun wieder an den Wasserträger; die Opposition besteht namentlich aus Kellnern und Schankwirthen; überhaupt ist halb Düsseldorf um 4 Uhr betrunken, weshalb ich auch nur Morgens zwischen 8 und 9 Uhr zu treffen bin, Nachmittags ist mit ihnen nichts durchzusetzen. Wie kommt Dir nun solche Nestwirthschaft vor? Und willst Du denn überhaupt gar mit solchen Kleinstädtern zu thun haben? Blagrove war hier; ich führte ihn in den Verein, wo wir gerade Chöre aus dem Aleranderfesl sangen, nnd es machte die beste Wirkung auf ihn. — Er schlief ein. — Mir schreibt meine Mutter, der Fivsie« marvk, oder vielmehr die npril Variation« seien heraus. Ist das wahr? und könnte ich denn ein Exemplar davon bekommen? Ich hoffe, Du hast noch viel an meinein Antheile ausgebessert, von wegen besagter Wendungen und Unruhe; das ganze letzte Stück müßte wohl geflickt, oder mit einer warmen Melodie gefüttert werden, es mar zu dünn; auch die erste Variation hast Du gewendet, hoff ich, nnd wattirt. Sprech ich nicht, als sei ich Musikdirektor Schneider? Ich kriege doch noch Much und nehme ein kleines Blatt, und schreibe an Deine Frau, denn ich bin noch lange nicht fertig. Lebe wohl, aus Wiedersehen, auf der anderen Seite.

Dein Felir M.

Interessant sind die in den nächsten zwei Briefen enthaltenen Aenßerungen über Berlioz' Ouvertüre zu I^ss I>»Qcs ^u/zss. Moscheles schreibt am 12. Februar 1834:

... Ich hatte Deine Ouvertüre (zur Melusine) mit wiederholtem Genüsse gelesen, und sage Dir ohne Umschweife, daß es eine köstliche Arbeit ist.

Geist, Plan, Einheit, Kunst und Eigentümlichkeit gehen darin Hand in Hand. So durchdrungen schritt ich an die erste Probe, nachdem ich sie mit Mori, der sie anführte, privatim probirt hatte. Es war aber ein großer Kamof, das Orchester zur Mäßigung in den sanften Stellen zu bewegen; besonders Anfangs wollten sie gleich hineinplumpcn und die Trompeten waren auch etwas überrascht, daß sie mit ihrem L als Septime eintreten sollten. Ich stöhnte Laute des Unbehagens, und ließ sie dreimal wieder anfangen; die contrastirenden Stürme gingen, als führte Neptun das Scepter; aber wenn die Snrenen-Lante den groben Patron verdrängen sollten, mußte ich mit lauter Stimme l^iaiw! piuna! piniw! rufen, wollte i> la Beethoven mich bis in den Staub bückend, erniedrigen, aber es wollte nicht gelingen, die reißenden (Thiere) Violinen und Bässe zur Zartheit zu stimmen. Mit Liebe und Eifer wurde sie wiederholt, ging besser, und wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Ich hoffe bei der Aufführung die Nuancen noch besser hervortreten zu lassen. Du hast den

—^

Hörnern und Trommeln abwechselnd dao M^^^S^^ij gegeben,

welches sie herrlich durch Stopsen und Verschieben herausbrachten.

Berlioz' Ouvertüre zu I^esBrunos.lu^os hatte ich auch zu dirigiren <nach Deiner). Wir waren Alle gespannt zn hören, was französisches Genie schaffen kann; ich sage französisches, weil noch kein anderes Land diesen B. als Genie anerkannt hat. Aber, welches Potte St. Martin'sches Toben der Blechinstrumente! Welcher grausame, ja boshafte Contrapunkt, der beweisen zu wollen scheint, daß unsere Vorfahren nur Pedanten waren! Endlich der Contrast des Mittelgedankens, der tröstend eine VaudevilleMelodie auftischt, wie man sie nicht zarter im „l^'Ours st Iv l^clm". oder den Wienern in Berlin hören kann. Das Mystische kommt dann auch dazwischen: kreischende Harmoniegänge, die nur den Märzkatzen verständlich sind. Zum Zeichen, daß etwas Gräßliches im Hirnkasten des Eomponisten vorgegangen sei, erschüttert ein apoplectischer Schlag des Tamtams das ganze Orchester und auch die Ohren und das Zwerchfell der Zuhörer. . . .

Unser Oipsis« Nni-Lb. ist heraus, in London bei Cramer, in Paris bei Schlesinger und in Leipzig bei Kistner, welch Letzterer ein Eremplar an Frau von Goethe (der wir ihn dedicirt haben) in unserem Namen geschickt hat. Meinen Einfall mit der Dedication billigst Du doch? Dein halb Antheil an dem Honorar ist 8 Napoleons von Schlesinger, 8 Louisd'or von Kistner und 15—20 Louisd'or von Eramer. Daraus antwortete Mendelssohn:

Düsseldorf Ende April 1334.

Lieber Moscheles! Wie mich der Bries von Dir und Deiner Frau erfreut hat, kann ich Dir gar nicht sagen, ich glaube mich hat noch niemals ein Brief so für mehrere Tage heiter und froh und glücklich gemacht wie dieser. Du weißt ja, wie ich so oft an bösen Zweifeln laborire, und mir nichts recht machen kann, und wenn mir dann so bange wird, so meine ich, die ganze Welt müßte es noch viel deutlicher sehen als ich, und gar über meine

Sachen wegsehen. Wenn ich nun so liebe Worte darüber höre, wie Ihr nur über meine Ouvertüre sagt, dann ist mir dies die größte Freude, die mir durch eine Eomposition, wenn sie einmal fertig ist, zu Theil werden kann, und ich weiß wohl, daß Ihr mir drei der schönsten russischen Orden, oder Titel für die Ouvertüre hättet schicken können, ohne daß sie mich auf eine Stunde so vergnügt gemacht bätten, wie Euer lieber Brief all die Tage her. Was Tu von Berlioz' Ouvertüre schreibst, ist mir auch recht aus der Seele gesprochen; es ist ein wüstes, prosaisches Stück, und doch noch eins seiner menschlicheren. Mir kommt es immer vor, als müßte ich ans dem Faust dabei fingen: sie kam vor Angst nm lichten Tag der Küche zu gelaufen, zernagt, zerkratzt das ganze Hans, wollt nichts ihr Wüthen nützen, sie fuhr herum, sie suhr heraus und soff ans allen Pfützen. — Denn seine Jnstrumentirung ist so entsetzlich schmutzig und durcheinander geschmiert, daß man sich die Finger waschen muß, wenn man mal eine Partitur von ihm in der Hand gehabt hat. Zudem ist es doch auch schändlich, seine Musik aus lauter Mord und Roth und Jammer zusammenzusetzen; denn selbst, wenn's gut wäre, käme nichts anderes darin vor, als dergleichen ätrooitö«. Er hat mich eigentlich zu allererst recht melancholisch gemacht, weil er so klug und kalt und passend über alle Anderen urtheilt, so gänzlich vernünftig ist, und so grenzenlos unvernünftiges Zeug bei sich gar nicht bemerkt. . . .

Düsseldorf, den 1«. Mai 1834. Ich weiß nicht, ob ich schon geschrieben habe, daß meine drei Ouvertüren SommernachtStraum, Meeresstille und Hebriden in einigen Wochen in Partitur erscheinen (bei Breitkopf K Härtel!, worauf ich ganz unsäglich stolz bin. So bald sie da sind, lege ich sie zu Füßen, und wünschte nur, ich hätte sie Dir wieder zueignen können. Da das nicht ging, so wollten die Meinigen zu Haus, ich sollte sie dem Kronprinzen dediciren, der sich diesen Herbst entsetzlich gnädig gegen mich bewiesen hat; ich meinestheils wollte das Philharmonie, und so weiß ich's noch nicht. S' ist eine wichtige Frage. Wissen Sie denn schon, liebe Madame Moscheles, daß Barnhagen wieder heimthet, sechs Monate nach seinem trostlosen Buch und zwar meine Consine Marianne Saaling? Wenn das Goldschmidts noch nicht wissen, amüsirt sie es gewiß. Eben geht ein junger Musiker fort, der mir eine schändliche Fuge zur Durchsicht gebracht hat und ein anderes hiesiges Genie, das Choräle machen muß, das man gelb werden mochte vor Ungeduld und macht Choräle seit ich hier bin, und einen immer schlechter als den anderen. Wie wir uns nun gegenseitig über einander ärgern, giebt es zuweilen schone Scenm, indem er nicht begreift, daß ich's immer noch schlecht finde, und daß er's immer noch schlecht macht. Ich eigene mich aber gut zum Cantor, und predige so erbaulich, daß es zuweilen eine Lust ist. Hier stehen Maiblumen, wenn ich Serena eine davon schicken könnte, so thäte ich's gern, sie soll aber wohl leben uud Emily und Felir und was macht Emilns tun«?5) — Nun ist kein Papier mehr da, Hab' auch genug dummes Zeug geschwatzt. Leben Sie wohl. Stets Ihr

Felix Mendelssohn-Bartholin).

Düsseldorf, den 25. December 1834. ... Du wirst denken, mir sei ganz rasend grimmig heut zu Muthe, aber ich begreife gar nicht, wie ich in den Ton verfallen bin, denn mir ist eigentlich sehr behaglich und vergnügt: es ist erster Feiertag, in der Stube riecht's stark nach schwarzem Pfefferkuchen, den ich gestern bei Schadows aufgebaut bekam, nebst Hausrock von Hause und Schreibsachen und Süßigkeiten, Tasse u. s. w. Inmitten dieser Herrlichkeiten habe ich einen sehr lustigen Tag zugebracht und Abends läuft mir die Feder mit Bosheit davon. Auch Düsseldorf ist garnicht so arg, wie ich's Anfangs mache; Du solltest es schon loben, wenn Du den Singverein seinen Seb. Bach singen hörtest, wie einen Nitter; nächstens geben wir die Jahreszeiten öffentlich, und in den Fasten den Messias. Im letzten Eoncert wurde Webers Leier und Schwert gesungen und der erste Theil des Maccabäus und die Lintouia eroica, und ich stehe hier in fürchterlichem Respect. Aber ich glaube, mein Mißmuth kommt daher, das; mein Pserd Nachmittags mit mir durchgegangen ist, und zwar mitten über die Promenade durch die Stadt wie toll bis an den Stall; und ich saß darauf und blieb zwar sitzen, aber ich ärgerte mich doch abscheulich uud die Leute freuten sich, wir der Herr Musikdirector so jage. Uud dann giebt es auch wirklich gar zu wenig hübsche Mädchen hier; man will doch nicht den ganzen Tag Fugen und Choräle componiren; aber meiner Treu, ich werde hier so philisterhast und altmodisch, daß ich sehr ungern einen Frack anziehe, und wie es gar im Frühjahr werden soll, im Fall ich nach England käme und Schuh tragen müßte, das weiß ich gar nicht. Frag' nur Klingcmann, der wird's bestätigen. Wenn ich aber wirklich im Frühjahr mit meinen Arbeiten so weit bin, daß ich hinüberkommen kann, so soll sich das Alles schon wieder geben, und ob ich mich dann auf Ehester Place No. 3 freue, das weißt Tu wohl. Mit meinem Oratorium geht es jetzt rasch vorwärts, ich arbeite im 2. Theil und habe dieser Tage einen Chor in tis-moll, einen lustigen Ehor der Heiden, gemacht, der mir selbst ungeheuer viel Plaisir gemacht hat, und den ich Dir gar zu gern zeigte. Wie ich denn überhaupt gar

*) Emil«, die älteste Tochter von Moschcles, jetzt Frau Roche in London. Serena, die zweite Tochter, Frau Kcneral-Consnl Nosen in Detmold. — Felix, der Sohn, Pnthenkind von Mendelssohn.

zu sehr gespannt bin, ob Dn mit meinen neuen Arbeiten zufrieden sein wirst. Einige Fugen, Lieder ohne Worte, mit Worten, ein paar Etüden, habe ich seit kurzem gemacht, und brächte gar zu gern ein neues Clavierconcert mit nach London; aber davon weiß ich bis jetzt nichts. Du hast mir mal gesagt, ich müsse nun ein ruhiges, gehaltenes Clavierstück schreiben, nach alle den unruhigen und daS will mir nicht aus dem Kopf, und das läßt mich gar nicht näher kommen; denn sowie ich an ein Clavierconcert denke, so geh ich durch, und sowie ich dnrch gehe, so sage ich, Moscheles hat gesagt ew. und da wird's nichts. Aber ich will's schon noch rauskriegen; menn'S wieder unruhig wird, liegt es an meinem Willen wahrhaftig nicht. Nun aber' lebe wohl, lieber Mosch.'les, und wenn eS Deine Musze erlaubt, laß mich wieder und viel von Dir hören, und bleibe mir gut.

Dein Freund

Felir Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, den 7. Februar 1835. Lieber Moscheles und liebe Madame Moscheles! Ich habe neulich mit dem Courier ein Paar so dumme Briefe abgeschickt, daß ich heut versuchen muß, ob ich nicht einen klttgern zusammenkriege. Hier kommen so Zeiten, wo mir sämmtliche Philister über den ‚«ovf wachsen, sämmtliche Philister, die es in der Welt giebt und mein eigener immer dam, da kann ich dann nicht schreiben (wie neulich); und sind die wieder mal vorüber, so möcht' ich alle die Briefe zurückrufen oder niemals geschrieben haben. Heute habe ich einen Chor am Oratorium componirt, den ich wunderhübsch finde. Was soll ich da Abends besseres thnn, als nach Ehester Place schreiben und grüßen, da mir eben wohl zu Muthe ist? Dazu kam heute Morgen ein Brief von Klingemann, der auch immer Festtag macht, und dann ist es so verzweifelt neblig, daß ich meinte, ich ritte in England spazieren; und dann Hab ich seit ein paar Wochen ein Paar Philister weniger auf dem Halse; und dann kommt bald wieder Frühling und sein Wetter ist schon da — so ist'S angenehm zu leben. Giebt es denn auf Englisch ein Wort für einen Philister? Ich glaube nicht. Es ist doch ein glückliches Land! Wenn auch Mr. Fleming wieder int Parlamente sitzt, und wenn sie auch zu meinem „^.vg" „l^orä ok 6«ä Israel" gesungen haben, was mir vorkommt, als sänge man zu LützowS Jagd „tke «ick LnAlisb Asirtlero.<m" — das ist alles noch lang nicht philiströs. Aber hier können wir's! Wenn ich Madame Moscheles ans dem Balle gesehen hätte, auf dem ich gestern war, wo so viele Taiglichter brannten, und zum Abendbrot gab's Schinken und Kartoffeln, und nach dein ersten Tanz mußte gleich gesprengt werden, und nachher nicht, denn es half doch nichts, man konnte die Leute in den Wolken wenig erkennen, dann tanzten sie einen Ofen ein; werthe Mitglieder meiner hiesigen Kapelle spielten gut zuin Tanz aus; die ganze Föte war in der KaufmaimSgesellschast, die man gewöhnlich das „Parlament" nennt. Damentoiletten gab'S — hier hört meine Beschreibung auf, aber hätte ich Madame Moscheles da gesehen, und sie micl) (noch dazu in der englischen schwarzen Halsbinde), so märe ich gewiß in Ohnmacht gefallen vor Beschämnng, den» an einem solchen Abende glanbe ich schlechterdings nicht, daß es einen ^ontleman giebt. Nun machte ich gar zu gern einmal eine Kinnes mit, ordinärer kanns doch nicht sein, nur lustiger, aber das erlaubt mein Rang als Musikdirektor durchaus nicht — der Bürgermeister selbst hat mir streng abgerathen. Dann giebt es eine so schöne Rivalität mit Elberfeld, das 4 Meilen von hier liegt, weil sich Düffeldorf Athen nennt, und Elberfeld Rio de Janeiro oder Augsburg; und alle Mädchen sind häßlich — ein wahres maliieur — oder doch sehr dumm. So gehe ich hier eigentlich nur mit Malern um, die nette Leute sind; Jmmermann, mit dem ich sonst gut Freund war, ist ins Theater versenkt, Uechtritz in die Aesthetik und Grabbe in den Schnaps; aus allen drei Dingen mach' ich mir wenig, am wenigsten freilich aus der Aesthetik.. . .

Aber nun mal ernsthaft zu reden, lieber Moscheles, wenn Du mir schreibst, so sage mir doch was Näheres über die neue Ouvertüre zur Jungfrau, von der ich nur im Allgemeinen bis jetzt hören konnte. Ich bin gar zn hungrig nach guter, neuer Musik. Hast Du sonst Neues comvonirt? Und was? Und kommt kein Ztes Heft Etüden? Ich glaube, in Deutschland ist kein halbwegs mittelmäßiger Elavierspieler, der nicht die beiden ersten kennt, und spielt, Gott weiß freilich wie — aber Du machtest allen musikalischen Leuten ein wahres Geschenk mit einem neuen Heft. Bitte, sage mir doch recht ausführlich von Allem, was Du seither gemacht hast. Du siehst ja gewöhnlich alle neue Musik, die herauskommt; ist Dir darunter was Gutes zu Gesicht gekommen? Mir nichts, was mir recht gefallen hätte; ein Heft neue Mazurkas von Chopin, und einige andere seiner neueren Sachen sind denn doch so mcmierirt, daß es schwer auszuhalten ist; auch Hiller hat ^ Hefte Lieder gemacht, die er lieber hätte ungemacht lassen sollen. Ich möcht' es Alles gar zu gern schön finden, aber es schmeckt mir gar zu wenig. Dann habe ich ein paar Sachen von anderen Berlinern und Leipzigern, die gern da anfangen möchten, wo Beethoven aufhörte, und räuspern und spucken wie er und weiter ist gar nichts; mir kommt's vor, als wenn ich zu Pferde nach dem Regen durch die Feldwege reite, das geht prächtig weun's auch spritzt; aber zu Fuße bleiben die Leute in den Pfützen stecken." . . .

Von den Leistungen ihrer Kunstbrüder und von neu erschienenen Musikstücken, ist zwischen Mendelsohn und Moscheles oft die Rede. So schreibt Mendelsohn am 11. Juli 1888 aus Berlin:

Daß Dohler ein Löwe mar, wundert mich; sein Spiel hat mich eigentlich nur das erste Mal interessirt, nachher war alles sehr kalt und berechnet und fast langweilig; da lobe ich mir Liszt und Ehovin; kommt denn der letztere gar nicht einmal nach England? er hat doch melrc Geist ini kleinen Finger, als der ganze Döhler vom Kopf zu Fuß — so schien mir's wenigstens. Und Spontini! O ich bitte Dich, schreib mir über den, ich möchte ihn gar zu gern mal in London sehen, wie er sich da ausnimmt. Hört er denn ordentlich bei Musik zu? Macht er gar selbst welche? Oder spielt er auch da den großen Götzen, der höchstens mal einen Musiker frißt, weiter aber keine Miene verzieht? Und hat er sich mit allen seinen Orden behängt? Wie mar denn Bennetts neues Concert ini Philharmonie, von dein er mir schreibt? . . .

Moscheles antwortet.

Bennetts I^InIt Concert ist vortrefflich gearbeitet. Es wurde im letzten Philharmonischen Concert mit Wärme aufgenommen. Daß Du sein Borbild bist, läßt jeder Tact erkennen. — Ich habe auch Bekanntschaft mit Henselts Studien gemacht. Ich finde sie sehr interessant, auch nützlich zur Uebung, obschon seine Manier beschränkt und seine Formen nicht mannigfaltig sind. Ich habe so einen romantisch klagenden, verliebten Componisten lieber, als die ttbermüthigcn, frechen Wclterstürmer und .varmoniepeinigcr. Chopins neue Studien haben anch vielen Reiz für mich, obfchon manches darin ist, was mir von einer flüchtig gemachten Schule zu zeugen scheint. Diese neuen Studien gefallen mir besser, als seine früheren. Spielen hörte ich jedoch Chopin nie.

Am 30. November 1839 schreibt Mendelssohn:

Daß Du Dich mit Chopin mehr befreundet hast, als sonst, ist mir sehr lieb; ist er doch der geistreichste von allen Denen, und hat wirklichen Reiz in seinem Spiel. Man sagt, Liszt werde herkommen! das sollte mich sreucn; denn trotz seiner satalen Journalistik habe ich sein Spiel und den ganzen Kerl immer noch in einein schönen Andenken. Der Zettel von Berlioz, den Du mir schickst, ist recht abgeschmackt, könnte ich's nur wenigstens apart finden, oder gewagt, oder keck das ganze Wesen; ich finde es blos langweilig und gedankenlos.

Das hätte nur noch gefehlt, daß Ihr gar auch David in Vondon behalten hättet! Daun stäke ich ja ganz und gar im Sumpf und käme nicht wieder auf ordentliche Orchesterbeine; seine Bioline allein ist zehn andere gute werth, und dabei ist er solch ein Musiker, und am Ende lebt er doch ganz angenehm hier, und ist auf Händen getragen und geliebt vom Publikum — nein, den können wir ganz und gar nicht ablassen.

Am LI. März 1840. Liszt ist seit sechs Tagen hier, hat ein Concert gegeben und giebt nächsten Dienstag das zweite; reist dann auf einige Tage nach Dresden, um dann direct nach Paris ohne Aufenthalt zurückzugehen. Dort will er mehrere Coneerte geben und zur Saison nach London gehen, in England einige Monate bleiben, und zum nächsten Winter nach Rußland. Er hat mir durchsein wirklich meisterhaftes Spiel nnd durch das innerliche, mnsikalische Wesen, das ihm bis in die Fingerspitzen läuft, eine sehr große Freude gemacht; seine Schnelligkeit nnd Gelenkigkeit, vor allen Dingen aber sein von Blattsvielen, sein Gedächtnis; und die gänzliche Durchdringung von Musik sind ganz einzig in ihrer Art, und ich habe sie niemals übertrossen gesehen. Dabei ist er, wenn man über die neufranzösische Oberfläche hinwegkommt, ein gnter, echt künstlerischer «erl, den man lieb haben muß, selbst wenn man nicht mit ihm übereinstimmt. Was ihm fehlt, scheint mir einzig und allein das rechte Comvositionstalent, rechte eigene, musikalische Gedanken, zu sein; die Sachen, die er mir vorgespielt hat, scheinen mir gar zu mangelhaft, selbst von dem Standpunkte aus, den er selbst dazu einnimmt, und der mir an und für sich schon nicht der rechte scheint. Und daher glaube ich mir's zu erklären, daß an vielen Orten (und wenn ich nicht irre auch in England) ein Mann wie Thalberg den Leuten mehr gefallen wird; der ist in seiner Art so vollkommen und abgeschlossen, spielt die Stücke, die er einmal kann und damit gut: Liszt aber ist in seiner ganzen Leistung so wild, so wenig überlegt nnd so unordentlich, wie ein Genie nnr sein kann — aber eben dam gehören für mich vor allen Dingen die eigenen, musikalischen Gedanken, die ich bei ihm vermisse. Ein bloßer Elavierspieler ist er nicht und will er auch nicht sein, und das macht ihn, nach meiner Meinung, weniger vollkommen, als andere, deren Talent sich mit dem seinigen nicht messen kann. Wir sind fast den ganzen Tag zusammen und scheinen gegenseitiges Behagen an einander zu haben; von Dir spricht er mit Anerkennung und in einem Tone, der mir sehr wohlgefällt und mich noch mehr sür ihn eingenommen. . . ."

Mehrfach ist in den letzten Jahren der Correspondenz von dem beiderseitigen Wünsche die Rede, daß Moscheles England verlassen und mit Mendelssohn zusammen in Deutschland leben und wirken solle. Als nun Mendelssohn das Leipziger Conservatorium in's Leben gcrusen hatte, reifte allmählich dieser Plan der Uebersiedlung, und als schließlich Moscheles den ehrenvollen Antrag, an der genannten Schule eine Stellung zu bekleiden, angenommen hatte, schrieb Mendelssohn:

Leipzig, den 11. Februar 1846.

Lieber Freund!

Diese Zeilen sollen nichts thun als jubeln, über den Bries der uns den Entschluß Deines Kommens brachte. Das war eine wichtige Nachricht für uns alle, wie wir noch keine bekommen hatten, so lange ich hier bin, und aus der ich viele vergnügte, segensreiche Folgen für uns alle hoffe! So freudig bewegt habe ich aber auch noch keine Conferenz gesehen, wie die der Direktoren als ich Deinen Brief brachte — ich hatte es nicht über mich gewinnen können, es vorher auszuplaudern, sondern, da zufällig gerade bald darauf Zusammenkunft der Herren war, fo ging ich hin und sagte, da wäre Antwort von Dir, und ließ sie es selbst lesen, schwarz auf weiß. Sie wollten gleich antworten, doch hat es sich, weil es mehrere sind, ein Paar Tage verschoben und Du erhaltst nun ihren und meinen Brief gleichzeitig. Daß der dreimonatliche Urlaub keine Schwierigkeit sei, nnd daß überhaupt von Seiten dieser Herren Alles geschehen wird, was Dir nur irgend augenehm und behaglich sein kann, das glaube ich ganz gewiß. Es liegt auch zu sehr in ihrem und dem allgemeinen Interesse — aber eben deshalb glaube ich auch wieder, daß Du hier zufrieden sein wirst, und daß auch Dir der Abstand zwischen dem großen Weltleben und den kleinstädtischen Bürgerthum nicht gar zu sehr auffallen und unangenehm sein wird. Wenigstens sinkest Du nirgends einen so guten Willen nnd den so herzlichen Wunsch, es Dir recht zu machen, wie er Dir hier von allen Seiten entgegenkommen wird, und da Dn doch einmal nach Deutschland zurückkehren mußtest, und da Du in dein herrlichen laber sehr curioseu) Lande überall etwas Klätscherei, etwas Kleinstädters!, etwas Getratsch mit in den Kauf nehmen mnßt. Du mögest nun eine Stadt oder die andere wählen — so bin ich überzeugt, auch Du werdest keinen Grimd haben diesen Entschluß später zu bereuen, sondern er wird Dir mit jedem Jahre lieber werden!

Und von meiner persönlichen Freude sage ick gar nichts!

Ich kann sie auch gar nicht genügend aussprechen! Es ist mir ganz eigen zu Muthe, wenn ich denke, daß Tu wirklich kommen, wirklich hier wohnen willst, und daß das Luftschloß mit Dir und den Deinigen zusammenzuleben und zu bleiben, nicht bloS eine Saison zu verjubeln, sondern so recht von Grund aus mit einander umzugehen, nun wirklich in Erfüllung gehen soll!

Ich werde einige Häuser rosenfarben anstreichen lassen, wenn Ihr wirklich erst da seid. Aber auch ohne das kriegt das ganze Nest durch Euch einen anderen Anstrich! — — — — — — ^ —

Heut nur noch einmal Dank und Freude und Jubel vollauf! Immer Dein Felir.

Das Luftschloß wurde zur Wirklichkeit. Ende October 1846 zog Moscheles nach Leipzig, und nun folgten die getränmten, rosenfarbcnen Tage. Doch kaum mehr als ein Jahr sollte vergehen, ehe die Trennungsstunde unerbittlich schlug. Der verhängnißvolle 5. November rückte heran.

Am 9. October gingen die Freunde noch im Rosenthal zusammen spazieren; auch Schreiber dieser Zeilen war dabei, und horchte den interessanten Erzählungen des Pathen über seinen Aufenthalt in London, den Besuch bei der Königin Victoria, und den Aufführungen des Elias in Exeter Hall. — Wenige Stunden später wurde Mendelssohn von der Krankheit ergriffen, die seine letzte sein sollte.

Moscheles überlebte ihn vierundzwanzig Jahre; er blieb in Leipzig, denn das Conservatorium fesselte ihn nun doppelt, da er es als eine Hinterlassenschaft des Dahingeschiedenen betrachten mußte. Mit rastlosem Eifer suchte er in dem Geiste weiter zu wirken, der den unersetzlichen Freund beseelt hatte, und bestrebte sich treulichst, in seinen Lehren jene Kunstprincipien zur Geltung zu bringen, welche der Gründer des Instituts bei Lebzeiten vertrat und welche auch Moscheles' jederzeit zur Richtschnur gedient hatten.

Eine AIondnacht.

von

CH. Vorgeaud.

— Senf.*) —

ck) habe als Freund — rathet wen? — Einen altersgrauen ! Thun».**) Als ich allein und fremd in Deutschland ankam, ! diesem weiten Lande, wo der Horizont dem Blick entschwindet, schien mir's als wiege er sein rundes Haupt zum Zeichen des Willkommens. Ich liebte ihn gleich: unter seinem steinernen Gewand fühlte ich ein Herz schlagen und ich verstand seinen sansten traurigen Blick, der über meinem Haupte sich in die Vergangenheit verlor.

Bald »ahm er seinen Platz in meinem täglichen Leben ein. Jeden Morgen, wenn ich mein Fenster öffne, gilt ihm mein erster Blick, jeden Abend empfängt er mein Lebewohl.

Es ist ein alter Thurm aus der Zeit Friedrich des Weisen. Er hat die Feuersbrunst überlebt, die 1774 das alte herzogliche schloß des Hanfes Sachsen verzehrte, und Uarl August hat ihn pietätvoll an der Ecke seines neuen Schlosses erhalten. Seine hohe Gestalt überragt es und seine geschwärzte Kuppel scheint den Schutzgeist der Eriiestinischcn Linie zn bergen.

Ich sehe ihn von meinem Schreibtisch aus mit seiner großen schwarzgelben, im Winde knarrenden Wetterfahne, seinen Fenstern mit steinernen Schutzdächern, seinen verwischten Wappenschilden und seinen Gesimsen, wo im Sonnenschein Schaaren von Turtel- und Pfauentauben girren. Abends

*) J,i's Deutsche Überlingen von Ottilie Weber Thudichnin. ") Die feine Beziehung, die im französischen Feminin Iir t,„,r, I'uiniu liegt, ist im Deutschen nicht wiederzugeben.

aber im Mondschein wird er ganz geheinmißvoll. Seine Umrisse zeichnen sich düster auf dein lichten Hinmiel ad, die Tauben schlafen in dein Glockenthurm, große Fledermäuse huschen hervor und nmflatlern ihn; ivie eine >ilage zittern die Glockenschläge der Uhr durch die Luft — mir war'S als ob er weine, einsam, in der Nacht . . .

Zu seinen Füßen liegt der Park, das Juwel von Weimar. HM ihr ench je in die Pracht von Versailles oder Wilhelmshöhe mit ihrengriechischen Tempeln, Pavillons, Springbrunnen, Terrassen, Wasserkünsten verloren, und habt ihr, ivie ich, geträumt von einem kleinen ländlichen Park ohne Marmorbilder und Bronzestatuen, mit großen, frei die mächtigen Aeste ausbreitenden Bäumen, mit lebendigen Hecken und freien Plätzen für spielende Kinder, mit Bänken für die Spaziergänger und heimlichen Lnubgängen für liebende Paare?

Diesen Traum hat bis auf einige gothische Bogen ein Anderer ganz so wie wir geträumt, aber dieser Andere hatte den Borzug Goethe zu heißen und einen Karl August zum freunde zu haben, dem er ihn erzählte und der ihm die waldigen User der Ilm vor seinem großen Schlosse gab, damit er den Traum verwirklichen könne.

Goethe ging an's Werk und sein Ideal gewann Gestalt.

Dreißig Mal sah er diese schönen Buchen grün werden, sah die Kinder auf den Dichtungen spielen, die Bürger sich gravitätisch begrüßen unter den Bäumen der großen Allee, die Liebenden sich auf den einsamen Pfadeil verlieren. . .

Noch heute schwebt sein Genius über diesem vielgeliebten Park. Man ahnt ihn überall, in den Liedern des Frühlings, in den Klagen des Herbstes, im Murmeln der Quelle und im Rauschen des Windes . . . und man glaubt ihn reden zu hören in der Stimme des Waldes. — Ter Weimar'sche Park, er ist der Park Goethes. —

Eines Abends — es war ein Fest in Weimar — läuteten alle Glocken. Vor der Menge, die die Straßen sperrte, flüchtend, kam ich bis zum Park und bog in eine Allee ein, die mich ohne großen Umweg nach Hanse führte.

Unter den Wipfeln kein Laut! Tie Glockentöne, die einander in der Ferne antworteten, zogen über meinem Haupte dahin; sie zogen durch die Bäume und klangen wie Aeolsharfen zu mir heriiber. Der ernsthaliende Orgelton der großen Glocke meines Thurmes rollte über die Buchcuwipfel und zitternd beugten sich vor ihm die Zweige. Jetzt schweigt er, und das Laub entschlummert, eingewiegt von den verklingenden Harmonieen der ferneren ^tadtglocken: dann plötzlich erhebt sich wieder seine mächtigere Stimme, und die alten Stämme scheinen unter einem Sturmwind zu erbeben.

Als ich ans dem Park heraustrat, verlor sich der letzte Accord in der Ferne. Wie ich am Fuß des Schlvßthurmes vorüberging, sah ich die kleine Psorte des Glöckners offen. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in's Innere. „Der Weg ist frei! Hiimnf znni Freunde!" lind ohne mich zu besinnen, schlüpfe ich hinein.

Ich inuszte lange im Ginstern klettern, mich an dem Seile haltend, das als Geländer diente; mir mar als ginge die schmarze Treppe bis zum Himmel empor.

Zuweilen hören die Stufen auf und ich finde mich auf einer Mauerplatte, wo einige Lichtstrahlen durch Schießscharten eindringen, dann beginnt das Steigen wieder in immer größerer Finsterniß. Ich stolpere

gegen die Stuseu Endlich bin ich oben! Niemand zu sehen! Die

größte Glocke vibrirt noch unmerklich. Ter ganze Thurm ist vom Monde erleuchtet.

Ich näherte mich einem Fenster und beugte mich hinaus:

Weimar schlief zu meinen Füßen, ermüdet, von seinem Tagewerk. Die letzten Flammen eines Fackelzugs erloschen vor dem RathhauS und warfen ihren rothen Wiederschein auf den dichten Much, der sich noch über de» Platz hinzog. Die Lichter in den Häusern erstarben eins nms andere. Es ward immer stiller und bald störten nur noch einige aus einer halboffenen Kneipe tönenden Gesänge die Ruhe der Bürger.

Plötzlich höre ich eine Thttre schließen und das Geräusch von klirrenden Riegeln.

Ich stürze, vier Stufen auf einmal nehmend, die Hand am Seile, die finstere Treppe hinab. Ich komme unten an wie eine Bombe . . .

Zn spät! Die Thürs ist verschlossen, der Eisenriegel fest in die Mauer eingefügt . . .

Rufen, Schreien, Schläge gegen das Eichenholz, Alles war vergeblich. Der Glöckner war schon weit fort, und meine Stimme verhallte ohne Echo im Thurm.

Soll ich die Thüre erbrechen? Sie ist von festem Steineichenholz und mit Eisen beschlagen. Soll ich mich außen durch irgend eine Schießscharte herunterlassen? Es ist keine Ocffnung vorhanden, die nicht fünfzig Fuß über der Erde wäre . . .

Ich stieg langsam die Treppe empor. Als ich mich wieder auf dem vom Mondlicht umflossenen Glockenthurm befand, kehrte mein Muth zurück. War ich doch bei meinem Freunde und eine Nacht mit ihm zu verleben, war so übel nicht. Bald sah ich nur das Reizende meiner Situation und über meinen unerwarteten Glücksfall entzückt, beschloß ich ihn bestmöglichst zn benutzen.

, Ich wickelte mich in meinen Mantel, zündete eine Cigarre an und lehnte mich, auf einem niedrigen Balken sitzend, an das nach dem Park gehende Fenster.

Der Mond stand im Zenith. Bon einem opalfarbenen Kreis umgeben hüllte er das Firmament in das blau und goldene Gewand der Sommernächte. Der Horizont verlor sich in einem durchsichtigen Nebel. Der Park mit seinen runden Wipfeln glich einem welligen Meere, hie und da von einer Lichtung ivie von einer weißen Brandung unterbrochen. Vor mir lag das „Templerhaus" mit seinein viereckigen Thurm im eng: lisch-gothischen Stil, mit seinen hohen Fenstern in den von Epheu gesprengten Gewölben, mit seinen Standbildern der Großmeister, die im Schatten der Mauer stehen. Goethe hat das Haus auf den Hintergrund des Nasens gestellt, der an die Wohnung Charlottens von Stein grenzt, jener Charlotte, die er so sehr geliebt . . . Der Pfad, der sich unter den Bäumen an der Wiese hinschlängelt — es ist derselbe, der zu dem Dichter führte!

Ihr alten Buchen, die ihr eure grauen Häupter über diesen Pfad der Liebe neigt, sagt mir, saht ihr zu den Zeiten Werthers und LottenS ihre Schatten unter euren grünen Zweigen wandeln? Bernahmt ihr ihre Schritte ans dem Sande der Wege? . . .

Es war im September. Ein leichter Wind, sanft wie ein Wehen im Mai, dnrchduftet von den ans der Schloß-Terrasse blühenden Heliotropen, kam mir entgegen. Durch das regelmäßige Tick-Tack der Uhr eiugeiviegt, ergriff mich der vollkommene Frieden der Natur. Meine Gedanken verschwamme« im Nebel, schwebten von den Bäumen zu den Sternen, von der Erde zum Aether — das Bewußtsein schwand. Ich lebte nur noch in der Empfindung. Mir war'S, als sei ich eins mit meiner Umgebung — eine zitternde Saite, die, vom Winde gestreift, miterklinge in der großen, klaren nnd majestätischen Harmonie der Nacht.

Plötzlich kam es über mich wie Flügelschlag. Ich fühlte einen Athem auf meiner Stirne, eine Hand, weicher als Sammet, legte sich ans meinen Nacken, und ivie Geisterhauch ertönte eine Stimme:

„Ich bin der Genius des Thurmes, ich bin die Seele der schönen Tage von Weimar. Ich irre noch mit dem Nachtwind durch den Park, die alten Eichen kennen mich und öffnen mir ihr Blätterversteck . . . >iomm, ich liebe Deine Jngend! Der König der Elfen gestattet mir, diesen Abend meine Erinnerungen zu beschwören . . ."

Dann schien es nur, als wenn ich sauft vom Winde getragen bis in die Aeste der Eichen glitte.

Unwillkürlich hatte ich die Augen geschlossen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich die Bänme ihrer Blätter beraubt und mit Neif bedeckt. Durch die Zweige blitzten die Strahlen des Mondes und ließen sie wie mit Diamanten übersäet erscheinen. Am Ende des Parks, da wo die Ilm in einen Sumpf sich ausbreitet, sah man feenhaften Schimmer, Raketen zischten hinter den Bäumen, man hörte die Musik eines EontretanzcS, dann schallendes Gelächter, lebhafte Stimmen, die fröhlich vorüberzogen und sich in der Ferne verloren. Ich fühlte, ivie eine Hand mich nach diesem verzauberten Orte hinzog.

Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr meinen Lippen.

Ich war am Hofe Karl Augusts, ein unsichtbarer Zeuge eines jener Eisfeste, wie nur Goethe allein sie anzuordnen verstand.

Da ist er! Ja, es ist sein hoher Wuchs, es sind die langen braunen Locken, die ungepudert niederwallen; sein Antlitz ist von dem rothen Schein der Pechfackel beleuchtet, die Freude strahlt von seiner Stirne — die großen schwarzen Augen blitzen in bezauberndem Glanz ... der Mantel fliegt um seine Schultern; er trägt noch die Stulpstiefel, die gelbe Weste und den kornblumenblauen Frack Werthers. Geschmeidig und stark wiegt er sich auf den Schlittschuhen mit einer majestätischen Anmuth, die Aller Blicke bannt. Die in ihre Pelze gehüllten Damen lassen sich in leichten Schlitten über das Eis schieben. Da ist Amalie, Frau von Stein, Corona Schröter, „die schönste der Musen"; Goethe hat die Lehne ihres gleitenden Stuhles ergriffen und führt ihn pfeilschnell dahin durch die belebten Gruppen. Bon Zeit zu Zeit beugt er sich zu ihr nieder, ein silbernes Lachen erklingt aus dem Pelzwerk, und der Stuhl verschwindet wieder in der Menge. Der Herzog ist galanter als ein Page in seiner verschnürten, mit Otterpelz besetzten Pekesche; wie ein Nachtfalter flattert er von der hübschen Christel von Lnßberg zu der schönen Gräfin Wcrthern . . .

Die würdigen Herren Wieland, Knebel, Musäus, Einsiedel stehen am Ufer vor der Grotte, wo man Punsch und warmen Wein servirt. Musäus erzählt gestikulirend ein Geschichtchen. Indem nähern sich zwei Schlittschuhläufer: es ist der Herzog und sein Freund Wolfgang.

„Gläser herbei . . . es gilt Klopstock, meine Herren," ruft Karl August, der Goethe in einer Gruppe von Damen aufgegriffen hat und zur Grotte heranführt, „dein Hohenpriester des beschwingten Kothurns! Wenn nur auch

unser Freund Wolf einwilligt? . . . Sie steheil nicht gut mit einander seit einer gewissen Epistel."

„Ohne Groll," erwidert Goethe, sein Glas erhebend, „es gilt Klopstock, daß er lange seines Friedens genieße und uns den unseren lasse!" . . .

Die Thurmuhr schlug zehn. Der Herzog sagte mit lauter Stimme: „Wir vergessen, daß wir diesen Abend Maokenball im Schlosse haben! . . . Meine Herren, rasch in die Masken!"

Alle verschwanden vor meinen Augen, die Fackeln erloschen, der Reif siel von den Bäumen, der Wald entfaltete seineil Blättermantel, und ich wurde weitergeführt.

Die Einsiedelei am Ufer der Ilm ist eine kleine Borkenhütte, die Goethe an den Uferfelsen zu einem Namenstag der Herzogin Luise errichten ließ. Gehüllt in eine weiße Kutte und Kapuze empfing er dort die Fürstin an der Spitze eines Trupps von Eamalonlensermönchen. Der Hof war zu einem asketischen Mahle geladen und machte klägliche Miene zu den irdenen Tellern und zinnernen Löffeln. Plötzlich ließ sich ein unsichtbares Orchester hören, mit weiten Flügeln öffnet sich die Thüre im Hintergrund, und unter einem Dome von Laubwerk erblickt man eine fürstliche Tafel, deren Honneurs zu machen Niemand besser versteht als der Prior der Emnaldulenser.

Das Borkenhäuschen mit seinen beiden niederen Fenstern und dem kleinen Vorplatz mit einfachem Geländer überlebte das Fest.

Karl August nannte es seine Einfiedelei. Er flüchtete ganze Wochen lang dorthin.

Hier fand er Ruhe, nm zu arbeiten und ohne Zwang mit seinen Getreuen zu plaudern. Man speiste am Nand der Quelle, die zwischen den Felsen hervorsprudelt, und dann unterhielt man sich bei einer Pfeife im Mondschein.

Man fühlte sich so wohl in dem kleinen am Ufer versteckten Hüttchen; dort vergaß sich so leicht, daß man Herzog, Landgraf von Thüringen, Markgraf und Herr verschiedener anderer Gebiete war. Und dann war man so nahe bei seinem Wolf! Er kam fast jeden Abend. Keine Diener, kein Borzimmcr, nur ein kleiner Steg zn überschreiten, einige Holzstufen zu ersteigen, und Goethe war da. Die beiden großen Licblingshniide des Fürsten sprangen ihm fröhlich entgegen nnd geleiteten ihn artiger zu ihrem Herrn als alle Lakaien der Residenz.

Wenn sein Freund nicht da war, öffnete Karl August das Fenster. Durch eine ^ncke im Laub sah er wenige Schritte entfernt am anderen Ufer der Ilm das kleine Gartenhaus, das er ihm geschenkt hatte. Er sah seine ^ainpe in die Nacht hineinleuchten und er verlor sich in Betrachtung des Schattens, der hinter den Borhängen auf- und abwandelte. Dann war cS ihm, als sei er auch in dem kleinen grünen Zimmer und sehe um den Dichter die Zauberschatteu schweben, die seinem Nuf so gerne folgten.

Zu dieser Einsiedelei hin trug mich der Wind auf den Spuren meines geflügelten Führers.

Unter der Brücke hervor drang das gedämpfte Murmeln des Flusses. Die Umrisse der Hütte wurden deutlicher zwischen den Bäumen. Die Thttre stand halb offen. Zwei Männer unterhielten sich ans der Schwelle miteinander. Bald trennten sie sich. Der Größere stieg die Stufen, welche zum Flußufer führten, hinunter, während der andere in das Haus zurückkehrte nach einem letzten Frenndschaftsgruße und einem „Adieu, Wolf", das ich deutlich verstand.

Wolf wandelte langsam dahin, mit vollen Zügen die Nachtluft einathmend. Als er den Steg überschritten hatte, hielt er inne und ließ seine Blicke umherschweifen. Strahlend zog der Mond über dem schlummernden Park am Himmel empor. Bon ferne hörte man die Jagdhörner, die Wedelt, der Forstmeister, auf den Höhen von Oberweimar für Karl August erklingen ließ. Wie friedlich, wie schön!

Goethe schien erhobenen Hauptes die Natur einathmen zu wollen, als wäre seine Brust weit genug, sie ganz zu fassen. Er ging einige Schritte am Ufer hin nnd verschwand in den Weiden.

Ich suchte ihn noch mit den Augen, als eine weiße Gestalt sich im Strome nahte. Er ist es! Es ist Goethe-Apollo in seiner ganzen Jugendschöne!

Ein wundervoller Leib leuchtet über den Wassern auf einem Hintergrund von Pappeln, deren Blätter, sobald ein Windhauch sich regt, gleich Silberslittcrn im Mondlicht glärzeu. Tie großen Bäume beugen ihre Wipfel über seinem Haupte, und zu seinen Füßen neigen sich die Halme des Schilfrohres — im Nachtwind wogt sein langes Haar. Mir war's, als sähe ich ein antikes Götterbild inmitten eines heiligen Haines.

Sanft gleitet der Fluß dahin. Wie ein venctianischer Spiegel glänzt seine Oberfläche, und wo der Mond sein strahlendes Licht hingießt, da spiegelt sich das Bild in seiner ganzen göttlichen Schönheit. Rings umher treten die zierlichen Schatten der Schilfhalme und der Weidenzweige hervor, abwechselnd mit Gruppen von dichtem Gebüsch, hie und da ein Baumgipfel, und zwischendurch die Sterne mit ihrem zitternden Licht. Auf Augenblicke zieht über die gettttbte Oberfläche eine Welle ihre weiten.«reise; doch sie verrinnt und das Bild erscheint auf's Neue in zauberischer Schöne.

Nach dem Bade wandelte Goethe lange nachdenklich in den Alleen. Endlich wandte er sich wieder znm Steg und ging zurück. Seine Stirne mar umdüstert, sein Haupt gesenkt.

Bor einem bemoosten Felsen, der den Fluß beherrscht, hielt er inne.

Ich sah ihn niederknieeu Das war die Stelle, wo in einer kalten

Januarnacht Christiane von Laßberg sich in die Fluthen gestürzt hatte.

Unglückliches Mädchen! Jedermann am Hofe wußte, daß sie den schönen Hauptmann Wrangel liebte, und daß dieser sie verlassen hatte. Eines Abends vermißte man sie in der Umgebung der Herzogin. Es war Maskenball im Schlosse. Charlotte von Stein war entzückend in ihrem rosa Tomino. Goethe tanzte mit Leidenschaft. Dann brante man mit Wieland, Lenz, Klinger und den anderen „Genies" einen Punsch. Mancher leerte sein Glas auf den berühmten Dichter des Werther und am am anderen Morgen sah Goethe den armen Körper der Ertrunkenen aus dem Wasser ziehen. Die starre Hand umschloß ein kleines, von Schlamm beschmutztes Buch. Er nahm es, schlug es auf und las unter dem Schlamme: „Werther". Das war seine erste Trauer in Weimar. Den ganzen Tag arbeitete er mit dem Schloßgärtner, Schaufel und Hacke in der Hand, den Felsen aushöhlend, Gebüsch ausreißend, um an dem letzten Pfad des jungen Mädchens einen Platz zu schaffen, „wo man lieben nnd knieend beten könne". Als am Abend sein Gefährte sich entfernt hatte, führte er in der eisigen Nacht sein Werk ganz allein weiter bis zu der Stunde, wo Christiane gestorben war. Goethe hatte sich erhoben. Ich sah ilm die Hand zu den Augen

führen, als wollte er eine Thräne wegwischen, und leise hörte ich ihn flüstern „Arme Christiane! O Wrangel, Wrangel! Dein Glück war Dir so nahe und Tu, Unglücklicher, hast es verschmäht! Man wird nicht zweimal geliebt!"

Leise wie ein Seufzer zitterte ein in den Wind gehauchter Name durch das Laub: „Friederike, Friederike!" Auch er hatte einst treue Liebe verschmäht! Auch an seiner feurigen Brust schlug einst ein Herz in gleicher Wärme, glühend in gleicher Begeisterung, ein keusches, reines Mädchenherz! —

Sie gehörte ihm an mit Leib und Seele, sie lebte nur durch ihn, nur sür ihn, er war ihr Gott und liebte sie. Und eines Tages war er gegangen, um nicht wiederzukehren, . . . gegangen, um dem Ruhme zu folgen, dessen Zauberglanz ihn verlockte.

Aus seinem zerrissenen Herzen aber sproßte die Blume des Genius auf, in den Schinerzen des Erdenlebens fand er die Kraft der Dichtung.

Jetzt stand er auf der Höhe des Lebens; der Hof lag zu seinen Füßen und reichte ihm den Lorbeer. Aber die selbstlose Liebe Friederiken,? suchte er vergebens bei den Baroninnen und Gräfinnen, in den Augen der Blonden, in den Herzen der Braunen. Er hatte sein Glück mit Füßen getreten, weil es ihm den Weg versperrte.

Die Augen zum Himmel gekehrt, wandelte Goethe langsam seinem Hause zu, das weiß dnrch die Bänme schimmerte, ich hörte Verse:

Füllest wieder Busch und ?hal

Still mit Ncbelglanz, Lösest endlich auch einmal

Meine Seele ganz:
Breitest über mein Grfild

Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild

Neber inein Geschick,
Jeden Nachklang fühlt mein Herz

Froh und trüber Zeit,
Wandelt zwischen Frcnd und Schmerz

In der Einsamkeit,
Fliehe, fliehe, lieber Fluh!

Nimmer wcrd' ich frvh:
So verrauschte Scherz und Kuh,

Und die Treue so.
Ich besah e>> doch einmal,

Was so köstlich ist!

Dah man doch zu seiner Qual

Nimmer es vergibt!
Rausche, Fluh, das Thal entlang,

Ohne Rast und !1inh,
Rausche, flüsi're meinem Sana,

Melodien zu!
Wenn Du in der Winlernacbl

Wüthend nberschwiUst,
Oder um die Frühlingspracht

Junger Knospen quillst.
Selig, wer sich vor der Welt

Ohne Hnsi verschlieft,
Einen Freund nm Busen hiilt

lind mit dein genieht,

Was von Mensche» nicht gcwus;t

Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust

Wandelt in der Nacht.*)

*) Die Erklärer des Tichters verknüpfen diese Strophen mit dem Tode des Fräulein von Lahberg, Sic wurden an Frau von Stein geschickt, doch nM, wie sie die Sammlungen enthalten. Goethe hat sie, wie es scheint, umgearbeitet und einige Strophen für die ilenentlichkeit zugefügt: jedenfalls muhte er sich in die Stimmung versetzen, welche ihm die erste Fassung derselben eingegeb,» hatte.

Dah diese Bcrsc unter dem Eindruck versaht worden sind, wie unS die Eommen

Goethe war vor seinein Hause angekommen — ich fühlte mich über die Bäume hinweggetragen. Wir flogen gen Osten. Als wir am äußersten Ende des Parks bei der an der Jenaer Straße gelegenen Brücke ankamen, sah ich beim Rauschen der unter den Brückenbogen schäumenden Wellen die mit Mauern umgürtete Stadt mit Thoren und eisernen Gattern wie vor dein Jahre 17!)O. Mein Führer erhob die rechte Hand, und die Brücke, die Stadt, die Gefilde belebten sich zauberhaft.

Siehst du die Postkutsche, die an einem schönen Sommcrabend die Höhe herabftthrt? Sie bewegt sich langsam zur Jlmbrücke vor dem Kegelthor. Der Reisende hat sich zum Schlag herausgebeugt. Durch die leichten Nebel, die sich über dem Fluß erheben, erblickt er Weimar zu Füßen des herzoglichen Schlosses. Der Burgthurm hat ihn zuerst begrüßt — er hat ihn von weitem auf feiner staubigen Straße kommen sehen — weiter zurück streckt die Stadtkirche ihre zwei spitzigen Pseile gen Himmel. Kinder spielen auf der Brücke und verfolgen sich schreiend die Brustwehr entlang. Bürger unterhalten sich vor ihren Thüren, die Mädels ziehen singend zu

tatvren berichten, ist durch den Briefwechsel des Dichters erwiesen. Aber wie diese Erinnerung an das Unglück Anderer Goethe« Gedicht nn den Mond hervorbringen konnte, das erklärt kein Emnmenlaior. Ich habe die Lösung dieser Zvrage versucht und sie zu sinden geglaubt, indem ich nur die Entstehung diese« Gedichies sc> vorstellte, wie oben.

Die feinsinnige nnd melodische NebersetMig von Goethes herrlichem Gedicht nn den M>,nd durch Mr. Ch. Borgraud inusl ebenfalls hier ihre Stelle finden. Anm, d. Ilebersepcrs.

ihrem Stelldichein am Brunnen, dort ihre Krüge zu füllen. Ter Fremde betrachtet das Bild mit seinen großen blauen Augen.

Dieser Fremde — es ist Friedrich Schiller. Er hat Dresden und das gastliche Haus Körners verlassen, einer unglücklichen Liebe zu entfliehen, und wie Torquato Tass« einst zu der ewigen Stadt wanderte, so kommt er, um an dem Musenhof den Glanz feines Sternes zu erproben.

Er ist am Ziel. Wie ist die Stadt so klein, fast nur ein Dorf! Und doch ist es Weimar, das Rom seiner Tränmc! Hier thronen die deutschen Musen, hier grünt der- Lorbeer! Hier gilt cS zu kämvscn, hier gilt es zn siegen!

Das Auge des Dichters leuchtet. Doch plötzlich erlischt , fein Glanz in einer Thräne . . . Wer weiß, was die Zukunft birgt? Vielleicht Täuschungen, Temütbigungen?

Traurig kommt er, fast nngeknnnt, in eine fröhliche Welt! Niemand bat ihn gernfen . . .

Ein Dichter, ein glücklicher Nebenbuhler verfügt über die Gnnst des Fürsten. Wird er mich dem neuen l^aste Anthcil an seinem Glücke gönnen.

Nur eine Einzige weiß von seiner Ankunft, nnr eine Einzige erwartet ihn. Sie allein wird ihm die Hand reichen. Wie wird er sie küssen, diese kleine weiße Hand Eharlottcns von Kalb! Welche Qualeu, welche Täuschungen wird er ihr anvertrauen!

Und sie? Mit einem Lächeln heilt sie seinen Schmerz . . . Und dennoch hat sie, die einzige Freundin, die ihm geblieben, zuerst nu seinein Don Earlos gezweifelt! An Don Carlos, den er ihr so glücklich, so begeistert vorgelesen! . . An Don Earlos, dem Schmerzenskind seiner schlaflosen Nächte, in den er Alles niedergelegt, was in seiner Seele lebte von großen Idealen.

Wird er an der Bühue Ersolgc haben? Wird der Name Schiller keinen anderen Widerhall erwecken, als den von Fiesko und den Räubern?

Zukunft, Zukunft! Du Schicksal, das meine Schritte lenkt! Gehe ich neuen Leiden entgegen? Muß ich uoch einmal fliehen gleich einem AnSgestoßenen?

Da stieg mein Führer auf den Fittigen des Nebels über dem Flusse auf. Mit der Abenddämmerung über dem Wagen hinschwebend, beugte er sich zu dem Reisenden nieder und im Rauschen der Wellen flüsterte er ihm leise zu: „Willkommen, müder Dichter! Du bist im Hafen!"

Schiller erhob das Antlitz zum letzten Schimmer der Abendröthe, seine Stirne strahlte in neuer Hoffnung, sein röthliches Haar umgab ihn wie eine Aureole ...

Der schwere Wagen fuhr geräuschvoll durch das Xegelthor ein —

Die ganze Nacht schweiften wir durch den Park. Jede Lichtung belebte sich für uns und magisch folgten sich die Bilder. Bald fand ich mich in eine der Sommerresidenzen versetzt — ich wohnte ungesehen einer Vorstellung der Iphigenie bei, die im Schatten der Bäume vom Hofe aufgeführt wurde — ich sah Goethe und Karl August als Lucas und Bal'^re den Sganarelle auf dem Rasen von Ettersburg durchprügeln ich sah Amalie und ihre Tafelrunde im Park von Tiefurt — bald fand ich mich in Weimar und folgte Frau von StaÄ, die ihr Eril vergaß am Arme von Benjamin Constant . . .

Ter Genius, vor dem sich die Einsamkeit belebte, verlor sich in die Betrachtung dieser Scenen. Er schien neues Leben daraus zu schöpfen; ich fühlte ihn erbeben^ Flügelschlüge rauschten, und der Nachtwind trug uns weiter . . .

Goethes Gartenhaus steht an der Ecke des Parkes jenseits der Ilm, mn Fuße der Hügel, die sich rechts bis nach Oberweimar erstrecken. Es ist ein kleines Landhaus. Bescheiden in seinem grünen Neste gebettet, hat es nur ein Stockwerk und drei Fenster Front. Die Terrasse, d^. Garten, die Obstpflanzungen sind ausschließlich das Werk des Dichters. Kein Noscnstock, den er nicht selbst gepflanzt, kein Apfelbaum, den er nicht selbst veredelt hätte.

Eine Hecke trennt das Gehege von dem Weg, der aus dem Park nach Oberweimar führt, einem alten malerischen Dorfe, mit Gänsen ans den Gassen, hübschen Mädchen am Brunnen und Schämen von Kindern, die sich im Stande wälzen.

In diesem Winkel fühlt man sich fern von den Menschen, wie an einem Waldesrnnd. Jenseits der Ilm auf der Weimarer Seite erhebt sich eine Anhöhe und die großen Eichen, die sie bekrönen, verdecken die Stadt vollständig. Sie halten den Lärm der Borstadt ans und scheinen sich weit in die Ferne zu verlieren. Im Bordergrund breitet sich eine schöne Wiese bis zum Flusse aus. Ehe sie in den Park eintritt, hat die Ilm da, wo sie sich einige hundert Schritte vor dem Häuschen von der Straße trennt, einen Bogen gebildet, gerade als ob sie für Goethe eine regelrechte Perspective habe schaffen wollen.

Als wir an diese Stelle kamen, hörte ich die Stimme meines Führers:

„Der Morgen bricht an . . . lebt wohl, geliebte Schatten . . . lebe wohl, mein Dichter, lebe wohl!"

Die Nacht erhellte sich noch einmal und ich sah durch die Bäume am Abhang das weiße Haus mit dem grauen Dache.

Die Sonne versinkt hinter den Eichen. Die Scheiben leuchten, die scheidenden Strahlen der Abendröthc übergießen mit ihrem wärmeren Glänze die herbstlich gesärbten Bäume des Gartens: die Buche wird purpurn, die Steineiche ounkelroth, die jiastanienbäume goldbraun. Man hört am Ufer das Rascheln dürrer Blätter unter dem Rechen der strcnsammelnden Bäuerinnen. Aufgescheucht im Gebüsch fliegt eine Amsel mit grellem Angstschrei davon. In der Höhe treiben sich Schaaren krächzender Krähen umher.

Ueber den Weg wandelt langsamen Schrittes ein hoher Greis. Er ist in braunem Neberrock mit Sammetkragen und stützt sich leicht ans einen Stock mit Clfenbeinknopf, aber trotz der Last seiner Jahre trägt er das Haupt aufrecht ivie ein Jüngling ... Es ist Goethe! . . .

Seit vielen Jahren bewohnt er sein Gartenhaus nicht mehr. Aber zur schönen Jahreszeit kommt er sür einige Tage in seine grüne Stube, wo er so viel geträumt, so viel geschrieben. Er kehrt zurück, um die Alleen zu durchwandeln, die sonst so viele Freunde belebten; er kehrt zurück, sich unter die Laube auf Charlottens Bank zu setzen, die Bank, wo sie so viele weihevolle Stunden verbrachten, wo er ihr alle seine ZukunftsMne, alle seine Kümmernisse, alle seine Freuden vertraut . . . Dort ist der Pfad, den er so oft mit Schiller gegangen, den Arm des Freundes in dem seinen; dort ist das graue Thor, vor dem der Wagen Karl Augusts hielt . . . Alle dahin! . . . Alle! . . . Herder ging zuerst — inmitten der Gesänge und Feste . . . Das war der erste Stern, den er an dem glänzenden Himmel Weimars versinken sah. Tann plötzlich an einem Frtthlingsinorgen

— er hatte die Nachricht errathen, die Niemand ihm mitzutheilen wagte

— Schiller, der sanfte Schiller war nicht mehr! Er hatte gefühlt, wie es sein Herz zerrissen — „die Hülste seiner Seele war mit der des vielgeliebten Freundes entflohen". Dann erlosch der Stern Anna Amalie. Das war IM. Die Süchte Friedrichs des Großen konnte die Schlacht von Jena nicht überleben, nicht die Plünderung Weimars, das ihr seinen Nnhm verdankte. Dann „hatte die Nacht begonnen". Wieland war gefolgt, dann Charlotte von Stein, . . . Karl August, ... die Herzogin ^uise, . . . sein eigener Sohn, sein einziger!

Warum sich auch noch auf den Weg zur Einsiedelei verlieren? Die Hütte ist geschlossen, der Freund erwartet nicht mehr seinen geliebten Wolf . . . Aus der Ferne erklingt ein Horn. — Das war Wedells Weise,

— die ^ieblingsweise Karl Augusts.

Goethe blieb stehen nnd versenkte seine Blicke in die Tiefe des Parks, Ihm war, als sehe er durch die Büsche eine fröhliche Jagd dahinbrausen: der unermüdliche Karl Angust an der Spitze, sein schwarzes Bollblut spornend, und sich selbst ihm znr Seite im kühnen Nitt.

Die Jagd stürmte wie ein Wirbelwind unter den Bimmen dahin. Dann wieder sah er sich im Salon der Herzogin, jung, bewundert, in seiner goldgestickten Hoftracht: in seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, gepudertem Zopf, Dreimaster und Degen. Er sah sich nochmals inmitten der „Genies" thronen, die Herzogin Mutter bezaubernd, die Göchhausen neckend, mit der schönen Corona walzend . . . Puder, Degen, Freunde — der Strom der Zeit hat Alles hinweggerissen.

Warum bleibt er allein aufrecht wie eine alte Eiche, die der Sturm verschonte, in einer Welt, die nicht mehr die feine ist? Seine Brust hob ein Seufzer; doch seine heitere Ruhe wiederfindend, flüsterte er: „Warte nur, bnlde ruhest Du auch." Dann kehrte er sich wieder feinem Garten zu, der schon im Abendschntten lag, vereinigte in einen Abschiedsblick Alles, was er von Erinnerungen und stuimnen Schmerzen in der Seele trng, und ging festen Schrittes nach der Stadt in das Haus, das er nicht mehr verlassen sollte . . .

Ich stand geblendet: der ganze Park erschien in flammendcm Lichte,

— dann versank Alles in Nacht . . .

Jetzt zog am Horizont ein weißer Schimmer herauf und ließ zu meinen Füßen unter einem Nebelschleier ein grünes, welliges Meer erkennen

— es war der Park.

Ich stand am Fenster des Schloßthurmes. Als ich mich umwendete, unterschied ich die Umrisse des Glockenthurmes, die sich aus den Schatten heraushoben. Zugleich traten die Gesimse, die Schießscharten hervor und die großen Glocken warfen den ersten Morgenstrahl zurück. Ich hörte das dumpfe Geräusch einer sich in den Angeln drehenden Thüre, kurz darauf den gleichmäßigen Schritt des Glöckners, der zu den Glocken hinaufstieg.

„Träume, Illusionen, thörichte Hirngespinnste!" So hörte ich schon die grämliche Bernunft meine Bezauberung in der Mondnacht zerstören und ich zünite ihr deshalb.

Wem zürnte ich überhaupt nicht? Ich hatte ein anderes Leben gelebt; die Vergangenheit hatte mir ihren Schleier gelüftet; ich hatte einen Augenblick geglaubt, den Hauch einer großen Zeit einzuathmen; ich hatte mit Goethe empfnnden, mit Schiller geweint; mein Inneres erbebte noch davon .... da kommt ein Sonnenstrahl, bricht den Zanber und zerstört grausam mein Glück wie einen Nebel am Morgen.

Und ein verwünschter Glöckner hatte mich ans meinem Zauberthurme vertrieben. — ^ — Seit jenem Tage stehe ich erst um nenn Uhr ans aus lauter Haß gegen den Sonnenaufgang, gegen vernünftige Leute, Glöckner und andere Störenfriede.

Der 8. Theil von Rankes Weltgeschichte.

von

Georg Wlittcr.

— lNcirburg. —

iir alle Freunde der ernsten Milse unseres Altmeisters der Geschichtschreibnng, Leopold von Rankes, wird es ohne Zweifel eine freudige lieberraschnng gewesen sein, das; in diesem Jahre, mehr als ei» Jahr nach seinem Tode, wie in den früheren Jakren, da er noch n»ter uns weilte, zum Weihnnchtsfestc ein Band des großen Werkes, in dem er die Summe seines arbeitsreichen Forscherlcbcns zu ziehen gedachte, der Weltgeschichte, erschienen ist. Den Lesern der früheren Bände wird es ans der Vvrrcdc zu dem im vorigen Jahre erschienenen siebenten Bande bekannt fein, das; dieser Band das Letzte enthielt, was ncch von Ranke selbst ausgearbeitet und fiir den Druck vorbereitet worden war. Zugleich aber hatte jene Vorrede eine Andeutung darüber enthalten, ob in den der Rnnkc'schen Familie nahestehenden Kreisen der Gedanke erwogen wurde, ob es nicht auf Grund der von Ranke hinterlasscncn, aus früheren Jahren seines Lebens stammenden Papiere möglich scin sollte, die Weltgeschichte wenigstens bis zu dem Zeitpunkte fortzuführen, von wo an wir über die wesentlichen Momente von Nnnkcs universaler Auffassung aus seinen früheren Werken unterrichtet sind, bis zum Beginn der Refonnationszcit. Denn weiter hatte er auch selbst nicht beabsichtigt, das Werk in derselben ausführlichen Weise weiter zu führen, wie er es begonncn halte; er hätte sonst doch nur in großen Zügen den Inhalt seiner früheren Werke wiederholen müssen. In vertrauten Kreisen hatte er daher schon vor längerer Zeit geäußert, daß er die neuere Geschichte nur in einem zusammenfassenden, übersichtlichen Schlnßcapitcl zu behandeln gedenke. Dagegen hatte er zugleich geäußert, das; ihm besonders daran liege, seine Auffassung über das spätere Mittelalter, über welches er sich noch nie im Zusammenhang öffentlich geäußert hatte dem Publikum mitzutheilen. Die Frage mar also, ob diese seine Auffassung über die Periode vom Beginn der Kreuzzügc bis zum Ausgang des Mittelalters sich ans seinen hinterlnssenen Papieren wenigstens in den Hanptzügen werde reconstruiren lasse». Denn an eine Foitsetzung der „Weltgeschichte" in deiselben Weise, wie sie Ranke begonnen hatte, mit erneuter Durcharbeitung desgcsammten Quelleuniatcrialöund derneucren Monographischen Literatur, Hütte nicht gedacht werden können. Ein solches Werk wäre eben nicht eine Fortführung der Rankc'schen Weltgeschichie, eine Darlegung der ihm specisisch eigrnthiimlichcn AusfassungSweise, fondern ein geistiges Produkt derer gcIvoide», denen die Herausgabe anvertraut worden Ware. Ta nun Aufzeichuunge» oder Dictale Rankes in ausgeführter Form aus den letzte,, Lebensjahren nicht mehr vorlagen, so konnte die Aufgabe der Herausgeber nur darin bestehen, aus den ausführlichen Heften, die Rauke in früheren Jahren für die akademischen Vorlesungen über die fragliche Epoche sich angelegt hatte, die Grnndzüge seiner Auffassung zu gewinnen und sie so wiederzugeben, wie sie damals enlstanden war. Damit konnte freilich nicht eine gleichwerthige Fortsetzung erreicht werden, wohl aber kvnnte so eine Ergänzung des Werkes ermöglicht werden, die dnrckaus von Ranke selbst, wenn auch nicht von dein ?<> jährigen, so doch von dem 4<>-, üt>- oder M jährigen Ranke, herstammte. In dieser Begrenzung aber durfte ninn hoffen, das; die Losung der Aufgabe gelinge» werde, zumal nebe» de» Original-Aufzeichnungen Rankes auch noch genaue Hefte von mehrere» seiner Zuhörer aus den verschiedenen Perioden, in denen er über die zweite Hälfte des Mittelalters gelesen Halle, erreichbar waren. Mit der Lösung der Aufgabe i» dieser Begrenzung wurden Professor Alfred Dovc i» Boun und der Verfasser dieser Zeilen be> traut, die Herausgabe einiger, »och aus den letzten Lebensjahren stammender kritischen Analecten übernahm der langjährige wissenschaftliche Assistent Rankes, Dr. Theodor Wiedemann, Tie Herausgeber, in deren Ncmnm nnd Auftrage dann Alfred Tovc in einer überall? unterrichtenden Vorrede über die Art der gemeinsamen Arbeit berichtet, haben es dann ermöglicht, das; ein grvstcr Theil dieser Ergänzung zur Nnnke'schen Weltgeschichte, der achte Theil dcS ganzen Werkes, welcher die Periode der Krenzzüge und der päpstlichen Weltherrschaft (l^. und liZ, Jahrhundert) umfastt, in althergebrachter Weise zum Weihnachtssestc dem deutscheu Volke dargebracht werden konnte. In wenigen Monaten soll dann noch ein bereits im Druck begriffener neunter Theil, der Abschluf! des ganzen Werkes, erscheinen, der die nnSführliche Darstellung bis znm Ende des 15>, Jahrhunderts, d, h. grnan bis zn dem Zeitpunkte forlfüi>rcn wird, in welchem üinntes „Deiusche Geschichte im Zeitaller der Reformatio,!" einsetzt. Damit wird dann das Werk im Wesentlichen so weit fortgesetzt sein, als Rauke selbst es in ansführlichcr Forin fortzusetzen gedachte. Um für das geplante Schlnstcapitel über die „euere Geschichte ebenfalls einen Eisntz zu schassen, wird mit dem neunten Bande zugleich noch ein kleiner Ergänzungsband erscheinen, der eine überaus interessante Gabe bringen wird. Rauke hat nämlich in frühen» Jahren einmal dem mit ihm befreundeten kunstsinnigen Könige Max von Bayern in Tegernsee eine Reihe vou Vorlesungen über die Epochen der neueren Geschichte gehalten, in welchen er in gedrungener und dem Zwecke angepaßter Form einen scharf umnssenen Ucbcrblick über die Haupt» Momente der »eueren Universalgeschichte entworfen hat. Diese Vorlesungen sind seiner Zeit stenographisch fixirt worden und fanden sich in dieser nuthenlis^en Form in einer sauberen Niedeischiift in Rankes Nachlast vor. Sie sind es, welche den erwähnten Ergänzungsband bilden solle».

Wir haben es also in diesen gcsammten Ergänzungsbänden der Weltgeschichte durchaus mit echten Erzeugnissen des Ranke'schen Genius zu thun. Die Arbeit der Herausgeber, so schnurrig sie in Folge der eigeulhümlichen Beschaffenheit des hinterlasscnen Materials war, wird als nm so verdienstlicher bezeichnet werden müssen, je weniger sie hervortritt, je mehr die Ergänzungsbände durchweg denselben Geist athmen, wie die von Ranke selbst herausgegebenen. Nur so kvnnte es gelingen, von dem Nachlasse des grosten Meisters zu retten, wnS noch zu retten war.

In der That tritt uns dann die ganze Eigenart der Ranke'schen Geschichtsauffassung ans dem bis jetzt vorliegenden achten Theile mit derselben Klaihcit entgegen, wie ans den vorhergehenden. Unzweifelhaft würde Ranke, wenn er selbst noch die Fortsetzung bearbeitet hätte, manches von dem, was er dcrciust vor Jahrzehnte» »icdergeschrieben, ebenso erheblich nnch dm Resultaten der neueren Forschung abgeändert haben, wie er das in den früheren Banden gegenüber jenen älteren Manuskripten, die eben de» damaligen Slnnd der Forschung wiedcrfpiegeln, gcthnn hat. Aber die wirklich wesentlichen Momente seiner weltgeschichtlichen Anschauung lassen sich auch in dein vorliegenden Bande, wie er sich nun gestaltet hat, mit voller Klniheir erkennen.

Da ist es nun vorNllem der gewaltig? Kamps zwischen occidentalischerund orientalischer Cultur, wie er sich in den Kreuzziigcn abgespielt hat, der von Ranke zn dem Alles beherrschenden Hintergrunde des großartigen Historienbildes, das er vor unseren Augen entrollt, gewählt worden ist, von dem sich dann die großen Persönlichkeiten und Ereignisse, die in beiden Cultureentren sich entwickelten, lebensvoll abheben. Mit jener intuitiven Begabung für die Erfassung universaler Zusammenhänge, für die Erkenntnis! des Parallelismus nud der Wechselwirkungin scheinbar unabhängig von einander sich vollziehender Bewegungen nnd Vorgänge hat er die Wirkungen jenes welthistorischen Cvnflictes auf jede der beiden mit einander ringenden Potenzen zur Anschauung gebracht. Noch nie ist mit solcher evidenten Klarheit nachgewiesen worden, wie selbst der die gesammte occidentale Welt beherrschende Kampf zwischen Kaiserthum nnd Papstthum, wie er sich namentlich im Zeitalter der Hohenstaufen vollzogen hat, fast in jeder einzelnen Phase durch den Gang jenes Conslictcs mit der orientalischen Welt bedingt war, ja wie der Ausgang jenes Kampfes zwischen geistlicher nnd weltlicher Macht im Abendlande zu Gunsten der erstcrcn schon in cen ersten Stadien desselben eben dadurch gewissermaßen prädestinirt war, daß die Führung in dem dem gcsammten Abmdlande gemeinsamen Kampfe gegen den Orient nicht von dem Kaiserthum, sondern von dem Papflthum übernommen wurde.

Dieser universale Zusammenhang bildet, wenn wir so sagen dürfen, das Leitmotiv der Rnnkeschen Darstellung. Aber wie lebensvoll und plastisch kommen dock neben dieser Alles beherrschenden Idee des Allgemeinen die individuellen Gestalten beider Eullurkreisc zur Geltung! Wie wirkungsvoll nnd durchaus charakteristisch werden die großen Persönlichkeiten der Hohenstaufen nnd der großen Hierarche», eines Jnnoceuz III. und IV., ans der einen, die weltgeschichtlichen Führer der morgenländischen Welt, namentlich die gewaltige Gestalt Saladins, auf der anderen Seite geschildert! Wie offenbart sich hier die stannensiverthe universale Gelehrsamkeit, die unvergleichliche Vertrautheit Nantes mit den Culturschöpfungcn fast aller Nationen im glänzendstem Lichte, wie weiß er oft die scheinbar völlig isolirten und fremdartigen Erscheinungen des Orients dinch schlagende, das Wesen der Sache im Kern erfassende Analogiccn mit verwandten Bildungen der oceidentalen Welt verständlich zu machen! Und gerade hier, wo der weltgeschichtliche Kampf, in dessen Bekämpfung er die Bestimmung des Menschengeschlechtes sieht, den vornehmsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit bildet, hat er doch znm ersten Male Veranlassung genommen, eine umfassende Schilderung der beiderseitigen Culturen, ohne die ihm ein Verständnis; ihres Kampfes „»möglich erscheint, in großen Zügen zn entwerfe». Wenn man den früheren Bänden seiner Wellgeschichte nicht ganz mit Unrecht hie und da zum Vorwurf gemacht hat, daß er gegenüber jenen großen, weltgeschichtlichen, freundlichen und feindlichen Berich,ungen der Völker unter einander allzu wenig Gewicht auf die Schilderung der cigenlhümlichen nationalen Eulturen der einzelnen Völker gelegt habe, so wird man gerade in diesem Bande, in welchem jener welthistorische Kampf sich znr höchsten Höhe cutfaltet, für jenen Mangel früherer Bände reichlich entschädigt: gerade indem er das Ringcn der beiden Cultureu mit einander in seiner höchsten Intensiv» und Extensiv» ve,anschaulicht, fiihlt er sich gedrungen, hier wie da eingehende Bilder von den Cnlture» selbst zu zeichnen, die, sowohl was die nrabisch-inohammednischc, als was die abendländisch-chnstlichc Eultur angeht, zu dem Formvollendetsten und inhaltlich Durchdachtesten gehören, was Ranke überhaupt geschrieben hat, Sie athmcn eine Frische und Urspriinglichkeit, die vielleicht gerade in dem Zweck der Niederschrift mit ihren Grnnd hat, jedenfalls aber der Darstellung einen unvergleichlich, n Reiz verleiht.

Daneben aber kommt er in einigen, fast rein philosophisch gehaltenen Einleitungen und llebersichten, die genau in der Form, wie sie jetzt vor der Oesfentlichkeit erscheinen, vor Jahrzehnten von ihm niedergeschrieben worden sind, noch einmal auf seinen gr»»dlegncden, gleichsam crkenntnibthevretischen Gedanken über Wesen und Aufgabe der Universal'Geschichtschreibung überhaupt zurück. Wohl bat er die hier geäußerten Gedanken in ähnlicher Form an verschiedenen Stellen seiner Werke, die ja alle ein universalhistorisches Gepräge an sich haben, ausgesprochen, aber fast möchte es uns scheinen, als wenn er sie niemals so systematisch und in klarem Zusammknhcmge vorgetragen hätte, wie in diesen nachgelassenen, aus einer der fruchtbarstenPeriodcn seines LebenS stammenden Papieren, die also auch nach dieser philosophisch-grundlegenden Richtung ein im höchsten Maße werthvolles Vermächtnis? des großen Meisters an die deutsche Geschichtsforschung und an sein Volk, welches seinen Schöpfungen ein so begeistertes Verständnis! entgegengebracht hat, darstellen. Wir zweifeln nicht, dag diese allgemeine Thcilnahme, welche unser dem Idealen, Gott Lob, noch immer nachhängendes Volk den früheren Bänden der Weltgeschichte Rankes entgegengebracht hat, auch dieser ganz und voll seinem Genius entstammenden Fortsetzung nicht versagt werden wird.

Tie AkropoliS von Athen nach dm Berichten der Alten nnd dm neuesten Erforschungen, von Adolf B »etlicher. Mit 132 Teztfiguren und 3S Tafeln. Berlin, Julius Springer.

Je mehr die Altcitbumsmissenschaft heutzutage Gefahr läuft, ihr Ansehen zu verlieren und von dem modischen Sinne auf das Praktische und Reale, von dm staunenswertem Fortschritten der Naturwissenschaften in den Hintergrund gedrängt zn werden, desto eifriger strebt sie, ihren alten Ruhm zu behaupten und, wenn irgend möglich, anch Tageserfolge aufzuweisen. So erklärt sich die rege Thcilncchme der Ocsfentlichkeit an den neueren Ausgrabungen auf gricchisHem Boden. Wenn man Schlicmanns Thätigkcit hierbei gnrz außer Achi läßt, so sind es besonders zwei Gegenden der alten Hellas, deren oft diirchwüh'tcr Boden jedem neuen Forscher neue Ausbeute gemährt, Üini, man möchte fast sagen, in dein Reiz unvergänglicher Jungfräulichkeit erscheint: Olvmpia und die Nkropolis von Athenl Wie ein Zaubermärchen ist uns das Leben und Treiben althcllenijchen Volksgcistes in Olympia vor Augen getreten, als Böttticher es vor einigen Jahren in einem herrliche» Prachtwerke beschrieb Der Wunsch, daß cr der Burg von Athen eine ähnliche Darstellung widmen möge, hat sich jetzt erfüllt, und wir wollen nicht verfehlen, die Leser unserer Zeitschrift darauf hinzuweisen.

Bötticher wendet sich nicht ausschlicsilich an die „Gelehrtcnrepublik Deutschlands", obgleich seine Darstellung auf gesicherter wissenschaftlicher Grundlage ruht, sondern cr will in einer auch dem Laien verständlichen Fassung alles das mitthcilcn, was nn der Akiopolis von Athen geschichtlich und künstlerisch merkwürdig und wcrthvoll ist; er will aus den Einzelunicrsllchungen von K. Boettichcr, E. Curtius, A. Michaelis, U. Koehlcr, E. Wachsmuth, R. Bohn. L Julius, W. Doerpfeld. A. Tiendelenburg, L. v. Sybel, A. Milchhöfer und anderen ein Gesammtbild herstellen, an dem sich weitere Kreise unseres Volks irfrcum sollen. Mit Recht hebt cr in der Vorrede hervor, daß anszer dem veralteten Buche von Louis: „I'^eropols il^tdöovs" nur Wachsmuths Werk: „Die Stadt Athen im Altcrthnm" einen ähnliche» Gedanken verfolge, aber dieses reicht nur bis zum Jahre 1873, und welche Fülle von Fundstücken ist seitdem hinzugekommen! Mögen auch die nächsten Jahre noch weitere Aufschlüsse bringen, mag auch die Ansicht der Fachgelcbrtcn sich über manche Punkte noch anders gestalten in künftiger Zeit, der Augenblick für die Veröffentlichung eines derartigen Werkes ist jedenfalls gut gewählt.

Der Verfasser behandelt feinen umfangreichen Stvff in 4 Abschnitten Der erste schildert die Schicksale der Akropoiis, rwn dem Bau d.-s Athcnatcmpels durch PeisistratoZ anhebend, ihre kttlanzzrit unter Pcriklcs, ihren Verfall, die Verwandlung des allen Heiliglhuins in eine christliche Kirche, die wilden Kriegsstürme, die darüber im Mittelalter hinbrausten, bis zur grausamenZerstörung desPar,hcnonam 26. September

1V87, »nd endlich dic zweihundcrtjtthiigc, mühevolle Zeit der Wiederauffindimg der kostbaren Trümmer. Zahlreiche B'ldertafeln veranschaulichen den Text; wir sind in der glücklichen Lage, einige davon unfern Lesern mittheilcn zu können, namentlich geben die beiden Bilder auf S 414 u, 415 eine deutliche Vorstellung von den übriggebliebenen Bauwerken. Dieser erste Abschnitt bildet eigentlich nur den Rahmen der folgenden Ausführung. Der zweite behandelt die alteren Bauten auf der Akropolis bis zu Kimous Tode: der Verfasser untersucht hier niii großer Schärfe dic einzelnen Ansichten, bringt auch aus eigener Forschung lichtvolle Gedanken vor, so z. B über die schwierige Curventheorie nn den hoiizvntalcn Grundlinien des Parthenons.

Am ausführlichsten ist das 3. Cnpilel: „Die Akrovolis zur Zeit des PcriklcS".

Pseidckovl vom i^slgiebel dri Paribrilon. Aus: Adols Boellicher, Tie Akropolis von Ail,,,,, Julius Springer. Berlin,

Hier siud in den legten Jahren ja unermeßliche Schäle gehoben worden; deshalb ist auch der bildliche Schmuck des Buches hier am reichsten. Tic Ausführung der Kupferstiche von den Melopentaseln ist vorzüglich; auch des schonen Lichtdrucks: „Die Reconstructioii des Parthenon" sei noch gedacht. Des Raumes wegen müssen wir uns auf die Wiedergabe einiger Gruppen vom Friese (S, 4lö) sowie des berühmten Pscrdekopfcs vom Ostgicbel beschränken (S, 4Ili), Die Einzelheiten iu der Ausführung des Kopfes der Athene Pnrthcnos werden am besten sichtbar an dem danach hergestellten Goldmedaillon, das deshalb von uns milaufgenommen wurde (S. 417). Endlich im legten Theilc seines Werks geht der Verfasser auf die Bauwerke aus späterer, besonders aus römischer Zeit ein und berücksichtigt auch die in der Nähe der Burgcbenc liegenden Reste aus dem Alterthum, Lesenswerlh ist hievon namentlich dic Eiörterung über das Tio,,l)soslhcater und die Aufführung von Aischulos' „Persern" daselbst. —

Ans dieser kurz,» Inhaltsangabe wird schon ersichtlich sein, wie anregend Böttichers Buch ist! ein nicht geringer Thcil seines Wcrthes beruht aber auch in dem reichen bildlichen Schmuck, und dafür verdient die Verlagsbuchhandlung besonderes Lob. Abgesehen tx'n den 27 Figuren, welch' ans dem bekannten mafzgebenden Werke des Oberbauraths Durm: „Die Bankmist der Griechin" II. Thcil entnommen sind, war die Bcschnsfnng des vielfach zerstreuten Vildermateiials ziemlich schwierig und mühevoll; das Werk ist demnach auch ein ehrendes Zeugnis! deutschen, buchhändlerischcn Fleißes, das sich durch seine ganze vornehme Ausstattung weit über die sogenannte „Wort- und Bildlitcratur" eihebt.

EoldmcdaMon mit dem Kops der Alheim PartheiwS aus Koul.Oba in dir Krim. Ans: A dolf Boelticher, Tie ZIlrol'oliS don A,ti», Julius Springer. Berlin.

Die Memoiren des Herzogs Lrnst II. von Sachsen-Coburg

Gotha.

Selten wird ein historisches Memoirenwerk, das die Geschichte der lch'en Jahrzehnte behandelt, eine solche Umwälzung zahlreicher, geschichtlicher Ausfassungsmomentc hervorrufen, wie der erste Band de, Lebenserinncrunge» Er, Hoheit, des Herzogs Ernst II, von Sachsen-Coburg-Gollm, die unter dem Titel: „Ans meinem Lebe» und aus meiner Zeit." I Band, soeben ans Licht getreteten sind. (Berlin, Verlag von Wilh. Hry, 1887). Es kann dabei ganz aus dem Spiele bleiben, das; sie hohe Lebensstellung des Verfassers und die Möglichkeit seiner persönlichen Mitwirknng bei politischen Vorfällen de», Buche schon allein ein bcrechtiges Aufsehen verschaffe» wurde, zumal die Memoirenschriftstclbrei fürstlicher Personen, die zur Zeit des ersten Napoleon so blühte, heutzutage fast in Verruf gekommen zu sein scheint. Vielmehr J„t ressc erregt die ganze Art der Darstellung, der unverkennbare Freimuth, mit dem politische Fehler der Zeitgenossen aufgedeckt werden, das peinliche Streben nach möglichster Objektivität, die Sorgfalt im Kleinsten trotz steter Währung des großen staatsmännischen Gesichtspunkts und endlich die Fülle des neu erschlossen?« Quellrnmatcrials. Wenn der Verfasser in Bezug auf den zuletzt berührten Umstand allerdings besonders vom Geschick begünstigt war, so sind die übrigen aufgezählten Vorzüge sein ureigenstes Verdienst, und cs ist nur eine Elrenpslicht der Kritik, dies öffentlich festzustellen, indem sie darauf hinweist, wie hinfort kcine geschichtliche Tarstellung des 4. uud S, Jahrzehnts unseres Jahrhunderts dieser Aufzeichnungen cntrathen kann. Es ist keine Ueberhebung, wenn der Autor in feinem Vorworte ausdrücklich bemerkt (S, VIII): „das Werk, welches hiermit der Öffentlichkeit übergebm werden soll, habe ich mit einer Sorgfalt, Ueberlcgunq und, ich möchte sagen, kritischen Pedanterie vcrfakt, deren sich nicht allzuviel? ähnliche Schriften zu rühmen haben dürfte»!" in einem Alter von nahezu siebzig Jahren denkt man zu ernst von der Wahrheit, um eine solche AeuHerung als Phrase zu gebrauchen. Welche Riesenarbeit in dem stattlichen Bande — er zählt ö16 Seiten — steckt, vermag freilich nur derjenige zu würdigen, der das umfangreiche Nctenmaterial über eine einzelne Frage, z. B. über die schleswig-holsteinsche, eingesehen hat, soweit dasselbe ösfcnilich vorliegt, für den Herzog kam fast regelmäßig noch eine umfangreiche, ihm allein zugängliche Privatcorrespondenz hinzu.

Dieser erste Band schildert in 5 Büchern die Jahn' 1830—50. Zwei Gesichtspunkte sind es von vorn herein, die die Stellung des Verfassers gegenüber den ZeitVerhältnissen kennzeichnen: er betrachtet sich stets als Glied des Hauses Coburg und er fühlt sich bereits nalivnaldcutsch i» einer Zeit, wo dies unter feinen Siandesgcnossen fast als ein Verbrechen angesehen wurde. Der erstgenannte Ilmstand bceimrächligt vielleicht gelegentlich sein Unheil, aber er ist doch gewifz natürlich, denn kein Historiker vermag das rein menschliche Gepräge, welches ihm Heimat, Eltern und Erziehung geben, abzulegen. Dem Hause Coburg ist cs geglückt, mehrere Throne Europas zu, erobern, aber der Herzog verwahrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf einer derartigen absichtlichen Familienpelitik? besonders werthvoll sind in dieser Hinsicht seine Eröffnungen über die Verlobung feines Bruders Albert mit der Königin Vietoria von England. Im Allgemeinen überwiegen in den beiden ersten Büchein die persönlichen Eindrücke und Erlebnisse! die Reise nach Portugal, die Betheilignng an ocr Vermählung Jsabellas von Spanien, der Briefwechsel mit König Leopold von Belgien nehmen das Interesse des Lesers hauptsächlich iu Anspruch. Vvrcihnend gedenkt der Verfasser der deutschen Verhältnisse und schlickt mit einer glänzenden Charakteristik Louis Philippe'«.

Das !i. Buch beginnt mit einer vorzüglichen Kritik des stürmischen Jahres 1848, dann werden die heimatlichen Verhältnisse geschildert. H er will es uns scheinen, als ob die Stellung des Herzog; in seinem Lande damals doch nicht eine so populäre gewesen wäre, als er cs nachher zu glauben Grund Halle. An die Berichte über das Wirken des Frankfurter Parlaments schlief;! sich eine durchaus treffende Beurtheilung des Rcichsvcrwescrs, Erzherzogs Johann! auch die Aiiff.issuug der lauen und halben Politik Friedrich Wilhelms IV. ist gerecht. Werthvoll sind die neuen Mitihcilungen über den Tod Lichnvwskys und Auerswalds aus Briefen von Zeitgenossen.

Die „Erinnerungen ans Schleswig-Holstein" enlhäll das 4. Buch. Der Herzog erörtert die EntstrKung der ganzen Bewegung, kennzeichnet die Absichten Friedrichs VII. von Dänemark und gedenkt dann mit besonderer Liebe seiner eigenen militärischen Erfolge, Er ist dabei frei von Sclbslberäucheruiig, und seine Polemik gegen die Entstellung der TlMscichen in den Erinnernngen des Prinzen Friedrich von Roer ist seichgemäsi. Die Betonung des Fnclnms, tnsz Schlccwig-Holstein für den Juden Don Pneifieo blulcn mns;te (S, 460), verdient besondere Anerkennung, so traurig eine derartige Verbindung polnischer Fragen auch jetzt erscheinen mag.

„Hoffnungen und Eiiilnnschungcn" lautet die vielsagende Uebcrschrift des letzten Buches, zweifellos des interessantesten. Der Herzog steht hier als treibende Kraft mitten in den Ereignissen, Be, Erwähnung der Maiaufständc vcitheidigt er Beusts damaligen Standpunkt gegen die Friesenschcn Anklagen, wie uns scheint, mit Recht. In Deutschland waren die Verhältnisse damals trostlos! der allmächtige Einslus? des Kaisers Nikolaus, die Störungen, welche die bcürischen Schwestern auf den Thronen von Prcuszcn, Sachsen und Oesterieich in den Unionsbestrebungen Deutschlands 184!> veranlassen, der Berliner Fttrstencongresz, den der Herzog leitete (1850), die Aufschlüsse über dnS gleichzeitige Wühlen der socinlrepublikauischen Clubs in Europa bilden die wichtigsten Abschnitte dieses Buches, Naturgemäß knüpft der Verfasser an den jähen Sturz Preußens zu Olmütz eine ebenso eingehmde, wie in Bezug auf den Menschen milde, rücksichllich der Politik äußerst herbe Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. — Wir können bei diesem Schluß den Wunsch nicht unterdrücken, daß es drin hohen Verfasser vergönnt sein möge, seinen Lrbcneerinnerungen recht bald einen zweiten Band folgen zu lassen, der den Aufschwung Deutschlands noch mit darstellt. Bei seinem erhabenen Standpunkt im Hinblick auf historische Wahrheit wird er gewiß auch hier den richtigen Ton zu treffen wissen und an der Meisterschaft schriftstellerischen Könnens die rechte Freude empfinden.

Bibliographische Notizen.

Zouriiltl Ä'un pl,il««»pks Mr Eueren ! Leser zu eigenem Denken anzuregen, ihn Arrest. Paris, Felix Alcan. zu selbständigem llrtheil zu befähigen und ,

Herr Arrsat, über dessen letztes Werk I zu edler Handlung zu erziehen. Lucien „I^a moral« ilirns Is dräms" Nord und ^ Arrsat ist ein feinsinniger Psychologe, der Süd belichtet hat, beweist in diesem neuen ! aus Leben und Wissenschaft die Lehre gegcislvollen Buche wieder, wie gründlich er i Wonnen h?t, daß sich die Menschen weit die philosophische Literatur Deutschlands eher durch Gefühle und Gemüthsbewegungcn kennt. In 47 Capiteln behandelt der als durch Einwirkung aus den Virstand Verfasser in leichter Form der Erzählung, und durch Ideen beherrschen und erziehen die einen kleinen Roman bildet, brennende lassen: uns aus dieser Erfahrung macht Fragen der Psychologie, der Erziehung, er in seinem Buche einen wirksamen der Gesellschaftsmoral und der literarischen Grundsatz für die Durchführung der Dar^ "' > - stellung. Deutsche Leser weiden dieses

in echt französischem Geiste verfaßte Buch vielleicht noch höher schätzen als seine Lcmdsleute, weil der Verfasser in seinem Gcmüth, seinem Dichten und Denken uns nahe verwandt ist, aber uns durch d.n künstlerischen Vorzug seiner geivirincndc» Formen übertrifft, KZ.

«in StrauK französischer LiedcrdichtNNrl. Aus fünf Jahrhunderten ausgewählt und übertragen von Heinrich von Oedheim, Stuttgart, Grciner K Pfeiffer

Das vornehm ausgestattete Bändchen ist wegen seines vortrefflichen Inhalts ein wahres Musterbüchlcin, das außerdem in seiner ersten Hiilite nicht seinesgleichen bisher in Deutschland hatte. Der Verfasser hat seine äußerst schwierige Aufgabe mit feinem Takt und poetischem Sinn gelöst so daß seine Verse sich leicht lesen und doch die eigenthümliche Farbe des Originals wahren: wie schwierig dies bei den französischen Lyrikern der fnihcreu Jahrhunderte war, dürfte nicht unbekannt sein. Manches poetische Genie ist deswegen heutzutage in Deutschland völlig vergessen. Nebersehen wir den Inhalt von Oesheims Anthologie, so bekommen wir Rcspccl vor der reichen Zahl früherer Talente. Bei den älteren hat der llcbe,. setzer sich meist mit einem, d. h. jedesmal

«nur, «in «irunogcoanre zreyr iico, ourcq das Werk, der der Verherrlichung des Familienlebens gilt. Obgleich Herr Arrsat von ollem schwerfälligen Apparat der Gelehrsamkeit absieht, von der er in seinen höchst benchtenSwür'igen Werken Zeugnis; abgelegt hat, zeigt doch jedes Cavitel in seiner nnmuthigen Abnmdung den tiefen Denker, der nur die Frucht eindringender philosophischer Arbeit darbietet. Im Tone belebter Unterhaltung nennt der Verfasser eine stattliche Reihe bcdeutenser deutscher und französischer moderner Schriftsteller, über die er geistvoll, oft überraschend original, jedenfalls unabhängig von aller Modeauffassung urtkeilt, ttcbcrall tritt die stets vornehme Natur des irr gleicher Weise künstlerisch wie wissenschaftlich hvch> begabten Mannes hervor, der sein Leben im höchsten Sinne dem Berufe der Philvsrphic widmet, ohne sie äußerlich an einer Lehranstalt zu vertreten. Auch diesem neuen Werke sieht man wieder an, daß es ihm Gcwisscnssachc ist, auf das Denken der Gebildeten klärend und veredelnd einzuwirken. Darum ist er auch unermüdlich in der Erfindung neuer Gesichtspunkte, ven denen aus feine Bekämpfung herrschender Vorurtheile uud verhängnißvollcr Jrrthümer fesselnd und oft überraschend pikant erscheint. Unter der rcizvellcu Form geistvoller Plauderei und spannender Erzählung verbirgt er seine Methode, den

dem anmulhigsten und verständlichsten Gcdicht begnügt. Die Reihe eröffnet Eustache DeschampS (1340—'41«) mit dem satirischen Poöm: „O seid vor den Barbieren ans der Hut!" Es folgen dann », a, Charles d'Orlsans ('s- I4öb) mit drei reizenden Rondeaux, Frau^ois Villon, Mcllin de Saint^Gelais: ferner Stanzen von Corneille, Maucroix (1' 1708^ mit einem launigen Epigramm über das Heirnthen. Von Bvltairc verdient Beachtung das kleine Gedicht an die Prinzessin Ulrike von Preußen; Beianger ist durch „der alte Spielmann" nm besten vertreten. Von den neueren Dichtern erwähnen mir noch Emile Deschcrmps (S. 72: „Seestück"), Dclavigne (S, 74: „Die Brigantine"), sechs Lieder von Biclor Hugo, SamteBeuve's tief empfundenes: „Das wahre Glück". Besonders reichlich ist Alfred de Musset vertreten, ohne Zweifel mit Recht; das Stimmungsbild „Lucia", die schwer» müthigen Lieder „Lebewohl" (S. III) und „Gedenke mein" (S. l21) gereichen dem lieber setzer zur höchsten Ehre. Freunde körnigen Humors seien endlich noch auf die drei Gedichte Pierre Dupouts aufmerksam gemacht (S. 133 ff,). Wie sehr .Oedheini nm sprachlichen Ausdruck gefeilt hat, beweist der Umstand, daß mit einer einzigen Ausnahme (S, 67: „Dich Hab' ich oft nm Weg begegnet"), die leicht zu ändern ist, sich kein Vcrstosj gegen die Ziegeln der Metrik und Sprache findet, lv.

LiebcSkämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlags magazin (I. Schnbclch).

Den Lesern von „Nord und Sud" wird die eine der Novellen, „Das Kreuz der Liebe", bekannt sein? diese, sowie „Das Mädchen von Nntiochia" sind zwei sehr werlhvolle Gaben des novellistischen Genres. In keuschestem Gewände geben sie ein Stück Leb,n. ein plastisches Gcsnmmtbild voll Leidenschaftlichkeit und gesunder Sinnlichkeit. Auch auf die Novelle „Chn>ssvula", in welcher ein heikelcs Sujet mit vieler Dclimtesse behandelt wird trifft dies Urtheil zu: anders ist es mit der legten Erzählung, „Die schöne Unnahbare"; hier wird die Sinnlichkeit zum EiMsnius und wirkt mit geradezu brutaler Rücksichtslosigkeit abschreckend selbst auf solche Leser, die durchaus nicht zu dcn Verehrern der Elaiircn-Marliit'schcn Muse gchvicu, gegen welche dir Verfasser in einem offenen Briefe an den Verleger, welcher der Erzählung vorangedruckl ist, Front macht und

in der er sich im Voraus gegen die aus ..sittlicher Entrüstung" erfolgten Angriffe der Kritik vcrtheidigt. Nicht nur au» moralischer Bedcnklichkcit erklären wir uns zu Gegnern dieser Novelle, sie ist auch verfehlt in der Composition und beweist, dsn auch auf naturalistischem Gebiete diejenigen Fehler recht merkbar hervortreten können, gegen welckc Friedrichs bei Elaurcn-Marlitt ankämpft: Unwahrheit und Unnatur. Ich. Roman von Ida Bou - Ed.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche

Vcrlagsanstalt. Die Ichsucht i» ihrer widerwärtigsten und abschreckendsten Gestalt, verbunden mit maßloser Genußsucht führen den finanziellen Ruin einer Familie herbei und da die, nur für Acußerlichkeitcn lebende Hausfrau diesen nicht zu ertragen vermag, endet sie in egoistischer Rücksichtslosigkeit gegen Mann und Kind durch Sclbstvcrnichtuug. In trefflich wirkendem Contrast läßt die Verfasserin auf den Trümmern dieses Familiengliicks ein anderes, edleres sich entwickeln, welches bessere Garantien für seine Dauer hat. Ein junges, schönes Mädchen, das in der herzlosen, hohlen und eitlen Umgebung ihre edlere Natur zu verlieren auf dem beste,, Wege ist, findet durch das Unglück derjenigen, in deren Mitte sie lebt, ihr besseres Selbst wieder und wird dadurch der Liebe eines vortrefflichen Mannes würdig. — Alle diese Vorgänge werden in spannender Form und richtiger Kenntnis! des großstädtischen Lebens und Treibens dem Leser vor Augen geführt Die Verfasserin versteht es, Seelcnzustcinde, zu entwerfen, welche überzeugen und ergreifen. Das> aber eine so geschickte Stylistin unschöne Berliner Sprachwendungen sich entschlüpfen läßt, bat uns befremdet. Bei strengerer Selbstkritik dürfte dieser Fehler leicht zu vermeiden sein, mi.

Ter eiserne Siegfried Eine neuzeitliche Nibcluiigenincir von Hermann Hossm ei st er. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, R.vDcckcrs Verlag, (G, Schenck, Zlgl, Hofbuchhändle,). Mit wahrer Freude begrüßen wir das Erscheinen einer neuen Auslage dieser patriotischen Dichtung, über der bei iluer Veröffentlichung im Jahre 1885 ein Unstern gewaltet hat. Der Verleger verdient besonderen Tank deswegen, daß er durch eine vornehme und geschmackvolle Ausstattung seinerseits sich bemüht hat, dem Buche den Platz zu verschaffen, den es verdient, denn dasselbe wird uunmchr ein Festgeschrnk worden, das eigentlich in keinem deutschen Hause fehlen darf Besonders dürfte es sich auch als Cchulprämie verwenden lassen. Die Umarbeitung ist eine sehr sorgfältige, so don sich störende Druckfehler nicht mehr finden. Der Gedanke, das Leben des deutschen Kanzlers in der Form einrs modernen Epos zu behandeln, in flüssigen Trochäen nach dem Vorbilde Scheffels im „Tiompeter", war ein sehr plücklichci. Die Verknüpfung des neuzeitlichen Stoffes mit den einzelnen Momenten der Siegfricdsage ist dem Verfasser gut gelungen und nirgends nusdringlich: die entscheidenden Augenblicke aus dem Leben des Reichskanzlers sind gut ausgewählt. Als besonderen Vorzug der Dichtung möchten die eingestreuten, zahlreichen Lieder anzusehen sein, die mit ihren lebhafteren Rhythmen den epischen Ton angemessen unterbrechen, oft sogar wie sangbare Weisen klingen. Wir führen als Probe eine Strophe aus dem Schluszliede an:

.6» lang' im deutschen Volle sein Eisenwille lebt. So long uni deutsche Ehre sein Siegsriedbanner schwebt;

So lang' die deutsche Liebe den Mann im Herzen ehrt.

Ter in der Glaubensstärke gezückt sein Siege«, schwcrl!

Ten neuen, eisern' Siegsiieb, mit Topxelmarl und Krall,

Dcr leutichr Trme milchtlg d»m Lchla'e ausgrrafft. Der lebt skr alle Zeilen, ob auch sein Lerb der» sin».

Dem Tanldarleit aus emig des Ruhmez Lieder bringt!"

lv.

Tie LeutringenS. Roman von N. v.

Älinkowström. Stuttgart und Leipzig,

Deutsche Verlagsanstall. Der Roman behandelt die Geschichte einer Ehe zwischen Vetter und Cousine, welche nicht aus leidenschaftlicher Liebe gc< schlössen, sondern aus freundschaftlicher Zuneigung nach einenl mehrwöchcntlichen Zusammensein auf dem Laude. Daf> eine solche Ehe, da beide jung, schön und lebenslustig sind, Fährnisse zu bestehen hat, ist selbstverständlich, und schon auf der Hochzeitsreise stellen sich solche

ein, aber während sie von dcr energischen und charaktervollen jungen Frau überwunden Wersen, droht dem jungen Ehemann die Gefahr, ihnen zu erliegen. Und nur weil sich ihm Hindernisse und Zwischenfälle aller Art in den Weg stellen, wiro der Bruch aufgthalten, dcr unvermeidlich scheint, Dah aber die klügste und lhatkräfligstc Frau aus diesem haltlosen, hin- und herschwanken» den und geistig recht unbedeutenden Manne lincn ehrgeizigen Streber zu machen im Stande ist, dcr fortan nur seinem Ehrgeiz

lebt, erscheint ebenso unwahrscheinlich, wie das von dcr Verfasserin geschilderte Licbesverhältniß zwischen einer erzcoquelen, russischen Wittwe und dem weltfremden, nur für seine Wissenschaft lebenden deutschen Gelehrten. Trotz dieser kleinen Mängel ist der Roman unterhaltend und liest sich sehr gut. Die Verfasserin ist heimisch auf dem Salon< parquet, sie weif;, ivic ninn sich aus diesem bewegt, spricht und intriguirt. Auch in stillstischcr Beziehung erhebt er sich über recht viele Erzeugnisse auf diesem so überreich cultivirten Gebiet, nur in der Anwendung gewisser Licblingsausdrücke müfitc die Verfasserin mehr Controlc obwalten lassen. Das Wort „impulsiv" ist uns so oft aufgestoßen, dak wir nicht umhin können, sie darauf aufm?rksam zu machen.

Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karls des Grosien von Fclir Dahn. Leipzig, Breilkopf sc Härtel. „Bis zum Tode getreu" ist d>s sächsischen Bolksktammes Wahrspruch, ihn fetzt Feliz Dahn seiner ErM‚lung aus der Zeit Karls des Groszen als Motto voran. Die Erzählung selbst könnte man das hohe Lied von dcr deutschen Treue nennen. Erfüllt von Poesie, oft bis zu solchem Schwünge der Begeisterung sich steigernd, das, man vermeint, ein Epos in gebundener Rede zu lesen, wird diese Erzählung selbst solchen Lesern Genus; bereiten, denen die historische Treue des Zeitbilds Rebensache ist, weil in derselben mit Meisterschaft geschildert sind menschliche Leidenschnfte,„ Wünsche und Verirrungen, die so alt sind wie das Menschengeschlecht selbst und wie sie das Weltgctriebe beherrscht haben zur Zeit Kails de« Groszen, so vor dein und nach dem, bis auf uusere Tage.

Es würde zur Werthschätzung des Buches nichts beitragen, wenn wir einen kurzen Auszug dcr Handlung folgen lieszen; nicht diese selbst, sondern die Art und Weise der Darstellung verleiht ihm seine Bedeutung; die Schilderung Kaiser Karls ist dem Dichter besonders gelungen, wir lernen ihn kennen wahrend er es seinem Zeitgenossen Harun nl Raschid glcichthut und unerkannt durch seine Lande reist, um das Herz seines Volkes besser erwischen zu können. Auch dcr Sachse Volkslied und die schone Muthgard, seine Gattin, sind Heldengestalten wie aus einem Guh, kraftvoll und markig Wir stellen die Erzählung „bis zum Tode getreu" dem besten an die Seite, was Dahn je geschrieben hat,

WH.